VÖLKERBILDER AUS DER ALTEN WELT: FÜR SCHULE UND HAUS

Ferdinand Schmidt

KF 19246

Digitized by Google

Digitized by Google

Fred^r. Louis Henry Wolkins.
Boston.
1873.

704 [illegible]

[illegible]

[illegible]

711 [illegible]

Völkerbilder aus der alten Welt.

Für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet von

Ferdinand Schmidt.

Mit vierzig Illustrationen.

Hamburg, 1868.

Vereinsbuchhandlung.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Vorwort.

Die Gegenwart ist Blüthe und Frucht der Vergangenheit; in der Vergangenheit ruht der Schlüssel zum Verständniß der heutigen Zeit. Heilsam ist's demnach, die Vergangenheit des menschlichen Geschlechts zu betrachten, unerläßlich für den, dessen Bestreben es ist, über die gegenwärtige Zeit zu richtigen Anschauungen zu gelangen. Die Natur des Geistes macht sich in gewisser Beziehung in gleicher Weise erkennbar im Einzelleben wie im Völkerleben. In dem Maße Jemand strebt, über eine einzelne Person ein richtiges Urtheil zu gewinnen, in dem gleichen Maße wird er es sich angelegen sein lassen, das unbefangene Regen des geistigen Wesens derselben in ihrer Jugendzeit kennen zu lernen. Wie mit Individuen, ist's mit Völkern, wie mit Völkern, so ist's mit dem ganzen menschlichen Geschlecht. Was wir nach gebräuchlicher Weise Geschichte des Alterthums nennen, müßte eigentlich Geschichte der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts heißen.

Noch Etwas tritt hinzu, das den Reiz und Antrieb zur Beschäftigung mit der Geschichte des Alterthums erhöht. Leben wir nicht noch in den Strömungen, deren Quellen in der grauen Vorzeit liegen? Ist alles Große und Erhabene, das jene jugendliche Zeit des menschlichen Geschlechts den nachfolgenden Generationen bot, schon zu vollkommener Verwerthung gelangt? Oder sind noch Schätze vorhanden, die richtiger Würdigung und heilsamer Verwendung harren? Es seien nur die Namen **Jerusalem, Athen, Rom** genannt, und jeder Denkende wird sich sofort sagen, daß auch für uns noch in Bezug auf religiöses Leben wie auf Kunst- und Staatsleben die reichsten geistigen Frucht- und Nährstoffe in der Vergangenheit ruhen. Erhabene Ideale sind aus dem Erkenntniß- und Gemüthsleben der jugendfrischen Menschheit zu Tage getreten, Ideale, die uns zugleich Maße geben, mit denen wir die heutigen Erscheinungen auf den genannten Gebieten erst nach ihrem wirklichen Werthe zu würdigen vermögen.

Zur Betrachtung jener wunderbaren, großen Zeit seien die Leser — Alt und Jung — eingeladen. Die Ausführung einer zweckmäßigen Zusammenstellung von Bildern, Gemälden und Charakteristiken aus der Geschichte des Alterthums, entnommen aus einer Zahl von Geschichtswerken, mag Vielen als etwas Leichtes erscheinen. Ihnen kann sich der Herausgeber nicht beizählen. Er vielmehr schreckte, von dem Herrn Verleger zur Veranstaltung einer solchen Zusammenstellung aufgefordert, vor der Aufgabe zurück, und erst der Anreiz, der sich für ihn aus der Zusage ergab, es solle ihm in Bezug auf den Umfang keinerlei Beschränkung auferlegt werden und das Buch in würdigster Ausstattung erscheinen, mäßigte seine Bedenklichkeiten und bestimmte ihn endlich, die Arbeit zu übernehmen.

Die Ausführung, bei der der Herr Verleger dem Herausgeber nicht nur durch entsprechende Rathschläge zur Seite stand, sondern demselben auch zur Er-

langung von Quellwerken vielfach behülflich war, erforderte einen Zeitraum von einigen Jahren. Welch eine große Zahl von Schriften mußte in Betracht gezogen werden! Es sollten ja auftreten: Aegypter, Chinesen, Mongolen, Tataren, Indier, Phönicier, Karthager, Babylonier, Assyrer, Israeliten, Griechen, Römer, Celten, Germanen, und jeder Kundige weiß es, welch eine reiche Literatur über diese Völker vorhanden ist.

Bei der Wahl der Geschichtswerke ließ der Herausgeber sich wesentlich durch ein Wort Luden's leiten. „Ich glaube wirklich," äußerte dieser im Jahre 1806 in einem Gespräche mit Goethe, „daß Niemand ein Historiker sein könne, im schönsten Sinne des Wortes, dem die dichterische, die gestaltende Kraft fehlt." Goethe ertheilte dieser Auffassung seine volle Zustimmung.

Indem es nun galt, die Hauptmomente aus der Geschichte der genannten Völker vorzuführen, durfte dies nicht geschehen durch ein willkürliches Aneinanderreihen von abgerissenen Aufsätzen, sondern es mußte danach gestrebt werden, die aus dem Literaturschatze herausgehobenen Stücke (wenigstens bei weitem die meisten derselben) zu abgeschlossenen Einzelbildern zu gestalten, derart, daß sie nach Abrundung und Stellung neben der Erfüllung ihres Einzelzweckes zugleich als organische Theile in dem Gesammtgemälde, der Gesammtgeschichte des Alterthums, zu entsprechender Geltung gelangen konnten.

Auch hat der Herausgeber es für ersprießlich erachtet, geographische Bilder der Schauplätze, auf denen die geschichtlichen Ereignisse stattfanden, diesen voranzustellen. Die Begründung der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens ist geeigneten Orts dem Texte eingefügt worden.

Erwägt der freundliche Leser dazu noch, daß die Oekonomie des Ganzen die Innehaltung eines gewissen Maßes für den Umfang der Einzelbilder nothwendig machte, daß viele der benutzten, in Betreff der Gründlichkeit vortrefflichen Werke des populären Gewandes entbehren, bezügliche Veränderungen demnach, um eine möglichst gleichmäßige und dabei einfache Darstellung zur Durchführung zu bringen, geboten waren, und endlich noch, daß neben den geschichtlichen und geographischen Werken auch die Gebiete der pädagogischen, der kunstgeschichtlichen und namentlich der baugeschichtlichen Literatur in Betracht gezogen worden sind, so wird die oben ausgesprochene Behauptung des Herausgebers, daß es sich bei dieser Arbeit keineswegs um die Lösung einer leichten Aufgabe handelte, gewiß Beistimmung finden.

Der vorliegende Band schließt ab mit der Geschichte der macedonischen Staaten, die von der Geschichte Griechenlands nicht zu trennen ist; die Geschichte Roms, die die Schlußabtheilung des Ganzen bildet, befindet sich bereits unter der Presse. Umfang und Wichtigkeit sprechen dafür, diese letztere Abtheilung ebenfalls als einen besondern Band auftreten zu lassen.

Möchte das vorliegende Buch billigen Anforderungen genügen und für Schule und Haus reiche Verwendung finden!

Berlin.

Ferdinand Schmidt.

Inhalt.

Illustrationen.

Notiz für den Buchbinder: die Einheftung der Separatbilder hat nach den oben angegebenen Seiten zu erfolgen.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf,
Ob hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die and're voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Widerstand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen,
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land!

F. Freiligrath.

Erstes Buch.

Heroenzeitalter der Griechen.

1. Natur, Land und Volk der Griechen.*

Das Land der Griechen hieß Hellas, und sie nannten sich davon Hellenen. Nach Norden grenzte Hellas an Macedonien, nach den drei anderen Weltgegenden war es vom mittelländischen Meere umflossen. Von Anfang an gab es zwei Stämme des hellenischen Volkes, der eine hieß der dorische, der andere der ionische. Die Dorier waren Griechen so gut wie die Jonier, aber sie unterschieden sich ein wenig in ihrer Gestalt, Sprache und Lebensweise.

Alles, was im griechischen Leben bewundert wird: die Energie der Tugend und Thatkraft, die Höhe und Vielseitigkeit der geistigen Bildung, die unerreichte Schöpferkraft, Schönheit und Mannigfaltigkeit in aller Kunst, der Sitten freie Anmuth, die heitre Schönheit wie der würdige Ernst des öffentlichen Lebens, — das Alles erblühte in diesem Jugendvolke der europäischen Menschheit nicht ohne den begünstigenden Einfluß der Lage und der Natur seines Landes und seines glücklich gemischten Klimas.

Die alten Griechen waren sich dieser Vorzüge wohl bewußt. Ihre Schriftsteller und Dichter wurden nicht müde, dieselben preisend zu verherrlichen.

Hellas ist ein kleines Land. Sein Flächenraum — die zu ihm gehörenden Inseln nicht mit eingerechnet — betrug etwa 1300 Geviertmeilen, war also etwa dem des heutigen Königreichs Bayern gleich. Es umfaßt nur den kleineren südlichen Theil der großen Halbinsel, welche im Osten vom schwarzen, im Westen vom adriatischen Meere begrenzt wird. Man könnte das Land selbst fast ein Kunstwerk der Natur nennen; denn es besitzt alle wesentlichen Eigenschaften eines Kunstwerks: übersichtliches Maß, Beschränktheit und Einheit in der höchsten Mannigfaltigkeit. Es giebt kein Land der Erde, sagt ein berühmter Kunstforscher und Reisender, der Däne Bröndstedt, das sich so wunderbar mit dem Meere vermählt, keins, das die Schönheiten aller Gegenden Europas in solchem Grade verbunden aufzeigt. Der Wanderer, der aus Thessaliens weiten, fruchtbaren, rossenährenden Ebenen den Peneosfluß entlang in das Tempethal eintritt, glaubt sich aus Dänemarks korngesegneten Gefilden plötzlich wie durch Zauberschlag versetzt in die sanften und doch prachtvollen Umgebungen einer üppigen italischen Natur, während ihn, kaum eine halbe Stunde weiter hinein in das Thal, die großartige Felsenpracht einer deutschen Schweizerlandschaft umgiebt.

Nur in einem solchen kleinen Lande konnte das griechische Leben mit seiner

* Nach Ad. Stahr, Torso, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten, Th. Althaus, Geschichte der alten Welt, Th. Schacht, Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit und Ernst Curtius, Griechische Geschichte.

freien Vielgestaltigkeit entstehen; nur in so übersichtlichem und geschlossenem Raume konnte ein innerlich bewegtes und doch festgeschlossenes mannigfaltiges Staatsleben erwachsen, während in den breiten Küstenländern, in den weiten Stromthälern des Orients das unabsehliche Gewimmel der Menschenmassen allein durch den weitgreifenden Zwang des religiösen und politischen Despotismus zusammengehalten werden mochte.

Dies kleine Land besaß ferner auch jenes Maß des Bodens und des Klimas, das, gleich entfernt von verschwenderischer Ueppigkeit, die den Geist entnervt durch mühelosen Genuß, wie von jener öden Kargheit, welche den Schwung der Seele lähmt und niederdrückt, eine glückliche Mitte bildete zwischen Arbeit und Genuß, ruhigem Stillstande und kräftigem Aufschwung, zwischen Sammlung und Zerstreuung. Griechenland war kein Paradies, wo Milch und Honig floß, kein Phantasieland von idyllischen Schäfern bewohnt, wie sich's wohl jene Poeten des achtzehnten Jahrhunderts erträumten, die den Genuß eines thatenlosen Gefühlslebens an die Stelle der erhabenen Schönheit und der kraftvollen Anmuth des griechischen Daseins setzten. Der Anblick des Landes, sagt der berühmte deutsche Kunstforscher, welcher Griechenland selbst bereiset hat, und dessen meisterhafter Darstellung wir die Hauptzüge dieses Abschnittes entlehnen*, — der Anblick des Landes ist zuerst viel rauher, als man zu erwarten pflegt. Von der Höhe übersehen, gleicht es einem Meere von versteinerten Wellen, ganz durchästet von rauhen Felsgebirgen, die freilich einst mehr als jetzt bewaldet waren. Bei diesem Anblicke erinnert man sich, daß die alten Griechen mitnichten so süß und geschmeidig waren, wie sie der Schöngeist sich vorstellt, und daß ihre Schönheit aufwuchs auf der Grundlage derber Kraft. Hier jagten diese unerbittlichen homerischen Städteverwüster den Löwen, den Eber und den grimmen Bergstier, hier starrt die dorische Härte und Wildheit. Aber das Auge, das zu diesen Gipfeln und Spitzen hinaufstieg, weckte und nährte zugleich den Sinn des Erhabenen in der Brust des Hellenen. Der reine Schwung der Berglinien, die unendlich mannigfaltige, aber immer reizvoll gestaltete Form der Felsgebirge, in der sich Schroffes und Gerundetes zu schöner Einheit verbinden, weckten und bildeten den plastischen Blick, wie sie noch heute das Entzücken des Künstlers sind.** Und dieses Reich von schönen Linien und Formen sah der Grieche belebt und verklärt von dem zauberhaften Farbenreize seiner reinen Luft, eingefaßt von der blauen Pracht seines Himmels, dessen unvergleichlicher Glanz dem aufschauenden Blicke in's Herz hinein lachte; er sah es umflossen von dem Spiegel dieses Himmels, von einem Meere, dessen tiefe, lichtdurchdrungene Bläue im reizvollen Wechsel der Farben die Küsten von Hellas umspülte. Welch ein Lehrmeister des Schönen das Meer für die Hellenen gewesen ist, das kann man aus Homer lernen, wenn man nur eines der zahlreichen Gleichnisse lies't von der entstehenden und vergehenden Meereswoge:

Wie wenn zum hallenden Felsengestad' herrollende Meerfluth
Wog' an Woge, sich stürzt vom Westwind aufgewühlet,
Weit auf der Höhe zuerst aufschwellt sie sich; aber anjetzo
Gegen die Klippe zerschellt laut donnert sie, rings um den Bordrand
Hängt sie krumm aufbrandend, und fernhin speit sie den Salzschaum, —
Also zogen gedrängt die Danaer, Haufen an Haufen,
Rastlos her in die Schlacht.

Den Gegensatz zu der rauhen und erhabenen Wildheit der griechischen Gebirgsnatur, welche dem Charakter des dorischen Stammes entspricht, bildet die ionische Weichheit und Lieblichkeit der Thäler, die jedoch weit entfernt ist von jener orientalischen Ueppigkeit, welche den Sinn berauscht und in Träume schwelgerischer Wollust versenkt.

Klar wie sein Himmel, schwungvoll und doch scharf umrissen und bestimmt wie seiner Erde Formen, war auch die Pflanzenwelt, welche den Hellenen umgab. Ihr Typus hat jenen plastischen Charakter, der durch den Schwung seiner Formen das Gemüth befreit, während er

* Fr. Vischer, Aesthetik II.

** Der vielgezackte Olympos, der eine Höhe von 6200 Fuß hat, demnach mehr als 1000 Fuß höher als die Schneekoppe ist, gewährt den Seefahrern ein herrliches Bild. Andere Berggipfel übertrafen ihn noch an Höhe.

das Sentimentale durch seine ruhige Würde, seine ernstgemessene Haltung und durch seine scharfe Deutlichkeit nicht aufkommen läßt. Selbst der Oelbaum, so ähnlich unserer nordischen Weide, ist nicht elegisch sentimental wie diese, denn die lederartige Stärke seiner Blätter verhindert die zitternde Beweglichkeit im Winde und das traurige Ueberhängen der äußern Zweige. Die Pflanzenwelt Griechenlands und Italiens ist im Allgemeinen von mäßiger Größe. Wo sich in derselben üppige Fülle in Wuchs und Stamm, in Krone und Baumschlag zeigt, da wird diese Fülle doch wieder, wie bei der Platane und dem Ahorn, zur gemessenen Bestimmtheit hingelenkt durch die strenge, dem Krystallartigen verwandte Zeichnung der Blätter. Das Grün der Bäume, nicht eintönig, sondern in unzähligen Nüancen spielend, meist von warmer, zuweilen von glänzender schwärzlicher und graugrüner Farbe, ersetzt durch seine Dauer den Schmuck der schnell versengten Wiesenfluren. Erst wenn man die reizende jungfräuliche Schlankheit des Lorbeerbaumes sieht, versteht man völlig den Mythos von der Daphne, wie man bei dem Anblick der hoch zur Krone aufsteigenden Doldenstengel die Form der griechischen Tempelsäule versteht, welche hellenischer Kunstgeist der Natur nachschuf.

In dieser Pflanzenwelt der Thäler lebt und webt eine eben so reiche und anmuthige Thierwelt. Zahllose Cicaden summen im Grase, tausende von Nachtigallen schlagen im Myrtengebüsche, unter den Oliven, im Platanenhain, im Dunkel der Orangen und Limonen. Das Steinhuhn lockt, zierliche Lacerten werden von Schlangen verfolgt, mächtige Geier schreiten gravitätisch einher, Pelikan und Storch lauern am See auf Beute, und hoch in Lüften, weite Kreise ziehend, wiegt sich der Adler, der blitztragende Vogel des Zeus. Wenn auch die gefährlichen, der Kultur feindlichen Thiere schon in früher Heroenzeit verfolgt und stark vermindert wurden, so war doch darum das wilde Gethier nicht in dem Grade wie bei uns ausgerottet, und die griechischen Dichter und Künstler sahen auch Löwen und Schlangen, Adler und Geier, nicht in Käfigen, sondern in Freiheit. Der Thiere schönstes, das Pferd, war zugleich in seiner edelsten Raçe, der schlanken orientalischen, in Griechenland vorhanden, und die marmornen Rosse des Parthenon zeigen, daß Phidias der herrlichsten Modelle nicht entbehrte.*

Ueberall in der Natur umgab so den griechischen Menschen die kunsttriebweckende Schönheit. Sie lachte ihm in's Herz mit dem hellen Lichte seiner Sonne und mit der Zauberpracht der Farben, der Kinder des Lichts. Sie grüßte ihn aus der strahlenden Bläue seines Himmels und seines Meeres und aus der Reinheit und Klarheit seiner Luft, deren Hitze während der Sommergluthen hier der frische Hauch des Gebirgswaldes, dort die labenden Winde des Meeres kühlten. Sie lockte und bildete sein Auge durch die Linien und Formen der schön gestalteten Erde, wie durch die schön geschwungenen Wellen des rauschenden Meeres. Sie umgab ihn in Busch und Baum, in Wald und Feld, in dem silbernen Rieselrauschen der kühlen Felsenquelle, die dem Dürstenden Labung spendete, wie in den tausend mannigfaltigen Reizen seiner Thier- und Pflanzenwelt.

Und hinein in all' diese Schönheit schuf die Natur das göttergleiche Gebild des griechischen Menschen. Der Gliederbau war kräftig breit und doch von schlanker Linie und geschmeidigen Formen. Der Charakter des Gelösten, Herausgearbeiteten, Entwickelten, besonders in der freigewölbten Brust, der schon in der Raçe lag, ward durch die Gymnastik noch mehr vervollkommnet.

Das eigenthümliche griechische Profil ist allgemein bekannt. Die Kunst fand es vor in der Natur und bildete es nur aus zur höchsten Vollendung. Noch heutigen Tages findet man hier und da in Griechenland dieses Profil: die gerade Linie in Verbindung von Stirn und Nase, das große Auge, das runde volle Kinn, das breitere Gesicht, welche nach Aristoteles den ionischen Typus bezeichnet, der zur Zeit der blühenden Kunst das Ideal der griechischen Bilder wurde. Auch die dorische Gesichtsbildung, welche an das Profil der Plastik und Malerei von Phidias erinnert: ein feines spitzes Gesicht, von vorn schmal zu sehen, zurückfliehende Stirn, scharfe Adlernase, der feine Mund wie zum Lächeln in den Winkeln aufgezogen, das spitze

* Vischer.

Kinn — auch diese dem dorischen Stamme eigenthümliche vogelähnliche Physiognomie kann man noch heut in Neugriechenland beobachten.

Das Eigenthümliche des griechischen Profils besteht darin, daß es einen sanften ununterbrochenen Zusammenhang zwischen den oberen und unteren Gesichtstheilen erzeugt. Die Nase wird dadurch der Stirn, dem Sitze des Geistes, angeeignet und erhält selber einen geistigen Charakter, während bei einer tiefeinschneidenden Nasenwurzel der Ausdruck einer scharfen Trennung des Geistigen und Thierischen entsteht. Das volle Kinn aber gab diesem schönen harmonischen Ganzen gleichsam die abschließende feste Basis.

Die Stirn war mäßig gewölbt, nicht allzu hoch, sie hatte einen Theil ihrer Entwicklung dem Gesichte abgegeben. Dazu das volle, runde, leuchtende Auge unter feingezogenen Brauen und der Schmuck des lockigen Haares, das in Fülle auch in dem schön gekräuselten Bart sich zeigt. So sprach dieses ganze Profil das Gleichgewicht des Temperamentes aus, das neben dem sanguinischen Hauptzuge auch diejenige Dosis von Phlegma und Melancholie besaß, die zur Wissenschaft und zum Gefühl des Tragischen gehört, während man nur an Achilles zu denken braucht, um auch die Stärke des cholerischen Feuers im griechischen Temperamente zu erkennen. Diese reine Mischung aller Temperamente bildete die Grundlage für die allseitige geniale Begabung des griechischen Menschen.*

Die Griechen waren ein von der Natur unverkennbar gezeichnetes, durch gleiche Anlagen des Geistes und Körpers zur Einheit verbundenes Menschengeschlecht. Ihre angebornen Geistesgaben haben sie in ihrer Sprache am frühesten und deutlichsten bezeugt und dann so umfassend und vollkommen wie kein anderes Volk in ihrer Geschichte. Denn was sie in Religion und Cultus, im Staatsleben, in Gesetzgebung, in Kunst und Wissenschaft geschaffen haben, ist ihr eigen, und was sie von Andern übernommen, haben sie so umgestaltet und wiedergeboren, daß es ihr geistiges Eigenthum geworden ist und der Abdruck ihres geistigen Wesens. Ihre körperliche Beschaffenheit bezeugt sich in der bildenden Kunst, welche, im Volke einheimisch, nicht anders als aus dem Volke selbst ihre eigenthümliche Anschauung von der Menschengestalt gewinnen konnte. Apollo und Hermes, Achill und Theseus, wie sie in Stein und Farbenzeichnung uns vor Augen stehen, sind doch nur verklärte Griechen, und die edle Harmonie ihrer Glieder gehört dem Volke an und war ein natürliches Kennzeichen desselben.

So ausgestattet von der Natur fand sich der Grieche in einem Lande, in dem, wie bemerkt, das Leben weder zu schwer noch zu leicht war, wo mit mäßiger Mühe dreifache Ernte gedeihet, wo Wein und edle Früchte die Sinne erfreuen und der leichtere Genuß die Mäßigkeit begünstigt. War auch des fruchtbaren Landes nur wenig, so lohnte doch überall der Boden die Mühe des Menschen, dem er zugleich lieb und werth wurde durch die Sorgfalt und Arbeit, die er auf seine Pflege verwenden mußte. Und wo der Boden nicht ausreichte, da lockte das Meer nach allen Seiten hinaus zum Handel, der mit dem Reichthume zugleich die Mittel brachte zur Verschönerung des Daseins, nachdem das Nothwendige gewonnen war. Die vielen Golfe mit ihrer Beckenform, schön gerundeten Theaterkreisen vergleichbar, luden den Menschen zur Ansiedelung, sein Schiff zur Sicherheit ein. Rings umher aber schwimmen in reiner Bläue die schön gezeichneten Inseln. Vorzugsweise vom Himmel begünstigt, war Attika, wo die reine Luft den Blick am weitesten hinausträgt über das Meer, und wo vom Hymettosgebirge herab das Auge über seinen blauen Spiegel ostwärts bis Chios dringt.

Aber auch unter der Erde bot sein Land dem Hellenen die Mittel aller Kultur und Kunst. Erz, Eisen und edle Metalle waren reichlich vorhanden, und unerschöpfliche Brüche des edelsten Marmors boten sich dem Künstler zum bildsamen Stoffe dar.

Die Tracht ließ das Haupt zumeist, wo man nicht den Schutz des Helms, des Reisehuts, der Schiffermütze bedurfte, frei und unbedeckt, die Beine in ihrer schönen Zeichnung nackt — Hosen galten für barbarische Tracht — und auch der ganze oder halbe Arm sah nackt aus dem Gewande (Chiton) hervor. Das Himation, das über

* Vischer, Hegel.

die linke Schulter geworfen um den Rücken geschlagen, dann unter oder über den rechten Arm genommen wurde, so daß das Ende wieder über die linke Schulter fiel, — dieses Himation, und ähnlich die kürzere Chlamys, war jenes ungenähte Stück wollenen Zeugs, dessen reicher Faltenwurf motivirt durch die Formen des Körpers diese durchblicken ließ, mit jeder Bewegung sich veränderte, nicht fertig genäht, als Sack am Leibe hing oder als Schale ihm anhaftete, sondern in Wahrheit getragen sein wollte, daher ein bewegtes, lebendiges, ein persönliches Kleid.

Wie einfach und doch schwungvoll, wie edel ohne Ueberladung, wie lebendig gefühlt alle Geräthe waren, weiß Jeder, der antike Vasen, Lampen, Candelaber, Küchen- und Tafelgeräthe, Helme, Schilde und andere Waffen gesehen hat. Selbst die Löcher am Siebe hatten Zeichnung, das Gewicht an der Wage war ein Götterkopf, die Theatermarke stellte ein niedlich geschnittenes Thierchen vor; denn in Alles drang der Geist der Kunst und Schönheit ein, und wie der Grieche das Schöne schuf, so war er hinwiederum selbst, seine ganze Erscheinung, seine Lebensformen Gegenstand des Künstlers und der Kunst. Man braucht nur den Borghesischen Fechter anzuschauen, um sich ein Beispiel vor die Sinne zu führen, wie z. B. die antike Waffenführung den ganzen lebendigen Mann in Anspruch nahm und die Kraft und Schönheit alle Glieder des Kämpfers zeigte. Auch der griechische Feldherr ist nicht blos durch seinen Befehl und Plan von fern her der Lenker der Schlacht. Alexander stürmt selbst an der Spitze seiner Reitergeschwader ein auf die feindlichen Schaaren. Der Staatsmann ist Redner des Markts, seine Thätigkeit ist so öffentlich wie die des Feldarbeiters und Künstlers; der Weise, der Dichter, der Denker, sie alle stehen mitten im öffentlichen Leben als ganze, volle Menschen. Es gab keine Kabinette und keine Studirstuben, keine grünen Tische und staubigen Actenzimmer, keine verkrüppelten Geschäftsmenschen im Volke der Hellenen. Das eigene Gefühl der Ehrfurcht vor dem Hohen und Göttlichen, die tiefe Scheu vor dem Unheiligen und Unreinen, die eigene Achtung vor der Sitte und dem selbstgegebenen Gesetze vertrat bei den Hellenen die Stelle jener äußerlichen Zucht und Bevormundung durch Hierarchie und Staatspolizei. In solcher Freiheit entfaltete sich der Geist des griechischen Volks zu der Blüthe der Anmuth und Schönheit, welche weder vorher noch nachher ein anderes Volk erreicht hat.

Die Betrachtung der Natur, des Landes und Volkes der Griechen hat uns bis in die geschichtliche Zeit derselben geführt; kehren wir nun in die mythische Vorzeit der Griechen zurück!

2. Die Griechen und ihre Götter.*

Wenn auch die griechische Religion ein sonderbares Chaos war, so hat sie doch vor allen anderen Religionen des Alterthums den poetischen Charakter voraus. Sie ist oft kindisch einfältig, aber auch kindisch fröhlich und in ihren muthwilligsten Dichtungen anmuthig, zart und schalkhaft. Was nur immer eine Religion leisten kann, die sich auf Ceremonien beschränkt und die Gottheit in den Bezirk der sichtbaren Natur herabzieht, das hat sie geleistet; und sie hat sich schon dadurch über andere ihrer Art emporgeschwungen, daß ihre Bekenner die Fetische, die ersten rohen Gegenstände der Anbetung, zu menschlichen Gestalten veredelten, und indem sie die Götter zu Menschen machten, sich selbst zu Göttern erhoben. Weit waren sie also auch schon hierdurch vor den Aegyptern, den Phöniciern voraus, welche nie aufhörten, die Thiergestalt oder irgend ein gemischtes Ungeheuer auf ihren Altären zu ehren und ihren Anhängern keinen Weg ließen, als entweder dem alten Unsinn zu huldigen oder in höhnenden Unglauben überzugehen, während die hellenische Reli-

* Nach Friedrich Jacobs, Hellas.

gion einer fortschreitenden Veredlung fähig war; und die Sitten des Olympos besserten, die Götter veredelten sich, so wie die ihnen verwandten Menschen größer und edler wurden.

Ganz Hellas und alle hellenischen Städte waren mit Kunstwerken angefüllt, welche theils die Religion, theils das Gemeinwesen, theils die Pietät der Familien forderte. Noch sind die Trümmer ihrer Tempel und öffentlichen Gebäude das Wunder der Welt und selbst die Bruchstücke ihrer Statuen das Studium sinniger Künstler. Kein anderes Volk ist fruchtbarer gewesen an Werken der Kunst, an hohen und großen Gestalten jeden Charakters. Um einen Steinhaufen zu ägyptischen Pyramiden aufzuthürmen, oder die Hieroglyphen eines Obeliskenkegels auszuschleifen, oder die kolossale Gestalt einer Sphinx aufzumauern, ist der geistlose Handwerksfleiß eines emsigen Sklavenvolkes vollkommen genug; aber damit die leichte und würdige Gestalt eines Apollo in Marmor auferstehe, damit Zeus, der mit dem Bewegen seines Hauptes den Olymp erschüttert, menschlichen Augen erscheine; damit sich die Blüthe der Schönheit und süßer Anmuth in einer Aphrodite entfalte, mußte die Kunst gleichsam zum Himmel aufsteigen und ihm Gestalten entwenden, wie sie auf Erden nicht erwachsen.

3. Die Heroen.*

Die Heroen oder Halbgötter standen nach den Begriffen der Griechen als Vermittler zwischen den Göttern und dem Geschlechte der Menschen und bildeten den Uebergang von jenen zu diesen. Sie waren halb göttlichen, halb menschlichen Ursprungs: entweder von Göttern mit menschlichen Frauen erzeugt, oder ihre Mütter waren Göttinnen und ihre Väter sterbliche Männer.

Die Verehrung der Heroen unterschied sich von der Verehrung der Götter schon dadurch, daß man ihnen gewöhnlich zur Abendzeit opferte, während die Opfer für die Götter in der Regel am Morgen stattfanden. Ihr Heiligthum war zumeist ein Hain mit einer Grabkapelle, ihr Altar war niedrig und nie aus Steinen erbaut. Auch dadurch bezeugte man den Heroen Verehrung, daß man ihnen bei der Mahlzeit den zweiten Becher weihete.

Die Heroensagen bilden die Vor- und Urgeschichte des griechischen Volkes: sie sind eine unerschöpfliche Fundgrube der schönsten, merkwürdigsten und bei allem Wunderbaren doch immer menschlich wahren Erzählungen.

4. Herakles (Hercules).**

Herakles, der Sohn des Zeus (Jupiter) und der Königin Alkmene, bekundete schon in seiner frühen Jugend seinen göttlichen Ursprung durch außerordentliche Thaten. Als er, acht Monate alt, eines Tages in einem gewölbten Schilde, das seine Wiege war, schlafend lag, sandte Here (Juno), die ihm feindlich gesinnt war, zwei Schlangen von ungeheurer Größe in sein Schlafgemach, die ihn tödten sollten. Während nun seine Wärterinnen schreiend entflohen, richtete sich Herakles, der erwacht war, in seiner Wiege auf, ergriff mit jeder Hand eine Schlange beim Halse und erwürgte sie. Bald darauf legte Zeus den Knaben seiner Gemahlin Here, während diese schlief, an die Brust. Herakles sog so kräftig, daß Here davon erwachte. Da

* Nach Paul Frank's Mythologie der Griechen und Römer.

** Nach Geppert, Götter und Heroen, und L. Stacke, Erzählungen aus der griechischen Vorzeit.

schleuderte sie ihn von sich und vergoß dabei einige Tropfen Milch, die auf die Wölbung des Himmels fielen. Davon entstand die Milchstraße. Als der Knabe nun heranwuchs, übte er mit leidenschaftlicher Vorliebe alle die Künste, durch die die Helden seiner Zeit sich Ruhm erwarben; er lernte den Wagenkampf von Amphitryo, das Ringen von Autolycus, den Faustkampf von Castor und das Bogenschießen von Eurytus, der sich später vermaß, es mit Apollo selbst aufnehmen zu wollen, weshalb er von dem erzürnten Gotte besiegt und darauf getödtet wurde. Bald übertraf der Schüler alle seine Lehrer. In seinem achtzehnten Lebensjahre überragte er an Größe und Kraft alle Männer seiner Zeit.

Als er einst allein auf einem einsamen Pfade dahin wandelte und erhabene Gedanken und große Entwürfe ihn bewegten, gelangte er an einen Scheideweg. Siehe, da erschienen ihm zwei weibliche Gestalten. Die eine, schön und reizend, nur halb bekleidet und eitel sich selbst beschauend, ging ohne Scheu dem Jünglinge entgegen und versprach ihm alle Erdenwonnen, wenn er sich entschließe, ihr zu folgen. Wer bist du? fragte Herakles die Reizvolle mit prüfendem Blicke. Meine Freunde, sprach mit selbstgefälligem Lächeln die Göttin, nennen mich das Vergnügen, meine Feinde aber nennen mich das Laster. Nun schauete der junge Held nach der andern Gestalt. Sie war nicht so schön, aber aus ihren Augen und ihren Zügen strahlte himmlischer Friede; züchtig in Anzug und Geberde, stand sie vor dem Jünglinge und schauete ihm ernst und doch freundlich in's Angesicht. Wohin beabsichtigst du mich zu führen? fragte sie Herakles. Ich führe dich — lautete die Antwort — in Arbeit und Gefahren, aber ich verheiße dir Unsterblichkeit, Ehre und Ruhm bei Göttern und Menschen, wenn du meiner Leitung dich anvertrauest! — Diese Worte ergriffen das Herz des Helden; schnell entschlossen, wandte er sich verächtlich ab von der Göttin, die ihm eitle, vergängliche Lust verheißen hatte, und reichte der bescheidenen Tugend seine Hand. Auf ihren Rath befragte er das Delphische Orakel, was er zu thun habe, und dieses wies ihn an Eurystheus, König von Mycene. Dieser legte ihm zwölf schwere Arbeiten auf, die er rühmlich ausführte und dadurch ein Wohlthäter des Menschengeschlechts und der erste Held seiner Zeit wurde.

Im Walde von Nemea in Argolis hielt sich ein ungeheurer Löwe auf, welcher die ganze Gegend umher verwüstete. Herakles zog auf Befehl des Eurystheus aus, ihn zu tödten. Er fand die Spur des Löwen und ging ihr nach. Endlich erblickte er das gewaltige Thier. Es lag im Schatten eines Oelbaums, und sein goldumwalltes Haupt ruhete auf den Vordertatzen. Herakles schoß seine Pfeile auf ihn, aber der Löwe schüttelte sie leicht von sich ab. Nun warf Herakles den Bogen zur Erde, griff zu seiner wuchtigen Keule und ging dem Unthiere furchtlos entgegen. Der Löwe that seinen entsetzlichen Sprung. Aber von beiden Händen geführt, traf in der Luft ihn die Keule des Helden, daß er betäubt niederfiel. Darauf erwürgte ihn Herakles mit den Händen. Seit jener Zeit trug Herakles die Haut des nemeischen Löwen als Mantel, die Keule aber blieb ihm seine liebste Waffe.

Darauf sandte ihn Eurystheus gegen die Hydra, ein schlangenartiges Unthier mit hundert Köpfen, das oft auf die Ebene kam und Menschen und Thiere verschlang. Herakles schlug der Hydra mehrere Köpfe ab, aber an der Stelle jedes abgeschlagenen Hauptes wuchsen augenblicklich zwei neue Häupter hervor. Hierauf gebot Herakles seinem Begleiter Jolaus, einen Feuerbrand herbeizubringen. Sobald nun ein Haupt fiel, hielt Jolaus den Brand auf den Rumpf, was zur Folge hatte, daß neue Häupter nicht nachwuchsen. Auf diese Weise überwand Herakles die Hydra, worauf er seine Pfeile mit ihrer Galle bestrich, die ein schnelltödtendes Gift war.

Eurystheus trug nun dem Helden auf, ihm den cerynitischen Hirsch lebendig herbeizuschaffen. Er hatte eherne Füße und ein goldenes Geweih und überholte im Lauf den von dem Bogen geschnellten Pfeil. Ein ganzes Jahr verfolgte der Göttersohn den Hirsch, bis dieser ermüdet niedersank. Dann nahm er ihn auf seine Schultern und trug ihn heim.

In der Nähe des Berges Erymanthus richtete seit längerer Zeit ein gewaltiger Eber furchtbare Verheerungen an. Diesen

Eber lebendig nach Mycene zu bringen, war die vierte der Aufgaben, die dem Göttersohne gestellt wurden. Mit lautem Geschrei scheuchte er den Eber aus dem ihn bergenden Dickicht auf, ergriff ihn, fesselte ihm die Vorder- und die Hinterfüße, trug ihn nach Mycene und warf ihn vor dem erschreckenen Könige nieder.

Bisher hatte Herakles zumeist durch die Kraft seines Körpers gesiegt. Aber auch die Kraft seines Verstandes sollte herausgefordert werden. Der König Augias besaß dreißigtausend Rinder, die an jedem Abende in einen unermeßlich großen Stall getrieben wurden, der in dreißig Jahren nicht gereinigt worden war. Herakles empfing nun von Eurystheus den Befehl, den Rinderstall in einem Tage von allem aufgehäuften Unrathe zu säubern. Dieses Befehls entledigte sich Herakles auf folgende Weise: Er durchbrach an einer Stelle die Hinterwand des Stalles, die von den Wogen eines Flusses bespült ward, und leitete auf diese Weise einen Theil des Wassers durch den Stall. Noch vor der Abendzeit war der weite Raum gesäubert, und Herakles verschloß die Oeffnung der Mauer.

Nun gab ihm Eurystheus auf, die stymphalischen Vögel zu vertilgen. Sie waren mit eisernen Schnäbeln und Krallen bewaffnet und hatten schon viele Menschen und Thiere getödtet und verzehrt. Herakles scheuchte sie aus dem Walde empor und erlegte eine Zahl derselben durch Peilschüsse; die übrigen verließen die Gegend.

Inzwischen war zu Eurystheus die Kunde gedrungen, daß in Kreta plötzlich ein wilder Stier erschienen sei, der Menschen und Thiere tödte und die Aecker verwüste. Herakles empfing von dem Könige den Befehl, diesen Stier zu bändigen. Es gelang dem Helden, auch dieses Werk auszuführen, und er brachte den Stier nach Mycene.

In Thracien regierte damals ein König, Namens Diomedes, der feuerschnaubende Rosse besaß, die Menschenfleisch zur Nahrung erhielten. Wehe dem Fremdling, der achtlos die Grenze des Landes überschritt! Er ward ergriffen, getödtet und den Rossen vorgeworfen. Eurystheus befahl dem Göttersohne, diese Rosse herbeizuholen. Herakles begab sich nach Thracien, drang in die Königsburg, erschlug die ihm entgegenstürmenden Wächter und führte die Rosse hinweg. Diomedes jagte ihm nach, ward aber von Herakles niedergeschlagen und nun selbst den Rossen zum Fraße vorgeworfen.

Nun sandte der König den Helden gegen ein kriegerisches Volk von Weibern, Amazonen genannt, die im Lanzenwerfen und Pfeilschießen hochberühmt waren. Um beim Bogenschießen nicht behindert zu werden, pflegten sich diese Männerweiber die rechte Brust zu verhärten. Als Herakles von der Königin der Amazonen, Hippolyta mit Namen, nach seinem Begehr gefragt ward, sagte er, er sei gekommen, ihren kostbaren Gürtel zu holen. Es kam zum Kampfe, in dem viele Amazonen, unter ihnen die Königin, fielen; die übrigen entflohen. Herakles brachte den Gürtel der Tochter des Königs Eurystheus.

Dieser sandte ihn darauf nach Hispanien, um dem Riesen Geryon, der einen dreifachen Leib, sechs Arme und eben so viele Füße hatte, seine Rinderheerden abzujagen. Herakles erschlug den Riesen und führte die Heerden von dannen.

Die elfte Aufgabe war, daß Eurystheus die Aepfel der Hesperiden verlangte, die Herakles holen sollte. Bei der Vermählung des Zeus mit Here hatte Titäa, die Erde, Bäume hervorgebracht, die goldne Aepfel trugen, und sie dem Könige des Himmels verehrt. Zu Wächterinnen der Bäume waren die Töchter des Atlas, Hesperiden genannt, bestimmt; Atlas aber war ein gewaltiger Riese, der das Himmelsgewölbe auf seinen starken Schultern trug. Da nun die Hesperiden selbst sich verleiten ließen, von den goldenen Aepfeln zu essen, wurde ihnen noch ein hundertköpfiger Drache zum Wächter gesetzt. Herakles fuhr auf dem Mittelmeere westwärts bis zu den Felsen, die man nach ihm die Säulen des Herakles nannte *, und gelangte darauf zu der Stelle in Lybien (Afrika), wo Atlas die Last des Himmels auf den Schultern trug. Dieser entdeckte ihm den Aufenthalt der Hesperiden. Den hundertköpfigen Drachen, der die Aepfel bewacht hatte, fand Herakles versteinert. Dafür mußte er mit einem Riesen kämpfen, der den Garten in Besitz genommen hatte. Das war Antäus, ein Sohn der Erde. Mit ihm rang Herakles

* Meerenge von Gibraltar.

und warf ihn mehrmals nieder. So oft aber der Riese den Boden berührte, empfing er von seiner Mutter, der Erde, neue Kraft und sprang wieder auf. Als Herakles das inne ward, hielt er ihn hoch empor und erwürgte ihn in der Luft.

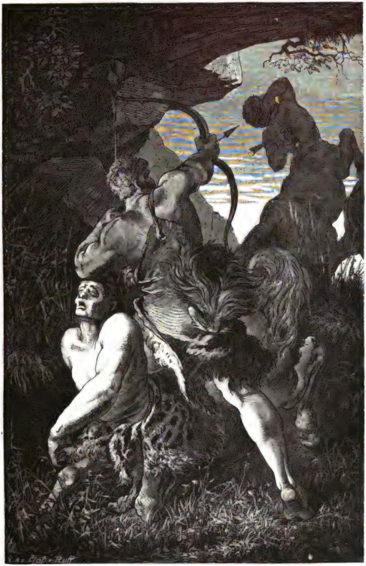
Endlich sandte Eurystheus den schwergeprüften Helden, den er gern vernichtet hätte, in das grause Reich der Schatten, um Cerberus, den Höllenhund, auf die Oberwelt zu bringen. Herakles begab sich nach dem Vorgebirge Tänarus in Laconien, wo sich eine Kluft befand, durch welche man in den Hades hinabkommen konnte. Als er nun in die Kluft stieg, und die wesenlosen Schatten ihn gewahrten, wie er mit seiner Keule und in der Löwenhaut gewaltigen Schrittes einherkam, da erschraken sie alle und flohen in die dunkelsten Räume. Furchtlos stieg Herakles tiefer und tiefer und gelangte endlich bis zu dem Throne des Hades. Der Fürst der Schatten gewährte ihm sein Verlangen, jedoch mit der Bedingung, daß er den Höllenhund Cerberus ohne die Gewalt seiner Waffen zu folgen zwänge. Da machte sich denn Herakles an das Ungeheuer mit seinen drei Rachen, seinem Drachenschweif und der Menge von Schlangenköpfen, die überall an seinem Leibe hervorsahen, und zwängte ihm den Hals so fest ein, daß es willig folgte und mit ihm das ewige Dunkel des Hades verließ. Bei Trözene stieg der Göttersohn wieder zum Lichte empor. Von hier brachte er den Cerberus nach Mycene zu dem entsetzten Eurystheus, führte ihn dann wieder in den Hades hinab, worauf er guten Muthes hinwegging, da die Zeit seiner Dienstbarkeit vorüber war.

Aber es war dem Helden noch nicht beschieden, glücklich zu sein. Als er mit dem Cerberus gerungen hatte, war er von einem Schlangenkopfe desselben am Fuße verwundet worden. Das Gift vom Bisse wirkte schleichend nach und zog ihm eine Gemüthskrankheit zu, die sich bis zum Wahnsinn steigerte. In diesem Zustande verübte er manche heillose That, plünderte sogar das Delphische Orakel und vergaß aller Scheu vor dem Gotte Apollo. Als darauf das Verlangen in ihm erwachte, von den gethanen Freveln entsühnt zu werden, und er das Orakel befragte, ward ihm die Antwort: Nur dann darfst du auf Entsühnung hoffen, wenn du zu dreijährigem Sklavendienste verkauft wirst!

Darauf führte ihn Hermes nach Lydien und verkaufte ihn der Königin Omphale zu dreijähriger Knechtschaft. Er verrichtete in dem Dienste der Königin neue glänzende Thaten, so daß Omphale ihn lieb gewann und den ihr als Sklaven verkauften Helden zu ihrem Günstlinge erhob. Dies aber gereichte ihm nicht zum Segen. Er that Keule und Löwenhaut von sich, ließ sein Haar, das früher frei und kühn seine Stirn umwallt hatte, mit duftendem Oele tränken und in zierliche Locken legen, ja er legte sogar bisweilen Weiberkleider an. Ein gänzliches Vergessen seiner früheren Heldenthaten verdunkelte den Sinn des Göttersohnes; er athmete nur Liebe, nur Verlangen, nur Genuß.

So verträumte er viele Monde, bis die Zeit vergangen war, die er im Dienste der Königin vollbringen sollte. Dann ermannte er sich, gedachte auf's Neue der hohen Bestimmung, die ihm von den Göttern vor vielen andern Helden zu Theil geworden war, und streckte die erstarkte Hand nach neuen Siegespalmen aus. Er kam nun nach Calydon, wo er die Tochter des Königs Oeneus, die schöne Dejanira, zu freien begehrte; doch auch dies sollte nicht ohne harten Kampf vollbracht werden. Vor ihm nämlich hatte sich schon ein seltsamer Bewerber um das Herz der Königstochter eingestellt, der sie durch die steten Verwandlungen, in denen er erschien, in Furcht und Schrecken setzte. Dies war der Flußgott Achelous, dem, wie allen Wassergottheiten, die Gabe zu Theil geworden war, verschiedene Gestalten anzunehmen. Er erschien bald als Stier, bald als Drache, bald in menschlicher Bildung, aber in keiner derselben gelang es ihm, die Neigung der Königstochter zu erregen, die vielmehr einer gewaltsamen Verbindung mit einem solchen Gatten mit Angst und Zagen entgegensah. Zu ihrem Glücke aber erschien noch zur rechten Zeit der sieggekrönte Sohn der Alcmene, um sie vor der Gewalt des starken Flußgottes zu befreien. Beide rangen mit einander, und Herakles brach seinem Gegner, der ihm in der Gestalt eines Stieres erschienen war, eins von seinen Hörnern ab, worauf der Sieger die Hand der schönen Königstochter erhielt.

Digitized by Google



Hercules und die Centauren.

Digitized by Google

Herakles beschloß nun, seine Gemahlin nach Theben zu führen. Sie kamen an den Fluß Evenus und fanden daselbst den Centaur Nessus, ein Wesen, das unten ein Roß mit vier Füßen, oben ein Mensch mit zwei Armen war. Nessus erbot sich, Dejanira auf seinem Rücken über den angeschwollenen Fluß zu tragen. Dejanira schwang sich auf seinen Rücken, und er durchschwamm mit ihr den Fluß. Als er das Ufer erreicht hatte, umfing er das schöne Weib mit seinen starken Armen und floh mit ihr. Doch bald erreichte ihn die Strafe, denn Herakles traf ihn mit einem seiner vergifteten Pfeile. So wenig Zeit ihm indessen auch vom Leben übrig blieb, so suchte er sie doch noch auf's Listigste zum Schaden seines Gegners anzuwenden. Vernimm, Dejanira, sprach er zusammenbrechend, diese Verkündigung. Mein Blut besitzt die wunderbare Kraft, Treulose von Irrwegen zurückzuführen. Nimm denn von dem gerinnenden Blute, und wenn jemals das Gemüth deines Gatten sich einem andern Weibe zuwendet, so verdünne das Blut und bestreiche damit das Innere seines Untergewandes. — Dies ward des Göttersohnes Verderben. Denn als er nicht lange darnach von einem Kriegszuge in die Heimath kehrte, und seiner Gattin gesagt ward, er führe eine schöne Sklavin mit sich, der er zugethan sei, bestrich Jene ein neugewebtes Untergewand mit dem durch den Pfeilschuß vergifteten Blute des Centauren und sandte es dem Gemahle. Herakles hatte eben einen Altar gebaut, um den Göttern für den Sieg ein Dankopfer darzubringen. Als er nun das Untergewand empfing, legte er es sogleich an und trat mit demselben vor den flammenden Altar. Kaum ward das Gewand von der Hitze der Sonne und des Feuers durchwärmt, als dem Helden aus seinen Gliedern der heftigste Angstschweiß hervorbrach. Doch Herakles bekämpfte sich, um das heilige Opfer nicht zu stören. Bald aber durchdrang ein unsäglicher Schmerz den ganzen Körper, und er begann zu schreien, daß Berg und Wald davon wiederhallten. Das Gift strömte ihm wie glühendes Erz durch die Adern und zerfraß sein Gebein. Als er nun empfand, daß Rettung nicht möglich sei, gab er den Seinen den Befehl, ihm einen Scheiterhaufen zu erbauen. Es geschah. Herakles bestieg den Scheiterhaufen und sah, trotz seiner furchtbaren Schmerzen, verklärten Blickes dem Ende seiner Laufbahn entgegen. Niemand aber hatte Muth, das Holz in Brand zu setzen, welches den Leib des großen Helden in Asche verwandeln sollte. Endlich verstand sich Pöas zu dem schmerzlichen Dienste, wofür er von dem sterbenden Helden den Bogen und die niefehlenden Pfeile empfing. So wurde denn der Held, der allen Gerechten der Erde eine Stütze und allen Bösen ein Schrecken gewesen war, und der die Erde von vielen Ungethümen befreit hatte, aus der Gemeinschaft der Sterblichen hinweggenommen. Es erfüllte sich an ihm der Orakelspruch, daß er keiner sterblichen Hand unterliegen, sondern dereinst durch einen mächtigen Todten umkommen sollte. Zuvor noch hatte Dejanira den traurigen Erfolg ihrer Sendung durch einen Diener vernommen. Noch ehe der Gatte das Licht der Sonne verließ, durchbohrte sie sich die Brust mit einem Dolche, daß sie starb.

5. Theseus.*

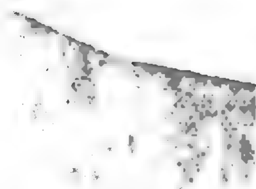
Theseus war ein Sohn des Königs Aegeus von Athen. Sein Vater ließ ihn unter der Fürsorge seines Großvaters und seiner Mutter Aethra in Trözene aufwachsen. Dort hatte Aegeus sein Schwert und seine Sohlen unter einem Felsblock verborgen und der Mutter des Theseus aufgetragen, diesen, wenn er im Stande sei, den Stein hinwegzuwälzen, mit dem Schwert und den Sohlen als Erkennungszeichen nach Athen zu senden. Als nun der Jüngling nicht blos zu herrlicher Körperstärke heranwuchs, sondern auch Kühnheit, Einsicht und festen Sinn zeigte, da führte ihn seine

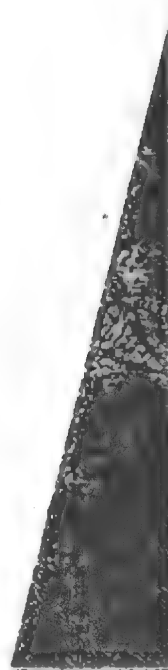
* Nach Schwab, Sagen des klassischen Alterthums.

Mutter Aethra zu dem Steine am Meeresufer, unterrichtete ihn über seines Vaters Aegeus Willen und forderte ihn auf, die Erkennungszeichen für denselben hervorzuholen und nach Athen zu bringen. Theseus stemmte sich gegen den Stein und schob ihn mit Leichtigkeit zurück. Die Sohlen unter den Füßen und das Schwert an der Seite, vollbrachte er auf dem Wege nach Athen mehrere Heldenthaten. Aegeus, der ihn an Schwert und Sohlen erkannte, stellte ihn der Versammlung des Volkes vor, dem er, von freudigem Zuruf begrüßt, die auf der Reise bestandenen Abenteuer erzählen mußte.

Bald danach bezwang er den marathonischen Stier, der unter Menschen und Thieren großen Schaden verursacht hatte, führte ihn zur Schau durch Athen und opferte ihn endlich dem Apollo. Um dieselbe Zeit kamen von der Insel Kreta Abgesandte des Königs Minos, um den fälligen Tribut abzuholen. Mit demselben hatte es folgende Bewandtniß. Der Sohn des Minos, Androgeus, war, wie die Sage ging, im attischen Gebiete getödtet worden. Dafür waren die Einwohner von seinem Vater mit einem verderblichen Kriege, das Land aber von den Göttern mit Dürre und Seuchen heimgesucht worden. Da that das Orakel des Apollo den Spruch, der Zorn der Götter würde sich von den Einwohnern abwenden, wenn es ihnen gelänge, den König Minos auf Kreta zu besänftigen und seine Verzeihung zu erlangen. Hierauf hatten sich die Athener mit Bitten an ihn gewendet und Frieden erhalten unter der Bedingung, daß sie alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen als Tribut an ihn zu senden hätten. Diese wurden von Minos in sein berühmtes Labyrinth eingeschlossen und dort von dem gräßlichen Minotaurus, der halb Mensch, halb Stier war, getödtet. Als nun wiederum der Tribut gezahlt werden sollte, da erneuerte sich der Unwille der Bürger gegen Aegeus, und sie begannen darüber zu murren, daß er, der Urheber des ganzen Unheils, allein keinen Theil an der Strafe zu leiden habe, und nachdem er einen Fremdling zu seinem Nachfolger ernannt habe, gleichgültig zusehn, wie ihnen ihre Kinder entrissen würden. Da erklärte Theseus, sich selbst ohne Loos hergeben zu wollen. Alles Volk bewunderte seinen Edelmuth und aufopfernden Bürgersinn; auch blieb sein Entschluß, obgleich sein Vater ihn mit den dringendsten Bitten bestürmte, daß er ihn des großen Glückes, einen Sohn und Erben zu besitzen, doch nicht so bald wieder berauben solle, unerschütterlich fest. Seinen Vater aber suchte er durch die Versicherung zu beruhigen, daß er mit den herausgelosten Jünglingen und Jungfrauen nicht in das Verderben gehen, sondern den Minotaurus bezwingen werde. Bisher nun war das Schiff, das die unglücklichen Opfer nach Kreta hinüberführte, mit schwarzem Segel abgesendet worden. Jetzt aber, als Aegeus seinen Sohn mit so kühnem Stolze sprechen hörte, rüstete er zwar das Schiff noch auf dieselbe Weise aus, doch gab er dem Steuermann ein anderes Segel von weißer Farbe mit und befahl ihm, wenn Theseus gerettet zurückkehre, dieses auszuspannen; wo nicht, mit dem schwarzen zurückzukehren und so das Unglück zum voraus zu verkündigen. Nach feierlich dargebrachtem Opfer ging Theseus, von allem Volk begleitet, mit den auserlesenen Jünglingen und Jungfrauen an das Meeresufer und bestieg das Trauerschiff.

Als er auf Kreta gelandet und vor dem König Minos erschienen war, zog seine Schönheit und Heldenjugend die Augen der reizenden Königstochter Ariadne auf sich. In einer geheimen Zusammenkunft gestand sie ihm ihre Zuneigung und händigte ihm einen Knäuel ein, dessen Ende er am Eingange des Labyrinths festknüpfen und während des Hinschreitens durch die verwirrenden Irrgänge in der Hand ablaufen lassen sollte, bis er an die Stelle gelangt wäre, wo der Minotaurus seine gräßliche Wache hielte. Zugleich übergab sie ihm ein gefeites Schwert, um mit demselben das Unthier zu tödten. So gelangte er zum Minotaurus, den er mit seiner Zauberwaffe erlegte, und fand sich darauf mit Allen, die bei ihm waren, mit Hülfe des Fadens aus den Höhlengängen des Labyrinths glücklich heraus. Hierauf entfloh Theseus mit seinen Gefährten und in Begleitung Ariadne's, nachdem der junge Held auf ihren Rath den Boden der kretischen Schiffe zerhauen und so dem Könige das Nachsetzen unmöglich gemacht hatte. Schon glaubte er seine holde Beute ganz in Sicherheit und kehrte mit Ariadne auf der Insel





Mutter Aethra zu dem Steine a
ufer, unterrichtete ihn über s
Aegeus Willen und forderte
Erkennungszeichen für den
holen und nach Athen zu
stemmte sich gegen den S
mit Leichtigkeit zurück
den Füßen und das
vollbrachte er auf
mehrere Heldent
Schwert und
der Versamm
von freudig
Reise best
Bald
nischer
Thie
für
e

i
a
ih
der
sieb
Trit
wurd
Labyr
gräßli
halb S
derum
erneuert
Aegeus,
ren, daß
heils, all
zu leiden ha
ling zu sei
gleichgültig
entrissen wür
selbst ohne Lo
Volk bewunde

Prometheus.

Digitized by Google

Naxos ein. Da erschien ihm im Traume der Gott Dionysos (Bacchus), erklärte, daß Ariadne ihm vom Schicksal zur Gemahlin bestimmt sei, und bedrohte Theseus mit schwerem Unheil, wenn er ihm Ariadne nicht überlasse. Scheu vor dem mächtigen Gotte bewegte den Heldenjüngling, die wehklagende Königstochter auf der einsamen Insel zurückzulassen. In der Trauer aber um das Geschehene ward es vergessen, die weißen Segel an Stelle der schwarzen aufzuziehen. Aegeus befand sich eben an der Küste, als das Schiff herangesegelt kam. Als er nun die schwarzen Segel erblickte, hielt er es für unzweifelhaft, daß sein Sohn todt sei. Da stürzte er sich von dem Felsen, auf dem er stand, in das Meer.

Nachdem Theseus unter vielen Klagen seinen Vater bestattet hatte, bestieg er den Königsthron und bewies bald, daß er nicht nur ein Held des Schwertes, sondern auch fähig sei, ein Volk weise zu regieren.

6. Prometheus.*

Zeus (Jupiter), der mächtige Gott, hatte die Titanen besiegt und war Herr des Weltkreises geworden. Nimmer aber würde er, trotz seiner Macht, als Sieger aus dem schweren Kampfe hervorgegangen sein, hätte ihm nicht Prometheus (Vorbedacht) Rath ertheilt. Dennoch blieb Zeus, der Herrscher im Aether, ihm feindlich gesinnt, da dieser aus dem ihm verhaßten Geschlechte der Titanen stammte, und er trachtete nach einem Anlaß, auch ihn zu stürzen. Dieser fand sich bald, denn Prometheus war den Menschen zugethan, die Zeus zu vertilgen gedachte, um die Erde mit einem Geschlechte edlerer Geschöpfe zu bevölkern. Wie auch Prometheus dagegen redete, Zeus beharrte bei seinem Entschlusse. Da sprach Prometheus zu ihm: Vergaßest du es, daß ein Fluch des entthronten Kronos auf dir ruhet, und daß nach des Schicksals Schluß dir nur Erlösung von einem Sterblichen werden kann?

Als Zeus dies Wort vernahm, beschloß er, das Geschlecht der sterblichen Menschen zu schonen. Diese aber führten ein elendes Leben und waren sich des göttlichen Geistes, den sie bei ihrer Erschaffung empfangen hatten, nicht bewußt. Einem dumpfen Träumen hingegeben, flossen alle Bilder, die in ihren Seelen aufstiegen, zusammenhanglos ineinander. Fremd war ihnen die Kunst, Bäume zu fällen und zuzurichten, um Häuser zu bauen, die ihnen Schutz gaben gegen Regen, Wind und Sonnenbrand. Den Thieren gleich wohnten sie in tiefen Höhlen und Felsklüften, in die nie ein Strahl des goldenen Lichtes drang. An keinem Zeichen vermochten sie das Herannahen des fruchtbringenden Herbstes, noch des Winters, oder des blüthenreichen Frühlings zu erkennen. Ohne Plan und Einsicht handelnd, waren sie Fremdlinge auf der nahrungsprossenden Erde.

Ihrer erbarmte sich Prometheus. Er deutete ihnen den Aufgang und Niedergang der Sterne und lehrte sie deren Bahnen erkennen, er erfand ihnen den Zahlenkreis, dies erstaunenswerthe Verstandeswerk, er gab ihnen die Erinnerung, dazu der Wissenschaften herrlichste, den Gebrauch der Schrift. Den Stier machte er dem menschlichen Geschlechte dienstbar, denn er legte ihm das Joch auf und spannte ihn an den Pflug, er zähmte das muthige Roß und zeigte den Erdgeborenen, wie dasselbe zum Reiten und Wagenziehen zu benutzen sei. Von ihm lernten die Menschen den Bau des Schiffes und den Gebrauch der schimmernden Segel. Er erschloß ihnen die Erde und hob das Eisen, das Silber und das Gold vor ihren Augen aus der dunklen Tiefe empor.

Bis dahin hatten die Menschen nichts von den in mancherlei Pflanzen ruhenden heilsamen Kräften geahnt. Prometheus schaffte ihnen auch hierin Einsicht und

* Aus dem Volksbuche des Herausgebers: Götter und Helden. Erzählungen aus der griechischen Vorzeit.

Wissen, so daß es ihnen gelang, vielfache Schmerzen des Leibes zu lindern und Krankheiten zu vertreiben. Von ihm empfingen sie Ueberweisung über das, was ihnen bestimmt war im Rathe der Götter, auch lehrte er sie den Flug des krummgeklaueten Raubvogels deuten.

Ein Element fehlte den Menschen noch, um sich wohnlich einrichten zu können, — es war das Feuer. Da beschloß Prometheus, es ihnen vom Himmel herab zu holen. Doch der Herrscher im Aether gebot ihm, davon abzustehen. Dessen ungeachtet beharrte Prometheus bei seiner Absicht. Er sah seine Zeit ab, schwang sich auf, näherte sich dem Sonnenwagen und setzte einen Ferulstab, den er in der Hand hielt, in sprühenden Brand. Einem fallenden Sterne gleich, fuhr er hinab und gab den Menschen das segenbringende Feuer.

Dies hatte Hermes (Mercur), der windschnelle Götterbote, gesehen und alsbald dem Herrscher im Aether davon Kunde gebracht. Zornig wandte der Allgewaltige das Haupt, so daß das donnernde Rollen seiner Locken den hohen Olymp erschütterte, und er sprach zu Hermes: Auf, eile zu Hephästos (Vulcan) und verkünde ihm, daß ich seiner Dienste begehre!

Hephästos, der Gott des Feuers, war zugleich der Gott der Künste, die dem Feuer ihren Ursprung verdanken. Er ward verehrt als der Erfinder aller Geräthe der Jagd, des Hauses und Feldes und des Krieges, auch rühmte man ihn als den Erbauer der goldschimmernden Götterwohnungen. So groß war seine Kunstfertigkeit, daß er Blasebälge zu bauen verstand, die ganz nach seinem Willen und ohne von ihm berührt werden zu müssen, des Heerdes Gluth stärker oder schwächer anhauchten, wie auch zierliche goldene Sessel, die auf seinen Wink in die Versammlung der Götter gingen und zurückkehrten.

Als nun Hephästos vor dem Herrscher im Aether erschien, gebot ihm dieser, eine Jungfrau aus Gold zu bilden. Hephästos machte sich sogleich an's Werk, und als Apollo am nächsten Morgen seinen strahlenden Sonnenwagen bestieg, um Göttern und Menschen das himmlische Licht zu spenden, war das künstliche Gebilde vollendet, das an Gestalt, Sprache und Bewegung einer schönen Sterblichen glich. Nun gebot Zeus den andern Göttern, die Jungfrau herrlich zu schmücken. Alsbald kamen die Himmlischen mit ihren Gaben herbei. Von Athene (Minerva) empfing sie den Gürtel der Anmuth, die Horen wanden ihre unverwelklichen Blumen in ihr Lockenhaar, die Charitinnen (Grazien), denen die Kunst eigen war, zu gefallen, schmückten sie mit goldenen Spangen, Hermes begabte sie mit dem Sinn, an Schmeichelei und Untreue Wohlgefallen zu finden. Zeus nannte sie Pandora, die Allbegabte.

Also ausgestattet mit sinnbethörenden Reizen und verführerischen Künsten, ward Pandora von dem schönen beflügelten Götterboten zur Erde hinabgeleitet. Von Zeus hatte sie eine goldene Büchse empfangen, die das ganze Heer der Uebel umschlossen hielt, von denen die Menschen geplagt worden waren, ehe Prometheus sich ihrer angenommen hatte. Ihm bot Pandora die zierlich gestaltete goldene Büchse als ein Geschenk von Zeus an. Der bedächtige Titanensohn aber wies das verderbliche Geschenk des Gottes zurück. Da begab sich die Verführerin zu Epimetheus (Nachbedacht), einem Bruder des Prometheus. Dieser ließ sich bethören, vergaß der Warnung des Bruders und vermählte sich mit der reizenden Pandora. Alsbald öffnete die Falsche die goldene Büchse, und das Heer der Uebel, das Prometheus von den Menschen entfernt hatte, verbreitete sich wieder über dieselben, so daß sie schneller von ihrer Höhe herabsanken, wie sie dieselbe durch Hülfe des Titanensohnes erklommen hatten.

So geschah es, daß die verführerischen Reize eines Weibes schweres Unheil über die Sterblichen brachten.

Nun ließ Zeus wiederum Hephästos, wie auch die beiden Riesen Kratos und Bia (Zwang und Gewalt) herbeirufen und sprach: Ergreifet Prometheus, führt ihn an das äußerste Ende der Welt und schmiedet ihn dort an die höchste, einsam gelegene Felsenwand des Kaukasus!

Die Riesen zeigten sich sogleich bereit dazu, den Befehl des Herrschers im Aether auszuführen; nicht so Hephästos, der Mitleid empfand mit dem Geschicke des aus dem Göttergeschlechte stammenden Prometheus. Dennoch mußte er sich dem Willen des mächtigen Beherrschers der Götter und Menschen fügen. Prometheus ward ergrif-

sen und an den öden Fels geführt. Zögernd ging Hephästos an's Werk, dem Titanensohne, wie ihm geboten worden war, diamantene Keile durch Brust und Arme zu treiben und ihn mit unauflöslichen Ketten an den Felsen fest zu schmieden, während Kratos und Bia Beschleunigung verlangten und den Gequälten wegen des Feuerraubes mit Schmähungen überhäuften.

Hochgesinnter Prometheus, sprach Hephästos darauf, wahrlich, das Schmerzensvollste, wozu je der Wille des Herrschers mich bestimmte, war es, daß ich zu dieser That meine Kunst verwenden mußte! Welch Elend kam über dich, und welch Elend wartet dein! Jahrtausende werden dahingehen, ohne daß deine Qual ihr Ende erreicht. Nie wirst du in dieser freudenlosen, schauerlichen Oede das Angesicht eines der Sterblichen sehen, um deretwillen dir so unsägliche Schmerzen auferlegt wurden. Welken wird im Sonnenbrande deiner Glieder blühende Kraft, und angstvoll stöhnend wirst du dich tagsüber nach dem sternbesäeten Mantel der Nacht sehnen, daß er dich einhülle und deinen brennenden Wunden Kühlung zuwehe.

Damit verließen Hephästos und die beiden Riesen den Gefesselten. Dieser aber erhob seine Stimme, und der gepreßten Brust entstiegen die Worte:

Heiliger Aether! flügelschneller Windeshauch! wellenreiches, tönendes Meer! Erde, du Allgebärerin! allsehendes Sonnenauge: euch rufe ich an! Schauet, dies Schicksal traf mich, einen Gott! Mir ward von dem Allherrscher bestimmt, Jahrtausende lang unendliche Qualen zu erdulden! Doch ich will mein Verhängniß tragen, erwägend, daß des Schicksals Schluß unbezwinglich ist!

Sein Stöhnen vernahmen die beflügelten Oceaniden in der krystallnen Grotte des Vaters, des Oceanos. Auf vogelbespannten Wagen kamen sie daher, und als sie das Geschick des Titanensohnes sahen, erfüllten sie die Lüfte mit ihren Wehklagen. Trauernd schieden sie. Nun erschien auf seinem gaukelnden Flügelmeerroß der Vater derselben, der greise Oceanos, erkundend, was Prometheus verschuldet habe, daß ihm ein so entsetzliches Loos bereitet worden sei. Als Jener ihm Alles erzählt hatte, erbot er sich, bei Zeus für ihn um Gnade zu flehen. Prometheus aber sprach: Wohl weiß ich, daß du allezeit mir Freund warest, würdiger Oceanos. Dennoch bitte ich dich, nichts bei Zeus für mich zu unternehmen. Mir würde dies nichts nützen, dir aber könnte es Schaden bereiten.

Tiefe Trauer im Herzen bergend, begab sich nun auch Oceanos hinweg.

Eine lange Zeit war vergangen, Zeus wähnte den Starrsinn des Gequälten gebrochen und sandte den beflügelten Hermes zu ihm, der also sprach: Zeus begehrt zu wissen, was du von deiner Mutter über die Ehe vernahmest, die ihn, wenn er sie einginge, nach dem Schlusse des Schicksals, dem Götter und Menschen unterworfen sind, einst stürzen würde. Du hast es erkannt und empfindest es noch, wie hart Zeus den Raub des Feuers zu strafen wußte. So erzürne ihn nun nicht noch mehr, Feuerbringer, sondern verkünde untrüglich, was er von dir zu wissen begehrt!

Ihm antwortete Prometheus: Nimmer soll Zeus erfahren, um was du mich fragest, es sei denn, daß ich zuvor der Fesseln entledigt und meiner Qualen enthoben werde!

Hermes kehrte zurück zu dem Herrscher im Aether und verkündete ihm, wie Prometheus, trotz seiner namenlosen Qualen, ungebrochenen Sinnes geblieben sei. Heftig erzürnte Zeus, und er beschloß, dem Widerstrebenden ein noch schrecklicheres Loos zu bereiten.

Alsbald umthürmte wogendes schwarzes Gewölk den Gipfel des Kaukasus, feurige Blitze, von des Allherrschers gewaltiger Hand geschleudert, umzuckten die hochragenden Felsen, der Orkane Geheul erfüllte den Raum zwischen Himmel und Erde.

Zürnender, furchtbarer Gott, rief Prometheus, ich erkenne es: das ist deine Macht. Aber dennoch beugst du mich nicht!

Da vernahm er ein schauerliches Brüllen aus der Tiefe, die Erde erbebte, und ein Abgrund verschlang ihn und den Felsen, an den er geschmiedet war.

Oftmals hatte sich der Jahreslauf seit dieser Zeit vollendet, da erhob Zeus den Felsen, an dem der Göttersohn immer noch in grauenvollen Schmerzen hing, wieder zum Lichte empor, nicht aber in der Absicht, des Gequälten Elend zu mildern, sondern um ihn noch härter zu peinigen. Denn er sandte ihm einen krummgeschnä-

belten Adler, der ihm den Leib aufriß und seine Leber fraß. Täglich ward diese Qual erneuert, denn in jeder Nacht wuchs die Leber wieder. Auch schwur Zeus, daß Prometheus, den er wohl zu quälen, aber, da er ein ihm verwandter Gott war, nicht zu tödten vermochte, ewig an den Kaukasus und in den Fesseln hängen sollte.

So blieb es durch viele Geschlechter der Menschen.

Endlich brach des Titanensohnes Kraft, und es erfüllte ihn das Verlangen nach Frieden. Die übrigen Titanen, die von Zeus einst besiegt und in den finsteren Tartarus geschleudert worden waren, hatten längst ihre Freiheit wieder empfangen. Weder in Haß, noch in Furcht gedachte der Allherrscher ihrer; sie aber fügten sich willig der neuen Ordnung der Dinge. Jetzt kamen sie, um das grauenvolle Schicksal des Duldenden zu schauen und ihn zu Versöhnlichkeit zu mahnen.

Nicht minder als Prometheus trug auch Zeus Verlangen, Frieden zu schließen. Aber eine Versöhnung schien unmöglich zu sein, da Zeus einst den Schwur gethan hatte: Nicht will ich den Adler von dem Trotzigen hinwegscheuchen, noch seine Fesseln lösen, es sei denn, daß ein Gott für ihn in den finstern Tartarus hinabsteigt!

Zu jener Zeit zog Herakles (Hercules) durch die Welt, kämpfend gegen Ungeheuer, die für das Menschengeschlecht verderbenbringend waren. Er kam auf seinen Wanderungen bis zum Kaukasus. Staunend sah hier der Göttersohn den Gefesselten und fragte ihn, weshalb er so Entsetzliches erdulde. Da entdeckte ihm Prometheus sein Geschick, und Herakles beschloß, ihn von den Qualen zu befreien. Als er die Löwenhaut und die Keule hinter sich geworfen und einen vergifteten Pfeil dem Köcher entnommen hatte, schoß der Adler hernieder, schlug seine Krallen dem Titanensohne in die Weichen und zerfleischte ihm mit dem Schnabel den Leib. Da traf ihn der Pfeil des Göttersohnes, und todt stürzte er hinab in den Abgrund. Darnach löste Herakles dem Gequälten die Fesseln und führte ihn zu Zeus. Ihm verkündete jetzt Prometheus aus eigenem Willen, daß eine Ehe mit der schönen Meernymphe ihm verderbenbringend sein würde. Damit aber war die Versöhnung noch nicht vollendet, denn Zeus wollte seinen Schwur nicht brechen. Er gab dem Prometheus einen goldenen Ring, in den Hephästos ein Steinchen des Kaukasus gefaßt hatte. Gelobst du mir, sprach Zeus darauf, diesen Ring immer zu tragen, so ist mein Schwur, daß du ewig an dem Kaukasus angeschmiedet sein sollst, gelöst. Prometheus nahm den Ring und that das verlangte Gelöbniß. Noch stand aber der letzte Schwur der völligen Versöhnung entgegen. Da holte Herakles den Gott Cheiron herbei, den er, wider seinen Willen, mit einem vergifteten Pfeile verwundet hatte. Cheiron, der unsägliche Schmerzen erlitt und längst begehrt hatte zu sterben, begab sich für Herakles freiwillig hinab in den Tartarus.

So ward die Versöhnung vollendet.

Da nun Zeus vernommen hatte, daß ihm eine Ehe, eingegangen mit der Meernymphe Thetis, verderbenbringend sein würde, vermählte er sie mit einem Sterblichen, dem Könige Peleus. Zur Feier kamen Schaaren lieblicher Meermädchen herbei, um Braut und Bräutigam im festlichen Zuge zu geleiten. Auch Zeus und die übrigen olympischen Götter, dazu Prometheus, schlossen sich dem Zuge an, und Alle feierten frohen Sinnes die Hochzeit der schöngestalteten Meeresnymphe Thetis. Der Ehe aber entsproß der göttliche Held Achill, dessen Ruhm später die Welt erfüllte.

7. Deukalion und Pyrrha.*

Die Menschen wurden durch allmälig gewonnene Einsichten, durch die über die Natur erlangte Gewalt zu frevelhaftem Uebermuthe gegen die Götter verleitet. Es kam dahin, daß kein Recht ihnen mehr heilig, keine Schranke unübersteiglich erschien. Da beschloß Zeus, die ruchlose Menge durch eine Wasserflut zu vertilgen. Auf sein Geheiß thaten sich die Schleusen des Himmels auf, und der Regen strömte Tag und Nacht; auch die Erde öffnete ihre Brunnen und Quellen und spie unermeßliche Wasserströme aus. Die Flut schwoll schnell höher und höher, bis selbst die obersten Spitzen der Berge vom Wasser bedeckt waren. Menschen und Thiere aber, die nun auf der Erde keine Zufluchtsstätte mehr fanden, ertranken in dem Gewässer.

Nur ein Menschenpaar entging dem allgemeinen Verderben: Deukalion, des Prometheus frommer Sohn, und seine Gattin Pyrrha, die Tochter des Epimetheus. Sie lebten schlicht und recht in den anmuthigen Gefilden Thessaliens und ehrten die Götter trotz der Entartung des gesammten übrigen Menschengeschlechts. Man pries den Deukalion wegen seiner großen Weisheit, achtete aber nicht auf seine Rathschläge. Von seinem Vater hatte er vernommen, daß Zeus die große Wasserflut senden werde, und er beschloß, wenigstens sich und sein Weib zu retten, da das übrige Volk seinen Worten keinen Glauben beimaß. Sogleich machte er sich an das Werk und bauete eine große und feste Arche, eine Art Kasten, der zur Wasserfahrt für die Dauer geeignet war. Als nun die Flut ausbrach, bestieg er mit seinem Weibe dies Fahrzeug, und sie fanden darin Sicherheit. Neun Tage trieben sie auf dem uferlosen Wasser umher; dann begann die Flut abzunehmen, die Berge traten wieder hervor, die Arche aber fand einen sichern Platz auf den Höhen des Parnasses.

Deukalion und Pyrrha stiegen heraus, und ihr erstes Geschäft war, daß sie, dankbar für ihre Rettung, einen Altar errichteten und dem olympischen Zeus Opfer und Gebete darbrachten. Dieser, von seinen Höhen herabschauend, freute sich der frommen Spende und sandte Hermes, den Götterboten, um den Opfernden zu verkünden, daß Zeus die Erfüllung ihrer Wünsche gewähren würde, welche es auch immer sein möchten. Da fleheten Beide den Herrscher im Aether an, wieder Menschen zu erschaffen, damit sie nicht allein blieben in trauriger Einsamkeit. Und er gebot ihnen, Steine hinter ihren Rücken zu werfen. Sie handelten nach dem Worte, und aus den Steinen, die Deukalion warf, entstanden Männer, und aus denen, die Pyrrha warf, Frauen. Inzwischen hatte die Wasserflut sich wieder verlaufen, und bald bevölkerten die neugeschaffenen Menschen alles Land bis an das in seine natürliche Grenzen zurückgetretene Meer.

Herrscher dieses neuen Menschengeschlechts wurde nach Deukalion sein Sohn Hellen, nach welchem sich die Griechen **Hellenen** nannten. Hellen hatte drei Söhne: Aeolus, Dorus und Xuthus, von denen die beiden ersten die Urväter des **äolischen** und **dorischen** Stammes wurden. Xuthus nahm in Attika des Erechtheus Tochter Kreusa zum Weibe und ward Vater des Jon und des Achäos, die Stammfürsten der **Jonier** und **Achäer**. So wurden die Söhne und Enkel des Hellen Stammeltern der vier größten und vornehmsten Stämme der Griechen: der **Aeolier, Dorier, Jonier** und **Achäer**.

* Nach Paul Frank's Mythologie der Griechen und Römer.

8. Phaeton.*

Clymene gebar einen Sohn, Phaeton genannt, der zu einem herrlichen Jüngling heranreifte. Sein Vater war der Sonnengott Apollo.

Als Phaeton sich nun einst seines himmlischen Erzeugers rühmte, ward er von seinen Genossen verlacht. Da kam Zorn und Scham über ihn, und auf den Rath der Mutter beschloß er, den Sonnengott selbst zu befragen, ob er ihn seinen Erzeuger nennen dürfe. Alsbald machte er sich auf den Weg. Nachdem er Aethiopien und Indien durchwandert hatte, erreichte er, aufsteigend, endlich Apollos Palast. Hohe Säulen, diese von gediegenem Golde, jene von feuerfarbenem Pyrop (Rubin) gebildet, glänzten ihm entgegen. Herrlich war der Giebel von geglättetem Elfenbein gearbeitet, die silberne Flügelthür, ein Werk des kunstreichen Gottes Hephästos (Vulcan) war mit Bildern in erhabener Arbeit geziert. Auf derselben sah man den die Muschel blasenden und sich auf den Wellen des Meeres schaukelnden Triton, neben ihm den greisen Proteus, dessen Amt es war, des Meergottes Meerkälber zu hüten. Dort sah man auch Thetis, umgeben von ihren Töchtern, den Nereiden. Einige der schöngestalteten Meermädchen saßen, ihr grünes Haar trocknend, auf Klippen, andere auf Delphinen. Darüber wölbte sich der Himmel.

Phaeton öffnete die Thür und trat in den Palast, mußte aber von fern stehen bleiben, da der Schein, der von der Strahlenkrone seines göttlichen Erzeugers ausging, ihn blendete. Apollo, dem ein Purpurgewand von den Schultern herniederfloß, saß auf einem goldenen, von unzähligen Diamanten verzierten Throne. Zur Rechten und zur Linken standen ihm die Jahreszeiten. Ein blühender Kranz schmückte den goldgelockten Frühling, ein Aehrengewinde den Sommer, der Herbst trug einen zierlich geflochtenen Korb voll röthlicher und goldblinkender Trauben auf dem Haupte, den Winter aber erkannte man an dem beeisten Bart und dem Silberhaar.

Apollo, mit Wohlgefallen auf seinen blühenden Sohn schauend, redete ihn also an: Was ist's, Phaeton, das dich herführte in meine Wohnung?

Göttlicher Vater, erwiederte der Sohn, wisse, daß man mein spottet auf Erden, wenn ich dich meinen Erzeuger nenne. So gieb denn, Göttlicher, mir ein Zeichen, daß ich dein Sohn bin!

Apollo nahm die Strahlenkrone vom Haupte, rief den Sohn herbei und sprach, ihn umarmend: Wahrheit ist's, was deine Mutter dir sagte; ich selbst, Apollo, bin dein Vater! Damit du aber unzweifelhaft erkennest, daß du mein Sohn bist, so erbitte dir etwas von mir. Was es auch sei, es soll dir gewährt werden. Dies schwöre ich dir bei dem Styx, dem schwarzen Flusse der Unterwelt, und dieser Schwur ist, das weißt du wohl, für uns Götter unverbrüchlich!

Kaum hatte der Vater diese Worte vollendet, da sprach Phaeton leuchtenden Angesichts: So erbitte ich mir auf einen Tag die Leitung deines Sonnenwagens und deiner fußgeflügelten Rosse!

Wie bereuete nun Apollo seinen Schwur! O daß ich mein Versprechen halten muß! entgegnet er traurigen Angesichts. Hätte ich nicht jenen Schwur gethan, wahrlich, diesen Wunsch würde ich dir nimmer erfüllen! Denn wisse es: die Erfüllung deiner Bitte ist für dich mit entsetzlichen Gefahren verbunden! Was du zu thun begehrest, ist so gewaltig, daß deine Kraft und Jugend es nicht auszuführen vermögen. Unsterbliches wünschest du, ein Sterblicher! Nicht einmal einer meiner olympischen Genossen würde ein so gefahrvolles Werk zu thun begehren, wie du es wähnst ausführen zu können. — Göttern wie Sterblichen ist es ja bekannt, daß nur ich den Sonnenwagen zu führen, die feurigen Sonnenrosse zu bändigen ver-

* Aus der Volks- und Jugendschrift des Herausgebers: Götter und Helden. Erzählungen aus der griechischen Vorzeit.

Phaeton.

Digitized by Google

ounden war, führte er den Jüngling zum Sonnenwagen, der ein Geschenk des Hephästos war. Golden waren die Deichsel, die Achsen und die äußere Krümmung der Räder, die Speichen aber hatte der kunst-

den Wagen geschwungen und hielt die Hände dem trübblickenden Vater entgegen, um die Zügel in Empfang zu nehmen. Das Wiehern der Sonnenrosse erfüllte die Lüfte, unbändigen Muthes knirschten sie in die

Phaeton.

mag. Nicht einmal Zeus, der gewaltigste der Götter, der den Blitz in seiner Hand führt und über Himmel und Erde gebietet, wagt sich an ein Unternehmen, auf das deine Wünsche gerichtet sind. Doch vernimm, welche Gefahren dir drohen. Nur mit Mühe erklimmt des Morgens das noch frische Roßgespann den steilaufwärts steigenden Pfad. Grauenhaft ist es, von dem höchsten Punkte der Sonnenbahn hinabzuschauen. Mir selbst erbebt das Herz, so oft ich diesen Ort erreiche. Dann senkt sich allgemach der Weg, bis er mehr und mehr abschüssig wird. Ihn glücklich zurückzulegen, bedarf es einer sichern L ad. Selbst Thetis, die meiner in den Wellen harret, blickt dann bangen Muthes empor, fürchtend, es könne doch einmal geschehen, daß ich hinabstürze. Doch noch nicht Alles weißt du, was den Weg gefahrvoll macht. Es dreht sich der Himmel beständig umher, wirbelnd kreisen die hohen Gestirne. Da gilt's, festen Gemüths das Ziel im Auge zu behalten und dem rasenden Schwunge entgegen zu fahren. O Sohn, frage dich mit Ernst, ob du dies vermagst! Bedenke auch dies noch: Anders sieht es am Himmel aus, wie auf dem Lande. Nicht an Städten fährst du vorüber, noch an Hainen mit hochragenden Tempeln, sondern Gestalten wilder Thiere begegnen dir, bei deren Anblick jedem Sterblichen das Blut zu Eis erstarrt. Wie könntest du auch die feuerschnaubenden Rosse lenken, deren wilde Kraft ich kaum zu zügeln vermag! Darum, o Sohn, laß ab von deinem verwegenen Wunsche! Ist dir die Sorge, die ich um dein Wohl empfinde, nicht Zeugniß genug, daß ich dein Vater bin? Schaue mir in's Angesicht und lies darauf, welch Weh ich um dich empfinde! Giebt es doch der hochherrlichen Güter so viele im Himmel und auf Erden, unter denen du wählen magst! Nur von jenem Wunsche laß ab, da seine Erfüllung dein Verderben ist!

Vergebens waren des Vaters Ermahnungen. Phaeton umschlang seinen Hals und wiederholte dringender seine Bitte. Da nun Apollo durch seinen Schwur gebunden war, führte er den Jüngling zum Sonnenwagen, der ein Geschenk des Hephästos war. Golden waren die Deichsel, die Achsen und die äußere Krümmung der Räder, die Speichen aber hatte der kunstreiche Gott aus gediegenem Silber gearbeitet. An der Deichsel sowohl als am Joche strahlten Chrysolithe und andre kostbare Edelsteine.

Während Phaeton noch dies Wunderwerk mit Staunen betrachtete, öffnete Eos (Aurora) mit Rosenfingern das Thor des Morgenhimmels, durch das man in die Hallen eingehet, in denen allezeit himmlische Rosen prangen. Die Sterne schwanden, endlich war auch der letzte des leuchtenden Chors, der Morgenstern, erbleicht. Als darnach Selene in's Meer gestiegen war, rief Apollo die segenspendenden Horen, deren Amt es war, ihm an jedem Morgen die Himmelsrosse zuzuführen. Leichten Schrittes begaben sich die schönwangigen Göttinnen nach der Halle, lösten die weißen Rosse von den mit Ambrosia gefüllten Marmorkrippen, führten sie zu dem Wagen und legten ihnen das tönende Geschirr auf, indeß Apollo dem Sohne die Augenlider mit heiliger Salbe bestrich, damit das sprühende Licht ihn nicht blende. Darnach setzte er ihm auf das schöngelockte Haupt die Strahlenkrone, indem er mit Seufzen sprach: Vermag ich denn nicht, dich zurückzuhalten, so nimm wenigstens diesen Rath zu Herzen: Nicht mit der Stachel treibe die Rosse, die von selbst schon genug eilen, sondern fasse die Zügel fest und mühe dich nur, die Feuerschnaubenden zu bändigen und sicher zu lenken. Meide den Südpol und den Nordpol und halte den Weg, den dir die Geleise der Räder zeigen. Merke ferner, daß es nöthig ist, dem Himmel und der Erde gleiche Wärme zuzutheilen. Darum fahre weder zu hoch, noch zu tief, damit du weder die himmlischen Wohnungen, noch die Erde verbrennest. Alles Uebrige aber möge Fortuna zum Heile wenden! So nimm denn die Zügel und gedenke meines Rathes! Besser freilich wäre es, du ließest jetzt noch von deiner verderblichen Thorheit ab, damit ich auch heut, wie allezeit, Menschen und Göttern das Licht spenden könne!

Der hochgemuthete Jüngling aber hatte sich schon während der letzten Worte auf den Wagen geschwungen und hielt die Hände dem trübblickenden Vater entgegen, um die Zügel in Empfang zu nehmen. Das Wiehern der Sonnenrosse erfüllte die Lüfte, unbändigen Muthes knirschten sie in die

Gebisse und stampften den Boden. Als Phaeton nun die Zügel rührte, flogen sie mit dem Wagen dahin. Bald hatten sie die schnellen Morgenwinde überholt und das wallende Morgengewölk durchbrochen, und nun lag vor Phaetons Blicken der unermeßliche Weltraum. Aber der Wagen sprang hin und her, denn seine Last war zu leicht. Als die Rosse dies merkten, jagten sie, die gewohnte Bahn verlassend, in wilder Flucht mit dem Wagen dahin. Da wurde der Jüngling von tödtlichem Schreck ergriffen. Wie sollte er die Bahn wiederfinden? Vermochte er doch nicht einmal die vielfach verschlungenen Zügel zu entwirren! Aufwärts ging der Lauf. Als Phaeton aus des Aethers Höhe hinabschaute, durchrieselte ihn Entsetzen, die Knie erzitterten ihm, dunkel ward es ihm vor den Augen. Jetzt kam ihm — zu spät! — die Reue an, daß er des Vaters Warnung mißachtet hatte; hinweggerissen ward er, dem entmasteten Schiffe gleich auf brüllender Meerflut. Einen großen Raum des Himmels hatte er schon durchfahren, aber unendlicher noch war der Raum, den er vor sich sah. Hoffnungslos blickte er bald vorwärts, bald rückwärts. Wohl hielt er noch die Zügel in den Händen, aber er machte keinen Versuch mehr, sie zum Lenken zu benutzen. Neues Entsetzen kam über ihn, als plötzlich furchtbare Gestalten am oberen Himmel vor ihm auftauchten. Sich vor ihnen scheuend, entfernten die Rosse, den rollenden, krachenden Wagen hinter sich reißend, sich immer weiter von der Sonnenbahn. Staunen kam über Semele, als sie des göttlichen Bruders Gespann tief unter sich sah; die niederen Wolken schienen in Feuersglut zu stehen. Jetzt wurden die Hochebenen der Erde von dem Feuer ergriffen, weite Risse entstanden im Boden, die Wälder verwandelten sich in lodernde Feuermeere, von Saatfeldern und Wiesen ging ein glühender Staub auf. Aber auch über die Städte und deren Bewohner kam das Verderben. Wo kurz zuvor noch tausendfältiges Leben gewesen war, wälzten sich feurige Dampfwolken empor. Ringsumher glüheten die Berge. Wohin Phaeton auch schauete: überall sah er verheerende Flammen, die höher und höher stiegen. Endlich ward der Sonnenwagen von Wolken heißen Dampfes umwallt, Phaeton wußte nicht mehr, wo er war. Damals — so lautet die Sage — wurden die Mohren schwarz, und es verwandelte sich Lybien in eine Sandwüste. Entsetzt flohen die Nymphen, wehklagend um ihre Quellen und Seen, die ihnen das Feuer zerstörte. In dem Boden entstanden so mächtige Spalten, daß des Feuers Schein bis in den tiefen Tartarus hinableuchtete und die Götter der Unterwelt erschreckte. Selbst das Meer trat von seinen Ufern zurück, der Boden desselben erhob sich, Inseln entstanden, wo sonst keine gewesen waren, Fische und Meerkälber starben auf dem gedörrten, muschelreichen Meeresstrande. Die Meeresnymphen flohen mit Thetis und Nereus in eine kühle Grotte, ja die Luft war so glühend, daß Poseidon (Neptun) den Arm, den er aus dem Wasser erhob, um zornigen Muthes auf Phaeton den Dreizack zu schleudern, eilig wieder in die Fluthen bergen mußte.

Als nun Zeus sah, was geschehen war, erbarmte er sich der hinschmachtenden Erde. Mit einem Blitzstrahl tödtete er den Vermessenen. Sein gelocktes Haar ward dabei vom Feuer e griffen, und einem fallenden Sterne gleich schoß er hernieder. Der entsetzliche Donnerschlag hatte die Rosse scheu gemacht; hierhin lief eines, dorthin das andere. Der Wagen zerbrach; Achse, Deichsel und Räderstücke flogen umher.

Phaeton fiel nieder in den Fluß Eridanus. Da kamen die Najaden des Flusses herzu, um den noch dampfenden Leichnam zu bestatten. Apollo aber, der Alles gesehen hatte, was seinem Sohne widerfahren war, verhüllte trauernd sein Antlitz.

9. Orpheus.*

Orpheus, der göttliche Sänger, ein Sohn der Muse Calliope und des Thraciers Oeager, vermählte sich mit Eurydice. Aber nur kurze Zeit währte das Glück des edlen Paares. Denn es begab sich, daß ein Hirt, Namens Aristäus, von dem Verlangen ergriffen ward, Eurydice zu besitzen. Als er die liebliche Nymphe nun eines Tages einsam fand, und sie mit seinen Bewerbungen bestürmte, floh sie über das Gefilde. Da geschah es, daß sie auf eine Natter trat, die sich zischend erhob und die Fliehende am Fuße verwundete. Dies brachte der schönen Nymphe den Tod, und sie stieg nieder in das Schattenreich.

Ruhelos gingen nun dem herrlichen Sänger die Tage dahin. Endlich trieb ihn seine sehnsüchtige Liebe, durch die tärmarische Höhle in das Schattenreich hinabzusteigen, um dort die Verlorene zu suchen.

Grauenvoll ist dieser Ort, dreifache Nacht und eine eherne Mauer umgiebt die abgeschiedenen Seelen, die Charon, der unterirdische Fährmann, über den schwarzen Styx fährt.

Der trauernde Gatte kam bis zum Throne des Schattenreiches und sang also zum Klange seines Saitenspiels:

Hades und Persephone, ihr mächtigen Götter der Unterwelt, vergönnt einem Sterblichen, sein Leid euch zu klagen! Die Gattin ist's, die mich herlockte in euer furchtbares Reich, die Theure, die in der Blüthe der Jahre und zu früh mir dahinstarb! Ihr Mächtigen, die auch ihr der Liebe Allgewalt kennen lerntet, erbarmet euch des Gramgebeugten! Füget den Lebensfaden der Gattin, den kalten Sinnes die Parzen zerschnitten, wieder zusammen und gebet sie mir zurück, damit wir gemeinsam des Lebens uns bis zum Alter erfreuen mögen! Dann aber rufet uns zu gleicher Zeit und lasset Hand in Hand uns wandeln zum Nachen, der die abgeschiedenen Seelen in euer Reich führt! Möget ihr aber mein Flehen nicht erhören, so will auch ich nicht zurückkehren, denn ohne die Theure vermöchte ich ja doch nicht glücklich zu sein im Lande der Lebendigen!

Also sang klagenden Tones der Gatte. Da weinten, von Mitleid ergriffen, die blutlosen Schatten. Aber auch der Unterwelt Götter wurden gerührt von dem Flehen, und sie beschlossen, dem göttlichen Sänger die Gattin zurückzugeben. Doch knüpften sie die Gewährung seiner Bitte an eine Bedingung. Kehre hinauf zur Oberwelt, lautete ihr Spruch, doch nicht eher wende dich um nach der dir nachfolgenden Gattin, ehe du nicht das goldene Licht des Tages erschaut hast!

Beseligten Herzens stieg Orpheus den jähen, von dichter Finsterniß erfüllten Pfad hinauf, und Eurydice folgte ihm. Lange wandelten sie so dahin, indeß das Verlangen, die Gattin zu sehen und sie mit den Armen zu umpfangen, in Orpheus immer mächtiger ward. Schon dämmerte es, und nahe waren Beide dem goldenen Lichte des Tages, da, von unendlicher Liebe getrieben, wandte Orpheus sein Haupt nach der Theuren. Treue Liebe leuchtete ihm aus ihren Augen entgegen, aber er las auch in denselben den Schmerz über die nun unabwendbar erfolgende ewige Trennung. Er streckte seine Arme nach der Geliebten aus, doch schon war sie entschwunden, und nichts als weichende Luft berührten seine Arme.

Als Orpheus sich so zum zweiten Male von der Gattin getrennt sah, war es ihm fast, wie Jenem, der vor Schrecken über den Anblick des dreiköpfigen Höllenhundes in Stein verwandelt ward. Er kehrte zurück zu dem unterirdischen Fährmann und verlangte, im aschenfarbenen Kahne noch einmal über den schwarzen Styx gefahren zu werden. Charon versagte ihm die Erfüllung seiner Bitte. Nun saß

* Aus dem Volksbuche des Herausgebers: Götter und Helden &c.

Orpheus, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, sieben Tage und sieben Nächte lang am Ufer des schauerlichen Gewässers und vermischte seine Klagen mit der Wellen Geheul. Dann kehrte er trostlos nach der Oberwelt und wählte sich im Hämos in Thracien eine Höhle zu seinem Aufenthalte. Er floh die Menschen, am meisten die Frauen. Begrünt war Berg und Gefilde, aber es fehlte an Schatten, denn es gab keinen Baum in der Gegend. Als nun hier der göttliche Sänger sein Saitenspiel rührte und seinen klagenden Gesang erhob, kamen Bäume von fernen Orten her, ja Felsen bewegten sich, und wilde Thiere drängten sich herzu, um die Wundertöne zu vernehmen. Bald umgab ein schattiger Hain die Höhle. Blumengewinde rankten sich aller Orten an den Stämmen der hochgewipfelten Platane und des jungfräulichen Lorbeer empor, bunte Vögel nisteten auf Bäumen und in schattigen Gesträuchen.

Da feierten eines Tages thracische Frauen in ausgelassener Lust ein Fest, schwärmten weit umher und kamen bis in den Hain des Sängers. Kaum erblickten sie den Einsamen, so beschlossen sie in ihrem wilden Taumel, Rache an dem Verächter ihres Geschlechts zu nehmen. Trommeln, Hörner und bacchantisches Jauchzen übertönte des Sängers Stimme. Mit Steinen, Spießen und umwundenen Thyrsusstäben tödteten sie ihn, ja in ihrer rasenden Wuth zerrissen sie den Göttergleichen und streueten seine Glieder umher ins Gefilde.

Da erhoben des Waldes Sänger wehmüthigen Klageruf, der Bäume Blätter fielen herab, die Najaden der Quellen und Flüsse erschienen in schwarzen Gewändern und mit fliegendem Haar, Orpheus aber stieg nieder zu seiner geliebten Eurydice, mit der er nun vereint war ohne Aufhören.

10. Strafen im Tartarus.*

Tantalus, ein reicher und mächtiger König, ward von Zeus gewürdigt, in die goldschimmernden Wohnungen der Götter auf dem hohen Olymp einzugehen und an ihren Tafeln mit ihnen Nectar und Ambrosia zu speisen, ja, Zeus und die übrigen unsterblichen Götter erschienen sogar unter seinem Dache, nahmen Theil an seinem Mahle und ergötzten sich an seinen verständigen Reden. Zu groß war ein solches Glück für einen Sterblichen, als daß er es hätte zu ertragen vermocht. Tantalus ward übermüthigen Sinnes und machte sich durch unwürdige Thaten Göttern und Menschen verhaßt. Nicht nur trieb er ein wüstes Spiel mit den Namen der Unsterblichen, bei deren Anruf er oftmals Lügen aussprach, sondern er verkündete auch die Rathschläge der Götter den kurzsichtigen Menschen, denen sie dann doch nur zum Verderben gereichten, ja er stahl sogar Nectar und Ambrosia bei den himmlischen Mahlen und gab davon seinen sterblichen Freunden. Zu sehr hatte ihn schon der Taumel ergriffen, als daß der Götter Warnen und Drohen ihn hätte zur Besinnung zu bringen vermocht. Endlich traf ihn das Verderben. Als einst die Götter wieder bei ihm zum Mahle versammelt waren, kam ihm der Gedanke, zu prüfen, wie weit die Allwissenheit der Unsterblichen gehe. Er tödtete seinen Sohn Pelops, ließ das Fleisch zu einem Gerichte zubereiten und setzte die ekle Speise den Unsterblichen vor. Diese erkannten sogleich des Vaters unnatürliche That, nur Ceres (Demeter) nicht, deren Herz über den Verlust ihrer Tochter von schwerem Kummer bedrängt war. Daher kam es, daß auch nur sie von der Speise aß. Zeus fügte alsbald die Theile des Körpers wieder zusammen, rief den entflohenen Geist zurück und ergänzte die Gestalt des Neubelebten durch eine Schulter von Elfenbein.

* Aus der Volks- und Jugendschrift des Herausgebers: Götter und Helden.

Gentcius

Digitized by Google

Orpheus, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, [illegible]

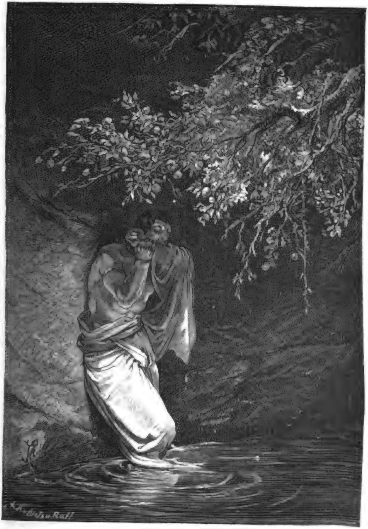
Da feierten [illegible] Frauen in au[illegible] schwärmten weit umher und kamen bis [illegible] den Hain des Sängers. Kaum er[illegible] blickten sie den Einsamen, so beschlossen sie in ihrem wilden Taumel, Rache an dem Verächter ihres Geschlechts zu n[illegible]men. [illegible] Hörner und bacchantisches [illegible] des Sängers Stimme. [illegible] und umwundenen [illegible] sie ihn, ja in [illegible] sie den Götter[illegible] umher [illegible]

[illegible]

[illegible] gleich [illegible] Ceres [illegible] über den [illegible] Kummer [illegible] es, daß auch [illegible] ab. Zeus fügte [illegible] des Körpers wieder [illegible] den entflohenen Geist zu[illegible] die Gestalt des [illegible] durch eine Schulter von [illegible]

* Aus der Volks- und Jugendschrift des Herausgebers: Götter und Helden.

Digitized by Google



Tantalus.

Digitized by Google

Darnach stürzte er den Frevler in den Tartarus hinab und überlieferte ihn damit endlosen Qualen.

Als Tantalus aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich bis zum Kinn im Wasser stehend. Da er einen brennenden Durst empfand, beugte er sich, um aus der klaren Flut zu trinken. Aber je mehr er sich beugte, je tiefer sank das Wasser, bis es im Boden verschwand, und er zu seinen Füßen nichts sah, als trocknen, schwarzen Staub. Mit dem Erheben des Körpers erhob sich auch die Wasserflut wieder. Nun erblickte er dicht über seinem Haupte die Zweige fruchttragender Bäume. Zwischen den grünen Blättern hingen, zum Genusse einladend, Granaten, balsamische Birnen, Oliven, Feigen und würzige Aepfel. Als aber der Unglückliche seine Hände emporstreckte, um von den Früchten zu brechen und seinen vertrockneten Gaumen an dem kühlenden Safte zu laben, riß ein wirbelnder Wind die Zweige hoch empor. Also an diesen Ort gebannt, hörte nimmer seine Qual auf: rastloses Verlangen, das nie Befriedigung findet, hatte ihm der rächende Gott als Strafe bestimmt.

An diesem Orte des Schreckens befand sich auch Sisyphus. Als er noch auf der Oberwelt war, beging er viele trügerische Thaten an Menschen, ja sogar an Göttern. Selbst als seine Todesstunde herannahte, ließ er von seinem bösen Thun nicht. Es gelang ihm, Thanatus, den Todesgott, mit ehernen Banden zu umschlingen und festzubinden, und es starb nun eine Zeit lang Niemand auf Erden. Die Götter der Unterwelt sandten zu Zeus und ließen ihm verkünden: dieser Thanatus, der auf die Oberwelt ging, um Sisyphus hernieder zu holen, ist nicht zurückgekehrt. Auch ist seit vielen Tagen kein Schatten in unser dunkles Reich eingegangen. — Da rief Zeus den starken Kriegsgott Ares herbei und befahl ihm, den Todesgott zu suchen. Er fand diesen bald und befreite ihn von den ehernen Fesseln. Nun ward Sisyphus von Thanatus hinab in die Unterwelt geführt. Aber auch hier übte er trügliche Thaten. Er ließ seiner Gattin sagen: Bestatte weder meinen Leichnam, noch bringe den Göttern der Unterwelt die gebräuchlichen Todtenopfer. Bald darnach trat er vor Hades und Persephone, den Göttern der Unterwelt, und sprach: Meine Gattin bestattet meinen Leichnam nicht, auch verschmäht sie es, euch die Todtenopfer zu bringen. So lasset mich denn hinauf zu ihr, die Treulose an ihre Pflicht zu gemahnen. Sogleich dann kehre ich in euer Reich zurück.

Sein Wunsch ward ihm gewährt und er stieg hinauf zur Oberwelt. Da er aber nicht zurückkam, ward es wiederum Zeus verkündet. Nun gebot Zeus den Hermes, Jenen hinabzuführen. Als Sisyphus den Götterboten erblickte, entsank ihm der Muth, denn er wußte es, daß diesen Niemand unter den Sterblichen an List gleich komme. Hermes führte ihn hinab in Hades dunkles Reich, wo eine entsetzliche Strafe sein harrete. Einen schweren Marmorblock mußte er einen Berg hinaufwälzen. Hatte er nun mit unendlicher Mühe den Gipfel des Berges erreicht, so entglitt, von unsichtbaren Mächten erfaßt, der Marmor seinen Händen und stürzte mit donnerähnlichem Getöse hernieder in die Tiefe. Von vorn begann die Arbeit, Dampf umhüllte sein Haupt, und der Angstschweiß troff von ihm zur Erde.

Ein Anderes erduldete Ixion, der sich mit frevelhaften Wünschen der Göttin Here genaht hatte. Er war an ein Rad geflochten worden, und dies drehete sich nun unaufhörlich im Kreise umher. Auch Phlegyas befand sich dort, der Apollo's Tempel auf Delphi verbrannt hatte. Er sah beständig einen Felsen drohend über seinem Haupte hangen, ein Anblick, der sein Gemüth mit namenlosem Entsetzen erfüllt hielt.

11. Niobe.

Ueber Theben herrschte Amphion, der sich mit der schönen Niobe vermählte. Sie ward die Mutter von sieben herrlichen Söhnen und sieben blühenden Töchtern.

Als die glückseligste der Mütter würde man sie haben preisen können, wenn sie nicht selbst ihres Glückes sich zu lebhaft bewußt gewesen wäre. Ihr Gemahl Amphion kam in der Kunst des Gesanges und Saitenspiels fast dem göttlichen Sänger Orpheus gleich, an Reichthum und Macht überragte sie die meisten Fürstinnen ihrer Zeit. Mehr aber noch als dies beglückte sie der Besitz ihrer Kinder. Da geschah es, daß die Seherin Mante weissagend durch die Straßen ging und die thebanischen Frauen aufforderte, am Altare Latonens zu erscheinen.

Alsbald versammelten sich die Frauen an dem Altare der Göttin und streueten betend den Weihrauch in die heiligen Flammen. Schon ertönte der Opfergesang, da erschien, einem reichen Zuge mit Hoheit voranschreitend, Niobe. Sie trug ein golddurchwirktes Gewand, auf ihrem Haupte erglänzte ein Diadem. Als sie nun vor dem Altare stand, warf sie das schöne Haupt stolz empor und sprach: Thörichte, die ihr eingebildeten Göttern opfert, während doch sichtbare unter euch weilen! Latona verehrt ihr, und meinem Altare versagt ihr die Opferspende? Wurde mein Vater Tantalus nicht erhoben, um in den himmlischen Wohnungen an den Tischen der Götter zu speisen? Atlas, der auf seinen Schultern die Achse des Weltalls trägt, und Zeus sind meine Ahnen. Und wie weit reicht meine Macht! Sogar den fernen Phrygiern gebiete ich. Und welche Macht ward meinem Gemahle verliehen! Bei seinem Saitenspiel wälzten sich die Steine herbei, von denen die Mauern der Stadt und die feste Burg Cadmus erbaut wurden. Wohin meine Blicke in meinem Palaste sich richten, überall liegen unermeßliche Schätze gehäuft. Mein größtes Glück aber besteht darin, daß ich die Mutter von sieben herrlichen Söhnen und eben so vielen blühenden Töchtern bin. Und doch opfert ihr der Latona, die nur zwei Kinder, Apollo und Artemis (Diana) gebar? Ihr Thörichten, wisset ihr denn nicht, wie sie von der eifersüchtigen Here verfolgt ward, als die Stunde ihrer Niederkunft sich nahete? Weder der Himmel, noch das Land, noch das Wasser nahm sie auf, so gering ward sie geachtet. Endlich erbarmte sich die schimmernde Insel Delos der Flüchtigen und rief ihr zu: Da du ruhelos, wie ich, umherirrest, so empfinde ich Mitleid mit dir und biete dir eine Zufluchtsstätte! — Nun ließ sie sich nieder auf Delos und gebar Zwillinge, jene, die jetzt so hoch gepriesen werden von den Sterblichen: Apollo und Artemis. Aber sagt es doch selbst: Bin ich im Besitze meiner vierzehn Kinder nicht beglückter denn sie, die nur zwei Kinder gebar? Wie wäre es möglich, selbst wenn Unheil mich träfe, daß die Zahl meiner Söhne und Töchter bis auf zwei herabsinken könnte! — Nehmet denn den Lorbeer vom Haupte und verlasset den Altar der Göttin, die im Glücke mir so weit nachstehet! —

Die thebanischen Frauen fügten sich, obwohl ungern, dem Gebot der Fürstin. Den Lorbeer in den Händen haltend, schlichen sie hinweg, aber leise murmelnd fleheten sie empor zur beleidigten Göttin.

Latona aber war erzürnt ob des Frevels, den Niobe gegen sie begangen hatte. Sie rief ihre Kinder Apollo und Artemis herbei und sprach also zu ihnen:

Schauet, Kinder, wie Jene mich verunehret und die thebanischen Frauen von meinem Altare verdrängt!

Indem nun die Göttin die Bitte hinzufügen wollte, ihre Schmach zu rächen; unterbrach sie Apollo mit den Worten: Rede nicht weiter, göttliche Mutter, damit Jene ohn' Verweilen von der Strafe ereilt werde!

Also sprach auch Artemis. Darauf schwangen sich Beide hinab auf die Burg

Cadmus. In der Nähe derselben befand sich ein von Rosseshufen zerstampftes weites Gefilde, auf dem eben einige von Niobe's Söhnen muthige, mit Goldzäumen und purpurnen Decken geschmückte Rosse umhertummelten.

Plötzlich schrie Ismenos, der Erstgeborne: Weh mir!

Siehe, seine Brust war durchbohrt von einem silbernen Pfeil, den Apollo aus einer Wolke von seinem nie fehlenden Bogen herabgeschossen hatte. Dem Jünglinge erbleichte das Angesicht, der Goldzaum entglitt seinen Händen. Noch einmal erhob er das Haupt, dann sank er sterbend vom Rosse.

Als Sipylus dies sah, ergriff ihn Entsetzen, und er trieb sein Roß an, um dem Orte des Schreckens zu entfliehen. Aber schon erreichte den Fliehenden das Verderben. Ein Pfeil fuhr ihm mit solcher Kraft in das Genick, daß die Spitze an der Kehle hervordrang. Indem er vorwärts sank, ergoß sich sein Blut auf des Rosses weißen Hals, und einen Augenblick darauf lag er entseelt am Boden.

Zwei Söhne, die sich eben in der Kunst des Ringens übten, standen Brust an Brust gegeneinander. Da wurden sie Beide von einem verderblichen Pfeile durchbohrt. Sich im Tode noch umschlungen haltend, sanken sie zur Erde. Alphenor sah sie fallen, flog herbei und warf sich laut jammernd auf die Brüder. Auch ihn ereilte der Tod; ein Pfeil riß ihm den Leib auf, daß er stöhnend sich am Boden wälzte, und das Leben ihm alsbald entfloh. Noch durchzitterte die Luft des Gefallenen letzter Seufzer, als Damasichthon von einem Pfeil am Knie getroffen niedersank. Indem er nun den Pfeil am Gefieder faßte, um ihn aus der Wunde zu ziehen, fuhr ihm ein zweites Geschoß in die Gurgel, und ein warmer Blutstrahl sprang hoch auf von ihm. Nur der jüngste der Söhne, Ilioneus mit Namen, war noch übrig. Nieder fiel der schöne Knabe auf seine Kniee, breitete die Arme aus und flehete also empor: Ihr Götter insgesammt, verschonet mich!

Apollo ward gerührt. Doch es war zu spät. Denn schon durchflog der abgeschnellte Pfeil die Luft und traf sein Ziel — das Herz des Flehenden.

Schnell verbreitete sich der Ruf des Unglücks durch die Stadt. Als der König von dem, was geschehen, Kunde empfing, ergriff ihn Verzweiflung, und er durchbohrte sich die Brust mit dem Schwerte. Auch Niobe vernahm das Ungeheure, doch sie vermochte es nicht zu fassen. Sie eilte hinaus auf's Gefilde und fand die blutigen Leichname. Wie anders erschien sie jetzt Denen, die sie noch vor kurzer Zeit in ihrem Stolze hatten dahinschreiten sehen! Erbarmungswürdig war ihr Anblick, so daß selbst ihre Feinde von Mitleid ergriffen wurden.

Sie warf sich bald auf diesen, bald auf jenen Leichnam und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen. Nieder hing ihr das Haar, Blut der Theuren klebte an ihren Kleidern. Starren Blickes die wundgerungenen Hände erhebend, rief sie in wildem Grimme. Rachsüchtige Latona, weide dich jetzt an meinem Jammer! Triumphire, Entsetzliche, denn du hast gegen mich gesiegt! Doch nein, denn auch jetzt noch bin ich in meinen Töchtern reicher als du!

Kaum aber war dieses Wort ihren Lippen entflohen, da vernahm man auf's Neue des Bogens unheimliches Klingen. Entsetzen kam über das Volk und über die sieben Töchter, die auch herzugeeilt waren. Niobe bebte nicht; das Unglück hatte sie unempfindlich gemacht. Eben mühete sich eine der Töchter, aus der Brust des Ilioneus den Pfeil zu ziehen, da sank sie, von einem Geschoß getroffen, erblassend auf die Leiche. Eine Andere sprach, zur Mutter gewandt, tröstende Worte. Plötzlich unterbrach der Tod ihre Rede, und sie glitt entseelt zur Seite Niobe's nieder. Fliehend wird diese von einem Pfeile erreicht, Jene stirbt, indem sie sich zur erblassenden Schwester hinab beugt. Eine verbirgt sich, eine Andere irrt flehend umher. Beide empfangen den Tod von dem rächenden Gotte. Nur die jüngste der Töchter ist noch übrig. Sie flüchtet sich in den Schooß der Mutter, die sie mit ihrem Gewande bedeckt. Nur diese laß mir noch, Unerbittliche, nur diese Eine! ruft Niobe verzweiflungsvoll. Da vernimmt sie ein Todesgeschrei der Geliebten und hält eine blutige Leiche in ihrem Arme. —

Mitten unter den hingemordeten Kindern sitzt nun die Mutter erstarrt von Schmerz, ihr Angesicht gleicht einem Gebilde von weißem Marmor. An dem Gaumen klebt ihr die Zunge, still steht ihr das Blut in den Adern. Jetzt wird ihr ganzer Leib wie Stein. Eine Windsbraut erhebt sich mit furchtbarem Brausen. Siehe, da rollen Thränen der Versteinerten aus den Augen. Plötzlich wird sie von der Gewalt des Wirbelwindes ergriffen, erhoben und durch die Lüfte dahingeführt. Endlich sinkt sie nieder unter die Steinklippen des Sipylus.

Ein Marmorgestein ist sie bis heut dort. Noch aber weint der kalte Marmor.

12. Der Argonautenzug.*

In Thessalien lag die Stadt Iolcus. Als Kretheus, der Gründer der Stadt, gestorben war, hätte ihm eigentlich sein Sohn Aeson auf dem Throne folgen müssen, aber Pelias, ein Verwandter des königlichen Hauses, entriß ihm die Herrschaft, und Aeson zog, um allen Streit zu verhüten, mit seinem Sohne Jason auf das Land, wo er in Ruhe und Frieden seine Tage verlebte. Hier beschäftigte sich Jason mit dem Landbau, wurde von dem weisen Centauren Chiron in allen Künsten unterrichtet, welche damals die Söhne der Helden und Könige zu lernen pflegten, und wuchs zu einem kräftigen Jünglinge heran.

Um diese Zeit gedachte Pelias dem Poseidon, dem Gott des Meeres, ein feierliches Opfer darzubringen und lud außer vielen Gästen auch Jason zum Feste ein. Jason machte sich auf die Reise, sein Weg führte ihn an den Bach Anaurus, der von Regengüssen zu einem reißenden Strome angeschwollen war. Am Ufer des Baches fand er ein altes Mütterchen, das er auf ihre Bitte durch den Strom trug. Als er sie niedergelassen hatte, bemerkte er, daß er nur einen Schuh anhabe, den andern hatte er im Strudel verloren. Da er nun meinte mit einem Schuhe bei dem Feste nicht erscheinen zu dürfen, gedachte er umzukehren. Das alte Mütterchen aber rieth ihm, die Reise getrost fortzusetzen und verschwand darauf. Da erkannte Jason, daß es eine Göttin gewesen war, und schritt sinnend weiter.

Nicht lange zuvor war es geschehen, daß Pelias die Weissagung empfangen hatte, sich vor einem Manne mit einem Schuhe zu hüten. Als Pelias nun den Jüngling erblickte, gedachte er des Orakelspruches und überlegte, was zu thun rathsam sei, um Unheil von sich abzuwenden. Bald meinte er das rechte Mittel gefunden zu haben, und er legte nun dem Jünglinge die Frage vor: Was würdest du mit demjenigen thun, von dem du wüßtest, daß er dir nach dem Leben trachtet? Jason erwiederte: Ich würde ihm aufgeben, das von einem Drachen bewachte goldene Vließ zu holen. — Da sprach der König: Das sollst du thun.

Mit diesem goldenen Vließ aber hatte es folgende Bewandtniß.

In der Stadt Orchomenus in Böotien herrschte vor langer Zeit der König Athamas, welcher zwei Kinder hatte, einen Sohn, der Phrixos und eine Tochter, die Helle hieß. Athamas vermählte sich zum zweiten Male und verstieß seine erste Gemahlin Nephele. Nun trachtete die Königin darnach, ihre Stiefkinder zu verderben. Um zum Ziele zu gelangen, wandte sie verderbliche Künste an. Das Korn, das gesäet werden sollte, ließ sie heimlich vorher dörren. Da es nicht aufging, erschrak der König und ließ das Orakel befragen, was er thun solle, um den Zorn der Götter zu beschwichtigen. Die von seiner Gemahlin bestochenen Boten sagten ihm: Also lautet der Götterspruch: Unfruchtbar wird das Land bleiben, es sei denn, daß du deinen Sohn Phrixos den Göttern opferst! — Die verstoßene Nephele vernahm dies, und es gelang ihr, die Kinder aus dem Palast des Königs zu

* Nach L. Stacke, Erzählungen aus der griechischen Vorzeit.

entführen. Die Götter aber empfanden Mitleid mit der Flehenden und sandten ihr einen goldwolligen Widder. Auf den Rücken des Thieres setzte Nephele die Kinder, und der Widder eilte mit ihnen nach dem Meere und schwamm dem jenseitigen Ufer zu. In der Mitte des Meeres glitt Helle von dem Widder und versank. (Daher erhielt das Meer später den Namen Hellespontos, Meer der Helle); den Bruder aber trug der Widder in das Land Kolchis. Hier opferte ihn Phrixos und hing das goldwollige Vließ (Fell) in dem heiligen Haine des Ares auf. Damals, als Jason es holen sollte, befand es sich in dem Besitze des Königs Aeetes, dem geweissagt worden war, daß er so lange regieren würde, als er das goldene Vließ behielte. Deshalb wahrete es Aeetes sorgfältig in dem heiligen Haine, den er mit einer Mauer hatte umgeben lassen, und an deren Thür ein feuerschnaubender Drache Wache hielt.

Als es bekannt wurde, welch ein Wagestück Jason zu unternehmen sich anschickte, fanden sich die berühmtesten Helden Griechenlands, Herakles, Theseus, Orpheus und andere, bei ihm ein, um an dem Zuge Theil zu nehmen. Ein Schiff wurde gezimmert, daß von seinem Erbauer, dem kunstverständigen Argos, den Namen Argo empfing. Unter Jasons Anführung segelten nun die Helden aus dem Meerbusen Pagasä ab. Beim Eingange in das schwarze Meer trafen sie auf die Symplegaden. Das waren zwei dunkelfarbige Felsen, die in kurzen Zwischenräumen zusammenschlugen, so daß jedes Schiff, welches hindurchzufahren versuchte, von ihnen zerschmettert ward. Die Argonauten — so genannt nach ihrem Schiffe Argo — empfingen von dem Seher Phineus den Rath, eine Taube abzuschicken; wenn diese glücklich hindurch flöge, so möchten sie getrost vorwärts segeln; komme dieselbe aber um, so solle ihnen dies ein abmahnendes Zeichen sein. Der Taube, die sie hierauf absandten, wurden von den zusammenschlagenden Felsen nur die äußersten Federn ausgerissen. Dem entsprechend, wurde auch, da sie die Fahrt wagten, die äußerste Hinterspitze des Schiffes zerquetscht. Von dieser Zeit an standen die Symplegaden fest auf dem Grunde des Meeres, womit sich eine alte Weissagung erfüllte, der zu Folge das glückliche Durchkommen eines Schiffes ihr verderbliches Zusammenschlagen für immer aufheben würde.

Nach manchen andern Abenteuern gelangten die Helden endlich an den Fluß Phais in Kolchis. Daselbst landeten sie. Während seine Gefährten auf dem Strande blieben, begab Jason sich in die Stadt. In dem Königspalast angekommen, erblickte ihn zuerst Medea, die Tochter des Königs Aeetes. Freudiges Staunen kam über sie bei dem Anblick des jugendlichen Helden, ja sie meinte einen der Unsterblichen vor sich zu sehen. Auf seine Frage nach dem Könige, führte ihn die Jungfrau in den schimmernden Saal. Hier fand er den König und verkündete ihm, daß er gekommen sei, um das goldene Vließ zu holen. Anfangs gedachte Aeetes, den kühnen Fremdling mit dem Schwerte niederzuschlagen, doch er bezwang seinen Zorn, indem er beschloß, Jenen durch List zu verderben. Erweisest du dich, sprach er, durch tapfre Thaten eines Helden würdig, so will ich dir das Gewünschte geben. Jason bat den König, ihm zu sagen, was er thun solle.

Der König hatte von Hephästos zwei Stiere zum Geschenk empfangen, denen an Kraft und Wildheit kein Thier ihres Geschlechts gleich kam. Ihre Hufen waren ehern, Feuerrauch drang aus ihren Mäulern. Diese Stiere sollte Jason bändigen, an einen Pflug spannen, einen Acker umpflügen und auf denselben darnach Drachenzähne säen. Sollte es ihm selbst gelingen, die erste Aufgabe zu lösen, sagte sich der König, so bringt ihm doch die Ausübung der zweiten unfehlbar Verderben! — Wußte er es doch, daß aus den gesäeten Drachenzähnen augenblicklich Schaaren bewaffneter Männer emporwachsen und mit ihren Schwertern und Lanzen in rasender Wuth über den Ausstreuer der Drachensaat herfallen würden. Verbringe er aber an dem nächsten Tage nicht das Verlangte, setzte der König hinzu, so werde er ihn und seine Gefährten tödten und das Schiff verbrennen lassen.

Medea, die Tochter des Königs, war eine Priesterin der Hekate, der Schicksalsgöttin, und sie befand sich im Besitze vieler

Zaubermittel. Sie beschloß den heldenmüthigen Jason, dem sie beim ersten Anblick ihr Herz zugewandt hatte, zu retten

zur Nachtzeit hinweg. Medea hatte ihren Bruder Absyrtus mitgenommen.

Bald

Jason und Medea.

Digitized by Google

Zaubermittel. Sie beschloß den heldenmüthigen Jason, dem sie beim ersten Anblick ihr Herz zugewandt hatte, zu retten. In dem Tempel der Hekate, wohin sie ihn beschieden, gab sie ihm die Zaubermittel, die er bedurfte, um in den schweren Kämpfen, die ihm bevorstanden, Sieger zu bleiben. Auch reichten sie hier im Tempel einander die Hände zum unauflöslichen Bündniß.

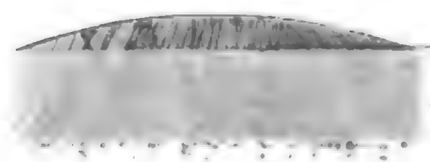
Als nun der nächste Morgen anbrach, begab sich Jason in die Felshöhle, in der sich die Stiere befanden, deren Brüllen er schon von fern vernahm. Sie sprangen auf ihn ein und stürmten gegen sein vorgehaltenes Schild. Aber die Salbe schützte ihn, daß sie ihn weder von der Stelle zu bewegen, noch durch die ausgestoßenen Feuerströme zu verbrennen vermochten. Darauf ergriff er die Stiere bei den Hörnern, spannte sie an den Pflug, pflügte das Feld und säete die ihm übergebenen Drachenzähne auf dasselbe. Siehe, da entstiegen den Furchen geharnischte Männer in großer Zahl und wuchsen schnell zu riesiger Größe empor. Jason warf einen Stein in die Mitte der Schaar. Da erhob sich Streit unter ihnen, sie fielen einander mit bloßen Schwertern an und es röthete sich der Acker von Blut. Jason sprang erhobenen Schwertes unter die Riesen und verließ den Ort erst, als der letzte derselben gefallen war.

Damit hatte Jason die ihm gestellte Aufgabe gelöst, dennoch aber weigerte sich der König, ihm das goldene Vließ zu geben, ja er hatte es sogar jetzt noch im Sinne, Jason und seine Gefährten zu ermorden und ihr Schiff zu verbrennen. Aber Medea führte Jason zur Nachtzeit in den Hain des Ares, schläferte den Drachen durch Zauberkünste ein und gab Jenem das goldene Vließ. Darauf begaben sich Beide zu Jasons Gefährten, Alle bestiegen das Schiff und fuhren noch zur Nachtzeit hinweg. Medea hatte ihren Bruder Absyrtus mitgenommen.

Bald vernahm der König von den Geschehenen, bestieg eines seiner besten Schiffe und setzte Jenen nach. Es währte nicht lange, so war das Schiff des Königs dem der Flüchtigen nahe. Da tödtete Medea ihren Bruder, steckte Kopf und Hände auf einen Felsen und streuete die übrigen Glieder im Meere umher. Aeetes, der den Kopf seines Sohnes erkannte, sammelte voll Betrübniß seine Glieder, um sie zu beerdigen. Dadurch gewannen die Flüchtigen einen Vorsprung und entkamen.

Bei seiner Ankunft in Jolcus gab Jason dem Pelias das goldene Vließ und besuchte darauf seinen Vater Aeson, der alt und schwach war. Medea beschloß, ihn durch ihre Zauberkünste zu verjüngen. Sie schlachtete einen jungen Bock und vermischte sein Blut mit dem Safte vieler Zauberkräuter. Hierauf öffnete sie dem alten Manne die Adern, ließ sein Blut auslaufen und füllte die Adern mit dem Bocksblute. Kaum begann das Blut in den Adern Aesons umherzukreisen, als sich neues jugendliches Leben in ihm regte. Er sprang auf mit frischer Kraft und hüpfte wie ein Knabe.

Von diesem Vorgange erzählte Medea den Töchtern des Pelias, deren Vater auch schon alt war, und diese baten sie, ihnen den Vater auch zu verjüngen. Medea versprach es, trat mit ihnen in das Gemach des Königs und forderte sie auf, den Schlafenden zu tödten und ihm das Blut abzuzapfen. Es geschah, indeß Medea einen jungen Bock schlachtete. Das Blut desselben füllten sie dem Könige in die Adern, da sie aber die Zaubersäfte weggelassen hatte, blieb Pelias todt. Um der Rache der Töchter des Getödteten zu entgehen, erhob sie sich auf geflügelten Schlangen durch die Lüfte. Jason aber bestieg den Thron von Jolcus nicht, sondern überließ die Herrschaft dem Sohne des Pelias.



13. Scenen aus dem trojanischen Kriege.*

Paris.

Die Trojaner waren ein sieggewohntes, mächtiges Volk, über das, von den Göttern geliebt, in alten Zeiten der starke und weise König Priamus herrschte.

Nun geschah es, daß die Gemahlin des Königs von einem unheilverkündeten Traume heimgesucht ward. Sie gebar — so träumte sie — einen Feuerbrand, der Troja anzündete. Aller Orten schlugen die Flammen zum Himmel auf, und in Asche und Trümmer sank die herrliche Stadt.

Priamus entsetzte sich über diesen Traum und erzählte ihn seinem Sohn Aesacus, der die Kunst der Traumdeutung erlernt hatte. Dieser sprach: Die Königin wird einen Sohn gebären, der vom Verhängniß bestimmt worden ist, der Stadt und des Landes Verderben zu werden.

Nicht lange darnach gebar Hekabe (Hecuba) einen Sohn, und der König entschloß sich, ihn der Erhaltung der Stadt und des Landes zum Opfer zu bringen. Er gab einem der Diener das Knäblein mit dem Befehle, es in den Schluchten des quellenreichen Idagebirges auszusetzen. Dies geschah. Eine Bärin aber erbarmte sich des weinenden Knäbleins und säugte es fünf Tage lang. Da fanden es Hirten, die es mitnahmen und erzogen.

Der Königsohn wuchs nun heran und ward ein Hirt, ohne daß ihm und seinen Pflegeeltern in den Sinn kam, daß er von königlichem Stamme sei. Da er muthigen Sinnes und kraftvollen Armes war, und es vortrefflich verstand, die Heerden gegen wilde Thiere zu schützen, gaben ihm seine Pflegeeltern den Namen Alexandros, das heißt Beschützer.

Der goldene Apfel.

In den Waldungen des Pelion ward von den Göttern ein Fest gefeiert, dessen Veranlassung folgende war:

Um die Hand der schönen Meergöttin Thetis bewarben sich zwei Götter, Poseidon, der Beherrscher des Meeres, und der erhabene Zeus, der gewaltigste der hehren Götter. Als ihnen aber der die Wege des Schicksals kennende Prometheus, der die Menschen gebildet und ihnen Leben eingehaucht hatte, verkündete, daß der Sohn der Meergöttin Thetis dereinst seinen Erzeuger an Kraft überragen werde, ließen sie ab von ihren Bewerbungen. Weder Poseidon noch Zeus wünschte sich einen Sohn, der mächtiger sei als er. Sie beschlossen daher, die schöne Meernymphe einem Sterblichen zu vermählen, und erwählten ihr Peleus, einen König in Thessalien, zum Gemahle. Ihm aber gelang es nicht, der Göttin habhaft zu werden, denn sie verwandelte sich, wenn er sie mit seinen Armen umfangen wollte, bald in Feuer, bald in Wasser, bald in eine flüchtige Gazelle, die im Nu vor seinen Blicken dahinschwand.

Schon meinte er an der Erfüllung der Hoffnung, die ihm die Götter in seine Brust gesenkt hatten, verzweifeln zu müssen, als er durch den Rath des weisen Centauren Chiron zu standhafter Ausdauer in seinen Bewerbungen aufgemuntert ward.

Endlich gelang es ihm, die Geneigtheit der Meergöttin zu gewinnen, und sie entschloß sich, seine Gemahlin zu werden.

Die Vermählung Beider war nun das Fest, das von den Göttern in den Waldungen des Pelion gefeiert wurde, und bei welchem sie mit Geschenken erschienen, wie nur Unsterbliche sie darzubieten vermögen. Peleus empfing von dem weisen Centauren Chiron die berühmte eschene Lanze, mit der später Achill so Rühmliches verrichtete; Poseidon brachte ein Gespann unsterb-

* Aus des Herausgebers Volks- und Jugendschrift: Homers Iliade. Der trojanische Krieg.

licher Rosse, denen sogar Sprache verliehen war; Hephästos, der Gott des Feuers, der die kunstreichen Waffen zu schmieden verstand, schenkte dem Könige Peleus Schwert und Schild. Von der blauäugigen Athene, der schönen, aber furchtbaren Göttin des Krieges, empfing er Helm und Lanze. Die den Frieden und die Eintracht fördernden Horen brachten die Gaben der verschiedenen Jahreszeiten. Auch der mit den Reizen ewiger Jugend und Schönheit geschmückte Gott Apollo erschien, die goldene Zither im Arme tragend; ihm folgten die Musen. Liebliche Nereiden stiegen aus der glänzenden Meeresflut empor und schlangen ihre Reigen auf dem weißen Ufersande; Schaaren von Centauren, die Häupter geschmückt mit grünen Fichtenkränzen, jagten umher und erquickten sich an den Gaben des freudebringenden Bacchus, der, duftende Rosen im Lockenhaar tragend, ebenfalls auf dem Feste erschienen war.

Alles athmete Freude und Lust, bis Eris, die Göttin der Zwietracht, in den Kreis der Glücklichen trat. Verderben sinnend, ergriff sie einen goldenen Apfel, warf ihn unter die von den heiligen Höhen des Olymp herabgestiegenen Göttinnen, indem sie sagte: Der Schönsten sei er eigen!

Die drei erhabensten Göttinnen waren die lilienarmige Here, die Gemahlin des Zeus, die kriegerische Athene und Aphrodite, die Göttin der Liebe. Die übrigen Göttinnen wagten es nicht, ihre Gedanken nach dem Besitze des goldenen Apfels zu erheben, aber von den drei Genannten glaubte eine jede das erste Anrecht auf ihn zu haben. Nach einem heftigen Streite beschlossen sie, den schönsten Jüngling unter den Sterblichen zum Richter zu erwählen.

Der schönste Jüngling aber war Alexandros, und auf ihn fiel daher die Wahl der Göttinnen.

Plötzlich erschienen dem auf einer lieblichen Anhöhe einsam Wandelnden drei, von einem Lichtglanze umgebene, himmlische Gestalten, wie er sie auf Erden noch nicht gesehen hatte. Es waren die Göttinnen. Here übergab ihm den goldenen Apfel und sagte ihm, er solle ihn derjenigen unter ihnen darreichen, der er den Preis der Schönheit zuerkenne.

Lässest du mir, setzte sie hinzu, Gerechtigkeit wiederfahren, so sollst du der mächtigste der Fürsten werden.

Athene sprach: Ich will dich, wenn du mir den Apfel reichst, durch Kraft und Kunstfertigkeit vor allen sterblichen Menschen auszeichnen.

Aphrodite endlich versprach ihm das schönste Weib der Erde, wenn er sie erwähle.

Fast geblendet von dem Anblick, der ihm zu Theil ward, stand Paris lange Zeit, ohne eines Entschlusses und eines Wortes mächtig zu sein.

Endlich erkannte er, daß der Göttin der Liebe der Preis der Schönheit gebühre, und er legte den goldenen Apfel in ihre Hand. Lächelnden Angesichts wiederholte Aphrodite noch einmal ihr Versprechen, Athene aber warf einen tödtlichen Haß auf Paris, und Here schwur, ihn und den ganzen Stamm seines Vaters zu verderben.

Als Alexandros wieder allein war, kamen die Söhne des Priamus und führten ihm den schönsten Stier der Heerde hinweg. Alexandros forderte sie zum Kampfe heraus und folgte ihnen bis zum Opferaltare, wo sich, umgeben von einer Zahl von Trojanern, der König befand. Dort wiederholte er, gegen seine Brüder gewandt, die Aufforderung zum Zweikampfe. Die Brüder traten hervor, und er besiegte sie der Reihe nach. Seine Kraft und Schönheit und sein Anstand setzten Alle in Erstaunen, dem Könige fiel die Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Gemahlin auf, er forschte seiner Abstammung nach und gewann bald die Ueberzeugung, daß der edle Jüngling sein Sohn sei, den er einst hatte aussetzen lassen. Sein Wohlgefallen an dem Wiedergefundenen war so groß, daß er sich der Errettung desselben von Herzen freute und der verhängnißvollen Weissagung nicht weiter gedenken mochte. Er gab sich ihm als Vater zu erkennen und nahm ihn auf in sein Haus.

Von nun an führte er den Namen Paris.

Helena.

Der griechische Fürst Atreus hatte zwei Söhne, Agamemnon und Menelaus, die sich beide um zwei Schwestern, die Töchter eines Fürsten, bewarben. Die älteste derselben, Clytemnestra, wurde Agamemnons Gemahlin. Die jüngste Tochter, Helena, übertraf an Schönheit alle Frauen Griechenlands. Nicht blos Menelaus trachtete nach ihrem Besitze, sondern mit ihm bewarben sich viele Fürstensöhne Griechenlands um ihre Hand.

Dies erfüllte den Vater mit schweren Sorgen. Er konnte doch nur einem der Fürsten die Tochter geben, und hatte nun mit Recht zu fürchten, daß er sich alle übrigen zu Todfeinden machen, ja daß auch der Beglückte vor Anfeindungen nicht sicher sein würde. Endlich kam er auf einen Plan, der geeignet schien, die drohenden Gefahren abzuwenden. Er versammelte alle Freier und ließ sich von ihnen ein heiliges Gelöbniß geben, denjenigen, den er zum Eidam erwählen würde, in dem Besitze der Jungfrau zu schützen. Jeder hatte den Schwur in der Hoffnung gethan, daß er der Beglückte sein werde. Nun gab er die göttergleiche Helena dem Fürsten Menelaus zur Gemahlin. Unmuthig zogen die übrigen Fürstensöhne in ihre Heimath, aber sie blieben ihrem Gelöbniß getreu. Menelaus lebte mit seinem schönen Weibe in Glück und Eintracht. Nach einiger Zeit starb sein Schwiegervater, und er kam nun auch noch in den Besitz von Lacedämon, so daß er einer der mächtigsten Fürsten Griechenlands ward.

Da nahete Unheil seinem Hause. Paris ward von der Göttin Aphrodite, die ihm ihr Versprechen halten wollte, nach Griechenland geführt. Sie hatte ihm eine goldene Zither geschenkt, deren Töne mit Zaubermacht Aller Herzen ergriffen, und mit ihr erschien der herrliche Jüngling vor der schönen Helena. Bald wandte ihm die Göttin der Liebe das Herz Helena's zu, so daß sie sich überreden ließ, mit ihm auf einem Schiffe nach Troja zu entfliehen.

Diese von Beiden verübte Treulosigkeit sollte eine Quelle des schwersten Unheils für Viele werden.

Aulis.

Die That des Paris wirkte wie ein zündender Blitz nicht nur auf Menelaus, sondern auch auf ganz Griechenland. Selbst Götter nahmen Theil an dem Unwillen, der gegen Paris und gegen sein Geschlecht entbrannte. Here und Athene konnten es ihm ohnehin nicht vergessen, daß er ihnen den Preis der Schönheit verweigert hatte. Poseidon trat auf ihre Seite, und sie schürten nun in den Herzen der Griechen den Haß gegen Paris und sein Volk, die Trojaner, zu hellen Flammen an.

Von den meisten der griechischen Fürsten waren Zusagen an Menelaus gekommen, an einem Zuge gegen Troja theilzunehmen, nur zwei Fürsten fehlten noch im Bunde, deren Beihülfe man nicht entbehren mochte — Odysseus und Achill.

Odysseus war ein gewaltiger Held, kraftvoll, erfahren und klug; Achill aber, der Sohn der Meergöttin Thetis und des Fürsten Peleus, deren Vermählung die Götter in den Waldungen des Pelion gefeiert hatten, war der schönste Jüngling Griechenlands, der schon in seinen jungen Jahren an Kraft alle Männer seiner Zeit überragte.

Agamemnon, der sich am meisten seines gekränkten Bruders annahm, sandten Palamedes zu Odysseus, um denselben für das Unternehmen zu gewinnen. Odysseus war seit kurzer Zeit mit Penelope vermählt und mochte das edle Weib und sein Söhnlein Telemach, das noch an der Brust der Mutter lag, nicht gern verlassen, zumal ihm ein weiser Mann aus dem Fluge der Vögel verkündet hatte, er werde, wenn er an dem Zuge Theil nehme, erst nach zwanzig Jahren die Heimath wiedersehen, dann aber in seinem Hause des Ungemachs die Fülle finden.

Sobald er nun vernahm, daß ein Gesandter Agamemnons an ihn unterwegs sei, ersann er eine List, um sich dem verderblichen Schicksal zu entziehen.

Er stellte sich blödsinnig, und als Palamedes sein Haus betrat, bedeckte er sein Haupt mit einem breiten Hute, spannte einen Stier und ein Roß vor einen Pflug und begann unter seltsamen Geberden einen breiten Acker zu pflügen. Palamedes aber durchschaute die List. Er nahm das Söhnlein des Odysseus und legte es in einiger Entfernung vor den Pflug. Als nun der Vater mit dem Gespann ausbog, rief ihm Palamedes zu, er sei noch der alte, kluge Held, der sich jetzt nur verstelle. Weiter mochte Odysseus dem Drange seines Herzens und dem Wunsche der Fürsten nicht widerstehen; er ließ die Maske fallen und gab Jenem das Versprechen, den Zug mitzumachen.

Schwerer aber erschien es, die Mitwirkung Achills zu erlangen, denn ihm war von dem Schicksal bestimmt, daß er, wenn er nach Troja ziehe, eines glorreichen, aber frühen Todes sterben werde. Um Eines und das Andere zu verhindern, übergab ihn seine Mutter, die Meergöttin Thetis, dem Fürsten der Insel Scyrus. Dieser hielt ihn in strenger Verborgenheit, ließ ihm Frauenkleider anlegen und erzog ihn mit seinen Töchtern. Agamemnon und seine Freunde vermochten es nicht auszukundschaften, wohin man ihn gebracht habe. Dem klugen Odysseus aber gelang es bald, Achills Aufenthalt zu erfahren. Er zog nun mit einigen Gefährten nach der Insel Scyrus und fragte den Fürsten nach Achill. Der Gefragte entgegnete, er wisse es nicht, und setzte hinzu: Trauet ihr aber meinen Worten nicht, nun, so durchsucht das Haus und führet den Jüngling mit euch, wenn ihr ihn findet!

Da brachte Odysseus allerhand künstliche und kostbare Schmucksachen in den Königssaal, rief die Töchter der Fürsten herbei und sagte ihnen, sie möchten sich davon nehmen, was ihr Herz begehre. Unter herrlichen Gewändern lagen auch eine Lanze und ein Schild versteckt. Als nun die Jungfrauen, und unter ihnen in Frauenkleidern Achill, die herrlichen Sachen beschaueten, fanden sie auch die Waffen. In demselben Augenblicke ward auf ein von Odysseus gegebenes Zeichen vor dem Hause auf einer Kriegstrompete geblasen, worauf sich lautes Waffengetöse erhob. Aufschreiend vor Schrecken, da sie einen feindlichen Ueberfall vermutheten, entflohen die Töchter des Hauses in die inneren Gemächer; Achill aber ergriff funkelnden Auges die Waffen und stürmte zur Pforte hinaus, dem vermeintlichen Feinde entgegen.

So ward der herrliche Jüngling erkannt, der nun auch seine Theilnahme an dem Kampfe bereitwillig zusagte, ob er gleich wußte, welch Verhängniß über seinem Haupte schwebte. Er eilte nach seiner Heimath, rief seine Myrmidonen auf und ließ sich funfzig Schiffe zur Abfahrt ausrüsten.

Der große Zug sollte im folgenden Jahre stattfinden, und es ward der Hafen zu Aulis als gemeinsamer Versammlungsort bestimmt.

Zur verabredeten Zeit fand sich hier die Blüthe Griechenlands ein. Eine so große Zahl von streitbaren Männern und Jünglingen hatte die Welt bis dahin noch nicht beisammen gesehen. Da Agamemnon sich der Sache seines gekränkten Bruders am meisten annahm, und er auch einer der mächtigsten Fürsten Griechenlands war, wählte man ihn zum Anführer des Zuges.

Troja.

Nach Troja war die Kunde gedrungen, daß ein feindliches Heer sich seinen Mauern nahe. Als nun die Griechen landeten, stellten sich ihnen die Trojaner entgegen, und es mußten Jene jedes Stückchen Erde mit ihrem Blute bezahlen. Endlich gewannen die Griechen die weite Ebene vor der Stadt, und die Trojaner zogen sich hinter ihre festen Mauern zurück. Agamemnon befahl, die Schiffe auf den Strand zu ziehen, und alsbald entstand längs der Meeresküste eine fast unübersehbare Stadt von Zelten.

Die Trojaner hätten nun hinter ihren undurchdringlichen Mauern der Feinde spotten können; aber es gab unter ihnen eine große Zahl muthiger und der Waffen kundiger Männer und Jünglinge, die in kühnen Ausfällen ihre Lust fanden. Auch wurden sie von den Griechen dazu

gereizt, indem diese sich von Zeit zu Zeit den Mauern näherten und ihren Gegnern Schimpf- und Spottreden zuriefen. Agamemnon hatte anfangs gehofft, der Stadt bald Herr zu werden; es verging jedoch ein Jahr nach dem andern, und noch immer war an eine Eroberung Troja's nicht zu denken. Neun Jahre waren schon erfolglos dahingegangen, das zehnte Jahr hatte begonnen. Jetzt gelang es den Trojanern, Bundesgenossen in großer Zahl zu gewinnen. Voll neuer Hoffnung schaute der greise Priamus, der Fürst von Troja, auf die Schaaren der Völker, deren bunte asiatischen Trachten das Auge blendeten, während der Klang ihrer vielfach verschiedenen Sprachen das Ohr fast betäubte. Der vornehmste und mächtigste seiner Heerführer war sein herrlicher Sohn Hector, unter dem die meisten und tapfersten Helden fochten.

Die Trojaner gedachten nun, mit Hülfe der Bundesgenossen den Kampf kraftvoll fortzusetzen, und sie hofften zuversichtlich, daß es ihnen gelingen werde, die Feinde vor der Stadt zu vernichten.

Patroclus und Achill.

Patroclus kehrte zu Achill zurück; Thränen rannen ihm über die Wangen, als er vor ihn trat.

Achill ahnte es wohl, was den Freund bewegte, doch fragte er spottend: Warum weinst du, Patroclus, wie ein Mägdlein, das sich an das Gewand der Mutter schmiegt und bittend die Hände emporstreckt, um auf den Arm genommen zu werden? — Darnach aber fuhr er mit finsterm Ernste fort: Wie ich weiß, lebt dein Vater noch und auch der meine. Deren Tod allein, meine ich, wäre eines Leidtragens werth, wie dein Anblick es verkündet. Oder solltest du etwa um Jene klagen, die ihren Frevel, den sie gegen mich verübt haben, jetzt auf den Schiffen büßen? Rede, Patroclus, und hehle mir nichts! —

Schwer aufseufzend, erwiederte der edle Patroclus: Zürne mir nicht, erhabenster Held, daß die große Noth der Griechen mein Herz bewältigte! Sieh, schon liegen Alle, die vordem die Tapfersten waren, verwundet bei den Schiffen. Und dennoch bleibest du unerbittlich, Achill! O mögen die Götter es geben, daß nie ein Zorn über mich komme, wie der ist, den du hegst! Kann denn ein Andrer in kommender Zeit jemals deiner Hülfe vertrauen, wenn du Jene nicht von dem schmählichen Untergange errettest? Nein, du kannst nicht der Sohn des hochherzigen Peleus sein, auch ist nimmermehr die Meeresgöttin Thetis deine Mutter. Dich haben das finstre Meer und die starren Felsen geboren, weil dein Gemüth so unmild ist. Folgst du aber einem Götterbefehle, und darfst du nicht im Kampfgetümmel erscheinen, so gestatte wenigstens, daß ich mit deinen Myrmidonen Jenen gegen die Trojaner zu Hülfe eile. Gieb mir auch deine Rüstung, damit man meine, du selbst erscheinest zum Kampfe.

So flehete der edle Patroclus, Achills Zeltgenoß und liebster Freund, ohne zu ahnen, welch ein Verhängniß über seinem Haupte schwebte.

Unmuthsvoll entgegnete Achill: Welche Worte sprichst du, edler Held Patroclus! Nicht ein Götterbefehl hält mich vom Kampfe zurück, sondern nur allein der Grimm über die mir von den Griechen angethane Schmach. Dennoch war es mein Vorsatz nicht, für immer zu zürnen; ich gedachte nur nicht eher wieder zu kämpfen, ehe nicht die Trojaner meinen Schiffen sich naheten. Geht dir aber das Kriegsungemach der Griechen so sehr zu Herzen, so magst du meine Myrmidonen in den Kampf führen und auch meine Waffen nehmen. Es scheint freilich mit den Griechen fast zu Ende zu gehen. Stürze dich denn an der Spitze unserer tapfern, nach Kampf lechzenden Schaaren hinein in die Reihen der Trojaner, damit die Schiffe der Griechen von dem Feuer, das jene schon in den Händen schwingen, verschont bleiben. Aber gehorche meinem Worte, damit du mich mit Ehre verherrlichst vor den Griechen. Treibe die Trojaner hinweg, wie der Sturm die dürren Blätter treibt, aber laß dich durch nichts zu einer offenen Feldschlacht verlocken, noch dich gelüsten, ohne mich Troja's Mauern zu bestürmen. Denn erkennen

müssen es die Griechen, welch einen Mann sie in mir gekränkt haben!

Mit mächtiger Stimme rief hierauf Achill die Myrmidonen herbei. Funkelnden Blickes eilten sie, über zweittausend an der Zahl, von allen Seiten daher; aus ihren Reihen erhob sich ein Jauchzen, als sie vernahmen, was geschehen solle. Patroclus trat hervor in den strahlenden Waffen des Freundes und rief dem Automedon zu, die herrlichen Rosse Achills vor den Kriegswagen zu spannen. Darauf schwang er sich auf den schimmernden Wagen, Achill aber wandte sich an seine Krieger und sprach mit weithintönender Stimme: Es nahet die Stunde, nach der ihr seit langer Zeit gedürstet habt. Werfet denn die Trojaner nieder in den Staub und machet eurem Fürsten Ehre!

So sprach Achill und entflammte mit Muth die Herzen der Seinen. Nahe rückten sie aneinander, so daß ihre Reihen ehernen Mauern glichen. Da sah man Schild an Schild, Helm an Helm, Krieger an Krieger.

Patroclus und Hector.

Das Erscheinen der Myrmidonen brachte alsbald eine Wendung des Krieges hervor. Mächtig wirkte der Anblick des Patroclus, den man anfangs für Achill hielt. Die Trojaner stoben dahin, wie Spreu vor dem Winde. Hector vermochte es nicht, die Seinen in ihrer Flucht aufzuhalten. Viele der edelsten Trojaner fielen, und es gelang dem kühnen Patroclus, das griechische Lager von den Feinden zu säubern.

In seiner glühenden Kampfeslust aber vergaß er das Wort Achills, der ihm geboten hatte, die Feldschlacht zu meiden. Er verfolgte den Feind auch auf der Ebene, ja er gedachte daran, die Stadt zu stürmen und so mit einem Schlage die Trojaner gänzlich zu vernichten. Sein Kriegsruf erscholl, und dahin stürmte er an der Spitze der nach Blut lechzenden Schaaren.

Ein grausiger Kampf hob an, denn Scham und Grimm erfüllte die Trojaner, die endlich wieder ihr tapfrer Führer zum Widerstande ermuthigt hatte, und sie trachteten nun darnach, für ihre Niederlage sich zu rächen.

Vergebens! Die Myrmidonen, von Patroclus geführt, warfen Alles vor sich nieder. Schon waren Viele der Trojaner gefallen, da schaarte auch Hector die Kühnsten seines Heeres um sich, um im Verein mit ihnen dem furchtbaren Feinde die Stirn zu bieten. Mächtig kämpfte Patroclus. Dreimal stürzte er sich in die dichtesten Schaaren der Feinde hinein, und jedesmal tödtete er neun Männer. Als er aber zum vierten Male dahinstürmte, begegnete ihm, Allen unsichtbar, Apollo und schlug ihn mit flacher Hand auf Nacken und Schultern. Da schwindelte es dem Helden vor den Augen, und die Sinne vergingen ihm. Vom Haupte warf ihm der Gott den Helm, daß er rollend unter die Füße der Rosse fiel. Darnach zerbrach er ihm seinen Speer und löste ihm Schild und Harnisch. Da warf ihm Euphorbus seinen Speer in den Rücken. Als sich aber der schwergetroffene Held umwandte, entfloh Jener. Stöhnend vor Schmerz, wich hierauf Patroclus, Hector aber stürmte ihm nach und durchstieß ihn mit den Speere. Lautlos sank der edle Patroclus nieder. Da trat Hector vor ihn und rief ihm frohlockend die Worte zu: Aha, Patroclus, du dachtest wohl die Stadt zu erobern und ihre Mauern der Erde gleich zu machen? Thörichter, ich lebe noch, um die Knechtschaft von meinem Volke fern zu halten! Was hat dir nun Achill geholfen, der dir gewiß Mancherlei auftrug? Siehe, nun liegst du hier, und bald werden die Geier an deinen Gebeinen nagen!

Mit schwacher Stimme antwortete der sterbende Held: Frohlocke und prahle nicht, Hector! Nicht du, sondern die Götter haben mich bezwungen. Solche Streiter, wie du bist, hätte ich wohl zwanzig dahingestreckt. Du kamst erst als der Dritte, da ich schon schwer verwundet war, und du kannst dir nur den Ruhm erwerben, mir die Rüstung zu rauben. Aber Eines will ich dir noch verkünden, und du magst es in deinem Herzen bewahren. Nicht mehr lange wirst du dahingehen,

denn nahe ist auch dir die Todesstunde. Gedenke meines Wortes, wenn du vor Achill, dem göttlichen Helden, dahinsinken wirst!

Darauf umschloß den Edlen der Tod, und das Licht seiner Augen erlosch.

Aber noch zu dem Todten redete Hector die Worte: Spare deine Weissagung, Patroclus! Wer weiß, ob nicht Achill, von meiner Lanze getroffen, sein Leben aushaucht!

So sprach er, indem er Jenem den ehernen Helm aus der Wunde riß. Darnach stürzte er sich wieder hinein in das Getümmel, um das Roßgespann Achills zu erjagen.

Achill empfängt Kunde von dem Tode des Freundes.

Achill harrete indeß unmuthsvoll auf eine Nachricht über den Erfolg des Kampfes. Von düstern Ahnungen beunruhigt, trat er heraus vor das Zelt, als gerade Antilochus schnellen Laufes daher kam. Der Anblick des Eilenden bestärkte ihn in seinen Befürchtungen. Des Antilochus Angesicht glich dem eines Todten, schwer athmend hob sich seine Brust, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen, als er mit bebenden Lippen sprach:

Wehe mir, Achill, Peleus herrlicher Sohn, welch eine Botschaft habe ich dir zu verkünden! Dein trauter Patroclus liegt getödtet im Gefilde, Hector beraubte ihn der Rüstung, und jetzt ist um seinen Leichnam ein entsetzlicher Kampf entbrannt!

Als Achill diese Kunde vernahm, stürzte er zur Erde nieder. Der Schmerz ergriff ihn dermaßen, daß er wie ein Wahnsinniger gegen sich raste und mit seinen Händen in seinem Haupthaar wühlte. Aus dem Zelte eilten die Mägde herbei und erhoben ein durchdringendes Wehgeschrei, als sie den Fürsten am Boden erblickten und von Antilochus vernahmen, daß ihm sein trautester Freund, den er mehr als sein Leben geliebt hatte, durch den Tod entrissen werden sei.

Da sandte Here die windschnelle Iris hinab zu Achill. Allen unsichtbar, trat sie ihm zur Seite, und er vernahm die Worte:

Erhebe dich vom Boden, du Mächtigster unter den Griechen, und begieb dich hin nach dem Gefilde, um des Freundes entseelten Leib vor Entweihung zu schützen!

Achill sprang auf, als er diese Worte vernahm. Doch sich besinnend, sprach er: Wie soll ich zur Schlacht gehen, da Jene meine Rüstung haben?

Nur bis zum Graben begieb dich, entgegnete Iris, damit die Feinde dich sehen! Dein Anblick wird sie erschrecken, die Griechen aber ermuthigen.

Indem nun Achill dahineilte, ward ihm von der Göttin Athene das bequastete Aegisschild um die Brust geworfen, und es umschwebte von diesem Augenblicke an eine goldene strahlende Wolke sein Haupt.

So erschien der Herrliche an dem Graben. Er erhob seine Stimme, und sein entsetzlicher Schlachtruf erscholl weithin durch das Gefilde, auf das sich bereits nächtliches Dunkel gelagert hatte. Die Herzen der Trojaner erbebten, ihre Rosse bäumten sich, vom Entsetzen ergriffen. Angstvoll wandten sich Aller Blicke nach dem Lager. Siehe, an der Umrandung desselben stand der Furchtbare mit umleuchteten Haupte. Dreimal erhob er seine Stimme, und dreimal stoben die Trojaner in wildem Gewirr auseinander.

Jetzt bekamen die Griechen den Leichnam des Patroclus in ihre Gewalt. Auf einer Bahre brachten ihn die trauernden Freunde daher. Mit heißen Thränen empfing ihn Achill und ließ ihn in sein Zelt tragen. Die Hände dem geliebten Todten auf die Brust legend, stöhnte er, wie der Löwe stöhnt, dem man seine Jungen getödtet hat. Ihr Götter, rief er, wie thöricht redete ich doch, indem ich dem Helden Menötius versprach, ihm, nachdem wir Troja zerstört haben würden, den Sohn wiederzubringen! So macht der Mensch seine Entwürfe, Zeus aber wendet Alles nach seinem Willen! O du Liebling meiner Seele, wie liegst du jetzt entstellt von Blut und Wunden vor mir, der du vor wenig Stunden noch so herrlich in deiner blühendsten Kraft dahergingest! Beiden ward uns bestimmt, dieselbe Erde zu röthen im Lande unserer Feinde. Auch ich werde nicht wieder zum greisen Vater zurückkehren, um unter sei-

nem gastlichen Dache zu wohnen. Doch ehe ich, mein Trauter, in die Erde sinke, werde ich dich ehren, wie du es verdienst, ja zur Feier deines Grabfestes will ich dir des Mörders Haupt und seine Waffen bringen. Auch zwölf der trojanischen Jünglinge schwöre ich dir zum Opfer zu tödten. Ruhe indeß hier, mein geliebtester Freund!

Nun gebot Achill den Freunden, Wasser zu wärmen und den Leib des Getödteten vom Blute und Staube zu reinigen. Als dies geschehen war, salbten sie den Leichnam, gossen balsamisches Oel in seine Wunden, und hüllten ihn in kostbare Gewänder.

Hectors Abschied von Andromache.

Am Morgen rüsteten sich die Trojaner zu einem neuen Angriff auf das Lager der Griechen, ohne zu ahnen, daß Achill, der von seiner göttlichen Mutter Thetis Waffen empfangen hatte, wieder an dem Kampfe Theil nehmen werde. Hector, in der Rüstung seines gewaltigen Gegners prangend, empfand heiße Sehnsucht, vor der Schlacht noch einmal sein treues Weib Andromache zu sehen. Als er in den Palast trat, ward ihm gesagt, Andromache sei nach dem skäischen Thore gegangen, um von der Mauer herab das Schicksal des Kampfes zu erschauen. Er eilte ihr nach durch die schöngepflasterten Straßen und erreichte die Göttin nahe am Thore. Als sie ihn sah, ging sie ihm entgegen; Freundlichkeit und Wehmuth ruheten auf ihrem schönen Angesichte.

Eine Dienerin, das einzige Kind Hector's tragend, folgte ihr. Frohen Angesichts blickte der Vater auf den holden Knaben, Andromache aber ergriff des Gatten Hand und sprach, indem ihr helle Thränen über die blühenden Wangen rollten:

Seltsamer Mann, o dich tödtet gewiß noch dein Muth! Bleibe doch heut nur vom Kampfe entfernt und erbarme dich deines stammelnden Kindes und deines elenden Weibes! Ach, bald wohl bin ich Wittwe, ich Unglückselige! Bist du dahin, dann wäre mir am besten in die Erde zu versinken, denn bitterster Gram bliebe mir nur noch im Leben. Ich habe ja weder Vater noch liebende Mutter. Den Vater und sieben Brüder erschlug mir Achill, und nun bist du, mein trauter Hector, mir Vater und Mutter und Bruder!

Liebes Weib, antwortete Hector, deine Worte erschüttern mir das Herz. Dennoch darf ich mich heut der Feldschlacht nicht entziehen. Muß ich nicht unverzagt kämpfen für das Heil der Stadt, indem ich mir zugleich den Ruhm des Vaters und auch den meinen zu erhalten strebe? Freilich sagt auch mir tief im Herzen eine Ahnung: Es wird kommen der Tag, da Troja hinsinkt, Priamus auch sammt seinem lanzenkundigen Volke! — Aber dennoch geht mir alles Leid, das mit Troja's Fall über unser Geschlecht und Volk hereinbrechen wird, nicht so nahe, als das Geschick, das dich bedroht, du edles, geliebtes Weib! Siegen die Feinde, dann führt dich wohl ein stolzer Grieche als Sklavin hinweg, daheim für sein Weib zu weben oder Wasser zu schöpfen aus ferner Quelle. Wenn sie dann dich, die Weinende, schauen, werden sie sprechen: Das war Hector's Gemahlin, des tapfersten Helden der Trojaner, die hochgeehrt war, als Troja's Mauern noch standen. Dann, du Arme, erwacht dir neu der Kummer im Herzen, daß ich dahin bin und dich aus der Knechtschaft nicht erretten kann. O möge der Hügel mich decken, ehe ich dein Geschrei vernehme, und es mit Augen sehe, wie die siegenden Feinde dich hinwegführen!

So sprach der Held und streckte darauf bekümmerten Blickes die Hände nach dem Knäblein, um es auf den Arm zu nehmen. Aber das Kind weinte und schmiegte sich an die Brust der Dienerin, denn es fürchtete sich vor des Vaters wogendem Helmbusch. Mit Lächeln schaueten Vater und Mutter auf das Kind. Hector nahm den strahlenden Helm von dem Haupte und setzte ihn auf den Boden. Da streckte das Knäblein freundlich die Hände nach ihm aus, und er nahm es, wiegte es auf den Armen und flehete erhabenen Blickes also:

Gütige Götter, o laßt dies Knäblein

Hector und Andromache.

Digitized by Google

stark werden, daß es allezeit vorstrebe im Guten, und, wie ich, dem Volke ein Schutz sei gegen seine Feinde! Ja gebt ihm noch größeres Gedeihen, auf daß die Mutter sich herzlich des Wackern erfreue, und man einst von ihm sage, er überragt noch den Vater!

So sprechend gab er das Kind der liebenden Gattin in die Arme. Sie lächelte mit Thränen im Blick und hüllte das Knäblein in ihr duftendes Busengewand. Ihr die Wange streichelnd, sprach Hector: Armes Weib, du mußt auch nicht zu sehr trauern! Ruhet doch das Loos der Sterblichen in des Schicksals Hand, und dem Schicksal, das weißt du, vermag sich Keiner zu entziehen! Darauf schied Hector von seinem trauten Weibe.

Kampf zwischen Achill und Hector.

Als Hector darauf unter den Trojanern erschien, eilten auch die Griechen dicht gedrängt wie Schneeflocken, aus den Reihen der Zelte daher, und die Führer ordneten sie zu Haufen. Die Morgensonne spiegelte sich auf beiden Seiten in unzähligen Helmen, Brustharnischen und Lanzenspitzen, und das zunehmende Waffengerassel ertönte den wackeren Streitern als eine herrliche Musik.

Am kriegsmuthigsten waren die Griechen, denn unter ihnen focht ja heut wieder Achill, der in seiner ihm von der Meeresgöttin Thetis dargereichten Rüstung der strahlenden Sonne glich.

Das breite Thor ward geöffnet, und dahin flogen Rosse und Wagen mit dem herrlichen Helden. Wo Achill sich sehen ließ, da stoben die Schaaren der Feinde dahin, den herbstlichen Blättern gleich, die ein Sturm vor sich hertreibt. Er aber mochte gegen den Troß gemeiner Trojaner nicht kämpfen, sondern wie das Auge des Adlers gierig nach dem Rehe umherblickt, so suchte sein Auge den Mörder seines Freundes.

Da kam Aeneas gegen ihn daher. Als Achill ihn sah, eilte er grimmvoll, einen Löwen gleich, ihm entgegen.

Wie, Aeneas, rief er, so weit hast du dich aus der Menge gegen mich hervorgewagt? Flohest du nicht schon einmal vor mir, als ich dich dort auf den Höhen des Ida traf? Damals retteten dich die Götter vor meiner Lanze. Doch das möchte wohl heute nicht geschehen, wenn du den Kampf mit mir wagst. Darum rathe ich dir, wende hurtig hinweg, damit nicht der Tod dich ereilt!

Meine nicht, mich mit Worten zu schrecken! erwiederte Aeneas. Du weißt es doch, daß mein Geschlecht wahrlich nicht unrühmlicher ist, als das deine. Du bist ein Sohn der schöngelockten Thetis, ich aber nenne die goldene Aphrodite meine Mutter. So laß uns denn kämpfen gegen einander, nicht aber, albernen Kindern gleich, schwatzen!

Mit diesen Worten warf er seinen Speer, doch derselbe fiel machtlos von dem Schilde Achills zur Erde. Jetzt schleuderte Achill seine gewaltige Lanze auf Aeneas. Sie durchdrang den äußersten Rand des Schildes und fuhr dem Sohne Aphrodite's dicht über die Schultern hinweg. Hätte er sich nicht auf ein Knie niedergelassen, so wäre er von der Lanze durchbohrt worden. Jetzt drang Achill mit dem Schwerte auf ihn ein, und Aeneas hätte nun sicherlich das Ende seines Lebens gefunden, wenn nicht Poseidon ihm zu Hülfe geeilt wäre. Er war es, der Achills Angesicht plötzlich mit Finsterniß umhüllte und dem Aeneas gebot, zu entfliehen.

Als es darauf wieder hell ward vor Achills Augen, blickte dieser mit Erstaunen umher und sprach: Welch ein Wunder geschah! Siehe, da liegt meine Lanze auf der Erde, aber Aeneas, den ich zu tödten gedachte, erblicke ich nirgends. So lieben also auch ihn die Götter!

Jetzt ermunterte er die Griechen, tapfer vorzudringen. Allein, sprach er, vermag ich nicht mit allen Trojanern zu kämpfen, aber merkt jetzt auf mein Thun und nehmet euch ein Beispiel daran!

Wie er den Griechen, so sprach Hector den Trojanern Muth ein. Fürchtet Achill nicht, sprach er, er wird nicht erfüllen, was er versprach! Ich selbst will mit ihm kämpfen, wäre auch sein Arm eine Flamme und seine Brust undurchdringliches Erz!

Achill hatte inzwischen schon wieder mehrere Trojaner getödtet. Da bemerkte er den Jüngling Polydorus, den jüngsten Sohn des greisen Priamus. Ihm, dem Lieblinge des Vaters, um den dieser große Sorge trug, war bisher die Theilnahme an dem Kampfe versagt worden. Doch Polydorus hatte sich heimlich aus der Stadt entfernt und sich, der Geschwindigkeit seiner Füße vertrauend, bis in die vordere Reihe der Kämpfenden gewagt. Wie ein gescheuchtes Reh floh er jetzt vor Achill dahin. Doch die Lanze des Mächtigen sauste ihm nach und durchbohrte ihn. Jäh aufschreiend, sank der schöne Jüngling nieder und krümmte sich sterbend am Boden.

Als Hector sah, wie sein Bruder einen so kläglichen Tod fand, ergriff ihn unnennbarer Schmerz, und er stürmte mit erhobener Lanze daher.

Den Verhaßten erblickend, rief frohlockend Achill: Ha, da nahet der Mann, der mir am wehesten gethan hat von allen Menschen, denn er tödtete mir den geliebtesten Freund! So komm nur näher, du Mörder meines Trauten, daß du schnell das Ziel deines Leben erreichest!

Hoffe nicht, mich mit Worten abzuschrecken! entgegnete Hector in seinem bittern Schmerze. Wohl bist du stärker, als ich, aber dennoch, das mögest du nicht vergessen, ruhet die Entscheidung des Kampfes bei den Göttern!

Mit diesen Worten warf er seine Lanze gegen Achill. Sie traf dessen Schild, ohne denselben zu durchbrechen, und fiel zur Erde. Als Hector dies sah, eilte er hinweg und verschwand in der Menge.

Ha, rief Achill, du entrinnest wahrlich dem Tode! Aber dennoch hoffe ich dich zu tödten, sobald wir wieder auf einander treffen!

Hierauf fielen, von seiner Lanze getroffen, wieder mehrere trojanische Streiter, zuerst Dryops, darnach Demachos, Laogonas und Tros. Noch viele Andere traf sein entsetzliches Geschoß. Vor ihm her gingen Schrecken und Tod. Die Trojaner aber, die er erjagte, wagten es gar nicht, ihm in's Auge zu schauen; fliehend und abgewandten Hauptes empfingen sie den tödtlichen Wurf. Die Räder seines Kriegswagens trieften von Blut, ja selbst der Sessel war mit Blut besprengt.

Achill eilte nun wieder zu den Seinigen, die ihn um so freudiger empfingen, als sein langes Ausbleiben sie schon mit schwerer Sorge erfüllt hatte. Mit neuem Muthe drangen sie wieder vor gegen die Trojaner, die immer noch, wenn auch zurückweichend, kämpften.

Auf der Mauer stand Priamus und sah kummervollen Auges auf die Seinen herab. Als diese aber nun weiter zurückwichen, stieg der König wehklagend herab von der Mauer und sprach zu den Thorhütern: Ihr Männer, öffnet hurtig die Thore und haltet sie auf, bis die Fliehenden in die Stadt zurückgekehrt sind. Dann aber verschließt sie eilig wieder mit festen Riegeln, damit nicht etwa der schreckliche Achill in die Stadt eindringe!

Kaum waren die Thore geöffnet worden, als sich die flüchtigen Schaaren der Trojaner mit Ungestüm in die Stadt hineindrängten, um ihr Leben vor Achill zu retten, der an der Spitze seiner Myrmidonen ihnen nachstürmte. Troja wäre jetzt gefallen, wenn nicht Apollo Jenen durch den Anblick eines tapfern trojanischen Jünglings, Agenor mit Namen, von der Verfolgung abgelenkt hätte. Apollo hauchte diesem Jünglinge Kühnheit in's Herz, daß er stehen blieb an einer großen Buche. Als ihm aber Achill nahe war, begann er zu zagen. Apollo's Nähe fachte seinen gesunkenen Muth wieder an, und er sprach: Wie, wenn ich ihm entgegen ginge? Sollte er denn nicht auch verwundbar und sterblich sein, wie andere Menschen?

Gefaßten Herzens trat er hervor, um den gefährlichen Kampf zu wagen. Da erblickte ihn Achill und wandte sich gegen ihn.

Thörichter, rief Agenor, du hoffest wohl gar die Stadt der tapfern Trojaner zu zerstören? Das wird dir wahrlich nicht gelingen, denn es sind noch viele der Männer darinnen, die muthvoll für Eltern, Weiber und Kinder kämpfen. Deiner harrt vielmehr das Geschick, ob du gleich machtvoll und entsetzlich bist!

Dies sprechend, warf er seinen blinkenden Speer mit gewaltiger Kraft auf Achill und traf ihn am Schienbein, doch mit lautem Klang prallte das spitze Geschoß zurück und fiel zur Erde. Wüthend drang jetzt Achill auf ihn ein und hob die Lanze,

um ihn zu durchbohren. Apollo aber breitete einen schützenden Nebel um Jenen, so daß er gefahrlos hinwegzueilen vermochte.

Als Achill verwundert umherschauete, erblickte er plötzlich zur Seite einen Krieger, der wie sein Gegner gestaltet war. Es war Apollo, der die Gestalt Agenors angenommen hatte, und der nun vor Achill dahin floh, um ihn von dem Thore, das noch offen stand, hinwegzulocken. Achill, der ihn nicht erkannte, verfolgte ihn mit erhobener Lanze, ohne indeß zum Wurfe kommen zu können. Apollo aber führte ihn durch ein Weizenfeld bis in die Nähe des Flusses.

Während dieser Zeit war es allen Trojanern gelungen, die Stadt zu erreichen, und die Hüter schlossen die Thore. Längs der Brustwehr lagerten sich alsbald die Erschöpften und erlabten sich an Speise und Trank.

Hector nur war noch vor dem Thore; ihn drängte das muthige Herz, den Kampf mit Achill noch einmal zu versuchen.

Als dieser bei seiner Verfolgung dem Flusse nahe war, redete ihn Apollo plötzlich an: Warum, du Sterblicher, verfolgst du einen Unsterblichen? Hast du es denn noch nicht erkannt, daß ich ein Gott bin? Nun ließest du die Trojaner und hast dich hierher verirrt. Doch mich vermagst du nicht zu tödten, da das Schicksal über mich keine Macht hat.

Unwilligen Herzens entgegnete Achill: Du täuschtest mich, Verderblichster aller Götter! Wahrlich, wäre das nicht geschehen, so hätten noch Viele den Sand mit den Zähnen geknirscht. Nun hast du mich um den Siegesruhm gebracht, Jene aber gerettet!

Grollend hatte sich Hector inzwischen der Mauer zugewandt. Ihn sah der greise Priamus daher schreiten, und eine bange Ahnung stieg in seinem Herzen auf. In lautes Wehklagen ausbrechend, schlug er sich das Haupt mit den Händen und rief dann seinem Sohne zu:

Hector, erwarte nicht, getrennt von den Andern, den Verderber, auf daß nicht das Schicksal dich ereile! Ha, der Entsetzliche! Möchte er doch den Göttern so verhaßt sein, als mir! Dann läge er dahingestreckt, den Hunden und Geiern zum Raube! Wie viele der tapfern Söhne hat er mir schon gemordet oder nach fernen Inseln verkauft! Dein Tod aber, Hector, würde mir der größte Schmerz sein. O komm doch herein, du Trost der trojanischen Männer und Frauen, daß du die Stadt gegen die anstürmenden Feinde vertheidigst! Bleibest du draußen, so wirfst du dein süßes Leben verlieren und damit obendrein noch den Ruhm des Furchtbaren verherrlichen. O erbarme dich doch mein! Mir Jammervollen hat Zeus in meinen alten Tagen ja schon so unendliches Weh bereitet. Gehst du nun auch noch dahin, so ist das Maß meines Elends voll. Hineinbrechen werden dann die Feinde in meine Burg, werden mir die Söhne tödten, die Töchter hinwegreißen, die Schatzkammern ausplündern und die stammelnden Kindlein gegen Wände und Boden schleudern. Zuletzt liege dann wohl auch ich zerfleischt vor dem Palaste, und die gierigen Hunde, die ich selbst aufzog, lecken mein Blut!

So rief wehklagend der König und raufte sein graues Haar. Die Mutter aber löste sich das Busengewand und rief in Thränen von der Mauer hinab:

Hector, mein Sohn, erbarme dich meiner und erinnere dich, daß diese Brüste dich einst nährten! Siehe, ich flehe dich an, in die Stadt zurückzukehren und innerhalb der Mauern gegen den feindlichen Mann zu kämpfen. Nur als Vormann stelle dich dem Grausamen nicht entgegen. Ach, wenn du dies thust, so tödtet er dich, und weder ich noch deine Gemahlin können dich auf dem Leichenbette beweinen, nein, der Unerbittliche wird deinen Leichnam zerfleischen lassen von den Hunden!

Hector lehnte seinen glänzenden Schild gegen den hervorragenden Thurm und sprach zu sich selbst:

Wie würde Polydamus mich mit Schimpf empfangen, wenn ich jetzt noch in die Stadt zurückkehrte! Er gab mir am gestrigen Abend den Rath, das Heer vor der Nachtzeit noch in die Stadt zurückzuführen, ich aber folgte ihm nicht. So wurde durch meine Schuld eine große Anzahl unserer herrlichsten Männer von Achill getödtet, ja nicht einen derselben vermochte ich zu retten, da ich mich doch vermessen hatte, Jenen allein im Kampfe zu bestehen. So will ich denn jetzt den Kampf mit ihm

wagen, dem Geschick die Entscheidung überlassend. Wie aber, wenn ich Helm und Schwert von mir thäte, dem Feinde waffenlos entgegenginge und ihm einen friedlichen Vergleich anböte? — Wenn ich ihm verspräche, Helena nebst den Schätzen, die sie mit sich führte, zurückzugeben und dazu auch die Hälfte der Güter, die Troja's Fürsten in ihren Schatzhäusern verwahren? — Doch, welche Gedanken kommen mir in die Seele! — Nein, ich will ihm nicht flehend nahen! Würde er mich, den Wehrlosen, nicht erbarmungslos niederhauen? Nicht schwatzen will ich mit ihm, wie Jüngling und Jungfrau mit einander schwatzen. Besser ist's, den Kampf gegen ihn ungesäumt zu beginnen, damit es sich schnell entscheide, wen von uns Beiden die Götter mit Siegesruhm verherrlichen wollen.

Da stürmte Achill herzu. Drohend umwogte ihn der Helmbusch; es umfloß ihn der Glanz der Rüstung gleich einer Feuerlohe.

Dieser Anblick machte dem Trojanerhelden das Herz erbeben, und er floh vor dem Entsetzlichen. Längs der Mauer eilte er dahin, Achill aber jagte ihm nach mit wildem Wuthgeschrei. Sie kamen bis zur Warte, dann zum Feigenhügel, dann zu den Quellen des Xanthus. Unzählige Blicke folgten Beiden. Sie aber entschwanden bald hinter dem Bogen der Mauer. Bog Hector von dem Pfade ab, um durch ein geöffnetes Thor zu entschlüpfen, so sprang Achill seitwärts und trieb ihn wieder in's offene Feld. Hier und dort standen Griechen in Haufen; Achill verbot durch Wink und Geberde, auf Hector Lanzen zu schleudern, da er die Ehre des Sieges allein zu gewinnen trachtete. Dreimal schon hatten sie den Weg um die weite Stadt zurückgelegt, als sie aber zum vierten Male bei den Quellen des Xanthus ankammen, da erhob Zeus die goldene Schicksalswage, legte zwei Todeslose hinein, und nieder sank Hectors Schale.

Jetzt verließ ihn Apollo, der ihn auf der Flucht bisher mit Kraft begabt hatte, Athene aber trat zu Achill und sprach: Hoffe endlich, trauter Achill, großen Ruhm zu ernten! Stehe und schöpfe Athem, indeß ich zu deinem Feinde eile, um ihn zu muthiger Gegenwehr zu erregen.

Während Achill sich auf seine gewaltige Lanze lehnte, gewahrte Hector einen Mann, der eiligen Schrittes von der Mauer her kam, und in dem er alsbald einen seiner Brüder zu sehen vermeinte. Athene war es, welche die Gestalt des Deiphobus angenommen hatte. Hector stand hocherfreut still, und Athene rief ihm zu: O mein Bruder, wie bedrängt dich der gewaltige Achill! Doch fliehe nicht weiter, denn wir Beide wollen nun vereint gegen Jenen streiten!

Du warst mir doch stets der trauteste Bruder! rief erhobenen Muthes Hector. Wie ehrt dich meine Seele, daß du dich um meinetwillen aus der Stadt wagtest, während Andere in Furcht dort verharren!

Bestürzung hat alle ergriffen, erwiederte Athene. Mich aber drängte der Kummer um dich, und ich vermochte es nicht, länger deine Noth thatlos mit anzusehen.

So sprach die täuschende Göttin und bewirkte, daß Hector dem furchtbaren Gegner muthig in's Auge schauete.

Nicht weiter fliehe ich vor dir! rief er Jenem zu. Dreimal umlief ich die Stadt, doch nun treibt mich mein Herz, den Kampf mit dir aufzunehmen, möge ich siegen oder fallen. Laß uns aber, ehe wir zum blutigen Kampfe schreiten, zu den Göttern emporschauen und einen Eid schwören. Verleihen mir die Götter den Sieg, so will ich dich nicht mit Schmach bedecken, sondern deinen Leichnam den Griechen senden, die ihn dann feierlich bestatten mögen. Fällt aber dir der Sieg zu, so sende meinen Leib nach Troja zurück.

Nichts von Verträgen, Verhaßter! rief wilden Blickes Achill. Wie zwischen Löwen und Menschen kein Bündniß und Abkommen besteht, auch Wölfe und Lämmer nimmer gleichen Sinnes sind, so ist auch zwischen dir und mir nimmer ein Bündniß oder Abkommen möglich. Bittrer Haß trennt uns auf ewig, denn du erschlugst mir den trautesten Freund meiner Seele! — Jetzt, Hector, gedenke jeglicher Kriegslist! Sei gewaltiger Lanzenschwinger und auch unerschrockener Schwertkämpfer! Zu entfliehen vermagst du mir nun nicht mehr. Jetzt sollst du der Meinigen Weh auf einmal büßen!

Bei den letzten Worten schleuderte er mit Macht die Lanze gegen Hector. Dieser

fiel rasch in die Kniee, das blinkende Geschoß sauste über ihn dahin und bohrte sich weit hinter ihm in den Boden.

Froh sprang er empor, rufend: Gefehlt, du göttergleicher Achill! Siehe, so hat dir Zeus mein Schicksal nicht verkündet, sondern du warest nur ein listiger Redner, der mir mit Worten den Muth zu ertödten hoffte. Nun aber meide du, wenn du es vermagst, die Schärfe meines Speers! O möchtest du ihn doch ganz empfangen, der du der trojanischen Männer größtes Unheil bist.

Mit gewaltigem Schwunge warf er den Speer und verfehlte sein Ziel nicht. Er traf den Schild Achills, daß er laut erklang, aber das Geschoß prallte ab und fiel kraftlos zur Erde. Hector hatte nur eine Lanze gehabt, und Schmerz und Grimm überkam ihn, als er sie nun vor seines Feindes Füßen liegen sah. Achills Lanze, die hinter ihm lag, war für ihn zu schwer. Da gedachte er des Bruders und wandte sich rufend um, daß Jener ihm eine Lanze reiche. Doch es war Niemand zu sehen.

Wehe mir, sprach er bei sich, jetzt erkenne ich es, daß die Götter den Tod über mich verhängt haben! Nun ist kein Entrinnen mehr! Doch nicht feige will ich sterben, auf daß noch die Nachwelt meiner in Ehren gedenke!

Er riß das lange geschliffene Schwert aus der Scheide und stürmte, dem Adler gleich, der auf seine Beute schießt, dem Feinde entgegen. Aber schon hatte dieser seine Lanze erhoben und rannte sie dem Daherstürmenden dicht über dem Panzer in den Hals. Weithin erscholl des Siegers schauerlicher Jubelruf, als Trojas edelster Held vor ihm in den Staub sank.

Nun trat Achill nahe hinzu und sprach mit Hohn: Sicher meintest du zu sein, als du dem erschlagenen Patroclus meine Rüstung raubtest, und siehe, jetzt liegest du mir blutend zu Füßen, um bald Hunden und Geiern zum Fraße zu dienen; Jenen aber will ich mit Ehren bestatten.

Blut drang dem zum Tode Getroffenen aus dem Munde; schwer athmend entgegnete er:

Bei deinem Leben und bei den Eltern beschwöre ich dich: laß mich nicht an den Schiffen von Hunden zerfleischen, sondern nimm Gaben an Erz und Gold die Fülle und sende meinen Leib nach der Stadt, auf daß die Meinen daheim mir die letzte Ehre erweisen und meine Gebeine den heiligen Flammen übergeben!

Mit fürchterlicher Stimme erwiederte Achill: Du Hund, beschwöre mich nicht bei den Eltern, sonst ergreift mich noch wahnsinnige Wuth, und ich reiße dir dein Fleisch vom Gebein, um es zu verschlingen! Ha, Mörder meines trautesten Freundes, du hättest es um mich verdient, daß ich deinen Leib zurückgäbe? Möchten mir auch die Deinen zehn- oder zwanzigfach Sühnung bieten, dennoch soll Niemand die Hunde von dir scheuchen, wenn sie deinen Leib mit gierigen Zähnen zerfleischen werden!

Krampfhaft hob sich des Sterbenden Brust, und röchelnd sprach er noch die Worte: Ach, ich ahnte es wohl, daß du nicht zu erweichen bist, denn du trägst ja ein eisernes Herz in der Brust! Aber gedenke daran, daß noch mein Geist dir den Götterzorn erwecken kann, wenn der Tag kommen wird, der auch über dich das Verhängniß bringt!

Des Sterbenden Augen wurden jetzt von Nacht umschlossen, und seine Seele, wehklagend ob der Trennung von Jugend und Männerkraft, von Vater, Weib und Kind, schwebte hinab in das Dunkel des Hades.

Achill zog den blutigen Speer aus dem Getödteten und legte ihn zur Seite, dann nahm er ihm die Rüstung. Indeß eilten Griechen herbei und umstanden staunend den nackten Körper des Helden und stachen mit Spießen nach ihm. Sie bewunderten den Wuchs und die herrliche Bildung desselben, und Einer sprach mit Lachen: Fürwahr, jetzt ist Hector viel sanfter anzufühlen, als damals, da er uns den Feuerbrand in die Schiffe schleuderte!

Von allen Seiten strömten Scharen der Griechen jauchzend herbei. Freunde, rief ihnen Achill entgegen, der ist nun erschlagen, der am meisten uns Böses that. So laßt uns denn sogleich einen Sturm gegen die Stadt unternehmen und sehen, ob die Trojaner ohne Hector eine ernste Vertheidigung wagen werden. — Doch wie kommen mir jetzt solche Gedanken! fuhr er darauf, sich besinnend, fort. Liegt

nicht der traute Freund noch unbestattet bei den Schiffen? O nimmer vergesse ich ihn, so lange der Athem diese Brust bewegt, ja selbst im Hades noch werde ich ihn im Herzen tragen! — Alle verstummten, als sie diese Worte hörten, die aus einer Brust kamen, in der Schmerz und Zorn machtvoll miteinander rangen.

Achill beugte sich jetzt nieder, durchbohrte dem todten Feinde die Sehnen zwischen den Knöcheln und Fersen und zog Riemen von Stierhaut durch, die er hinten an seinen Kriegswagen band. Nun schwang er sich auf den Kriegswagen, sein Gefährte ergriff die Zügel, und dahin flogen die Rosse. Staubgewölk umgab den Leichnam des Edlen, der in rasender Eile auf dem Boden nachgeschleift wurde. Das Angesicht des Todten, sonst so herrlich anzuschauen, ward von Staub überdeckt, ringsumher wallte ihm zerrüttet das dunkle Haargelock.

Achill jagte dem skäischen Thore zu, auf dem Hectors Eltern und Verwandten bange des Ausganges harreten. Sie wußten noch nicht das Schreckliche, das geschehen war, denn der Kampf hatte auf der entgegengesetzten Seite der Stadt stattgefunden.

Schauerlicher Siegesruf der Griechen scholl in ihr Ohr, und bald darauf erblickten sie den Entsetzlichen auf seinem Wagen und gefesselt an demselben den entstellten Leichnam des allgeliebten Hector. Welch ein Anblick war dies für Alle, am meisten für die Eltern! Unter herzdurchdringendem Wehgeschrei riß die Mutter den glänzenden Schleier vom Haupte und raufte ihr graues Haar. Kläglich weinte auch der König, ja Angstruf und Geheul vernahm man alsbald längs der Mauer, daß Manche, die fern waren, glaubten, die Stunde des Todes sei für Alle hereingebrochen.

Achill und Priamos.*

Achill hatte den Leichnam des geliebten Patroklus mit großen Ehren bestattet, aber er vermochte nicht wieder froh zu werden und fand kein Genügen, weder an Schlaf, noch an Speise und Trank, noch an dem Zuspruch seiner Gefährten. Alle Morgen schirrte er die Rosse an seinen Wagen und schleifte dreimal den Leichnam Hectors um das Grab des Freundes, ohne Ruhe zu finden von dem Schmerz, der ihn quälte. Die Götter aber empfanden Mitleid mit dem Schicksal des greisen Priamos und dem seiner Kinder; sie beschlossen, ihnen die theure Leiche Hectors zurückzugeben und auch zugleich das Herz Achills von seinem Kummer zu befreien. Zeus sandte daher Thetis zu Achill und gebot ihm, nicht länger gegen den Leichnam zu wüthen, sondern ihn auszuliefern, sobald Jemand aus der Stadt käme, um ihn auszulösen. Durch Iris aber ließ Zeus den König Priamos auffordern, furchtlos sich in das Lager der Griechen zu begeben und seinen todten Sohn zu erbitten. So machte sich denn der greise König auf, belud seinen Wagen mit reichen Geschenken und trat bei finsterer Nacht den Weg in's Lager der Feinde an. Hermes, der ihn geleitete, schläferte die Augen der Wächter ein, öffnete mit eigener Hand die Thore und führte seinen Schützling ungesehen in das Zelt Achill's. Hier kniete der König nieder vor dem Mörder seines Sohnes, und bat ihn unter heißen Thränen um die Leiche desselben. Achill hatte bei dem Andenken seines Freundes geschworen, den Getödteten den Vögeln und Hunden zum Fraße auf den Anger zu werfen, aber dieser Anblick rührte sein Herz. Er gedachte seines eigenen Vaters daheim, der auch von ihm nichts als den Ruhm seiner Thaten aus diesem thränenreichen Kriege zurückerhalten sollte, er brach in Thränen aus und gab Jenem die Leiche zurück. Doch dies genügte ihm nicht. Sein Herz, einmal der Milde zugewandt, konnte hierbei nicht stehen bleiben. Er entließ den König nicht eher, als bis derselbe sein Mahl getheilt und unter seinem Zelte geruhet hatte. Dann erst trat Jener seinen Rückweg an, und elf Tage gewährten die Griechen den Trojanern Waffenruhe, damit sie den edlen Hector beklagen und mit geziemender Ehre bestatten könnten.

* Nach Geppert, Götter und Heroen.

Achill wird von dem Pfeile des Paris getroffen.

Kurze Zeit darauf kam den Trojanern ein mächtiger Bundesgenosse zu Hülfe, der sie mit einer großen Flotte und einem gewaltigen Landheere unterstützte. Es war Memnon, der Sohn der Göttin Eos, und auch er hatte eine von Hephästos gefertigte Rüstung. Schon waren viele der tapfersten Griechen von ihm besiegt worden, als Achill mit ihm zusammen traf und ihn tödtete. Eos, Memnons liebende Mutter, weint seit jenem Tage die Thautropfen, mit denen sie an jedem Morgen die Erde begrüßt. In dem hundertthorigen Theben stand eine Statue Memnons von schwarzem Marmor. Auch der Stein trauerte um den gefallenen Helden. Denn sobald Eos am Morgenhimmel aufstieg, vernahm man aus dem Gebilde ein harmonisches Getön, lenkte aber der Sonnengott sein Roßgespann des Abends in das Meer hinab, so vernahm man aus dem Gestein einen dumpfen Schall, wie wenn die Saiten einer Zither zerreißen.

Nachdem Memnon von Achill getödtet worden war, hatte derselbe einen gewaltigen Kampf mit Cyknos auszufechten. Cyknos war ebenfalls göttlicher Abkunft, denn ihn hatte Poseidon, des Meeres Beherrscher, gezeugt. Ohnmächtig prallte Achill's Lanze von dem Körper des Gegners ab. Da sprang Achill mit Löwengrimme aus dem Kriegswagen zur Erde, stürmte auf Cyknos ein, betäubte ihn durch Schwerthiebe, die er gegen sein Haupt führte, und erwürgte ihn darnach am Boden. Als er ihm aber die Rüstung abnehmen wollte, verwandelte ihn Poseidon in einen Schwan und belebte ihn. Er glitt dem Sieger unter den Händen hinweg, erhob sich schnellen Fluges und verschwand in der Ferne.

Als nun Achill am Tage darauf seine Myrmidonen gegen die Stadt führte, um die Mauern derselben zu erstürmen, traf ihn, als er sich eben mit feurigem Zuruf umwandte, ein von Paris abgeschossener Pfeil an der Ferse, der einzig verwundbaren Stelle seines Körpers. Er war von seiner Mutter kurz nach seiner Geburt in das heilige Wasser des Styx getaucht worden. Dies hatte ihn am ganzen Körper unverwundbar gemacht, und nur die Ferse des rechten Fußes, an der die Göttin mit zwei Fingern den Sohn hielt, war von dem heiligen Wasser unberührt geblieben. An dieser Stelle hatte des Paris Pfeil ihn getroffen, und die Wunde brachte ihm den Tod.

Ajax und Odysseus hoben den todten Helden auf und brachten ihn vor den mit Jauchzen anstürmenden Trojanern in Sicherheit.

Nach der Schlacht wurde der Leichnam gesalbt, während sich ringsum im Lager der Griechen lautes Wehklagen erhob. Auch Thetis, die schönlockige Meergöttin, nahm Theil an der Trauer, denn sie stieg in der Nacht in Gemeinschaft ihrer blühenden Schwestern, der Nereiden, aus der dunkeln Meerfluth empor und beweinte den Sohn, die Lüfte aber trugen ihre Seufzer durch das Lager dahin. Siebenzehn Tage und eben so viel Nächte beklagten Götter und Menschen den Tod des erhabenen Helden. Am achtzehnten Tage ward der Leichnam auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Nun öffnete man den Hügel, unter dem in goldener Urne Patrokles Ueberreste ruheten. Die Asche der treuen Freunde wurde untereinander gemischt und darnach die goldene Urne wieder in die Erde gesenkt. Bald schauete der Hügel, der sie deckte, weit über das Meer hinaus. Zu dem Kampfspielen, die an dem Grabhügel stattfanden, gab Thetis unvergängliche Preise, wie sie nur Götter darzureichen vermögen.

Eroberung von Troja.*

Nachdem die Griechen noch längere Zeit erfolglos gegen die Stadt gekämpft hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Auf den Rath des klugen Odysseus fällten sie auf dem waldreichen Idagebirge hochstämmige Tannen, und nun zimmerte der

* Nach L. Stacke, Erzählungen aus der griechischen Geschichte.

kunstreiche Held Epeos ein mächtiges Roß, zuerst die Füße desselben, dann den Bauch, über diesen fügte er den gewölbten Rücken, hinten die Weichen, vorn den Hals; über ihn formte er zierlich die Mähne, die sich flatternd zu bewegen schien; Kopf und Schweif wurden reichlich mit Haaren versehen, aufgerichtete Ohren an den Pferdekopf gesetzt und gläserne leuchtende Augen unter der Stirn angebracht; kurz es fehlte nichts, was an einem lebendigen Pferde sich regt und bewegt. So vollendete er mit Athenens Hülfe das Werk in drei Tagen, zur Bewunderung des ganzen Heeres.

Nun stiegen die tapfersten Helden, Neoptolemos, der Sohn des Achill, Menelaos, Diomedes, Odysseus, Philoktetes, Ajax und andere, zuletzt Epeos, der das Roß verfertigt, in den geräumigen Bauch desselben; die übrigen Griechen aber steckten Zelte und Lagergeräth in Brand und segelten nach der nahe gelegenen Insel Tenedos.

Als die Trojaner den Rauch des Lagers in die Luft steigen sahen, strömten sie voll Freude hinaus auf das Gefilde. Dort erblickten sie das gewaltige Roß. Während sie unter einander stritten, ob man das Wundergebilde in die Stadt schaffen oder es den Flammen übergeben sollte, trat Laokoon, ein Priester des Apollo, in ihre Mitte und rief: Unselige Mitbürger, welcher Wahnsinn treibt euch! Meinet ihr, eine Gabe der Griechen berge keinerlei Betrug? — Mit diesen Worten entriß er einem der Krieger eine Lanze und schleuderte sie gegen den Bauch des Rosses. Die Lanze zitterte im Holze, und aus der Tiefe tönte ein Wiederhall wie aus einer Kellerhöhlung. Aber der Geist der Trojaner blieb verblendet.

Inzwischen hatte man im Schilfe des Ufers einen Griechen gefunden, der auf den Rath des schlauen Odysseus zurückgeblieben war. Vor den König Priamos gebracht, der sich auch bei dem Rosse eingefunden hatte, streckte Sinon, so hieß der Grieche, flehend seine Hände empor und rief unter Schluchzen: Wehe mir, welchem Lande, welchem Meere soll ich mich anvertrauen, der ich von den Griechen ausgestoßen ward! — Gerührt von den Worten und Seufzern des Jünglings, traten die Krieger herzu, und fragten ihn theilnehmend, wer und woher er sei. Jener ließ die erheuchelte Furcht nun fahren und sprach: Ich bin ein Grieche, das will ich nicht leugnen; wenn aber Sinon auch unglücklich ist, so soll er doch nicht zum Lügner werden! Vielleicht habt ihr von den Fürsten Palamedes vernommen, der von den Griechen auf Odysseus Anstiften abscheulicher Weise gesteinigt wurde, weil er von dem Kampfe gegen eure Stadt abrieth. Und weil ich es nun wagte, mit Rache für die Ermordung des Palamedes, der ein Verwandter von mir war, zu drohen, zog ich den Haß des falschen Odysseus auf mich und wurde diesen ganzen Krieg über von ihm geplagt. Auch ruhete er nicht, bis er mit dem lügnerischen Priester Kaldeas meinen Untergang verabredet hatte. Als meine Landsleute den oft beschlossenen und immer wieder aufgeschobenen Abzug endlich doch in's Werk setzten, und dieses hölzerne Roß schon aufgezimmert stand, sandten sie einen Boten zu einem Orakel des Apollo, weil sie am Himmel drohende Zeichen wahrgenommen hatten. Dieser brachte aus dem Heiligthum des Gottes den bedenklichen Spruch mit: Ihr versöhntet bei eurem Auszuge die empörten Winde mit dem Blute einer Jungfrau, mit Blut habt ihr euch den Rückweg zu erkaufen: ihr müßt eine Griechenseele opfern! — Da zog Odysseus den Priester Kaldeas mit großem Lärm in die Volksversammlung und forderte ihn auf, den Willen der Götter zu offenbaren. Fünf Tage lang schwieg der Betrüger und weigerte sich heuchlerisch, einen Griechen als Opfer zu bezeichnen. Endlich nannte er meinen Namen. Alle stimmten bei, denn ein Jeder war froh, das Verderben von seinem eigenen Haupte abgewendet zu sehen. Der Schreckenstag erschien, ich wurde zum Opfer ausgeschmückt, mein Haupt mit den heiligen Binden umwunden, der Altar und das geschrotene Korn in Bereitschaft gehalten. Da zerriß ich meine Bande, entfloh und versteckte mich, bis sie abgesegelt waren, im Schilfrohr eines nahen Sumpfes. In mein Vaterland und zu meinen Landsleuten kann ich nicht zurückkehren. Ich

bin in eurer Hand, und von euch hängt es ab, ob ihr mir großmüthig das Leben schenken, oder mir den Tod geben wollet.

Die Trojaner waren gerührt, Priamos sprach gütige Worte zu dem Heuchler, ja er sicherte ihm eine Zufluchtstätte in Troja zu, falls er ihnen offenbare, was für eine Bewandtniß es mit dem Rosse habe. Arglistig fuhr der Betrüger fort zu erzählen, daß die Griechen, um den Zorn Athenens, ihrer Schutzgöttin, zu beschwichtigen, das Roß aufgeführt hätten, als Weihgeschenk für die Göttin, und zwar von so gewaltiger Höhe, damit die Trojaner das Geschenk nicht durch eines ihrer Thore in die Stadt zu bringen vermöchten, weil

alsdann der Schutz der Göttin der Stadt zu Theil werden würde: wenn die Trojaner dagegen dem hölzernen Rosse irgend einen Schaden zufügten, so würden sie sich dadurch unabwendbares Verderben zuziehen.

Priamos und die Seinen schenkten dem Betrüger Glauben, und sie wurden von der Wahrheit seiner Aussage noch bestärkt, als zu derselben Zeit ein Ereigniß eintrat, in dem sie eine Bestrafung des Priesters Laokoon wegen seines Zwei-

fels an der Bestimmung des Rosses sahen. Er stand gerade mit seinen beiden Knaben am Meere und brachte ein Opfer dar. Da schossen zwei gewaltige Meerschlangen aus den Wogen empor, umringelten die fliehenden Knaben und zerfleischten sie mit ihren Zähnen. Als Laokoon mit dem Schwerte hinzu eilte, umschlangen auch ihn die Ungethüme, und er erlag in Gemeinschaft seiner Kinder ihren giftigen Bissen. Darauf schlüpften die Schlangen nach dem Tempel der Athene und verbargen sich unter der Bildsäule der Göttin.

Nun rissen die Trojaner einen Theil ihrer Mauer ein und zogen das verhängnißvolle Geschenk unter Jubel in ihre Stadt. Die Stimme der das Unglück allein ahnenden Kassandra wurde überhört oder verachtet; man überließ sich der Freude bei Schmaus und Gelag; Musik und Gesang schallten durch die Stadt, und von Wein berauscht sanken endlich die Trojaner in tiefen Schlaf.

Da lief Sinon an den Strand des Meeres und gab durch eine brennende Fackel den Griechen auf Tenedos das verabredete Zeichen. Hierauf öffnete er die Thür am Bauche des Rosses, und heraus stiegen die gewaffneten Griechen. Sie tödteten die Wachen und öffneten die nächsten Thore. Da kamen die zurückgekehrten Griechen und stürmten in die Stadt ein, die sich bald mit Verwundeten, Todten und Sterbenden füllte. Feuerbrände wurden in die Wohnungen geschleudert, und bald stiegen aller Orte Feuersäulen empor zum nächtlichen Himmel. Immer entsetzlicher ward die Verwirrung, auch viele Griechen sanken, von Steinen oder Feuerbränden getroffen, todt nieder. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurden geschont. Neoptolemos tödtete den greisen Priamos am Altare des Zeus, Hectors Knäblein Astyanax ward aus den Armen der Mutter gerissen und vom Thurme herabgeschleudert. Nur die Wohnung des Trojaners Antenor ward verschont, weil dieser einst dem Odysseus und dem Menelaos in Troja das Leben gerettet hatte. Aeneas, ein tapfrer Trojaner, nahm seinen alten Vater Anchises auf den Rücken, seinen Sohn Askanios bei der Hand floh mit ihnen durch die brennendt Stadt über Leichen dem Meere zu und entkam. Menelaos stürmte in den Palast seiner Gattin Helena und hätte diese in seinem Zorne getödtet, wenn nicht sein Bruder Agamemnon dazwischen getreten wäre. Nach wenigen Tagen war von der Stadt nichts übrig, als ein rauchender Schutthaufen. Die Griechen segelten nun nach der nächsten Insel, um dort vor ihrer Heimfahrt die unermäßliche Beute unter sich zu theilen.

Die Rückfahrten von Troja.

Agamemnons Ankunft und Tod.*

Während der langen Dauer des trojanischen Krieges hatte sich im Hause Agamemnons zu Argos Manches verändert. Des Fürsten Gemahlin, Klytämnestra, trug seit der Opferung ihrer Tochter Iphigenia, zu der Agamemnon, wenn auch widerwillig, seine Zustimmung gegeben hatte, tiefen Groll gegen ihn im Herzen, ja sie ließ sich von diesem Grolle so weit hinreißen, daß sie ihrer Treue gegen den Gatten vergaß und sich mit Aegisthos, einem lasterhaften Manne, vermählte.

Schon nahete sich nach einer siegreichen Fahrt der Herrscher seiner Heimath, und die Feuerzeichen leuchteten aus der Ferne, den Untergang der verhaßten Stadt und die Rückkehr des Gemahls der Klytämnestra verkündend. Jetzt war für diese der Augenblick der Rache erschienen, und dem königlichen Gatten wurde, wo er im Kreise der Seinen von den Müh-

* Nach L. Stacke, Erzählungen aus der griechischen Vorzeit.

seligkeiten des Krieges auszuruhen hoffte, ein schmählicher Tod bereitet. Mit heuchlerischer Freude empfing Klytämnestra den Heimkehrenden und führte ihn in das für ihn bereitete Bad, wie es nach der Sitte der Zeit bei den Griechen jeder von der Reise Ankommende in seinem Hause zu nehmen pflegte. Nach dem Bade aber warf die tückische Frau dem Könige ein Gewand über das Haupt, aus dessen faltenreichen Windungen er sich nicht sogleich herausfand. Während er sich noch bemühte, das Gewand anzulegen, nahete Aegisthos und schlug den Wehrlosen mit einem Beile auf das Haupt, daß er todt zurücksank. Auch dem Orestes, der damals noch ein Knabe war, hatte die ruchlose Königin, die von dem Sohne später die Strafe für ihre Frevelthat befürchtete, ein gleiches Schicksal zugedacht; doch ihn rettete seine ältere Schwester Elektra zu einem Gastfreunde seines Vaters, in das Land der Phoker.

Von nun an brachte Elektra ihr Leben in steter Trauer um den gemordeten Vater hin, von der Mutter, der sie ungescheut die Schandthat vorwarf, gelästert und gehaßt. Ihr einziger Trost war der in weiter Ferne aufwachsende Bruder Orestes, von dem sie die Vollbringung der Rache für den Mord des Vaters und Erlösung aus ihrem elenden Zustande hoffte. Da erscheint einst, aus dem Phokerlande kommend, ein Fremdling und bringt die Kunde von dem Tode des Orestes. Während sich Klytämnestra bei dieser Botschaft der lautesten Freude hingiebt, da sie sich nun von aller Furcht vor dem Rächer frei fühlt, versinkt Elektra, deren langgenährte Hoffnung dahin ist, in den tiefsten Schmerz. Am nächsten Tage erschien bei Elektra ein Bote und reichte ihr eine Urne dar, in der sich, wie er sagte, des Orestes Asche befinde. Indem aber Elektra, die Urne umfassend, in Wehklagen ausbricht, gibt sich ihr der Bote zu erkennen: es war Orestes selbst, der als Rächer seines Vaters erschienen war, und der diese List ersonnen hatte, um die der Rache Bestimmten in Sicherheit einzuwiegen. Bruder und Schwester verabredeten jetzt den Plan zur Ausführung dieser Rache, und bald erliegt die Mutter unter den Streichen des eigenen Sohnes. Gleichen Lohn empfängt Aegisthos für seine Missethat.

Kaum aber hatte Orestes die That vollbracht, so erwachte in ihm die Qual des Gewissens. Aus dem Blute der Mutter erhoben sich Rachegeister, die Erinnyen, deren Haar mit zischenden Schlangen durchflochten war, und verfolgten ihn ohne Unterlaß bei Tag und bei Nacht. Endlich verkündete ihm das Orakel zu Delphi, an das er sich gewandt hatte: Gelingt es dir, deine Schwester Iphigenia, die bei der Opferung von der Göttin gerettet ward, und die jetzt in Tauris bei dem wilden Volke der Scythen weilt und dort von dem Könige festgehalten wird, frei zu machen und nach der Heimath zurückzuführen, so sollen die Erinnyen keine Macht mehr über dich haben! — Zugleich gebot ihm Apollo, ein Bild der Artemis, der Schwester des Gottes, das von den Scythen hoch verehrt ward, in die Heimath zu bringen.

Eine Landung auf Tauris war an und für sich schon ein gefahrvolles Unternehmen, da es bei den Scythen Gebrauch war, jeden Fremdling, der ihre Küste betrat, zu ermorden. Orestes folgte gleichwohl, von seinem Freunde Pylades begleitet, der Stimme des Gottes. Aber im Begriffe, die Bildsäule zu entführen, wurden Beide gefangen genommen, und sie sollten nun am Altare der Artemis als Opfer fallen.

Schon standen sie vor der Opferstätte, und die Priesterin schickte sich an, dem Orestes die langen Haarlocken abzuschneiden, als dieser, der frühe verlorenen geliebten Schwester gedenkend, ausrief: So starb meine Schwester Iphigenia auf Aulis! — Jetzt drang die Priesterin, denn sie war die von Artemis in einer Wolke nach Tauris gerettete Iphigenia, mit weiteren Fragen in den Fremdling, erkannte in ihm ihren Bruder Orestes und vernahm von ihm, was er gethan. Sie entsühnte ihn von der Blutschuld, gab ihm die Bildsäule der Göttin, und Beide kehrten darauf, von dem treuen Pylades begleitet, in die Heimath zurück.

* Nach Geppert, Götter und Heroen.

Odysseus bei den Cyklopen.

Digitized by Google

Die Irrfahrten des Odysseus.*

Wie die übrigen Helden, die ruhmreich vor Troja gekämpft hatten, gedachte auch Odysseus, nachdem jene Stadt gefallen war, in die Heimath zurückzukehren. In Tenedos hatte er sich von Nestor getrennt; dies aber führte sein Unglück herbei, denn von diesem Augenblicke an wurde seine Flotte ein Spiel der Winde und Wogen. Zunächst landete er auf der kleinasiatischen Küste in Ismarus, im Lande der Ciconen. Dort überfiel er mit den Seinigen eine Stadt der Eingebornen, nahm sie ein und plünderte sie. Vorsichtigen Sinnes, wie er es war, rieth er darauf seinen Gefährten, sich mit der Beute schleunigst davon zu machen; doch sie mißachteten sein Wort und führten dadurch ihr eigenes Verderben herbei. Während sie sich der Siegesfreude überließen und die gewonnenen Schätze verpraßten, versammelten sich in aller Stille die Einwohner des Landes und überfielen die Griechen, die trotz der mannhaftesten Gegenwehr die ganze Beute und eine große Anzahl ihrer Mannschaft verloren. Mit Mühe entkamen die Andern unter dem Schutze der Nacht.

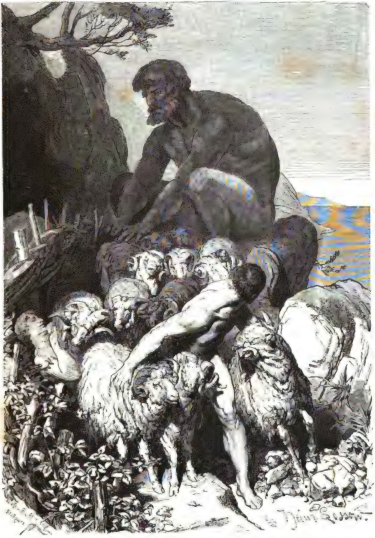
Elf Tage lang wurden sie jetzt von heftigen Stürmen auf der bewegten See umhergeworfen; dann kamen sie zum Lande der Lotophagen, die sich nur von Früchten nährten. Hier aber stand ihnen die entgegengesetzte Gefahr bevor, denn auf ihr freundliches Ersuchen fanden sie Obdach und so gute Pflege, daß die Gefährten der Heimkehr vergaßen und in diesem gesegneten Lande für immer zu bleiben beschlossen. Doch Odysseus gab das nicht zu. Er trieb mit Gewalt die Abtrünnigen zu den Schiffen zurück und verbot denen, die von den süßen Früchten noch nicht gekostet hatten, davon zu genießen.

So gelangten sie endlich zum Lande der übermüthigen Cyclopen, die weder pflanzten, noch säeten, noch ernteten, weil die Erde Alles von selbst hervorbrachte. Auch keine Volksversammlungen hatten sie, noch übten sie das Recht, sondern sie wohnten in Höhlen vereinsamt und kümmerten sich nicht um einander. In mäßiger Entfernung von ihrem Lande lag eine schmale Insel, von Wald bedeckt. Auf ihr weidete eine unermeßliche Anzahl wilder Ziegen, die, von keinem menschlichen Fußtritt verscheucht, noch von Jägern verfolgt, sich ungekränkt mehrten, denn die Cyklopen kannten nicht die Kunst, Schiffe zu bauen und blieben abgeschieden auf ihrem Lande. Hier landete Odysseus mit den Seinigen bei tiefem Nebel in finstrer Nacht, und Niemand wußte, was ihnen bevorstand. Am andern Morgen scheuchten die Nymphen, die Töchter des Zeus, aus den Bergen die Ziegen hervor, und diese boten den Griechen reichliche Beute. Zwölf Schiffe hatte Odysseus noch, und neun Ziegen kamen auf jedes, dem seinigen aber gaben sie zehn. So stärkten sie sich, da auch der Wein in den Schläuchen noch nicht fehlte, von den Mühen der Reise und sahen hinüber nach dem Lande der Cyclopen, von dem sich ein Rauch erhob, und sie vernahmen von dort her ein verworrenes Geräusch von Menschenstimmen und Schafen und Ziegen. Am nächsten Morgen aber gebot Odysseus den Andern Allen zurückzubleiben, während er selbst mit seinem Schiffe und seinen Gefährten hinüber zu fahren beschloß, um den Sinn der dortigen Bewohner zu erforschen. Sobald sie angekommen waren, bemerkten sie auf der Küste nahe dem Meere eine Höhle, groß und geräumig und von Lorbeerbäumen beschattet. Im Innern derselben lagen viele Schafe und Ziegen, gegen die Außenseite zu war sie von einer hohen steinernen Mauer umgeben. Ohne Verzug wählte Odysseus zwölf von seinen Gefährten, die Andern ließ er zum Schutz des Schiffes, nahm einen Schlauch von Ziegenleder mit kostbarem, süßem Wein, einen Sack mit Lebensmitteln und schritt muthig auf den Ort zu. Sie fanden den Herrn der Wohnung nicht darin, denn er war auf der Weide; mit Staunen aber bemerkten sie seinen Reichthum. Die Darren standen voll Käse, in den Ställen drängten sich die Lämmer,

* Nach Geppert, Götter und Heroen.

Digitized by Google

* Nach Geppert, Götter und Heroen.



Odysseus bei den Cyklopen.

Digitized by Google

und alle Gefäße waren mit Milch gefüllt. Da baten die Gefährten den Odysseus, daß er von dem Vorrath so viel nehmen möchte, wie sich in der Eile fortschaffen ließe, und damit zu den Andern zurückzukehren. Doch er beachtete ihre Worte nicht, denn seine Wißbegier hatte noch nicht Befriedigung gefunden. Sie blieben also, machten ein Feuer an, opferten den Göttern und aßen und tranken.

Zur anbrechenden Abendzeit kehrte der Cyclop, ein mächtiges Scheit Holz auf der Schulter tragend, zurück. Als er das Holz niederwarf, zitterte der Boden. Die Fremdlinge erschraken, als sie die ungeheure Gestalt erblickten, die nicht nach Menschenart gebildet war; denn auf der Mitte der Stirn sah man ein großes Auge, und die Glieder waren von riesiger Größe; sie entflohen in die Winkel der Höhle. Der Cyclop gewahrte sie nicht. Er trieb ruhig das Vieh, das er melken wollte, in die Höhle; die Böcke und Widder ließ er davor. Dann nahm er einen ungeheuren Felsblock, den kaum zwanzig Gespann von der Stelle geschafft hätten, und verschloß damit den Eingang.

Als er nun seine wirthschaftlichen Geschäfte verrichtet hatte, zündete er ein Feuer an, gewahrte beim Scheine desselben die Fremdlinge und fragte sie nach ihrem Begehr. Sie erschraken aufs Neue, wie sie den tiefen Klang seiner Stimme hörten; Odysseus aber raffte sich zusammen, erzählte ihm in Kürze ihre traurigen Schicksale, und wie sie jetzt gekommen wären, im Namen des Herrschers im Aether, Zeus, sein Mitleid und seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Aber Jener erwiederte ihm mit Verachtung, daß die Cyclopen sich um Zeus und die übrigen Götter nicht kümmerten, weil sie sich denen an Kraft weit überlegen fühlten. Dann ergriff er zwei von den Fremdlingen, warf sie zur Erde, daß das Hirn aus dem Kopfe sprang, schnitt sie in Stücken und verspeiste sie zum Abendbrot. Am andern Morgen tödtete und verspeiste er auf gleiche Weise ebenfalls zwei der Fremdlinge, trieb dann sein Vieh auf die Weide und verlegte hinter sich den Eingang mit dem Felsblock.

Die Zeit seines Fernseins aber ließ Odysseus nicht unbenutzt vorübergehen. Er fand bei dem Stalle den Stab des Cyclopen, von frischem Oelbaumholze geschnitten, etwa von der Größe und Dicke eines mäßigen Schiffsmastes. Davon hieb er ein tüchtiges Stück ab und glättete es mit seinen Gefährten; dann spitzte er es zu und machte die Spitze glühend im Feuer. Darauf verbarg er es, und Alle harreten in Sorgen der Ankunft des Wirthes. Dieser kehrte zur Abendzeit zurück und verspeiste aufs Neue zwei von den Fremdlingen.

Diese Zeit hatte sich der erfindungsreiche Odysseus zur Ausführung eines Planes ersehen. Er trat dem Unmenschen nahe und bot ihm von dem Weine an, den er mit sich führte. Begierig griff der Cyclop nach dem starken Getränk, das ihm fremd war, berauschte sich an demselben und sank bald sprachlos hinten über, von festem Schlafe bewältigt. Jetzt holte Odysseus schleunig den Baum hervor, machte die Spitze bis zum Verbrennen glühend und stieß dieselbe dem Cyclopen in sein Auge. Unter Gezisch lief das Auge aus, vor Schmerz brüllend sprang der Cyclop auf, riß den Baum aus dem Auge und taumelte in der Höhle umher, aber vergebens tappte er im Dunkel nach seinen Peinigern. Nach einer qualvoll durchlebten Nacht öffnete er die Höhle, um sein Vieh auf die Weide zu treiben. Er setzte sich an die Thür und breitete seine Hände über die Rücken der Schafe und Lämmer, damit ihm keiner der Fremdlinge unversehens entkäme. Aber auch dabei überlistete ihn Odysseus. Er band nämlich je drei der wolligsten Schafe mit stark gewundenen Weidenzweigen zusammen und befestigte unter ihren Leibern je einen Gefährten. Er selbst aber suchte sich den größten Widder aus, hielt sich an seinem Leibe fest und wurde von dem Thiere glücklich aus der Höhle getragen. In geringer Entfernung von derselben, ließ er sich von dem Widder los, löste seine Gefährten, und sie trieben in aller Stille die Widder ihrem Schiffe zu und gewannen mit kräftigen Ruderschlägen bald die offene See. Doch jetzt vermochte Odysseus seiner Spottlust nicht länger zu widerstehen, er verhöhnte den Cyclopen wegen seiner Dummheit; jener aber ergriff ein

mächtiges Felsstück und schleuderte es dem Schiffe nach, so daß das Steuerruder davon gestreift wurde. Dann aber betete er laut zu Poseidon, dem Gotte des Meeres, der sein Vater war, und flehete ihn an, daß der Mann, der ihm sein Auge geblendet, den Tag der Heimkehr nimmer erblicken möchte; sei ihm dies aber vom Schicksal dennoch beschieden, so möge Poseidon ihn spät, einsam, auf fremdem Schiff dahinführen und ihn schwere Drangsale in seinem Hause finden lassen. — Dies Gebet erhörte Poseidon.

Odysseus kam nun mit seinen Gefährten auf eine Insel, auf welcher Aeolos wohnte, den Zeus zum Erwecker und Ordner der Winde gemacht hatte. Der nahm sie freundlich auf und gab dem Odysseus einen Schlauch mit, in dem er alle widrigen Winde verschlossen hatte; nur den Zephyrus, der ihn nach Ithaka zurückbringen sollte, ließ er stark und anhaltend wehen. So fuhren sie neun Tage lang ungestört dahin, und schon erblickten sie am zehnten Tage die heimische Küste, da vermochte Odysseus dem Verlangen nach Schlaf nicht länger Widerstand zu leisten — denn zur Tag- und Nachtzeit hatte er bis dahin ununterbrochen das Steuer geführt, — er ging in den innern Raum des Schiffes und überließ sich seiner Müdigkeit.

Als aber die Gefährten dies sahen, ergriff sie eine heftige Neugier, zu untersuchen, was sich in dem großen Schlauche befände, dessen Inhalt Niemand von ihnen kannte, und in dem sie Schätze vermutheten. Sie öffneten ihn, und alle die feindlichen Winde stürmten daraus hervor und warfen das Schiff zurück vom ersehnten Lande auf die wüste See. So trieben sie aufs Neue der Insel des Aeolus zu und baten wieder um seine Gastfreundschaft; er aber, der nun erkannte, daß auf ihnen der Zorn eines Gottes ruhete, trieb sie mit drohenden Worten hinweg.

Kummervollen Herzens schifften sie sechs Tage umher und kamen am siebenten nach der Stadt Lamus im Lande der Lästrygonen, wo sie die Sonne nicht mehr untergehen sahen: so nahe fanden sie dort die Wege des einen Tages von dem andern. Alle Uebrigen brachten ihre Schiffe in den Hafen, der sie sicher und geräumig umfaßte; nur Odysseus ließ das seine zurück und bestieg einen Berg, um das Land zu durchspähen. Er sah von dort aus weder Menschen noch Vieh; nur ein Rauch erhob sich in einiger Entfernung. Nun sandte er zwei Gefährten ab mit einem Herold, um nähere Kunde einzuziehen; doch kaum waren diese in die Stadt der Lästrygonen gekommen, als schon einer von ihnen das Opfer wilder Mordlust wurde. Die beiden Andern ergriffen schleunigst die Flucht, doch die Lästrygonen folgten ihnen mit großen Steinen, und an den Schiffen erhob sich alsbald ein furchtbarer Kampf. Während aber die Griechen, die sich im Hafen befanden, niedergemacht wurden, riß Odysseus schnell sein scharfes Schwert von der Hüfte, zerhieb die Taue seines Schiffes und entfloh mit seinen Gefährten noch zeitig genug. Alle Andern wurden von den gigantischen Feinden getödtet und verschlungen.

Kummervollen Herzens und eingeschüchtert durch so vieles Unglück naheten sie sich zunächst einer Insel, deren Ufer sie schweigend und furchtsam betraten. Zwei Tage und zwei Nächte wagten sie es nicht, tiefer in das Land zu gehen. Endlich am dritten Tage bestieg Odysseus einen naheliegenden Berg und erblickte von dort aus eine Rauchsäule, die aus dichtem Gehölz emporstieg. Er kehrte zurück zu seinen Gefährten und verkündete ihnen, was er gesehen, doch hatte Niemand Lust, den Ort, von dem der Rauch aufstieg, näher zu erkunden. Er überzählte nun seine Gefährten, theilte sie in zwei gleiche Hälften, stellte sich auf die eine und Eurylochus auf die andere und ließ das Loos entscheiden, welche von beiden die Sendung ausführen solle. Es traf Eurylochus, und dieser machte sich traurig mit zweiundzwanzig Gefährten auf den Weg; auch die Zurückbleibenden waren von Kummer bewegt. Doch schon nach kurzer Zeit kehrte Eurylochus flüchtigen Laufes sprachlos und mit Thränen in den Augen zurück. Als er wieder Fassung gewonnen hatte, erzählte er, daß sie ein schönes Haus gefunden hätten, in dem eine Göttin oder ein sterbliches Weib, am Webestuhl sitzend, lieblich gesungen habe. Diese habe sie alsbald hineinge-

rufen, und alle Andern seien ihrer Stimme gefolgt, nur er sei zurückgeblieben, weil er einen Trug geahnt habe. Dies habe sich denn auch erfüllt, denn von den Andern sei Keiner wieder zum Vorschein gekommen.

Als Odysseus dies vernommen hatte, warf er sein silbergebuckeltes Schwert und den Köcher um die Schulter und forderte Eurylochus auf, ihm den Weg zu zeigen. Vergebens beschwor ihn Jener, nicht muthwillig sein Verderben zu suchen, sondern eiligst aus diesem unseligen Lande zu fliehen; Odysseus jedoch fühlte die ganze Verantwortlichkeit, die ihm für seine verschwundenen Gefährten oblag, und wollte versuchen sie zu retten. So ließ er den Eurylochus bei dem Schiffe zurück und schlug denselben Weg ein, den Jene genommen hatten. Er war noch nicht weit vom Schiffe entfernt, als ihm Hermes, der Bote der Götter, begegnete und ihm das Schicksal seiner Gefährten offenbarte. Sie waren alle in die Gewalt der Nymphe Circe gefallen, die sie in Schweine verwandelt und eingesperrt hatte. Eben dies Loos würde auch den Odysseus getroffen haben, hätten die Götter ihn nicht in ihren Schutz genommen. Hermes übergab ihm eine Pflanze mit schwarzer Wurzel und milchweißer Blüthe, die ein starkes Gegengift gegen die Zaubertränke der Circe enthielt. So vorbereitet betrat Odysseus die Wohnung der mächtigen Göttin und fand Alles, wie Eurylochus es beschrieben hatte.

Er kam bald in einen schön angebauten Ort, auf dem ihn allerhand Wunderdinge umgaben, denn schmeichelnd nahten sich Wölfe und Löwen und sahen ihn kläglich mit bittenden Augen an; es waren Menschen, die Circe durch ihre Zaubermittel verwandelt hatte, denen aber die Erinnerung aus ihrer frühern Zeit geblieben war. Dann trat er auf das Haus der Göttin zu, und kaum hatte jene seine Stimme vernommen, als sie die Thür öffnete und ihn mit bezaubernder Freundlichkeit zum Eintreten einlud. Sie setzte ihm auch sogleich ihren Trank vor, doch als er denselben gekostet hatte, und sie ihn mit dem Zauberstabe berührte, da sprang er auf und riß sein Schwert aus der Scheide. Entsetzt fiel ihm Circe zu Füßen und erkannte in ihm den gewaltigen Städtezerstörer Odysseus, dessen einstiges Kommen ihr Hermes schon vor langer Zeit geweissagt hatte. Jetzt verwandelte sie auf sein Begehren seine Gefährten wieder in Menschen und verschönte dabei ihre Gestalt; die Uebrigen aber, die bei dem Schiffe geblieben waren, wurden herbeigeholt und Alle aufs Köstlichste bewirthet.

Hier verweilten sie nun ein ganzes Jahr lang, und Odysseus gedachte in dem Wohlleben, das ihm von der Nymphe bereitet ward, kaum mehr der Rückkehr, bis ihn die Gefährten endlich daran mahnten. Als er aber der Göttin von seinem Entschlusse, aufzubrechen, Kunde gab, vernahm er zu seinem Kummer, daß die Reihe der von dem Geschick über ihn verhängten Gefahren, noch nicht geschlossen sei, ja jetzt stand ihm die fürchterlichste von allen Wanderungen bevor, die er je gemacht hatte: die nach der Unterwelt in das finstre Haus des Hades (Pluto), denn der Einzige, der ihm untrüglich die Mittel anzugeben im Stande war, wie er seine Heimath ungekränkt wieder sehen könnte, war der im Hades wohnende Tiresias, der thebanische Seher, dem die Götter sogar im Schattenreiche seine Geisteskraft ungeschwächt erhalten hatten.

Odysseus machte sich nun auf und segelte mit seinem Schiffe in gerader Linie nach Westen, bis er den breiten Oceanus erreicht hatte, der die Erde ringförmig umgiebt. Dort kam er zum Lande der Cimmerier, die die Sonne nicht mehr schaueten, und deren Augen in undurchdringliches, ewiges Dunkel gehüllt waren. Jenseits des breiten Stromes fand er einen Fels, an dem der Cocytus und der Pyriphlegethon, ein Arm des Styx, ihre tosenden Gewässer in den Acheron ergossen, und umher eine breite Wiese, auf der hohe Schwarzpappeln und Trauerweiden wuchsen. Hier angekommen, zog er sein scharfes Schwert und grub damit eine Grube, um den Todten die gebührenden Opfer darzubringen. Er goß Milch hinein, dann Wein, zuletzt Wasser; darauf streuete er weiße Gerste aus und gelobte feierlich, wenn er nach Ithaka zurückkäme, den Abgeschiedenen eine un-

fruchtbare Kuh und dem Tiresias noch in's Besondere einen schwarzen Widder, den Besten der Heerde, opfern zu wollen. Hierauf ergriff er zwei Schafe, schlachtete sie und ließ, indem er sein Gesicht abwandte, ihr Blut in die Grube fließen; die Leiber aber verbrannten seine Gefährten und beteten dabei zum Hades (Pluto) und seiner Gemahlin Persephone (Proserpina). Als sich nun der Geruch des frischen Blutes verbreitete, verließen die Schatten das Reich des Hades und kamen, von Begier nach dem leckern Blute erfüllt, schwebend daher. Der Erste, den er erkannte, war einer seiner Gefährten, dessen Körper er unbestattet zurückgelassen hatte auf der Insel der Circe, wo er gestorben war, und dessen Seele nun keine Ruhe finden konnte. Er bat, ihm die letzte Ehre noch zu Theil werden zu lassen. Dann sah er auch seine Mutter, Anticlia, die er lebend in Ithaka zurückgelassen hatte, als er gegen Troja gezogen war; doch sie erkannte ihn nicht. Endlich kam auch die Seele des thebanischen Sehers Tiresias herzu und gebot ihm, von der Grube zu weichen, damit er von dem Blute trinken könne. Da steckte Odysseus sein Schwert in die Scheide, mit dem er die andern Schatten fern gehalten, und als Tiresias vom schwarzen Blute getrunken hatte, weissagte er dem Dulder Odysseus seine Rückkehr.

Als nun Tiresias wieder hingeschwunden war in's undurchdringliche Dunkel, vermochte Odysseus nicht dem Drange zu widerstehen, die abgeschiedenen Seelen, die ihn umschwebten, zu befragen und ihr Schicksal zu erforschen. Darum ließ er sie einzeln sich nahen, und mit dem Genuß des frischen Blutes kehrte ihnen die Kraft der Erinnerung wieder. So vernahm er von seiner Mutter, welchen Kummer seine Gattin Penelope um seine Abwesenheit empfinde, wie sehr sein Vater ihn betrauert habe, und daß sie selbst aus Gram um ihn gestorben sei. Der Fürst Agamemnon erzählte ihm, wie er durch die List seiner Gattin und des verrätherischen Aegisth einem unnatürlichen Tode erlegen sei. Der göttliche Achill kam mit seinem Freunde Patroclus und mit Antilochus herzu und erkundigte sich nach den Thaten seines Sohnes Neoptolemus, ob er sich des Vaters würdig gezeigt und dem greisen Peleus ein Schutz sei, wie er es diesem gewesen. Noch viele Schatten berühmter Abgeschiedener tranken von dem Blute und klagten dem Odysseus ihr Leid und ihr kummervolles Ende, denn ein freudiges Antlitz sah er bei Keinem, ja Achill erwiederte ihm auf das Lob, daß er seinen Thaten spendete, deren Ruhm ihm auch in die Unterwelt gefolgt sei, er wolle lieber bei einem armen Manne, der noch unter den Strahlen der Sonne lebe, ein Ackerknecht sein, als der Herrscher über sämmtliche Todten.

Als nun Odysseus diesen schauerlichen Ort wieder verlassen hatte und zur Insel der Circe zurückgekehrt war, gedachte er zunächst seines unglücklichen Gefährten Elpenor. Er verbrannte den Leib desselben und befestigte auf seinem Grabhügel das Ruder, das der Verstorbenen so lange Zeit geführt hatte. Dann brach er nach kurzer Rast mit den Seinigen auf, und sie schlugen den Weg nach Ithaka ein, dem ihm Circe selbst bezeichnet und vor dessen Gefahren sie ihn gewarnt hatte.

Sie waren denn auch nicht lange gefahren, als sie schon der Sirenen Stimmen vernahmen, die ihnen hell und lieblich entgegen tönten. Aber Odysseus war hierauf vorbereitet. Er zerhieb mit dem Schwerte ein großes Stück Wachs, knetete es und verklebte damit den Gefährten die Ohren, sich aber ließ er an den Mastbaum des Schiffes festbinden, damit er, ohne in Gefahr zu sein, der Versuchung zu unterliegen, dem Gesange lauschen könne. Als er nun näher kam, sah er die verlockenden Sirenen, die auf einer schönen Blumen-Au saßen und ihn einluden, zu ihnen zu kommen, denn sie hätten die Wissenschaft aller Dinge und könnten ihm erzählen, was im Himmel und auf Erden geschähe. Das reizte ihn, und er nickte den Gefährten zu, ihn loszubinden; doch diese standen auf und banden ihn, seinem eigenen früher gegebenen Befehle gemäß, nur um so fester. So entgingen sie glücklich dieser Gefahr, die sicherlich ihr Ende herbeigeführt hätte, denn neben den Sirenen war der Boden von den Gebeinen unglücklicher Männer bedeckt, die jene herangelockt und getödtet hatten. —

Kaum aber waren sie an diesem Orte vorüber, so zeigte sich ein neues Meerwunder, dem nicht Alle zu entgehen bestimmt waren. Denn vor ihnen lagen die Scylla und die Charybdis und schlürften das Wasser begierig in ihren tiefen Schlund; über den Beiden aber erhob sich ein Dampf, und die ganze See hallte wieder von unheimlichem Tosen. Als sie nun in der Mitte mit schnellen Ruderschlägen hindurchfuhren, da ergriff Scylla sechs Männer und hob sie empor. Jammervoll riefen diese den Odysseus um Hülfe, der in voller Rüstung auf dem Vordertheil des Schiffes stand und es wohl wußte, daß dies der kleinste Verlust war, der ihn treffen konnte, denn hätte er das Schiff der Charybdis näher gebracht, so wäre er sammt seiner ganzen Mannschaft von dem Strudel verschlungen worden.

Noch aber stand die größte Versuchung bevor, welcher Keiner von den Gefährten des göttlichen Mannes zu entgehen bestimmt war. Denn unmittelbar, nachdem sie den beiden Felsen entflohen waren, kamen sie nach Thrinakien, einer Insel, die dem Sonnengotte gehörte. Auf ihr hatte Apollo seine sämmtlichen Rinder und freute sich ihres Anblicks, wenn er den Oceanus des Morgens verließ, und wenn er Abends wieder hinabstieg. Das wußte Odysseus, denn Tiresias und Circe hatten es ihm gesagt; er warnte daher die Gefährten und verlangte von ihnen, daß sie abgewandten Blickes an der Insel vorüberfahren und diese Versuchung fliehen sollten. Doch ihre Kraft war durch die stete Anstrengung und die vielen Gefahren erschöpft; sie widersetzten sich ihm und drangen darauf, zu landen, um einige Tage der Ruhe zu pflegen. Gezwungen gab Odysseus nach, ließ sich aber einen heiligen Schwur leisten, daß sie sich nicht an den Rindern des Gottes vergreifen wollten, weil er wußte, daß ihnen dann unausbleibliches Verderben gewiß sei. Sie schwuren und stiegen ans Land.

So lange nun der Vorrath noch genügte, den ihnen die göttliche Circe mit auf die Reise gegeben hatte, hielten sie sich ruhig und gedachten bekümmerten Herzens ihrer Gefährten, die ihnen Scylla geraubt hatte; als aber Alles verzehrt war, und Vögel und Fische ihre einzige Speise wurden, benutzten sie eine kurze Zeit, in welcher Odysseus fern war, trieben die schönsten der Rinder fort von der Weide und schlachteten sie. Doch schon bei der Zubereitung zum Mahle nahmen sie ein unheimliches Wunder wahr. Die abgezogenen Felle begannen zu kriechen, und aus dem Fleisch an den Spießen erhob sich Gebrüll, wie von lebendigen Rindern. Dennoch ließen die Hungrigen nicht ab, von ihrem verderblichen Thun. Sie aßen sechs Tage lang von dem herrlichen Fleische, und als endlich am siebenten die Stürme, die ihre Abfahrt verzögert hatten, aufhörten zu wüthen, bestiegen sie ihr Schiff und ruderten auf das hohe Meer hinaus.

Aber Zeus, der Rächer des Meineides, zögerte nicht lange mit der Strafe für dies arge Vergehen. Sobald das Land ihren Blicken entschwunden war, stellte er gerade über das Schiff eine dunkle Wolke, unter ihr aber schäumte unruhig die See. Mit Geheul kam der Sturm dahergefahren, zerriß die Taue des Schiffes und zerbrach den Mastbaum, der bei seinem Niederfallen den Steuermann erschlug und ihn rücklings in die Wogen stürzte. Zeus donnerte dabei unaufhörlich und warf den Blitz herab auf das Schiff, daß es von Schwefeldampf ganz erfüllt und in viele Stücke zerschellt wurde.

Dabei fanden sämmtliche Gefährten des Odysseus ihr Ende; er allein erhaschte den Mastbaum und trieb reitend auf ihm umher auf der weiten See. Er kam zur Charybdis zurück und war schon im Begriff, in den brausenden Schlund hinabzufahren, denn sie schlürfte eben das schwarze Wasser ein; da ergriff er mit starker Hand einen Feigenbaum, der sich über die Höhle ausbreitete, und hing an ihm mit Anstrengung aller seiner Kräfte. So hielt er fest vom Morgen des Tages bis zum anbrechenden Abend. Da spie das Ungeheuer alles Wasser, das es verschlungen hatte, wieder aus, und auch der Mast kam zum Vorschein und ward auf demselben Wege zurück-

getrieben. Odysseus ließ sich auf ihn herab und ruderte dann mit beiden Händen aus der gefährlichen Nähe hinweg. Neun Tage lang trieb er umher; am zehnten verschlug ihn die Fluth nach der Insel Ogygia, wo ihn die Nymphe Calypso gütig aufnahm und ihn pflegte.

Hier sah sich der Dulder Odysseus an einen herrlichen Ort versetzt, denn die Insel grünte und blühte von schönen Wiesen und Laubwerk; klare Quellen durchrieselten sie, die Vögel sangen, und in einer schönen Grotte wohnte die Nymphe, die ihn liebte und ehrte. Aber auch dies sollte eine Prüfung für ihn werden, der schon so Vieles erduldet und noch immer nicht aller Leiden entflohen war. Denn vergebens strebte die Göttin nach seinem stetigen Besitz, vergebens verhieß sie ihm ewige Jugend und Unsterblichkeit; sie vermehrte dadurch nur seine Sehnsucht nach der Heimath. Sie hielt ihn sieben Jahre lang in ihren Banden und hoffte immer, seinen Sinn der treuen Gattin daheim zu entfremden. Doch Odysseus vergaß weder der Heimath, noch der Gattin. Er saß tagelang am Ufer und blickte auf die wüste See hinaus unter Seufzern und Thränen. Als aber die Zeit erfüllt war, die die Götter seiner Heimkehr bestimmt hatten, da sandten Zeus seinen Boten, den windschnellen Hermes, zur Nymphe Calypso und befahl ihr, ihren Schützling zu entlassen.

So wurde Odysseus erlöst, und ehe fünf Tage vergangen waren, schwamm er auf wohlgefügtem Kiele wiederum auf der trüglichen Fluth und lenkte geschickt seinen Kahn nach dem Stand der Gestirne. Siebzehn Tage lang fuhr er, ohne daß der Schlaf seine Augen berührte, und schon stieg vor ihm aus dem Meere ein schmaler Strich Landes empor, die Küste der Phäaken, da gewahrte ihn Poseidon, der von Aethiopien zurückkehrte, wo er Opfer entgegen genommen hatte, während Zeus das Schicksal des göttlichen Odysseus zu wenden beschloß. Poseidon erzürnte heftig, trieb die Wolken zusammen, erregte das Meer und warf den entmuthigten Schiffer herab in die See. Lange wurde Odysseus von den Wellen hin- und hergeschleudert und sah den Tod in jedem Augenblicke vor Augen. Endlich erblickte ihn Ino, die Tochter des Cadmus, die früher selbst eine Sterbliche gewesen war, und fühlte Mitleid mit dem Dulder, der dem Zorne des mächtigen Gottes schon fast unterlag. Sie gab ihm einen Schleier, den er sich unterbreitete, und der ihn ungefährdet zum Lande der Phäaken trug. Hier stieg er aus und sank unter einem Baume, nahe dem Ufer, von der gewaltigen Anstrengung bis auf den Tod ermattet, alsbald in tiefen Schlaf.

Und er schlief den Abend und die ganze Nacht hindurch und auch den folgenden Tag, bis sich die Sonne aufs Neue zum Untergang neigte. Da erweckte ihn ein lautes Geschrei muthwilliger Mädchen, die sich am Ufer mit dem Ballspiel vergnügten. Eine von ihnen hatte den Ball aus Versehen ins weite Meer geschleudert; darüber jubelten die andern und jauchzten laut auf, so daß Odysseus erwachte. Und er stand auf, brach einen dichtbeblätterten Oelbaumzweig, hielt sich denselben vor den Leib und nahete sich einer der Jungfrauen, denn die andern entflohen, als sie den Fremdling, nackt und bedeckt vom Schlamme des Meeres, erblickten. Vor der Jungfrau sank Odysseus auf die Knie, erzählte, was er erlitten, und bat sie um Mitleid und Hülfe. Und Nausicaa, die Tochter des Königs der Phäaken, — denn das war die Angeredete, welche Athene in Vorsorge für ihren Liebling Odysseus hierhergeführt hatte, — erbarmte sich des schutzlosen Mannes, ließ ihm neue Kleider reichen und bot ihm Speise und Trank. Gestärkt und voll Vertrauen konnte er darauf den Weg zum Könige Aeetes antreten, der ihn mit reichen Gaben beschenkte und ihm versprach, ihn in seine Heimath führen zu lassen. Er hielt Wort. Nach kurzem Aufenthalte auf Scheria, der Insel der Phäaken, wurde Odysseus bei anbrechender Nacht von rüstigen Schiffern in seine Heimath gebracht. Poseidon bemerkte dies erst, als die Phäaken bereits auf dem Heimwege und ihrer Insel ganz nahe waren. So erzürnt Poseidon auch war, den Odysseus hatte sein gutes Glück

aus dem Bereiche des Meerbeherrschers gebracht, und es blieb diesem nichts übrig, als die Phäaken seinen Unmuth entgelten zu lassen. Dies that er. Er verwandelte das Schiff sammt der Mannschaft in einen Felsen, der ein unvergängliches Denkmal seines Zornes wurde.

So erfüllte sich denn der Orakelspruch des Halitherses. Zwanzig Jahre waren vergangen, bevor Odysseus sein Vaterland wiedersah. Er kam einsam, hatte alle seine Gefährten verloren, und auf fremdem Schiffe brachten ihn die Phäaken ans Land. Aber auch das Gebet des Cyclopen an Poseidon wurde erfüllt, denn er fand nichts als Leid und Kummer in seinem Hause.

Lange hatte Penelope, seine treue Gattin, dem Andringen der achäischen Jünglinge widerstanden und dem Odysseus ihre Treue bewahrt. Nachdem jede Hoffnung auf seine Wiederkehr verschwunden war, drangen die Freier mit Gewalt in ihr Haus, verpraßten ihre Güter und drohten, das Haus nicht eher zu verlassen, als bis sie einen aus ihrer Mitte zum Gatten erwählte, dem die Herrschaft des Fürsten Odysseus und seine Schätze zufielen. Telemach, der einzige Sohn des Odysseus, war zu schwach, um der übermüthigen Schaar zu widerstehen, und er flehte vergebens den Beistand der Bewohner Ithakas an, die, durch das Uebergewicht der edelsten Familien, denen die Freier angehörten, eingeschüchtert, nichts für ihn zu thun wagten. Laertes, sein Vater, war alt und von Kummer über die Abwesenheit seines Sohnes niedergebeugt: er betrat dessen Haus nicht mehr und brachte die letzten Tage seines Lebens in knechtischer Dürftigkeit und Entbehrung auf dem Acker zu, unter dem Gesinde. Penelope hielt mit Mühe die Schranken aufrecht, welche die Sitte zwischen ihr und den lästigen Freiern zog, die im untern Theile ihres Hauses lärmten und schmausten, während sie in stiller Zurückgezogenheit im obern Stockwerk lebte, ihren Gatten und ihr unglückliches Schicksal beklagend.

Dem durch die Anwesenheit der Freier in seinem Hause herrschenden Zerwürfniß sollte nun Odysseus ein Ende machen, ohne einen andern Beistand, wie den seines Sohnes und des Oberhirten Eumäus, der ihm die treueste Anhänglichkeit und Liebe bewahrt hatte, während viele der Knechte und Mägde dem übermüthigen Treiben der Freier nachgaben und ihnen huldigten. Um ihn zum Ziele zu führen, gab ihm Athene das Aussehen eines alten, abgelebten Bettlers; er sollte unerkannt erforschen, wer ihm ergeben sei, und auf wessen Hülfe er rechnen dürfe. Seinem Sohne Telemach gab er sich zu erkennen und verabredete mit diesem den Plan, wie sie die Freier verderben wollten; vor Allem aber galt es jetzt noch Vorsicht und Schweigen.

In der ihm von der Göttin verliehenen unscheinbaren Gestalt näherte sich Odysseus der Schwelle seines Hauses. Bevor er dieselbe betrat, ereignete sich ein rührender Vorfall. Auf dem Hofraume lag ein alter Jagdhund, Argus mit Namen, den Odysseus früher gern gehabt und oft mit sich geführt hatte. Das Thier hatte auch unter der Verwirrung leiden müssen, durch welche der ganze Hausstand dem Abgrunde entgegen ging, und war an diesem Orte, unbemerkt und verachtet, seinem Ende nahe. Als nun Odysseus vorüberging, erkannte Argus in ihm seinen Herrn; er spitzte die Ohren und wedelte mit dem Schwanze, war aber unvermögend, sich von der Stelle zu erheben. Odysseus bemerkte es und weinte ihm im Stillen eine Thräne; während er vorüberging, verendete Argus.

Als Odysseus ins Haus getreten war, wurde er nun Augenzeuge von der Auflösung aller Zucht und Ordnung, die hier Platz gegriffen hatte, von dem wüsten Treiben der Freier, von der Verachtung, mit der sie Telemach behandelten, von der Untreue seiner Knechte und Mägde und dem Kummer, den Penelope über dies Alles empfand; er selbst aber wurde, statt daß sein Alter und seine Dürftigkeit Mitgefühl erweckt hätte, ein Spott der übermüthigen Freier, die wider Recht und Sitte in sein Haus eingedrungen waren und die Güter desselben verpraßten. Sie schmäheten und mißhandelten ihn in ihrem Uebermuthe, und selbst der Platz an der Schwelle der Thür blieb ihm nicht unbestritten. Diesen

hatte nämlich ein Bettler eingenommen, ein Landstreicher, der ihn als sein Eigenthum betrachtete und ihn dem Odysseus streitig machen wollte. Der Bettler forderte seinen Nebenbuhler, zum großen Ergötzen der übermüthigen Freier, zu einem Faustkampfe heraus, doch wurde er von Odysseus bald überwunden und zur Fortsetzung des Streites unfähig gemacht. So mußte der edle Held selbst den Platz des Bettlers an seiner eignen Schwelle sich erstreiten.

Inzwischen war aber auch Penelope auf den Fremdling aufmerksam geworden, der, wie ihr gesagt ward, vieler Menschen Städte und Länder gesehen hatte und daher von ihrem verschollenen Gatten leicht eine Spur entdeckt haben konnte. Sie ließ ihn, als sich Alles im Hause zur Ruhe begeben hatte, zu sich rufen, und fragte ihn nach Namen und Heimath. Er verbarg ihr klüglich Beides, doch ließ er in die erdichtete Erzählung seiner Schicksale eine Andeutung fließen, daß er nicht nur Odysseus auf seinem Wegen begegnet sei, sondern daß die Ankunft desselben bevorstände und nicht schon mehr fern sei. Penelope, die oftmals durch eigennützige Menschen in der Absicht getäuscht worden war, von ihr Lohn zu empfangen, fragte ihn aufs Genaueste nach der Kleidung und dem Aeußern ihres Gatten, den er gesehen haben wollte, wie nach der Schaar der Gefährten, die ihm gefolgt waren. Als er nun das Alles bis auf das Kleinste so vollkommen richtig beschrieb, daß sie den verlorenen Gatten vor sich zu sehen glaubte, da erneuerte sich ihr Kummer mit verdoppelter Stärke. Sie brach in Thränen aus, Odysseus aber bekämpfte nur mit Mühe seine Rührung. Penelope beschloß nun, für Unterhalt und Pflege des Fremdlings zu sorgen, und rief eine Magd herbei, der sie auftrug, ihm die Füße zu waschen.

Die Alte, die sie dazu erwählt hatte, hieß Euryklea. Sie war schon im Hause des Laertes gewesen, hatte Odysseus, als er geboren wurde, genährt und auch Telemach als unmündiges Kind auf ihren Armen getragen. Jetzt nahete sie sich ihm, ohne zu wissen, daß sie vor ihrem Herrn kniete und ihm einen solchen Dienst erweisen sollte. Der Instinkt der Amme aber war durch die Verwandlung nicht ganz getäuscht. Sie bemerkte, trotz der Veränderung, die das Alter hervorgebracht hatte, eine große Aehnlichkeit zwischen dem Bettler und ihrem Herrn, doch Sorge und Kummer, meinte sie, wären allein schon im Stande gewesen, eine solche hervorzubringen. Während sie beschäftigt war, seine Füße zu trocknen, entdeckte sie am rechten Schenkel eine Narbe. Ihre Ahnung wurde zur Gewißheit. Sie vergoß vor Schreck das Wasser und war schon im Begriffe laut aufzuschreien, als Odysseus ihr noch zur rechten Zeit Schweigen gebot und dadurch verhinderte, daß seine Gattin ihn erkannte. Die Narbe hatte ihn freilich der Alten so vollständig kenntlich gemacht, daß alle Verstellung von seiner Seite fruchtlos gewesen sein würde. Er hatte die Wunde im Parnaß erhalten, als er, noch im Jünglingsalter, bei dem Vater seiner Mutter, Autolycus, zum Besuche gewesen und mit ihm und seinen Söhnen auf die Jagd gegangen war. Hier rannte ein Eber auf ihn ein und hieb ihn mit seinem Hauer in das Bein.

Inzwischen nahete der Tag heran, an welchem Penelope ihre Hand unverweigerlich vergeben sollte. Sie veranstaltete ein Bogenschießen, an dem sämmtliche Freier Theil nehmen sollten, und es wurde ausgemacht, daß derjenige, dem es gelänge, den Pfeil durch zwölf hintereinander aufgestellte Ringe zu schießen, als Preis die schöne Königin gewinnen sollte und mit derselben ihr ganzes Erbe. Der in der Rüstkammer befindliche Bogen des Odysseus war zum Kampfspiele herabgeholt worden. Doch unter der ganzen Schaar war Keiner, der die Kraft hatte, den Bogen des göttlichen Odysseus zu spannen, geschweige denn, daß er ihn handhaben und sein Ziel damit erreichen konnte. Als nun die Stärksten vergeblich sich bemüht hatten und das Schießen auf einen andern Tag zu verlegen beschlossen, da ergriff Odysseus den Bogen, spannte ihn mit leichter Mühe und durchschoß zum Erstaunen der Freier die zwölf Ringe.

Der Kampf.*

Jetzt warf Odysseus das Obergewand ab und sprang, den Bogen und Köcher in den Händen haltend, auf die große steinerne Thürschwelle. Er schüttete die Pfeile vor sich nieder und rief: Diesen Wettkampf, ihr Freier, hätte ich also vollendet. Nun aber wähle ich mir ein Ziel, welches bisher noch nie ein Schütze traf!

Dabei blickte er auf Antinoos, dem übermüthigsten der Freier. Eben erhob dieser den goldenen zweihenkeligen Becher mit beiden Händen, um Wein zu trinken. Da traf ihn der Todespfeil des Odysseus in die Kehle, daß die Spitze im Genick hervordrang. Er sank nieder vom schönen Thronsessel, der Becher entfiel seinen Händen, und ein Blutstrom brach ihm aus der Nase hervor. In seiner Todesnoth mit den Beinen zappelnd, stieß er den Tisch um, und die Speisen fielen zur Erde.

Da erhob sich wilder Lärm im Saale. Diese, Verrath fürchtend, sahen sich um nach ihren Waffen, aber sie fanden dieselben nicht, da sie Telemach hatte hinaustragen lassen; Jene meinten, der Bettler habe ohne Absicht den Antinoos getödtet. Gleichwohl waren sie nicht weniger erzürnt auf den Fremdling, als die Ersteren, und sie riefen: Wehe dir, Fremdling! Du sollst wahrlich keinen Wettkampf mehr erleben, denn du hast den Vornehmsten unter den Edlen von Ithaka getödtet. Darum sollst du sterben, den Geiern zum Fraß!

Die Thoren, sie merkten es noch nicht, daß die Stunde der Vergeltung für sie gekommen war! —

Nun aber rief Odysseus mit eherner Stimme, daß Allen ein Schauer durch Mark und Bein drang: Ha, ihr Hunde, ihr wähntet, ich kehre nie wieder aus der Troer Gefilde, und deshalb zehrtet ihr von meinem Lebensgute, triebet Buhlerei mit den Mägden meines Hauses und kränktet mein Ehegemahl mit eurer Frechheit. Ihr dachtet weder an gerechte Strafe durch Menschenhand, noch scheuetet ihr die Götter, welche im Himmel obwalten und das Thun der Menschen wägen. Jetzt aber nahet sich euch das schwarze Verhängniß!

Bleiches Entsetzen kam über Alle, und sie blickten umher, ob sie nicht dem grausen Verderben entfliehen könnten.

Da sprach Eurymachos: Bist du wirklich der gepriesene Odysseus, so zürnst du mit Recht über die Frevelthaten, die im Palaste und auf dem Lande geschehen sind. Doch wisse es, der liegt todt am Boden, der Schuld war an Allem, was wider Sitte und Recht geschehen ist — Antinoos, den dein Pfeil traf. Ihm war es nicht sowohl um die Gemahlin, als um die Erlangung der Herrscherwürde zu thun, die er durch die Vermählung mit der Fürstin an sich zu bringen strebte, denn deinen Sohn gedachte er meuchlings zu morden. Da du nun den Schuldigen gestraft hast, so verschone uns, die wir dich als unsern Herrscher gern anerkennen werden. Siehe, wir wollen Alles ersetzen, was dir durch unsre Schuld an deinem Gute verloren ging, ja dir an Rindern, Schafen und Ziegen, wie auch an Kupfer und Gold das Zwanzigfache entrichten, auf daß dein Zorn sich ganz von uns wende!

Finstern Blickes entgegnete Odysseus: Eurymachos, bötet ihr mir auch alle die Güter, die ihr jetzt besitzet, und die ihr künftig noch durch Erbe oder Gewalt zu gewinnen hofft, dennoch vermöchtet ihr dadurch nicht die ungeheuren Frevel zu sühnen, deren ihr euch hier in meinem Palaste schuldig gemacht habt! So sehet denn jetzt zu, ob ihr es vermöget, euch meiner Rache durch List oder Gewalt zu entziehen! Die Stunde der Vergeltung ist herangenaht, und Keiner, hoffe ich, soll lebend diesen Saal verlassen!

Nun wandte sich Eurymachos gegen die Andern, die mit bleichen Angesichtern ihn umstanden, und rief: Freunde, so gilt es das Leben zu erstreiten! Wohlan denn, ziehet die Schwerter, haltet die Tische als Schilde den Pfeilen entgegen, und lasset uns insgesammt auf ihn eindringen, um die Thür zu gewinnen. Gelingt uns dies, so erschalle unser Hülferuf durch die Stadt, und

* Nach der Schrift des Herausgebers: Homers Odyssee.

dieser Mann wird dann sicherlich bald zum letzten Male den Bogen erhoben haben!

Als er dies gesagt hatte, riß er sein scharfes zweischneidiges Schwert von der Seite und drang mit grauenvollem Geschrei gegen die Thür vor. Aber noch hatte er sie nicht erreicht, da durchschoß ihm Odysseus die Brust mit einem Pfeile. Er taumelte gegen einen Tisch, schlug dann mit der Stirn auf den Boden nieder, und alsbald ergoß sich die Nacht des Todes auf seine Augen.

Jetzt sprang Amphinomos mit gezücktem Schwerte von der Seite daher, hoffend, es werde ihm gelingen, zur Thür hinauszuschlüpfen, ehe Odysseus wieder einen Pfeil auf den Bogen gelegt habe. Ihm stürmte Telemach entgegen und durchstach ihn mit der Lanze, daß er ächzend niedersank. Telemach aber sprang sogleich zurück und ließ die Lanze in dem sterbenden Amphinomos stecken, denn dieser lag seinen Freunden zu nahe.

Vater, sprach er darauf, ich will dir nun aus der obern Kammer einen Schild, einen Helm und zwei Speere holen, mich auch selbst rüsten und den beiden Hirten Eumäos und Philötios, die uns treu geblieben sind, Waffen geben.

Eile, mein Sohn, erwiderte Odysseus, daß du wiederkehrest, ehe ich die Pfeile verschossen habe!

Während Odysseus Pfeil auf Pfeil unter die Schaar sandte und einen nach dem andern der erschreckten Freier niederstreckte, rüsteten sich Telemach und die beiden Hirten in der obern Kammer und eilten darauf mit Waffen für Odysseus in den Saal zurück.

Nun lehnte dieser, der eben den letzten Pfeil verschossen hatte, den Bogen an die Thürpfoste, bedeckte sein Haupt mit dem Helme, dessen Busch drohend hin und her schwankte, und ergriff einen vierschichtigen Schild und zwei mächtige Speere.

Unter den Freiern rief jetzt Agelaos: Freunde, eile doch einer hinaus durch die Nebenthür und erhebe einen Hülferuf in der Stadt!

Ihm entgegnete der Ziegenhirt: Nimmer geht das, Agelaos, denn außerhalb der Seitenthür, die in einen schmalen Gang führt, steht Eumäos in blinkenden Waffen. Aber ich will auch in die Rüstkammer schleichen und Waffen für uns holen. Dann sollen Jene bald ihr Ende finden!

Er eilte hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit Waffen für zwölf Freier zurück. Darauf schlich er sich wieder aus dem Saal, um eine gleiche Zahl von Freiern mit Waffen zu versorgen.

Plötzlich sah Odysseus Schilde und blinkende Schwerter in den Händen der Freier, und er sprach zu Telemach: Siehe, mein Sohn, Jene haben Waffen, auch legen sie Rüstungen an. Das hat uns eine der Mägde oder der hündische Ziegenhirt gethan!

Da gedachte Telemach zu seinem großen Schrecken daran, daß er die Thür der Rüstkammer offen gelassen habe, und sagte dies dem Vater. Dieser sandte nun die beiden Oberhirten Eumäos und Philötios hinauf, um die Thür zu schließen und den zu bändigen, der etwa Waffen nähme.

Die Hirten eilten in die Rüstkammer und fanden hier Malantheus, den Ziegenhirten, der eben zwei Helme von der Wand herabnahm. Sie überfielen ihn, warfen ihn zu Boden, bogen ihm Arm und Füße rückwärts und banden sie zusammen. Dann schlangen sie ihm das eine Ende eines Taues, das über einem hohen Balken hing, um die Füße, zogen ihn empor und ließen ihn, in der Luft schwebend, hängen. Als sie danach die Thür fest verschlossen hatten, eilten sie wieder hinab in den Saal.

Muthvoll standen nun die vier Kämpfer neben einander und erwarteten zunächst die gewappneten Gegner, die sich eben zu einem gemeinsamen Angriffe anschickten.

Da nahete sich ihnen die blauäugige Göttin Athene in der Gestalt des weisen Mentor. Odysseus ward froh, als er den treuen Jugendfreund zu sehen vermeinte; und er sprach: Mentor, stehe mir bei im Kampfe und gedenke des Freundes, welcher dir Gutes erwies!

Die Freier dagegen schrien: Mentor, hüte dich, Jenem beizustehen! Thust du es dennoch, so sollst du mit ihm zugleich sterben!

Da sprach die Göttin zu Odysseus,

um ihn noch mehr zum Kampfe zu entflammen: Wie besiegtest du doch vor Troja so viele der Helden, ja selbst Troja fiel allein durch deine List und deinen Muth. Und jetzt sollte dich Bangigkeit beschleichen, da du unter dem Schwarme zwölf Männer in Waffen erblickst? Doch nun merke auf meine Thaten und erkenne, wie ich für dein Wohlthun Vergeltung übe!

Mit diesen Worten drang die Göttin gegen die Freier vor und tödtete ihrer eine Zahl. Plötzlich verwandelte sie sich in eine Schwalbe, schwang sich empor und ließ sich auf einen Balken des Saales nieder. Sie hatte aber ihrem Schützlinge und den Seinen noch eine gefährliche Arbeit hinterlassen.

Freunde, rief nun Angelos, der Prahler Mentor ist schon entwichen. So lasset uns denn, die wir bewaffnet sind, vordringen. Aber nur sechs von uns mögen auf einmal die Speere nach Odysseus schleudern. Haben wir ihn erst besiegt, dann werden die Andern nicht lange mehr gegen uns zu streiten vermögen!

Sechs der Männer warfen nun mit Macht ihre Speere. Doch Athene vereitelte ihr Bemühen, so daß weder Odysseus, noch einer der Seinen getroffen ward. Jetzt aber schleuderten diese ihre Speere auf die Freier und tödteten vier derselben. Mit geschwungenen Schwertern sprangen sie darnach vor, zogen die Speere aus den Gefallenen und eilten zur Thür zurück. Ihnen sausten die Lanzen der übrigen bewaffneten Freier nach. Telemach ward am Knöchel verwundet, doch hatte der Speer ihm nur die Haut leicht geritzt; auch Eumäos erhielt eine leichte Wunde an der Schulter. Aber schnell begegneten sie dem neuen Angriff, und jeder Speerwurf streckte wieder einen Freier nieder.

Mehr als die Hälfte der Freier lag schon todt oder sterbend am Boden; die meisten derselben waren durch die Hand der Göttin oder durch die Pfeile des Odysseus niedergestreckt worden. Nun erhob plötzlich an des Saales Decke Athene ihren göttlichen Schild mit dem schrecklichen Gorgo-Haupte, dessen Anblick Entsetzen erweckt. Da erbebten die Freier und flohen den äußersten Ecken des Saales zu. Aber wie Adler hinter dem Schwarme der Vögel herschießen, so stürmten Odysseus und seine Genossen hinter der Schaar der Freier her und jagten sie im Saale umher. Furchtbar war das Gemetzel, grauenvoll das Geächz der Sinkenden, überall röthete Blut den Boden.

Nun sprang Leiodes aus einem Versteck hervor, fiel nieder vor Odysseus, umfaßte seine Kniee und rief mit kläglicher Stimme: Habe Erbarmen mit mir, der ich nie deinen Mägden etwas Frevelhaftes sagte oder that, mich vielmehr mühete, die Freier von üblen Worten und Thaten zurückzuhalten! Siehe, ich war nur Opferpriester, und wenn du mich tödtest, so lohnest du mir das Gute übel, das ich deinem Hause that!

Odysseus erwiderte: Warest du ihr Opferpriester, so hast du sicherlich hier in deinen Gebeten oftmals die Götter angefleht, mich nie wiederkehren zu lassen. Wahrlich, wer Jenen ein Opferpriester sein konnte, der verdient es auch, mit ihnen hinabzusteigen in den Hades! — Dies sagend, beugte er sich nieder, ergriff mit nerviger Faust das Schwert, das der todte Angelos in der Hand hielt, und durchhieb Jenem den Hals, daß das noch redende Haupt zu Boden sprang.

Nahe der Seitenthür stand, in den Händen die blinkende Harfe haltend, der göttliche Sänger Phemios und erwog bei sich, ob er sich in den Hof begeben und sich dort vor dem prangenden Altar des erhabenen Zeus niedersetzen, oder ob er Odysseus flehend die Kniee umfassen solle. Er beschloß Letzteres zu thun, legte die Harfe nieder, nahete sich Odysseus, fiel vor ihm nieder und sprach: Ich flehe dich an, mich werth zu achten und dich meiner zu erbarmen! Du selbst würdest es ja künftig beklagen, einen Mann erschlagen zu haben, der Götter und Menschen durch Gesänge feierte. Dein lieber Sohn Telemach wird es mir bezeugen, daß ich weder aus Gewinnsucht, noch aus Lust und freiem Willen in dein Haus kam, sondern daß ich allezeit nur aus Zwang hier erschien.

Dies vernahm Telemach, der nahe stand. Und er sprach: Vater, thue diesem Unschuldigen kein Leides an! Auch Medon

verschone, der mich allezeit pflegte, da ich noch jüngeren Alters war, wenn ihn nicht etwa schon Eumäos oder Philötios getödtet hat.

Medon lag, gehüllt in eine gegerbte Rindshaut, unter einem hohen Thronsessel. Als er diese Worte vernahm, sprang er hervor, warf sich vor Telemach nieder und rief: Hier bin ich, du Lieber! So nimm mich denn in deinen Schutz, daß dein Vater mich verschone!

Lächelnd entgegnete darauf Odysseus: Sei getrost; meines Sohnes Wort gewährt dir Errettung! Gehet nun aber, du und der gepriesene Sänger, hinaus auf den Hof, bis ich hier mein Werk vollendet habe!

Odysseus spähete darauf überall umher, aber er fand keinen der Feinde mehr lebend im Saale.

Da lagen sie nun alle todt, die Freier, die so lange Zeit, menschlichen und göttlichen Gesetzen zum Trotze, hier im Palaste gräuliche Thaten verübt hatten!

Jetzt hob Odysseus den wogenden Helm vom schweißbedeckten Haupte und hieß Telemach die treue Amme herbeirufen.

Sogleich kam Euryklea und fand ihren mit Blut und Staub bedeckten Herrn im Saale. Einem Löwen glich er, der vom Morde des Rindes sich abwendet und in blutiger Pracht daher gehet.

Als nun Euryklea sah, daß die Götter ihrem Herrn den vollen Sieg über die Freier gegeben hatten, begann sie laut zu frohlocken. Doch Odysseus wehrte ihr dies, indem er sprach: Nur im Herzen freue dich, graue Altmutter, denn nimmer ist es recht, über erschlagene Männer zu jauchzen! — Nun aber nenne mir die Mägde, die es mit ihnen hielten und sich ihrer Treue an meinem Hause begaben!

Von den funfzig weiblichen Dienstboten im Hause sind es zwölf an der Zahl, die ein sträfliches Leben führten, antwortete Euryklea. Doch ich will nun alles der Fürstin verkünden, die, nachdem sie in der Nacht kein Auge schloß, jetzt, von einem tiefen Schlafe umfangen, auf ihrem Lager ruht.

Laß sie noch ruhen! erwiederte Odysseus. Führe mir aber sogleich die zwölf Mägde hierher.

Euryklea ging, und Odysseus sprach zu seinem Sohne und den beiden Hirten: Traget jetzt die Todten hinaus. Sobald aber die Mägde kommen, mögen sie euch helfen und dann Tische, Sessel und den Boden vom Blute reinigen. Wenn aber Alles im Saale wohl in Ordnung gebracht sein wird, so führet Jene auf den hinteren Hof und tödtet sie, auf daß sie für immer das Liebesspiel vergessen, das sie mit den Freiern bisher trieben!

Da kamen die Mägde bleich und bebend herbei, denn ihre schuldigen Herzen empfanden Furcht. Als sie aber Alles sahen, was geschehen war, brachen sie in Thränen aus und heulten erbärmlich. Sie mußten nun die Freier und unter denen auch ihre Buhlen, selbst hinaustragen helfen, und Odysseus spornte sie dabei zur Eile an. Darauf reinigten sie Tische, Sessel und den Boden von dem Blute.

Als dies geschehen war, trieb Telemach die Mägde auf den hintern Hof und sprach zu den Hirten: Wahrlich, die frechen Buhlerinnen, die es mit unsern Feinden hielten, sind es nicht werth, durch ein Schwert zu sterben! — Da nahmen sie ein Tau, umschlangen den Mägden die Hälse und zogen eine nach der andern an einer Säule empor. Wie Waldtauben und Drosseln hingen sie dort, zappelten mit den Füßen noch eine kurze Zeit und starben dann.

Nun gingen die Hirten auf die Rüstkammer, banden den treulosen Malantheus los, führten ihn auf den Hof und tödteten ihn.

Inzwischen hatte es die treue Amme den übrigen Dienstleuten verkündet, daß Odysseus hier sei, und sie verließen ihre Gemächer und eilten hinab in den Saal. Als sie den lieben Herrn sahen, drängten sie sich von allen Seiten an ihn heran und küßten ihm Schultern und Hände. Er erkannte sie noch alle, und süße Wehmuth ergriff ihn, daß er weinte.

Odysseus giebt sich seiner Gemahlin zu erkennen.*

Nun gebot Odysseus der Amme, seine Gemahlin herbeizurufen. Eurykle a fühlte nichts von ihrem Alter, eilte hinauf und begab sich ins prangende Gemach, in welchem Penelope schlief. Ihr nahe zum Haupte tretend, rief sie mit freudiger Stimme: Wache auf, Töchterchen, denn es ist geschehen, was du seit langen Jahren so sehnlichst wünschtest: Odysseus ist wiedergekehrt, und er hat die Freier im Saale erschlagen!

Penelope erwachte, sann den Worten einige Augenblicke nach und sprach dann: Mütterchen, wie redest du doch! O ich fürchte, du bist durch Göttermacht in eine Thörin verwandelt worden. Sonst würdest du mein nicht spotten, da du es doch weißt, daß mir das Herz voll bittern Kummers ist!

Euryklea erwiederte ihr: Fern sei es mir, dich zu verhöhnen, Töchterchen! Was ich dir sage, ist die volle Wahrheit! Odysseus ist wirklich zurückgekehrt, du hast ihn auch bereits gesehen. Der Fremde ists, der in Bettlertracht in unserm Hause erschien. Telemach, dem er sich zu' erkennen gegeben hatte, stand ihm bei im schweren Kampfe.

Als dies Penelope hörte, sprang sie auf vom Lager, umfing die Alte mit den Armen und rief, indem Freudenthränen aus ihren Augen stürzten: Wenn es denn wirklich Wahrheit ist, was dein Mund mir verkündet, so sage mir auch, wie es ihm möglich ward, so viele starke Männer zu bewältigen.

O Töchterchen, davon sahe ich selbst nichts! erwiederte die Amme; denn ich saß mit den Mägden voll Bangen in dem fest verschlossenen Gemache, und nur Lärm und Geächz drang zu uns herauf. Erst als der Kampf vorüber war, ging ich hinab. Da stand mitten im Saal dein herrlicher Gemahl, einem Löwen des Gebirges vergleichbar, und die Freier lagen umher und übereinander. Doch nun komm, Töchterchen, und weile nicht länger hier, damit du den selbst sehest, der dir so lange fern war!

Nein, versetzte Penelope, es ist nicht möglich, daß du Wahrheit redest! Es mag einer der Götter gekommen sein, der die Freier für ihren Frevel erschlug, Odysseus aber war es nicht, denn er verlor ja längst sein Leben im fernen Lande!

Euryklea erwiederte ihr: Warum, o Töchterchen, bist du doch so ungläubig! Dein Gemahl sitzt unten am Heerde, und du sprichst, er sei längst gestorben. Aber wohlan, ich will dir ein Zeichen nennen, woran ich ihn erkannte. Du weißt, er empfing einst eine Wunde von einem wilden Eber, und es blieb ihm davon eine Narbe zurück. Als du mir nun gebotest, ihm, den wir für einen Bettler hielten, die Füße zu waschen, bemerkte ich die Narbe am Fuße. Staunend erhob ich mich, um dich herbeizurufen, doch er winkte mir zu schweigen.

Penelope schüttelte das Haupt und sprach: Mütterchen, ob du auch reich an Erfahrung bist, so vermagst du es doch nicht, der ewig waltenden Götter weise Rathschlüsse zu durchschauen. Laß uns aber hinuntergehen!

Die Fürstin hüllte sich in ihre prangenden Gewänder, und als sie die steinernen Stufen hinabstieg, erwog sie im Herzen, ob sie dem, den Euryklea ihren Gemahl nannte, Haupt und Hände küssen, oder ob sie ihn erst ausfragen solle. Letzteres schien ihr das Beste zu sein. Sie ging nun in den Saal und setzte sich, Odysseus gegenüber, auf einen Thronsessel. Odysseus sah vor sich hin, hoffend, seine Gemahlin werde ihn anreden. Sie aber schwieg, denn bald glaubte sie den lieben Gemahl in ihm zu erkennen, bald wieder sah sie den fremden Bettler vor sich.

Nun sprach Telemach: O Mutter, wie vermagst du es noch, dich so starr und gefühllos gegen den lieben Vater zu zeigen! Weshalb setzest du dich nicht neben ihn, um ihn nach Allem zu fragen, was ihm seither widerfuhr? Wahrlich, keine andre Frau würde so den heimkehrenden Gatten empfangen!

Lieber Sohn, entgegnete Penelope, mein Geist ist ganz betäubt, so daß ich noch

* Nach der Schrift des Herausgebers: Homers Odyssee.

nicht zu erkennen vermag, was zu thun mir frommt. Ist Jener wirklich mein lieber Gemahl, so werden mir bald meine Zweifel schwinden. Wir erkennen uns dann wohl an Zeichen, von denen sonst Niemand weiß.

Da lächelte Odysseus und sprach zu dem Sohne: Telemach, die Mutter mißtraut mir noch, da ich als Bettler erschien. Darum laß ihr Zeit, daß sie mich mit Fragen versuche. Wir aber wollen indeß überlegen, wie wir uns gegen neue Feinde sichern.

Telemach entgegnete: Vater, dies wirst du am besten wissen, da du ja, wie man mir sagte, an Verstand alle Sterblichen überragst. Wir werden dir dann willig folgen, und es wird uns zu keiner That an Muth gebrechen.

Odysseus verließ hierauf den Saal und nahm ein Bad, und die sorgsame Schaffnerin wusch ihm Haupt und Arme, und salbte ihn mit duftendem Oele. Umhüllt mit prächtigen Gewändern trat er darauf wieder in den Saal, Athene aber umgoß ihm Haupt und Schultern mit Anmuth, so daß Alle auf den herrlichen Mann mit Staunen sahen.

Seltsames Weib, redete er nun die Gemahlin an, dir gaben wahrlich die Götter ein fühlloses Herz, da du immer noch im Schweigen gegen mich verharrest, der ich doch zwanzig Jahre lang dein liebes Wort entbehren mußte.

Dann an Euryklea sich wendend, fuhr er fort: Mütterchen, bereite mir ein Bett, daß ich mich zur Ruhe lege!

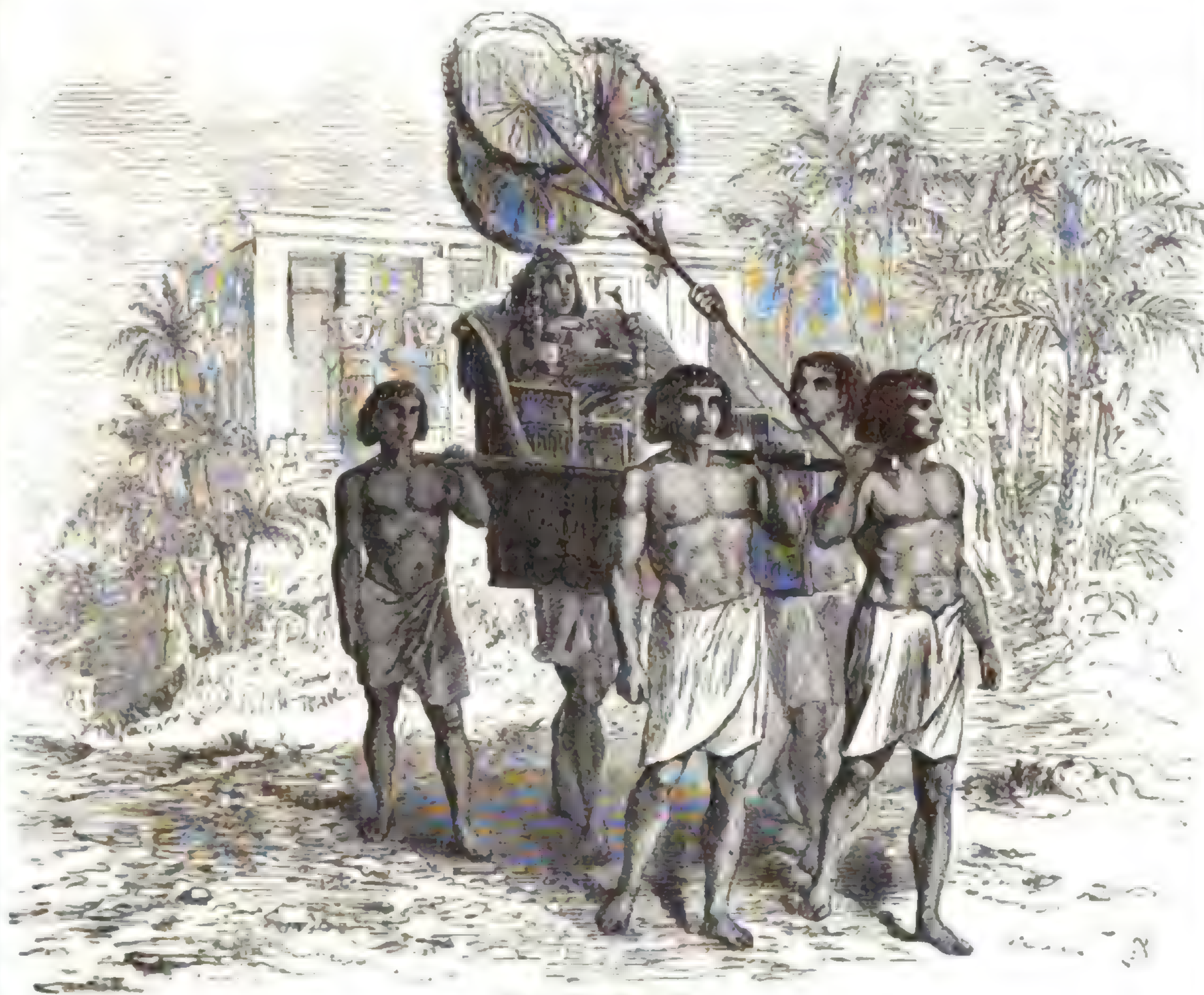
O Mann, glaube nicht, daß mich Stolz vom Reden zurückhält, versetzte die verständige Penelope. Doch, Euryklea, nimm Mägde mit dir und gehe mit ihnen in das Gemach, das mein Gemahl einst erbaute. Traget von dort das Bettgestell hinaus in ein anderes Zimmer, und legt Mäntel, wollige Vließe und Teppiche hinein, auf daß dieser sanft ruhen möge!

So sprach sie, um den Gemahl zu versuchen. Er aber entgegnete unmuthsvoll: O Penelope, wie tief kränkt mich dies Wort! Wer vermöchte wohl das Bett hinwegzunehmen, an dem ein großes Geheimniß haftet, das nur uns Beiden bekannt ist! Nahe dem Palast stand ein mächtiger, schattenreicher Oelbaum. Um diesen Baum bauete ich das Schlafgemach und hieb seine Krone ab. Als die Wände aufgerichtet waren, legte ich die Decke und richtete Alles wohnlich ein, daß es dem Auge des Schauenden wohlgefiel. Dann bearbeitete ich den in der Mitte des Gemaches stehen gebliebenen Stamm des Oelbaums sorgsam auf allen Seiten, fügte ihm das zierliche Bettgestell fest und unzertrennlich ein und belegte dasselbe künstlich mit Gold, Silber und Elfenbein. Siehe, dies Alles sage ich dir, daß du in mir endlich den Gemahl erkennen mögest!

Als die Fürstin dies hörte, erbebte ihr das Herz vor Freude, und sie stand auf, lief dem lieben Gemahl weinend entgegen, schlang die Arme um seinen Hals und küßte sein Haupt mit Innigkeit. Als sie endlich wieder die Sprache gewonnen hatte, redete sie ihn also an: Odysseus, der du sonst vor allen Männern gut und verständig warest, zürne mir nicht, daß ich dich nicht sogleich liebend bewillkommnete! Ach, mein Herz erbebte mir ja immer in dem Gedanken, daß einmal ein schlauer Betrüger sich für dich ausgeben könnte, um mich zu täuschen. Aber nun habe ich erkannt, daß du wirklich mein lieber Gemahl bist, denn das, was du sagtest, war bisher ein Geheimniß für Andere!

Weinend hielten sich Beide umschlungen, und es vermochte lange Zeit keiner von ihnen ein Wort zu reden. Endlich begannen sie einander von ihren Leiden zu erzählen, und die Stunden verflogen, so daß die Mitternacht längst vorüber war, als sie endlich zum erquickenden Schlummer sich niederlegten.

Digitized by Google



Aegyptische Prinzessin.

Zweites Buch.

Aus der Geschichte der Aegypter.*

Einführung.

Aegypten ward schon von dem vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung lebenden griechischen Geschichtsschreiber Herodot als das Hauptland der Wunder und Sagen bezeichnet.

Jetzt komme ich daran, sagt Herodot, von Aegypten zu reden, weil es viel mehr Wunder enthält, als jedes andere Land, und mit jedem andern Lande verglichen, außerordentliche Werke zeigt. Die Aegypter haben nächstdem, daß bei ihnen der Himmel eigenthümlich ist, und ihr

* Nach Ed. Cyth, Ueberblick der Weltgeschichte; C. Wernicke, Geschichte der Welt; G. Zeiß, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte; Theod. Althaus, Geschichte der alten Welt; Adolph Streckfuß, Weltgeschichte; Zollner, Mathes und Luckenbacher, Geschichte der Erfindungen; K. A. Menzel, Historische Lehrstücke für Religions- und Staatsthumskunde; Georg Weber, Weltgeschichte; C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste; Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte; A. W. Grube, Characterbilder aus der Geschichte und Sage; W. Pütz, Historische Darstellungen und Characteristiken; Chr. C. Joh. Bunsen, Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte; Carl Ritter, Erdkunde; H. A. Daniel, Handbuch der Geographie; Max Duncker, Geschichte des Alterthums; W. C. Lübke, Geschichte der Architectur; Theodor Schacht, Lehrbuch der Geographie.

Fluß eine von den übrigen Flüssen verschiedenartige Natur zeigt, meist auch in Sitten und Bräuchen durchaus das Umgekehrte, als wie die übrigen Menschen eingeführt.

In spätern Zeiten brachten uns deutsche Pilger aus dem Morgenlande die Geschichte von dem fabelhaften Vogel Phönix, als dessen Heimathland ebenfalls Aegypten bezeichnet ward. Es seien, lautete die Erzählung, die Federn dieses zum Theil einem Adler, zum Theil einem Reiher gleichenden Vogels purpurroth und goldfarben und im Sonnenglanze herrlich anzuschauen. Sei dieser wunderbare Vogel fünfhundert Jahre alt und die Kraft ihm gewichen, so baue er sich einen Altar von Zweigen balsamischer Sträucher, setze sich auf denselben nieder und erwarte den anbrechenden Morgen. Gehe die Sonne auf, so werde das Gezweige von den ersten Strahlen entzündet, der Altar verwandle sich in einen Opferheerd, und der Phönix erleide den schmerzhaften Flammentod. Sei er aber zu Asche verbrannt und das Feuer erloschen, siehe, so beginne es sich zu regen in der Asche, und in noch strahlenderer Farbenpracht steige der in des Feuers Glut wiedergeborene Vogel zur Höhe, suche sich eine neue Heimath und beginne in derselben ein neues Leben. Dies wiederhole sich alle fünfhundert Jahre.

Wer diese Erzählung mit sinnendem Gemüth betrachtet, erkennt leicht unter ihrer schimmernden Decke den Kern tiefer Wahrheit. Immer ist ein Volk auf einen Zeitraum der Hauptträger des fortschreitenden Menschengeistes. Hat dieses Volk in seiner Entwicklung eine gewisse Stufe erreicht, so schwindet seine Strebekraft. In seinem Genügen an dem Errungenen beginnt es zu ruhen, um sich des Erworbenen müßigen Sinnes zu erfreuen. Dann wird auch ihm der Altar seines Selbstgenügens, den es sich erbaut, zum Opferheerde; der innerste Theil seines Wesens scheidet sich in der einbrechenden Trübsal ab von dem, was unlauter geworden ist, und schlägt in verjüngter Kraft seine Stätte in einem andern Volke auf.

Lange Zeit hindurch leuchtete Aegypten der übrigen Welt voran in Religion und Sitte, in Kunst und Bildung. Eine Betrachtung dieses Volkes ist eben so unterhaltend, wie sie fruchtbringend für das lebende Geschlecht ist. Findet doch überhaupt der Menschengeist nirgends reichere Ernten der Erkenntniß, als bei der Betrachtung der zum Abschluß gekommenen Geschichte eines Volkes. Dies bekräftigt Josias Bunsen in den Worten: Was ein Volk für die Menschheit gewesen, das erkennt diese erst, wenn das Treiben der Mächtigen verstummt ist, wenn Große und Kleine in Grabesstille ruhen, und am besten, wenn ein neuer Tag der Weltgeschichte angebrochen ist.

Gehen wir nun daran, die inhaltreichen Blätter der Geschichte Aegyptens aufzuschlagen, so drängt sich uns zunächst die Forderung auf, ein Bild des Landes uns vorzuführen. Ist doch das Heimathland eines Volkes mit nichten etwas Zufälliges oder Gleichgültiges. Ueber den innigen Zusammhang des Characters eines Landes mit dem seiner Bewohner sagt Alexander von Humboldt: So geheimnißvoll und unzertrennlich als Geist und Sprache, der Gedanke und das befruchtende Wort sind, ebenso schmilzt, ihm gleichsam unbewußt, die Außenwelt mit dem Innersten im Menschen, mit dem Gedanken und der Empfindung zusammen.

Demnach führen wir uns zunächst vor:

Bild des Landes.

Ein Fluß — der Nil — ist's, der dem Pflanzen-, Thier- und Menschenleben Aegyptens das eigenthümliche Gepräge gegeben hat; er ist der Erwecker alles Lebens in diesem Landstriche, weshalb schon die Urbewohner ihn den heiligen Strom, die Griechen das Land ein Geschenk des Nil nannten.

Begleiten wir den Nil in seinem Laufe.

Bei Assuan, d. i. Eingang, überschreitet der Fluß zwischen Wänden von Granit in brausenden Stromschnellen die südliche

Grenze seines Unterlandes und windet sich zwischen Klippen und Inseln hindurch. Eine mehrere Stunden breite Ader granitischen Gesteins ist hier von dem Strome durchwaschen, und nie haben Aegyptens Herrscher dieses Bollwerk gegen südliche Völker hinwegzuräumen gesucht. Hier ist der Nil noch 327 Fuß über dem Meeresspiegel, und noch hat er 150 Meilen bis zur Mündung zurückzulegen. Er fließt nun durch eine tiefgrüne, fette Thalsohle, zwischen zwei oben gradflächigen Gebirgswällen, die sich in ihrer Höhe und in aus- und einspringenden Winkeln entsprechen, keine Bergketten, sondern der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste, durch welche erst der Nil seine Furche gezogen. Fast überall gleich hoch, gleichförmig, sehen sie nackten Mauern nicht unähnlich. Sie lieferten das Material zu den großen Bauten der Aegypter. Die Granitregion von Philä bis Syene bot den rosenrothen Granit zu den Obelisken und Kolossen, die Sandsteinregion von Syene bis Edfu hat die größten Quadern zu den Tempelbauten hergegeben, die nördlichste endlich, die Kalksteinregion, begünstigte den Pyramidenbau. Das Thal ist durchschnittlich drei bis vier Stunden breit. Die eine Bergkette trennt es gegen Osten von den Sanddünen und öden Felsgegenden, welche den Strand des arabischen Meerbusens bilden, die andern schützt es im Westen gegen die glühenden Winde, die Stürme und den Flugsand der Wüste. Der gewaltige Fluß, der schon bei Syene 3000 Fuß breit ist, durchströmt in seinem Laufe von Süden nach Norden das Thal; unterhalb Memphis, noch zwanzig Meilen von dem Meere entfernt, theilt sich der hier dreiviertel Stunden breite Fluß in zwei Hauptarme mit Nebenarmen. Erstere umschließen ein aus den Schlammablagerungen des Stromes gebildetes Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, welches nach der dreieckigen Form des griechischen Buchstaben Delta (Δ) dessen Namen erhalten hat. Hier treten die Berge weiter auseinander und gestatten den beiden Hauptarmen des Nil sich breiter auszudehnen, bis sie sich in das Mittelländische Meer ergießen.

Das ganze Nilthal bildet eine großartige blühende Oase inmitten der ödesten im Osten und im Westen desselben sich hinziehenden Wüste. Der ewig blaue Himmel wird in dieser Gegend nie durch Regenwolken getrübt, viele Jahre vergehen, ehe im Ober-Aegypten einmal ein Regen fällt, und auch im Delta ist dieser selten. Die aus dem Nil emporsteigenden Dünste geben dem Lande das ganze Jahr hindurch eine Frische der Atmosphäre, welche es vor der sonst unerträglichen Hitze schützt, seine Ueberschwemmungen erzeugen ein Pflanzenleben von einer Ueppigkeit, die Aegypten zur Korn- und Fruchtkammer für viele Länder des Südens gemacht hat. Die „wunderbar conservative Atmosphäre“ Aegyptens scheint jedem Gegenstande, sei er aus Stein, Erde, Holz, selbst aus Leinen oder Papyrus, vor gewaltsamer Zerstörung zu bewahren, eine ewige Dauer zu verleihen. Namentlich ist es so in dem obern Nilthale. Dort zeigen sich in der Temperatur, in dem Luftdruck und dem Feuchtigkeitsgrade der Atmosphäre in den verschiedensten Jahreszeiten nur geringe Differenzen. Bekanntlich ist jetzt Aegypten eine der empfohlendsten und gesuchtesten Genesungsstationen für Brustkranke.

Der weiße und der blaue Nil, aus deren Vereinigung der große Nilstrom entstanden ist, entspringen in dem südlichen Hochgebirge, dessen Gipfel fast immer mit Schnee bedeckt sind. Wenn dort die tropischen Regengüsse beginnen, und die Eis- und Schneemassen schmelzen, dann schwillt das Wasser der beiden Nilflüsse an und ergießt sich in den großen Strom. Dieser beginnt bald darauf aus seinen Ufern zu treten, höher und höher erhebt er sich, und endlich überfluthet er das ganze Thal und bespült den Fuß der Bergketten, welche es einschließen.

So war es vor Jahrtausenden, und so ist es noch heute. Im Mai beginnt die tropische Regenzeit Abessiniens und seiner westlichen Nachbarländer, und schon Mitte Juni kommt die Flut in Aegypten an und wächst bis sie in der ersten Hälfte des Augusts austritt. Erst zu Ende Septembers oder zu Anfang Octobers fällt das Wasser bis zum Schluß des Monats. Für den Europäer ist es ein eigenes Schauspiel, wenn er im Herbst das Land zu beiden Seiten mit gelbem Wasser be-

deckt sieht, woraus Palmen, Ortschaften und schmale Dämme hervorragen, und es von Kähnen wimmelt. Etwa vier Monat lang währt die Ueberschwemmung, dann zieht sich der Fluß in sein Bett zurück; überall aber hinterläßt er einen fruchtbaren Schlamm, jene von den beiden Ursprungsströmen in ihrem schnellen Lauf losgerissene jungfräuliche Erde nämlich, welche sich im Wasser vertheilt hatte und sich ablagerte, während der Fluß über der Sohle des Thales stand.

Durch diesen Niederschlag wird nun eben die üppige Fruchtbarkeit erzeugt, deren sich Aegypten erfreut, die Ueberschwemmung und die durch dieselbe eintretende Schlammablagerung theilt dem Boden die Kraft mit, den glühenden Sonnenstrahlen lange Zeit zu widerstehen, er erhält die Feuchtigkeit, um die gesäeten Früchte zum Keimen, zum Blühen und zur Reife zu bringen. Gerade während des Winters entfaltet dort die Natur eine wahre Herrlichkeit, an Frische und Kraft des Pflanzenwuchses manche gepriesene Landschaft Europas überbietend. Im Frühlinge ist die Ernte schon abgethan, der Boden überzieht sich mit dickem grauen Staub, bald dorret vor Hitze das Laub wieder an den Bäumen, und man harret der neuen Belebung und Befruchtung.

Wer den fruchtbaren Boden zur Seite des Nil untersucht, findet, daß er bis in 30 Fuß Tiefe nur aus dem abgesetzten Schlamme entstanden ist. Das kann im Laufe von neun- bis zehntausend Jahren geschehen sein. Das ganze Delta des Nils ist wahrscheinlich nichts als solche Anschwemmung und Ablagerung; auf ihm findet sich aber auch eine Fruchtbarkeit seltenster Art.

Aegypten — in der Bibel Mizraim (Misr) oder auch Cham genannt — ist von Süd nach Nord 120 Meilen lang, vom rothem Meere bis zur libyschen Wüste zwischen 70 und 100 Meilen breit; doch nicht der zwölfte Theil, nur 460 Geviertmeilen sind ohne Sand- und Felswüste. Wirklich kultivirt sollen jetzt 268 Geviertmeilen sein, ehemals mochten es etwa 130 mehr sein. Schon die ältern Schriftsteller der Bibel, Jahrhunderte vor Herodot, schildern die Eigenheiten dieses Landes. Da wird der Wohlthaten des Nil, der Kanäle und Schöpfräder und des starken nächtlichen Thaues in der dürren Jahreszeit, der Kornfluren, der Weiden voll Rinder, der zarten Gemüse, der Fülle an Flachs, Baumwolle, Papierschilf, Trauben, Feigen und Datteln Erwähnung gethan. Sogar die Unthiere des Stroms, Krokodil und Flußpferd, werden von jenen Schriftstellern als Leviathan und Beemoth geschildert, das Land eine Kornkammer, eine Stätte köstlicher Webereien genannt und zum öftern der dortigen Handelsreichthum gepriesen. Auch große Städte kennt die Bibel. No Ammon ist Theben, Bethsemes (wo Josephs Schwiegervater ein Sonnenpriester war) ist On. Nachdem wir hiermit ein Bild des Landes gewonnen haben, mögen die Hallen der Geschichte des Volkes sich unserm Blicke aufthun.

Aeltere Zeit der Aegypter.

Nur das eingeschlossene Nilthal ward ein Sitz fester Staaten, zu beiden Seiten blieb das Land, das weder durch das Austreten des Wassers, noch durch seine Verdunstung befeuchtet ward, ewig wüst und bis heute von Hirtenvölkern durchschwärmt. Nur im engern Nilthal entwickelte sich die Blüthe geselliger Kultur, indeß umher Barbarei herrschte. Seine Fruchtbarkeit füllte das Thal mit Völkern und Staaten, ernährte eine außerordentliche Menge von Menschen und gab ihnen Ueberfluß auch für die Nachbarn. Im Nilthal ist der Ertrag des Feldes immer gewiß, der Absatz an Einheimische und Freunde giebt einen Gewinn, wie in keinem andern Lande. Alle fernen Bedürfnisse wurden den Bewohnern herbeigeführt durch Karavanenzüge; die Städte am Nilstrom wurden die Märkte des Völkerverkehrs von Afrika und Asien. Der Aegypter verließ seinen heiligen Strom nie.

An diesem wurde durch seine regelmäßigen Ueberschwemmungen der Uebergang vom wilden Jäger-, Nomaden-,

Hirtenleben zum Ackerbau leichter und daher vielleicht auch früher bedingt, als an einer uns bekannt gewordenen Erdstelle.

Aber auch alle äußere Lebensthätigkeit war bedingt von der Eigenthümlichkeit des Stromes und Landes. Diese rief das Anfertigen von vielerlei Werkzeugen und Geräthen hervor. Da alles Gedeihen von dem segenspendenden Strome herrührte, so wurde es zunächst von Wichtigkeit, das regelmäßige Wiederkehren der Anschwellung vorher zu bestimmen. Die Rechenkunst bildete sich aus, zugleich wurde der Blick auf die Gestirne des Himmels gerichtet, um nach ihrem Lauf die Zeit einzutheilen. Sodann aber war es nicht genug, die Zeit zu berechnen: man mußte auch, wenn die Ueberschwemmung eintrat, den Strom des Wassers reguliren, daß er überall gleichen Segen bringe, während für die Städte und Dörfer schützende Dammbauten nothwendig wurden. So übte sich die Bauthätigkeit der Bewohner, durch die Natur des Landes gezwungen, bereits frühzeitig in mächtigen Kanal- und Deichanlagen, die wie ein Netz über die Ufer des Flusses sich ausbreiteten. Hatte man aber auf diese Weise sich die Möglichkeit eines annehmlichen Daseins geschaffen, so strebte man auch danach, die Spuren desselben in bleibenden Denkmälern der Nachwelt aufzubewahren.

Die Geschichte des Landes reicht bis in die graueste Urzeit hinauf, bis zu Jahrhunderten, aus denen von keinem andern Volke der Erde eine Kunde zu uns gedrungen ist. Vor mehr als 3000 Jahren vor Chr. errichtete man schon die Kolossalbauten der Pyramiden, die dem alten Reiche von Memphis in Unterägypten angehören; den Blüthenpunkt des alten Reiches bezeichnen die Felsengräber in Beni-Hassan in Mittelägypten.

Als die drei berühmtesten Pyramidenerbauer werden die Könige Cheops, Chephren und Mycerinus genannt.

Die Pharaonen Cheops und Chephren.

Lange Zeit wollten es Alterthumsforscher nicht gelten lassen, daß die Pyramiden, diese gewaltigen Riesenbauten, keinen andern Zweck hätten haben sollen, als nur den, je den einbalsamirten Leichnam (Mumie) eines Königs in ihrem Innern zu bergen. Man hielt sie deshalb bald für Sternwarten, bald für sinnbildliche Darstellungen, bald für Kornkammern. Allen diesen Zwecken jedoch hätten sie nicht zu genügen vermocht. Als Sternwarten würden sie nicht in so großer Anzahl dichtgedrängt bei Memphis stehen, sondern auch in andern Theilen des Landes, besonders bei Heliopolis errichtet worden sein, deren Priester wegen ihrer Kenntniß des gestirnten Himmels berühmt waren. Hätten sie als sinnbildliche Darstellungen des Lebens nach dem Tode gelten sollen, so müßte es ebenfalls auffallen, daß sie nur bei Memphis sich vorfinden; auch würde man wohl vergeblich fragen, worin die Aehnlichkeit des Sinnbildes zu der Idee, welche hätte dargestellt werden sollen, bestanden habe. Daß sie nicht Kornkammern gewesen sein können, zeigt ihre innere Einrichtung auf das Unzweideutigste. Sie enthalten nur kleine Todtenkammern, auch gestattet ihre dichte Bauart keinen Luftzug, der doch für Getreide, das aufbewahrt werden soll, unentbehrlich ist. Sie waren nichts als Grabmäler der Könige, und ihr Name Puro-ma, woraus Pyramide entstanden ist, bedeutet eben nur eine königliche Grabstätte.

Der Hauptgrund, der die Könige bestimmte, derartige riesenhafte Bauten als Wohnungen ihres Leibes nach dem Tode aufzuführen, wurzelt in der religiösen Anschauung der Aegypter, über die weiter unten Näheres gesagt werden wird. Wir verdanken sicherlich den Wunderbau der Pyramiden noch mehr dem religiösen Glauben, als der bloßen Eitelkeit und Prunksucht ihrer Erbauer. Tyrannische Könige verfolgten bei der Durchführung der Riesenbauten freilich zugleich den Zweck, Tausende von müßigen Leuten und unruhigen Köpfen zu beschäftigen und in drückender Knechtschaft zu erhalten.

Die größte dieser Pyramiden, die des Cheops, ist noch jetzt fast 500 Fuß hoch, übertrifft also an Größe den Straßburger

Münster. Sie gehört der Pyramidengruppe an, die sich an der Grenze des lachenden fruchtbaren Nilthales und der öden libyschen Sandwüste auf eine Strecke von acht Meilen hinzieht. Da stehen sie auf dem Todtenfelde, dem Felsboden voll Gräber, der weit hinreicht in die libysche Wüste, und schon sind sie zum Theil mit ihrem Flugsande überschüttet, trotz der kolossalen aus Felsen gebildeten Sphinxe, die hier am Eingange der Wüste den geheimnißvollen Boden bewachen.

Die oben bezeichnete Pyramide des Cheops enthält in ihrem Innern drei über einander liegende Grabkammern, was Lepsius dadurch zu erklären sucht, daß man die obere im Voraus für den Fall bereit gemacht habe, daß der König starb, ehe man die Felsenkammer unter der Pyramide vollendet hatte. Herodot erzählt, Cheops sei ein ruchloser und tyrannischer Fürst gewesen; er habe alle Tempel verschließen und alle Opfer abstellen lassen, auch befohlen, daß alle Aegypter nur für ihn arbeiten sollten. Demnächst schildert er die unermeßlichen Menschenkräfte, welche zum Bau der bezeichneten Pyramide in Anspruch genommen wurden. Die Einen mußten aus den Steinbrüchen der arabischen Gebirge Steine bis zu zwanzig Fuß brechen und sie an den Nil schleppen, Andere sie auf Fahrzeugen über den Strom schaffen, noch Andere endlich dieselben am jenseitigen Ufer in Empfang nehmen und weiter nach dem sogenannten libyschen Gebirge führen. Auf dem Wege nach dem Bauplatze mußte mitten durch einen Berg ein Gang gebrochen werden, der war eine Viertelstunde lang, und es wurde zehn Jahre daran gearbeitet. Auf dem Bauplatze arbeiteten einhunderttausend Menschen, welche einander nach je drei Monaten ablösten. In diesem Frohndienste gingen allein zehn Jahre über der Anlegung eines Dammes hin, auf welchem die Pyramide erbaut werden sollte. Weitere zehn Jahre verwendete man darauf, in dem Hügel, auf welchem die Pyramide steht, die Grabkammern zuzurichten, und endlich brachte man noch zwanzig Jahre bei dem Bau der Pyramide selbst zu.

Die zweitgrößeste Pyramide erbaute Chephren, der Nachfolger des Cheops. Da er ebenfalls das Volk knechtete, den Gottesdienst hinderte und die Tempel verschlossen hielt, so wurde auch er vom Volke verwünscht und verflucht, und Beider Namen waren den Aegyptern auch in spätern Zeiten so verhaßt, daß sie dieselben nur höchst ungern aussprachen.

Man kann in die Pyramiden hineinkommen, aber mit vieler Mühe. Zuerst muß der viele Sand weggeschafft werden, den der Wind vor dem schmalen Eingang aufgehäuft hat, dann muß man sich fast ganz auskleiden, weil es sonst wegen der fürchterlichen Hitze inwendig nicht auszuhalten ist. Eine Menge Fledermäuse schwirren einem um den Kopf, man kann in dem ersten Gange nicht einmal aufrecht gehen, so eng ist er, und dann kommt ein andrer, der so niedrig ist, daß man auf Händen und Füßen im Dunkeln durchkriechen muß. Endlich gelangt man in die kleine Todtenkammer, in der dann der Führer eine Fackel anzündet; man sieht dort nichts, als die nackten rohen Wände und einen leeren steinernen Sarg. Und eben so ist's in allen Pyramiden. Denn die Leichen der Könige sind von den Aegyptern schon vor langer Zeit hinausgeworfen worden.

Mycerinus.

Unter des Chephren Sohn oder Bruder, Mycerinus oder Mencheres, konnte Aegypten nach langem Druck wieder aufathmen. Zwar erbaute auch er eine Pyramide, aber eine viel kleinere als seine Vorgänger, und ohne seine Unterthanen zu quälen und zu harten Frohndiensten zu zwingen; auch erwarb er sich die besondere Liebe und den Dank des Volkes dadurch, daß er die bisher geschlossenen Tempel wieder öffnete und das bis zur äußersten Noth bedrängte Volk zu seinen Opfern, Festen und zu seinen Privatbeschäftigungen und Arbeiten zurückkehren ließ. Er selbst aber, dem das Volk alles Glück wünschte, wurde von Unheil

mancherlei Art verfolgt. So verkündeten ihm die Priester zu Buto einen Götterspruch (Orakel), demzufolge er nur noch sechs Jahre zu leben habe. Hierüber aufgebracht, ließ er der Gottheit Vorwürfe machen, daß seine beiden allem Guten feindlichen Vorgänger, die die Tempel verschlossen und das Volk ins Verderben gestürzt, so lange gelebt und geherrscht hätten, während ihm selbst bei aller seiner Frömmigkeit ein so frühzeitiges Ende zugedacht sei. Das Orakel antwortete, eben deshalb werde sein Leben so schnell zu Ende gehen, weil er nicht gethan habe, was er hätte thun sollen. Denn es solle nun einmal dem Volke Aegyptens hundertfunfzig Jahre lang schlimm ergehen. Nun ließ Mycerinus ganz Aegypten bei Nacht erleuchten, feierte Fest auf Fest und ließ sich's ohne Unterlaß bei Tage und bei Nacht wohl sein, meinend, auf diese Weise das Orakel, dem er zürnte, Lügen strafen und aus den ihm noch verheißenen sechs Jahren deren zwölf machen zu können, indem er auch die Nächte in Tage verwandelte. Er starb in der That frühzeitig, ob genau nach sechs Jahren, wie die Priesterschaft, die ihm grollte, verkündet hatte, ist nicht zu ermitteln. Aber während die meisten Pyramiden schon durch die Neugier und Habsucht der alten Khalifen vielfach zerstört, während unter Saladin die polirten Granitbekleidung bei neuen Bauten vielfach benutzt wurden, ist das gerechten Mycerinus Leiche vom Schicksal erhalten worden. Sie ruht jetzt in England in einer großen Sammlung von Naturschätzen und den erhabensten Resten menschlicher Kunst, während der aus dunkelbraunem Basalt außerordentlich schön gearbeitete Sarg auf dem Wege nach England an der spanischen Küste untergegangen ist.

Möris.

Unter den Pharaonen, die sich durch Anlegung bedeutender Bauwerke berühmt gemacht haben, ist noch der von 2221 bis 2178 vor Chr. regierende Amenemha III. zu merken, den die Griechen Möris nannten. Ein noch heut vorhandener See macht ein Flußthal zu einem der fruchtbarsten und blühendsten Gefilde des ganzen ägyptischen Landes; er verdankt diesem Könige sein Entstehen, weshalb er auch Morissee genannt wird. Früher umschloß er eine weit bedeutendere Wassermasse als heut zu Tage; durch die Unachtsamkeit späterer Geschlechter sind die mächtigen Dämme, die ihn einfassen, vernachlässigt und endlich durchbrochen worden. Die Dämme waren nicht weniger als 150 Fuß breit und 30 Fuß hoch.

Der Mörissee bildete wenige Meilen oberhalb Memphis einen großartigen Wasserbehälter, durch welches die Ueberschwemmungen des Nil in jenem Theile des Landes geregelt werden sollten, um das Delta vor Versumpfung zu schützen und in Zeiten, in denen das Austreten des Wassers zu geringfügig war, das Land mit dem befruchtenden Elemente zu versorgen. Zu diesem Zweck wurde das Wasser des Flusses in dem See aufgefangen und durch Kanäle weiter verbreitet.

Durch diesen See hatte Möris der Wüste eine Landschaft abgewonnen und sie zu einem fruchtbaren Garten umgewandelt; in derselben erbaute er eine Stadt, die er die Stadt der Krokodile nannte; an den Ufern des Sees ließ er einen gewaltigen Reichspalast aufführen, der durch Größe und gediegene Pracht von den Zeitgenossen und von den späteren Nachkommen als ein wahres Wunderwerk betrachtet und Labyrinth genannt wurde. Herodot, der bei seinem Besuche Aegyptens das Labyrinth sah, sagt über dasselbe:

Ich fand es über alle Beschreibung. Denn nehme einer alle die Bauten der Hellenen und die vor ihnen aufgeführten Werke, so würde bei ihnen zusammengerechnet Arbeit und Aufwand sich doch unter diesem Bauwerk zeigen. Es hat zwölf Höfe mit Bedachung, deren Thore einander gegenüberstehen, sechs gegen den Norden und sechs gegen den Süden gelegen in einer Reihe, und außen herum schließt sie eine Mauerwand ein. Innen

sind zweierlei Gemächer, die einen unterirdisch, die andern im obern Raum über diesem, dreitausend an der Zahl, beide besonders eintausendfünfhundert. Von den Gemächern des oberen Raumes nun spreche ich aus eigner Anschauung; von den untern habe ich mir nur sagen lassen. Denn die ägyptischen Aufseher wollten sie durchaus nicht zeigen, weil nämlich daselbst die Grüfte einer Zahl von Pharaonen und die heiligen Krokodile sich befänden. Hat man doch an den Ausgängen, die durch die Zimmer, und an den Schlangengängen, die durch die Höfe sich so ganz mannigfach hinziehen, sein größtes Wunder, wenn man aus einem Hof hineingeht in die Gemächer und aus den Gemächern in Vorhallen und wieder in andre Zimmer aus den Vorhallen und in andre Höfe aus den Gemächern, an welchen allein die Decke, sowie die Mauerwand von Stein und die Wand überall voll von eingehauenen Bildern ist. Auch ist jeder Hof außen mit Säulen umgeben, und von weißem, genau gefugtem Stein. An der Ecke aber, wo das Labyrinth ausgeht, stößt eine Pyramide von vierzig Klaftern daran, worauf große Thiergebilde eingehauen sind, und zu welcher hin ein Weg unter der Erde gemacht ist.

Das gewaltige Gebäude hatte, wie heut noch zu erkennen ist, 600 Fuß Länge und 500 Fuß Breite. Jetzt liegen zwischen Obstgärten, Palmenhainen, Rosenhecken und Zuckerpflanzungen die Trümmer dieses Riesenbaues: Blöcke von Granit und blendend weißem Kalkstein, Reste alter Mauern und Säulen.

Sesostris (Ramses der Große).

Aegypten erreichte den Gipfel seiner Größe und seines Glanzes unter Ramses dem Großen, den die Griechen Sesostris nennen. Um ihn zu künftigen Kriegsthaten tüchtig zu machen, ließ ihn sein Vater gemeinschaftlich mit denjenigen Knaben, welche mit ihm an demselben Tage in ganz Aegypten geboren worden waren, erziehen und schon frühzeitig in den Waffen üben und zu kriegerischen Unternehmungen heranbilden. Auch soll Sesostris schon in seiner Jünglingszeit und bei Lebzeiten seines Vaters sein Feldherrntalent an den Tag gelegt und Arabien erobert haben. Hierbei ist unter dem eroberten Arabien ohne Zweifel nur das ägyptische Arabien, die östlich vom Delta liegende sogenannte Grenzprovinz Tiarabia zu verstehen, in welcher auch die Israeliten ihrer Zeit Wohnsitze angewiesen erhielten.

Nachdem Sesostris selbst den Thron bestiegen hatte, faßte er den großartigen Plan, alle Reiche des Erdbodens zu erobern und zu einem einzigen Weltreiche zu vereinigen. Zunächst nahm er darauf Bedacht, seine Mitstreiter zum Kriege geneigt zu machen und den Zurückbleibenden Ruhe und Friede zu sichern. Den Dank und die Liebe seines Volkes suchte er sich durch beträchtliche Schuldenerlasse, und in Geschenken an Geld und Ländereien zu erwerben. Das Land theilte er in sechsunddreißig Bezirke oder Nomen und stellte an die Spitze einer jeden derselben einen Statthalter oder Nomarchen.

Nunmehr schritt er zur Ausrüstung seines Kriegsheeres. Obgleich nämlich Aegypten eine nicht unbedeutende Kriegerkaste besaß, so vermehrte er dennoch sein Kriegsheer durch Anwerbung der kräftigsten Leute aus den andern Kasten bis auf 600,000 Mann Fußvolk, 24,000 Reiter und 27,000 Streitwagen. Außerdem unterhielt Sesostris eine Flotte von 400 Schiffen im rothen Meere, welche die Inseln und Küsten des Festlandes bis nach Indien hin beunruhigen und angreifen sollte, und eine zweite im mittelländischen Meere.

Mit dem großen Landheere brach er nun zunächst gegen Aethiopien auf, eroberte es und machte es Aegypten tributpflichtig. Von hier soll er mit seiner Flotte über das Meer von Afrika nach Asien geschifft sein und theils die Inseln, theils das feste Land vom Indus bis an den Ganges unterworfen haben; doch ist es wahrscheinlicher, daß wenigstens ein großer Theil des Heeres auf dem Landwege über die Landenge von Suez nach Asien gezogen und dort wieder zu ihm gestoßen sei, da mit den unvollkommenen Schiffen

hat zweierlei Gemächer, die einen unter-

durch beträchtliche Schuldenerlasse, und in Geschenken an Geld und Ländereien zu er-

in andre Höfe aus den Gemächern. an

zogen und dort wieder zu ihm gestoßen sei, da mit den unvollkommenen Schiffen

Felsentempel zu Ipsambul.

damaliger Zeit unmöglich eine Armee von fast 700,000 Mann übersetzt werden konnte. Weiter vordringend, eroberte er Scythien bis an den Don, Kolchis, Kleinasien und mit einer auf dem Mittelmeer kreuzenden Flotte die Inseln des Archipelagus. Endlich zog er bis an die Donau vor und machte diesen Fluß zur Grenze seines Siegeslaufes; kurz er durchzog und besiegte die ganze damals bekannte Welt. Um aber seinen und seines siegreichen Heeres Ruhm überall zu verherrlichen, errichtete er in allen von ihm unterworfenen Ländern Denksäulen, auf denen Inschriften angebracht waren, die angaben, ob das besiegte Volk muthigen Widerstand geleistet oder sich feige und ohne einen Vertheidigungsversuch ergeben habe. Herodot sah noch im palästinischen Syrien solche Säulen. Auch gab es noch zu seiner Zeit in Ionien (auf den Wegen von Ephesus nach Phokäa und von Sardes nach Smyrna) in Stein eingehauene Abbilder des Sesostris. Auf beiden Orten war ein vier Ellen und eine Spanne hoher Mann in ägyptischer Rüstung abgebildet, welcher einen Speer in der Rechten und einen Bogen in der Linken trug, und auf dessen Brust, von einer Schulter zur andern hinlaufend, eine Hieroglyphenschrift eingehauen war, welche besagte: Dieses Land habe ich mit meinem Arm in Besitz genommen. — Während jedoch Herodot und Diodor diesen König überall siegen lassen, berichten Andere, er habe vor den Scythen zurückweichen müssen und auch gegen die Kolchier nichts auszurichten vermocht.

Sicher ist, daß seine Eroberungen von keinen nachhaltigen Einfluß für die Entwicklung des Staates waren. Dagegen erwiesen sich seine Einrichtungen und Gesetze, seine Bauwerke und Kunstanlagen von Vortheil für die Aegypter. Ihm verdankt das Land einen großen Theil seiner Kultur. Vor ihm waren noch viele Theile des Landes theils wegen übermäßiger Ueberschwemmung, theils wegen gänzlichen Wassermangels unbewohnbar gewesen. Diesem Uebelstande suchte er dadurch abzuhelfen, daß er die Gefangenen dazu verwandte, das ganze Land von Kanälen durchziehen zu lassen, welche einerseits eine allzugroße Ueberschwemmung verhinderten, andrerseits das segensreiche Nilwasser entfernteren Gegenden zuführten. Ebenso ließ Sesostris durch das ganze Land eine große Anzahl von Dämmen ziehen, auf denen später ganze Ortschaften erbaut werden konnten; er schützte die östliche Landesgrenze gegen die Ueberfälle der Araber durch eine 1500 Stadien lange Mauer; endlich verdankte auch eine große Anzahl von Tempeln, Obelisken und Götterbildern ihm ihren Ursprung. In allen diesen verschiedenen Denkmälern soll er in unzähligen Inschriften mit besonderem Stolze sich gerühmt haben, daß er nur Kriegsgefangene zum Bau derselben verwandt habe. Da er der Erste war, welcher ein großes Heer sammelte und einen weiten Eroberungszug unternahm, so wurden ihm später nicht mit Unrecht die Kriegsgesetze zugeschrieben. Von seinem Lebensende wird erzählt: In seinem hohen Alter erblindet er, und Verzweiflung über den Verlust seines Gesichts führte ihn zum Selbstmorde, welchen die ägyptischen Priester als eine hochherzige und muthige That ganz besonders an ihm rühmten.

Tempel, Grabstätten und die Memnonssäule.

Die Bauwerke, die wir bei Vorführung der Geschichte einiger hervorragenden Könige geschildert haben, bilden einen nur unbedeutenden Theil der wunderbaren und großartigen Bauwerke des Landes, denen wir daher noch einen besonderen Abschnitt widmen wollen.

Es kam mir vor, sagt ein neuerer Besucher der Tempelruinen von Karnak (Belzoni), als sei ich in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären und die Trümmer ihrer Tempel als die riesigen Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hätten. — Von einigen der Ruinen, welche diesen gewaltigen Eindruck hervorbringen, ist klar, daß sie nicht nur Tempel waren, sondern zugleich Paläste, insofern diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ein und

dasselbe Gebäude diente in verschiedenen Räumen gottesdienstlichen Zwecken und der Pracht der Könige. Es gehört besonders dahin der Tempelpalast von Karnak auf dem rechten Stromufer. Zu diesem führt, von einer andern Ruinengruppe, der von Luxor aus, den ganzen, nicht weniger als 6000 Fuß betragenden Weg hindurch, eine Allee von je 10 Fuß entfernt von auseinander liegenden Sphinxkolossen, deren meiste jetzt mit Erde bedeckt sind, die großartigste zwei Gebäude verbindende Straße. (Sphinxe sind Thiergestalten, halb Löwe, halb Jungfrau, als Versinnlichung der geheimnißvoll waltenden Naturkräfte, hergeleitet von der Nilüberschwemmung, die jährlich zwischen dem Thierzeichen des Löwen und der Jungfrau stattfand.) Wenn man von Luxor kommt, findet man die Allee weiterhin gespalten in zwei Alleen, von welchen die eine an den Ruinengruppen jenes von dem Dörfchen Karnak genannten Tempelpalastes, den gewaltigsten von allen, endet.

In diesem durch Alter und Großartigkeit hervorragendsten Denkmal ägyptischer Baukunst hat man den berühmten Ammonstempel wieder erkannt. Nicht von einem Herrscher, sondern von einer Reihe von Herrschern ist dieser Tempel erbaut worden. Das Hauptportal öffnet sich über 60 Fuß hoch und ist zur Rechten und zur Linken je von einem Pylon eingeschlossen, der bei 336 Fuß Breite sich 130 Fuß hoch erhob. Ein Pylon ist ein thurmähnlicher Bau, ein Sinnbild der Wachsamkeit und der Wissenschaft; bei festlicher Gelegenheit waren die Pylonen mit Fahnen geschmückt. Durch die bronzenen Flügelthüren des Hauptportales gelangte man in einen ungeheuren Vorhof von 270 Fuß Tiefe und 320 Fuß Breite. Eine doppelte Säulenreihe leitete den Eintretenden durch diesen Vorraum zu einem zweiten Pylonthore von noch weit kolossalerer Anlage. Durch dieses gelangte man zu einem Säulensaale, der die riesigsten aller Vorhallen bildet und im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts vor Chr. gebaut worden ist. Er mißt 320 Fuß Breite bei 164 Fuß Tiefe. Seine gewaltige Steindecke wird von 134 Säulen getragen, deren jede eine Höhe von 40 und einen Umfang von 27 Fuß hat. Ihre einzelnen Säulen erheben sich 66 Fuß hoch bei einem Umfange von 38 Fuß, so daß die mittlere, höher gelegene Steinbedachung des Saales auf Kapitälen ruhte, deren Umfang 64 Fuß maß. Alle Säulen und Wandflächen dieses ungeheuren Saales waren mit buntbemalten Darstellungen in erhabener Arbeit, einer Riesenchronik der Pharaonen, geschmückt.

Die mittlere Säulenreihe führte auf ein drittes Pylonthor von ebenfalls kolossaler Anlage, durch welches man in einen schmaleren, freiliegenden Hof trat. Dieser schloß den eigentlichen Kern des Tempels ein, der wiederum von einem vierten Pylon und einer damit verbundenen Umfassungsmauer begrenzt wurde. Vor diesem Pylon erhoben sich zwei granitene Obelisken, der eine 69, der andere 99 Fuß hoch.

Obelisken sind auf schmal rechtwinkeliger Grundlage steil aufsteigende, an der Spitze pyramidenartig schließende Denkpfeiler, welche aus einem einzigen ungeheurer Granitblock gehauen und ganz mit Hieroglyphen bedeckt wurden.

Das Innere des Tempels schrumpft nach der Hinterseite zu mehr und mehr zusammen. Denn während der Boden mit Stufen aufsteigt, wird die Decke der folgenden, aus vielen kleinen Gemächern, Kammern und Sälen bestehenden Räume immer niedriger, bis sich hinter der letzten Thür, in tiefe Dämmerung gehüllt, die enge Cella öffnet, welche das Bild des Gottes oder des göttlich verehrten Pharaonen birgt. (Pharao ist ein Titel, durch den die Königswürde bezeichnet wird, jeder König wurde demnach auch Pharao genannt.) Im Innern also wie im Aeußern ist der Charakter des Tempels feierlich geheimnißvoll, wie die Lehren jener Priesterkaste, denen selbst die Griechen eine verborgene Weisheit beimaßen.

Im Hinblick auf die Trümmer dieses Tempels und die der ihn umgebenen Bauwerke sagt ein deutscher Reisender (Parthei): Diesen Resten eine ruhige Beobachtung zu widmen, ist sehr schwer, denn der Geist wird unaufhörlich hin- und hergeworfen zwischen dem sprachlosen Erstaunen über die Riesenbauten und den herbsten Schmerz über die gräßliche Zerstörung.

Namentlich erregen die Reste der auf zwei Wegestunden sich hinziehenden Felsengräber das Erstaunen des Beschauers. Durch Stollen, Gänge, Gallerien sind diese Grüfte miteinander verbunden, gerade Treppen und Wendeltreppen führen in die Tiefe; senkrechte Schachte oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Es sind Gänge bis zu 360 Fuß Tiefe gefunden worden. Schon in der alten Zeit muß es schwer gewesen sein, sich hier zurecht zu finden, jetzt, wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, ist Alles noch chaotischer. Gestalt und Größe der Gräber richteten sich nach dem Stand und Vermögen der Familien, die Aermeren begnügten sich mit einer Kammer, Reichere ließen sich Grüfte von zwei, drei und mehr Kammern bereiten. Auch die Wände der Grabkammern sind mit Steinbildern und mit farbigen Bildern versehen, die sich zum Theil in wunderbarer Frische erhalten haben, und, außer der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtengerichts (von ihm wird noch besonders die Rede sein), sich namentlich auf die Lebensgeschichte des Bestatteten beziehen, indem sie die Arbeiten verschiedener Handwerker, des Landbaues u. s. w. darstellen, daher für die Kenntniß des häuslichen Lebens der alten Aegypter sehr lehrreich sind. Nicht minder sind es die Ueberreste der Geräthe selbst, die dem Verstorbenen im Leben gedient, und die man auf den Boden der Grabmäler stellte, dem Kaufmann Waage und Gewichte, dem Apotheker Arzeneien, dem Soldaten Waffen und sofort Jedem die Merkmale seines Standes mitgab. Außerdem findet man viele Schlüssel, Lampen, Büchschen, Kästchen, kleine Götterbilder, Schmuck aller Art, als: Ringe, goldne Halsketten u. s. w. in den Gräbern, sowie an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen, über mancherlei Verhältnisse belehrenden Inhalts. Die Bewohner der Umgegend treiben seit langer Zeit kein anderes Geschäft, als daß sie die Felsenkammern durchsuchen, Mumien und alle jene Geräthe, Idole und Zierrathen an das Tageslicht bringen und sie an die Europäer um theure Preise verkaufen, wobei denn Vieles auf die roheste Weise vergeudet und vernichtet worden ist. Und doch sind diese unterirdischen Schatzkammern noch lange nicht ausgeschöpft, fortwährend steigt noch im eigentlichen Sinne des Worts das alte ägyptische Leben aus den Gräbern empor.

Nicht weit von dem Dorfe Medinet-Abu befindet sich inmitten riesenhafter Trümmer von Granit, Porphyr, Marmor und Sandstein das sitzende, gegen 70 Fuß hohe und 3 Millionen Pfund schwere Königsbild, das im Alterthum Memnonssäule genannt ward. Diesen Namen gaben ihr die Griechen, welche sie für das Standbild des in die Sagen vom trojanischen Kriege verflochtenen Memnon hielten. Man vernahm, sobald die Sonne aufging, einen von dem Steinbilde ausgehenden wunderbaren Ton. Der Sage nach war Memnon der Sohn eines Aethiopierfürsten und der Göttin Eos (Morgenröthe). Jener Ton galt nun den Griechen als ein Morgengruß des belebten Steines an die göttliche Mutter. Merkwürdigerweise aber wurde der Ton nur vernommen, so lange die Statue am Boden lag. Ein Erdbeben hatte sie (kurz vor Christi Geburt) umgestürzt. Im Anfange des dritten Jahrhunderts wurde sie wieder hergestellt, aber das Wunder hatte sein Ende erreicht, Memnon blieb seit der Zeit lautlos. Lange glaubte man, es sei Priestertrug im Spiele gewesen; seitdem aber neuere Reisende vielfältig die Erfahrung gemacht haben, daß in den ägyptischen Tempeln beim Sonnenaufgang, wenn auf die Kühle der Nacht plötzlich Erwärmung folgt, die Steinmassen ähnliche Töne vernehmen lassen, findet das von den Alten angestaunte Wunder seine natürliche Erklärung.

Religion der Aegypter.

Ein tiefer Zug der menschlichen Natur besteht darin, sich in Beziehung zu setzen zu dem Geiste, der das All durchdringt; der denkenden Menschenseele drängen sich die Fragen auf nach dem Lenker der Menschengeschicke, dem Schöpfer der Welt, den Zielen und Zwecken alles Daseins.

So war es bei jedem Volke, so auch bei den Aegyptern. Sie sahen das Wirken der Sonne, des Wassers, der vom Wasser getränken und von den Sonnenstrahlen erwärmten Erde. Die Kräfte, deren Walten sie empfanden, führten sie auf die Vorstellung von erhabenen Wesen. In dieser Anschauung wurzelte der Glaube an Götter. An und für sich war das Entstehen dieses Glaubens ein Ergebniß sinnigen Anschauens der Natur, andachts- und ehrfurchtsvollen Suchens nach dem tiefsten Grunde alles Lebens, und auch der Glaube an Götter war geeignet, die nachfolgenden Geschlechter an Geist und Herz zu fördern und sie für den Glauben an den einigen Gott vorzubereiten.

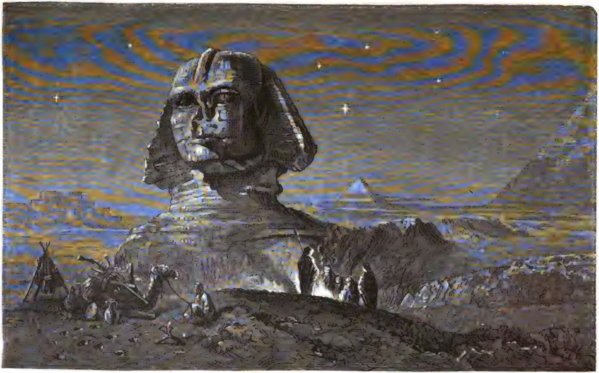
Aber auch dem Herrlichsten, das der Geist empfangen, drängt, wie der Dichter sagt, immer fremder Stoff sich an. Jener Glaube — es fand ein Gleiches auch bei andern Völkern statt — ward von einer herrsch- und selbstsüchtigen Priesterschaft statt geläutert oder wenigstens in seiner Ursprünglichkeit erhalten zu werden, nach und nach bis zur Caricatur entstellt, so daß man staunen muß, wie ein Volk, über dessen bedeutende geistige und gemüthliche Begabung die sprechendsten Zeugnisse vorliegen, gerade auf dem Gebiete des religiösen Lebens in so arge Irrthümer und auf so lächerliche Gebräuche verfallen konnte. Nicht daß, sagt M. Carière, die Aegypter ursprünglich Ochsen, Katzen und Schlangen für Götter gehalten und angebetet hätten; aber die Phantasie gestaltete die in den Naturerscheinungen waltenden Mächte als Thiere, und die Aegypter hielten dies fest; sie sahen in den Thieren Symbole der schöpferischen Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung, sie fanden dadurch Anklänge an das, was sie als das Göttliche ahnten und erkannten, das Thier ward ihnen dann das sichtbare Zeichen der Idee, es diente ihnen im Allerheiligsten des Tempels statt einer Bildsäule des Gottes, oder diese Bildsäule ward durch den Kopf des ihm geheiligten Thieres charakterisirt. Wie den Aegyptern überhaupt ein stabiles Thun und typisches Wirken für das Höchste galt, so imponirte ihnen das sich gleichbleibende instinctive Wesen der Thiere; diese waren ihnen zugleich lebendig und geheimnißvoll wie die Götter und gaben ein Bild des beseelten Naturganzen, des in die Natur versenkten Geistes. So stellte der Sphinx, der Kopf des Menschen auf dem Löwenleibe, Götter und Könige dar und zeigt unwillkürlich die Gebundenheit des ägyptischen Geistes an die Natur, und bei den Ammonsphinxen tritt wieder sein Widderkopf an die Stelle des Menschenhauptes. Die Priestersage von diesem Widderkopf bestätigt unsre Auffassung. Konsus, berichtet Herodot, habe durchaus den Ammon sehen wollen, und seinem Drängen habe dieser endlich nachgegeben und sich in das Fell eines Widders gehüllt und dessen abgeschnittenen Kopf vorgehalten. In dieser Erzählung sieht auch Döllinger den Ursprung des Thierkultus angedeutet, dessen Gründe in dem Bedürfniß, die verborgene Gottheit zu schauen, und in der Scheu vor dem geheimnißvollen Wesen und Treiben der Thiere zu suchen seien.

Bei Vorführung des Glaubensleben der Aegypter wird der denkende Leser fortgesetzt die ursprüngliche sinnvolle Auffassung — hier mehr, dort weniger — hindurchleuchten sehen.

Ein genaues Bild der altägyptischen Religion zu geben, ist um deswillen sehr schwierig, weil die Ueberlieferungen sich vielfach widersprechen, fast jede Gegend, ja fast jede Stadt ihre Lokalgottheiten besaß, und nur wenige Göttergestalten im ganzen Lande angebetet wurden.

den Thieren Symbole der schöpferischen
Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Lebens-

[illegible]
ganzen Lande angebetet wurden.



Sphynx.

Digitized by Google

In Unterägypten war Ptah der höchste Gott, der Gott des Lichts und des Feuers; er wurde zu Memphis verehrt, ihm gehörte der heiligste Tempel. Die alten Inschriften nennen ihn den Vater der Väter der Götter, den Herrscher des Himmels, den König der beiden Welten, den Vater der Wahrheit.

Dieselbe Gottheit wurde in Unterägypten unter dem Namen Ra (in der Bibel On genannt) verehrt. Ein in Hieroglyphenschrift vorgefundenes priesterliches Gebet an diese Gottheit lautet:

Sei gnädig mir, Du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Heros beider Welten,
Du Gott, der einzig und in Wahrheit selbst!
Geschaffen hast Du Alles, was da ist,
Im Sonnenauge offenbarst Du Dich.
Ich rühme Dich, wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll Du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und Deine Barke nimmt Dich jubelnd auf.

Die Pharaonen leiteten von ihm ihren Ursprung und ihre Herrschaft ab und führten den Titel: Söhne des Ra. Wie im Ra die Sonne, so wurde in der Göttin Nut das blaue Himmelszelt verehrt, und die Göttin als ein blaues, mit Sternen besäetes Weib abgemalt. Neben ihnen sind noch zu nennen die Göttinnen Neïth (das verschleierte Bild zu Saïs) und die Göttin Pacht.

Die Feste der Göttinnen wurden mit besonderer Feierlichkeit begangen. Herodot erzählt, daß in Saïs alljährlich ein großartiges Lampenfest gefeiert worden sei; unzählige von Lampen wurden mit anbrechender Nacht vor dem Tempel angezündet. Wer sich nicht in Saïs hatte einfinden können, zündete wenigstes der Göttin Neïth in seinem Hause eine Lampe an.

Zum Feste der Göttin Pacht schifften sich große Schaaren auf Flößen aller Art nach Babustis. Viele der Weiber machten auf Klappern einen gewaltigen Lärmen, Andre flöteten, noch Andre sangen und klatschten mit den Händen dazu. Die Hauptfeier in Babustis bestand in großen Opferungen. Herodot bemerkt, es sei bei demselben mehr Rebenwein daraufgegangen, als im ganzen übrigen Jahre zusammengenommen, und es seien zu Zeiten gegen 700,000 Menschen zum Feste herbeigeströmt.

Was Ptah für Unterägypten galt, das galt Ammon für Oberägypten; ferner nahmen hier die Stelle des Sonnengottes Ra die Götter Mentu und Atmu ein, von denen der eine die aufgehende, der andre die untergehende Sonne bedeutete. Für Oberägypten ist endlich noch zu nennen Kneph, der Gott der Ueberschwemmung. In diesen Göttern wurden ursprünglich Sinnbilder des Feuers, des Lichts, der Sonne, des Himmels, der Ueberschwemmung und der Fruchtbarkeit verehrt.

Der Kampf der Naturkräfte rief die sinnige Göttersage von Osiris und Isis hervor, die durch das ganze Land die Grundlage des allgemeinen Gottesdienstes bildete. Die Sage ist folgende:

Seb und Nut, der Gott des Sternenhimmels und die Göttin des Himmelszeltes, hatten vier Kinder, den Osiris und die Isis, den Typhon (Set) und die Nephtys. Osiris und Isis waren die Wohlthäter der Menschheit, Geschwister und Gatten zu gleicher Zeit.

Osiris gab dem Volke die ersten Gesetze und lehrte ihm die Benutzung des Feuers, die Bestellung des Ackers und die Verehrung der Götter. Da verschwor sich Thyphon mit zweiundsiebenzig Männern gegen ihn. Sie ermordeten den Osiris, legten seinen Leichnam in einen Sarg und warfen denselben in den Nil; dieser trieb ihn in das Meer. Als Isis vernahm, was geschehen war, legte sie Trauergewänder an, begab sich nach der Meeresküste und suchte daselbst unter Wehklagen die Leiche des Geliebten. Sie fand dieselbe, führte sie zurück und betrauete sie, wie die Sitte es gebot. Horos aber, der Sohn des Osiris und der Isis, beschloß, den Tod des Vaters, der seitdem in der Unterwelt herrschte, zu rächen, zumal Osiris ihn dazu ermahnte, und es gelang ihm, den ruchlosen Thyphon und seine zweiundsiebenzig Gesellen in die Wüste zu verjagen. Seitdem herrscht Horos als der Letzte der Götter in Aegypten.

Diese Göttersage stellt in sinniger Weise das Naturleben des Nilthales dar: Osiris ist der Gott des Lebens, Thyphon der

der Zerstörung, die zweiundsiebenzig Genossen des Thyphon sind die zweiundsiebenzig Tage der Gluthitze und Dürre, während deren in Aegypten das ganze Naturleben ertödet zu werden scheint. Isis, die das Land darstellt, sehnt sich unter Wehklagen nach der Befruchtung, dem Segen des Wassers, welches in Osiris verkörpert ist. Horos, der lebensvolle Frühling, überwindet den Thyphon, denn Osiris ist nicht todt, er hat selbst den Sohn gemahnt zum Kampf gegen Thyphon und seine Gesellen.

Darstellung der menschlich gebildeten Gottheiten mit Thierköpfen, aller, außer Osiris; der Gott, der das Richteramt über die Seelen übte, ist nur Mensch. In jedem Thiere wohnte dem Aegypter etwas Göttliches; einige, Stier und Bock, waren unmittelbare Sinnbilder der Naturkraft; in allen aber konnte die Seele eines Vorfahren weilen auf ihrer sühnenden Wanderung.

Diesen Glauben beutete die Priesterschaft aus, indem sie neben dem Gottesdienst einen Thierdienst einführte. Es wurden gewisse Thiere für heilig erklärt (der Apis, der Stier, der Hund, die Katze, eine Schlangenart und ein Käfer), und die Opfer und Geschenke, die diesen Thieren gebracht wurden, kamen den Priestern zu Gute.

An einzelnen Orten wurden sogar gefährliche Raubthiere, u. A. das Krokodil, angebetet.

Die Verehrung der heiligen Thiere erzeugte im Volke die seltsamsten Sitten; Herodot und Diodor erzählen davon Wunderdinge. Wenn ein Feuer ausbrach, so kümmerten sich die Aegypter viel weniger um die Löschung desselben, als um die Katzen, die sich in dem Gebäude befanden, und suchten zunächst diese zu retten.

Starb in einem Hause eine Katze, so schoren sich die Hausbewohner die Augenbrauen, starb ein Hund, so wurde auch das Haupthaar geschoren. Die Leichen der Thiere wurden einbalsamirt und feierlich in schönen Särgen beigesetzt. Todesstrafe stand auf den Mord eines heiligen Thieres, selbst Unvorsichtigkeit galt nicht als Milderungsgrund. Der Glaube an die Heiligkeit der genannten Thiere war so sehr in das Volk gedrungen, daß zu einer Zeit, in der den Aegyptern Alles daran liegen mußte, sich mit den Römern in ein gutes Vernehmen zu setzen, sie dennoch einen Römer ermordeten, weil derselbe unvorsätzlich eine Katze getödtet hatte.

Unter den Thieren ward das Rind am meisten verehrt. Dem Ra wurde in Heliopolis ein weißer oder gelber Stier, Mnevis genannt, gehalten, dem Ptah zu Memphis ein schwarzer Stier, der Apis genannt ward. Der Apis galt den Aegyptern als das heiligste Thier; man glaubte, wie Carière behauptet, ihn empfange die Kuh durch einen Blitz, der vom Himmel herniederfahre. Er mußte außer der schwarzen Farbe noch bestimmte Zeichen haben: einen weißen Fleck auf der Stirn, eben solchen Fleck auf den Rücken, zweifarbige Haare an der Schweifspitze und ein Gewächs unter der Zunge, das dem als heilig verehrten Käfer ähnlich sah.

Zwei Gemächer waren ihm im Tempel zu Memphis als Wohnung angewiesen; sie war umgeben von Tummelplätzen, Spaziergängen und Ställen für die heiligen Kühe. Je nachdem er nun seine Gemächer wechselte, seine Gänge machte oder der Art, in der er Nahrung aus der Hand des Fragenden nahm, gab er Orakel, dessen Deutung den Priestern oblag. Oder der Fragende nahete sich ihm betend, hielt sich hierauf die Ohren zu und begab sich auf einen Spielplatz der Kinder. Was er hier nun zuerst vernahm, deutete er als göttlichen Ausspruch. Ging die Kunde durch das Land, daß ein neuer Apis geboren sei, so strömte das Volk in feierlichen Zügen nach Memphis. Hier ward ein großes Fest gefeiert, dessen Anfang darin bestand, daß man unter Gebeten und mancherlei Gebräuchen zwei Schalen, eine goldene und eine silberne in den Nil warf. Dann wurde der junge Apis sieben Tage lang im Land herumgeführt; dabei wechselten vielfach Gebete, Opfer und Tänze.

Starb der Apis, so gab es allgemeine Landestrauer, die siebenzig Tage hindurch währte. Die Leiche des Thieres wurde einbalsamirt und unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. Danach galt es, einen neuen Apis zu finden. Wurde ein Stierkalb gefunden, das jene Zeichen an sich trug, so war die Freude groß durch das

ganze Land; ein Boot mit einer vergoldeten Kapelle trug den jungen Stier nach Memphis, wo er mit großen Feierlichkeiten empfangen und in den Tempel geleitet ward. In neuerer Zeit sind nicht weniger als vierundsechszig Apis-Mumien, in schön gearbeiteten granitenen Särgen liegend, zu Tage gefördert worden.

Die heiligen Thiere wurden in den Tempeln gefüttert, gebadet, gesalbt, Speise- und Trankopfer wurden ihnen vom Volke gebracht, wie auch Schmucksachen aller Art. In einer ägyptischen Schrift, in der das Innere eines Tempels geschildert wird, heißt es: Das innerste Heiligthum ist mit golddurchwirktem Zeuge verhüllt; nimmt der Priester die Umhüllung hinweg, so sieht man eine Katze, ein Krokodil oder eine Schlange sich auf Purpurdecken wälzen.

Todtengerichte.

In jenen Todtenstädten fanden aber nur Diejenigen in den Mumienreihen einen Platz, die im Leben nichts Schändliches begangen hatten. Um darüber zur Entscheidung zu gelangen, wurde über jeden Verstorbenen ein Todtengericht gehalten.

Dies Todtengericht war zugleich ein Bild des unvermeidlichen Gottesgerichts des Osiris, des Untrüglichen, Wahren.

Sobald ein Aegypter gestorben war, brach unter der weiblichen Verwandtschaft gewaltiger Jammer aus, die männlichen und weiblichen Anverwandten des Verstorbenen durchzogen wehklagend, und sich die entblößte Brust schlagend, die Stadt. Darauf wurde der Tode zu den der Priesterkaste zugehörenden Einbalsamirern gebracht, deren Geschäft kunstreich, aber auch sehr einträglich war. Es gab drei Arten der Einbalsamirung, die sich natürlich auch im Preise unterschieden. War der Handel abgeschlossen, so gingen die Priester mit Sorgfalt an ihr Werk. Während bei der theuersten Einbalsamirung kostbare Spezereien verwandt wurden, legte man die Leiche, für die die letzte Klasse gewählt worden war, nur auf eine Zeit von vierzig Tagen in Natron. Dann wurde sie gewaschen und mit Binden, welche mit Gummi bestrichen waren, umwickelt und auf der Brust der Käfer des Ptah oder ein offenes Auge angebracht, um das Wiedererwachen der Seele anzudeuten. Besonders vornehme Leichen wurden mit einer aus zusammengeleimtem Kattun und einem Gazeüberzug bestehenden Maske umhüllt, die das gemalte Gesicht der Verstorbenen trug.

So war denn die Mumie vollendet. Diese legte man demnächst in einen Sarg, der aus einer einfachen oder doppelten Kiste von Holz, bei Vornehmen aus einer schön geschnitzten Kiste von Sycomorenholz bestand. Diese wurde umschlossen von einem Granitsarg, dessen Deckel so kunstvoll eingefügt war, daß er meist kaum ohne Zertrümmerung des Ganzen geöffnet werden konnte. Auf den meisten Steinsärgen befanden sich Götterbilder, Gebete und Name des Verstorbenen.

Nun ward die Leiche in dem geschlossenen Sarge öffentlich ausgestellt, und ein Jeder hatte das Recht, den Verstorbenen wegen einer schlechten Handlung anzuklagen. Den Anklägern antworteten Vertheidiger. Der Hinblick auf diesen Gebrauch war für den Lebenden eine beständige Mahnung zur Tugend; ein Jeder, selbst der König, war dem Todtengerichte unterworfen.

Der Leichenzug war ein sehr feierlicher; voran gingen die Tempeldiener, einen jungen Stier führend, der zum Opfer dienen sollte, dann folgten Tempeldiener, die des Verstorbenen Lieblingsgeräthe oder die Zeichen seines Standes trugen. War er z. B. ein Kriegsbefehlshaber gewesen, so folgte der Streitwagen. Dann kamen gemiethete Klageweiber, Krieger mit Palmenzweigen und die Dienerschaft des Verstorbenen, dann die Priester. Ihnen folgte eine von Ochsen gezogene Schleife, auf der sich der Sarg in einer Barke befand, um anzudeuten, daß die Seele des Todten auf einer Barke in die Unterwelt schifft. Die Familie und die Freunde des Verstorbenen schlossen den Zug.

Nach dem Stieropfer und nachdem den Göttern Weihrauch angezündet worden war, brachte man dem Todten Spenden,

sang ihm sein Ruhelied und flehete die Götter an, ihn in die Gefilde der Seligen aufzunehmen.

Die Leichen der Aermeren hatten keine besonderen Grabkammern; sie wurden gemeinschaftlich in großen Grotten beigesetzt. Die Grotten gehörten bestimmten Tempeln, an die ein Jeder, der eine Leiche beisetzen ließ, eine Abgabe zu entrichten hatte.

Das Todtenbuch.

Neben den Geräthschaften, die der Verstorbene im Leben besonders gebraucht hatte, wurde ihm das sogenannte Todtenbuch mit in den Sarg gelegt, eine Papyrusrolle, auf der neben den Gebeten, die der Todte in der Unterwelt zu halten hatte, Kunde über das Jenseit gegeben ward.

Für jede Seele kommt der Tag des Gerichts. Dann muß sie eintreten in den Vorhof der Götterwelt und findet dort Osiris in Mumiengestalt, die Krone auf dem Haupte, die Geißel in der Hand. Osiris sitzt auf einem Throne, der umwogt ist von dem Wasser des Lebens, aus welchem herrliche Lotusblumen hervorsprießen; zweiundvierzig Geister der Unterwelt sitzen im Kreise um Osiris, sie sind geschmückt mit Straußenfedern, den Zeichen der Wahrheit und Gerechtigkeit, sie sollen Gericht halten über den Todten; zweiundvierzig ist ihre Zahl, wie die Zahl der Todsünden der Aegypter.

Nun bittet die Seele den göttlichen Richter um Aufnahme in das Reich der Seligen und giebt die Versicherung ab, daß sie keine der zweiundvierzig Todsünden begangen habe. Aber die Worte genügen dem Gotte nicht, auf der Waage der Gerechtigkeit wird das Herz des Verstorbenen gewogen, in der einen Schale liegt dasselbe, in der andern die Straußenfeder der Wahrheit und des Rechts. Wehe dem Verstorbenen, wenn sein Herz zu leicht befunden wird! Dann wird er hinabgestoßen in das Reich der Finsterniß. Mit Schwertern bewaffnete Dämonen stehen vor den einzelnen Eingängen der Hölle; die Verurtheilten werden auf schauerliche Art gequält und für ihre Sünden bestraft. Diese werden, mit dem Kopf nach unten, an Pfähle gebunden und von feuerrothen Teufeln mit Schwertern zerfleischt, Jenen wird das Haupt abgeschnitten oder das Herz herausgerissen, Andre werden über dem Feuer gebraten, noch Andre in Kesseln gekocht.

Ist aber das Herz nicht zu leicht befunden worden, so erhält die Seele die Straußenfeder der Gerechtigkeit, die sie vor den Ungethümen der Unterwelt schützt. Ein grauenhaft aussehendes, einem Nilpferde ähnliches Ungeheuer bewacht mit aufgesperrtem Rachen den Eingang der Unterwelt; zur Seite lagern ihm andre Ungethüme, an Gestalt Schlangen und Krokodilen gleichend. Aber die scheußlichen Unthiere haben keine Macht über die gerechte Seele; sie schreitet an ihnen vorüber, und es öffnen sich ihr die seligen Gefilde des Sonnengottes.

Kasten.

Alle Aegypter waren in Stände getheilt, die man auch Kasten genannt hat, die Kaste der Priester, der Krieger, der Ackerbauer, der Handwerker und der Hirten. Die Wahl des Lebensberufes hing nicht von der Lust oder dem Geschick zu einem besonderen Fache ab; es mußte vielmehr ein Jeder das werden, was sein Vater war oder gewesen war. Alles Land war in drei Theile getheilt; der eine Theil gehörte dem Könige, der andre den Priestern, der dritte den Kriegern. Die Ackerbauer besaßen kein eigenes Land, sondern mußten es für die Andern bestellen; die Hirten waren die verachtetsten Leute im Lande. Deshalb wurde ja auch das Hirtenvolk der Israeliten von den Aegyptern so tief verachtet.

Die geehrteste Kaste war die der Priester. Sie waren die Erzieher und Räthe des Königs, sie gaben die Gesetze und richteten das Volk nach diesen Gesetzen. Sie

waren die einzigen Gelehrten im Lande, die Pfleger der Künste und die Aerzte des Volkes; ein jeder Arzt hatte es aber nur mit einer Krankheit zu thun. Bei ihren Kuren waren sie auf bestimmte Bücher verwiesen. Mißglückte die Kur, so war der Arzt straflos, sobald er nachweisen konnte, daß er sich an das genau vorgeschriebene Verfahren gehalten habe; Abweichungen wurden streng geahndet, selbst wenn der Erfolg für den Kranken ein guter war. Von ihrer Kenntniß der Naturkräfte zeugen die Wunder, die sie vor den Augen des Moses verrichteten. Das Volk fürchtete sie als Zauberer.

Starb ein Herrschergeschlecht aus, so wählte man den neuen König aus einer der beiden Kasten, aus den Priestern oder Kriegern. Fiel die Wahl auf einen Krieger, so wurde derselbe sogleich in die Priesterkaste aufgenommen und in die Geheimnisse derselben eingeweiht, da das Königthum die priesterliche und weltliche Macht in sich vereinigen sollte.

Der Oberpriester wohnte am Hofe des Königs; die Söhne der Priester hatten die vornehmsten Stellen bei Hofe; mit ihnen wurden die Prinzen erzogen. Des Oberpriesters Pflicht war es, darauf zu achten, daß der König genau den seit uralten Zeiten geltenden Gewohnheiten gemäß lebte. Alle Stunden des Tages sowohl wie der Nacht waren für die Beschäftigung des Königs unabänderlichen Bestimmungen unterworfen. Bei Tagesanbruch erhob er sich von seinem Lager, nahm die von allen Seiten eingelaufenen Briefe, Bittschriften und Regierungsberichte entgegen, wusch sich hierauf, legte den königlichen Schmuck an und opferte den Göttern. Bei diesem Opfer stellte sich der Oberpriester neben den König, betete mit lauter Stimme vor dem Volke und flehete, daß dem Könige Gesundheit und alle andern Güter verliehen werden möchten, wenn er seine Verpflichtungen gegen die Unterthanen erfülle. Er zählte alle Tugenden des Königs auf, rühmte, wie großmüthig, menschenfreundlich, mäßig, gerecht und edelgesinnt er sei, rühmte seine Wahrhaftigkeit, seine Freigebigkeit u. s. w.; wenn aber eine Anklage gegen den König gerichtet werden könne, so treffe diese niemals die geheiligte Person desselben, sondern nur die, welche ihm zum Bösen gerathen hätten, und welche daher für den Schaden verantwortlich seien.

Bürgerliche Gesetzgebung.

Die Aegypter besäßen zweiundvierzig heilige Bücher. Diese heiligen Bücher, in welchen angeblich die Offenbarungen der Götter von den Priestern ihre Aufzeichnung gefunden hatten, enthielten nicht nur die Religionslehren der Aegypter, sondern auch die Lehren der Wissenschaft und die bürgerliche Gesetzgebung; die letztere füllte acht Bücher.

Die Priester waren Bewahrer, Ausleger und Anwender der Gesetze, aus ihnen wurde der höchste Gerichtshof, der aus dreißig Richtern bestand, zusammengesetzt.

Diodor schildert uns die Verhandlungen dieses Gerichtshofes. Lag eine Sache vor, und traten die dreißig Richter zusammen, so wählten sie zunächst aus ihrer Mitte einen Oberrichter. Er empfing eine goldne Kette mit einem Bilde aus kostbaren Steinen, die Wahrheit genannt. That er die Kette um, so begann die Verhandlung. Der Kläger hatte seine Sache schriftlich vorzulegen. Die Schrift empfing der Verklagte und mußte sie an Ort und Stelle Punkt für Punkt schriftlich beantworten. Der Kläger antwortete wieder, worauf die Schrift noch einmal in die Hand des Verklagten ging, um, so weit es ihm nothwendig erscheine, Gegenbemerkungen beizuschreiben. Darauf empfingen die Richter die Schrift, gaben ihre Erklärungen ab und fällten den Spruch.

Aus dieser Darstellung ist zu ersehen, daß die betheiligten Parteien vor Gericht nicht sprechen durften. Die Aegypter glaubten, wie uns Diodor erzählt, daß durch die Reden der Sachwalter die Rechtsverhältnisse verdunkelt würden, daß Kunstgriffe der Redner, der Zauber des Geberdespiels, die Thränen der Bedürftigen oder der Heuchler verwirren könnten; nur

wenn die Parteien schriftlich ihr Recht geltend machten, ließe sich ein sicheres Urtheil fällen, dann sei nicht zu befürchten, daß der freche und heuchlerische Lügner den bescheidenen Wahrheitsfreund besiege.

Die Gesetze selbst sind zum Theil höchst merkwürdiger Art. Auf den Meineid stand Todesstrafe. Wer einem von Räubern auf der Landstraße bedrohten Menschen nicht Beistand leistete, wurde hingerichtet; war ihm Hülfsleistung unmöglich, und unterließ er die sofortige Anzeige des Vorfalls, so erhielt er Geißelhiebe, und es wurde ihm drei Tage lang alle Nahrung entzogen. Wer einen Andern fälschlich anklagte, hatte die Strafe zu erleiden, die den Verleumdeten getroffen hätte, wenn er schuldig befunden worden wäre. Jeder war verpflichtet, vor der Obrigkeit zu melden, womit er seinen Unterhalt erwerbe; eine falsche Angabe oder Betrieb eines Gewerbes, das seiner Kaste nicht verstattet war, wurde mit dem Tode bestraft. Auch auf den Mord eines Sclaven stand der Tod. Auf's Härteste ward der Elternmord geahndet. Demjenigen, der dieses Verbrechens sich schuldig gemacht hatte, wurden mit Angelhaken Stücke Fleisch vom Leibe gerissen, darauf wurde er auf Dornen gelegt und lebendig verbrannt. Dagegen bestrafte man Eltern, die ihre Kinder tödteten, nicht am Leben; ihre Strafe bestand darin, ununterbrochen drei Tage und drei Nächte lang den Leichnam in den Armen zu halten. Verräthern wurde die Zunge ausgeschnitten. Falschmünzern und Verfertigern falscher Maße, Gewichte und Siegel wurden beide Hände abgehauen. Der Ehebrecher bekam tausend Stockschläge, der Ehebrecherin wurde die Nase abgeschnitten.

In Bezug auf das Mein und Dein waren die Gesetze außerordentlich milde. Schuldhaft gab es nicht, der Gläubiger konnte sich nur an die Habe des Schuldners halten. Der Diebstahl war unter Innehaltung gewisser gesetzlicher Bestimmungen gestattet. Die Diebe bildeten eine geschlossene Zunft, sie hatten einen Diebeshauptmann und waren verpflichtet, bei diesem ihren Namen niederzulegen. Alles gestohlene Geld und Gut mußte dem Hauptmann eingeliefert werden. Sobald Jemand bestohlen worden war, wandte er sich an den Hauptmann und reichte ihm ein Verzeichniß der entwandten Gegenstände ein. Waren die Gegenstände beim Hauptmann eingegangen, so erhielt Jener sie wieder, sobald er den vierten Theil ihres Werthes dafür entrichtet hatte. Von dem auf diese Weise erworbenen Gelde wurde die Diebesbande besoldet.

Die Aegypter betrachteten den Diebstahl als ein Wagestück und achteten denjenigen Dieb hoch, der mit besonderer Kühnheit und Schlauheit zu stehlen verstand. Wie weit diese Hochachtung ging, zeigt uns eine Erzählung von Herodot.

König Ramses II. — so erzählt Herodot — besaß eine Fülle des Reichthums an Gold und andern Schätzen, wie kein späterer König. Um diese Schätze sicher aufzubewahren, ließ er ein steinernes Gemach erbauen, welches mit einem seiner Wände an den äußern Flügel seines Palastes stieß. Der Baumeister, erfüllt von Begier nach den Schätzen, fügte einen Stein derartig ein, daß er sich von zwei Männern leicht aus der Wand herausnehmen und auch wieder einsetzen ließ, ohne daß ein Merkmal zurückblieb. Als das Gemach fertig war, wurde es mit den Schätzen des Königs gefüllt. Doch konnte der Baumeister die Frucht seiner List nicht ernten; er erkrankte und starb. In seiner Sterbestunde aber hatte er das Geheimniß seinen Söhnen anvertraut. Als nun der Vater einbalsamirt und in dem Felsengrabe beigesetzt war, machten sich die Söhne zur Nachtzeit auf, fanden den künstlichen Stein und raubten eine Menge Schätze. Der König entdeckte den Diebstahl, da er aber die Siegel an der Thür unversehrt und die Thür verschlossen gefunden hatte, und auch der Boden und die Wände sich als unversehrt erwiesen, so war ihm das Geschehene geradezu räthselhaft. Sein Erstaunen wuchs, als er fand, daß der Diebstahl wiederholt ward. Nun beschloß er, List mit List zu begegnen. Er ließ künstliche Schlingen verfertigen und sie derartig um die Gefäße der Schatzkammer legen, daß derjenige, der ihnen nahe kam, gefangen werden mußte.

In der folgenden Nacht wiederholten die Brüder ihren Diebesgang. Der voran schlüpfte, ward von der Schlinge erfaßt.

Da er sich nicht zu befreien vermochte, bat er den Bruder, sich ihm vorsichtig zu nahen, ihm den Kopf abzuschneiden und diesen mitzunehmen. Denn, sagte er, sterben muß ich nun doch, und wenn man mich findet, erkennt man mich an meinem Kopfe, und dann ist obendrein auch dir der Tod gewiß. Den Wünschen des Gefangenen entsprach der Bruder und flüchtete darauf mit dem abgeschnittenen Kopfe.

Als der König am folgenden Morgen in seine Schatzkammer trat, sah er zu seinem höchsten Erstauen in einer Schlinge einen kopflosen Rumpf, das Gemach war aber völlig unbeschädigt, wie immer. Daß der Gefangene einen Mitschuldigen gehabt, konnte nicht zweifelhaft sein, denn es mußte ihm doch Jemand den Kopf abgeschnitten und denselben mitgenommen haben. Der König brannte vor Begierde, den schlauen Dieb zu entdecken. Der Leichnam des Getödteten wurde an der Mauer aufgehängt; Wächter, die daneben aufgestellt waren, hatten den Befehl empfangen, ein aufmerksames Auge auf das sich nahende Volk zu haben und einen Jeden, den sie etwa weinen und wehklagen sähen, zu ergreifen und dem Könige vorzuführen.

Als die Mutter der Diebe davon vernahm, verfiel sie in großes Herzeleid, und sie drohete dem Mörder, Alles dem Könige anzuzeigen, wenn er ihr nicht die Leiche schaffe, damit sie dieselbe bestatten könne.

Da ersann der Dieb eine neue List. Er belegte einige Esel mit Schläuchen, die mit Wein gefüllt waren, und trieb sie — es geschah dies zur Abendzeit — an der Wache vorüber. Als er sich den Wächtern gegenüber befand, öffnete er einige der Schläuche, that nun ganz verzweifelt und lief von einem Schlauche zum andern, sich scheinbar mühend, dieselben zu schließen. Die Wächter lachten über den albernen Eseltreiber; sie liefen herzu, fingen den Wein auf und tranken; zugleich suchten sie den Beschädigten zu trösten und luden ihn ein, mit zu trinken. Er stellte sich nun, als werde er ruhiger, unterhielt sich mit den Wächtern, und lagerte sich unter Scherzreden mit ihnen, ja er holte sogar einen neuen Schlauch herbei und spendete seinen Inhalt den Wächtern. Es währte nicht lange, so waren die Wächter übermäßig trunken. Inzwischen war es Nacht geworden. Da nahm der Listige den Leichnam, legte ihn auf einen Esel und führte ihn, nachdem er noch einem jeden der Wächter zum Schimpf den Bart gestutzt hatte, von dannen.

Eine derartige Kühnheit und Schlauheit steigerte den Wunsch des Königs, den Dieb kennen zu lernen, bis zur heftigsten Begier. Er gab nun seiner Tochter einen eigenthümlichen Befehl. Sie sollte in einer auf öffentlichem Markte stehenden Bude einem jeden Manne, der ihr den schändlichsten Streich seines Lebens erzähle, ein kostbares Geschenk geben. Da werde dann, meinte der König, der Dieb kommen und seine Geschichte erzählen; ihn solle sie ergreifen und Hülfe herbeirufen.

Als der Dieb von dem wahrnahm, was auf dem Markte geschah, erkannte er sogleich, daß es auf ihn abgesehen sei. Er lachte dazu und hoffte den König noch einmal zu überlisten. Sogleich schnitt er einen Arm von dem Leichnam, nahm ihn unter den Mantel und begab sich zur Königstochter. Auf ihre Frage erzählte er, sein schändlichster Streich sei der, daß er seinem Bruder in der Schatzkammer des Königs den Kopf abgeschnitten, sein klügster, daß er den Leichnam desselben von der Mauer herunter genommen habe.

Nun griff die Königstochter mit beiden Händen zu, um den Dieb festzuhalten. Dieser aber hielt ihr den Arm des Todten hin, und als sie nun um Hülfe rief, da eilte der Dieb hinweg, und sie hielt den starren Todtenarm in ihren Händen.

Nun ließ der König öffentlich verkündigen, daß der Dieb von aller Strafe frei sein solle, wenn er sich melde. Da fand sich denn der Schlaue am Hofe des Königs ein und erntete Lob und Bewunderung, ja der König gab ihm sogar seine Tochter zur Frau. Denn, sagte er, die Aegypter sind klüger als alle andre Menschen, du aber bist der Klügste unter den Aegyptern!

Es bleibe dahingestellt, wie viel oder wie wenig historische Wahrheit dieser Geschichte zu Grunde liegt; sicher aber ist es, daß sie die Denk- und Sinnesweise der Aegypter in Bezug auf das Mein und Dein getreu abspiegelt.

Aegypten unter den letzten Pharaonen.

Mit dem Tode des großen Ramses (1328 v. Chr.) hatte Aegypten aufgehört, die erste Großmacht der alten Welt zu sein. Es verfließt eine Zeit von mehr als ein halbes Jahrtausend ohne Thaten und Andenken, bis Aegypten um das Jahr 745 von einem großen Unfall getroffen ward.

Die Aethiopier fielen in das Land, eroberten es, und der Fürst derselben, Sabako, bestieg den Thron des Landes. Funfzig Jahre währte die Herrschaft der äthiopischen Fürsten über die Aegypter. Da erhoben sich die Nachkommen der gestürzten einheimischen Königsfamilie, vertrieben den Feind und machten damit das Land wieder frei. Nun herrschten zwölf Fürsten abgesondert im Lande, bis sie zusammentraten und ein Bündniß mit einander schlossen. Als Zeichen und Denkmal der gemeinsamen Herrschaft und der wieder hergestellten Einheit des Landes unternahmen sie es, den großen Reichspalast zu Amenehma, das Labyrinth, wieder herzustellen.

Einer der zwölf Fürsten, Psammetich mit Namen, hatte den meisten Anspruch auf die Herrschaft, weshalb die übrigen Fürsten argwöhnisch gegen ihn waren und endlich beschlossen, ihn zu vertreiben. Herodot berichtet darüber Folgendes: Bei einem gemeinsamen Opfer der zwölf Fürsten geschah es von ohngefähr, daß der Priester nur elf goldene Opferschalen herbei brachte, und Psammetich seinen Helm vom Haupte nahm und aus diesem das Trankopfer spendete. Da gedachten die Fürsten einer Weissagung, welche ihnen früher zu Theil geworden war, daß derjenige von ihnen, welcher aus einer ehernen Schale opfern werde, die Herrschaft über ganz Aegypten gewinnen solle, und sie verbannten Psammetich in die Sümpfe am Meer. Psammetich aber wollte Rache nehmen an seinen Verfolgern und ließ das Orakel in Buto fragen, was er thun solle. Ihm ward die Antwort: Also lautet der Götterspruch: Eherne Männer, die von der See kommen, werden dich rächen. — Bald darauf landeten Jonier und Karier, nach Sitte der Griechen in Erz gerüstet, und begannen die Felder zu plündern. Psammetich gewann die geharnischten Männer zu Freunden, und mit ihrer Hülfe vertrieb er seine Mitkönige. So ward er Alleinherrscher. Aus Dankbarkeit bewilligte er den Griechen Wohnplätze an der Nilmündung, den Fremden überhaupt erlaubte er in ägyptische Häfen einzulaufen, und so entstand ein lebhafter Handelsverkehr, besonders mit Griechenland. Auch bildete sich jetzt eine neue Kaste, die der Dolmetscher. Das bisher verschlossene Aegypten ward seitdem von vielen Fremden besucht, nicht blos des Gewinnes halber, sondern auch um der Weisheit willen, die bei dem hochgebildeten Volke zu finden war.

Psammetich starb 616 v. Chr., und es folgte ihm in der Herrschaft sein Sohn Necho, der nach den Grundsätzen seines Vaters regierte. Hatte Psammetich die Häfen des Delta den Ausländern eröffnet, so faßte dieser den Plan, den Seehandel des Mittelmeeres mit dem Verkehr auf dem arabischen Meerbusen in eine directe Verbindung zu setzen. Schon Ramses der Große hatte, um diesen Zweck zu erreichen, an einem Kanal, der den Nil mit dem arabischen Meerbusen verbinden sollte, arbeiten lassen. Necho ließ die Arbeiten wieder aufnehmen. Allein auch er brachte das Riesenwerk nicht zu Ende. Es wird erzählt, er habe die Arbeiten einstellen lassen, weil ihm geweissagt worden sei, daß er für die Barbaren arbeite. Strabo giebt den Tod des Königs als alleinige Ursache der Unterbrechung jener Arbeiten an.

Necho nahm phönicische Männer in seinen Dienst und gab ihnen auf, von dem rothen Meere aus Afrika zu umsegeln. So schnell, als heutigen Tages, ging es damit zu jener Zeit freilich nicht. Von Zeit zu Zeit landeten die Schiffenden in einer Bucht, baueten sich Hütten,

säeten Getreide und warteten so lange, bis dasselbe neue Frucht trug. Nach Herodot kamen sie im dritten Jahre glücklich durch das mittelländische Meer wieder in Aegypten an. Herodot berichtet weiter darüber: Und sie erzählten, was mir unglaublich ist, vielleicht aber einem Andern nicht, wie sie um Libyen (Afrika) herumgeschifft, hätten sie die Sonne zur rechten Hand gehabt. — Gerade aber mit dieser ihm unglaublich erscheinenden Angabe der Phönicier beweist Herodot die Umschiffung Afrika's. Sobald die Mittagslinie überschritten war, mußten die Schiffenden die Sonne im Norden, d. h. zur Rechten erblicken, was dem Herodot nach griechischer Vorstellung der Sonne und Erde allerdings unmöglich erscheinen konnte.

Necho war auch kriegerisch und drang erobernd bis an den Euphrat vor; dort ward er von Nebukadnezar, dem Könige von Babylon, geschlagen und mußte sich zurückziehen. Unter seinen Nachfolgern sank das Reich mehr und ward endlich (525 v. Chr.) eine Beute der Perser.

Schlußwort.

Schauen wir unbefangenen Blickes auf die Geschichte des Landes zurück, so müssen wir sagen: In dem eigenthümlichen Leben der Aegypter entwickelten sich reiche Keime der Bildung, allein das Kastenwesen hemmte sie zumeist in ihrem Wachsthum und Gedeihen. Einem andern Volke, den Griechen, war es vorbehalten, viele der in Erstarrung gehaltenen Keime geistigen Lebens zu voller Entfaltung zu bringen. Nach dem Ausspruche eines weisen Mannes (Hegel) erscheint das geschichtliche Leben Aegyptens als eine Verpuppung des menschlichen Geistes, der später in Griechenland als schöner, farbiger Schmetterling seine Mumien-Hülle verließ. Es ist damit die Zeit Griechenlands gemeint, in der Perikles an der Spitze des Staatswesens stand. Ueber diese Zeit werden wir weiterhin zu berichten haben.

Babylon.

Drittes Buch.

Chinesen, Mongolen, Tataren.*

Wenn die ersten Menschen während der Gestaltung der Erdoberfläche geschaffen waren, so mußte das Land, wo sie wohnten, ein hochgelegenes sein, aber auch mild und fruchtbar, weil sonst die nackten hilfslosen Menschen, ohne Schutzmittel gegen den Hunger und die widrigen Einflüsse von außen, leicht ihren Untergang gefunden hätten. Solch ein Land finden wir in Asien. Mitten im Schooße der höchsten Gebirge liegt es, südwärts von den hohen Bergen geschützt; es heißt Kaschmir.

Fruchtbare und schöne Hügel sind mit höheren und höheren Bergen umschlossen, deren letzte sich, mit ewigem Schnee bedeckt, zu den Wolken erheben. Hier rinnen schöne Bäche und Ströme; das Erdreich schmückt sich mit gesunden Kräutern und Früchten; Wiesen und Gärten stehen in erquickendem Grün; mit Viehweiden ist Alles überdeckt; giftige und wilde Thiere sind aus diesem Paradiese verbannt. Man könnte diese Gebiete die unschuldigen Berge nennen, auf denen Milch und Honig fließt; und die Menschengattung ist daselbst der Natur nicht unwerth. Die Kaschmirer werden für die geistreichsten Indier gehalten, zu Poesie und Wissenschaft, zu Gewerben und Künsten

* Nach Chr. Oeser, Weltgeschichte.

gleich geschickt, die wohlgebildetsten Menschen, und ihre Weiber oft Muster der Schönheit.*

J. Müller nennt das benachbarte Tibet die Wiege der Menschheit, wo Hochebenen von vierzehntausend Fuß Höhe noch heute von ackerbauenden Menschen bewohnt sind.

Ebenso mild und paradiesisch, wie Kaschmir, sind die südlichen Hochthäler, über die sich das Himalaya-Gebirge erhebt; alle Getreide- und Obstarten wachsen noch heutzutage dort wild, und wild leben dort alle unsere zahmen Thiere und Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde und Esel.

Andere suchen das Paradies oder den ersten Aufenthaltsort der Menschen in Mesopotamien, dem Lande zwischen dem Euphrat und Tigris, vermuthlich weil die erste Sagengeschichte, die auf uns gekommen ist, dort beginnt.

Von diesem Lande zogen die Menschen, als sie sich zu sehr vermehrten und die Thäler zu enge wurden, in alle Weltgegenden, bald als Jäger, bald als Hirten. Der östliche Zug ging in das schöne und fruchtbare Tiefland, welches später und noch heute China oder Sina heißt.

Dies ist das Land des Ackerbaues, denn hier sind die Ebenen blühender Getreide- und Reisfelder, prangende und von Früchten aller Art strotzende Gärten, die Wüsten hat man künstlich gewässert und zu blumigen Wiesen umgestaltet, wilde Gebirge in urbares Land verwandelt. Arbeit und Thätigkeit haben hier die Rohheit der Menschennatur um Vieles gemildert, weil diese aber seit Jahrtausenden fast nur beim Nützlichen stehen blieb, trat die Entwickelung der geistigen Kraft im Verhältniß zur physischen zurück. Anstatt sich zu tapferem Kampfe zu rüsten, führten die Bewohner Chinas eine Riesenmauer im Norden auf, welche die nördlichen Hirtenvölker abhalten sollte, in ihr schöngepflügtes Land einzubrechen. Allein die Mauer wurde von den Barbaren überschritten, und diese wurden die gebietenden Herren der Chinesen, mit welchen sie sich allmählich vermischten. Der Freiheitssinn erstarb in diesem Volke, und bis auf den heutigen Tag ist es dem strengen Gesetze eines Alleinherrschers unterworfen.

Fast ohne Geschichte, sind die Chinesen auf derselben Stufe geistiger Kultur stehen geblieben; die geistige Bildung wurde selbst durch ihre Sprache gehemmt — eine Sprache, die nicht mehr als 270 Wurzelsilben hat und blos durch verschiedene Zusammensetzung und Betonung alles Denkbare bezeichnet. Ebenso künstlich ist die mehr gemalte, als geschriebene Schrift, die aus 80,000 Charakteren besteht und also nur von wenigen Auserwählten erlernt werden kann. In manchen Künsten kamen sie nur ebenso weit, als spielende Kinder zu kommen pflegen; Trommeln, Kupferbecken, Triangeln, gellende Pfeifen und Trompeten sind ihre musikalischen Instrumente, und ein toller Lärm, nach dem Takte erhoben, gilt ihnen für Musik, die sie übrigens sehr lieben, wie sie auch ihre Hüte, Sonnenschirme, Sänften, Häuser, Thiere und Schiffe mit Schellen und Glöcklein behängen. Eine ihrer Lieblingskünste ist die Malerei, nur lieben sie in allen Zeichnungen die geraden Linien, eckige und winkelige Formen und dabei die grellsten Farben, auch Gold recht dick aufgelegt und Alles glänzend mit Lack überstrichen. Von vorzüglicher Güte aber sind ihre Farben und trefflich ihre Arbeiten in Porzellan und Webereien, wenn schon die Form wenig Geschmack verräth. Unnatürlich und geschmacklos legen sie auch ihre Gärten an, wo geometrisch abgezirkelte Beete, beschnittene Bäume und künstliche Felsen für schön gelten. Häßliche Gesichtszüge, Mißgestalten mit herabhängenden Bäuchen und lächerlich kleine Füße haben sie der Natur durch ihre Kleidertracht und Lebensweise abgetrotzt, weil sie sich so gefallen, und die schönen runden Formen voll Ebenmaß, wie sie bei geistig cultivirten Völkern sich finden, für häßlich halten.

Die Tracht ist Uniform, sagt M. Cariere, der Mensch wird eingekleidet, das Gewand bezeichnet Rang und Gewerbe; er soll sich nicht kleiden, wie es ihm gefällt; nicht einmal das Haar soll naturgemäß wachsen und frei ums Haupt wogen, es wird abrasirt und nur auf dem Scheitel bleibt so viel stehen, daß sich ein steifes Zöpflein daraus flechten läßt. Der schnelle Wechsel der Witterung treibt dazu, jacken- und

* Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

rockförmige Kleider wie Futterale über einander anzuziehen.

Poesie konnte bei diesem, nur auf das Praktische gerichteten Volke nicht aufkommen, das emsig hin und her rennend, gleich den Ameisen, nie zur ruhigen Beschauung, nie zur edlen Begeisterung sich erhob und weder Gefühl für wahre Selbstachtung, noch für Freiheit hatte. Ihre Staatsverfassung war (und sie ist so geblieben bis auf den heutigen Tag) auf blinden Gehorsam der Unterthanen gegen den Kaiser gegründet. Die Gesetzgebung erheischt zwar Sittlichkeit, doch ist diese Sittlichkeit nicht selbstständig, sondern erzwungen und bloß äußerlich. Jedes Vergehen ward mit Stockschlägen bestraft, die der höchste Staatsbeamte (Mandarin) ebenso leiden mußte, wie der unterste Sclave. Auch dies ist bis heut so geblieben. Wohl tauchten zuweilen Denker und Dichter auch unter diesem Volke auf, allein sie fanden nur wenig Bewunderung, weniger noch Nacheiferung. Einer ihrer größten Dichter war Confucius (Kong-fu-tse) der in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. lebte. Er war ein weiser und edler Mann, der viele reine Religionsbegriffe mit seiner Sittenlehre verband, doch ebenso wie Socrates die herrschende Volksreligion schonte. Es mögen hier einige Sprüche des Confucius (nach Uebersetzungen Schillers und Rückerts) eine Stelle finden.

Trachte, daß dein Aeußres werde
Glänzend und dein Innres rein;
Jede Miene und Geberde,
Jedes Wort ein Edelstein;
Um zu sein der Herr der Erde,
Gatte Wesenheit und Schein.

Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite,
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild ist sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Nur im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Mahnung.

Bedenke, was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern,
Der Himmel ändert seinen Rath
Auch über Königen und Ländern.

Der Himmel schaut in deinen Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst, da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.

Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss', in Allem, was du thust,
Du thust's vor seinem Angesichte.

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge steht,
Um den sich eine Blüthenranke windet.
Wie lieblich sich's füget, wie schön es ergeht,
Wenn Schönes mit Edlem sich findet und bindet.

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ragt,
Um den sich eine junge Ranke schlinget.
Wie hold es ergötzt, wie schön es behagt,
Wo Hoheit zu fesseln der Anmuth gelinget.

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge sprießt,
Um den sich eine zarte Winde schmieget.
O Seligkeit, die ihr Verbundenen genießt,
Von schmeichelnden Lüften des Glückes gewieget.

Kühne Völker waren es, die von der fruchtbaren und anmuthigen Hochebene, die oben geschildert wurde, in das nördliche Tiefland hinabstiegen, das sich westlich bis an das kaspische Meer und das Uralgebirge, nördlich und östlich bis an das Eismeer erstreckt. Sie erschraken nicht vor der ungeheuren Wüste, denn unermeßliche Sandsteppen werden hier nur selten von Oasen oder Grasplätzen unterbrochen; höher gegen Norden kommt noch eine erstarrende Kälte hinzu, da die Winde vom Eismeere her durch keine schützende Gebirgsmauer abgehalten werden.

Hier breiteten sich die zahllosen Nomadenvölker aus, die noch heut in einer Strecke, halb so groß als Europa, ohne Städte und Dörfer, mit ihren Heerden von Weideplatz zu Weideplatz ziehen.

Die Nomadenvölker sind die Mongolen, welche in dem unfreundlichen Lande und zerstreut unter dem Vieh leben, vielleicht auch wegen Mangel an Pflanzennahrung ihre schöne Körperbildung verloren haben.

Diese Barbaren waren für alle Welt höchst gefährlich, da sie im freien Nomadenleben ihre körperliche Kraft übten, während die andern Völker bei Ackerbau und milderer Gesittung verweichlichten.

Diejenigen Horden fanden freundlichere Weideplätze, welche von den Bergen nordostwärts hinabstiegen und dort in den Ebenen vom kaspischen See an bis Sibirien ihr Nomadenleben begannen. Diese Horden waren die Tataren —

etwas milder und menschlicher und edler von Gestalt, als die Mongolen.

Vielleicht gewaltsam vertrieben, oder Abenteuer suchend, oder aus Vorliebe für Jagd und Fischfang zogen aus der Mongolei und Tatarei einzelne Haufen bis nach Sibirien und Kamtschatka hinauf, wo unter erstarrender Kälte die schöne Menschengestalt zusammenschrumpfte.

Von hier aus mögen auch die ersten Menschen nach Amerika hinüber gekommen sein.

Indier.*

Das Land.

Wahrscheinlich früher als nach Norden und Osten, sind die Urmenschen in das paradiesische Tiefland hinabgestiegen, das sich südlich vom Himalaya-Gebirge bis zum Ocean erstreckt und Indien oder Hindostan heißt. Länger mag dieses Land unter Wasser gestanden haben, doch desto üppiger war der Boden nach dem Ablauf der Gewässer. Die Hitze wird durch mächtige Flüsse gemäßigt; hier sind Ganges, der Burremputer und der Sind oder Indus — Ströme, die vom Himalaya durch die dichten Palmen- und Bananenwälder herabströmen, bis sie die mit den prächtigsten Blumen und Blüthen geschmückten Ebenen erreichen, wo das Gras höher wächst, als im kalten Norden die Bäume, wo in unabsehbaren Flächen alle Getreidearten (besonders Reis) in schweren Halmen prangen. Der kräftige Boden zeugt die Palmen, die größten Pflanzen, die es auf Erden giebt, die Kokosnüsse, Datteln und andere kostbaren Früchte; die größten Thiere der Erde: Elephanten und Nashorn, wohl auch Tiger und in den Sümpfen und Flüssen Krokodile; die Bäume der dunkeln Wälder aber sind voll von Papageien und andern Vögeln und voll Affen aller Art. Wohl sind auch hier, fern von den Strömen, Einöden und Sandsteppen; doch diese sind erst den spätern Nachkommen bekannt geworden, als wilde Eroberer die Hindus allmählich aus ihren Paradiesesauen verdrängten.

Das Volk.

Kein Wunder, daß sich in diesem fruchtbaren Lande, — welches Alles, was zur Nahrung und Kleidung und andern Bedürfnissen der Menschen nöthig war, in solcher Fülle darbot, daß man bei dem Ueberflusse der wohlschmeckendsten und nährendsten Früchte, Getreidearten, Kräuter und Wurzeln weniger nach Fleischnahrung verlangte, — die ursprüngliche Schönheit der Menschen erhielt und noch erhält bis auf den heutigen Tag. Mag nicht auch die Nahrungsweise, durch die sie von der wilden Jagd und rohen Viehzucht abgezogen wurden, dazu beigetragen haben, daß die Hindus so sanft und mild geblieben sind?

Die Hindus sind der sanftmüthigste Stamm der Menschen. Kein lebendiges Wesen beleidigen sie gern; sie ehren was Leben bringt, und nähren sich mit der unschuldigsten Speise, der Milch, dem Reis, den Baumfrüchten, den gesunden Kräutern, die ihnen ihr Mutterland beut.**

Ihre Gestalt, sagt ein neuerer Reisender, ist gerade, schlank und schön, ihre Glieder fein proportionirt, ihre Finger lang und zart tastend, ihr Gesicht offen und gefällig; die Züge desselben sind bei dem weiblichen Geschlechte die zartesten Linien der Schönheit, bei dem männlichen einer männlich sanften Seele. Ihr Gang und ihr ganzes Tragen des Körpers ist im höchsten Grade anmuthig und reizend. Die Beine und Schenkel, die in allen nordöstlichen Ländern affenartig verkürzt waren, verlängern sich hier und tragen

* Nach Chr. Oeser, Weltgeschichte.
** Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

eine sprießende Menschenschönheit. Selbst die mongolische Bildung, die sich mit diesem Geschlechte vermählte, hat sich in Würde und Freundlichkeit verwandelt. Und wie die Leibesgestalt ist auch die ursprüngliche Gestalt ihres Geistes, ja — sofern man sie ohne den Druck des Aberglaubens oder der Sclaverei betrachtet — ihre Lebensweise. Mäßigkeit und Ruhe, ein sanftes Gefühl und eine stille Tiefe der Seele bezeichnen ihre Arbeit und ihren Genuß, ihre Seelenlehre und Mythologie, ihre Künste und selbst ihre Duldsamkeit unter dem äußern Joche der Menschheit. Glückliche Lämmer, warum konntet ihr nicht auf euerer Au der Natur ungestört weiden! —

Wohl hätte sich diese Unschuld der Sitten und Seelenruhe bei diesem lebenswürdigen Volke in einem Lande, wo Alles so wuchernd aufsprießt, nicht erhalten, wäre nicht frühzeitig bei einzelnen Weisen das Denken erwacht, hätte nicht ihre mitgetheilte Weisheit in den weichen Seelen des ganzen Volkes frühzeitig einen empfänglichen Boden gefunden. Früher als irgendwo, beseelt von dem Hauche der hier so gütig waltenden Natur, erhob sich im Volke das Nachdenken über das göttliche Wesen, Unsterblichkeit und Tugend.

Einer ihrer vorzüglichsten Lehrer war Brahma, der die Lehre eines göttlichen Urstoffs verkündete, welcher sich in der großen Natur in tausend und abermal tausend verschiedenen Gestalten verkörpert habe. So war denn die ganze Natur — Stein, Pflanze, Thier und Mensch — ein Theil der Gottheit.

Daher erklärt sich die göttliche Liebe, mit der die Hindus alle Mitgeschöpfe behandeln, das selige Versenken in das gesammte Leben der Natur; aber auch zugleich das Bestreben, durch Mäßigkeit und Mäßigung, durch Reinheit und Unschuld der göttlichen Natur würdig zu werden. Brahma selbst wurde von ihnen zum obersten Gott erhoben.

Als ein Reformator seiner Lehre trat später Gautama, genannt Buddha, auf, der sich für den Mensch gewordenen Gott Wischnu erklärte. Von der Fortdauer der Seele denken sie: der Körper, der nur die Hülle der Seele ist, stirbt, die Seele aber — unsterblich, weil sie göttlich ist — wandert in einen andern Naturkörper, in einen niedrigeren, weil sie für ihren sündigen Lebenswandel büßen soll. Erst nach einer Wanderung von tausend und abermal tausend Jahren kehrt die gereinigte Seele zur Gottheit zurück, von der sie ausgegangen ist. Nach dem Hinscheiden einer Seele beten die Angehörigen für sie, insbesondere kann der Sohn, der darum auch der Retter heißt, seine Eltern von der jenseitigen Wanderung befreien. Daher erklärt sich zum Theil auch bei den Brahmagläubigen die allgemeine Schonung der Thiere, die so weit geht, daß sie sich alles Fleisches enthalten und nur Blumenopfer ihrer Gottheit weihen.

Man sieht, wie viel Antheil an dieser Lehre die Phantasie hat, welche in dem paradiesischen Lande so mächtig angeregt wurde. In der That ist auch alle erdenkliche Schwärmerei bei diesem Volke zu finden. Hierher gehört besonders das Bestreben, durch Enthaltung und Entbehren seinem Körper Abbruch zu thun und so viel als möglich nur geistig zu leben, ja selbst das irdische Leben zu verachten und sich nach dem Tode zu sehnen. Uebrigens hat es unter den Indiern noch mehrere andre, unter sich sehr abweichende Religionssysteme gegeben, die alle darauf hinauskamen, das Göttliche zu ergründen. Sie alle haben das Eigenthümliche, daß sie das Erhabene und Edle mit dem Niedrigen und Gemeinen vermischen, neben einer ausschweifenden Phantasie auch ein tiefes Denken verrathen.

Mildthätigkeit, Aufopferung für die Brüder ist der Kern der Forderung Buddha's, ja nicht blos den Menschen, auch den Thieren soll unser Wohlwollen, unser Erbarmen gelten. Doch verlangt er mehr ein Dulden und Mitleiden, als ein selbstbewußtes Schaffen der Liebe. Dies hat jedoch bewirkt, daß seine Lehre unter rohen Völkern außerordentlich heilsam gewirkt hat.

Einige der Sprüche aus seinem Gesetze lauten:

Wenn tausend Worte reihten sich in deiner Sprüche leerem Schwall,
Viel besser ist ein Spruch voll Sinn, der einem Menschen Ruhe schafft.

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg,
Der Sieg deß, der sich selbst bezähmt, sich selber zu beherrschen weiß.

Ob einer hundert Jahre lebt, am Herzen matt, am Geiste schwach,
Viel besser ist ein einz'ger Tag, der feste Willenskraft bewähret.

Ueber die Tiefe des sittlichen Empfindens der Indier geben auch noch einige andre Spruchdichtungen Zeugniß:

Die Freundschaft mit dem Bösen,
Gleichgültigen und Guten
Sei dir nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Man sah die Spur nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und blieb ein Tropfen Thaues
Und glänzte perlengleich.

Er sank in eine Muschel
Zur segensreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

Ungebeten kommt die Sonne und erschließt der Blumen Kelch,
Und der Mond erquickt am Abend ungebeten sie mit Thau:
Ungebeten strömt der Regen allerquickend auf das Land,
Also thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

„Dies ist einer von uns, dies ist ein Fremder!“ so sprechen
Niedre Seelen. Die Welt ist nur ein ein'ges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschick, nimmt am Verhängnisse Theil.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrebt,
So vom Schicksal gebeugt strebet ein Edler empor.

Edler Menschen Sinn ist im Glücke lotosweich,
Aber wird beim Ungemach hart und stark, Felsen gleich

Erde, du Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du, Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank! Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und jetzt geh' ich zur andern Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Es war eine wunderbare Welt, sagt Max Duncker, welche die Phantasie der Brahmanen geschaffen hatte. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert, die Ueberwindung und Abtödtung des Fleisches befreite von den Schranken des individuellen Lebens, die Thaten der Heiligen griffen über die Grenzen der Erde hinaus, ihre Zaubereien schalteten mit den Gesetzen der Schwere, mit den Bedingungen der natürlichen Existenz nach Wohlgefallen. Die bunten Bilder, welche die Natur des Landes zuerst in dem Geist der Indier erweckt und erregt hatte, spiegelten sich allmählich immer krauser und sonderbarer in den Legenden von den Wunderthaten der großen Heiligen und Büßer. Ueber diesen Märchen, über den Wundern, welche auf Erden und im Himmel geschehen, vergaß das Volk den gedrückten Zustand, in welchem es lebte. Je länger die Indier in dieser Zauberwelt der Götter und Heiligen verweilten, um so gleichgültiger wurden sie auch gegen den wirklichen und prosaischen Zusammenhang der Dinge, um so stumpfer wurde der Sinn für das, was in der realen Welt vorging. Da die Götter und Geister nach den Legenden der Brahmanen beständig in das Leben der Menschen eingriffen, die Heiligen ohne Unterlaß den Himmel erschütterten, verschwammen allmählich die Grenzmarken beider Welten, Himmel und Erde wurden zu einem formlosen Chaos durcheinander gewirrt. Das Bedürfniß des Wunderbaren wuchs mit seiner Befriedigung. Um das zu überbieten, was man bereits besaß, mußten immer stärkere Farben aufgetragen, die Phantasie mußte immer stärker angespannt werden, um den überreizten, ermüdeten Sinn von Neuem reizen zu können. So kam es, daß die Indier am Ganges endlich von der Welt der Götter mehr wußten, als von den Dingen auf der Erde, daß sie dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß das Reich der Phantasie ihr Vaterland und der Himmel ihre Heimath wurde.

Darf man die realen wissenschaftlichen Kenntnisse des Volkes auch nicht nach dem wissenschaftlichen Standpunkte des gebildeten Europäers der Jetztzeit beurtheilen, so haben doch die indischen Schriften, welche aus der Urzeit stammen, für den Denker ein hohes Interesse.

Die ältesten in der Sanskritsprache geschriebenen Bücher sind die vier Veda's, welche die Geschichte der alten Religion und die Gesetze enthalten. Ihr Ursprung reicht weit hinaus über unsre Zeitrechnung, ja einige Geschichtsforscher setzen

sie in das Jahr 4900 vor Chr. Geb. Außerdem sind noch viele historische und poetische Werke vorhanden, unter denen sich besonders auszeichnen die Heldengedichte Ramayana und Mahabharata, das Drama Sakuntala* und die Sage Savitri.

Aus der Sage Savitri.

(Nach der Darstellung M. Cariere's.)

Dem frommen König von Madra wird spät ein holdes Kind geboren. Wie die Tochter zur Jungfrau erblüht, schmal um den Leib, die Hüften breit, lotosäugig, flammend in Schönheitsglut, da wagt Niemand sie zur Gattin zu begehren, so blendend ist der Glanz ihrer Herrlichkeit. Mit unausgesprochenem Verlangen legt sie eines Tages den Rest der Opferblumen zu Füßen des Vaters und steht mit gefalteten Händen neben ihm. Da heißt er sie den Wagen besteigen und von Ort zu Ort, von Hain zu Hain zu fahren, bis sie den Mann finde, den sie zum Gemahl wähle.

Die Heimkehrende erzählt, daß sie im Walde den Satjavat gefunden, der seinem erblindeten und des Thrones beraubten Vater in die Einsamkeit gefolgt; den wünsche sie zum Gatten.

Der weise Narada preist die Tugend und Schönheit des Jünglings, aber beklagt es, daß derselbe in Jahresfrist sterben müsse, also sei es von den Göttern geordnet.

Savitri aber bemerkt, nachdem ihr Herz entschieden, ihr Mund gesprochen, möge auch das Werk vollbracht werden. Dabei verbleibt sie.

Ihr Vater, der König, geleitet sie in den Wald, die Vermählung wird gefeiert, und Savitri ist nicht blos das Entzücken des Gemahls, sondern wird durch Tugend, Zucht und Freundlichkeit beliebt bei Jedermann. Im Herzen aber gedenkt sie an das schwere Wort des Heiligen und legt das Borkengewand der Büßer an.

Als es noch vier Tage bis zu Satjavats Tode sind, sagt die Herrliche, daß sie zufolge eines Gelübdes drei Tage und Nächte lang regungslos und fastend stehen wolle.

Als der vierte Morgen graut, opfert sie mit Seufzen. Die Brahmanen grüßen sie mit dem Wunsch, daß sie nie Wittwe werden möge; sie nimmt es kummervoll an.

Satjavat nimmt das Beil, um nach Holz in den Wald zu gehen. Sie begleitet ihn. Er preist ihr die Reize des blüthenvollen Hains; sie sieht nur ihn, den Gemahl, der furchtbaren Stunde gedenkend, die nun kommen soll.

Plötzlich fühlt sich Satjavat müde, fühlt einen Schmerz im Haupt, legt es in Savitri's Schooß und entschlummert.

Da tritt schrecklich schön, einen Strick in der Hand, der Todtengott Jama zu ihr hin und zieht aus Satjavats Leibe die Seele wie ein daumengroßes Männchen hervor, bindet sie mit seinem Seile und geht von dannen.

Stumm und gramvoll folgt ihm die gattentreue Savitri.

Kehre um, sagt er, du hast den Gatten weit genug begleitet, halte die Todtenfeier.

Sie versetzt: Meine Pflicht ist, den Gatten überall hin zu begleiten. Man sagt, mit wem man fünf Schritte gegangen, sei schon unser Freund, darum höre freundlich, was ich sagen will:

Nicht unvorsichtig ist im Walde wohnen
Mit Tugendübung: denn die Weisen nennen
Die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung:
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben
Sind Alle wir zum Weg des Heils gekommen,
Und suchen keinen Zweiten, keinen Dritten;
Bei Guten ist die Tugend drum das Erste.

Der schöne Spruch entzückt den Todtengott Jama; er sagt ihr, sie solle sich eine Gnade von ihm erbitten, nur nicht das Leben Satjavats.

Sie wünscht, daß ihr blinder Schwiegervater sehend werde.

Es sei, du Fromme, sagt der Todtengott; aber jetzt kehre um, du ermüdest. —

Wo mein Gatte ist, ermüde ich nimmer, erwiederte Savitri. Ich folge dir, wo du ihn hinführst. Höre weiter meinen Spruch:

Die Guten dürfen einmal nur sich finden,
Dann werden sie als Freunde sich erkennen;
Der Guten Freundschaft ist von großem Segen;
Drum unter Guten wähle deine Wohnung.

Der Gott nennt ihr schönes Wort herzerquickend und verstanderleuchtend und verheißt ihr eine neue Gnade, nur nicht das Leben ihres Gemahls.

* Siehe: Sakuntala, — Nal und Damajanti. — Zwei Erzählungen aus dem Indischen. Von Ferdinand Schmidt.

Die Erzählung Sakuntala fand der im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt lebende berühmte indische Dichter Kalidasas schon als — Sage vor. Er verarbeitete den Stoff zu einem Drama, das von Göthe aufs Höchste gefeiert wird. Kalidasas lebte am Hofe des vielgerühmten indischen Königs Wikramaditga und war einer der neun weisen Meister, die man „die neun Kleinode des Landes" nannte. Das Epos „Nal und Damajanti" ist nach der Berechnung gelehrter Männer mindestens vor 3000 Jahren zum ersten Male niedergeschrieben worden. Aus dem Indischen wurde es übersetzt von Kosegarten, Bopp und Rückert, während Sakuntala in Uebersetzungen von Georg Förster und Hirzel vorliegt. Ich habe diese Stoffe in Erzählungsform und mit Veränderungen, die das Verständniß erleichtern und der fortgeschrittenen Sitte den schuldigen Tribut zollen, in dem obengenannten Buche vorgeführt.

Der Herausgeber.

Sie wünscht, daß ihr Schwiegervater wieder in sein Reich eingesetzt werde. Dann fährt sie fort, als Jama sie umkehren heißt:

Wohlwollen, Geben, hülfreich sein wie mit dem Worte, mit der That
Von Herzensgrund ohn' Unterlaß, das ist des Guten stete Pflicht.
Das übet diese Welt wohl auch aus Menschengunst und Menschenfurcht;
Die Guten aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind.

Dem Gott ist diese Rede süß wie Wasser dem Dürstenden, er gewährt ihr noch einen Wunsch, nur nicht das Leben Satjavats.

Sie erbittet einen Sohn für ihren Vater.

Es sei, sagt der Gott, doch kehre jetzt um, du bist schon weit gegangen.

Nicht weit ist, wo mein Gatte ist, noch weitere Sehnsucht hat mein Herz, erwiedert sie, und bittet im Gehen um weiteres Gehör:

Nicht auf sich selbst vertrauet man wie auf die Guten man vertraut,
Deswegen muß den Guten auch ein jeder Mensch gewogen sein.
Vertrauen faßt man leicht zu dem, der ohne Falsch und Mißgunst ist,
Deswegen kann Vertrauen nur da walten, wo es Gute giebt.

Jama verheißt ihr eine vierte Gnade, nur nicht das Leben Satjavats. Sie wünscht Nachkommenschaft für Satjavat und sich. Der Gott gewährt es. Sie fährt fort:

Die Guten sind für Andre immer thätig,
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen;
Sie wirken immer, weil sie wohl erkennen:
So wandeln ist der Wille des Verehrten.

Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken,
Und ihres Handelns Frucht ist nicht vergänglich;
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde.

Da sagt der Gott:

Je länger du so sittlich wahr, gemüthreich, sinnreich, lieblich sprichst,
So mehr verehr' ich, Fromme, dich; drum wünsche, was du haben willst!

Savitri erwiedert:

Diesmal ist deine Gnade nicht wie sonst der Seligkeit beraubt;
Gieb mir das Leben Satjavats, gieb mir das Leben des Gemahls!
Gieb mir mein Leben wieder, gieb mir Himmel, Glück und Seligkeit!
Zum Ueberflusse wünsch ich noch, was du mir schon verwilligt hast;
Denn da du mir und Satjavat Nachkommenschaft verliehst, da schon
Gabst du mir den Gemahl zurück; drum gieb das Leben Satjavats!

Jama gab ihr mit Glück- und Segenswünschen den Geist des Gemahls zurück, und sie ging wieder dorthin, wo der entseelte Leib lag und nahm das Haupt wieder auf den Schooß.

Satjavat erwachte wie aus tiefem Schlaf und fragte, warum sie ihn nicht früher schon geweckt habe, da die Nacht schon hereingebrochen; die Eltern würden in Sorge sein. Er hieb einen dürren Ast ab und zündete ihn zur Fackel an:

Zur Wehre führte Satjavat das Beil in seiner rechten Hand
Und mit der Linken faßte er die linke Schulter Savitri's,
Sie aber mit der Linken trug den Brand und schlang den rechten Arm
Um Satjavat. So wanderten die Beiden durch den finstern Wald.

Der blinde König Dumatjasen saß aber unter den Brahmanen, die seine Angst um die Kinder mit frommen Sprüchen und Erzählungen zu beschwichtigen suchten. Und auf einmal konnte er sehen, wie Satjavat und Savitri eintraten. Savitri erzählte nun den Verwunderten, wie ihr Leid in Freude verwandelt worden, und wo man Frauentugend rühmt, wird sie zuerst genannt.

Von Brahma, welcher der Erfinder vieler Künste und auch des Schreibens gewesen sein soll, stammt der Sage nach die Eintheilung des Volkes in vier von einander streng abgesonderte Stände oder Kasten: in die Brahmanen, welche Priester, Lehrer und Weise der Nation, Gesetzgeber, Richter, Aerzte und Rathgeber der Könige waren; in die Kschatriyas oder Krieger, Vaisys oder Kaufleute, Ackerbauer, Gewerbtreibende, und Sudras, welche, obwohl vom Lesen und Hören der Veda's ausgeschlossen, doch Künste und Gewerbe treiben durften. Parias heißen die Nachkommen eines unterworfenen Negerstammes, welche wegen ihrer Rohheit, Unmäßigkeit und Unreinlichkeit von allen Kasten ausgeschlossen und sehr verachtet wurden.

Diese Kasteneintheilung bildete eine Art von Regierungsform, dem Scheine nach zwar monarchisch, weil sie Könige hatten, aber diese Könige waren aus einer Kaste, die in geringerem Ansehen stand, als die der Brahmanen, welche geradezu von Brahma, dem höchsten Gotte, abstammte. Eine solche Staatsverfassung, in welcher gleichsam Gott und seinen Dienern, den Priestern, die höchste Gewalt eingeräumt wird, heißt mit einem griechischen Worte Theokratie. Gut ist solche Regierung, so lange die Weisesten das Volk und die Fürsten leiten, ihre Herrschaft sanft und milde ist und die allgemeine Wohlfahrt im Auge hat. Diese Kasteneintheilung hat jedoch die freie Entwicklung des Volkes zu wahrer und höherer Bildung gehindert, denn die Befugniß,

weise und edel zu sein, oder dieses und jenes Gewerbe zu treiben, darf nicht in der Geburt liegen, jeder Mensch muß frei nach jedem des Menschen würdigen Ziele streben dürfen. Uebrigens war der Glaube Brahma's so eindringlich und der menschlichen Natur in der Kindheit so angemessen, daß er noch heute nach so vielen Stürmen, die über dies Land ergangen sind, neben dem Buddhaismus (der sich am weitesten verbreitet hat, weil er sich anderen Religionsmeinungen leicht anzubequemen verstand) fest und tief in der Seele der Hindus haftet und ihr ganzes Wesen, ihre Sitten und Gebräuche bis auf die kleinsten Verrichtungen durchdringt, so daß nichts Fremdes darin aufkommen kann, es mag mit gewaltsamen oder sanften Mitteln aufgedrungen werden.

An diesem Allen nahm auch das weibliche Geschlecht großen Antheil, und das Loos desselben war bei diesem Volke das günstigste. Die Frauen wurden hier als Gattinnen und wie Freundinnen mit liebevoller Achtung und Schonung behandelt.

Die Frauen selbst aber hingen auch mit ganzer Seele an ihren Gatten, und diese eheliche Liebe ging so weit, daß sie freiwillig in die Flammen stürzten, welche die Leiche des geliebten Mannes verzehrte, um mit ihm auch im Tode vereint zu sein. Bis auf den heutigen Tag hat sich diese Sitte erhalten; den Engländern, die dort wohnen und herrschen, gelingt es nur selten, ein solches Opfer zu verhindern.

Doch waren die Hindus bei diesem Zartgefühle auch kräftig, tapfer und großer Gesinnungen und Handlungen fähig. Wenn es uns die Geschichte nicht erzählte, wie tapfer sie viele Jahre hindurch manchen Feinden Widerstand leisteten, so geben uns doch die Ruinen ihrer Bauwerke und ihre zurückgelassenen Schriften hinlänglich Belege hierzu.

Phönicier.

Lage des Landes.*

Im Südwesten von Syrien und wenige Meilen entfernt vom Mittelmeer erhebt sich der waldreiche, dichtbevölkerte Libanon, das ist weißes Gebirge, theils von dem Schnee, der zehn Monate die höchsten Spitzen deckt, theils von der weißen Farbe seiner Kalkfelsen so genannt.

Auf seinem Haupte, sagt der Araber, ruht der Winter, der Frühling spielt auf seinen Schultern und zu seinen Füßen liegt der Sommer.

Die höchsten Gipfel steigen über das nur zwei bis drei Meilen entfernte Meer zu 9000 Fuß empor; im minder jähen Abfall dacht sich der vier Meilen breite Zug jenseits ab. Schon aus der Schrift berühmt sind die Cedern des Libanon, die Salomo zum Tempelbau verwandte.

In der Höhe von 5800 Fuß (bei dem Dorfe Bascharrai) giebt es noch jetzt eine Gruppe von drei- bis vierhundert Bäumen; die meisten derselben zählen nach Jahrhunderten, eine kleine Zahl aber wahrscheinlich nach Jahrtausenden. Der Stamm der größten dieser Cedern hat nicht weniger als 47 Fuß im Umfange.

Der schmale sandige, dabei aber hafenreiche Küstensaum am Libanon war im Alterthum der spärliche Besitz der Phönicier, die eben dadurch auf das Meer angewiesen wurden. Dieser im Norden von Syrien, im Süden von Palästina begrenzte Streifen Landes war etwa 25 bis 28 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit.

* Nach H. A. Daniel, Handbuch der Geographie.

Geschichte des Volks.*

Die Phönicier, ein gleich den Juden dem semitischen Stamme angehörendes Volk, wohnte in der ältesten Zeit am persischen Meerbusen und wanderte von hier schon sehr früh in das nach ihnen benannte Land ein. Ihre eigene Geschichte dreht sich um die zwei Städte Sidon und Tyrus, die abwechselnd an der Spitze des Volkes standen.

Im Anfang der phönicischen Geschichte ist Sidon die mächtigste Stadt und der Hauptsitz des Handels und der Industrie des Volks. Er wird schon zur Zeit Josephs als ein mit Aegypten Handel treibender Ort erwähnt, und die bunten Kleiderstoffe von Sidon waren unter den Griechen schon zu Homers Zeit als die besten berühmt. Schon früh hatte Sidon Colonien an anderen Punkten Phöniciens gegründet, namentlich das nachher so mächtig gewordene Tyrus. Selbst also schon damals, als Phönicien landeinwärts noch überall von Nomadenvölkern umgeben war, besaß dasselbe eine entwickelte Kultur. Als aber die Israeliten Palästina einnahmen und, zum Ackerbau übergehend, den öden Felsbau dieses Landes in Gärten umwandelten, und als zu gleicher Zeit auch die benachbarten Bewohner von Syrien zu einer Kultur gelangten, da blühte die für diese Länder Bedürfniß werdende Industrie und Handelsthätigkeit Phöniciens noch viel rascher auf.

Zu jener Zeit (um das Jahr 880) gründeten die Tyrier auch die berühmteste aller phönicischen Colonien, das in dem heutigen Tunis gelegene Karthago. Dido, die Schwester Pygmalions, des Beherrschers von Tyrus, war die Gründerin dieser wichtigen Handelsstadt. Als Pygmalion aus Gier nach den Schätzen ihres Gemahls Sichäus diesen ermordet hatte, wanderte Dido mit einer Anzahl Mißvergnügter aus und erhielt, wie die Sage lautet, das Gebiet für die zu gründende Stadt dadurch, daß sie von den uncivilisirten Eingebornen so viel Land kaufte, als von einer Ochsenhaut umspannt werden könne, worauf sie dann mit der in feine Streifen geschnittenen Haut einen bedeutenden Strich einfaßte. Um die Zeit der Gründung Karthago's dehnten die Phönicier ihre Fahrten bis an das äußerste Ende des Mittelmeeres aus, schifften nach Spanien, legten auch dort Pflanzstädte an, von denen das heutige Cadix und das untergegangene Tartessus, beide in Andalusien gelegen, die berühmtesten waren.

Bei der Ausbreitung der Reiche Babylonien und Assyrien, durch welche die Israeliten ihre Unabhängigkeit verloren, kam auch Phönicien ins Gedränge. Salmanassar, der Zerstörer des Reiches Israel, zwang die Phönicier, ihm zu huldigen. Nur die Tyrier wiesen seine Aufforderungen und Drohungen zurück und widerstanden mit siegreichem Muthe seinem Angriffe. Zwar fiel ihre Stadt in seine Gewalt; allein der Kern ihrer Bewohner zog sich auf eine kleine, vor derselben gelegene Insel zurück, welche von dieser Zeit an Neu-Tyrus hieß und der Hauptsitz der tyrischen Herrschaft ward.

Dieser Kern des tyrischen Volkes zeigte hier, daß Vaterlandsliebe, wenn sie mit Ausdauer und Geschicklichkeit verbunden und nicht ganz vom Glück verlassen ist, jedem Angriff roher Gewalt siegreich zu widerstehen vermag. Mit sechszig größeren Schiffen und achthundert Schaluppen versuchten die Assyrer die Landung zu erzwingen, mit zwölf Schiffen dagegen verhinderten die Tyrer sie daran. Fünf Jahre lang vertheidigten sie sich, und obgleich die Uebermacht der Feinde sehr groß und die Insel mit Trinkwasser nur spärlich versorgt war, so wurden die Assyrer doch endlich genöthigt, unverrichteter Sache abzuziehen.

Tyrus blühete von Neuem auf, ja sein Reichthum erreichte gerade in den Zeiten der assyrischen und babylonischen Macht den höchsten Grad. Sidonier und Araber dienten Tyriern als Matrosen auf ihren Schiffen, und von der Nordküste Afrika's, vom rothen Meer und von Persien her warben sie Söldner, aus welchen ihre Kriegsmacht gebildet wurde; sie besaßen eine große Handelsflotte, und ihre Schiffe waren zum Theil auf das Prachtvollste

* Nach Schlosser, Weltgeschichte.

verziert; ja es wird berichtet, daß es deren gab, die mit kostbarem Holze getäfelt, mit Buchsbaum und Elfenbein eingelegt waren, und die man bei festlichen Gelegenheiten mit Segeln von feinem baumwollnen Zeugen schmückte. Ezechiel sagt: Die du wohnest an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus, im Herzen der Meere ist deine Mark, deine Bauleute haben deine Schönheit vollkommen gemacht. Aus Cypressen zimmerten sie dein Getäfel; Cedern vom Libanon nahmen sie, um deine Mastbäume zu machen; aus Eschen von Basan schnitzten sie deine Ruder, deine Bänke aus Elfenbein, gefaßt in Buchsbaumholz. Weiße Leinwand, buntgewirkte aus Aegypten breitest du als Segel und Wimpel aus, blauer und rother Purpur von Arabiens Küste ist dein Zeltdach.

Von Neuem kamen die Tyrier in große Gefahr, als Nebukadnezar, der Zerstörer von Jerusalem, über das babylonische Reich herrschte. Aber auch diesmal retteten sie durch Muth und Ausdauer ihre Freiheit. Die übrigen Phönicier huldigten, wie einst zu Salmanassars Zeit, dem Reiche Assyrien; die Tyrier dagegen zogen sich wieder auf ihre Inselstadt zurück, und obgleich das babylonische Heer dreizehn Jahre lang in Phönicien stehen blieb und den Kampf gegen die Tyrier fortsetzte, so behaupteten diese doch ihre Unabhängigkeit. Nur Alt-Tyrus fiel in die Gewalt Nebukadnezars, welcher alle Einwohner nach Babylon in die Gefangenschaft schleppen ließ.

Als später die Perser unter Cyrus ihre Herrschaft über Vorderasien ausbreiteten, unterwarf sich ihnen auch das gesammte Volk der Phönicier freiwillig, obgleich, wie es scheint, nur unter gewissen Bedingungen. Die phönicischen Städte waren unter der persischen Herrschaft zum Seedienst und zu gewissen Abgaben verpflichtet, sonst aber fast ganz frei: ihnen blieb die Selbstverwaltung, und sie ordneten auf einer Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Städte, die von Zeit zu Zeit in Tyrus abgehalten wurde, ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Nur die Bedrückungen, welche persische Statthalter und Heerführer sich erlaubten, machten die Lage der Phönicier übel. Bedrückungen solcher Art hatte namentlich Sidon zu leiden, das damals wieder über Tyrus emporgeblüht und der Mittelpunkt des phönicischen Seewesens geworden war.

Uebrigens bildeten die Phönicier, zugleich mit den unterworfenen kleinasiatischen Griechen, den Kern der persischen Seemacht.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung nahmen die Phönicier, von Sidon aufgeregt und geführt, Theil an einer großen Verschwörung, die in Aegypten ausbrach und sich von dort nach Asien verbreitete. Die Empörung mißlang, und die Phönicier mußten sich der persischen Oberherrschaft von Neuem fügen. Bei der Annäherung eines gewaltigen Perserheeres unterwarfen sich die phönicischen Städte freiwillig; nur Sidon befolgte das Beispiel, das früher zweimal seine Nebenbuhlerin Tyrus gegeben hatte: die Sidonier verbrannten ihre Schiffe, damit Niemand die Flucht ergreife, und als durch Verrath, ausgeübt von einem mit ihnen verbündeten Fürsten, ihre Stadt in die Gewalt des Perserkönigs fiel, zündeten sie ihre Häuser selbst an und verbrannten sich und ihre Schätze. Sidon wurde kurze Zeit danach wieder aufgebaut, und zwanzig Jahre später war die Stadt wieder bevölkert und blühend; Tyrus jedoch gewann nun wieder das Uebergewicht.

Als um das Jahr 333 v. Chr. Alexander der Große das persische Reich eroberte, unterwarfen sich die phönicischen Städte ihm freiwillig, mit Ausnahme von Tyrus, welche damals allein aus der Inselstadt bestand. Mit dem ausdauernsten Muthe leisteten die Tyrier den Belagerern Widerstand; Alexander mußte seine ganze Kriegskunst und den ganzen Muth seines Heeres aufbieten, um sie zu unterwerfen; dies gelang ihm erst nach siebenmonatlicher Belagerung und durch das Opfer Tausender seiner besten Krieger.

Die Tyrier wurden grausam gestraft: Alexander ließ sie insgesammt als Sclaven verkaufen. Die Stadt erhob sich zwar noch einmal, allein die Zeit der Phönicier war abgelaufen: der Welthandel zog sich nach der von Alexander gegründeten Hauptstadt Aegyptens, und Phönicien verlor damit den letzten Rest seiner Bedeutung und blieb seitdem ein Theil fremder Reiche.

Der Einfluß der Phönicier auf die Cultur der Welt.*

Die Phönicier sind als die thätigsten Vermittler der Völkerverbindung vom indischen Meere bis in den Westen und Norden der alten Welt zu betrachten. Mit den schönen Künsten weniger vertraut als mit den mechanischen, nicht großartig-schöpferisch wie die sinnigeren Bewohner des Nilthales, haben die Phönicier doch als ein kühnes, bewegliches Handelsvolk, vorzüglich durch Anlage von Colonien, früher als alle andern Stämme des Mittelmeeres auf den Umlauf der Ideen, auf die Bereicherung und Vielseitigkeit der Weltansichten gewirkt.

Wodurch die Phönicier am meisten zur Bildung der Nationen beitrugen, mit denen sie in Berührung kamen, war die Mittheilung der Buchstabenschrift, deren sie sich schon früher bedienten. Sicher ist, daß die Hellenen die Buchstabenschrift durch den Handelsverkehr mit den Phöniciern erhielten, weshalb sie dieselbe auch lange Zeit „phönicische Zeichen" nannten.

So verschaffte die Uebertragung der „phönicischen Zeichen" fast allen Küstenländern des Mittelmeeres, ja selbst der Nordwestküste von Afrika, nicht blos Erleichterung in dem Handelsverkehr und ein gemeinsames Band, das viele Culturvölker umschlang: nein, die Buchstabenschrift war zu etwas Höherem berufen. Sie wurde Trägerin und Bewahrerin des Edelsten, was der forschende Sinn und die schaffende Einbildungskraft der Hellenen für die Menschheit errungen hat.

Die Phönicier haben aber nicht blos vermittelnd und anregend die Elemente der Weltanschauung vermehrt; sie haben auch erfinderisch und selbstthätig nach einzelnen Richtungen hin den Kreis des Wissens erweitert. Ein Wohlstand, der auf eine ausgebreitete Schifffahrt und auf den Fabrikfleiß von Sidon in weißen und gefärbten Glaswaaren, in Geweben und Purpurfärberei gegründet war, führte hier wie überall zu Fortschritten in dem mathematischen und chemischen Wissen, vorzüglich aber in den gewerblichen Künsten.

Die Sidonier, sagt Strabo, werden geschildert als strebsame Forscher sowohl in der Sternkunde als in der Zahlenlehre, wobei sie ausgingen von der Rechenkunst und Nachtschifffahrt: denn Beides ist dem Handel und Schiffsverkehr unentbehrlich.

Der Bernsteinhandel, welcher wahrscheinlich zuerst nach den westlichen cimbrischen Küsten und dann später nach der Ostsee, dem Lande der Aestyer, gerichtet war, verdankt der Kühnheit und der Ausdauer phönicischer Küstenfahrer seinen ersten Ursprung.

Von Karthago und wahrscheinlich von den 200 Jahre früher gegründeten Ansiedelungen Tartessus und Gades aus haben die Phönicier einen wichtigen Theil der Nordwestküste von Afrika erforscht. Dort lagen die vielen Städte der Tyrier, deren Zahl Strabo auf 300 angiebt. Unter ihnen war Cerne der Hauptplatz der Schiffe wie der Hauptstapelplatz der colonisirten Küste. Die canarischen Inseln und die Azoren sind gegen Westen, die Orcaden, Faröerinseln und Island sind gegen Norden gleichsam vermittelnde Stationen geworden, um nach der neuen Welt überzugehen. Sie bezeichnen die zwei Wege, auf denen zuerst der europäische Theil des Menschengeschlechts mit dem von Nord- und Mittelamerika bekannt geworden ist.

Wenn wir nun die Auffindung einer Inselgruppe, die nur 42 Meilen von der afrikanischen Küste entfernt ist, als das erste Glied einer langen Reihe gleichmäßig gerichteter Bestrebungen betrachten, so ist hier nicht von einer aus dem Innern des Gemüthes erzeugten Dichtung, von dem „Elysion", den Inseln der Seligen, die Rede, welche an den Grenzen der Erde im Oceanus von der nahe untergehenden Sonnenscheibe erwärmt werden. In der weitesten Ferne dachte man sich alle Anmuth des Lebens, die kostbarsten Erzeugnisse der Erde. So erzählt Herodot. Dieses erträumte Land dachte man sich weiter gegen Westen, je nachdem die Kenntniß des Mittelmeeres bei den Hellenen sich erweiterte. Die wirkliche Weltkunde, die frühesten Entdeckungen der

* Nach A. von Humboldt, Kosmos.

Phönicier haben wahrscheinlich nicht zu jener Mythe von seligen Inseln Veranlassung gegeben, es ist die Mythe erst nachher gedeutet worden. Die geographische Entdeckung hat nur ein Phantasiegebilde verkörpert.

An der Aufzählung der Elemente einer erweiterten Erkenntniß, welche früh den Griechen aus andern Theilen des mittelländischen Meerbeckens zuströmten, sind wir bisher den Phöniciern und Karthagern in ihrem Verkehr mit den nördlichen Zinn- und Bernsteinländern, wie in ihren, der Tropengegend nahen Ansiedlungen an der Westküste von Afrika gefolgt. Es bleibt uns übrig, an eine Schifffahrt gegen Süden zu erinnern, welche die Phönicier tausend Meilen östlich von Cerne weit über den Wendekreis in das prosadische und indische Meer führte.

Mag auch Zweifel über die Localisirung der Namen von fernen Goldländern (Ophir und Supara) übrig bleiben, mögen diese Goldländer die Westküste der indischen Halbinsel oder die Ostküste von Afrika sein: immer ist es gewiß, daß derselbe regsame, alles vermittelnde, früh mit Buchstabenschrift ausgerüstete semitische Menschenstamm von den Kassiteriden an bis südlich von der Straße Bab el Mandeb tief innerhalb der Tropenregion in Berührung mit den Erzeugnissen der verschiedenartigsten Klimate trat.

Tyrische Wimpel weheten zugleich in Britanien und im indischen Ocean. Die Phönicier hatten Handelsniederlassungen in den nördlichsten Theilen des arabischen Meerbusens, wie im persischen Meerbusen. Auch der Caravanenhandel, welchen die Phönicier trieben, um Gewürze und Weihrauch zu holen, war über Palmyra nach dem glücklichen Arabien und dem chaldäischen oder nabatäischen Gerrha gerichtet.

Von Ezion-Geber aus gingen die Hiram-Salomonischen Expeditionen, gemeinschaftliche Unternehmungen der Tyrier und Israeliten durch die Meerenge Bab el Mandeb nach Ophir. Der prachtliebende Salomo ließ eine Flotte am Schilfmeer bauen, Hiram gab ihm seekundige phönicische Schiffsleute und auch tyrische Schiffe. Die Waaren, welche aus Ophir zurückgebracht wurden, waren Gold, Silber, Sandelholz, Edelsteine, Elfenbein, Affen und Pfauen.

Babylonier und Assyrer.

Land und Volk.*

Zwischen dem iranischen Ländersystem im Osten und der syrisch-arabischen Welt im Westen liegt das Stromgebiet des Euphrat und Tigris, ein Land, das sich von den Bergreihen Armeniens, wo die beiden Flüsse ihren Ursprung haben, allmählich bis zu der Tiefebene abstuft, die sich zwischen der Vereinigung derselben und ihrer Mündung in den persischen Meerbusen in unabsehbarer Weite ausbreitet. Die oberen, durch ein hochgelegenes, mitunter fruchtbares Steppenland sich durchwindenden Flußthäler, sind von Höhen umgeben, wo Platanen- und Cypressenwälder mit grünen Wiesen abwechseln und sich ein üppiger Blumen- und Pflanzenwuchs in mannigfaltiger Farbenmischung zeigt. Diese Thäler erweitern sich mit der zunehmenden Abflachung des Bodens zu fruchtbaren Ebenen an den Ufern, wogegen die breite Fläche in der Mitte der beiden Ströme immer öder und baumloser wird und endlich in eine Wüste übergeht, wo nur hier und da einzelne Wanderhirten mit ihren Heerden weilen, und Schwärme von Straußen, Trappen und wilden Eseln eine ergiebige Jagd gewähren.

Dies ist das bekannte „Stromland der Mitte“ (Mesopotamien), das etwa hundert

* Nach W. Pütz, Erd- und Völkerkunde, G. Weber, Weltgeschichte, mit einem Zusatz aus Herders Ideen, und Adolf Streckfuß, Weltgeschichte.

Meilen oberhalb der Mündung, da wo die beiden Flüsse am nächsten zusammentreten, sich zu einer breiten Ebene mit brauner und fetter Bodenerde ausdehnt.

Diese durch ihre ungewöhnliche Fruchtbarkeit, wie durch ihre historische Bedeutung berühmte Tiefebene, das „Land Sinear" der Semiten, von den Griechen Babylonien genannt, ist eben so regungslos wie Aegypten und würde zu einer Sandwüste austrocknen, wenn nicht Natur und Menschenhand für reichliche Bewässerung gesorgt hätten.

Im Frühling nämlich, wenn auf den Bergen Armeniens der Schnee schmilzt, treten die beiden Flüsse über ihre Ufer und tränken das dürstende Land.

Bei dem sanftfließenden Euphrat geht diese Ueberfluthung ebenso regelmäßig und ruhig von Statten, wie bei dem Nil; die breite, auf höherer Sohle fließende Wasserfläche findet an dem niedrigen Gestade keinen Widerstand, sie ergießt sich über die Ebene und setzt, wie der Nil, eine fette Schlammerde ab; und damit auch die entlegeneren Gegenden an der befruchtenden Bewässerung Theil hätten, kam man der Natur durch künstliche Wasserleitungen und Dämme zu Hülfe.

Dagegen wirft der Tigris, der in einem schmäleren, häufig durch Felsengebirge verengten oder versperrten Bette brausend dem Meere zueilt und die von den östlichen und nördlichen Gebirgen herabfließenden Bergströme in seinen Schooß aufnimmt, oft verheerende Fluthen über das Land, entführt den Feldern die leichte, lockere Fruchterde und verwandelt die Erde in ein weites, mit hohem Schilf und Rohrwald überdecktes Sumpf- und Wasserland.

Die Bewohner hatten also die doppelte Aufgabe, durch Dämme der Gewalt des Stromes Einhalt zu thun, um die verheerenden Ueberfluthungen zu verhindern, und durch Kanäle und Wasserbehälter, die hier und da an Umfang einem See gleichen, der befruchtenden Flüssigkeit einen sichern Lauf zu bereiten. Darum war die babylonische Ebene mit einer solchen Menge von kleinen und großen Kanälen, Dämmen und Gräben versehen, daß die kunstvollen Wasserbauten und Bewässerungsanstalten im ganzen Alterthum Bewunderung und Erstaunen erregten.

Dieser natürlichen und künstlichen Bewässerung ist es zuzuschreiben, daß die syrische Wüste ihren verdorrenden Gluthauch nicht bis in das medische und persische Gebirgsland erstreckte, sondern daß zwischen den Bergketten und den Wüsten getreidereiches, hier und da von Palmen, Cypressen und Obstbäumen beschattetes Land sich ausdehnte, das vom Schicksal berufen war, der Cultur eine glänzende Wohnstätte zu bereiten und ein Staatsleben zur Entfaltung zu bringen, das wie ein Phönix aus allen Zerstörungen und Zeitstürmen wieder verjüngt emporstieg.

Von der ungemeinen Fruchtbarkeit des Landes, wo Weizen und andre Getreidearten wild wachsen, machen die alten Schriftsteller die glänzendsten Schilderungen. Xenophon preist die Fülle an schönen und großen Datteln; und noch jetzt geben die Palmenwälder, welche den unteren Lauf der beiden Flüsse begleiten und die Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen, Datteln in großer Menge, wenngleich unter der rohen Türkenherrschaft die ehemalige Blüthe gänzlich geschwunden und „der alte Gottesgarten zu einem weiten Raubfelde" geworden ist.

Dieses reiche Land ist gegenwärtig eine dürre, wüstenähnliche Einöde, ohne Anbau und Vegetation, eine Ruinenwelt, deren thurmartige Erhöhungen die einzige Abwechslung in der weiten Ebene darbieten. Ersteigt man diese Erhöhungen, so erblickt man in der ewig feierlichen Stille dieser Trümmerwelt den weithin ziehenden breiten Spiegel des Euphrat, der voll stiller Majestät diese Einsamkeit durchwandert, wie ein königlicher Pilger durch die schweigenden Ruinen seines versunkenen Reiches. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten sind alle in Schutt und Graus zerfallen, statt der hangenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mußten und ihre Harfen schlugen, da haben sich nur noch die Weiden erhalten,

in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme erschallt.

Von der Sittengeschichte der Babylonier und der mit ihnen stammverwandten Assyrer geben uns außer den alten Ueberlieferungen die Bilderwerke und die Inschriften auf den erhaltenen Bauwerken Nachricht.

Es herrschten, wie im ganzen Orient, so auch in Babylonien und Assyrien, die Könige mit despotischer Gewalt; sie waren, das zeigen uns die Denkmäler aus Ninive mit überzeugender Klarheit, zugleich die Oberpriester und die ersten Feldherrn der Nation; wir sehen sie theils den Göttern spendend, theils als Herrscher auf ihren Thronen, umgeben von den Großen des Reichs, theils im Kriege an der Spitze der Heere kämpfend.

Wenn die Könige opferten, so trugen sie priesterliche Kleider; die Bildwerke zeigen sie uns mit einer Keule in der Hand, um den Hals hingen ihnen kleine Bilder der Sonne, des Mondes und der fünf Wandelsterne neben einer zweizackigen Gabel und einer gehörnten Mütze. Der opfernde König wird uns dargestellt, wie er aus einem Becher das Trankopfer gießt, die Priester umgeben ihn, sie stehen dienend meist hinter dem Könige, außerdem sind auch geflügelte Dämonen abgebildet, die Dienste leistend und schützend theils dem Könige zur Seite stehen, theils sich hinter ihm befinden.

Auf den Monumenten sehen wir stets die Könige mit einem ernsten, feierlichen Antlitz abgebildet; sie tragen einen starken schönen Bart, gekräuselte Haare, weite, lange, mit Fransen besetzte Gewänder, welche durch einen Gürtel zusammengehalten sind; auf dem Kopf haben sie eine hohe kegelförmige, oben abgestumpfte Mütze, an der Seite tragen sie Dolch und Schwert; die eine Hand ruht meistens auf dem Griff des Schwerts, die andre hält das Zeichen der Herrschaft, einen langen Stab. Gewöhnlich sind sie von Eunuchen umgeben, die ihnen Kühlung zufächeln.

Die Bilder zeigen uns die Könige, wie sie zur Jagd ziehen, mit Pfeil und Bogen Löwen und wilde Stiere verfolgend; auch zu Roß sind sie abgebildet, dem Löwen die Lanze in den Rachen stoßend. Im Kriege kämpften die Könige wie die Pharaonen Aegyptens von den Streitwagen herab mit Pfeil und Bogen, auch die übrigen höheren Befehlshaber des Heeres folgten dem Beispiele der Könige, sie kämpften stets vom Streitwagen herab. Außerdem aber bildeten auch die Streitwagen einen wesentlichen Theil der Bewaffnung. Die Assyrer besaßen ganze Abtheilungen von Wagenkämpfern, gewöhnlich standen drei Mann auf dem mit drei Pferden bespannten Wagen: der Wagenlenker, ein Bogenschütze und ein Schildträger.

Andre Bildwerke zeigen uns die Könige im Lager auf hohem Throne sitzend, wir sehen die Krieger in geräumigen Zelten, in denen sie zwischen Steinen Feuer angezündet haben, um ihre Speisen zu kochen, wir sehen, wie das Heer der Assyrer einen Fluß überschreitet, der König wird auf einem Bote hinübergerudert, seine Krieger schwimmen, den Pferden helfen aufgeblasene Schläuche.

Die Assyrer zeigten schon früh eine große Vollkommenheit in der Kriegskunst. Das Fußvolk war in verschiedene Schaaren abgetheilt, in schwerbewaffnete, die durch kegelförmige Kappen mit hohen Kämmen, durch Schuppenpanzer und Beinschienen, so wie durch ovale oder kreisförmige Schilde sich schützten; als Angriffswaffen dienten ihnen Lanzen und kurze Schwerter. Außerdem gab es aber auch leichte Truppen, Schleuderer und Bogenschützen; diese wurden häufig durch Schildträger, welche mannshohe Schilde mit sich führten, geschützt. Zahlreiche Reiterschaaren, die theils mit Lanzen, theils mit Bogen bewaffnet waren und oft auf ungesatteltem Pferden ritten, bildeten die Hauptstärke der assyrischen Heere.

Die Schlachtbilder zeigen uns, wie die Schwerbewaffneten die Angriffe des Feindes erwarten; das erste Glied kniet nieder, das zweite steht in gebückter Stellung dahinter, beide haben die Lanzen gefällt, im dritten Gliede schießen die Bogenschützen über die Vordern hinweg, zwischen ihnen hindurch bricht der König auf prächtig geschmücktem, von herrlichen, reichverzierten Rossen gezogenem Streitwagen und schießt mit seinem Bogen Pfeile auf den Feind.

In der Belagerungskunst hatten die

Assyrer es weit gebracht. Sie untergruben die Mauern der belagerten Städte und drangen auf unterirdischen Gängen in diese ein, sie richteten Einschließungswälle auf, dann wieder stürmten sie mit Sturmböcken, die auf Rädern ruhten, gegen die Mauern; die Böcke waren durch besondre mit Thierhäuten bedeckte Gerüste geschützt. Maschinen dienten zum Schleudern schwerer Steine, die Mauern wurden auf Leitern bestiegen, die Hinaufsteigenden schützten sich durch überhaltene Dächer, während die Belagerten durch Herabwerfen gewaltiger Steine und glühender Feuerbrände den Angriff abzuwehren suchten.

Die Bilder zeigen uns, daß die Assyrer im Kriege oft grausam waren: wir sehen, wie die Krieger die Köpfe der Erschlagenen ihren Befehlshabern bringen, wie die gefesselten Gefangenen vor den König geführt werden, einige haben schwere Eisen an Händen und Füßen, andre werden an Stricken geführt, welche durch die durchbohrten Lippen und Nasen gezogen sind, mit Schlägen werden sie vorwärts getrieben, der König triumphirt über die Geschlagenen, einen Theil derselben läßt er auf Pfähle spießen, einen gefangenen Fürsten blendet er eigenhändig mit seiner Lanze. Nach dem Siege folgt die fröhliche Heimkehr. Dem Wagen des Königs voraus ziehen die Krieger mit Musik, einzelne von ihnen tragen Köpfe der Erschlagenen als Siegeszeichen voran.

Von segensreichem Einfluß für das Land waren die bewundernswerthen Wasserbauten, mit denen die Könige das ganze Land durchziehen ließen, gewaltige Dämme, tiefe Kanäle, die etwa zwanzig bis dreißig Meilen oberhalb Babylons begannen und theils als Schifffahrtskanäle zur Verbindung des Euphrats und Tigris dienten, theils zur Bewässerung des Landes gebraucht wurden.

Mit Schöpfrädern und Pumpen wurden in trockenen Sommern, wenn Ueberschwemmungen fehlten, das Wasser auf die Aecker gebracht, andre Kanäle dienten zur Entsumpfung und zur Auffangung des bei der Ueberschwemmung überfließenden Wassers.

Ueber das Privatleben der Babylonier und Assyrer wissen wir wenig. Einige Denkmäler der Letzteren zeigen uns die Gäste beim fröhlichen Mahl, denen Diener die Speisen reichen, die Arbeiter bei der Bereitung der Ziegelei; wir lernen die musikalischen Instrumente, Hackbrett mit acht bis neun Saiten, kennen, sehen die reichverzierten Hausgeräthe und Trinkbecher, die Geschirre der Rosse, die köstlichen Schmuckgegenstände, und können hieraus, so wie aus dem regen gewerblichen Verkehr und dem entwickelten Kunstsinn, aus dem weitverbreiteten Handel, auf eine hohe Civilisationsstufe beider Völker schließen.

In Babylonien hatten Handel und Gewerbe schon in früher Zeit eine ausgedehnte Entwicklung. Die babylonischen Gewebe, Teppiche und Mäntel, waren in der ganzen alten Welten berühmt, ebenso die köstlichen Salben, welche in Babel bereitet wurden. Babylon bildete den Mittelpunkt eines großen gewerblichen Verkehrs, von hier aus verbreitete sich auch das sinnreiche System für Maße und Gewichte, welches die chaldäischen Priester erfunden hatten, und welches die Assyrer, Phönicier und Hebräer und selbst die Griechen von den Babyloniern annahmen. Nach dem Gewicht eines Kubus Regenwassers war der babylonische Centner, das Talent, etwa zweiundneunzig unsrer Pfunde, bestimmt, jede Seite des Kubus maß eine babylonische Elle; so bildete der Wasserkubus zu gleicher Zeit für das Gewicht und Längenmaß die Grundlage.

Auch die Kunst gedieh in den mächtigen Weltstädten Babylon und Ninive; die Bildwerke, welche uns aus Ninive aufbewahrt sind, zeigen weit mehr Geschmack, eine frischere Natürlichkeit, ein größeres Leben, als die altägyptischen, ebenso sind die Bildsäulen vollendeter in der Form und harmonischer im Ausdruck.

Bauwerke.*

Zwei gewaltige Städte erhoben sich in alter Zeit an den Ufern des Euphrat und Tigris, Weltstädte, wie sie eine spätere Zeit nicht wieder hervorgebracht hat, Babel oder Babylon, die Hauptstadt Babyloniens am Euphrat, und Ninive, die Königsstadt der Assyrer am Tigris. Beide sind längst verfallen; nur Trümmerhaufen bezeichnen die Stätten, wo sie einst gestanden, aber noch heut geben dieselben ein Bild der gewaltigen Bauten, welche hier vor Jahrtausenden aufgeführt worden sind, obgleich sie nicht wie die ägyptischen Pyramiden fast unversehrt den Stürmen der Zeiten zu widerstehen vermochten.

Die Aegypter hatten als herrliches, ewig andauerndes Baumaterial riesige Felsblöcke, welche sie in den nahen Gebirgen brachen; die Babylonier und Assyrer mußten sich den Stein aus dem fetten Lehm ihres Landes selbst schaffen, indem sie diesen theils an der Luft trockneten, theils brannten und die bedeutenden Asphaltlager am Euphrat benutzten, um einen festbindenden Mörtel zu gewinnen; ihre Bauwerke mußten daher auch von denen der Aegypter wesentlich verschieden sein. Die Babylonier und Assyrer mußten stärkere Umfassungsmauern der Gebäude errichten und diese durch Belegung mit Gyps und Kalksteinplatten vor dem anschlagenden Wetter schützen. Diese Bedeckung wurde mit Bildwerken und Inschriften verziert, von denen viele uns erhalten sind.

Die Schriftzüge sind von denen der Aegypter ganz verschieden, weit einfacher als die Hieroglyphen, weit mehr dem neuern Schriftsystem entsprechend; sie bestehen aus geraden, kurzen, zugespitzten Strichen, meist Silbenzeichen in außerordentlich großer Zahl, der sogenannten Keilschrift, welche die Grundlage der phönicischen Schrift geworden ist; aus dieser haben sich dann die heut noch gebräuchlichen hebräischen Buchstaben entwickelt.

Alle Ruinen Babylons und Ninives sind mit den Zügen der Keilschrift bedeckt, wir finden diese auf den zahlreichen Bildwerken, auf Gemmen und auf den Ziegelsteinen, in welche sie vor dem Brennen eingegraben wurden; selbst in Keilschrift geschriebene Urkunden und Verträge sind uns aufbewahrt worden.

Da wo heut auf dem westlichen Ufer des Euphrat der kleine Flecken Hilla liegt, erhob sich einst das gewaltige Babylon, auch Babel, d. h. Pforte der Wohnung des Gottes Bel genannt, eine Stadt von Palästen, denn die in den geraden, sich rechtwinklig durchschneidenden Straßen aufgeführten Häuser waren drei- und vierstöckig; über alle aber ragte empor der mächtige Bau des Königsschlosses und der Tempel des Bel.

Der Königspalast war von zwei großen Mauern umgeben, die eine, welche aus gebrannten Ziegeln bestand, hatte sechszig Stadien (das Stadium enthält sechshundert Fuß), also ein und eine halbe Meile im Umfang; die zweite, aus getrockneten Ziegeln erbaut, war nur vierzig Stadien lang, dafür aber erhob sie sich in einer Höhe von dreihundert Fuß. Unten war sie mit Steinplatten belegt; diese waren mit, in bunten Farben bemalten, Reliefbildern, welche meistens Thiere darstellten, verziert. Die Gebäude selbst hatten einen Umfang von zwanzig Stadien. Mauern, Wände und Thürme waren reich bedeckt mit Abbildungen, die zumeist eine Verherrlichung des Herrscherhauses zum Zweck hatten. Da sah man den König, mit einer Lanze einen Löwen durchbohrend, die Königin, wie sie vom Rosse aus ihren Wurfspieß nach einem Panther schleudert u. s. w.

Gewaltig war der königliche Palast, gewaltiger und mehr noch das Erstaunen erregend der Tempel des Bel. Der viereckige Tempelhof, dessen Länge an jeder Seite zwei Stadien betrug, war von einer Mauer umschlossen, eherne Thore führten in den innern Hof, in welchem der Tempel selbst stand, ein ungeheurer Bau von 625 Fuß Länge und Breite, auf dem sich bis zu einer Höhe von 625 Fuß ein aus sieben Stockwerken bestehender Thurm erhob.

Herodot, der dieses Bauwerk noch sah,

* Nach Ad. Streckfuß, Weltgeschichte.

erzählt, daß acht Thürme über einander gestanden hätten, einer immer auf dem andern. Außerhalb lief eine Rampe herum, die auf die Höhe führte. Da es nicht möglich gewesen wäre, mit einem Gange den Bau zu ersteigen, so waren bei jedem Stockwerke Absätze angebracht, auf denen Ruhebänke standen. Dies ist der berühmte biblische Thurm von Babel. Heut ist er zerfallen, nur die ungeheuren Trümmer erinnern an den Riesenbau. Das untere Stockwerk des Thurmes, das eine Höhe von zweihundertsechszig Fuß hat, steht noch; vom Volke wird es die Nimrodsburg genannt.

Noch großartiger und gewaltiger als Babylon war Ninive, die Hauptstadt der Assyrer.

Ninive lag am linken Ufer des Euphrat in der Nähe des heutigen Mossul. Die ungeheure Stadt bestand aus einem länglichen Viereck, ihr Umfang soll nach übertrieben scheinenden, aber doch, wie durch spätere Untersuchungen erwiesen worden ist, wahrhaften Mittheilungen, vierhundert und achtzig Stadien, zwölf Meilen, betragen haben, ihre Bevölkerung über zwei Millionen Seelen.*

Die Stadt war von einer einhundert Fuß hohen Mauer umgeben. Diese war so breit, daß drei Wagen neben einander auf derselben fahren konnten. Großartige Vertheidigungswerke waren vor der Mauer und auf derselben angebracht; auf der Mauer standen fünfzehnhundert Thürme von zweihundert Fuß Höhe.

Schon dadurch eine mächtige Festung bildend, war Ninive außerdem noch umgeben von ausgedehnten Vertheidigungswerken. Innerhalb der Mauer hatte man große Feldflächen freigelassen, um dieselben im Falle einer Belagerung zur Bebauung zu benutzen und dadurch eine Hungersnoth fern zu halten.

In ihrer Bauart waren die Paläste und Häuser von Ninive nicht sehr von denen Babylons verschieden, sie bestanden ebenfalls aus Backsteinen, zum Theil sogar aus ungebrannten Ziegeln, nur die Fundamente und Unterbauten waren aus Bruchsteinen, welche die nahen Gebirge lieferten, ausgeführt.

Die Gemächer waren meist lang und schmal, sie konnten nicht anders erbaut werden, weil Pappeln und Palmen das einzige Bauholz bildeten, und diese nur Balken von dreißig bis vierzig Fuß Länge lieferten. Die inneren Wände der Säle und Zimmer hatten eine Höhe von etwa zwölf Fuß und waren mit Kalkstein- oder Alabasterplatten bedeckt und diese mit schönen Malereien oder Bildwerken versehen; die Darstellungen wurden häufig durch Keilschrift erklärt. Die Balken des Dachwerks trugen reiche Verzierungen in Schnitzarbeiten von Holz und Elfenbein, in den Palästen waren auch Gold- und Silberplatten, selbst Edelsteine verwendet, um die Zierathe noch kostbarer zu machen.

Das bedeutendste Werk des assyrischen Meißels, sagt M. Cariere, sind die zehn bis zwanzig Fuß hohen Kolosse, welche sie als Wächter ihrer Thore so hinstellen, daß sie dem Eintretenden mit Haupt, Brust und zwei Vorderfüßen entgegenstehen, während von der Seite gesehen sie schreitend aus der Wand hervorheben, wodurch es kommt, daß sie in der Seitenansicht vier Beine zeigen, die Vorderansicht aber selbstständig zwei Beine und die Figur im Ganzen deren fünf hat, von denen indeß immer nur die rechte Zahl sichtbar ist. Auch hier haben wir eine Mischung menschlicher und thierischer Formen, aber es ist sachgemäß, der Hals und das bärtige Haupt des Menschen, die sich über dem Leib des Stiers oder des Löwen erheben, dessen Rücken die Flügel des Adlers beschwingen. Die Stärke, dem Muth, der Schwungkraft gesellt sich die Einsicht, es sind die bedeutendsten Formen der Natur, die sich hier zu einem Ganzen zusammenschließen, das sie als Ganzes veranschaulicht, mag es nun ein Symbol des Göttlichen, seiner Weisheit, Macht, Allgegenwart und des stellvertretenden Königsthums gewesen sein, oder mag es, worauf der Ort zu deuten scheint, die Gesammtkraft der Natur darstellen, wie sie ein Wächter- und Hüteramt für das Heilige und für die Staatsmacht ausübt. Die Verbindung der Formen ist wohlgelungen, der Umriß gewaltig, wie die derb hervorquellende und doch so straffe Mus-

* Dem Umfange nach, behauptet Löbell, sei Ninive so groß gewesen, daß das heutige London mit seinen Vorstädten zweimal darin Platz hätte.

kulatur; die Federn der Flügel sind fein ausgearbeitet, doch mit jener conventionellen Regelmäßigkeit, die sich auch bei den steifgeringelten Löckchen des Bart- und Haupthaares findet.

Ein furchtbarer Brand hat bei der Zerstörung Ninives die Vernichtung in die herrlichen Paläste getragen, verkohlt brachen die Balken der Dächer zusammen, diese stürzten nieder auf das Pflaster der Gemächer, dann wurden durch den Wind die äußern Wände herabgeweht, der Regen spülte die ungebrannten Steine aus, und so verwandelten sich denn in den Jahrtausenden die Paläste Ninives in Erdhügel. Aber unter dem Schutte derselben blieben viele Theile der Gebäude geschützt, viele Bildwerke und Inschriften sind dadurch vor weiterer Zerstörung bewahrt worden, und die Ausgrabungen (namentlich die des Engländers Layard) in den Ruinen von Ninive brachten daher reiche Schätze für die Geschichte des Landes zu Tage.

Ein gleiches Schicksal wie Ninive haben auch viele andere Städte Babyloniens und Assyriens gehabt, auch von ihnen sind uns zahlreiche Ueberreste aufbewahrt worden, welche uns von dem Leben der alten Bewohner erzählen.

Ninos und Semiramis.*

Hören wir, was Diodorus über Semiramis berichtet.

In Syrien, erzählt er, ist eine Stadt Askalon und nicht weit davon ein großer und tiefer See, voll von Fischen, bei diesem aber ist ein Heiligthum einer Göttin, welche die Syrer Derketo nennen. Diese Göttin vermählte sich mit einem schönen Jünglinge, und sie gebar eine Tochter. Da aber bereuete sie es, daß sie einem Sterblichen die Hand gereicht hatte. Sie setzte das Kind auf dem Felsgebirge aus, stürzte sich von Gram und Kummer getrieben, in den See und ward von der Meeresgöttin in einen Fisch verwandelt. In Allem gleichet sie einem Fisch, nur daß sie ein menschliches Antlitz hat. Seit jener Zeit enthalten sich die Syrer der Fische, erweisen ihnen vielmehr göttliche Ehre.

Das Kind aber lebte noch und ward auf wunderbare Art erhalten. Tauben, die im Felsgestein nisteten, umfaßten und erwärmten es rings mit den Flügeln und holten ihm von den benachbarten Hirtenhöfen Milch in den Schnäbeln. Als das Kind ein Jahr alt geworden war und festerer Nahrung bedurfte, sahen die Hirten täglich, wie ihre Käse eifrig von Tauben angepickt wurden, die darauf immer ihren Flug nach einer und derselben Richtung lenkten. Der Sache nachforschend, entdeckten sie auf dem Felsgebirge ein Kind von wunderbarer Schönheit, ein Mägdlein. Sie nahmen es mit und schenkten es dem Oberhirten, der kinderlos war. Dieser hielt das Mägdlein wie ein eigenes Kind und nannte es Semiramis.

Als Semiramis das Alter der Ehe erreicht hatte und an Schönheit alle Jungfrauen des Landes weit übertraf, ward vom Könige ein Vorsteher abgesandt, um die königlichen Heerden zu besichtigen. Dieser hieß Menones, war der Erste im Königsrathe und der Verwalter von ganz Syrien. Bei dem Oberhirten einkehrend und Semiramis sehend, ward er von ihrer Schönheit gefangen und bat deshalb den Oberhirten, ihm die Jungfrau zur gesetzlichen Ehe zu geben, führte sie, nachdem Jener seine Zustimmung gegeben, mit sich und vermählte sich mit ihr.

Um diese Zeit regierte über Assyrien der König Ninus. Ihm gelang es, sich die umwohnenden Völker zu unterwerfen, nur die Baktrer, die nach dem Aufgange der Sonne zu wohnten, leisteten ihm erfolgreichen Widerstand.

Da sammelte er ein neues Heer — die Sage führt 1,700,000 Fußgänger, 210,000 Reiter und 60,000 Streitwagen auf — und hoffte nun mit Sicherheit, den Widerstand Jener zu brechen. Aber auch diesmal schien ihm das Glück nicht hold sein zu wollen. Eine Feldschlacht blieb unentschieden, und die darauf erfolgende Belagerung der gewaltigen Stadt Baktra zog sich in die Länge.

Bei dem König Ninus im Lager be-

* Nach Konrad Schwenk, die Mythologie der asiatischen Völker, und Friedrich Hesse, Vorlesungen.

Digitized by Google

nachforschend, entdeckten sie ...
gebirge ein Kind von wunderbarer Schönheit, ein Mägdlein. Sie nahmen es mit

Baktra zog sich in die Länge.

Bei dem König Ninus im Lager be-

* Nach Konrad Schwenk, die Mythologie der asiatischen Völker, und Friedrich Hesse, Vorlesungen.

Semiramis.

fand sich Menones, der Gemahl der schönen Semiramis. Da er sie zärtlich liebte, ließ er sie ins Lager nachkommen. Sie zeigte sich in Allem voll Geist und Tüchtigkeit und erfand für sich zu der längeren Reise ein Kleid, welches nicht erkennen ließ, ob sie Mann oder Frau sei, welches sie vor Sonnenbrand schützte und zu allen Thun geeignet war. Dabei war es so schön, daß nachmals die Meder und dann die Perser das Semiramiskleid trugen. Kaum im Lager angekommen, überschaute sie mit klugen Augen die Lage und Stärke der Stadt und erkannte, wie sie allein genommen werden könne. Ihr Anschlag erhielt des Königs Beifall, und sie selbst erbot sich, die Ausführung zu übernehmen. Mit einer Zahl kühner junger, des Klettern kundiger Krieger, bestieg sie von einer tiefen Schlucht aus die Burg, die der Feind, ihrer hohen Lage wegen, für uneinnehmbar hielt, und gab nun den Ihrigen, die in Bereitschaft standen, das Zeichen zum allgemeinen Sturme. Als die Baktrer ihre Burg in der Macht der Feinde sahen, entfiel ihnen der Muth, und die Stadt ward erobert.

Hingerissen von der Bewunderung und bezaubert von der Schönheit der Siegerin, begehrte nun der König dieselbe zur Gemahlin. Als Menones sich weigerte, des Königs Wunsch zu erfüllen, drohte dieser, ihm die Augen ausstechen zu lassen. In seiner Verzweiflung legte Menones selbst Hand an sich, Semiramis aber ward die Gemahlin des mächtigen Königs Ninus.

Semiramis gebar dem Könige einen Sohn, der Ninyas genannt ward.

Als Ninyas das Jünglingsalter erreicht hatte, starb der König. Der Königin erschien der Gedanke unerträglich, die Herrschaft über Assyrien ihrem Sohne überlassen zu sollen. Vielleicht hatte sie schon ihrem Gemahl ungern gehorcht, nun aber sollte sie sich gar von einem Jünglinge gebieten lassen, dem es obendrein noch an der rechten Erfahrung fehlte! Hatte er doch, den damals herrschenden Sitten gemäß, bisher nur unter Weibern gelebt! Erwägungen solcher Art brachten sie auf den Plan, die Herrschaft des Landes an sich zu reißen. Allein die Ausführung schien nicht leicht zu sein, denn wie konnte gehofft werden, daß ein rauhes, kriegerisches Volk sich einem Weibe unterwerfen würde? Doch was ist nicht einem klugen unternehmenden Geiste möglich durchzuführen! Sie fand Vertraute, und es wurde verabredet, sie selbst solle sich für den Ninyas ausgeben.

Ihre Gestalt begünstigte den Betrug; sie war groß, wie er, und hatte ungefähr den Wuchs und die Züge des Sohnes. In Männerkleidung wurde sie nun dem Volke statt des Ninyas vorgestellt, dieser aber wurde unter den Weibern versteckt gehalten, wo er sich bei einer weibischen Seele, wie er sie hatte, auch ganz wohl befand. Möglich, daß das Volk den Betrug ahnte, sich aber, der kühnen That der Königin gedenkend, gern hintergehen ließ, und so ward hier das erste Beispiel gegeben, daß eine Frau die Herrschaft über Menschen und Länder führen könne.

Bald gab sie die glänzendsten Beweise dafür, daß sie die zum Herrschen erforderlichen Gaben besaß, denn unter ihr erreichte das assyrische Reich den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehens. Sie war es, die von allen Herrschern am meisten zur Verschönerung und Vergrößerung Babylons gethan hat.

Nur Einiges sei hier angeführt. Ueber den Euphrat, der durch die Stadt ging, führte eine mächtige Brücke, und auf jeder Seite derselben erhob sich ein Palast von seltener Pracht. Diese Paläste waren mit Gärten versehen, die terrassenförmig auf großen Gewölben sich übereinander erhoben. Die Terrassen waren so hoch mit Erde bedeckt, daß in den Gärten die größten Bäume sich einzuwurzeln vermochten. Die alte Geschichte zählt diese hängenden Gärten Babylons unter die sieben Wunderwerke der Welt, und ihre Anlage beweist, so wie Alles, was Semiramis unternahm, daß sie ihr Augenmerk mehr auf ihren Ruhm und die Vergrößerung ihrer Macht, als auf ruhige Glückseligkeit ihrer Unterthanen richtete.

Denn, nachdem sie noch manche Anordnung zur Verschönerung der Hauptstadt getroffen, durchzog sie alle ihre Länder, ließ viele Städte und Flecken in ihrem weiten Reiche anlegen und versah solche mit allen Bequemlichkeiten, verlieh ihnen auch allen Glanz, den ihre zur Pracht geneigte

weibliche Einbildungskraft, reich an Erfindung ihr eingab. Zu gleicher Zeit suchte sie die Gemüther ihres Volkes an sich zu ziehen und zu erforschen, ob man auch wohl geneigt sein möchte, sie unter ihrem wahren Namen über sich herrschen zu sehen, da sie bisher unter den angenommenen ihres Sohnes die Herrschaft geführt hatte. Sie fand sich überall von den Unterthanen so sehr geliebt und geehrt, daß sie es glaubte wagen zu können, die Maske abzulegen und als das, was sie war, sich ihnen darzustellen.

Zu dem Ende berief sie auf einen Tag die Vornehmsten des Volkes in den Tempel. Als sie versammelt waren, trat sie mit zuversichtlicher Miene hervor und verkündete ihnen: sie sei die Wittwe des vorigen Königs, nicht aber, wie man bisher geglaubt, dessen Sohn Ninyas. Ihr liebt mich, rief sie, ihr verehrt mich, das hat mir die Art, wie ihr mich überall empfinget, bewiesen. Ist der Name die Ursache, so wißt ihr nun, daß ich nicht Ninyas heiße, sondern Semiramis. Macht's das Geschlecht, so wißt ihr nun, daß ich kein Mann, sondern ein Weib bin. Machen es aber die Thaten, so bin ichs immer, die solche ausgeführt hat, ich mag heißen und sein, wer ich will! —

Diejenigen, denen das, was sie jetzt vernahmen, bisher ein Geheimniß gewesen war, waren voll Staunen. Da man allgemein den Werth der seltenen Frau erkannte, ward sie zur Herrscherin ausgerufen. Von da ab legte sie wieder weibliche Kleider an, aber von ihrem Volk ward sie nicht weniger geliebt. Die Gewalt, die sie über dasselbe hatte, war so groß, daß sie einmal durch ihr bloßes Erscheinen einen gefährlichen Aufruhr stillte. Sie ließ sich eben ihr Haar flechten, als sie von dem Entstehen desselben Kunde empfing. Mit fliegendem Haar eilte sie unter die wogende Menge und gebot Stille. Man gehorchte. Sie forschte nach der Ursache der Bewegung, that sofort den Richterspruch, und nach kurzer Zeit war die Ruhe vollkommen hergestellt.

Auch durch Eroberung neuer Länder vergrößerte diese Heldin ihr Ansehn; breitete sie doch sogar über einen Theil von Afrika ihre Herrschaft aus. Sie selbst führte ihr Heer und eroberte Aethiopien, einen großen Strich Landes gegen Mittag.

Wie wohl wäre für ihren Ruhm gesorgt gewesen, wenn sie hier ihrem Ehrgeiz Schranken gesetzt hätte! Jetzt gedachte sie, auch das indische Reich ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Sie führte ihr Heer bis zu den Ufern des Indus, welcher Fluß bisher die Grenze zwischen Indien und ihrem Reiche gemacht hatte. Die Indier hatten sich an dem jenseitigen Ufer des Flusses gelagert und erwarteten furchtlos den Uebergang des Feindes. Der Fluß war breit und reißend, so daß das Unternehmen äußerst schwierig erscheinen mußte. Semiramis ließ sich aber durch den Anblick der Gefahr nicht erschrecken. Eine große Zahl ihrer Krieger setzte auf Barken über. Sie wurden von den Indiern grimmig empfangen, letztere jedoch zogen den Kürzeren und mußten sich zurückziehen, so das Semiramis nun eine Brücke über den Indus konnte schlagen lassen. Sie drang in das Land ein und stieß bald auf das vereinte Heer der Indier, das eine äußerst befestigte Stellung inne hatte. Außerdem waren die Indier im Besitze einer Wehr, die den Assyrern furchtbar erscheinen mußte. Sie hatten Tausende von abgerichteten Elephanten; diese trugen Thürme auf dem Rücken, in denen sich Krieger befanden, auch wußten diese Thiere mit Rüssel, Zähnen und Füßen schreckliche Verwirrung unter denen anzurichten, gegen die sie geführt wurden. Empfangene Wunden steigerte ihre Kraft und Wuth.

Da der Besitz der Elephanten die Indier mit Muth und Vertrauen erfüllte, beschloß Semiramis, ihnen etwas Aehnliches entgegen zu stellen. Auf ihren Befehl wurden 100,000 Kameele, je zu Dreien oder Vieren künstlich mit Häuten von Stieren bedeckt und mit Kriegsleuten besetzt. Als es nun zur Schlacht ging, glaubten die Indier in der That auf Seiten des Feindes Elephanten zu sehen, was sie nicht wenig erschreckte. Doch ein Ueberläufer belehrte sie eines Besseren, und nun drangen sie desto zuversichtlicher auf den Feind ein. Der erste kühne Anfall machte die Kameele scheu, sie jagten zurück und brachten das assyrische Heer in Unordnung, die bald in allgemeine

weibliche Einbildungskraft, reich an Er-
findung
suchte si
sich zu z
auch wo
ihrem w
zu sehen
genomme
geführt l
den Unte
daß sie
Maske
war, sich

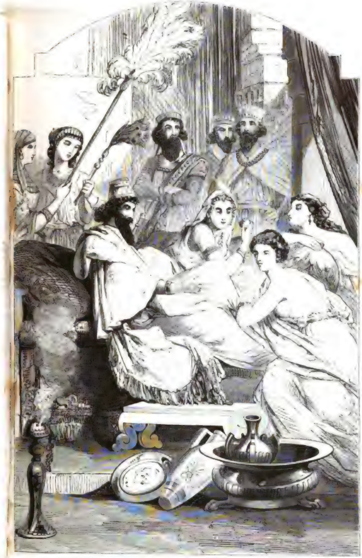
Zu de
die Vornel
Als sie v
zuversichtli
kündete ih
vorigen
bisher g
Ihr liebt
das hat
empfinge
Ursache,
Ninyas h
das Gesch
kein Ma
Machen
immer, d
heißen ur

Diejeni
vernahmen
war, war
allgemein
erkannte,
rufen.
liche Kleide
nicht wenig
über daß
einmal d
gefährlich
eben ihr
Entstehen
fliegendem
Menge un
Sie forsch
wegung,
und nach
kommen he

Auch d
vergrößerte
breitete sie
von Afrika ihre Herrschaft aus. Sie
selbst führte ihr Heer und eroberte Ae-

thiopien, einen großen Strich Landes gegen

zurück und brachten das assyrische Heer
in Unordnung, die bald in allgemeine



Sardanapal und seine Frauen.

Digitized by Google

Flucht ausartete. Unzählige stürzten in dem furchtbaren Gedränge von der Brücke in den Strom, und Semiramis, die eine Armwunde empfing, entrann nur mit einem geringen Haufen. Sie kehrte in ihr Land zurück und gab nun den Gedanken der Eroberung Indiens auf.

Damit hatte sie das Ziel erreicht, welches ihrem Ruhm und Kriegsglück vom Geschick gesteckt war. Während ihres Zuges nach Aethiopien hatte sie das Orakel über den Ausgang ihrer Unternehmungen und ihres Leben befragen lassen, und es war ihr die Antwort geworden, sie würde sterben, wenn ihr Sohn ihr nach dem Leben stände; nach ihrem Tode aber würde sie vergöttert werden. Jetzt schien das Orakel seiner Erfüllung nahe.

Man hat zu allen Zeiten die Unternehmungen großer Krieger nach den Erfolgen, die sie hatten, beurtheilt, und der größte Held, wenn er unglücklich ist, wird immer Mißvergnügte finden, die ihn schelten. Solche Mißvergnügte unter den Großen ihres Reiches fand auch Semiramis, und Ninyas, ihr Sohn, hatte, durch Jene aufgestachelt, sich in eine Verschwörung gegen seine Mutter eingelassen, die darauf abzielte, sie der Herrschaft zu berauben. Sie vernahm das auf dem Rückzuge; aber, durch das Orakel geschreckt, wollte sie lieber ihrer Herrschaft entsagen, als sich in die Gefahr begeben, ihr Leben zu verlieren. Sie übergab ihrem Sohne freiwillig die Krone und wurde darauf, wie die Sage verkündet, von den Göttern den Augen der Menschen entrückt. In Gestalt einer Taube, hieß es, sei sie mit einer Taubenschaar aus dem Palaste geflogen. Sie lebte etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt, zu den Zeiten Abrahams, und herrschte 42 Jahre über Assyrien. Später ward sie fast göttlich verehrt. In Babylon stand Jahrhunderte lang ihr aus Gold geprägtes Bild. Dasselbe war vierzig Fuß hoch und 100 Talente schwer. Auf beiden Seiten und ihr zu Füßen lagen silberne Löwen und Schlangen.

Sardanapal.

Ninyas war ein unfähiger Regent. Er verschloß sich in seinen Palast und vermied die Gesellschaft von Männern, weil er sich schämte, mit seinem armseligen, nur zu Tand und Spielwerk erzogenen Geiste sich ihnen zu zeigen. Seine Nachfolger mögen es größtentheils eben so gemacht haben, denn man weiß von ihnen kaum ihre Namen, und das in einer Zeitfolge von etwa zwölfhundert Jahren auf einander.

Der letzte Nachkomme des Ninyas, Sardanapal mit Namen, kam etwa im Jahre 800 v. Chr. zur Regierung. Kaum mag jemals ein Monarch auf dem Throne gesessen haben, der sich durch weibischen Sinn des Regierens unfähiger gezeigt hätte. Er überließ das Reich seinen Dienern und jedem, wer es wollte. Von Regierungsgeschäften wollte er nichts hören, weil er dadurch in seinen Ergötzlichkeiten gestört wurde. Er putzte und schminkte sich wie seine Weiber, saß stets unter ihnen und nahm Theil an allen weiblichen Beschäftigungen und Spielen. Die von seinem Hofe entfernten Großen des Reiches argwohnten freilich in ihm einen unthätigen, schlechten Regenten, im Allgemeinen aber ward lange Zeit geglaubt, er lenke in seiner Zurückgezogenheit dennoch die große Maschine des Staates. So blieb es, bis einer seiner obersten Kriegsleute, Arbaces, einst mit vieler Mühe zu ihm drang und ihn mitten in seiner unmännlichen Beschäftigung überraschte. Sardanapal trug Frauenkleider und war eben damit beschäftigt, seinen Weibern Purpurwolle auszutheilen.

Arbaces ging, Unmuth und Verdruß in der Seele, zu seinen Kriegern und erzählte ihnen den ganzen Auftritt, den man nur schildern brauchte, um jedes herzhaften Kriegers Seele mit Verachtung eines solchen weibischen Fürsten zu erfüllen. Unsre Vorfahren, sagte er ihnen, waren so stolz auf ihren Werth und auf ihre Thaten, daß selbst Semiramis, mit aller ihrer weiblichen Größe, blos weil sie kein Mann war, den Thron nicht anders als durch List besteigen und nur durch die entscheidendsten Proben ihrer Tapferkeit behaupten konnte. Wir brave Männer aber dienen einem Könige, der schwächer ist als ein Weib!

Diese Rede verbreitete einen allgemeinen Unwillen gegen den König durch das ganze Heer, und es ward einmüthig beschlossen, einem so verächtlichen Herrscher nicht länger zu gehorchen. Arbaces stellte sich mit zwei Mitverschwornen an die Spitze der Aufrührer, und bald trennte sich das ganze Land vom Könige. Dieser hielt sich anfangs in seinem Palast verborgen, endlich aber, als die Gefahr, Krone und Reich zu verlieren, sich ihm klar vor die Seele stellte, ermannte er sich, zog Truppen zusammen, und es gelang ihm, die Aufrührer zurückzudrängen. Aber bald wandte sich das Glück gegen ihn, und er ward in einer entscheidenden Schlacht besiegt. Er warf sich in die Stadt Ninive, die er für uneinnehmbar hielt. Sein Glaube war durch einen Orakelspruch noch mehr bestärkt worden. Ninive, lautete derselbe, werde nur erobert werden können, wenn der Fluß Tigris ihr Feind würde. In der festen Ueberzeugung, daß dies nie geschehen könne, hielt Sardanapal die Belagerung einige Jahre lang aus. Da ward ihm plötzlich verkündet, der angeschwollene Strom habe einen Theil der Stadtmauer weggerissen. Diesen Zufall hielt der König für eine Erfüllung des Orakels und ließ nun die Hoffnung, dem Untergange zu entrinnen, sinken. Er faßte den rasenden Entschluß, um nicht in die Hände der Aufrührer zu fallen, sich in seinem Palast mit seinen Weibern, Kindern, Hofleuten und Reichthümern zu verbrennen. Auf dem Schloßhofe ließ er einen Scheiterhaufen errichten und stürzte sich mit seinen Weibern in die Flammen. Mit ihm ging die alte und große Monarchie der Assyrer und auch ihre Hauptstadt zu Grunde.

König Salomo.

Viertes Buch.

Aus der Geschichte der Israeliten.

Land und Volk.*

Palästina, eines der kleinsten und unscheinbarsten Ländchen der Erde, ist doch dasjenige, dessen Name am weitesten für den Erdball, durch alle Länder und Völker, bis in die äußersten Zonen der Heiden vorgedrungen. So weit christliche Gemeinden wohnen, ist er ein gefeierter Name, an den täglich Erinnerungen, Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen von der größten und höchsten Wichtigkeit für das menschliche Herz geknüpft sind.

Auch die zerstreuten und verstoßenen

* Nach K. Ritter, der Jordan 2c., W. Pütz, Charakteristiken der Erd- und Völkerkunde, und G. L. Schmidt, Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte.

Kinder Israel sind an jenen Boden in ihrem ganzen altgläubigen Ideenkreise gefesselt. Eben durch ihre Patriarchenzeit, durch Jehova, ihren Landesgott, durch den einen Tempel auf Moria; durch die Glanzperiode ihrer Richter, Propheten, Gesetzgeber, Sänger, Könige, ja selbst durch das ganze Geschick ihres Volkes, durch seinen furchtbaren Sturz und die daraus hervorgegangene Zerstreuung. Viele von ihnen, voll Sehnsucht nach jener alten Heimath der Verheißungen, kehren aus dem fernsten Morgen- und Abendland, in ihrem höchsten Lebensalter auch heute noch dahin zurück, um ihre Asche am Fuße des Berges Moria zu den Gebeinen ihrer Väter zu versammeln.

Auch ihre Dränger, die Araber und Türken, die heutigen Gebieter des Landes, erkennen wenigstens, nach Mekka, die heilige Stadt, el Kods, das ist Jerusalem, als den zweiten würdigsten Ort der Wallfahrten für die ganze Erde an.

Palästina war von Anfange an ein abgesondertes Land, und sollte es auch sein, wie Israel ein abgesondertes Volk; und darum waren auch Jahrtausende hindurch beide für andre Länder und Völker so unverständlich wie unzugänglich geblieben!

Obwohl in die Mitte der gedrängtesten Massen der alten Welt gestellt, und dicht umgeben von den damals glänzendsten Culturvölkern, den Babyloniern, Assyrern, Medern, Persern, Phöniciern, Aegyptern, blieben die Israeliten, wie kein anderes Volk des Alterthums, durch die Natur von ihnen gesondert und geschieden, um den vollständigsten Gegensatz in sich auszubilden, und die größte Frucht für die Nachwelt zur Reife bringen zu können!

Keine große Landstraße führt hindurch von Volk zu Volk, alle gingen an seinen Landesgrenzen vorüber, gleich den Seewegen an seinem hafenlosen Gesteinsaume.

Im Westen vom mittelländischen Wassermeere, im Osten vom arabischen Sandmeere begrenzt und also natürlich abgeschieden vom Morgenlande wie vom Abendlande, wurde das palästinische Syrien, zwischen jenen beiden Landschaften, im Norden und Süden (dem Hochlande Armeniens im Taurus und dem Tieflande Aegyptens am Nilstrome) ein natürliches Verbindungsglied, dem auch der Entwicklungsgang seiner Bevölkerung entsprechen mußte; von Hochasien einwandernd, von dem Culturlande Aegyptens zurückbiegend in das Bergland Palästina's, seine historische Mitte!

Es waren die Vormauern und Umwallungen des Jordans und der wilden Schluchten des todten Meeres zurückschreckend selbst für die Horden des dahinterliegenden wüsten Morgenlandes; sie sollten zu allen Zeiten dessen Söhne der Wüste und die durch den Bund mit ihnen gestärkten Völkerschaaren zur Seite ablenken, und das haben ihre wilden Gestaltungen auch Jahrtausende hindurch gethan.

Aber dennoch war Palästina, das verheißene Land, so gelegen, zwischen den Ländern und dem von allen Seiten her tief in dieselben mit ihren Golfen und Wasserstraßen einschneidenden Meere, daß auch für die Periode seiner Erfüllung zwischen alter und neuer Zeit, von dieser gemeinsamen Glaubensmitte, doch die Bahnen für die Landboten des Evangeliums, schon nach allen Weltgegenden, zu allen Völkern der Heiden vorbereitet erscheinen.

Das Klima Palästina's ist natürlich nach Lage und Beschaffenheit des Bodens in den einzelnen Theilen des Landes verschieden. Im Süden herrscht oft eine tropische Hitze, während im Norden auf den Höhen des Hermon noch Schnee liegt; in der Jordanebene wird früher geerntet als in Jerusalem; dort reifen die ersten Trauben im Juli, auf dem Gebirge beginnt die Weinlese erst im September. In der regenlosen Zeit wird die Natur durch einen sehr starken Thau erfrischt, der zuweilen die Zelte gänzlich durchnäßt. Die Kälte wird meist nicht streng; in Jerusalem fällt zwar zuweilen der Schnee bis einen Fuß hoch, Eis aber giebt es fast gar nicht. Nach dem Frühregen (Ende October und zu Anfange November) wird die Wintersaat, vornehmlich Weizen und Gerste, bestellt; nach dem Spätregen (im Mai und April) wird die Winterfrucht eingeerntet und die Sommerfrucht, Bohnen, Baumwollenpflanzen, gesäet, deren Ernte in den September und October fällt. Die Aehren wurden hoch

oben abgeschnitten und auf einer auf dem Acker selbst angelegten Tenne entweder von Rindern ausgetreten oder durch Dreschmaschinen, welche aus dicken Brettern bestanden und unten mit Zacken und Walzen versehen waren, ausgedroschen; die Stoppeln wurden verbrannt.

Das Land war ehedem sehr fruchtbar; Anbau, namentlich Terrassencultur mögen das Ihrige dazu beigetragen haben; aber jetzt sind viele der einst gepriesenen Quellen und Bäche versiegt; es sollen sich zur Zeit in Palästina nicht über zehn Quellen finden, welche über achtzig bis hundert Schritte fließen. Das Land, darinnen Milch und Honig flossen, liegt jetzt zumeist öde und wüst. Zur Zeit Davids zählte Palästina 5 Millionen, zur Zeit Jesu 10 Millionen, jetzt etwa 70,000 Einwohner.

Der Obstbau war bedeutend, ebenso der durch die Bodenbeschaffenheit sehr begünstigte Weinbau; das Thal Eschkol (Traubenthal) hat seinen Namen davon. Der Weinstock wird zuweilen sehr groß; ein Reisender fand einen solchen, der 1½ Fuß im Durchmesser hatte, 30 Fuß hoch war und mit seinen Zweigen und Nebenranken eine 50 Fuß breite und lange Hütte bedeckte. Daraus erklärt sich das Wohnen unter den Weinstöcken und Feigenbäumen. Auch Trauben, welche zwei Menschen auf einem Stocke tragen müssen, wenn sie nicht verletzt werden sollen, finden sich noch; es giebt deren, die bis zwölf Pfund wiegen, mit Beeren so groß wie unsre kleineren Pflaumen. Vorzüglich baute man rothen Wein, dessen sich auch Jesus wahrscheinlich beim Abendmahl bediente.

Einer der wichtigsten Bäume war der Olivenbaum (Oelbaum, daher der Oelberg bei Jerusalem); das Olivenöl wurde statt der Butter angewendet. Nicht minder war das Land reich an Feigenbäumen, von denen der Flecken Bethphage seinen Namen hat; Palmenbäume gab es in großen Anpflanzungen, bei Jericho einen 2½ Meilen langen Palmenwald, daher Jericho auch die Palmenstadt genannt wird. Die Stadt lag in einer drei Stunden langen und eine Stunde breiten Oase am Südende des Jordanlaufs und zwar auf der westlichen Seite des Flusses in der dürren Jordanwüste. Einst wegen ihrer Balsamgärten und Palmenhaine, wie durch die Pracht ihrer Paläste und die Sicherheit ihrer Festen berühmt, ist die Stätte jetzt wüste und leer, und nur ein vereinzelter verdorrter Palmstamm ohne Krone und Verzweignng ragt noch auf einer Stelle über einem Dorngehege hervor. — Eichen und Terebinthen bilden ganze Haine und Wälder. Außerdem wuchsen daselbst Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Kirsch-, Aprikosen-, Citronen- und Pomeranzenbäume.

Von den Blumen ist die Lilie hervorzuheben, auf welche Jesu verweist, und die Rose von Jericho, die auf den Stellen hervorgesproßt sein soll, welche Maria auf der Flucht mit dem Fuße berührte. Außerdem gab es noch eine reiche und prächtige Flora.

Der Hauptreichthum der Bewohner bestand in großen Viehheerden; Schafe mit dicken Fettschwänzen und Ziegen sind für die Ernährung und Bekleidung am wichtigsten; das Fleisch des Rindes ist weniger beliebt. Das feine Haar der Ziegen wird zur Anfertigung von Kleidungsstücken verwendet. Pferde sind bei der Beschaffenheit des Landes nicht gut zu verwerthen, darum wenig zahlreich; zum Lasttragen braucht man das Kameel, zum Reiten Esel und Maulthiere. Auf dem Karmel findet man noch jetzt Bären und Wildschweine, Löwen aber nicht mehr; Schakals, Wölfe und Füchse sind zahlreich, auch Hyänen im Jordanthal und Panther in den Gebirgen, Gazellen und Antilopen in ganzen Heerden. Skorpione und Moskitos und Heuschrecken sind zahlreich vorhanden; die Bienen wohnen häufig wild in hohlen Bäumen und Felsspalten.

Moses.*

Joseph hatte es den Seinen vorausgesagt, daß Jehovah sie heimsuchen, aber sie auch aus Aegypten führen werde, in das Land, welches er Abraham, Isaak und Jacob geschworen habe.

Die Heimsuchungen blieben auch nicht aus, als andere Pharaonen kamen, denen die Zahl der Fremdlinge zu groß, ihre nomadische Lebensart zuwider war. Durch Druck und Arbeit wollte man ihre Zahl vermindern, durch Erbauung von Städten sie zwingen, dem Nomadenleben zu entsagen; endlich sollte gar alle männliche Neugeburt von israelitischen Wehmüttern getödtet werden. Als dies nicht befolgt wurde, gab Pharao seinem Volke Befehl, alle neugeborne Knaben in Israel aufzusuchen und zu ersäufen.

So konnten Amram und Jochebeth, beide aus dem Stamme Levi, ihren bisher versteckt gehaltenen kleinen Sohn nicht länger schützen und setzten ihn in ein wohlverwahrtes Rohrkästchen in das Schilf des Nilufers, wo ihn Pharaos Tochter fand und den aus dem Wasser (mo) geretteten (üdsche) nach ihrer Sprache Moüdsche oder Moses nannte und ihn als ihren Sohn erziehen ließ. So scheint er nun als ein ägyptischer Vornehmer am Hofe auferzogen und von den Priestern in ihrer Weisheit und Geheimlehre unterrichtet worden zu sein. Ja er soll auch (nach Josephus) erwachsen ein ägyptisches Kriegsheer nach Aethiopien und Meroe geführt und die äthiopische Prinzessin Tharbis geheirathet haben, nachdem sie ihm um seiner männlichen Schönheit willen die Thore geöffnet hatte.

So lange Moses am Hofe lebte, war er kein Augenzeuge des Druckes seiner Stammgenossen gewesen; um so mehr ergrimmte er, als er, zu den Seinigen gekommen, einen derselben durch einen Aegypter hart mißhandelt sah. Der Zorn übermannte ihn; er erschlug den Aegypter und vergrub die Leiche unterm Sande. Die Sache blieb dennoch nicht verborgen. Als er zwei sich schlagende Hebräer vergleichen wollte, fragten sie ihn trotzig: ob er mit ihnen auch wie mit dem Aegypter verfahren wolle. Als Moses nun auch vernahm, daß Pharao ihm nachstellte, entfloh er in das Land der Midianiter. Da stand er bei einem Brunnen den Töchtern des Priesters Reguel oder Jethro gegen rohe Hirten bei, wurde gastfreundlich vom Priester aufgenommen und durch Zipora sein Schwiegersohn.

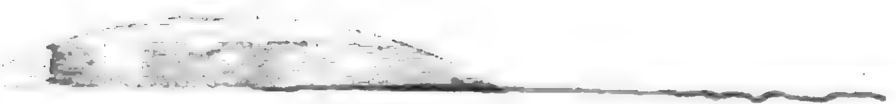
In der Nähe des Horeb, eines Theils vom Sianigebirge, wo Moses eben die Schafe weidete, erhielt er durch den Herrn, der ihn in einem brennenden Busche erschien, den Befehl, mit Pharao (Amenophis, dem letzten der achtzehnten Dynastie) zu reden und die Israeliten aus Aegypten hinweg zu führen. Da Moses aber „seine schwere Sprache und seine schwere Zunge" vorschützte, so befahl ihm Jehovah, seinen älteren Bruder Aaron mit zu nehmen und statt seiner das Wort führen zu lassen.** Um sich auch Glauben zu verschaffen, ertheilte ihm Jehovah die Gabe Wunder zu thun.

Jetzt ist Moses Prophet des Herrn, der Hirtenstab wird zum oberpriesterlichen.

So geht die Vorsehung ihre Wege. Der künftige Retter eines herniedergedrückten Volkes wird von einer Königstochter erzogen und (nach Manetho, Philo und Josephus) in die Priesterlehre eingeweiht, in Mysterien, welche das J-ha-ho (vielleicht gleichen Sinnes mit dem hebräischen Jehovah: ich werde sein, der ich sein werde) den Eintretenden aussprechen ließen. Er wird Mörder, muß fliehen, der Königsohn wird Viehhirt und erhält in der Wüste,

* Nach K. W. Böttiger, die Weltgeschichte, mit Einfügung einer Schilderung des Sinai aus: Tischendorf, Aus dem heiligen Lande, und der Schilderung der Stiftshütte aus Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte.

** Nach Ewald war Moses nur der Gipfel der in Israel schon vorgegangenen Freiheitsbewegung, in der gewiß auch schon Aaron und der Stamm Levi einen Hauptantheil gehabt hatten. Die Gegensätze des geistigen Lebens beider Völker forderten sich heraus. In keinem andern uns bekannten Lande, sagt Ewald, ist in so früher Zeit ein Kampf um die höchsten Wahrheiten der Religion zu einer solchen Höhe gekommen, daß irgend eine entscheidende Wendung eintreten mußte; und gerade in solchen großen Wendungen der Geschichte offenbart sich die wahre Kraft des Geistes wie der Moses ist. — Damit nimmt Ewald die Israeliten noch keineswegs so gedrückt an, wie gewöhnlich geschieht.



Moses.

nicht in den Tempeln und Palästen, auf außerordentlichem Wege und mit außerordentlichen Mitteln ausgestattet seine große Mission. Ein bloßer Hebräer würde dazu nicht Muth genug gehabt, ein Aegypter nicht willig gewesen sein. Also mußte ein Mann sich finden, der keines von beiden und doch beides war.*

Erst die letzte und schwerste aller zehn Landplagen, die Jehovah und Moses über die Aegypter schickte (die Israeliten blieben von allen frei), das Sterben aller Erstgeburt, erweichte den verstockten Sinn des Pharao, und er ertheilte die Erlaubniß zum Auszug in die Wüste, wo ein Opfer gebracht werden sollte. Goldene und silberne Gefäße und Kleider hatten sie dazu von den Aegyptern, denen ohnehin ihr übriges liegendes Vermögen dafür verblieb, entlehnt. (Ewald motivirt dies „Entwenden“ durch Pharaos Treubruch und als Ersatz für erlittene Bedrückung.)

So zog Israel aus seinen Hütten, vierhundertunddreißig Jahre nach der Einwanderung (ums Jahr 1500 v. Chr.) sechshunderttausend streitbare Männer, mit allen Heerden, von Raämses nach Suchoth und dann statt nordöstlich, ans rothe Meer, damit Israel nicht sogleich durch neue Feinde entmuthigt werde.

Da aber Pharao inne wurde, daß es nicht einem bloßen Festopfer in der Wüste, sondern einem völligen Wegzug galt, oder die gegebene Erlaubniß bereuete, setzte er mit Heeresmacht nach, ertrank aber im rothen Meere, durch welches eben die Israeliten wunderbar glücklich entkommen waren.

Dann zog man weiter in die Wüste Sur, eine Feuersäule des Nachts und eine Rauchwolke am Tage voran. (Auch bei den Persern wurde Feuer dem Heere voran getragen.) Derselbe treue und starke Jehovah schützte sie auch ferner vor den Schrecknissen der Wüste, gab Speise und Trank, wo dieses fehlte und die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens rege wurde; er gab Sieg, wenn feindliche Stämme, wie die Amalekiter, den Zug anfielen. — Moses aber machte, wo man hielt, den Richter den ganzen Tag, bis er auf seines Schwiegervaters Jethro Rath Richter und Oberste über Tausend, Hundert, Fünfzig und Zehn setzte und sich nur das Wichtigste vorbehielt.

Im dritten Monat kam man zum Sinai, dem gewiß schon lange vorher verehrten Götter- und Orakelsitz, wo der geistig lebendige Gott dem ihm sich verpflichtenden Menschen näher zu kommen pflegt, zumal bei einem Gesetzeswerke, welches wie das Mosaische wirklich aus dem reinsten Streben und der edelsten Erhebung eines jugendlichen Volkes hervorging; wo seine Sendung begonnen, sollte nun auch Moses Werk durch eine Gesetzgebung sich befestigen.

Die Felsenkuppe des Sinai hat eine Höhe von 7000 Fuß. Was hier dem ringsum schweifenden Blick umgiebt, das wird kaum seinesgleichen auf Erden haben. Es ist die erhabenste, großartigste Felsenwildniß; viele Meilen weit und fast nach allen Seiten starren die zerklüfteten und wildzackigen Granitberge empor, ohne daß die Vegetation mit einem Walde, einem Felde, einer Flur, oder der Silberstreif eines Baches versöhnend sich dazwischen drängte. Es ist ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit, ein Bild des erschütternden Ernstes voll. Kein Blühen und Welken bezeichnet hier des Jahres Kreislauf; es ist, als hätte die Zeit hier stillstehen gelernt, als ragte die Vergangenheit in die Gegenwart herein mit der ungebrochenen Gewalt eines großen Weltereignisses, heilig und untastbar. — Fromme Hände haben auf dem Sinaigipfel zwei Kapellen errichtet, eine christliche und eine mohamedanische, von denen wenigstens noch Ruinen stehen. Aber die Andacht bedarf hier dieser Hülfe kaum; der Berg selbst erscheint wie ein Altar,

* Schiller (in seiner Abh. „Sendung Mosis“) macht auf die monotheistische Geheimlehre und auf die Aehnlichkeit der Formel: Ich bin was da ist! oder: Ich bin alles was ist, was war und sein wird! auf Isisbildern und an Pyramiden mit der Bedeutung des Wortes Jehovah aufmerksam. Seine Entwicklung der mosaischen Mission ist groß gedacht, aber nicht rein biblisch. Dennoch giebt er zu, daß Moses seine Wunderthaten wirklich verrichtet habe, überläßt es aber dem Nachdenken eines Jeden, wie er sie verrichtet und wie man sie überhaupt zu verstehen habe. — Goethe sieht in Moses nur einen trefflichen starken Mann, der unter allen Verhältnissen roh geblieben sei. Er nennt ihn außerdem: kurz angebunden, verschlossen, der Mittheilung unfähig, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren. Doch bleibt es immer sehr interessant, wie Goethe und Schiller denselben Gegenstand betrachtet haben. Goethe schreibt das Sterben der Erstgeburt einer Ermordung derselben durch die Israeliten — einer umgekehrten sicilianischen Vesper — da die Fremden die Einheimischen getödtet — zu. Uebrigens verdient kaum bemerkt zu werden, daß solche Aussetzungen als Kind auch von Semiramis, Oedipus, Romulus, Cyrus, Hiero u. A. erzählt werden.

zu einem unvergänglichen Merkzeichen vom Finger des Ewigen aufgerichtet. Haben doch auch im Laufe der Jahrtausende zahllose Pilger aus allen Zonen darauf gestanden, gestaunt und gebetet; Jude, Christ und Mohamedaner haben hier über alle hemmenden Schranken hinweg eine gemeinsame Stätte der Anbetung gefunden. — Im Westen sieht man über alle grotesk aufgethürmten Felsmassen hinweg bis in die ferne, weißlich umflorte Sandebene, die gegen Suez ausläuft; im Osten glänzt mit sanftem blauen Schimmer der Meerbusen von Akaba hervor. So umrahmen Wüste und Meer die Zinne des Felsentempels.

Diesen Berg bestieg Moses und empfing die Offenbarung Jehovahs in Donner, Blitz und Erdbeben, so daß Berg und Volk erzitterten. Es galt, einem durch Sklaverei tief herabgewürdigten Volke Ordnung, Muth, Sittlichkeit und unerschütterlichen Glauben an einen einigen, mächtigen, erlösenden, sein gehorsames Volk beschützenden, das ungehorsame züchtigenden Gott tief einzuprägen, diesen aber auch durch vielfachen Opfer- und Ceremoniendienst weit über Irdisch-Abgöttisches hinaus zu rücken.

Wie nöthig jetzt schon ein solches Gesetz gewesen, zeigte sich dem Moses nach seiner ersten Rückkehr von dem Berge, von dem er die Tafeln des Gesetzes brachte. Denn Aaron hatte gezwungen dem Volke ein goldenes Kalb zur Anbetung machen müssen. Voll heiligen Zornes warf Moses seine Tafeln hin, daß sie zerbrachen, und ließ durch seinen Stamm dreitausend dieser Götzendiener niederhauen. Dann stieg er zum zweiten Male auf Sinai.

Damit aber dem sinnlichen Volke ein sichtbarer Anhaltspunkt für seine Verehrung, zugleich ein Mittelpunkt für den reinen Jehovahdienst nicht fehle, wurde ein großes tragbares Gezelt (Stiftshütte) mit dem Allerheiligsten gebaut, in welchem die Bundeslade mit den steinernen Gesetztafeln aufbewahrt wurde. Zu den goldenen Ausschmückungen und dem Tempelgeräth wurde wahrscheinlich das aus Aegypten entwendete edle Metall gebraucht.

Die Stiftshütte war ein zeltartiger Bau, dreißig Ellen lang, zehn Ellen breit und zehn Ellen hoch. Die Seitenwände und die Rückwand bestanden aus Brettern, welche mit Goldblech überzogen waren und silberne Füße hatten; durch Riegel und Zapfen wurden sie, nachdem sie aufgerichtet waren, fest mit einander verbunden. Die Decke bildete ein prächtiger Teppich mit eingewirkten Cherubsgestalten; über ihr lagen noch drei andre Decken. Ein ähnlicher, an fünf Säulen befestigter Teppich bildete die Vorderwand des Zeltes, ein andrer schied im Innern desselben den heiligen Vorraum von dem Allerheiligsten; der Vorraum hatte zwanzig, das Allerheiligste zehn Ellen Tiefe. Bei Aufstellung des Heiligthums wurde ihm ein Hof von tausend Ellen Länge und fünfzig Ellen Breite abgesteckt. Zur Umfassung desselben dienten sechszig hölzerne, mit Silberblech überzogene und mit ehernen Füßen versehene Pfosten, zwischen denen wiederum Teppiche aufgehängt wurden.

Zur Stiftshütte gehörte sodann noch mancherlei prachtvolles Geräth. Das bedeutendste Stück unter diesem war die Bundeslade, welche im Allerheiligsten stand: eine hölzerne, mit Goldblech überzogene Kiste, in der die mosaischen Gesetztafeln aufbewahrt wurden; über ihr der sogenannte Gnadenstuhl, die Koporeth, — ein massiv goldner Deckel, auf dem sich zwei goldene Cherubsgestalten erhoben. Die Cherubim waren phantastische Gestalten im Charakter der asiatischen Anschauungsweise; die menschliche Gestalt war an ihnen vorherrschend, damit verbanden sich Flügel und andre thierische Theile.

In dem heiligen Vorraum der Stiftshütte stand der Tisch, auf den die Schaubrote gelegt wurden, von Holz, mit Goldblech überzogen, und der massiv goldene Leuchter, dessen sieben Arme in blumiger Gestalt gebildet waren; dazu gehörte mannigfaches Geräth, das ebenfalls von Gold gearbeitet war. Vor der Stiftshütte endlich ward der große Opferaltar, von Holz und mit Erz überzogen, aufgestellt; zu ihm gehörte mancherlei eisernes Opfergeräth.

Wäre Moses nicht von der Idee eines Gottesstaates, wie er oben bezeichnet worden ist, so feurig eingenommen gewesen, er würde mit leichter Mühe selbst der König seines Volkes haben werden können.

Aber weit entfernt davon, ließ er dem Volke in seinen Stammältesten einen bedeutenden Antheil an der Gesetzgebung.

Moses führte in Jahresfrist nach gegebenem Gesetze sein Volk vom Sinai über die Südgrenze Palästinas (von den Philistern so genannt), aber er erkannte bald aus der Feigheit bei einer ernsteren Berührung mit feindlichen Stämmen und aus häufigen Auflehnuugen gegen ihn, daß Israel zum erobernden Volke noch nicht gereift sei. Josua und Calebs Weintraube aus dem gelobten Lande hatte vor dem furchtsamen Berichten ihrer Begleiter von Riesen und Menschenfressern allen Reiz verloren. Moses, bis Chorma an der Südgrenze Judas zurückgeschlagen, führte sein Volk unverdrossen in die Wüste zurück, entschlossen, erst ein muthigeres Geschlecht heranreifen zu lassen. Dort blieb er, bald am Sinai, bald an dem Gebirge Seïr — alles durch die Tradition heilig gewordene Gegenden — noch sieben Jahre. Dann erst schien es Zeit, sich dem Lande der Verheißung abermals zu nähern, und so zog man zum Arnon, um jetzt von Osten her in das Land zu dringen, auf welches die Juden als ehemalige Stammesheimath und auf die Verheißung Jehovahs sich stützend — freilich nicht nach natur- und völkerrechtlichen Begriffen — Ansprüche machten. Die Amoniter, Midianiter und einige andre kleinere kananitische Stämme wurden geschlagen und an der Ostseite des Jordan den Stämmen Ruben und Gad, so wie dem halben Stamm Manasse Viehweiden angewiesen. Aaron starb auf dem Berge Hor, nachdem Moses dessen Sohn Eleazar zum Hohenpriester eingekleidet hatte. Dann wurde am Jordan eine Volkszählung veranstaltet, und es fanden sich 601,730 Männer über 20 Jahre.

Auch dem großen Führer seines Volkes sollte es nicht vergönnt sein, das Land der Verheißung zu betreten. Er hatte es wohl gewünscht, aber der Herr wegen eines einzigen Ungehorsams oder Verzweifelns am Haderwasser in der Wüste es ihm verweigert. Seiner frohen Tage waren wenige gewesen. Und kein Zweifel, daß Neid und Verdächtigung des im Ganzen sanften Mannes selbst von ihm Näherstehenden, wie Aaron und Mirjam, seiner gefeierten Schwester, ihn oft trafen und gerade ihn am schmerzlichsten berührten. Er nannte sich selbst das geplagteste unter den Menschenkindern und schauete mit prophetischem Geiste auch künftigen Abfall vom Gesetze und Ungehorsam voraus. Nur gesehen, vom Berge Pisga herab, hat er die Stätten, wo künftig die Seinen wandeln sollten. Nachdem er feierlich noch einmal den Bund Jehovahs mit Israel erneuert, das Volk gesegnet und Josua zum Nachfolger und Führer des Volkes erklärt hatte, stieg er, der hundertundzwanzig Jahre alte und dennoch kräftige Held auf Nebo, die höchste Spitze jenes Gebirges, gegen Jericho über, sah noch einmal das Volk, das er verließ, und das Land, das er nicht beschreiten durfte, und stieg — der treue Knecht des Herrn — lebend nicht mehr herab. Der Herr begrub ihn (sagt die Bibel) im Thale, im Lande der Moabiter, sein Grab hat Niemand erfahren. Die Kinder Israels aber beweinten ihn dreißig Tage.

Aus der Geschichte der Richter.*

Gideon.

Es brachten die Midianiter und Amalekiter, welche ihre Heerden im Süden Kanaans auf der Sinai-Halbinsel weideten, große Noth fast über das ganze Land. „Wie Heuschrecken in Menge," heißt es, „kamen die Feinde mit ihren Heerden und Zelten, und ihrer und ihrer Kameele war keine Zahl. Wenn Israel gesäet hatte, zogen die Söhne des Ostens herauf und vernichteten das Gewächs des Landes bis nach Gaza hin und ließen keine Lebensmittel übrig und keine Schafe, Ochsen und Esel. Und die Söhne Israels mußten sich verbergen in Schluchten, Höhlen und in den Bergfesten." Ihre Raubzüge beschränkten sich nicht auf den

* Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.

Süden des Gebiets der Israeliten, sie plünderten nicht blos die Landschaften der Stämme Juda und Ephraim, sie streiften weit nordwärts bis über den Tabor hinaus. Sieben Jahre hindurch soll Israel auf diese Weise verwüstet worden sein.

Bei einem dieser Einfälle waren die Söhne des Joas von Ophra von den Midianitern getödtet worden. Nur der Jüngste, Gideon, war übrig geblieben. Er hatte die Pflicht und den Muth, das Blut seiner Brüder zu rächen. Als die Amalekiter und Midianiter wiederum, wie sie zu thun pflegten, zur Erntezeit heranzogen und auf der Ebene Esdraelon lagerten, und Gideon Waizen klopfte auf der Kelterkufe, um das Korn vor den Midianitern zu flüchten, erweckte ihn Jehovah.

Er sammelte die Männer seines Geschlechts um sich, dreihundert an der Zahl. Mit dieser kleinen Schaar beschloß er das Lager der Midianiter zu überfallen, nachdem er dasselbe zuvor mit seinem Waffenträger Pura erkundet.

In der folgenden Nacht theilte er seine Schaar in drei Haufen von je hundert Mann, und gab jedem eine Posaune und eine brennende Fackel, die in einem irdenen Krug verborgen wurde. Von drei Seiten sollten diese Haufen sich dem Lager der Midianiter nähern, und wenn Gideon in die Posaune stieße und die Fackel entblößte, sollten sie alle es thun. Gleich nach der zweiten Nachtwache, als die Midianiter eben die Posten gewechselt, gab Gideon das Zeichen. Alle zerschlugen die Krüge, stießen in die Posaunen, schwangen ihre Fackeln und riefen überlaut: Schwert für Jehovah und Gideon! — Die Midianiter glaubten sich von einem großen Heere auf allen Seiten angegriffen und warfen sich in wilde Flucht. Da erhoben sich die Männer von Manasse, von Asser, Sebulon und Naphtali, und Gideon sendete eilends Boten zu den Ephraimiten hinauf, daß sie die Furten des Jordan vor den Midianitern besetzten. Die Ephraimiten sammelten sich und fingen zwei Fürsten der Midianiter, den Oreb (Rabe) und den Seeb (Wolf); die Fürsten Seba und Zalmuna entkamen.

Gideon war entschlossen, den erfochtenen Sieg über den Jordan hinaus auf das Aeußerste zu verfolgen. Bei Suchoth überschritt er den Fluß. Er bat die Leute von Suchoth, seinen ermatteten Kriegern Brot zu reichen. Aber die Aeltesten sprachen: Hältst du denn Seba und Zalmuna schon in der Hand, daß wir deinen Kriegern Brot geben sollen? Zornig entgegnete Gideon: Giebt mir Jehovah Jene, so will ich euren Leib zerdreschen mit Dornen der Wüste und mit Stacheldisteln! — Auch die Bewohner von Pniel am Jabbok, an welchem Gideon hinaufzog, weigerten sich, ihre Landsleute zu speisen; sie fürchteten wie die von Suchoth, wenn sie ihre Landsleute unterstützten, die Rache der Midianiter, der sie schutzlos preisgegeben sein würden. So mußte Gideon seine matte Schaar hungrig weiter führen den Weg der Zeltbewohner, weit hinauf nach Karkor. Hier zerstreute er den Rest der Midianiter und fing die beiden Fürsten.

Nun kehrte er nach Suchoth zurück und sprach zu den Aeltesten: Sehet, hier sind Seba und Zalmuna, um die ihr mich verspottet habt; und ließ Jene greifen, siebenundsiebzig Männer, und sie mit Dornen und Disteln zu Tode schlagen. Den Thurm zu Pniel zerstörte er und ließ die Leute des Orts erwürgen. Zu den gefangenen Fürsten aber sprach er: Wie waren die Männer, die ihr einst am Tabor erschlagen habt? — Sie waren wie du, lautete die Antwort, wie eines Königs Söhne an Gestalt. Es waren meine Brüder, die Söhne meiner Mutter, entgegnete Gideon. Beim Leben Jehovahs, hättet ihr sie am Leben gelassen, ich erwürgte euch nicht. Stehe auf, mein Sohn, rief er seinem ältesten Knaben Jether zu, und stoße sie nieder! — Aber der Knabe zögerte und zog sein Schwert nicht, denn er war noch jung. Mit männlicher Würde sprachen die Gefangenen: Stoße du selbst uns nieder; wie der Mann, so seine Kraft! — Gideon that es.

Als darauf die Beute vertheilt ward, verlangte Gideon als seinen Antheil die goldenen Ohrringe der erschlagenen Midianiter. Sie wurden sämmtlich auf Gideons Mantel zusammen geworfen, und ihr Gewicht betrug 1700 Seckel Goldes (gegen 50 Pfund). Dazu erhielt Gideon die Purpurkleider der getödteten Fürsten und die Monde und Halsbänder ihrer

Kameele. Aus dieser Beute errichtete Gideon das oben erwähnte Jehovahbild.

Gideon hatten einen großen und glänzenden Sieg davon getragen (nach 1200 v. Chr.). Mit dem harten Schlage, den er den Midianitern beigebracht, hörten deren und der Amaliker Raubzüge auf. Er war der Befreier seines Landes geworden, und das Bedürfniß nach Schutz und Ordnung war so groß, daß er auch im Frieden das höchste Ansehen in Israel behauptete. Jedermann suchte seinen Rechtsspruch und sein Urtheil, dessen Vollziehung Gideons Kraft und Name sicherte. Er hinterließ von vielen Weibern siebenzig Söhne, starb im hohen Alter und wurde im Grabe seines Vaters bestattet.

Jephta.

Auch die Stämme jenseits des Jordans hatten sich eines tüchtigen Kämpfers zu rühmen. Die Amoniter drückten die Stämme Ruben und Gad und streiften über den Jordan gegen Juda, Benjamin und Ephraim. Achtzehn Jahre seufzten die Stämme Ruben und Gad unter diesem Drucke.

Da erinnerten sich die Aeltesten des Landes Gilead des Jephta, dem sie einst das Erbe seines Vaters verweigert hatten, weil er der Sohn eines Kebsweibes war. Er war in die Schluchten des Gebirges gewichen, hatte eine Räuberschaar um sich gesammelt, wie es deren nicht wenige in Israel gab, und kühne Thaten verrichtet. Zu ihm gingen die Aeltesten: er solle ihr Anführer sein, zu streiten wider die Söhne Ammons.

Jephta sprach: Habt ihr mich nicht vertrieben aus dem Hause meines Vaters? Jetzt kommt ihr, da ihr in Bedrängniß seid! — Aber er folgte dennoch ihrem Rufe, und das Volk von Gilead versammelte sich zu Mizpa und machte ihn zu seinem Haupt und Anführer.

Wenn ich glücklich zurückkehre von den Söhnen Ammons, gelobte Jephta, so soll, wer aus der Thür meines Hauses mir entgegenkommt, dem Jehovah geweiht sein, und ich will ihn opfern zum Brandopfer!

Er sammelte die Männer von Gilead und Manasse, aber vergebens forderte er die Ephraimiten auf, zur Hülfe heranzuziehen. Dennoch schlug er die Ammoniter aufs Haupt.

Und als er heimzog in sein Haus zu Mizpa, kam ihm eine Schaar Jungfrauen entgegen mit Pauken und Reigentanz, an der Spitze seine einzige Tochter.

O meine Tochter, du beugst mich tief! rief Jephta in Thränen und zerriß seine Kleider. Ich habe meinen Mund aufgethan gegen Jehovah und kann es nicht zurücknehmen!

Da erkannte sie, was er gelobt, und sie sprach: Mein Vater, thue, wie du gelobet hast, denn Jehovah hat dir Rache gegeben an deinen Feinden! Laß mich aber zuvor mit meinen Gespielen nach den Bergen, zwei Monate lang meine Jungfrauschaft zu beklagen!

So geschah es, und als sie zurückkehrte, vollzog Jephta an ihr das Gelübde, welches er gethan. Und es ward Sitte in Israel, daß alle Jungfrauen vier Tage im Jahre die Tochter Jephta's priesen.

Samuel.

Nach dem Tode Eli's und seiner Söhne war kein Priester zu Silo als Samuel. Erst spät von den Eltern geboren, hatte ihn die Mutter dem Jehovah geweiht und dem Eli zum Dienst im Heiligthum übergeben. Hier hatte er als Knabe im leinenen Schulterkleide gedient und war in der Furcht Jehovahs aufgewachsen.

Jetzt war es an ihm, die Pflichten des ersten Priesters zu üben. Er war in reifen Jahren, und es stand ihm klar vor der Seele, daß alles Unheil, welches Israel getroffen, von Jehovah verhängt sei, der der Verehrung zürne, die die Israeliten dem Baal und der Astarte gewidmet, der sie strafe für ihren Abfall. Er nahm seinen Sitz zu Rama bei Gibea im Stamme Benjamin und ermahnte das Volk, die Verehrung der fremden Götter zu verlassen und seinen alten Gott Jehovah

allein anzurufen; Jehovah werde sein Volk von den Fremden erretten.

Die Entschiedenheit seiner Ueberzeugung, seine Stellung, am meisten aber wohl die Noth schaffte seinen Ermahnungen Eingang. Die Israeliten versammelten sich zu Mizpa und fasteten; große Wasserspenden wurden Jehovah dargebracht, und als die Philister heranzogen, opferte Samuel ein Milchlamm und verbrannte es. Da donnerte Jehovah mit gewaltigen Schlägen am selbigen Tage über die Philister und verwirrte sie, daß sie geschlagen wurden.

Dieser Sieg blieb ohne dauernde Folgen. Die Philister beschlossen, die Eroberung Israels planmäßiger zu betreiben und errichteten zu diesem Zweck auf dem Gebiete des Stammes Benjamin verschanzte Lager. Die Mannschaften des bereits unterworfenen Gebiets mußten gegen ihre Landsleute mit ins Feld ziehen.

Diese Maßregeln führten rasch zum Ziele. Ganz Israel diesseit des Jordan wurde unterworfen. Um jede Wiedererhebung unmöglich zu machen, wurden die Israeliten entwaffnet, ja die Philister begnügten sich nicht mit der Auslieferung der vorhandenen Waffen, sie führten sogar die Schmiede aus dem Lager fort, damit Niemand den Israeliten wieder Schwert und Spieß verfertigen könne. Der Druck dieser Herrschaft lastete so schwer und mit solcher Schmach auf den Israeliten, daß wenn ihnen die Pflugschaaren, Beile und Hacken stumpf geworden oder die Gabeln verbogen waren, sie in die Städte der Philister hinabgehen mußten, um ihr Ackerzeug wieder ausbessern und schärfen zu lassen.

Die Könige Saul, David und Salomo.

Saul.*

Die Stämme in Osten waren bisher von der Herrschaft der Philister freigeblieben. Aber auch diesen nahete Knechtschaft und Verderben. Die Ammoniter meinten, die Gunst der Umstände nicht versäumen zu dürfen. Sie lagerten vor Jabes in Gilead, und die Einwohner erklärten sich unterwerfen zu wollen. Aber Nahas, der König der Ammoniter, wollte die Unterwerfung nur annehmen, wenn jeder Mann in Jabes sich das rechte Auge ausstechen ließe. Da sendeten die Aeltesten von Jabes Boten über den Jordan und baten flehendlich um Hülfe.

Damals lebte zu Gibea im Lande Benjamin ein Mann, Namens Saul, der Sohn des Kis, eines wohlhabenden freigebornen Mannes; er war um eines Hauptes höher denn alles Volk, und keiner von den Söhnen Israels war schöner denn er. Saul kam gerade hinter den Rindern her vom Felde; als er jene Botschaft vernahm, entbrannte sein Zorn. Und er nahm ein Joch Ochsen und zerstückelte sie und sandte die Stücke in das Gebiet Israel und ließ sagen: „Wer nicht auszieht hinter Saul her, dessen Rindern wird man also thun!“

Da fiel der Schrecken Jehovahs auf das Volk, und sie zogen aus wie Ein Mann. Und Saul führte sie über den Jordan bis Jabes und stellte sie in drei Haufen. Und sie drangen in das Lager zur Zeit der Morgenwache und schlugen die Ammoniter bis zur heißen Tageszeit; und die Uebriggebliebenen wurden zerstreut, und es blieben unter ihnen nicht Zween beisammen.

Dieser Sieg gab den Ausschlag. Das Volk zog nach Gilgal; daselbst opferten sie Dankopfer vor Jehovah und machten Saul zum König; und alle Männer von Israel freuten sich sehr, wenn auch einige „nichtswürdige Buben“ sprachen: Was wird uns der helfen? und ihn verachteten.

Nun widerstrebte auch Samuel nicht länger. Vielleicht, daß auch er im Stillen Saul als den erkannt, denn das Vater-

* Nach Georg Weber, Weltgeschichte.

Saul und David.

Digitized by Google

land zu retten fähig und berufen sei, und | und das Volk anfing sich zu zerstreuen.

Beistand anflehe. Als Jener aber zögerte, | teten Heerden.

land zu retten fähig und berufen sei, und ihn bereits, wie die Ueberlieferung meldet, zum König bestimmt hatte. Jetzt, da das Volk unter dem überwältigenden Eindruck der rettenden That den entscheidenden Schritt gethan, erklärte der Prophet seine Zustimmung und setzte Saul als König ein.

Durch diesen feierlichen Act legte Samuel, der nunmehr alt und grau geworden, die weltliche Macht in Sauls Hände; in einer Rede an das Volk gab er Rechenschaft über die Führung seines Richteramtes; und als die Versammlung ihm bezeugte, daß er kein Unrecht und keine Gewalt gethan, und aus Niemands Hand Geschenke genommen, ermahnte er König und Volk, Jehovah zu fürchten und zu dienen und nicht widerspenstig zu sein gegen seine Befehle; dann würde ihnen nie seine Hülfe fehlen.

Die ersten zwei Jahre seiner Regierung benutzte Saul zur Bildung einer auserwählten Kriegsmacht von 3000 Mann Kerntruppen; 2000 befehligte er selbst, das andre 1000 sein tapfrer Sohn Jonathan; alles übrige Volk entließ er nach Hause, um ruhig den Acker zu bauen. Das Land aber seufzte immer noch unter dem Druck der Philister.

Da unternahm Jonathan, um die Schmach der Knechtschaft von Israel abzuwenden, einen Streifzug nach Gibea und erschlug den Beamten oder Rottenmeister, den die Philister wohl zur Eintreibung der Abgaben daselbst aufgestellt hatten.

Erzürnt darüber sammelten diese ein großes Heer, bei 30,000 Streitwagen und 6000 Reiter und Volk wie Sand am Ufer des Meeres an Menge. Und sie zogen herauf und lagerten zu Michmas. Das Volk in Israel aber verkroch sich in Höhlen und Dornbüsche, in Felsenklüfte und in die Thürme und Gruben; Manche flüchteten sich auch über den Jordan in das Land Gad und Gilead. Die Philister theilten ihr Heer in drei Haufen, der eine wandte sich gen Ophra, der andre gen Bethoron und der dritte zog nach der Grenze, die emporragt über das Thal Zeboim nach der Wüste zu.

Saul wartete sieben Tage auf Samuel, daß er das Opfer verrichte und Jehovahs Beistand anflehe. Als Jener aber zögerte, und das Volk anfing sich zu zerstreuen, da opferte der König selbst, ohne Samuels Ankunft abzuwarten.

Aber noch an demselben Tage kam Samuel ins Lager, und als er von Saul, der ihm entgegen ging und ihn ehrerbietig grüßte, das Geschehene vernahm, sprach er: Du hast thöricht gehandelt, daß du das Gebot Jehovahs nicht beobachtet. Jetzt hätte Jehovah dein Königthum über Israel bestätigt in Ewigkeit, so aber wird es nicht bestehen, und Jehovah hat sich einen andern Mann nach seinem Sinne gesucht und ihn geordnet zum Fürsten über sein Volk!

Hierauf verließ Samuel das Lager, und die frühere Abneigung gegen das Königthum erwachte von Neuem in seiner Brust; und wenn er auch nicht mehr an die Wiederherstellung der alten Ordnung denken konnte, in einem Augenblicke, da das Land mehr als je vom Feinde bedroht war, so trug er doch seitdem Groll gegen Saul, in dessen Verfahren er einen vermessenen Eingriff in die heiligen Rechte des Priesterthums erblickte, und dessen Herrschaft nicht die Beschränkung ertragen wollte, die Samuel der königlichen Macht zu setzen gedachte. In der Unterordnung unter das höhere Gesetz, das Jehovah durch die Priester und Propheten kund thue, sah Samuel die Gewährschaft gegen Mißbrauch und Ueberhebung der königlichen Macht.

Saul und Jonathan siegten bei Gibea über die Philister und befreiten Israel von dem schmählichen Joche. Dieser erfolgreiche Kampf befestigte Sauls Herrschaft. Er stritt ringsum, wider alle seine Feinde, heißt es in der Ueberlieferung, und wohin er sich wandte, siegte er. Und er übte Tapferkeit und errettete Israel aus der Hand seiner Plünderer, und sah er irgend einen starken und tapfern Mann, so nahm er ihn zu sich.

Samuels Groll aber steigerte sich, als sich Saul in einem Kriege gegen die Amalekiter wiederum der Uebertretung eines priesterlichen Gebotes schuldig machte. Statt nämlich alles Lebendige, sowohl Menschen als Vieh „dem Jehovah zu bannen", verschonte Saul den gefangenen König Agag und einen Theil der erbeuteten Heerden.

Von der Zeit an trat die Entzweiung zwischen der weltlichen und geistlichen Macht immer mehr hervor. Die Grenzen der beiden höchsten Reichsgewalten waren noch nicht so fest gezogen, daß nicht hie und da Uebergriffe der einen in die andre stattgefunden hätten. Besonders scheint es Samuel schwer gefallen zu sein, die Machtbefugnisse, die er in seinen jüngern Jahren geübt, in seinem Alter mit einem Heerführer zu theilen, dem er nur nach langem Widerstreben eine höhere Weihe verliehen. „Und Samuel richtete Israel sein Leben lang“, sagt der biblische Erzähler und wirft dadurch ein Streiflicht auf das getrübte Verhältniß zwischen König und Oberpriester. Wenn Samuel nicht einmal die richterliche Gewalt ganz an Saul abtrat, mit welcher Eifersucht mußte er die Eingriffe des jüngern Königs in seine priesterlichen Vorrechte betrachten?

Samuel tritt überall mit gebieterischer Autorität auf; selbst im Kriege ertheilt er dem Könige Vorschriften und Befehle; er tödtet mit eigener Hand den Amalekiterfürsten Agag, den Saul aus Rücksicht auf seine hohe Stellung verschont hatte.

Saul, ein einfacher, bescheidener Mann, nahete sich ihm mit kindlicher Ergebenheit. In seinen späteren Jahren aber, als die siegreichen Kriegsthaten wider die feindlichen Grenzvölker im Westen, Osten und Süden sein Selbstgefühl erhoben hatten, mag diese Hingebung und Unterordnung sich gemindert haben.

Saul und Samuel sahen sich selten mehr. Jener lebte zu Rama, mit religiösen Dingen beschäftigt und den Prophetenschulen, die ihm ihre Entstehung oder ihre belebende Umgestaltung verdanken, seine Sorge und Thätigkeit widmend; Saul in Gibea, sowohl auf die Beschützung des Landes gegen äußere Feinde als auf die Hebung der innern Wohlfahrt bedacht. Er war ein Heldenkönig von patriarchalischer Natur, mit ehrbaren Sitten und häuslichen Tugenden ausgerüstet. Die Zeit, die nicht von Kriegszügen und Waffenthaten ausgefüllt war, verbrachte er auf seiner Hufe zu Gibea in alter Einfachheit, umgeben von seinen vier Söhnen Jonathan, Abinadab, Isboseth und Malchisua und seinen zwei Töchtern Merab und Michal, die ihm seine züchtige Hausfrau Ahinoam geboren, und im Umgange mit seinem Heerobersten Abner, dem Sohne seines Oheims, einem tapfern Kriegsmann. Er war der Retter Israels in der bedrängtesten Zeit und füllte das Land mit reicher Siegesbeute. Dabei beseelte ihn ein edler Eifer für die Aufrechthaltung der alten Religion. Er begünstigte Samuels Prophetenverein, wo Jünglinge zusammenlebend sich in der Musik und andern edlen Künsten übten und zum Prophetenamte wissenschaftlich ausbildeten, und wurde sogar vorübergehend selbst „vom prophetischen Hauche angeweht“; er trieb alle „Todtenbeschwörer und klugen Männer“ aus dem Lande und errichtete zu Ehren Jehovahs Altäre und Opferstätten. Dieser Tugenden wegen ehrte das Volk den Heldenkönig als den „Gesalbten Jehovahs;“ nur Eines machte Viele an ihm irre: seine Haltung gegen David. Daß der „böse Geist“ ihn getrieben hatte, auf den vor ihm singenden und nichts Arges ahnenden Sänger, dem das ganze Volk sich zu so großem Danke verpflichtet fühlte, seinen Spieß zu schleudern, vergaß man ihm nie.

David als König.*

Drei Dinge waren es, durch welche David sich vom Hirten zum Volksführer emporgeschwungen hatte: Vertrauen zum Gott Israel, Schwert und Saitenspiel; und mit diesen drei Kräften wirkte er auch als König und brachte die in seinem Volke liegenden Fähigkeiten schnell auf eine bedeutende Höhe. Ein Mann der Kraft und zugleich tief ergriffen vom religiösen Geiste, wußte er das Ansehen des Königthums und die Forderungen jener eigenthümlichen Freiheit, die sich nach dem Gedanken des Moses entwickeln sollte, zu vereinigen, wie Keiner nach ihm, ja

* Nach J. W. Loebell, Weltgeschichte.

er verschaffte vermöge der Einheit, die er dem Staate gab, dem Mosaismus eine größere Festigkeit als er sie seit Josuas Zeiten je gehabt.

Bei aller großartig schaffenden Thätigkeit und allem Adel der Seele war David doch nichts weniger als frei von Fehlern und Sünden. Der schwärzeste Flecken in seiner Geschichte ist die Art, wie er die schöne Bathseba gewann, deren Mann, Uria, er verrätherisch dem Tode preis gab. Daß eine solche Missethat nicht ungeahndet bleibe, trat unerschrocken der Prophet Nathan vor den König und verkündete ihm, Jehovah werde ihm zur Strafe Unheil erwecken in seinem Hause und Schmach erleben lassen an seinen Weibern. Da bekannte David in reuevoller Gemüthsstimmung, die uns der damals gedichtete einundzwanzigste Psalm auf das Anschaulichste kennen lehrt, daß er schwer gesündigt habe; und Beide, der Prophet und der König, bewiesen, daß, so lange diese Gesinnung herrsche, Israels Volk nicht verfallen sein werde der furchtbaren Willkür jenes orientalischen Despotismus, der stets Leben und Ehre der Unterthanen seiner Lust und Laune ungestraft opfern zu dürfen glaubte.

Als kriegerischer Held erhob David die Macht und den Glanz des Reiches ungemein. Er besiegte die Jebusiter, Moabiter, Ammoniter, Idumäer, Amalekiter, den König von Damaskus, und machte sie zinsbar, so daß er seine Grenzen bis zum Euphrat und bis zum rothen Meere erweiterte.

Diese Kriege konnten nicht mehr auf die alte Weise, durch das Aufgebot einzelner Stämme oder auch der ganzen Nation in Masse, geführt werden; sie erforderten ein stehendes Heer. Saul hatte den ersten Grund dazu gelegt, der eigentliche Schöpfer desselben wurde David.

Auch erhielt das Reich jetzt erst eine Hauptstadt. Zur solchen erkor David Jerusalem, welches er mit der Burg Zion den Jebusitern abgenommen hatte. Er wollte damit nicht blos einen Mittelpunkt für die Herrschaft bilden, sondern auch für den Gottesdienst, da bis jetzt die in den mosaischen Gesetzen so sehr eingeschärfte Einheit desselben noch wenig oder gar nicht vorhanden war. Darum führte er die heilige Bundeslade mit großer Feierlichkeit nach der neuen Hauptstadt und gab zugleich den Verhältnissen und Geschäften der Priester und Leviten eine festere Einrichtung, da auch hierin noch große Ungesetzmäßigkeit obgewaltet hatte. Einen Theil der Leviten bestimmte er zur Verherrlichung des Gottesdienstes mit Gesang und Tonspiel. In dieser Doppelkunst ging er selbst mit seinem Beispiel voran; sie bildet das dritte Element seiner Wirksamkeit.

Die hebräische Dichtkunst läßt sich bis auf die Zeiten des Moses zurückführen, jetzt aber gelang sie erst zu hoher Entwicklung. Ein Feuerstrom der Begeisterung reißt die Dichter immer unmittelbar zu dem Gott hin, der sich nicht als ein in der Natur lebendes und mit ihr eins gewordenes Wesen, sondern wie der über die Natur als über seine Schöpfung gebietende Herr offenbart. Die Sprache und der Ausdruck haben einen Schwung, die Bilder eine Erhabenheit und Kühnheit, das vertrauungsvolle Gebet zu Gott eine Inbrunst, die Klagen eine Innigkeit, welche in der Poesie aller Völker und Zeiten unübertroffen geblieben sind.

Die größte Betrübniß erwuchs dem alternden Könige aus seinem eignen Hause, in dem die schlimmen Folgen nicht ausblieben, welche die Vielweiberei bis auf den heutigen Tag über den Orient bringt, Zwietracht der Söhne verschiedener Frauen untereinander und ihre Entfremdung vom Vater. Absalom, ein Sohn Davids von ausgezeichneter Körperschönheit, ließ seinen Halbbruder Ammon, weil dieser seine Schwester Thamar entehrt hatte, umbringen und floh aus dem Lande, um dem Zorn des Vaters zu entgehen. Später zwar mit ihm ausgesöhnt und zurückgerufen, war doch die einmal in seine Seele gedrungene feindselige Stimmung nicht hinweggenommen, der Groll vermischte sich mit Plänen hochstrebenden Ehrgeizes, die ihn dazu brachten, seine Hand nach der Krone auszustrecken. Nachdem er sich durch große Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann die Herzen Vieler gewonnen hatte, pflanzte er offen die Fahne der Empörung auf und fand so zahlreichen Anhang, daß David Jerusalem gegen ihn nicht behaupten zu können

glaubte, sondern mit seiner Leibwache und einer andern Schaar von Getreuen die Stadt verließ, mehr über die Entartung des noch immer geliebten Sohnes trauernd, als über den drohenden Verlust der Herrschaft bekümmert. Auf dieser Flucht erfuhr er rührende Beweise von Anhänglichkeit, aber auch schnöden Schimpf und Spott, während Absalom in der Hauptstadt, die er sogleich besetzt hatte, sich mit dem ausgelassensten Uebermuthe benahm.

Ahitophel, ein zu Absalom übergetretener Staatsdiener Davids, gab ihm den Rath, dem fliehenden David sogleich nachsetzen zu lassen. Diesen Rath verachtete Absalom und ließ eine Zeit verstreichen, die der König benutzt haben muß, Verstärkungen an sich zu ziehen, denn als nun Absalom endlich aufbrach, und mit dem Heere seines Vaters im Lande Ephraim zusammenstieß, erlitt er eine schmähliche Niederlage, und da er selbst das Mißgeschick hatte, fliehend mit seinen schönen langen Haaren in den Zweigen einer Terebinthe hängen zu bleiben, wurde er von dem herbeieilenden Joab erstochen.

Bei dieser Nachricht brach der Vater in lautes Wehklagen aus; so groß war noch immer die Liebe zu dem aufrührerischen Sohne in seinem Herzen, daß er sich der wiedererlangten Herrschaft kaum freuen konnte. Und fast wäre ihm diese zum allergrößten Theile entzogen geblieben, denn bei der Zurückführung des Königs entstand ein Streit zwischen Juda und den übrigen elf Stämmen, welcher die letzteren so erbitterte, daß es dem Benjamiten Seba gelang, sie von Neuem von David abzuwenden. Doch erlag Seba den Kriegern des Königs, und damit erreichte der Aufruhr sein Ende.

Diese Begebenheit, von dem Verfasser der Bücher Samuelis mit einer Ausführlichkeit und in einer Weise erzählt, welche die deutlichsten Beweise gleichzeitiger Aufzeichnungen an sich tragen, sind über das Verhältniß des Thrones zum Volke sehr lehrreich. Selbst ein Mann wie David, sehen wir daraus, hatte seine Herrschaft nicht so zu befestigen vermocht, daß sie nicht einem leichtfertigen Versuche fast erlegen wäre. So wie Absalom die Fahne der Empörung erhebt, folgt ihm das neuerungssüchtige Volk gegen einen Fürsten, der sich unermeßliche Verdienste um das Reich erworben; es findet dieser, als seine Bedrängniß am größten ist, die nöthige Unterstützung nicht in einer andern Partei der Nation, die sich für ihn erhebt, sondern in dem stehenden Heere, das er sich geschaffen. „Es ward daselbst das Volk Israel geschlagen von den Knechten Davids" ist der merkwürdige Ausdruck der Quelle (2. Samuel 18, 7). Und selbst nach der gewonnenen Schlacht muß der König das Unabhängigkeitsgefühl der Stämme so schonen, daß er nicht daran denkt, als ein Sieger, der die Empörung bewältigt hat und zur Strafe zieht, in seine Hauptstadt einzuziehen, vielmehr harrt er seiner Zurückführung durch das Volk.

Davids letzte Zeit.*

Die Empörung war bewältigt, bald aber zeigten sich die Folgen des von David eingeführten Systems von Neuem in der nächsten Nähe des Königs. Die Intriguen des Weiberhauses um die Thronfolge kamen zum Ausbruch, als die Tage Davids zu Ende gingen; die Einflüsse der ersten Priester und der Führer des Heeres machten sich am Hofe geltend.

Obwohl die Krone nach Absaloms Tode dem vierten Sohne Davids, dem Adonia, gebührte, obwohl Salomo (ein Sohn Bathsebas, deren Gemahl Uria hinterlistig von David in den Tod gesandt worden war) in der Reihe der noch lebenden Söhne Davids erst der siebente und noch sehr jung war, versuchte es Bathseba, ihn auf den Thron zu bringen. Der eine der beiden Priester an der Bundeslade, Zadok, unterstützte Bathsebas Absichten, ebenso der Prophet Nathan, welcher in den letzten Jahren Davids zu großem Ansehen beim Könige gelangt war. Sie mochten beide von dem jungen Salomo eine größere Nachgiebigkeit gegen den priesterlichen Einfluß erwarten, als von

* Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.

dem älteren und selbstständigeren Adonia; besonders in dem Falle, wenn sie dem Jünglinge wider das Recht zum Throne verholfen hätten. Es gelang der Bathseba, den König zu einem Eidschwur bei Jehovah zu bringen, daß Salomo statt Adonia sein Nachfolger sein solle.

Adonia aber war entschlossen, sich sein gutes Recht durch eine Intrigue des Harems nicht rauben zu lassen. Wenn Zadok für Salomo's Erfolge war, so war Ebjathar, dessen Genosse, jener alte und angesehene Anhänger Davids, für Adonia, und was am wichtigsten war, der Feldhauptmann Joab, der Davids beste Siege erfochten, erklärte sich ebenfalls für ihn; wogegen freilich die Partei der Bathseba den Obersten der Leibwache Benaja gewann, so daß die Kräfte und Aussichten beider Parteien so ziemlich gleich standen.

Als David auf das Sterbelager sank, glaubt Adonia den Gegnern zuvorkommen zu müssen. Er rief seine Anhänger vor der Stadt bei der Wasserquelle zusammen. Joab erschien mit den Obersten des Heeres, Ebjathar kam, um das Opfer zu bringen, es fanden sich auch alle Söhne Davids ein, nur Salomo kam nicht.

Schon war das Opfer im Gange, die Schafe, Rinder und Mastkälber waren bereits geschlachtet, die Ausrufung Adonias zum Könige sollte dem Opfer unmittelbar folgen, als die Gegenpartei Kunde erhielt. Bathseba und Nathan eilten zum sterbenden König, ihn an seinen Schwur zu Gunsten Salomo's zu erinnern. Er befahl, daß Salomo auf das Maulthier gesetzt würde, welches ihn selbst immer getragen, und daß Zadok den Jüngling auf der andern Seite der Stadt an der Quelle Gihin salben solle. Dann sollte ihn Benaja mit der Leibwache unter Posaunenschall in die Stadt zurück und in den Palast führen, um ihn dort auf den Thron zu setzen.

So geschah es. Zadok nahm das Oelhorn aus dem Zelt der heiligen Lade, und da der neue Herrscher in feierlichem Zuge in den Palast zurückkehrte, rief alles Volk jubelnd: Es lebe der König Salomo!

Als Adonia und seine Anhänger das Freudengeschrei in der Stadt vernahmen und hörten, was geschehen sei, gaben sie ihre Sache verloren und zerstreuten sich in Hast nach allen Seiten.

David erfreute sich seines letzten Erfolges, ließ Salomo an sein Lager rufen und sprach zu ihm: Thue Gutes den Söhnen Barsillais, des Gileaditers: er hat mich wohl aufgenommen, als ich vor deinem Bruder Absalom über den Jordan weichen mußte. Dem Simei, welcher mir fluchte, habe ich geschworen ihn nicht zu tödten. Lasse du ihn nicht ungestraft und laß seine grauen Haare mit Blut hinunterkommen in die Unterwelt! Was Joab dem Abner und Amasa gethan, weißt du; laß seine grauen Haare nicht in Frieden hinunterkommen in die Unterwelt! —

Wenn Davids Leben und Thaten seine Sinnesart nicht hinlänglich darlegen, diese letzten Worte des Sterbenden würden keinen Zweifel über seinen Charakter lassen. Das unbefangene Urtheil muß zugeben, daß es David gelungen war, die Wunden, welche sein Ehrgeiz Israel geschlagen, wieder zu heilen. Man muß das entscheidende Verdienst anerkennen, welches er sich dadurch in Israel erworben, daß er das Königthum und durch dieses die Sicherheit und die Macht des Staates und des Volkes zu begründen verstanden hatte; man muß Davids Thatkraft und Tapferkeit, die Klugheit und Umsicht, welche viele Handlungen seiner Regierung auszeichnet, bewundern: aber die Schwäche seiner letzten Jahre, welche ihn die Thronfolge willkürlich ändern ließ, gefährdete das Werk seines Lebens, und man kann sich nur abwenden von so blutgieriger Rachsucht, welches freilich in der Sinnesart der Semiten begründet, doch hier mit einer Hinterhaltigkeit und Tücke verbunden ist, welche David allein angehören. Einen unbedeutenden Menschen, dem David einst in schwieriger Lage Schonung zugesagt, will seine Rachsucht noch aus dem Grabe durch die Hand des Sohnes ereilen. Uneingedenk aller Verdienste und aller Siege, welche Joab für ihn erfochten, will David, einem lang verhaltenen Groll zu genügen, einem Mann, dem er im Grunde sein Reich verdankte, den er selbst nicht anzutasten gewagt, durch seinen Sohn hinschlachten

lassen, angeblich um zweier Thaten willen, die Joab, wenn nicht im Einverständnisse, doch in keinem Falle wider den Willen Davids gethan hatte, deren Früchte David willig angenommen, zu deren Bestrafung er nicht den geringsten Versuch gemacht hatte. Näher lag der Grund, den Joab umbringen zu lassen, weil er gegen Salomo's Thronfolge Partei genommen — aber war nicht Adonia der rechtmäßige Erbe?

Salomo's Regierungsantritt.

Der Weisung des sterbenden Vaters wie der Art des Orients gemäß, begann Salomo seine Regierung mit blutigen Thaten. Adonia hatte sich an den Altar Jehovahs geflüchtet. Salomo ließ ihm zuerst Schonung versprechen, dann mußte Benaja ihn niederstoßen. Joab wußte nicht, was David noch im Sterben dem Salomo aufgetragen, aber er ahnte wohl, daß ihm dieser seine Parteinahme für Adonia nicht verzeihen werde; er floh in das heilige Zelt und umfaßte die Hörner des Altars. Benaja zauderte, den Altar mit Blut zu beflecken, aber Salomo gebot kurz: Geh hin und stoße ihn nieder! — Es geschah. Benaja wurde an Joabs Stelle Feldhauptmann. Auch den Simei tödtete Benaja auf Salomos Geheiß. Nur der Priester Ebjathar fand Schonung. Salomo verbannte ihn aber als einen „Mann des Todes" aus Jerusalem auf sein Erbgut nach Anathoth.

Veränderungen im Kriegswesen.

Auf die Kunde vom Tode des alten Königs regten sich die Völker, welche David dem Reiche Israel unterworfen hatte. Vor Joabs Schwert war einst der Sohn des Königs von Edom nach Aegypten geflohen. Er brachte sein Volk, welches sich von jenen Niederlagen wieder erholt haben mochte, gegen Salomo unter die Waffen. Mit den Edomitern verband sich der kleine Stamm der Gesuriter, welcher an der Südgrenze Israels saß. Im Norden hatte sich Reson, ein Hauptmann des einst von David besiegten Königs von Zoba, in die Wüste geflüchtet und war hier als Freibeuter umhergezogen. Dieser warf sich jetzt auf Damaskus und ließ sich hier zum König ausrufen. Obwohl Salomo selbst wieder ausgezogen zu sein scheint, so behauptete Reson sich dennoch in Damaskus und war ein Widersacher Israels so lange Salomo lebte. Im Süden fand Salomo eine Unterstützung an dem Pharao von Aegypten, mit welchem er in so enge Verbindung trat, daß er dessen Tochter heimführte. Ein ägyptisches Heer nahm Geser ein und verbrannte die Stadt, der Pharao aber gab seiner Tochter das eroberte Gebiet dieser Stadt als Heirathsgut mit.

Wenn aber auch Salomo sein ererbtes Reich mit geringer Einbuße behauptete, so fehlte doch der Nachdruck und die glänzenden Erfolge, welche Davids Waffen begleitet hatten.

Der Salomonische Tempel.*

Salomo beschloß dem Gotte Israels einen Tempel zu bauen, legte dem versammelten Volke einen Grundriß vor und schritt danach mit Eifer an die Ausführung des großen Werkes. Des Tempels Grundvesten wurden von gewaltigen großen und dauerhaften Quadersteinen hergerichtet. Dieselben ließ Salomo tief in die Erde einsenken, damit das Fundament den schweren Ueberbau ertragen möchte. Das Gebäude wurde bis an die Balken von weißen Steinen aufgeführt; seine Höhe und Länge hatte sechszig, die Breite zwanzig Ellen. Darauf stand ein anderes Gebäude in gleicher Größe, also daß die Gesammthöhe des Tempels einhundert-

* Nach Flavius Josephus, zwanzig Bücher von dem Jüdischen Alterthum, übersetzt von Joh. Baptist Ott.

Salomo verkündet den Bau eines Tempels.

Der Boden war mit goldenen Blechen getäfelt, die Thüren der Pforte, die so hoch wie die Wand waren, gingen auf

Brandaltar sollte zwanzig Ellen Länge, zwanzig Ellen Breite und zehn Ellen Höhe. Die dazu gehörenden Gefäße und

Salomo verkündet den Bau eines Tempels.

undzwanzig Ellen betrug. Der Vorhof im Eingang war so lang als der Tempel. Rings um den Tempel waren dreißig Zellen, welche sich also in einander fügten, daß sie die Wände des Tempels unterstützten. Aus einer Zelle konnte man in die andre kommen, eine jede war fünfundzwanzig Ellen hoch. Darüber waren noch andre Gemächer, und über demselben wieder andre, die alle einander gleich waren, also daß sie insgesammt den unteren Gebäuden des Tempels in der Höhe gleich kamen und nur von dem Oberbau überragt wurden. Die Dächer bestanden aus Cedernholz. Ein jedes Gemach hatte sein eignes Dach. Die Wände waren von Cedern-Getäfel zugerichtet und mit Gold überzogen, so daß von dem Glanze des Goldes das Auge des Eintretenden geblendet wurde. In Kürze zu sagen, war das ganze Gebäude von schönen glatten Steinen aufgeführt, die also genau sich in einanderfügten, daß, wer es ansah, nicht vermeinte, daß irgend ein Werkzeug dazu gebraucht worden; es schienen die Steine gleichsam zusammengewachsen zu sein. Die Stiege nach dem Obergebäude war ein Schneckengang, der durch die dicke Mauer ging. Das Gebäude war von innen und außen mit Cedernholz vertäfelt, das mit starken Ketten in einander gefaßt war und den Bau äußerst fest machte.

Der Tempel bestand aus zwei Hauptabtheilungen: der innerste Raum war im Geviert zwanzig, der andre vierzig Ellen lang. In der Wand zwischen beiden Räumen befanden sich Thüren von Cedernholz, die reich vergoldet und mit Laubwerk und ausgegrabener Arbeit verziert waren. Sie wurden mit schönen Teppichen und Vorhängen von Purpur, Scharlach und köstlicher Leinwand behangen. In das Allerheiligste ließ Salomo zwei Cherubim von lauterem Golde aufstellen; ein jeder derselben war fünf Ellen hoch und hatte zwei Flügel von fünf Ellen Länge. Dieselben wurden so gestellt, daß sie mit ihren Außenflügeln die Wände gegen Mittag und Mitternacht berührten; die Innenflügel deckten die Lade Gottes. Der Boden war mit goldenen Blechen getäfelt, die Thüren der Pforte, die so hoch wie die Wand waren, gingen auf goldenen Angeln. Es gab keinen Theil des Tempels, innen und außen, der nicht mit Gold reich verziert war.

Salomo hatte sich den vortrefflichen Künstler und Baumeister Chiram von dem Könige zu Tyrus erbeten. Chiram war besonders in Gold-, Silber- und Erzwerken erfahren, und Salomo brauchte ihn zu allen künstlichen Sachen, mit denen er den Tempel ausschmückte. So verfertigte dieser Künstler zwei eherne, achtzehn Ellen hohe und im Umkreise zwölf Ellen weite Säulen. Auf den Knäufen derselben standen fünf Ellen hohe Sträuße von gegossenen Lilien. Sie waren mit geflochtenen erzenen Kränzen umgeben, von denen je zweihundert Granatäpfel herabhingen. Die Säulen erhielten ihre Stelle im Vorhof des Tempels, die zur Rechten hieß Jachin, die zur Linken Boas. Salomo ließ auch ein halbrundes Gefäß gießen, dessen Weite zehn Ellen und eine Spanne betrug. Es ward seiner Größe wegen das eherne Meer genannt und stand auf einem Ringe von zehnfacher Wendung, dessen Durchmesser eine Elle betrug. Um diesen Fuß des Meeres standen zwölf Rinder, immer zu Dreien, die ihre Köpfe den vier Himmelsgegenden zukehrten. Ihre Rücken waren zugleich Stützpunkte für das Meer, das dreitausend Bath hielt.

Zu zehn andern kunstreich gearbeiteten Kesseln von vier Ellen Weite ließ Salomo viereckige eherne Gestühle anfertigen, die fünf Ellen lang, vier Ellen breit und sechs Ellen hoch waren. An den Seiten sah man eingegrabene Bildwerke: Löwen, Stiere, Adler, Palmen- und Dattelbäume. Das ganze Gestühle ruhete auf vier anderthalb Ellen hohen Rädern. Fünf dieser Kessel standen zur linken, fünf zur rechten Seite des Tempels. Auf der rechten Seite befand sich auch das eherne Meer. Alle Gefäße wurden mit Wasser gefüllt. In dem Wasser des Meeres wuschen sich die Priester, die zum Tempel gehen wollten, in den Kesseln aber wurden die Eingeweide und Füße der Thiere gewaschen, die zum Brandopfer bestimmt waren.

Der von Chiram verfertigte eherne Brandaltar sollte zwanzig Ellen Länge, zwanzig Ellen Breite und zehn Ellen Höhe. Die dazu gehörenden Gefäße und

Werkzeuge, als Häfen, Tiegel, Kessel, Feuerhaken und dergleichen, wurden aus Erz gegossen, das an Glanz dem Golde fast gleich kam. Einer der vielen kostbaren Tische, die im Tempel standen, war aus gediegenem Golde gearbeitet; auf ihm lagen die heiligen Brote. Auf den übrigen Tischen standen und lagen die Schalen und Becher; es waren deren zwanzigtausend goldene und vierzigtausend silberne im Tempel vorhanden. Die Zahl der Leuchter betrug zehntausend. Auf einem der Leuchter brannte täglich ein Licht. Ihm gegenüber stand der goldene Tisch mit den heiligen Broten, zwischen beiden der goldene Altar. Der vordere Theil des Tempels ward durch einen Umhang von dem Allerheiligsten geschieden, in dem die Bundeslade aufgestellt werden sollte.

Weiter ließ Salomo achtzigtausend Weinkannen und hunderttausend goldene und eben so viel silberne Schalen anfertigen. Der goldenen Platten, auf denen das gemengte Semmelmehl zum Altar gebracht werden sollte, ließ er achtzigtausend, der silbernen doppelt so viele anfertigen. Die Zahl der goldenen Becher, in denen das Semmelmehl mit Oel vermengt wurde, betrug sechszigtausend, die Zahl der silbernen Becher für den gleichen Zweck einhundert und zwanzigtausend. Der Mäße waren zwanzigtausend goldene und doppelt so viel silberne, der goldenen Rauchfässer, in denen Rauchwerk angezündet ward, zwanzigtausend, so wie deren, in denen das Feuer vom großen Altar zu dem kleinen getragen ward, fünfzigtausend. Die Zahl der Kleider für den Hohenpriester, mit Einschluß der langen Mäntel, die mit goldenen Schildern und Edelsteinen reich besetzt waren, betrug tausend. Eine Krone aber war nur vorhanden; in diese hatte Moses den Namen Gottes geschrieben. Priesterkleider, von köstlicher Seide gewirkt, waren tausend, köstlicher Gürtel zu diesen Kleidern eine gleiche Zahl. Für die Leviten, die geistliche Lieder zu singen hatten, ließ Salomo zwanzigtausend Röcke aus Seide anfertigen. Die Zahl der silbernen Trompeten und Posaunen, wie sie Moses zu machen befohlen hatte, betrug zweihunderttausend. Die übrigen Instrumente, als Harfen und Psalter, waren von Messing gemacht, und es betrug ihre Zahl vierzigtausend.

Im Tempel wurde ein Gitter aufgeführt, welches in der hebräischen Sprache Gison heißt. Es war drei Ellen hoch und sonderte die Laien von dem Heiligthum, das nur von den Priestern betreten werden durfte. Außerhalb des Gitters ward ein großer Säulengang im Viereck gebaut, mit goldenen Thoren, die nach den vier Himmelsgegenden zeigten. Der Gang war bestimmt, das Volk aufzunehmen, das zum Tempel herzukam; ihn herzustellen, hatte unglaubliche Anstrengungen gekostet, da, um auf einer Seite Boden für ihn zu gewinnen, ein Abgrund von 400 Ellen Tiefe zugeschüttet werden mußte. Wer den über alle Maßen herrlichen Bau sah, ward von um so größerem Erstaunen ergriffen, wenn er vernahm, daß Alles in sieben Jahren vollendet worden war.

Salomos letzte Zeit.

Nicht blos Stammes- und Volksrechte verletzte Salomo, er gab auch den Anhängern des alten Jehovahdienstes großen Anstoß. Wohl scheint der Priesterstand, der dem Könige seine gesicherte Stellung nebst großen Einkünften verdankte, fest an dem Wohlthäter gehangen zu haben; aber das volksthümliche Prophetenthum, das zu der neuen Königsmacht nicht mehr paßte, wurde seit Nathans Tod mit sichtbarer Ungunst behandelt. Salomos Streben nach einem absoluten Königthum in ägyptischer Weise vertrug sich nicht mit der Herstellung einer Gottesherrschaft, die ihre Gebote durch einen andern Mund als dem des Königs kund that.

In den ersten Jahren, wo das Volk sich in dem neuen Glanz der königlichen Herrlichkeit sonnte, und sich der Güter freute, die der Friede und der Handelsverkehr brachten, übersah man die Zurücksetzung der Propheten; aber in der spätern

Regierungszeit, die Salomo in andre Bahnen einlenkte, traten Ahia von Silo und Semaja, gestützt auf die veränderte Volksstimmung, den königlichen Bestrebungen feindlich entgegen.

Der Weltverkehr, in den Juda mit den benachbarten Staaten getreten war, legte dem israelitischen Könige Rücksichten gegen die religiösen Vorstellungen anderer Völker auf, welche die früheren Geschlechter in ihren meist feindlichen Berührungen mit denselben nicht zu nehmen brauchten. Waren doch die angesehensten seiner Frauen der Fremde entsprossen, und sollten sie nicht das Recht haben, auch in Israel dem Glauben zu folgen, der ihnen in den Tagen der Jugend theuer geworden?

So wird denn gemeldet, daß, als Salomo alt geworden, die Weiber sein Herz von Jehovah ab und andern Göttern zugewendet hätten, und er sei nachgewandelt der Astarte der Sidonia, und den Göttern der Ammoniter und Moabiter und habe ihnen Altäre auf den Höhen bei Jerusalem erbaut und seinen Frauen gestattet, daselbst ihren Göttern zu räuchern und zu opfern.

Als Salomo mit dem Bau des Millo beschäftigt war, bemerkte er unter den niedern Aufsehern einen jungen, kräftigen Mann, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn über alle Lastarbeiter des Hauses Joseph setzte. Dieser Mann war Jerobeam, der Sohn einer Wittwe aus Efraim. Zu diesem kam einst, als er sich auf dem Felde befand, der Prophet Ahia, sein Landsmann, aus dem alten heiligen Orte Silo. Der Prophet, schon längere Zeit mit Salomo im Hader, faßte alsbald Jerobeams neuen Mantel, zerriß ihn in zwölf Stücke und sprach: Nimm die zehn Stücke, denn also wird der Herr dem Königreich Israel und Juda thun, er wird zehn Stämme dem Hause Davids entreißen und dir zutheilen!

Bald stand Jerobeam in Waffen wider Salomo; wir kennen die nähern Umstände dieses Aufstandes nicht; doch erhellt aus dem Verlaufe, daß Jerobeam in den nördlichen Stämmen Anhang fand und der Kampf gegen ihn nicht leicht war. Endlich siegte Salomo, Jerobeam floh nach Aegypten, wo ihm König Sisack (Sesonchis) aus einer neuen gegen Salomo minder günstig gesinnten Dynastie Schutz und Aufnahme gewährte. Von hier aus unterhielt er Verbindungen mit seinen Anhängern, bis die nach Salomos Tode zunehmende Unzufriedenheit ihn zur Rückkehr einlud.

Salomo starb nach einer Regierung, deren Dauer auf vierzig Jahre angegeben wird, im Jahre 975 v. Chr.

Die Propheten des alten Bundes.*

Die Propheten des alten Bundes haben das Gesetz nicht auswendig gelernt, die lebendigen Nachfolger Mosis, sie sind keine Pharisäer und Schriftgelehrten, welche Stellen der Thora immer im Munde führen; der Geist Gottes schafft in ihnen neu die ewige Wahrheit, und von ihrem Glanze sittlich durchleuchtet, verkünden sie dieselbe in seinem Wort und lehren sie in seiner Weisheit. Von diesem Geiste getrieben und im erhebenden Bewußtsein göttlicher Würde, bringen sie in sinnbildlichen Gesichten und offenen Reden dem Volke, zu dem sie gesandt sind, die wahre Freiheit, welche den festen Glauben an Gott, den Einen, Ewigen und Heiligen, entspringt: für eine solche kämpfen, leiden und sterben sie als Knechte Gottes.

Glaubt ihr nicht,
So bleibt ihr nicht,

ist der Wahlspruch des großen Jesaja (7, 9), und auf diesen unerschütterlichen Grund ist das ganze System der prophetischen Weisheit und Redekunst gebaut. Einfach ist jene wie diese, und der wahre Prophet bedarf nicht glänzender Redeblumen, um die Augen des Volkes zu ergötzen.

Gott ist die Wahrheit, das Leben
Und ewiger König,

sagt Jeremia (10, 16), und vom innigen Bunde mit einem solchen Gotte zeugen

* Nach F. W. C. Umbreit, Eine Rede.

des hohen Sehers schmucklose Worte der Wahrheit, des Lebens und ewiger Herrschaft. Nie entschlüpft ein schmeichelnder Laut dem unverbrüchlicher Wahrheit vom Herrn geweihten Munde, sondern mit dem eisernen Stabe unbeugsamer Gerechtigkeit demüthigt der strafende Redner den gleißnerischen Sinn des Volkes, welches in den Rauchwolken äußerlicher Gottesverehrung seinem eigenen Hochmuthe selbstgefällige Opfer bringt. Keines, wer vom Gesetze Jehovahs weicht und dem Heiligen Israels durch Thaten der Treulosigkeit und Lüge entheiligt, schonet der eifrige Mann Gottes,

Dessen Worte der Herr zu Feuer macht,
Das Volk wie Holz zu verzehren.

und

Der gesetzt ist zu einer festen Stadt,
Und einer Säule von Eisen und einer Mauer von Erz
Gegen das ganze Land,
Gegen Könige und Fürsten,
Gegen Priester und gegen das Volk]

in unerschrockener Hoheit, von keinem Ansehen der Personen bestimmbar. Wollt ihr, unbefriedigt von den leeren Bestimmungen abgezogener dürrer Begriffsweisheit, lebendig erkennen und im Innersten erfahren, was Glaube sei, so tauchet unter in den heiligen Fluthen der prophetischen Reden. Da werdet ihr ihn nicht finden, wie unser Luther, der wahrlich seine Wirkungen erlebt, und die Orgeltöne der Propheten, wie Keiner, vernommen, sich ausgedrückt, „als einen Menschengedanken, den ich mir selber machen könne;" sondern er ist „eine göttliche Kraft im Herzen, dadurch wir neu geboren werden." Aber keine dunkle Kraft, kein unbestimmtes Fühlen ist dieser Glaube, dessen wunderbare Ausströmung ihr spürt, wenn ihr den hohen Glaubensmännern nahe tretet, sondern, wie Luther wieder sagt, „ein göttlich Licht und Leben in dem Herzen." Mit aller Macht des Denkens und des Wollens faßt diese Glaubenskraft in dem Propheten den Fels des Herzens, wie so wahr und schön Assaph den festen, innerlich geworzenen Gott genannt (Ps. 73, 26), und läßt ihn nicht im Leben und Tod.

Nennt ihr die Propheten im gewöhnlichen Sinne Poeten, begeht ihr ein Unrecht: denn sie wollen nicht blos genießen die süße Begeisterung und mit den freien und schönen Früchten derselben die Seelen Anderer erquicken, sondern sie arbeiten im Schweiß ihres Angesichts, züchtigende, tröstende, bessernde Redner ihres Volks zu sein.

Versteht ihr aber, wie ihr solltet, unter Poeten lebendige Schöpfer begeisterter Werke der Schönheit, dann sind gewiß die Propheten die größten Dichter des Glaubens, und dieser heiligen Begeisterung diente Himmel und Erde; die Sterne neigen sich zur Ehre Gottes ihrem Wink, und Wald und Flur, das brausende Meer und das leuchtende Gold der Tiefe leihen ihrer Rede Pracht.

Auch Künstler sind die Propheten, Maler und Baumeister im größesten Stil; sie tauchen ihre Pinsel in die Regenbogenfarben der göttlichen Liebe und bauen mit Steinen, die gebrochen sind vom Felsen Israels. Aber immer malen und bauen sie mit dem lebendigen Wort, Tonkünstler im heiligsten und erhabendsten Sinne; darum werden aber auch die Gemälde eines Ezechiel nimmer verbleichen, und der Tempel des Meisters der Baukunst steht in Ewigkeit. Und ihr neuesten Jünger des Wissens, seht doch auf die alten Propheten als Diener des Glaubens nicht mit Verachtung von eurer Höhe herab! Denn sie erscheinen auch als Herren der Gedanken, und ihr Glauben war das sicherste Wissen. Freilich war der Gott, der in ihnen sprach, in Wirklichkeit dachte, ein auch außer ihnen sich seiner selbstbewußtes, heiliges Wesen, von dem der Himmel der Thron und die Erde der Schemel, vor dem in die Kniee sanken die gewaltigen Helden des Glaubens und Denkens. Lernet vor Allem die Demuth von ihnen, blickt hin auf jenen Jesaja, der erst dann dem Könige Ahas vor allem Volk mit Freimuth seinen Gott und seinen Glauben predigt, als er als reuiger Sünder vor dem Angesichte des Allerheiligsten sich niederbeugt, und die Weihe der unreinen Lippen durch das himmlische Feuer des Seraph empfangen.

Israelitisches Volksthum.*

Die Staatsverfassung Mosis hatte es nicht auf ein mächtiges Weltreich abgesehen, dessen Volk herrlicher sich kleiden und kostbarer speisen, als andre Völker der Erde, und für dieses Wohlleben gewaltigen Königen dienen sollte, er hatte ein Volk aufrichten wollen, das nach Innen leben, den Geist Gottes im Herzen und Gemüthe auffassen, das frei, wie einst Abraham, Isaak und Jakob in patriarchalischer Genügsamkeit ein gottseliges Familienleben führen sollte. Das Königreich ging unter, der Tempel Salomos zerfiel in Schutt und Asche, aber das Volk selbst verging in solcher Noth nicht, und in der Zerstreuung hat es bis zum heutigen Tage bestanden.

Was ist es aber, das dieses Volk erhalten hat, während ungezählte Völkerschaften, die auch lange mächtig auf Erden gewesen waren, von der Erde verschwunden sind?

Das ist die Macht des geistigen Lebens, die in diesem Volke durch Moses und seine Satzungen geweckt wurde, wie bei keinem andern Volke der vorchristlichen Zeit, und die Stiftung des häuslichen Lebens. Im Gegensatze zu anderen Orientalen war dem Hebräer sein Weib nicht Sclavin, sondern treue Gefährtin im Leben und Gehilfin in der Erhaltung des Hauswesens und der Erziehung der Kinder. Welche Ansichten bei den Hebräern vom Weibe verbreitet waren, ist uns in den Sprüchen Salomos (Cap. 31) sehr schön in folgender Weise dargestellt:

Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist: die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen.

Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.

Sie thut ihm Liebes und kein Leides ihr Lebelang.

Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen.

Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringet.

Sie stehet des Nachts auf und giebt Futter ihrem Hause und Essen ihren Dirnen.

Sie denket nach einem Acker und kaufet ihn: und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände.

Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen und reichet ihre Hand den Dürftigen.

Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist: und wird hernach lachen.

Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre.

Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet und isset ihr Brot nicht mit Faulheit.

Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig: ihr Mann lobt sie.

Lieblich und schön sein ist nichts: ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Die Drangsale, welche die Hebräer in der Gefangenschaft zu erdulden hatten, mußten ihren Nationalstolz dämpfen und sie wieder auf ihr eigenthümliches Ziel, auf das häusliche Glück und den häuslichen Frieden im Dienste Jehovahs hinweisen. Die Propheten trösteten sie mit der Hoffnung: es werde der Messias (ein Erlöser) kommen und sie befreien; sie wiederholten die schönen Sagen der Stammväter und die Psalmen der heiligen Sänger. Wie sich die Hebräer in ihrer Gefangenschaft brüderlich beistanden; wie das Gebet der Nächstenliebe und der Geist einer frommen Kindererziehung unter ihnen fortwaltete, zeigt uns besonders das schöne Buch Tobias, aus welchem wir das vierte Capitel, eines edlen Hausvaters letzten Willen, hersetzen wollen:

Da nun Tobias gedachte, daß sein Gebet also erhöret wäre, daß er sterben

* Nach Chr. Oeser, Weltgeschichte.

würde, rief er seinen Sohn zu sich und sprach zu ihm:

Lieber Sohn, höre meine Worte und behalte sie fest in deinem Herzen.

Wenn Gott wird meine Seele wegnehmen: so begrabe meinen Leib und ehre deine Mutter alle dein Lebelang.

Denke daran, was für Gefahr sie ausgestanden hat, da sie dich unter ihrem Herzen trug:

Und wenn sie gestorben ist, so begrabe sie neben mich.

Und dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen: und hüte dich, daß du in keine Sünde willigt und thust wider Gottes Gebot.

Von deinen Gütern hilf den Armen und wende dich nicht von den Armen: so wird dich Gott wieder gnädig ansehen.

Wo du kannst, da hilf dem Dürftigen.

Hast du viel, so gieb reichlich; hast du wenig, so gieb doch das Wenige mit treuem Herzen.

Denn du wirst sammeln einen rechten Lohn in der Noth.

Almosen ist ein rechter Trost vor dem höchsten Gott.

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen: denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.

Wer dir arbeitet, dem gieb bald seinen Lohn: und halte Niemand seinem verdienten Lohn vor.

Was du nicht willst, daß man dir thue: das thue einem Andern auch nicht.

Theile dein Brot dem Hungrigen mit und bedecke die Nacktheit mit deinen Kleidern.

Gieb Almosen von deinem Brot und Wein bei dem Begräbniß der Frommen und iß noch trink nicht mit den Sündern.

Allezeit suche Rath bei den Weisen.

Und danke allezeit Gott: und bete, daß er dich regiere und du in alle deinem Vornehmen seinem Worte folgest.

Du sollst auch wissen, mein Sohn, daß ich zehn Pfund Silbers, da du noch ein Kind warest, geliehen habe dem Gabel, in der Stadt Rages in Medien: und seine Handschrift habe ich bei mir. Darum denke, wie du zu ihm kommst und solch Geld forderst und ihm seine Handschrift wiedergebest.

Sorge nur nicht, mein Sohn: wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, so wir Gott werden fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.

Fünftes Buch.

Meder und Perser.

Das Hochland von Iran.*

Zwischen dem Thal des Indus und dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris, im Süden vom Ocean, im Norden vom kaspischen Meere und den Steppen des Oxus begrenzt, erhebt sich das Hochland von Iran. Es bildet ein längliches Viereck, dessen Länge von Osten nach Westen etwas über 300 Meilen beträgt; die Breite mißt im Osten gegen 200, im Westen an der schmalsten Stelle, vom kaspischen Meere bis zum persischen Meerbusen, nicht viel über 100 Meilen.

In dieser geschlossenen Form, weder von eindringenden Meeresbuchten noch

* Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.

von größeren Flüssen durchschnitten, zeigt dieses Gebiet eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hochlande Arabiens. Der Kern des iranischen Landes wird, wie es in Arabien der Fall ist, von einer großen Wüste ausgefüllt, welche nur mit Pferden und Kameelen durchzogen werden kann. Aber der Boden ist hier viel mannigfaltiger gehoben und gesenkt als dort. Die nördliche Hälfte des Landes liegt höher als die südliche; die Mitte ist muldenförmig ausgehöhlt, so daß die Wasser des innern Abhangs der Randgebirge hierher zusammenlaufen müssen; die Thäler und Oasen sind viel zahlreicher und größer als in Arabien, und wenn auch die Flüsse des Hochlandes, die meisten Gewässer der Randgebirge im Sande versiegen, oder in Steppenseen endigen, so gewähren sie doch die Möglichkeit des Ackerbaues in ausgedehnten Strecken.

Der Ostrand von Iran steigt aus dem Industhale steil und mauerartig empor; nur wenig langgewundene und beschwerliche Pässe führen vom Indus auf die Höhe, welche nordwärts mit kalten, baumlosen Flächen, im Süden mit noch kahleren und öderen, aber unerträglich heißen Bergrücken beginnt. Nur das Thal des Kabul, welcher zum Indus hinabströmt, gewährt hier einen bequemeren Aufgang und ein großen Theils fruchtbares Gelände. Dagegen besteht der Westrand von Iran aus gleichlaufenden, von Nordwest nach Südost hinabziehenden Bergketten, zwischen welchen, neben ausgedehnten Bergweiden, lange, schmale und gut bewässerte Thäler eingesenkt sind; die schönsten und fruchtbarsten derselben liegen da, wo der Westrand mit dem Südrand zusammenstößt. Der Südrand, welcher zum Ocean abfällt, unterscheidet sich freilich in Klima und Landesart wenig von der Natur Arabiens, die Gebirge des Nordens zeigen dagegen statt der kahlen Gipfel Arabiens grüne Weiden und stattlichen Hochwald.

Im Ganzen mildert die Erhebung des Bodens die Hitze. Nach heftigen Stürmen im Frühjahr wird die Atmosphäre im Mai bis zum September durch keine Wolke getrübt, die Luft ist von besondrer Trockenheit und Klarheit, der dunstlose Himmel läßt die Umrisse der Berge, die ganze Landschaft in eigenthümlicher Schärfe und frischem Glanze erscheinen, und der helle Sternenhimmel der Nächte ersetzt fast das Licht des Tages. Der Wechsel der Temperatur ist rasch und stark. Von kalten schneebedeckten Terassen von 8000 Fuß Höhe steigt man plötzlich zu glühend heißen Ebenen hinab, die kaum 2000 Fuß über dem Meere liegen. Hat der kalte Norden kalte Winter, Schneetreiben und eisige Stürme, welche über das kaspische Meer und die weiten Steppen heranwehen, so ist im Süden die Luft mit dem hier besonders feinem Staube der Wüste erfüllt, die Glutwinde geben den Landhügeln die Gestalt wechselnder Meereswogen und treiben mächtige Sandhosen zum Himmel auf.

Dieses Hochland, im Westen von dem alten Kulturgebiet Babyloniens und Assyriens, im Osten von dem Lande der „sieben Ströme" — so heißt in den Vedas das Pengab — begrenzt, war einst der Wohnsitz zahlreicher Stämme.

Die schönen Triften und Thäler des Westrandes hatten, so weit unsre Kunde hinauf reicht, die Meder und Perser inne. Ruinen von Städten und großen Kanalanlagen zeugen von der einstigen, die heutigen Zustände übertreffenden Blüthe dieses Gebietes.

Zoroaster.*

Jene Volksstämme, welche das iranische Hochland (Baktrien, Medien, Persien) bewohnten, ehrten den Zoroaster als den gottgesandten Stifter ihrer Religion.

Das Zeitalter dieses Mannes, der nicht Stifter, wohl aber Erneuerer der Religion seines Volkes war, läßt sich nicht genau bestimmen; er mag nicht viel jünger als Moses sein. Wahrscheinlich war er ein Baktrier und lebte zu der Zeit, als dort ein mächtiges und selbstständiges Reich bestand. In demselben Lande entstanden auch die seinen Namen tragenden Religionsschriften, der Zenda-

* Nach J. J. Döllinger, Heidenthum und Judenthum.

vesta; diese einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umfassenden Schriften sind offenbar nicht von einem Manne verfaßt und von Zoroaster kann nur sehr wenig herrühren; aber er wird darin als der Einzige gepriesen, der „die Ueberlieferungen des einzigen Gottes hörte und sie mitzutheilen im Stande war."

Keine andre der alten Religionen (von der alttestamentlichen natürlich abgesehen) hat so bestimmt den Begriff der göttlichen Offenbarung einer Lehre ausgeprägt und aufgestellt, als die persische; Zoroaster ist hier der gotterleuchtete Prophet, durch dessen Mund Ormuzd gesprochen, der ein von Jedem gläubig aufzunehmendes Gesetz verkündigt hat.

Nur Einen wahren, vollkommnen, persönlich gedachten Gott kennt genau genommen die persische Lehre, nur dieser erscheint in den Zendschriften mit allen Eigenschaften und Vorzügen der Gottheit; sein Name Ormuzd bedeutet: „der ewig Weise"; er ist der allwissende und allmächtige Schöpfer und Beherrscher der Welt. „Niemand," sagt er, „hätte diese Erde zu schaffen vermocht, wenn ich sie nicht geschaffen hätte." Alles Leben und alles Gute erzeugt er; er ist daher auch der Vater der guten Gesinnung; Reinheit und Wahrheit kommen von ihm.

Auch dadurch zeichnet sich die persische Religionslehre vor allen heidnischen Sagen und Lehren aus, daß in ihr der Begriff der Schöpfung hervortritt. Ormuzd bringt die Welt hervor nicht durch den Ausfluß seines Lebens und Geistes, sondern durch das schöpferische Wort „Honover," in welchem Gedanke und That zusammenfallen. Freilich erleidet diese im Heidenthume fast einzig dastehende Schöpfungslehre eine doppelte Beschränkung, einmal dadurch, daß doch immer auch schon ein Stoff oder eine eigne Welt vor der Schöpfung angenommen wird und die allgemeinsten Elemente der Natur bereits neben Ormuzd bestehen; sodann durch den Antheil an der Schöpfung, der dem Ahriman zugewiesen ist.

Denn dem Urheber alles Guten und Reinen steht ein feindliches Wesen und böser Geist gegenüber, Ahriman, d. h. verderblicher Geist, genannt.

Lügen ist sein Wesen, die Finsterniß und der Tod sein Gebiet; durch Lüge bethört er die Menschen, durch Zweifel macht er sie an der Wahrheit irre und ungewiß; aus Lüge und Zweifel erwachsen alle bösen Thaten der Menschen.

Er ist aber nicht als der Beherrscher eines eigenen für sich bestehenden Reiches der Finsterniß zu denken; sondern sein Böses sucht nur überall dem Guten und Reinen sich beizumischen und dieses zu überwältigen. Alle „schlechten Geschöpfe" giftige Schlangen, Raubthiere, kriechende Thiere und Ungeziefer hat Ahriman geschaffen. Er hat also Theil an der Schöpferkraft, er ist nicht ein erst durch Selbstbestimmung böse gewordenes Wesen, sondern war von Anbeginn an wesentlich böse.

Die sechs Amschaspand's oder unsterblichen Heiligen, deren Lenker und Schirmherr Ormuzd ist, sind personificirte Kräfte oder Eigenschaften, sie heißen: der „Wohlwollende," der „ausgezeichnet Reine" u. s. w.; aber sie treten weder als Einzelwesen handelnd auf, noch nehmen sie als solche eine besondere Verehrung in Anspruch, führen jedoch mit Ormuzd im Paradiese ein seliges Leben.

Da aber Ahriman sechs böse Geister oder Dew's erschuf, die mit Jenen, den Amschaspands, kämpfen, so herrschen alle zwölf abwechselnd über die Monate des Jahres dergestalt, daß in jedem Monat dem herrschenden Einflusse eines Amschaspands der feindliche eines Dews und umgekehrt entgegensteht.

Mehr gewöhnlicher Natur als die Amschaspand's sind die Jzed's (d. h. die Anbetungswürdigen). Sie werden zwar, mit jenen verglichen, als niedre Genien bezeichnet, sind jedoch im Grunde auch Götter oder waren früher Götter. Der Mithra steht Ormuzd am nächsten, er ist der himmlische Läufer mit tausend Augen und tausend Ohren, der Begleiter von Sonne und Mond, der über das Weltall wacht und, ein glänzender Sieger, den Winter, den Ahriman einführt, überwindet. Taschter herrscht in der Luft, vertheilt den Regen, spendet Keime und Säfte, schleudert den Blitz und belebt die absterbende Natur.

Elementendienst fand Zoroaster ohne Zweifel schon vor; er machte ihn zum

Hauptzug der Religion. Vor Allem war es die dem Feuer erwiesene Verehrung, zu der der Sonnendienst gehörte.

Im Zendavesta heißt das Feuer der Sohn Ormuzd's, der schnellste der heiligen Unsterblichen. Der Dienst des Feuers war der Dienst des Lebens, der Reinheit, des Lichts. „Damit dein Gebet erhöret werde," sagt Ormuzd, „mußt du zum Feuer beten, dem größten Könige." Zoroaster hatte, wie es in der Sage heißt, das Feuer vom Himmel erhalten; es brannte ohne genährt zu werden, und die Hand, auf der es brannte, blieb unversehrt. Die Zendschriften sind mit Anrufungen und Lobpreisungen des Feuers überfüllt. Die Gläubigen, die überall in der Natur den Kampf zweier Mächte erblickten, bewunderten im Feuer die siegreiche, Alles verzehrende Kraft, sahen in ihm die mächtigste Waffe Ormuzd, das Element, das dem Wesen der Gottheit am nächsten kam. Ihm Holz und Wohlgerüche zur Nahrung zu geben, war daher besonders verdienstlich und hatte die Verheißung des Segens an Heerden, Feldern und Nachkommenschaft. So hatten sie mit Anzünden und Unterhalten des Feuers eine religiöse Pflicht zu erfüllen, die auch zur Nachtzeit sie in Anspruch nahm.

Ein gleich mühsamer und zeitraubender Dienst wurde für die übrigen Elemente nicht in Anspruch genommen. Aber Reinhaltung erforderte auch das Wasser und die Erde. Nach griechischen Berichten duldeten die Priester nicht, daß Jemand Gesicht oder Hände im Wasser eines Flusses wusch, oder hinein spie, oder etwas für unrein Gehaltenes hineinwarf. Doch scheint das salzige Meerwasser anders betrachtet worden zu sein. Zu Reinigungs-Ceremonien war indeß Wasser unentbehrlich und mußte eigens dafür zubereitet werden. Auch die Erde wollte geehrt, angerufen und rein erhalten sein; an ihr frevelte man, wenn man ein fruchttragendes Land öde machte, oder ein fruchtloses unbesäet ließ, wenn man sie mit unbekleideten Fuße betrat, oder einen Todten darin begrub, oder wenn man die Löcher, in denen Ahriman's böse Thiere hausen, nicht schloß.

Die Sonne war dem Gläubiger „das Auge des Ormuzd." Dreimal täglich wurde das Gebet an die Sonne gesprochen.

Neben der Sonne wurde auch dem Monde und den Sternen eine reinigende Kraft zugeschrieben. Der Unreingewordene sollte sich neun Nächte lang von den Sternen beleuchten lassen.

Der ganze Verlauf der irdischen Dinge umfaßt nach den genannten Schriften ein Weltjahr von zwölf Weltmonaten, d. h. zwölftausend Jahre. In dieser Zeit währt der Kampf des Guten und Bösen ohne Unterlaß. Des bösen Ahriman Wesen giebt sich während dieses Zeitraums als Eifersucht und Neid zu erkennen; er haßt die von dem weisen und reinen Ormuzd hervorgebrachten Geschöpfe und das Gute selbst. Ursprünglich erscheint er nicht als Herrscher eines eigenen Reiches; später aber fanden wir ihn zu einem Könige der Finsterniß ausgebildet, der in seinem eigenen, auch dem Ormuzd unerreichbaren Gebiete mit den Schaaren seiner Geister wohnt und von hier aus in das des Gegners verwüstend, verunreinigend und erobernd einbricht. Er erschuf die Schaaren seiner bösen Geister, der Dew's, Darwand's, Daroudj's, mit denen er in das Reich des Ormuzd eindrang.

Von diesen bösen Geistern kommt Alles, was schädlich ist für Leib und Geist; sie trachten, überall Zerrüttung anzurichten; sie trachten, durch Verhinderung der Fortpflanzung die Zahl der Wesen in Ormuzd Welt zu vermindern; sie wehren dem Regen, binden das Wasser, verbreiten Dürre und Unfruchtbarkeit, vervielfältigen die schädlichen Thiere und giftigen Pflanzen, erregen verdorrende Winde und verwüstende Orkane. Alles Faulende, Verwesende lieben sie und stürzen sich mit heftiger Begierde darauf.

So ist denn in der ganzen Natur überall dem Guten das Böse, dem Nützlichen das Schädliche, dem Reinen das Unreine beigemischt, und jedes Geschöpf trägt in irgend einem ihm anklebenden Mangel oder Uebel das Zeichen Ahriman's und seiner Dew's an sich.

Wie Ahriman die physischen Uebel, den Winter, die ausdörrende Hitze, die Stürme, die Raubthiere und das Gewürm, die Krankheiten in die Welt gebracht hat, so ist er auch Urheber der

moralischen Uebel, der Ausschweifungen, welche den Lebenskeim mißhandeln oder vergeuden, der Trägheit, der Lüge und des Unglaubens; unter seinen Dews ist der böse Buschiankta, welcher die Menschen zu langem Schlafe und zur Faulheit verführt, Eschem, der Geist des Zornes und des Neides, Buiti, der Geist der Lüge und Falschheit, Aschmoph, der Dämon der Heuchelei, Dawesch, der Dew des Irrthums und der Verführung.

Die Religion der genannten Völkerschaften, fordert den Menschen zu steter Thätigkeit, zum unausgesetzten Gebrauch seiner Körperkräfte, zu nie nachlassender Wachsamkeit mehr als irgend eine andre Form des Heidenthums auf. Der eigentliche Kampfplatz, auf welchem Ormuzd und Ahriman ihre Kräfte maßen, ist die Erde; der Mensch ist also berufen, ein Mitstreiter gegen Ahriman und dessen Dews zu sein, und wiederum sind gegen den Menschen vorzüglich die Anstrengungen der bösen Geister ohne Unterlaß gerichtet. Diesen Kampf führten die Gläubigen besonders dadurch, daß sie möglichst viele Thiere der Schöpfung Ahrimans, Raubthiere, Eidechsen, Schildkröten, Frösche, Schlangen, Ameisen und Ungeziefer, tödteten.

Erste Zeit des jungen Cyrus.*

Nach den Assyrern waren die Meder das herrschende Volk geworden. Sie hatten die ringsum wohnenden Völker, unter ihnen auch die Perser, unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Ihre Oberherrschaft währte jedoch nicht lange. Der letzte Meder-König heißt Astyages.

Zu jener Zeit finden wir den Glauben an Träume sehr allgemein unter den Menschen. So glaubte denn auch Astyages, der ein dunkles Gefühl von seiner Schwäche und Regierungsunfähigkeit haben mochte, daß ihm in einem Traume eine Verkündigung geworden sei. Er hatte eine Tochter, Mandane. Nun kam es ihm im Traume vor, als sähe er einen Baum aus ihrem Schooße erwachsen, der so groß war und seine Zweige so weit ausbreitete, daß er ganz Asien überschattete. Ueber dies nächtliche Gesicht betroffen, rief er seine Traumdeuter herbei; eine Art Leute, auf die man damals viel hielt, und die eben so wesentlich zum Hofstaate eines orientalischen Fürsten gehörten, wie noch vor einigen hundert Jahren die Sterndeuter und Hofnarren und etwas später die Hofpoeten. Die Traumdeuter legten die nächtliche Erscheinung so aus: Mandane würde einen Sohn gebären, der sich zum Beherrscher von ganz Asien machen würde. Der schwache König erschrak so sehr und ahnete für seine eigene, durch keinen innern Werth befestigte Macht so viel Uebles aus diesem Traume, daß er sich entschloß, um dessen Erfüllung zu vereiteln, seine Tochter mit einem Perser von nicht vornehmem Stande und geringer Bedeutung zu verheirathen.

Es geschah dies, und Mandane wohnte nun in Persien bei ihrem Manne. Nach einiger Zeit kam sie mit einem Sohne nieder, dem sie den Namen Cyrus gab. Kaum vernahm das Astyages, so ließ er das Kind vor sich bringen, und, noch immer von dem Eindrucke seines Traumes beherrscht, gab er einem seiner Hofbeamten den grausamen Befehl, es umzubringen.

Der Mann wollte seine Hand nicht an das Kind legen; er gab es daher einem Hirten mit dem Befehl, es im Walde auszusetzen. Dieser Hirt aber hatte gerade zu der Zeit sein einziges Knäblein durch den Tod verloren. Er brachte nun das ihm übergebene Kind seiner Frau, die es mit Freuden annahm und ihm mütterliche Pflege angedeihen ließ.

Bei den guten Leuten, die der Natur gemäß lebten und dem Knaben eine einfache Erziehung gaben, gedieh derselbe und wurde sichtlich schön und stark. Sein feuriger Geist verhalf ihm bald zu einer gewissen Ueberlegenheit bei seinen Gespielen, und eines Tages, als er mit andern Kindern im Spiel begriffen war, bestimmten ihn diese zu ihrem Könige. Er wußte sich in diese Würde auch gleich so gut zu schicken, als ob er zum König geboren wäre, und da einer von den

* Nach K. Fr. Hesse, Vorlesungen.

Knaben sich seinem Befehle widersetzte, ließ er ihn ohne viele Umstände derb durchprügeln.

Der geschlagene Knabe war aber der verzärtelte Sohn eines vornehmen Mannes, und da er sich nun beim Vater über das Geschehene beklagte, ward dieser so entrüstet, daß er die Sache vor Astyages brachte und ihn bat, den Hirtenknaben, da dieser, dem Sohne eines Vornehmen gegenüber, seine niedere Herkunft so ganz vergessen habe, hart zu bestrafen.

Der König ließ den Angeklagten vor sich kommen; anstatt aber zaghaft und in der Stellung eines Verbrechers zu erscheinen, stellte Cyrus sich ihm unerschrocken dar und sagte mit der größten Freimüthigkeit: er wäre von seinen Spielgesellen zum Könige gewählt worden und hätte nichts mehr gethan, als sich seines Rechts bedient, indem er den Widerspenstigen habe strafen lassen. Der ungewöhnliche Muth des Knaben, seine Miene voll edlen Stolzes und Selbstgefühls, namentlich aber einige Züge von seiner Tochter, die Astyages an ihm wahrzunehmen glaubte: dies alles machte den König mehr und mehr aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten: ob dieser Knabe sein eignes Kind oder ob er sonst zu ihm gekommen sei, und dieser gestand, daß es ein angenommenes, nicht sein eigenes Kind sei. Die Zeit, in welcher der Hirt den Cyrus im Walde gefunden zu haben vorgab, traf genau mit derjenigen überein, in der Astyages den Sohn seiner Tochter Mandane umzubringen befohlen hatte. Er forschte weiter, und so kam er endlich zu der Gewißheit, daß dieser Knabe kein andrer sei, als sein Enkel, den er aus dem Wege zu räumen Befehl gegeben hatte. Indessen hatte ein unwiderstehlicher Naturtrieb schon zu stark in seinem Herzen für den jungen Cyrus gesprochen, als daß er noch jetzt vermögend gewesen wäre, ihn zum Tode zu verdammen. Vielmehr sandte er ihn seiner Tochter wieder, und bei ihr erhielt er nun nach persischen Grundsätzen und Sitten eine Erziehung, die all das Edle und Große, das die Natur in ihn gelegt hatte, entwickelte.

An dem Hofmann indessen, dem Astyages aufgetragen hatte, das Kind zu tödten, und der es, erregt von der menschlichen Empfindung, nicht vermocht hatte, Hand an dasselbe zu legen, beschloß der schwache und grausame Monarch eine blutige Rache zu nehmen. Er bemächtigte sich heimlich der unschuldigen Kinder dieses Mannes, ließ sie tödten, zerhauen und einige Stücke von ihnen kochen. Dieses abscheuliche Gericht setzte er dem Vater dieser Kinder vor und trotzte dabei so sehr auf seine Macht, daß er nach der Mahlzeit dem unglücklichen Vater ins Gesicht sagte, er habe das Fleisch seiner eigenen Kinder gegessen, und dies sei die Strafe seines Verbrechens. Harpagus — so hieß der also Bestrafte — verbiß zwar fürs Erste seine Wuth und schwieg; aber er faßte den festen Entschluß, sich an dem unmenschlichen Gebieter zu rächen, und ward in der Folge das vornehmste Triebrad zur Ausführung des Traumes, der dem Cyrus eine so außerordentliche Hoheit und Größe zu weissagen geschienen hatte.

Des jungen Cyrus Erziehung bei seiner Mutter fiel noch in die Zeit, in der, wie schon bemerkt, die Sitten in Persien noch nicht entartet waren. Damals lernten die Knaben mit Pfeilen schießen, Wurfspieße werfen, laufen, ringen, kurz alle körperlichen Uebungen, die sich für ihr Alter schickten; zugleich wurden sie in Aneignung von Tugenden geübt, die der Seele Werth und Verdienst verschaffen, lernten Gehorsam, Mäßigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Zähmung der Leidenschaften und gefällige Sitten. Die Strenge, mit der die Gesetze gehalten wurden, that Vieles; das gute Beispiel der Alten that das Meiste. Mit anbrechendem Tage mußten die Knaben in ihrem Viertel erscheinen. Jeder brachte sein Essen mit: Brot, Kresse als Zugemüse und ein Krüglein zu Wasser. Das war die Kost, mit der sie sich begnügen mußten, sie mochten nun vornehmen oder geringen Standes sein.

Den Unterschied zwischen Recht und Unrecht lernten sie nicht aus Büchern, sondern aus einzelnen Fällen, wie das Leben sie brachte. Schon als Kinder wurden sie zu Richtern unter ihren Mitschülern gesetzt und mußten da alle die Händel, wie sie unter ihnen vorfielen, schlichten, über Zänkereien, Anbringereien und namentlich auch über Beweise der Undankbarkeit ihr Urtheil fällen; denn

der Undankbare, sagten die Perser, achtet weder Götter, noch Eltern, noch Freunde, noch Vaterland. Die Aufseher gaben acht auf die Urtheilssprüche und belehrten oder bestraften den, der nicht nach den Anforderungen des Rechts oder der Billigkeit sprach.

Der junge Cyrus wurde selbst einmal um eines solchen Spruches willen bestraft. Ein großer Knabe trug einen kurzen Rock, der nicht mehr zu seiner Gestalt passen wollte, und ein kleiner Knabe einen sehr langen, in den er hineinwachsen sollte. Jener nahm diesem seinen Rock weg und gab ihm dafür den seinen. Die Sache wurde vor das Kindergericht gebracht, und Cyrus sollte entscheiden. Er sprach: Der große Knabe hat recht, denn der lange Rock paßt ihm besser, so wie dem kleinen der kurze. — Sein Lehrer bestrafte ihn aber wegen dieser falschen Entscheidung und belehrte ihn, daß er nicht da sitze, zu sprechen, was sich für Jedem schicke, sondern was nach Recht und Gesetzen Jedem zukomme.

Wenn die Knaben auf diese Art erzogen worden waren, kamen sie — im sechszehnten oder siebenzehnten Lebensjahre — in die Klasse der Jünglinge, in der sie zehn Jahre bleiben mußten. Hier war ihre Erziehung viel härter und den nachmaligen Geschäften ihres männlichen Alters, der Jagd und dem Kriege, angemessener. Sie mußten des Nachts vor den Gebäuden und auf öffentlichen Plätzen Wache halten, theils wirklich zur Sicherheit, theils um sich durch diese Uebungen stark und männlich zu machen, in jeder Witterung und in jeder Zeit unter freiem Himmel aushalten zu können. Damit ihre Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mehr und mehr berichtigt würden, mußten sie viel um die Personen sein, die Recht zu sprechen hatten. Bei den Jagden wurde jedem Anführer eine Zahl von ihnen beigegeben. Die Jagd ward als ihre vornehmste Uebung betrachtet, weil man sie dazu angethan sah, die Jünglinge geschickt, herzhaft und besonnen zu machen, schnell zum Verfolgen, muthig und kühn zum Angreifen, ausdauernd unter Beschwerden. Die Kost war dieselbe, wie die Knaben sie bekamen. Nur Fleisch von Thieren, die sie selbst erlegt hatten, durften sie essen, jedoch nicht während der Jagdzeit, sondern erst am Abende, wenn das Zeichen zur Ruhe gegeben, oder sie auf die Wacht gestellt worden waren. In der Frühe des nächsten Tages wurde die Jagd wieder aufgenommen, vor Abend aber nicht gegessen. Ward nicht gejagd, so hatten sie die Uebung der Knaben mitzumachen; oft fanden auch öffentliche Kämpfe und Spiele statt. Das Volk sah zu und lobte weniger die Jünglinge, als ihre Lehrer, namentlich diejenigen, von denen sie in der Knabenzeit Unterricht empfangen hatten. Irrthümlich wäre es, zu glauben, es sei dies Alles eine Spielerei gewesen; denn diese Jünglinge mußten jetzt schon das Land bewachen, bei feindlichen Einfällen mit ins Feld rücken, auch Räuberbanden, wenn solche sich gebildet hatten, aufspüren und angreifen helfen. Mit einem Worte, sie machten eine kleine leichte Landwehr aus, und ihre Erziehung brachte es um deswillen in kurzer Zeit sehr weit, weil ihnen fortgesetzt Gelegenheit zur Bethätigung des Gelernten gegeben ward. Auch wehklagten die Mütter nicht gleich, wenn bei diesen Uebungen und Kämpfen Einer und der Andre einen Stoß bekam, eine Wunde davon trug, oder einem Arm oder Fuß brach. Sie wußten, der Staat wollte und mußte Männer haben; die männliche Gesinnung, die den Staat beseelte, hatte auch ihnen sich eingeprägt.

Etwa im sechsundzwanzigsten Jahre kamen die Jünglinge in die Klasse der Männer; in dieser bleiben sie bis zum funfzigsten Jahre. Die Bestimmung der Männer war vorzüglich der Krieg, namentlich in den Fällen, wo gesetzter Muth, Stärke des Geistes und ausharrende Standhaftigkeit in Beschwerden und Gefahren nöthig war. Aus ihnen wurden auch alle obrigkeitlichen Personen gewählt, die Anführer und Lehrer der Jugend ausgenommen, denn diese nahm man ausschließlich von den Alten. Dafür zogen die Alten nicht mit in's Feld, ausgenommen in der äußersten Noth. Sonst war ihre Hauptbeschäftigung, die Kinder zu unterrichten, Recht zu sprechen und Rathgeber in bedenklichen Fällen zu sein.

Von Männern solcher Art wurden nun auch Cyrus erzogen.

Cyrus am Hofe des Astyages.

Die Liebe, die Astyages beim ersten Anblicke zu dem wiedergefundenen Cyrus gefaßt hatte, machte, daß er sich wegen des Traumes willig täuschen ließ. Die Magier, denen die Empfindungen des Königs nicht verborgen geblieben waren, sagten ihm, der Traum sei bereits erfüllt, Cyrus sei ja — im Knabenspiele — König gewesen; ein Weiteres habe der Traum nun nicht zu bedeuten. So redeten auch die Großen des Reiches, die des Königs Tochter Mandane zur tödtlichen Feindschaft gegen sich zu erregen fürchteten, wenn sie nicht den Magiern beistimmten.

Alles dies bewirkte, daß in Astyages der Wunsch entstand, seinen Enkel immer um sich zu haben. Als dieser daher einige Jahre in Persien gewesen war, ließ er ihn und seine Mutter zu sich rufen.

Mandane vernahm diese Botschaft ungern, weil sie den Absichten ihres Vaters noch nicht völlig traute, sie wagte es aber doch nicht, ihm ungehorsam zu sein.

Der junge Cyrus, welcher damals etwa das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, und der unter seinen Persern an ein rauhes und männliches Leben gewöhnt worden war, konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er die asiatische Weichlichkeit an dem Hofe seines Großvaters wahrnahm, wo Alles weibisch geputzt und geschmückt aussah. Astyages saß, als Jener zu ihm in den Königssaal geführt ward, auf seinem Stuhle in aller Pracht eines asiatischen Monarchen. Seine Wangen, seine Lippen und seine Stirn waren bemalt, die Augenbrauen und Haare gefärbt; er trug goldene Ketten um den Hals, Armbänder an den Handgelenken, und sein ganzer Putz war so, wie ihn nur die eitelste Begierde, zu gefallen, eingeben konnte. Kaum war Cyrus dem Throne nahe getreten, so sprang er auf den König zu, fiel ihm um den Hals und rief: O, was für einen schönen Großvater ich habe! Seine Mutter fragte ihn lächelnd, ob er denn schöner sei, als sein Vater. Unter den Persern, antwortete Cyrus, ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich noch Keinen gesehen, der so schön ist, als mein Großvater!

Astyages war entzückt über diese Antwort. Er küßte den Knaben und gab ihm goldene Ketten, Armbänder, herrliche Kleider und Pferde. Ueber den ungewohnten Putz freuete sich Cyrus zwar, die Pferde aber waren ihm das liebste Geschenk, obwohl er ihren Gebrauch aus Erfahrung wenig kannte, weil man in Persien wegen des bergigten Bodens sich der Pferde nicht viel bedienen kann.

Bei der Abendmahlzeit mußte der junge Cyrus seinem Großvater zur Seite sitzen. Man trug eine Menge verschiedenartiger Speisen auf und setzte sie dem Könige und dem Cyrus vor. Diesem, der an die mäßige Kost der Perser gewöhnt war, dünkte das Alles sonderbar, ja widersinnig. Er sah dem gewaltigen Aufwande lange mit Verwunderung zu. Endlich sagte er zum alten Könige: Lieber Großvater, ich bedaure dich; du hast wohl schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem Allen essen mußt? Astyages lachte und entgegnete: Glaubst du nicht, kleiner Knabe, daß diese Speisen viel köstlicher und besser sind, als eure persischen Mahlzeiten? Ich weiß nicht entgegnete Cyrus, aber wir werden viel geschwinder und leichter satt. Uns genügt Brot, Kresse und Fleisch, um satt zu werden, ihr aber, ach! was braucht ihr für Arbeit und Umschweife, bis ihr so weit kommt! — Eine wunderliche Vorstellung, sprach der Alte, das macht uns ja keine Mühe, weil wir das Alles gern thun; versuche es nur einmal, du wirst es auch bald gut finden! — Mich dünkt aber doch, rief Cyrus, daß du selbst die Sachen alle nicht recht leiden magst. Und warum glaubst du das? fragte Astyages. Weil ich sehe, sagte Cyrus, daß du deine Hand nie abwäschest, wenn du das Brot angreifst; sobald du sie hingegen in diese Brühen getunkt hast, so trockenest du dich sorgfältig wieder ab, schiebst auch jedes dieser Gerichte bald

wieder weg, wenn du nur ein wenig davon gekostet hast, als ob dir davor ekelte. Gut, sagte der Alte, iß du nur von diesem Fleische, damit du stärker und größer wirst! Er legte ihm dabei Allerlei vor; Cyrus aber, der nicht wußte, wie er von so vielen Speisen zugleich essen sollte, fragte den König, ob er mit dem Fleische Alles thun dürfe, was ihm beliebe. Auf die Bejahung des Königs nahm er es und vertheilte es unter die Hofbedienten. Dem Einen sagte er: dir gebe ich das, weil du mich reiten lehrst; einem Andern: dir das, weil du meinem Großvater fleißig aufwartest; einem Dritten: nimm dies, weil du meine Mutter wohl bedienest! Nur dem Mundschenken des Königs gab er nichts. Dieser, der des Königs Liebling war, hatte zugleich das Amt, in der Zeit, in der nicht gespeist ward, im Vorzimmer des Königs zu stehen, und die Leute, die den König zu sprechen begehrten, einzuführen, oder abzuweisen. Der Alte fragte den Cyrus im Scherz: Warum gabst du denn diesem nichts, den ich doch so lieb habe? Warum hast du ihn denn so lieb? fragte Cyrus. Siehst du es nicht, antwortete der König, wie gut er es versteht, den Wein einzuschenken, zu kosten und mir zu reichen? O, sprach Cyrus, das kann ich so gut, als er, und noch besser; denn ich will dir die Schaale nicht halb austrinken, wie er. — Er nahm hierauf dem Mundschenk die goldene Schaale aus der Hand, goß sie voll Wein und reichte sie dem Könige. Du verstehst es doch nicht recht, sagte der Alte, du mußt ja den Wein erst kosten, ehe du ihn mir reichst. — Dafür bedanke ich mich, sprach der Knabe, denn es ist Gift darin! Woher weißt du das? — O ich habe es neulich bei deinem Gastmahl wohl gesehen, daß er auch Gift einschenkte! Und wie das? rief der Alte. Wißt ihr denn nicht mehr, wie ihr alle von Verstand und Sinnen kamet, sobald er euch zu trinken gegeben hatte? Was gab das für einen Lärm! Welch ein Schreien unter einander und Gelächter, daß Einer den Andern nicht verstehen konnte! Deine Sänger schrieen sich fast die Kehle ab; aber kein Mensch verstand sie, und doch riefet ihr alle: Wunder, wie schön sie singen! — So lange ihr bei einander saßet, zu trinken, prahlte jeder mit seiner Stärke; sobald ihr euch aber erhobet, um zu tanzen, fielet ihr, taumelnd und ohnmächtig, über eure eigne Füße. Ihr wußtet alle nicht mehr, was ihr vornahmet, und wer ihr wäret: du nicht, daß du König bist, und sie nicht, daß sie deine Unterthanen sind. Aber, sprach Astyages, wenn dein Vater trinkt, berauschte er sich denn nie? Nein! — Und was thut er denn? Er hört nur auf zu dursten, sonst nichts; aber es ist auch kein Wunder, denn er hat keinen Mundschenk bei sich! — Was hast du aber immer wider meinen Mundschenken? O, rief Cyrus, ich mag ihn nicht leiden; er will immer das Gegentheil von dem, was ich will. Wenn ich zu dir will, da steht er vor der Thür deines Zimmers und jagt mich fort; bald sagt er mir, du seiest spazieren gegangen, oder du sitzest im Bade, und was weiß ich mehr, was er sonst noch vorbringt, mich von dir abzuhalten. Laß mich nur einmal drei Tage lang an deiner Statt König sein und mit ihm machen, was ich will! — Was würdest du dann thun? — Ich würde mich dann auch vor die Thür stellen, und wenn er bei dir zum Essen gehen wollte, dann würde ich ihm sagen: Das Essen hat jetzt nicht Zeit, oder es ist spazieren gegangen oder es sitzt im Bade! — Dann wollten wir einmal sehen, wie es ihm gefallen würde!

Diese und hundert ähnliche Einfälle machten den jungen Cyrus bei seinem Großvater sehr beliebt. Er behielt ihn längere Zeit bei sich, ließ ihn reiten lehren, erlaubte ihm zu jagen, ja Alles zu thun, was ihm behagte.

Inzwischen ward Cyrus von Tag zu Tag männlicher und beliebter bei den Medern, und da er endlich sogar in einem kleinen Treffen mit einer benachbarten Nation sich vor allen Andern hervorgethan hatte, so ward er der Abgott des ganzen Volkes in einem solchen Grade, daß die Umstände sich der Erfüllung des Traumes seines Großvaters täglich günstiger gestalteten.

Cyrus wird König.

Harpagus, jener Hofmann, der den jungen Cyrus gleich nach seiner Geburt hatte umbringen sollen, sah die von Tag zu Tag wachsende Zuneigung der Meder zu dem feurigen jungen Cyrus. Seit der unmenschlichen Rache, die Astyages an ihm genommen, indem er ihm die Kinder getödtet und Fleisch von ihnen ihm als Speise hatte vorsetzen lassen, war sein Gemüth mit verbissener Wuth gegen den König erfüllt; er hatte, um solche mit der Zeit zu befriedigen, die Freundschaft des Cyrus zu gewinnen sich alle Mühe gegeben, von seiner tieferen Absicht ihm jedoch nichts merken lassen. Jetzt aber, da Cyrus zu männlichen Jahren gekommen war, schien es dem arglistigen Hofmann an der Zeit, ihn von den üblen Gesinnungen, die sein Großvater hatte, näher zu unterrichten.

Cyrus war schon vor längerer Zeit mit seiner Mutter wieder nach Persien zurückgekehrt. Da Harpagus die Lebhaftigkeit desselben kannte und es wußte, daß ihm das unthätige Leben längst lästig war, und er nur nach einer Gelegenheit spähete, sich hervorzuthun, schrieb er ihm Alles, was in seiner Kindheit mit ihm habe geschehen sollen, und fügte hinzu, er sei bereit, ihn zur Herrschaft über das medische Reich zu verhelfen. Cyrus, der seinen Großvater seiner Weichlichkeit halber längst gering geschätzt hatte, und der nun durch die Mittheilungen gegen ihn eingenommen ward, ließ sich leicht bewegen, dem Winke, den ihm Harpagus gab, zu folgen. Sein Vater und seine Mutter waren gestorben. Die Perser, unter denen er lebte und in großem Ansehen stand, waren der medischen Herrschaft satt und ermunterten ihn, Persien zum herrschenden Staate zu machen. Die Gelegenheit war also vortheilhaft und dem Entwurfe des Harpagus günstig.

Um von den Gesinnungen seiner Perser sich noch deutlicher zu unterrichten, führte Cyrus eines Tages einige hundert Mann auf ein Dornenfeld und ließ sie dort den ganzen Tag lang aus allen Kräften arbeiten. Den folgenden Tag gab er ihnen ein herrliches Mahl, am Abende aber fragte er sie: was für ein Leben ihnen am liebsten wäre, das gestrige oder das heutige? Sie antworteten alle: das heutige! — Gut, sagte er, so sollt ihr immer leben, wie heute! — Darauf erzählte er ihnen, was, als er Kind gewesen, sein Großvater mit ihm im Sinne gehabt, und daß er diesen jetzt zur Rechenschaft ziehen wolle. Er ermunterte sie, ihm zu folgen, was sie ihm freudig zusagten. Alsbald machte er sich mit ihnen auf und bekam von allen Seiten Zuzug.

Kaum empfing Astyages Kunde von der Unternehmung des jungen Cyrus, als er eine neue Probe von übereilter Hitze und Mangel an Ueberlegung ablegte. Denn er ließ sogleich alle die Großen seines Reiches umbringen, die ihm gerathen hatten, den Cyrus, nachdem er in ihm seinen Enkel gefunden, leben zu lassen. Hätte er den Harpagus auch getödtet, so möchte Cyrus Mühe gehabt haben, seinen Anschlag auszuführen. Allein er beging die Unbesonnenheit, daß er diesen nicht nur am Leben ließ, sondern ihm sogar die Vertheidigung seines Reiches auftrug. Sonach mußte es dem jungen Cyrus leicht werden, sich in kurzer Zeit das ganze medische Reich zu unterwerfen. Er bestieg den Thron seines Großvaters, war aber doch nicht so grausam, seine Hände mit dessen Blute zu beflecken, begnügte sich vielmehr, ihn als seinen Gefangenen zu halten, bis er starb.

Krösus.

Dies war der Anfang des persischen Reiches, das in der Folge zu einer so mächtigen Monarchie des Morgenlandes heranwuchs.

Der erste Fürst, welcher Miene machte, dem Eroberer des medischen Reiches Einhalt zu thun, war der König von Armenien. Cyrus schlug das armenische Heer und nahm die Königsfamilie gefangen. Doch gab er sie wieder frei und benahm sich so großmüthig gegen den König, daß dieser sein treuester Bundesgenosse ward.

Die übrigen Fürsten Asiens aber begannen den klugen und kühnen Perserkönig nur um so mehr zu fürchten, nur Kröses, der König von Lydien, nicht. Dieser war weithin berühmt wegen seiner unermeßlichen Reichthümer.

Krösus, eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht, beschloß, ihn zu züchtigen und wenigstens einen Theil seines Reiches an sich zu reißen. Er brachte in dieser Absicht ein ansehnliches Heer zusammen; ehe er aber seinen Feldzug eröffnete, ließ er das Orakel über den Ausgang des Unternehmens befragen.

Die Alten hatten, wie bekannt, besondere Orte, wo sie glaubten Antwort auf Fragen über künftige Dinge aus dem Munde der Götter zu vernehmen. Dies war ein sehr einträglicher Handel für ihre Priesterschaft, denn die, welche die Götter zu fragen kamen, pflegten verhältnißmäßig bedeutende Geschenke mitzubringen, daher es solcher berühmten Orakel sehr viele gab.

Das delphesche Orakel hatte den meisten Ruf, und zu ihm sandte Krösus Boten, die in seinem Namen anfragen mußten, ob er den Perserkönig Cyrus angreifen solle. Das Orakel antwortete:

„Wenn Krösus über Halys Fluthen geht,
Wird er ein großes Reich vernichtet sehen.“

Der Halys war ein Fluß, welcher zwischen des Krösus Reich und dem des Cyrus die Grenze bildete.

Krösus erklärte sich den Orakelspruch nach seinen Wünschen und hielt dafür, das Orakel habe ihn damit aufgefordert, den Perserkönig in seinem Lande anzugreifen. So brach er denn alsbald an der Spitze seines Heeres gegen den Halys auf. Als er den Fluß erreicht hatte, ließ er das Heer sich lagern und auf den Rath des Thales, eines der sieben Weisen Griechenlands, oberhalb des Lagers den Fluß abgraben, so daß ein großer Theil des Wassers hinter dem Lager abfloß. Dadurch wurde das Wasser des Flusses so flach, daß das Heer ohne Gefahr ihn durchschreiten konnte.

Als Cyrus von dem Einfall des Lyderkönigs Kunde empfing, verstärkte er sein Heer und zog dem Feinde entgegen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, die jedoch eine Entscheidung nicht herbeiführte. Zur Nachtzeit aber ward dem Krösus von seinen Freunden gerathen, sich auf den Rückmarsch zu begeben, sein Heer zu vervollständigen und dann einen zweiten Feldzug zu unternehmen. Dem Könige erschien der Rath beachtungswerth, und er zog sich über den Halys in seine Hauptstadt zurück. Von dort aus sandte er Boten an alle ihm befreundeten Fürsten und ließ sie bitten, ihm Kriegsvölker zu senden; auch setzte er den Tag fest, an dem der neue Feldzug beginnen sollte. Bis dahin entließ er seine Krieger, denn die Besorgniß, Cyrus könne ihm einen Gegenbesuch abstatten, war ihm gar nicht in die Seele gekommen.

Plötzlich aber vernahm er, Cyrus sei über den Halys gegangen und nähere sich der Hauptstadt. Sogleich rief er sein Volk auf, brachte es zu einen ansehnlichen Heere und zog dem Feinde entgegen. Beide Heere stießen in einer Ebene, nicht gar weit von der Hauptstadt Sardes, auf einander. Die Lydier hatten in ihrer Reiterei eine große Ueberlegenheit, denn sie besaßen damals in ganz Asien die besten Pferde, die Perser, des Cyrus beste Krieger, waren dagegen im Reiten bei weitem nicht so geübt, auch waren ihre Pferde nicht entfernt so vortrefflich als die der Lydier. Dies erwägend, hatte Cyrus eine Kriegslist ersonnen. Er errichtete einen Vortrab von

Bewaffneten, die auf Kameelen saßen. Nun ist nicht allein die Gestalt der Kameele, sondern auch ihr Geruch den Pferden unausstehlich. Als nun des Krösus Reiterei nahe herbei gekommen war, wurden die Pferde scheu und jagten zurück. Doch die Lydier ließen sich dadurch nicht irre machen; sie sprangen von den Pferden und fochten zu Fuß. Beide Heere waren nun an Mitteln gleich; doch schon nach kurzem Kampfe drang das Heer des Cyrus überall siegreich vor, und Krösus mußte sein Heil in der Flucht suchen. Er warf sich in die Stadt, in der er nun von Cyrus belagert ward. Da die Befestigungen außerordentlich stark waren, so hoffte sich Krösus zu halten, bis Hülfsvölker herbeikommen würden, und es würde das auch gelungen sein, wenn nicht List und Muth der Perser das Unmöglichscheinende möglich gemacht hätten. Sardes wurde erobert. Cyrus hatte den Befehl gegeben, alle Feinde zu tödten, außer Krösus. Die Perser richteten demnach ein schreckliches Blutbad in der Stadt an, und es fehlte nur wenig, so wäre auch Krösus umgekommen. Schon hatte ein Perser, der in ihm nicht den König vermuthete, sein Schwert zum Todesstreiche gegen ihn erhoben, als des Königs ältester Sohn, der von Jugend an stumm gewesen war, von Liebe und Angst getrieben, die Sprache gewann und ausrief: Schone des Königs! Gefangen genommen, erkannte nun Krösus daß sein völliger Untergang unvermeidlich sei, da von dem Orakel, das er einst wegen seines stummen Sohnes befragt hatte, ihm geantwortet worden war:

„O Lydier, du unweiser Krösus!
Nie wünsche deines Sohnes Stimm' zu hören
In dem Palast; sei froh, wenn nie er spricht.
Unglücklich ist der Tag für dich, an dem
Sein erstes Wort du hörst!"

Cyrus beschoß, den gefangenen König, zur Strafe dafür, daß er ihm ins Land gefallen war, und auch um Andere von gleichen Unternehmungen gegen ihn abzuschrecken, lebendig zu verbrennen. Es wurde ein Scheiterhaufen errichtet und Krösus nebst vierzehn der vornehmsten Lydier auf denselben gesetzt. Als der Scheiterhaufen mit Fackeln angezündet worden war, rief der unglückliche König mit lauter Stimme: O Solon! Solon! Solon! —

Cyrus wurde neugierig, zu wissen, was dieser Ruf zu bedeuten habe. Der König schwieg anfangs auf die an ihn gerichtete Frage; als man ihn aber nochmals fragte, antwortete er: Ich rufe einen Mann, den ich um Alles in der Welt willen jedem König zum Lehrer wünschen möchte! — Durch diese räthselhafte Rede noch neugieriger gemacht, befahl Cyrus, das Feuer zu löschen und den Gefangenen ihm vorzuführen. Mit Mühe ward man des Feuers Herr. Nun befragte Cyrus den gefangenen König nach der Bedeutung seines Rufes. Als Krösus sich von seinem Schrecken ein wenig erholt hatte, begann er also:

O Cyrus, es werden in der Welt wenig Menschen sein, die das Glück so hoch erhoben, aber auch eben wieder so tief in den Staub gestürzt hat, als mich. Lässest du mir das Leben, so macht der heutige Tag vielleicht in meinem Gemüthe wieder gut, was ein vom Glücke allzu begünstigtes Leben verdarb. Denn wahrlich, gegen mich verschwendete das Glück zu viel Gunst und überhäufte mich in dem Maße mit seinen Gütern, daß, wenn du, o König, meine Schätze und Reichthümer sehen, du gewiß bekennen wirst, daß ich gestern noch der reichste König von ganz Asien war. Nun höre, was mir einst geschah. Es kam ein weiser Mann aus Griechenland, mit Namen Solon, zu mir. Ich zeigte ihm alle meine Schätze und war eitel genug zu hoffen, er werde über dieselben erstaunen und mich für den glücklichsten aller Menschen erklären. Als er aber schwieg, und Alles nur ansah, als ob es Sand oder Kieselstein sei, sagte ich ihm: Solon, du bist so weit in der Welt umhergekommen und hast so viele Menschen gesehen: sage mir, wen hältst du für den glücklichsten der Sterblichen? — Er antwortete: Ich habe in Athen einen gewissen Tellus kennen gelernt; den halte ich für den glücklichsten aller Menschen. — Ich wunderte mich, daß er Jenen mir vorziehe, und fragte weiter, weshalb er den für so glücklich halte? Er sprach: Dieser Tellus lebte zu Athen, als die Stadt in ihrem blühendsten Zustande war. Er hatte Kinder und

Kindeskinder, von denen er nie eines verlor. Auf diese Art war er, so glücklich und zufrieden, wie Menschen es nur sein können, zu einem hohen Alter gelangt; endlich starb er in einem Treffen, nachdem der Sieg errungen war, und das Vaterland setzte ihm ein Denkmal aus Dankbarkeit für seine Thaten.

Wen aber, fragte ich, hältst du nach diesem für den Glücklichsten? Zween griechische Jünglinge, antwortete Solon, Biton und Cleobis. — Und weshalb diese? — Beide hatten so viel Kraft und Geschick, daß sie zugleich in einem unserer Kampfspiele den Lorbeer gewannen. Man erzählte, daß ihre Mutter einst Willens gewesen sei, auf das Fest der Juno zu fahren. Da aber die Zugstiere, die vor den Wagen gespannt werden sollten, ausblieben, so legten die beiden herrlichen Jünglinge sich das Joch freiwillig auf und zogen die Mutter bis zum Tempel. Diese That, im Angesichte des ganzen Griechenlands verrichtet, wurde durch einen herrlichen Tod belohnt, wobei die Götter bezeugten, der Tod sei den Menschen besser, als das Leben: denn als die herumstehenden Griechen die Tugend der Jünglinge erhoben, die Weiber das Weib selig priesen, das solche Söhne geboren habe, da ward die glückliche Mutter so gerührt, daß sie vor dem Altar zur Göttin betete: sie möchte ihren Kindern das geben, was sie für das Beste hielte. Nun waren die Opfer und Mahlzeit geendigt, und die Jünglinge legten sich nieder in den Tempel, zu schlafen, wachten aber beide nicht wieder auf. Ihre Landsleute setzten ihnen Ehrensäulen, zum Denkmal ihrer kindlichen That und ihres schönen Todes.

Man denke sich, fuhr der gefangene König der Lydier fort, den Stolz eines in seiner Einbildung übermäßig sich erhaben dünkenden Königs, und man wird es begreiflich finden, daß ich meinen Unwillen bei solcher Rede nicht länger zu bergen vermochte. Achtest du, rief ich, meine Glückseligkeit denn gar so gering, daß du mich mit jenen Menschen von niedrigem Stande nicht einmal vergleichen willst?

O Krösus, antwortete mir der weise Grieche, ich bin überzeugt, daß der Geist, der Alles regiert, oft eifersüchtig ist und große Veränderungen in den Geschicken der Sterblichen hervorruft. Wenn ein Mensch viele Jahre zurücklegt, so wird er in dieser Zeit Vieles sehen, das er nicht zu sehen wünscht, und Vieles leiden, das er gern abwenden möchte. Wessen Leben auf siebenzig Jahre bestimmt ist, der hat über etliche und zwanzig tausend Tage zurückzulegen, von denen kein einziger dem andern gleich sieht. — Du, o König, bist ein Herr vieler Schätze und vieler Völker; aber glückselig vermag ich dich nicht eher zu nennen, bis ich weiß, ob du auch glücklich gestorben bist; denn glücklich ist nur der zu preisen, dem, mag er nun Schätze über Schätze haben, oder sein Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen müssen, ein glückliches Ende zu Theil wird. Ja schon vor dem Tode hängt das Glück keineswegs von dem Besitze ab. Es giebt viele Menschen, die bei allem irdischen Ueberfluß nicht glückselig sind, und wiederum giebt es Andre, die bei wenigem Gut sich hoher Glückseligkeit zu erfreuen haben. Dem Reichen geben seine Güter nur in zwei Dingen einen Vorzug: er kann seinen Begierden leicht Genüge thun und Beleidigungen leichter rächen, als der Arme. Diesem entzog das Glück zu seinem Besten diese beiden Vorzüge, doch hat es ihm, wenn er nur Gebrauch davon machen will, auf der andern Seite Vieles gegeben. Er kann, wenn er genügsam ist, gesünder sein, weniger Böses leiden, seine Kinder besser erziehen, mehr Gaben besitzen, als der im Ueberflusse Lebende. Die Götter überschütten Viele mit Wohlthaten; aber ehe man sich's versieht, nehmen sie Alles hinweg, und stürzen tiefer, als sie zuvor erhöht waren! —

So sprach der Weise, fuhr Krösus fort; ich aber verachtete ihn und ließ ihn nie wieder vor mein Angesicht. Von der Zeit an ging mir Alles übel. Mein ältester Sohn war stumm und unfähig, mein Nachfolger zu werden; jetzt hat er die Sprache, und ich habe kein Land für ihn. Mein zweiter Sohn, auf welchen ich alle Hoffnung gesetzt hatte, wurde mir von einem Freunde aus Unvorsichtigkeit umgebracht. Alle die Städte, Länder, Völker und Reichthümer, die ich noch kürzlich besaß, habe ich verloren und bin jetzt in

deiner Gewalt. Nun weißt du, weshalb ich den Solon rief, als ich auf dem Scheiterhaufen meine Glückseligkeit in einem einzigen Tage hinschwinden sah; und nun mache mit mir, was dir gut dünkt!

Cyrus hatte aufmerksam zugehört. Er fühlte, daß auch er dem Wechsel des Glückes unterworfen sei, und er schenkte dem Lydierkönige das Leben, ja er gewann sich an ihm sogar einen Freund, der ihm später durch seine Klugheit wichtige Dienste leistete. Krösus ließ das Orakel fragen, weshalb es ihm, trotz der reichen Geschenke, eine Antwort gegeben habe, die ihn so tief ins Elend gestürzt? Das Orakel antwortete: Es habe ihn nicht betrogen. Sein Spruch habe gelautet: wenn Krösus über den Halys gehe, werde er ein großes Reich vernichten sehen. Er hätte fragen sollen: welches Reich? das der Feinde? oder das meine? Da er aber den Göttersprüch so unvorsichtig nach seinem Wunsche ausgelegt habe, so habe er sich sein Unglück selber auch zuzuschreiben.

Krösus begleitet von jetzt ab den Cyrus auf seinen Heereszügen.

Des Cyrus Tod.

Der Sieg über den Lydierkönig Krösus, welcher für einen der mächtigsten Fürsten der Erde gehalten worden war, erschreckte ganz Asien. Insbesondere waren die asiatischen Griechen, deren Land an Lydien grenzte, in großer Besorgniß, zumal sie des Cyrus Verlangen, ihnen Hülfsvölker zu senden, abgewiesen, dagegen sich soeben angeschickt hatten, solche dem Krösus zu senden. Nun ließen sie dem kühnen Perserkönig durch Gesandte ein Bündniß antragen. Cyrus erzählte den Gesandten als Antwort folgende Fabel: Es war einmal ein Fischer, der saß lange am Ufer und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Netz und fing sie. Als er sie nun ans Land gezogen hatte, und sie da um ihn herumsprangen, sagte er: Hört nun auf zu tanzen; vorhin auf mein Pfeifen wolltet ihr es nicht! Nachdem die Gesandten niedergeschlagenen Sinnes in ihre Heimath zurückgekehrt waren, setzte Cyrus den Harpagus, der ihm in seiner Kindheit das Leben gerettet hatte, über Lydien, da es bei ihm beschlossene Sache war, gegen Babylon zu ziehen. Harpagus griff die asiatischen Griechen an und ward ihrer Meister.

Cyrus hatte inzwischen seinen Zug gegen Babylon angetreten. Der König von Babylon zog ihm mit einem Heere entgegen, und es kam zu einer Schlacht, in der die Assyrer geschlagen wurden. Nun rückte Cyrus gegen die gewaltige Stadt vor, in die der König sich mit einem Theile des Heeres zurückgezogen hatte. Die Babylonier waren guten Muthes und trotzten auf die Stärke und Höhe der Mauern, die Festigkeit der Thore und die Tiefe des Euphrat, der um die Mauern floß. Ueberdies war die Stadt so groß, daß das Heer des Cyrus nicht hinreichte, sie einzuschließen, so daß daran nicht gedacht werden konnte, die Einwohner auszuhungern.

Cyrus erkannte sogleich die sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten; was aber konnte seinem Scharfblicke sich als unausführbar erweisen? Er that als wolle er die Stadt wirklich gänzlich einschließen und ein verschanztes Lager um sie herstellen. Aber er hatte Anderes im Sinn und beabsichtigte zunächst, die Babylonier mit den Arbeiten, die er vornehmen ließ, zu täuschen. Es wurden Gräben aufgeworfen und einer derselben von einer Breite und Tiefe, wie der durch die Stadt fließende Euphrat sie hatte. Dieser Graben begann nahe am Einfluß des Euphrat und endete nahe am Ausfluß desselben.

Die Babylonier, die keine Ahnung von der Absicht des Cyrus hatten, lachten über die nach ihrer Meinung zwecklosen Befestigungsarbeiten. Cyrus beobachtete sie inzwischen auf das Genaueste, um eine günstige Gelegenheit zum Ueberfall ausfindig zu machen. Die Gelegenheit kam. Es wurde in der Stadt ein Fest gefeiert, dessen Schilderung wir im Buche

Digitized by Google

deiner Gewalt. Nun weißt du, weshalb
[illegible]

Nun rückte Cyrus gegen die gewaltige

reichen Geschenke, eine Antwort gegeben
habe, die ihn so tief ins Elend gestürzt?

gefeiert, dessen Schilderung wir im Buche

Des Cyrus Traum.

Digitized by Google

Daniel finden. Dem Könige von Babylon, Belhazar, erschienen die bekannten Worte in Flammenschrift an der Wand und verkündete ihm seinen Untergang.

Als Cyrus von der Zurüstung zu dem Feste vernahm, setzte er Alles zur Ausführung seines Anschlages in Bereitschaft. In der Nacht, da die Babylonier trunken waren, ließ er den Graben auf beiden Seiten bis zum Euphrat durchstechen; ein großer Theil des Wassers stürzte sich in das ihm gegrabene neue Bett, und im alten Flußbett ward das Wasser so flach, daß es die Perser durchschreiten und auf diese Weise mit Leichtigkeit in die Stadt kommen konnten. Die Krieger drangen in den Palast des Königs und tödteten ihn nebst seinen Wachen und Freunden. Da unterwarfen sich die Einwohner dem starken und klugen Sieger.

Mit der Eroberung Babylons war die Gründung des großen persischen Weltreiches Babylon vollendet, und Cyrus erhob nun Babylon zur ersten Hauptstadt des Reiches. Den gefangenen Juden gab er die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren. Nun galt es ihm zunächst, den Nordosten seines Reiches zu sichern, und er wandte sich gegen die kriegerischen Massageten, über die zu derselben Zeit eine Königin Namens Tomyris regierte.

Erzählt wurde, daß um diese Zeit ein wunderbarer Traum ihn beängstigt habe. Ein Geist — in Gestalt eines Königs, dem Astyages gleichend — erschien ihm. Er berührte die Krone des Cyrus, daß sie wankte, dann verschwand er.

Doch warf Cyrus die Beängstigung, die der Traum in ihm erzeugt hatte, schnell von sich und führte sein Heer gegen die Völker der Tomyris.

Ueber diesen seinen letzten Kampf und über seinen Tod gehen die Nachrichten auseinander. Nach der einen ist er in der zweiten Schlacht umgekommen, und die Königin hat sein abgeschlagenes Haupt mit den Worten: Nun trinke dich satt, Barbar! in ein mit Blut gefülltes Gefäß geschleudert; der andern Nachricht zufolge ist er, nachdem er siegreich über die Massageten gewesen, an einer Wunde gestorben.

Zwei Jahrhunderte später wurde, wie Herodot erzählt, der Leichnam des Cyrus in seinem Grabmale zu Pasargadae in Persien gefunden. Das Grabdenkmal hatte die Inschrift:

„Mensch, ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft errang und über Asien herrschte. Gönne mir dieses Grab!"

Darius.*

Der falsche Smerdis war von sieben Fürsten des Landes getödtet worden. Ein Glück für das Land war es, daß diese Fürsten zu einem gemeinsamen Beschluß kamen. Es sollte — nach dem Vorschlage des Darius — derjenige von ihnen zur Herrschaft über Persien gelangen, dessen Pferd bei einem gemeinsamen Ausritt am nächsten Morgen zuerst wiehern würde.

List verschaffte dem Darius bei diesem Glücksspiel den Sieg. Sein Stallmeister führte am Abende zuvor den Hengst desselben mit einer Stute in eine entlegene Straße, durch die der Ausritt stattfinden sollte, schüttete den Rossen vor einem Hause Futter in Menge auf und kehrte erst spät Abends zurück.

Als nun am nächsten Morgen der glänzende Zug sich durch jene Straße bewegte, erinnerte sich der Hengst beim Anblick des Futterplatzes des gestrigen Genusses und begann hellauf zu wiehern.

Sogleich stiegen die fürstlichen Begleiter des Darius von den Rossen und huldigten ihm als ihrem Herrscher, wogegen er ihnen — gemäß dem Abkommen — Unabhängigkeit und ein jährliches kostbares Geschenk zusagte.

So war Darius, des Hystaspes Sohn, König von Persien geworden, und das Volk jauchzte ihm Beifall zu. Um sein Ansehen zu befestigen, vermählte er sich mit zwei Töchtern des Cyrus, einer des Smerdis und einer des Otanes. Dieser Otanes gehörte den Fürsten zu, die in

*) Nach K. Fr. Becker, Weltgeschichte.

Gemeinschaft des Darius seiner Zeit das Bündniß gegen den falschen Smerdis geschlossen hatten. Doch zeigte Darius zugleich auch festen Sinn, wo Uebermuth und Stolz sich hervorwagten. Ein andrer jener Fürsten, Intafernes mit Namen, wollte eines Tages mit Gewalt zum Könige und hieb der ihm den Eingang wehrenden Wache Nase und Ohren ab. Darius ließ ihn mit seinem ganzen Hause gefangen nehmen und ihn nachmals tödten, weil Zeichen dafür vorhanden waren, daß er mit seinem Anhange eine Empörung im Schilde geführt habe.

Doch die Tapferkeit seines Sinnes sollte auf härtere Proben gestellt werden. Die Babylonier empörten sich. Sie hatten sich schon während der schlaffen Herrschaft des falschen Smerdis zum Aufstande vorbereitet. Damit ihr Mundvorrath länger aushalte, erdrosselten sie alle überflüssigen Weiber und versagten nun trotzig den Persern den Tribut.

Darius zog an der Spitze eines Heeres gegen Babylon und belagerte es; aber hinter ihren gewaltigen Mauern spotteten die Bürger jedes Angriffs. Zwanzig Monate schon hatte die Belagerung gewährt; ein schimpflicher Abzug und der Verlust des Landes Babylon schien das gewisse Ende dieser Unternehmung des Darius werden zu sollen.

In dieser Noth trieb der Eifer für seines Volkes Ruhm einen jungen Perser, Namens Zopyrus, Sohn eines jener sieben Stammhäupter, zu einer That unglaublicher Selbstverleugnung. Er ließ sich Nase und Ohren abschneiden, sein Haar nach Sclavenweise verscheeren und seinen Rücken mit scharfer Geißel blutig peitschen. So erschien er vor Darius, der entsetzt aufsprang und ihn fragte, wer ihn also verstümmelt habe? — Ich selbst, antwortete er, und dir zur Liebe, denn so hoffe ich dir die Stadt zu erobern. Höre mich, o König. So wie du mich hier siehst, will ich in die Stadt gehen und vorgeben, du habest mich also beschimpft, weil ich gerathen, die Belagerung aufzuheben. Ich will mich dermaßen als von Rache durchglüht gegen dich stellen, daß Niemand eine List vermuthen soll. Man wird mir auf meine Bitte einen kleinen Heerhaufen anvertrauen, und an der Spitze desselben will ich Ausfälle machen. Sende du mir am zehnten Tage tausend Mann deiner schlechtesten Krieger entgegen, sieben Tage darauf zweitausend, nach zwanzig Tagen viertausend. Dann hoffe ich das volle Vertrauen der Babylonier gewonnen zu haben und werde es zu nutzen wissen!

Er kam in die Stadt, und sein Anblick erregte allgemein Mitleid, zumal als man vernahm, wer er sei. Ein Heerhaufen ward ihm anvertraut; er hieb mit demselben die ersten tausend Feinde, dann zweitausend, zuletzt viertausend nieder. Unerhört erschien den Babyloniern sein Heldenmuth und seine Feldherrntüchtigkeit, und sie setzten ihn über die ganze Kriegsmacht, denn sie hofften, ihm werde es gelingen, den Feind gänzlich zu vernichten. Er aber führte das Heer der Babylonier ins Verderben und überantwortete die Stadt seinen Landsleuten. So kam Babylon wieder in die Gewalt der Perser.

Furchtbar war die Strafe, die Babylon traf. Die Thore wurden zerstört, die Mauern auf vielen Stellen eingerissen und dreitausend der vornehmsten Einwohner (unter ihnen die Anführer) ans Kreuz geschlagen.

Darius war nicht undankbar gegen Zopyrus. Er erhob ihn zum Unterfürsten von Babylon und sprach ihm auf Lebenszeit sämmtliche Einkünfte aus dieser großen Reichsprovinz zu. Ehre macht ihm das Wort: er wolle lieber den Zopyrus nicht so verstümmelt sehen, als noch zwanzig Städte wie Babylon gewinnen.

Durch eine andre Handlungsweise zeigte er ebenfalls, daß ihm eine dankbare Gesinnung innewohne. Syloson, ein vornehmer Grieche von der Insel Samos, hatte sich zur Zeit, als Kambyses Aegypten eroberte, unter vielen andern Hellenen nach diesem Lande begeben. Zufällig begegnete er auf dem Markte zu Memphis dem Darius, der sich damals im Gefolge des Kambyses befand. Darius wollte ihm seinen schönen rothen Mantel abkaufen, worauf Syloson ihm denselben mit den Worten reichte: Verkäuflich ist er mir nicht; wenn du ihn aber haben mußt, so will ich dir ihn schenken!

Als nun Syloson vernahm, daß derselbe Darius Herrscher des großen Perserreiches geworden war, begab er sich nach

Susa, und sagte den ihn in dem Palaste befragenden Wachen, er sei ein Wohlthäter ihres Königs. Vorgelassen, erinnerte er den König an den rothen Mantel auf dem Markte zu Memphis. Ja, redlicher Mann, rief Darius, ich erkenne dich jetzt. Du hast mir Gutes erwiesen, da ich noch nichts war; jetzt soll dich's nicht gereuen, den Sohn des Hystaspes beschenkt zu haben!

Er wollte ihm einen Schatz von Gold und Silber aufdrängen, Syloson aber lehnte das Geschenk ab und sprach: Willst du mich belohnen, o König, so befreie mein Vaterland Samos, das jetzt einer unserer Knechte beherrscht, seitdem mein Bruder Polykrates schändlich ermordert ist.* Dieses gieb mir, aber ohne Blutvergießen und ohne Jemanden seiner Freiheit zu berauben!

Darius sagte ihm Erfüllung seines Wunsches zu und sandte ihn mit einer bewaffneten Flotte, unter Anführung seines getreuen Oroetes, nach Samos. Die Stadt mußte gegen den Wunsch des gutherzigen Syloson mit dem Schwerte erobert werden und erst, nachdem ein großer Theil der Einwohner erschlagen war, fügten sich die Uebrigen unter die Befehle ihres neuen Beherrschers.

Eroberungszüge des Darius.

Es wird erzählt, Atossa, eine der Gemahlinnen des Königs, habe eines Tages zu ihm gesagt: Du mußt dich durch eine Heldenthat hervorthun, damit die Perser erkennen, daß ein Mann an ihrer Spitze steht, und damit sie sich abmühen im Kriege und es ihnen an Muße gebreche, sich wider dich zu verschwören! — Darius, heißt es, habe ihr geantwortet, daß sie damit seine eigenen Gedanken getroffen habe, da er Willens sei, wider die Scythen in den Streit zu ziehen.

Unter dem Namen Scythen werden in den meisten der älteren Geschichtswerke sämmtliche im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres wohnenden Völkerschaften bezeichnet. Hier handelt es sich um das zwischen dem Ister (Donau) und dem Tanais (Don) wohnende Volk, über das uns Herodot merkwürdige Nachrichten giebt.

Die am Borysthenes (dem heutigen Dnjeper) wohnenden Stämme hatten feste Wohnsitze und trieben Ackerbau, wogegen die nördlich von diesen hausenden Stammgenossen ein Nomadenleben führten. Das Land östlich davon, bis zur Krim hinein, hatten die sogenannten königlichen Scythen inne. Dies war der herrschende Stamm des großen gleichbenannten Volkes.

Unter den nördlich und östlich vom Scythenlande wohnenden Völkern nennt Herodot einige blos mit griechischen Beinamen, und bezeichnete unter ihnen die Androphagen (Menschenfresser), die Melanchlänen (Schwarzmäntler). Von den Ersteren sagt er, daß sie unter allen Völkern die wildesten seien. Als östlich davon wohnend, nennt er die Sauromaten (Sarmaten) und sagt, sie seien mit den Scythen verwandt; im Norden hatten die Budinen ihre Wohnsitze, ein zahlreiches Volk mit blauen Augen und röthlichem Haare, in Sitte und Lebensweise verschieden von den Scythen.

Als noch nördlicher wohnend, führt Herodot einige Jägerstämme an, und am äußersten Rande der ihm bekannt gewordenen Landstriche die Argippäer, mit Kahlköpfen, eingedrückten Nasen und unverhältnißmäßig großen Kinnbacken (also mongolischer Kopfbildung) und scythischer Kleidertracht.

Bis so weit, fährt Herodot fort, kennt man die Länder und Völker, weil die Karavanen der Scythen aus griechischen

* Dieser Mann ist durch sein übermäßiges Glück bekannt. Seine Geschwader waren allenthalben siegreich, er unterwarf sich eine Menge Jonischer Inseln und Städte und stand mit dem ägyptischen König Amasis in einem vortheilhaften Handelsbündniß. Dieser, sein Gastfreund, zitterte für ihn, eben seines Glückes wegen, und beschwor ihn, den Wandel der menschlichen Schicksale durch freiwillige Aufopferung eines theuren Kleinods zuvorzukommen. Polykrates warf hierauf seinen kostbaren Ring ins Meer, aber seltsamer Weise fand sich dieser Ring in dem Magen eines Fisches wieder, den sein Koch wenige Tage später für ihn bereiten wollte. In diesem unerhörten Glücksfall sah sein Freund die desto gewissere Unabwendbarkeit seines Unglücks und machte sich von aller Verbindung mit ihm los. Bald darauf lockte der oben erwähnte persische Statthalter zu Sardes, Oroetes, den Polykrates zu sich und ließ ihn ermorden.

Handelsstädten bis dahin ziehen. Nun folgen unermeßlich hohe Gebirge, die noch Niemand überstiegen hat. Die Argippäer behaupten, es wohnten daselbst ziegenfüßige Männer und über diese hinaus Menschen, die sechs Monate schlafen im Jahre; das glaube ich aber keineswegs.

Wie merkwürdig ist das vorsichtige Mißtrauen Herodots gegen eine Behauptung, in welcher heut Jeder leicht eine dunkle Kunde von der langen Winternacht der Länder des höchsten Nordens erkennt; die langdauernde Winterzeit wird von den Einwohnern auch heut noch zumeist verschlafen.

Herodot bezeichnet die Scythen als ein rohes, wildes, kriegerisches Volk. In jedem Gau befand sich ein dem Ares d. i. dem Kriegsgotte errichtetes Heiligthum, das freilich nur aus einem Berg von Reißigbündeln bestand, auf dessen Spitze ein uraltes Schwert befestigt war.

Von je hundert gefangenen Feinden wurde einer dem Kriegsgotte geopfert. Wenn ein Scythe den ersten Feind erlegte, trank er von dessen Blute; wer nach einem Siege an der Beute Theil haben wollte, mußte dem Anführer wenigstens einen Feindeskopf vorzeigen. Die Kopfhäute wurden als Schmuck den Zügeln der Pferde angehängt. Aus den Schädelknochen wurden Trinkgefäße gemacht, die Reichen ließen diese vergolden. Einmal im Jahre mischte der Oberste jedes Gaues einen Krug mit Wein, davon tranken diejenigen Männer, die einen Feind erschlagen hatten. Die das Letztere nicht nachzuweisen vermochten, mußten umgekehrt bei Seite sitzen, was ihnen zur größten Schande gereichte. Wer mehr als einen Feind erschlagen hatte, trank aus zwei Bechern.

Einen eben so wilden Sinn verrieth die Art, wie sie ihre Bündnisse schlossen. Im ersteren Falle gossen sie Wein in einen irdenen Napf, ritzten sich die Haut auf und ließen etwas von ihrem Blute darunter tröpfeln. In diesen Blutwein tauchte jeder der Verbündeten die Spitze seiner Waffe, darauf tranken sie — unter langen Gebeten — alle davon. — Starb der König, so wurde seine Leiche einbalsamirt, mit Wachs überzogen und bei den niedergeworfenen Stämmen umhergeführt. Alle, zu denen die Leiche kam, mußten sich das Haupt bescheeren, Stirn und Nase zerfetzen und sich einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. Mit der Leiche begruben sie darauf eine der Frauen des Königs, seinen Koch, seinen Stallmeister und noch einige andere seiner Diener. An dem ersten Jahrestage des Todes wurden noch funfzig der geschicktesten Diener des Königs und funfzig seiner schönsten Pferde erwürgt und ausgestopft und nun, mit Hülfe von Stangen, ein Kreis von Reitern rings um das Grab aufgestellt — eine fürchterliche Grabverzierung! —

Gegen diese Völker sollte der Zug gehen, der den Persern nicht erfreulich war. Ein vornehmer Perser, Ocobazus, bat den König, von seinen drei Söhnen ihm einen zurückzulassen. Darius antwortete in bitterem Spott, er wolle sie ihm alle lassen, und ließ sie alle drei tödten, offenbar, um dadurch die Abneigung gegen den Zug nicht weiter zum Ausdruck kommen zu lassen.

Ein Grieche aus Samos schlug ihm eine Schiffsbrücke über den Bosporus. Ueber diese zog er mit einem großen Heere, das Herodot auf 700,000 Mann angiebt, und dann weiter an der westlichen Küste des schwarzen Meeres durch Thracien bis zum Ister. Hier erwarteten ihn die Jonier, die durch das Schwarze Meer in die Donau gefahren waren und an der schmalen Stelle, wo der Fluß sich in seine Mündungen theilt, eine Schiffsbrücke geschlagen hatten.

Die Griechen, die als Wächter bei der Brücke zurückbleiben sollten, empfingen von Darius einen Riemen mit sechszig Knoten. Täglich sollten sie einen Knoten auflösen, und schlimmsten Falls so lange bei der Brücke Wacht halten, bis alle Knoten gelöst seien.

Als die Scythen von der Annäherung des persischen Heeres hörten, zogen sie sich weiter und weiter und zuletzt über die Grenze ihres Landes zurück und lockten auf diese Art die Perser durch wüste Steppen hinter sich her.

Darius ließ sie auffordern, ihm entweder zum Kampfe zu stehen, oder ihm (nach persischer Sitte) Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu senden.

Aber statt des Ersteren ermüdeten und schwächten sie sein Heer durch Angriffe mit der Reiterei, und statt jener Unterwerfungszeichen sandten sie ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, welches symbolische Geschenk einer der Freunde des Darius folgendermaßen deutete:

Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und in den Himmel flieget, oder nicht Mäuse werdet und in die Erde kriechet, oder nicht Frösche und in den Sumpf springet, so werdet ihr eure Heimath nicht wieder sehen, sondern von unsern Pfeilen erlegt werden! —

Und bald genug schien es, als würde diese Deutung zur Wahrheit werden. Darius sah sich, da sein Heer an Allem Mangel litt, genöthigt, den Rückzug anzutreten.

Da eilte ihm die scythische Reiterei auf Umwegen voraus und forderte die an der Donau harrenden Griechen auf, die Brücke, zumal ja sechzig Tage vorüber seien, abzubrechen und sich von der Herrschaft des Darius loszumachen.

Diese Aufforderung rief eine lebhafte Bewegung unter den Joniern hervor, und Miltiades, ein Athener und Herrscher in Chersonnes, rieth allen Ernstes, die Gelegenheit, das persische Heer vernichten zu helfen, nicht unbenutzt zu lassen.

Dagegen trat Histiäus aus Milet auf und stellte den Führern vor, daß sie ja nur unter dem Schutz der persischen Macht in ihren Städten herrschten, und daß mit dem Untergange jenes Schutzes auch die früher bestandene Volksherrschaft wieder eingeführt werden würde.

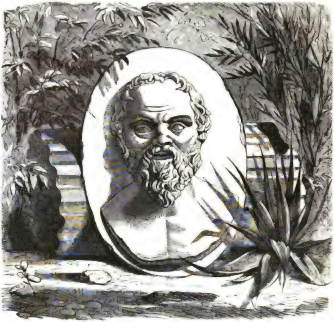
Diese Meinung gewann den Sieg. Aber es wurde, zu eigener Sicherheit gegen die Scythen und um diese zugleich zu täuschen, ein Theil der nach dem scythischen Ufer führenden Brücke abgebrochen.

Die Scythen zogen nun ab, um die Perser aufzusuchen und zum Vernichtungskampfe zu schreiten. Sie verfehlten aber das Heer, und Darius kam vor ihnen an der Donau an und überschritt mit seinen Kriegern die inzwischen wieder hergestellte Brücke.

Darius begab sich nun nach Asien, ließ aber in Europa ein Heer unter seinem Feldherrn Magabacus zurück, dem es gelang, das südliche und östliche Thracien der persischen Herrschaft zu unterwerfen. Auch der König Amyntas von Macedoen sah sich genöthigt, die persische Oberherrlichkeit anzuerkennen.

Darius selbst unternahm einen Kriegszug zur Bezwingung Indiens und unterwarf einen Theil des Landes am Indus seiner Herrschaft.

Durch diese Eroberung im Nordwesten und Südosten erreichte das Perserreich seine weiteste Ausdehnung. Indem es nun seine Grenzen noch weiter hinausrücken wollte, stieß es mit Griechenland zusammen, und es begann der große und merkwürdige Kampf, der in der Geschichte der Griechen vorgeführt werden wird.



Socrates.

Sechstes Buch.

Aus der Geschichte der Griechen

vor den Perserkriegen.

Wanderungen der Griechen.*

Troja lag in Schutt und Asche; die Fürsten kehrten heim, fanden aber fast insgesammt die Liebe zu dem Königthume erkaltet. Die abenteuerliche Tapferkeit, mit der die Fürsten in dem Kriege gegen Troja Tausende der Ihrigen geopfert, ihre Familien und Völker daheim vernachlässigt hatten, war Veranlassung gewesen, die Griechen mit bitterem Groll gegen Jene zu erfüllen, und weil sie sich so lange Zeit selbst überlassen waren, hatten sie zur Erhaltung und Sicherheit ein Ge-

* Nach Chr. Oeser, Weltgeschichte.

meinwesen zu errichten begonnen. Das Gefühl der eigenen Kraft war in ihnen geweckt und genährt worden, und es hatte sich ihnen die Wahrnehmung aufgedrängt, daß Ordnung und Sicherheit in einem Volke bestehen könne, ohne daß es von einem Könige beherrscht werde.

Die Folge war, daß die meisten der griechischen Staaten das Königthum abschafften und die republikanische oder Volksregierung einführten.

Dieses Beginnen wurde noch durch neue Einwanderungen nach Griechenland befördert. Bald jedoch mißachtete der erwachte Freiheitssinn jede Schranke, ein Stamm erlaubte sich Gewaltthätigkeiten gegen den andern, und so kam es zu blutigen Kämpfen zwischen einzelnen Staaten.

Da erhob sich eine kleine Völkerschaft, die ihre Abstammung von Herakles herleitete und sich Herakliden nannte. Die Herakliden wußten die Dorier zu bestimmen, in Gemeinschaft mit ihnen in den Peloponnes einzufallen. Dieser Einfall rief eine allgemeine Bewegung unter den Griechen hervor; die aus dem Peloponnes vertriebenen Achäer und Jonier warfen sich auf andre Stämme — und so war der Krieg allenthalben.

Mehrere Stämme wanderten nach Kleinasien aus. Hierin liegt der Ursprung des kleinasiatischen Griechenlands, in dem allmählig Städte gegründet wurden, die zu hoher Blüthe gelangten.

Die Herakliden aber und die mit ihnen verbundenen Dorier stifteten das neue lacedämonische Reich.

Werfen wir, ehe wir den Gang der Geschichte weiter verfolgen, einen Blick auf das weibliche Geschlecht jener Zeit.

Stellung des Weibes in der Vorzeit.

So sehr auch die Kraft der Männer hervortritt, dem Weibe gegenüber nahm sie vielfach eine mildere Gestalt an. Wie die rauhe Natur, an der wärmenden Sonne sich labend, anmuthiger und friedlicher sich gestaltet, so erscheint uns auch das Leben jener Heroen lieblicher, wenn man das häusliche Leben in dem Walten der Frau näher betrachtet.

Je mehr ein Volk sich cultivirte, desto günstiger ward die Stellung des Weibes in ihm. Die Aegypter, Hebräer und Griechen, die in diesem Zeitraume die hervorragendsten Völker sind, gaben, mit wenigen Ausnahmen, die Vielweiberei auf und begannen die Ehe heilig zu halten. In den Dichtungen Homers finden wir nicht die Gefühlsüberschwenglichkeiten der neueren Romantiker, dagegen den gesunden und natürlichen Sinn, mit welchem die Männer in dem Weibe die kluge Hausfrau achten, die Mutter ihrer Kinder lieben und keine Gefahr scheuen, wenn es ihre Vertheidigung gilt. Helena wird als Inbegriff weiblicher Schönheit, aber auch weiblicher Schwäche dargestellt. Homer schildert den Eindruck, den sie auf die trojanischen Greise machte, als sie in deren Mitte trat, in folgenden Strophen:

Als sie nunmehr die Helena sahen zum Throne sich wenden,
Leise redet Mancher und sprach die geflügelten Worte:
Tadelt nicht die Troier und hellumschienten Achaer,
Die um ein solches Weib so lang ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene an Ansehn! —

Mit wenigen Worten, oft nur mit einem Beiworte, bezeichnet der Dichter die Reue, die über ihr Vergehen sie erfüllte. Wie schön schildert er die Liebe der Gattin des Odysseus, als sie in der Waffenkammer den Bogen zum entscheidenden Wettkampfe herabnahm! Und höchst characteristisch für die Ansicht ehelicher Liebe jener Zeit ist Penelope's besonnenes Verhalten bei der Nachricht von der Rückkehr ihres Gemahls. Von der heftigsten Freude ergriffen, springt sie von dem Lager auf, umarmt die bejahrte Amme und benetzt sie mit Thränen der Freude; aber schnell ist ihre Besonnenheit zurückgekehrt, und standhaft erträgt sie das Schelten des Sohnes und des Mannes Tadel und weicht selbst dem Vorwurfe der Lieblosigkeit nicht, bis Odysseus die Prüfung bestanden, und sie dessen gewiß sein kann,

daß er der langersehnte Gemahl ist. Da erbeben ihr Haupt und Kniee:

Weinend lief sie hinan und schlang sich mit offenen Armen
Ihrem Gemahl um den Hals, und das Haupt ihm küssend, begann sie:
Zürne mir nicht, Odysseus; du warst ja immer vor Andern
Gut und verständig gesinnt! Die Ewigen gaben uns Elend,
Welche zu groß es geachtet, daß wir beisammen in Eintracht
Uns der Jugend erfreuten und sanft annahten dem Alter.
Doch nun mußt du mir darum nicht gram sein, oder mir eifern,
Weil ich nicht, du Geliebter, beim ersten Blick dich bewillkommt.

Immer ja starrete mir mein armes Herz in dem Busen
Angstvoll, daß mich Einer der Sterblichen täuschte mit Worten,
Kommend hierher: es sind ja so mancherlei schlaue Betrüger!
Auch die Argeierin Helena nicht, Zeus liebliche Tochter,
Hätte dem Fremdlinge je sich gesellt in Lieb und Umarmung,
Wenn sie bedacht, einst würden die streitbaren Männer Achaja's
Wieder zurück mit Gewalt zum Vaterlande sie führen.
Doch sie wandte den Sinn, von den Göttern erregt, zu der Unthat,
Nicht die Strafe zuvor in ihrem Herzen erwägend,
Welche, so schreckensvoll, auch uns heimsucht mit Kummer.

Sprach's, und erregt ihm stärker des Grams wehmüthige Sehnsucht;
Weinend hielt er sein treues, geliebtes Weib in den Armen. —
Und wie erfreulich das Land den schwimmenden Männern erscheinet,
Welchen Poseidons Macht das rüstige Schiff in dem Meere
Schlug, mit Ocean umdrängend und aufgeschwollner Brandung;
Wenige retteten sich aus graulicher Fluth an's Gestade
Schwimmend daher, und häufig umstarrt die Glieder das Meersalz;
Freudig anjetzt ersteigen sie Land, dem Verderben entronnen:
So war ihr auch erfreulich der Anblick ihres Gemahles,
Und fest hielt um den Hals sie die weißen Arm' ihm geschlungen.

So war die Liebe der Griechen. Tief und innig, nicht sich erschöpfend in reichem Wortfluß der Empfindsamkeit, nicht die Schranken überwogend, die ihr besonnene Klugheit setzte, weshalb sie denen kalt scheint, die nur in moderner Ueberschwenglichkeit der Rede Leidenschaft erkennen wollen.

Wie herrlich sind auch Homers übrige Frauengestalten, Andromache vor allen, die edle Gattin Hectors! Das anmuthige Gemälde eines wohlgeordneten Familienlebens und weiblicher Häuslichkeit giebt Homer in dem 7. Gesange der Odyssee. Auf der Insel Scheria wohnte der König Alcinoos, dessen Gattin Arete und Tochter Nausikaa das Haus und die Wirthschaft mit so vielem Fleiße und Verstande bestellten, daß ihm selbst, wie auch den Hausgenossen und Gästen, wohl und behaglich wurde. Mit diesem Sinn für Häuslichkeit verbanden aber Beide — Alcinoos und Nausikaa — so viel Geist und Herz, so viel Anmuth und edle Sitten, so viel liebenswürdige Einfalt, daß man es dem Vater anmerkt, wie er sein Töchterchen liebt; und von der Gattin heißt es:

Sie erkor Alcinoos darauf zur Gemahlin,
Welcher sie ehrt, wie nirgend ein Weib auf der Erde geehrt wird,
Aller, die jetzo vermählt das Haus der Männer verwalten.
Also hoch im Herzen wird jene verehrt und geachtet,
Wie von Alcinoos selbst, so auch von den trautesten Kindern,
Auch dem Volk, das umher wie der Göttinnen eine sie anschaut,
Freudig mit Gruß sie empfangend, so oft die Stadt sie durchwandelt.
Denn nicht fehlet es ihr an Geist und edlem Verstande,
Ja auch Zwiste der Männer entscheidet sie selber mit Weisheit.

Vereinigungspunkte.*

Seit der Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. war durch Auswanderungen nach allen Seiten hin griechische Sprache und griechischer Geist so verbreitet, daß man Griechensitte wie an den Küsten Kleinasiens, so an denen Spaniens fand. Und doch einte die Entferntesten das Nationalgefühl mit dem Ganzen.

Im Innern des griechischen Heimathlandes war oft Zwietracht und Fehde und Krieg, und die ausschweifende Neigung zur Unabhängigkeit und zum Sonderwesen in kleinen Staaten hätte jedes andere Volk geschwächt; nur das geistvollste aller Völker nicht, die Griechen. Wenn für irgend wen, so war für sie eine Nationaleinheit vorhanden, ein Nationalgefühl und ein Nationalganzes in Sprache, Literatur, Kunst und Religion.

Die Sprache. Homer.

In seiner Sprache schon erkannte und unterschied sich der Grieche von allen Nichtgriechen. Was griechisch redete, war ein Glied des griechischen Volkes, unter welchem Himmelsstrich es lebte. Die Mundarten flossen alle in einer Sprache um so mehr zusammen, als es nur zwei Haupt-Mundarten gab, die dorisch-äolische und die jonische, und als die Hauptwerke griechischer Literatur in jonischer oder in jonisch-attischer Mundart geschrieben waren, das Attische aber zwischen Dorisch-äolischen und Jonischen vermittelte, überhaupt die beiden Mundarten wenig nur verschieden waren, viel weniger als das Ober- und Niederdeutsche.

So ging in allen griechischen Gemeinden in einer Sprache der Mund über „deß, was das Herz voll war"; in ganz Griechenland schlug ein Herz. Das that sich auf dem Griechen gegenüber; das schloß sich vor den „Barbaren." Homer freut sich schon in dem Grade mit Stolz seiner hellenischen Sprache, daß er seine Helden von den Nichtgriechen mit Geringschätzung sprechen läßt als von „anders redenden Leuten." Vor der Kraft, der Helle und dem Wohllaute seiner Sprache erschienen dem Ohre des Griechen alle Völker anderer Zungen nur wie „Barbaren", das heißt im Griechischen ursprünglich nichts Anderes als „Zwitscherer," und die griechischen Dichter hatten für die Sprache der Nichtgriechen ein und denselben Ausdruck wie für das Spatzengeschwitscher (Barbarosonizein).

Wie aber die Sprache der Griechen der volle und schönste Ausdruck dessen war, was griechische Bildung Edles und Schönes in sich schloß, alle freien und großen Gedanken und Gefühle, so knüpfte sich an die Vorstellung des nicht griechisch Redenden, dessen, welcher der Himmelsgabe griechischer Sprache entbehrte, der Nebenbegriff des Ungebildeten, des Schönheitslosen, des Unedlen und vorzugsweise des Unfreien, des Despotismus und der Knechtschaft, was beides das menschliche Gefühl der Griechen gleich verwarf, als gleich unwürdig. Das war der Sinn, den der Grieche mit dem Worte barbarisch verband. Dieser Stolz des geistigen Nationalgefühls ging so weit, daß, von Barbaren geboren zu sein, selbst noch an denen als Flecken galt, welche griechisch sich bildeten, griechisch sich vermählten und griechisch berühmt wurden, wie die Mutter des Themistokles.

Noch heute hat kein Volk der Erde eine Dichtung, so sonnenhell, ätherisch durchsichtig und zauberhaft klangvoll, wie die tausend Verse des Homer; und Homers Gesänge lebten in den Herzen aller Griechen; sie waren auswendig gelerntes oder täglich gehörtes Gemeingut, Jahrhundert lang ehe sie niedergeschrieben und Volksbuch aller Griechen wurden.

Homer war es, welcher die Vorstellung

* Nach W. Zimmermann, Weltgeschichte für gebildete Frauen und Jungfrauen, mit Zusätzen aus F. G. Welcker, Tagebuch einer griechischen Reise, und Th. Mundt, Allgemeine Literaturgeschichte.

vom Göttlichen, die verschiedenen Ansichten und Lehren der einzelnen Heiligthümer und Gottesdienste in die Form fester Göttergestalten bildete und in die Sphäre der Schönheit erhob, kraft seines Dichtergenius. Und wie diese Götter, von dem Zauber der Poesie umflossen, auf den Wellen seines Liedes dahinschwebten, so lebten sie fortan in der Phantasie und dem Glauben des ganzen griechischen Volkes, und an ihn schlossen sich in der Darstellung der Götter alle Männer der Kunst und Wissenschaften an, die Maler, die Bildner in Marmor, in Erz und Thon, die Darsteller im Theater und in den Tempeln.

Wer aber war Homer? Wir haben nur, sagt K. W. Böttiger, seine Werke, er selbst wird noch gesucht. Wie ein Meteor aus tiefem Dunkel hervortretend, verschwindet er wieder; ein armer und doch so reicher, ein blinder und doch so sehender, ein heimathloser und doch dem ganzen Griechenlande angehörender Sänger, dessen Geburtsort zu sein sich sieben und noch mehr Städte und Inseln rühmten. Seine Geschichte ist zweifelhaft und dunkel, desto weniger sind es seine Gesänge. „Segnend und befruchtend, wie der Nil, fließt der prächtige Strom seines Gesanges durch viele Länder und Völker; verborgen, gleich den Quellen des Nils, werden auch seine Quellen bleiben.“ So Heeren. Und Th. Mundt sagt: „Im Homer haben wir den festen, jugendfrischen, von keiner Reflexion des Bewußtseins angenagten und darum ewig schönen Körper des hellenischen Volksgeistes anzuschauen, der uns in diesem Frieden des Leibes und Geistes, in dieser Ganzheit und Unzerbrochenheit des Bewußtseins eben so wohlthuend und wonnereich entgegentritt. Darum werden wir bei Homer von dieser wahrhaft menschlichen Wärme so behaglich durchdrungen und fühlen uns angeweht und belebt von dieser Morgenfrische des Geschlechts, in welcher die graue unheimliche Morgendämmerung des orientalischen Geisteskampfes zum ersten Male dem hellen klaren Tage gewichen ist.

Das Nationalheiligthum Delphi.

Wie Homer der erste und größte Nationaldichter der Griechen war, so war der Tempel zu Delphi das oberste Nationalheiligthum aller Griechen.

Am Südabhange des Parnaß lag das Heiligthum. In einer Thalschlucht, die eine halbe Rotunde bildete, rechts und links zwischen schroffen, achthundert Fuß hohen Felsenwänden, über sich die Gipfel des Parnassus — so lag aufsteigend, amphitheatralisch, auf einem breiten Felsen das Orakel des Apollo zu Delphi, ziemlich fern von der Stadt gleichen Namens, mit seinen prächtigen und dabei festungsartigen Tempelgebäuden. Von allen Seiten war der Zugang steil; wer den Gott fragen wollte, stieg aus der Tiefe unter Andachtsschauer aufwärts in den heiligen Bezirk, der fünfviertel Stunden Umfang hatte. Welch ein Ort schon durch die Natur! Zugeschlossen durch die hohe Kirphis und den Parnaß nach der Meerseite, eingeengt durch die Phädriaden hinter dem Tempel her und geschlossen nach der andern Seite gegen Arachova durch die sich herabziehende, unebene, aber fruchtbare schmale Thalfläche, welche die hohe mächtige Kirphis abschneidet. In tiefem Bette fällt an dieser der Pleistos hinab, in den die Kastilia, auch in tiefer Schlucht, sich ergießt, und die Oliven neben dem weißen Flußbett bezeichnen den Lauf des Flusses sehr stark. Der Tempel muß durch seine Größe in dieser Enge und mit der umschließenden Felsenwand einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben — imposant und den Apollon als Herrn erhebend.

Der Boden war vulkanisch. Aus einer tiefen Höhle von nicht großer Mündung stieg ein betäubender Dampf auf. Darin sah die in den Naturwissenschaften noch kindliche Anschauung der ältesten Griechen etwas Wunderbares, etwas Göttliches, was sich den Sterblichen durch die Natur hier mittheile, anhauche, begeistre, inspirire. Ueber dieser Oeffnung der tiefen Berghöhle stand der Dreifuß auf welchem die Priesterin sich niederließ, die Pythia; und ergriffen vom Taumel,

von dem aufsteigenden vulkanischen Dampfe bewußtlos, gab sie unarticulirte Laute von sich, welche die Priester des Apollo, nachdem sie niedergeschrieben, in feste Worte faßten und zu einem Satze zusammenstellten. Die Priesterin war die Weissagende, die Priester waren die Deuter ihrer Worte: frühe schon gaben sie den ausgelegten Spruch in Versen an den Fragenden.

Die früheste Zeit des Orakels und die spätere Zeit sind auseinander zu halten. Zuerst war das pythische Orakel nur eine Fragestätte für die Umwohner. Dann war es ein dorisches Stammheiligthum. Doch schon lange vor Lykurg, schon um das Jahr 1000 v. Chr. war diese Fragstätte National-Orakel geworden, und mehr noch, ein Bildungs- und Regierungsmittel, dessen sich die eingeweihten Vaterlandsfreunde und Staatsmänner Griechenlands bedienten.

Von der Zeit an, in der das Heiligthum politische Bedeutung gewann, waren alle Kräfte der Kunst thätig gewesen, um sich mit der Natur zu verbinden zu einer solchen Herstellung des Heiligthums, daß alles Aeußere schon auf den nahenden Fremden die tiefsten Eindrücke von der Majestät des Gottes machte.

Von den ringsum hoch sich thürmenden Felsen stürzten Bäche hernieder, jeder Laut fand sein vielstimmiges Echo, dunkle dichtbelaubte Lorbeerbäume warfen tiefe Schatten; es war eine furchtbar heilige Einsamkeit. Hoch herab leuchtete die erhabene Pracht des Tempels. Ehe der Fragende diesen betreten durfte, hatte er Opfer darzubringen. Wie er den Stufen, die zu dem Heiligthum hinaufführten, sich nahete, wurde ihm das Angesicht mit einem Schleier verhüllt, den ein Lorbeerkranz auf dem Haupte festhielt. Also angethan und dazu Zweige des Lorbeers in der Hand haltend, an denen Festbinden flatterten, stieg er die Marmorstufen hinauf, während von oben her Pauken und Trompeten erklangen und der Schall wiederhallte an den Felswänden und dem Gipfel des Parnassus.

Oben entschleiert, ward dem Fragenden ein neuer ihn überraschender Anblick. Er stand vor den Kunstwerken des Tempels, vor den mit Lorbeer umwundenen Säulen, Thüren und Pfosten, vor den Basreliefs und Gemälden der Wände und Decken: überall sah er Darstellungen aus der Götterwelt oder tiefsinnige, weise Sprüche, auf Tafeln oder in die Wand eingegraben. Weihrauchwolken umwogten ihn und zogen an der Decke des Tempels hin.

Darauf wurde er in ein Gemach geführt, von wo aus er in das Allerheiligste schauen konnte.

Die Priesterin hatte vorher schon drei Tage gefastet und sich darauf in der heiligen Quelle gebadet. Jetzt erschien sie, von dem Priester geleitet, im Allerheiligsten und bestieg den Dreifuß. Der Schauende vermochte sie nur undeutlich zu sehen, denn der Schatten der Lorbeerbäume, die aus der Tiefe aufwogenden Dämpfe und Wolken des Weihrauchs hüllten sie in Halbdunkel ein.

Nicht lange währte es, da ward ihr Angesicht leichenblaß, ihr Körper begann zu zittern und zu zucken, ihr Haar krauste sich empor, ihr Busen wogte heftig, es trat ihr Schaum auf die Lippen. In diesem Zustande schrie sie auf, wie fremden Geistes voll.

Die Töne und ihr Wiederhall an den Wänden des Tempels erweckten heilige Schauer in dem Fragenden. Aus der Tiefe kam ein wirres Getöse, wie Geräusch von unterirdischen Wassern und dumpfes Brausen des Sturmes; der Boden schwankte, der Tempel ward wie von einem Erdbeben erschüttert, das fühlte er, und zugleich sah er es, wie die Säulen um ihn her zitterten und die Lorbeergewände daran.

Noch spät, als Aristophanes unter den Beifallsrufen der gebildeten Welt Korinths des Orakels öffentlich spottete, wurden diejenigen, die der Uebermuth trieb, als Fragende im Tempel zu erscheinen, aufs Höchste erschüttert von dem Eindrucke dessen, was sie hier sahen und hörten.

Jetzt erkennt ein Jeder, der die Maschinerie eines Theaters einmal hat arbeiten gesehen, in dem Wunder etwas ganz Natürliches. Damals waren die über und unter der Erde arbeitenden Maschinenmittel und deren Zusammenwirken nur Wenigen bekannt. Vortheil und Eidschwur bewahrten das Geheimniß.

Die Männer, die unter dem Namen der Pythia und des Gottes aus dem Heiligthum zu Delphi hervor zu den Völkern sprachen, standen auf der Höhe ihrer Zeit. Tiefe Einsicht in deren wahre Bedürfnisse, einen Reichthum von Kenntnissen und Erfahrungen, ein seltenes, bis ins Einzelne gehende Vertrautsein mit der Politik, den Handelsverhältnissen u. s. w. zeigen lange Zeit hindurch die Aussprüche des delphischen Orakels.

Nur fünf Hauptpriester, aus den edelsten Familien der Stadt Delphi, zwei bis drei Priesterinnen und einige Diener hatten ihren Aufenthalt im Tempel, und doch befand sich der Nationalschatz in eigenen Schatzhäusern innerhalb der Tempelmauern. Niemand fürchtete, daß Frevler es je wagen würden, ihre Hände nach den Schätzen auszustrecken.

In seiner Blüthezeit war das delphische Orakel in politischer Hinsicht in Wahrheit das, als was es dem Griechen in geographischer Hinsicht galt: der Mittelpunkt. Es wirkte auf alle innern und äußern Angelegenheiten ein; die Könige Lydiens selbst, Alyattas und Krösus, richteten sich in ihrer Stellung gegen das Perserreich nach delphischen Aussprüchen.

Zugleich war Delphi der Mittelpunkt für die griechische Religion: es schützte alle örtlichen Götterdienste in ganz Griechenland und stand so über allen. Seine Aussprüche waren maßgebend für Aenderungen und Streitfragen im Gottesdienstlichen und in allem Heiligen. Das Orakel schreckte und stürzte Tyrannen, schützte die Unterdrückten, schärfte die Gewissen, richtete unschuldig Leidende auf, warnte und schreckte von Vertragsbruch ab, befreite Gefangene, bannte die Parteikämpfe der Städte und hemmte das Blutvergießen oft plötzlich, durch Verkündigung eines Gottesfriedens.

In den Gesängen der Nationaldichter, in den Reden der Staatsmänner hörten die griechischen Völker den Preis des delphischen Orakels; und das Orakel dagegen ehrte laut jedes große Verdienst eines Griechen, des Dichters, des Philosophen, des Gesetzgebers, des Staatsmanns, des Feldherrn, des Siegers in den Kampfspielen.

Zeigten die Priester Asiens sich der Aufklärung unter dem Volke feind, so förderte das delphische Orakel jede Wissenschaft, jede Kunst, jeden Gedanken des Lichtes und deren Verbreitung im Volke durch Auszeichnungen und Aufmunterungen.

Wenn Fürsten und Staaten aus Asien, wenn von Italien herüber Etrusker und Römer den delphischen Gott befragten und kostbare Weihgeschenke in dem Tempel niederlegten, so leuchtete dadurch dasselbe nur um so höher in den Augen der Griechen.

Der Amphiktionenbund und die olympischen Spiele.*

Neben dem Orakel zu Delphi hatten die zerstreuten hellenischen Stämme noch einen andern religiösen Vereinigungspunkt in den Amphiktionen oder Tempelvereinen, zu denen sich eine Zahl von Staaten verbunden, um gewisse religiöse Feste gemeinschaftlich zu feiern und bestimmte Tempel zu erhalten und zu beschützen. Zugleich verfolgten diese Vereine auch den Zweck, bei Führung von Kriegen zwischen einzelnen Staaten Grausamkeiten möglichst zu verhindern.

Der berühmteste Amphiktionenbund war der von Delphi. Er vereinte zwölf griechische Völkerschaften. Jährlich zweimal, im Frühlinge und im Herbst, fanden Versammlungen statt, abwechselnd zu Delphi und bei einem Tempel, der neben den Termopylen lag.

Dem gemeinsamen Schutz der Tempel entsprangen auch die gemeinsamen Begehungen der größeren Opfer, und diese wurden die Veranlassung zu einem nationalen Feste, das eine außerordentliche Bedeutung gewann, zu den olympischen Spielen.

Jedes große Opfer, welches für das Wohl der Gemeinde den Göttern dargebracht wurde, war ein Fest, an dem alle Mitglieder der Gemeinde sich betheiligten.

* Nach A. Streckfuß, Weltgeschichte. Der Schlußsatz ist aus: Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.

Im feierlichen Zuge zog das Volk zum Tempel, voran geschmückte Opferthiere, dann die Priester und Träger der Opfergeräthe, die Staatsbeamten mit den Zeichen ihrer Würde. Diesen folgten die Edlen im Waffenschmuck, zu Fuß oder zu Roß und bekleidet mit reinen weißen Gewändern, grüne Zweige in den Händen, dann kam das übrige Volk, von den bejahrtesten Männern geführt. Feierliche Chorgesänge wurden während des Zuges angestimmt, und auch während das Opfer auf dem Altar braunte, sangen Männer und Greise, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder in vollem Chor.

Ein feierlicher Tanz um den Altar vollendete das Opfer; diesem folgten Wettgesänge, Vorträge der Dichter und endlich Wettkämpfe, denn durch Nichts glaubten die Griechen ihre Götter mehr zu ehren können, als wenn sie die von ihnen verliehene Kraft im Wettlauf, Werfen und Ringen, im Springen und im Faustkampf übten.

Der altgriechischen Sage nach hat Herakles diese Spiele ins Leben gerufen. Eine tiefeingreifende Bedeutung gewannen sie, als — es geschah dies in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts v. Chr. — der berühmte spartanische Gesetzgeber Lykurg mit dem Könige Iphitus von Elis einen Vertrag schloß, demzufolge den Spartanern das Recht zugesprochen wurde, in jedem vierten Jahre an dem Opfer, das die Eleer (die Bewohner der Landschaft Elis) im heiligen Hain, am Flusse Alpheus, dem olympischen Zeus darbrachten, Theil nehmen zu dürfen.

Damit das Fest in Sicherheit begangen werden könne, war den Gesandtschaften von Sparta und allen denjenigen, welche sich ihnen auf dem Zuge nach Elis anschlossen, voller Friede zugesichert.

Dem Vertrage zwischen Sparta und Elis traten im Laufe der Jahrhunderte die sämmtlichen hellenischen Staaten bei; so wurde das große olympische Opfer ein Fest für ganz Griechenland, die Colonien mit eingerechnet. Der Gottesfriede, der während desselben geboten war, wurde dahin ausgedehnt, daß während der Festtage im ganzen Peloponnes alle Fehden ruhen mußten, und daß Niemand Elis, den bevorzugten Festesstaat, mit Waffen betreten durfte.

Der heilige Bezirk lag in der von bewaldeten Höhen begrenzten fruchtbaren Niederung des Alpheus-Flusses. Dem Höhenzuge des nördlichen Ufers hatte man den Namen Olymp gegeben. Nahe den spiegelhellen Fluthen des Alpheus befand sich der heilige Hain und in demselben der Altar des Zeus.

War der Frieden angesagt, so zogen die Festgesandtschaften herbei. Auf bekränzten Schiffen kamen sie von allen Küsten Griechenlands und von den Colonien Kleinasiens, Unteritaliens und Siciliens im Schmucke prächtiger Kleider und mit sich führend reiche Geschenke. Es galt für eine besondere Ehre, die Festgesandtschaften so prächtig als möglich auszurüsten; auch wurde nach dem Glanze die Macht des Staates bemessen.

Das nächste Ziel der herbeiziehenden Festtheilnehmer war die Stadt Elis. Von hier aus bewegten sich dann die feierlichen Züge auf dem sieben Meilen langen Wege, die heilige Straße genannt, nach dem geweihten Bezirk, der Altis, der von einer Mauer umschlossen war. Nahe dem Eingangsthor stand der heilige Oelbaum, von dem die Zweige zu den Siegeskränzen geschnitten wurden. Ihn hatte, wie die Sage verkündete, Herakles gepflanzt. Auch ward gesagt und geglaubt, Herakles habe den Tempelbezirk abgesteckt und die Laufbahn, in der die Kämpfe abgehalten wurden, abgemessen.

Der inmitten des heiligen Haines sich befindende Altar des olympischen Zeus erhob sich auf einem Unterbau von sechszig Schritten über zwanzig Fuß hoch; auf dem Unterbau wurden die Opferthiere geschlachtet, auf dem Altare verbrannte man die Opferstücke.

Die Leitung des Opfers stand den Eleern zu und zwar vorzugsweise den Nachkommen des Königs Iphitus; aus dem Geschlechte desselben wurde auch der Kampfrichter, Hellenenrichter, gewählt. Er hatte zu prüfen, ob diejenigen, die an den Kämpfen Theil zu nehmen beabsichtigten, Freigeborne und hellenischen Ursprungs seien, denn nur freie Hellenen wurden zu den Kämpfen zugelassen und dies auch nur in dem Falle, daß ihre Vaterstadt nicht von der Feier ausge-

schlossen war und sie sich nicht eines Frevels gegen die Götter schuldig gemacht hatten. Die würdig Befundenen mußten das eidliche Gelöbniß ablegen, im Kampfe keine unredlichen Kunstgriffe anzuwenden.

Das große Opfer wurde dargebracht, Opferthiere wurden in großer Zahl geschlachtet, auf dem Altare brannten die Fettstücke, und zum Himmel empor stiegen die Rauchwolken, während ringsum die Opfernden in feierlichen Liedern das Lob der Götter sangen.

Nach Vollendung der heiligen Handlung wurden die Wettkämpfer in die Laufbahn geführt, welche im Osten des heiligen Bezirks lag. Sie wurde das Stadium genannt, ihre Länge betrug gerade ein Stadium, d. i. 600 Fuß. Ringsum dieselbe hatten sich die Schaaren der Zuschauer versammelt und die Höhen besetzt.

Ein Trompetenstoß — dann verkündete der Herold den Beginn des Kampfes. Die Wettkämpfer wurden gerufen, die Kampfrichter redeten sie an: Wenn ihr euch den Mühen unterzogen habt, wie es sich für diejenigen ziemt, die den Kampfplatz von Olympia betreten wollen, wenn ihr keine unedle Thaten begangen habt, so kommt muthig und vertrauend herbei; wer aber von euch sich nicht pflichtmäßig gehalten und sich nicht gebührend geübt hat, der gehe fort von hier, wohin er will! — Darauf wurden die Kämpfer von den Herolden durch die Bahn geführt, wobei dieselben Namen und Heimath Jener laut verkündeten. Erhob sich etwa aus der Mitte der Zuschauer eine Anklage, so hatte der Kampfrichter sofort zu entscheiden, ob dieselbe begründet und ob der Angeschuldigte zum Spiele zuzulassen, oder ob er auszuschließen sei. Darauf wurden die Kämpfer zu der silbernen Urne geführt, in welcher sich die Loose befanden. Ein Jeder hielt sein Gebet, dann zog er abgewandten Hauptes sein Loos. Nach Zeichen, welche sich auf denselben befanden, wurden die Gegnerschaften für das Stadium bestimmt. Hierauf vernahm man den Ruf der Herolde: Der Kampf beginnt; Zeus wird das Ziel des Sieges verleihen!

In der ältesten Zeit fand nur der Wettkampf im Laufen statt; nach und nach kamen andere Uebungen hinzu, und es wurde dadurch die Zeitdauer der Spiele von einem Tage bis auf fünf Tage ausgedehnt.

Der Wettlauf begann. Die Preisbewerber, die in Abtheilungen von je vier zusammengelost waren, traten völlig nackt auf die Stelle des Ablaufs, das Ziel war am andern Ende der Bahn, hinter demselben saß der Hellenenrichter. Die Sieger der einzelnen Abtheilungen traten aufs Neue zum Wettlauf zusammen. Jetzt galt's, den Siegespreis zu erringen. Der Richter überreichte dem Glücklichen einen Palmenzweig, der Herold verkündete mit lauter Stimme seinen Namen.

Das Ringen begann. Die Kämpfer hatten sich die Haut mit Oel eingerieben, damit die Hand des Gegners von dem glatten Körper abgleite. Mit vorgebeugtem Oberleibe standen sie einander gegenüber, jeder bereit, den Andern zu umschlingen. Es war die Aufgabe des Ringers, den Gegner in die Höhe zu heben und ihn dann zu Boden zu werfen.

Bei diesem Kampfe hatte der Hellenenrichter eifrig darauf zu achten, daß keine unerlaubten Griffe stattfanden; geschah dies, so trat auf seinen Wink der Stabträger zwischen die Kämpfer, der Fehlende wurde gegeißelt und in Geldstrafe genommen.

Ein gefährlicher Kampf war der Faustkampf. Die Unterarme der Streitenden wurden mit Riemen, die mit metallnen Buckeln versehen waren, umwunden; dadurch erhielten die Schläge ein bedeutend stärkeres Gewicht. Bei dieser Kampfesart kamen in der Regel schwere Verwundungen vor. Oft geschah es, daß die Besiegten besinnungslos hinweggetragen wurden, bisweilen blieben sie sogar todt auf dem Platze; im letztern Falle ward dem Sieger keine Auszeichnung.

Vom Jahre 680 v. Chr. an wurden auch Wettrennen in vierspännigen Wagen abgehalten. Im Hippodrom (die Rennbahn für die Wagen) fand der Kampf statt. Die Bahn hatte eine Breite von 400 Fuß; sie war doppelt so lang als das Stadium. Um den Sieg zu erlangen, mußte sie zwölfmal durchfahren werden. Auf ein Zeichen des Kampfrichters wurden die Seile, welche den Abfahrts-

plan von der Rennbahn schieden, fortgezogen, dann erfolgte ein Trompetenstoß, und das Rennen begann.

Es war eine höchst gefährliche Uebung; häufig prallten die Wagen im rasenden Lauf gegeneinander, die Wagenführer stürzten aus dem zerschmetterten Gefährt und wurden von den wüthenden Rossen durch die Bahn geschleift. Nicht der Lenker des fliegenden Gespanns, sondern der Besitzer desselben erhielt den Kampfpreis.

Noch später wurden auch Wettreiten und Ring- und Faustkämpfe eingeführt. Bei Letzteren begann der Kampf mit dem Ringen, aber der zu Boden Geworfene war nicht besiegt, er konnte sich mit der Faust wehren, und der Kampf wurde so lange fortgesetzt, bis einer der Gegner durch das Emporstrecken des Fingers sich für besiegt erklärte. Auch Knabenkämpfe fanden bei den olympischen Spielen in späterer Zeit statt.

Die Kampfspiele begannen gleich nach Sonnenaufgang und währten bis in den Nachmittag hinein. Es ist wahrhaft zu bewundern, daß in der glühenden Julihitze die Kämpfer den Muth und die Kraft fanden, die anstrengenden Uebungen durchzuführen, und daß auch die Zuschauer nicht die Lust am Zuschauen verloren. Stets waren Tausende versammelt, die mit Jubelrufen die Erfolge der Kämpfer begleiteten. Namentlich zeigte das Volk bei dem Wettfahren eine begeisterte Theilnahme; jauchzend munterte es den kühnen Führer des Wagens, der dem Ziele nahe war, auf. Bei anderen Kämpfen nahmen die Zuschauer bald für den Einen, bald für den Andern Partei; Keiner wich, bis der Kampf entschieden war. Auch Jungfrauen durften dem Kampfspiele zuschauen; verheiratheten Frauen dagegen war es bei Todesstrafe verboten, an den Tagen des Spieles die Altis zu betreten.

Und was war der Preis, um den die Kämpfer ihr Leben auf's Spiel setzten? Im Heroenzeitalter wurden goldene Gefäße, kostbare Rüstungen, herrliche Rosse von den Königen den siegreichen Streitern gespendet; in Olympia lohnte sie ein einfacher, aus den grünen Zweigen des Oelbaumes gewundener Kranz. Ein Knabe schnitt ihn mit goldenem Messer von dem heiligen Baume, dessen wir oben gedachten.

Wenn die Kampfspiele beendet waren, traten die Sieger mit ihren Palmenzweigen vor den Hellenenrichter, dieser setzte ihnen den Kranz auf das Haupt, und unter unendlichem Jubel zogen sie, begleitet von ihren Verwandten und Freunden und von den Festgesandten, nach dem Altar des Zeus, wo sie dem Gotte ihre Dankopfer darbrachten. Dann folgte ein Festmahl, mit welchem die Eleer die Sieger bewirtheten.

Der Oelkranz der olympischen Spiele, so werthlos er an sich war, galt bei den Hellenen für den herrlichsten Besitz, den jemals ein Sterblicher erringen konnte. Mit den glänzendsten Ehren wurden alle diejenigen, welche ihn erworben hatten, auf der Heimreise von allen Seiten begrüßt. Kam der Sieger in seine Vaterstadt, dann holte ihn das Volk im Festzuge ein, dann bewillkommneten ihn die Dichter mit Siegesliedern, dann richteten ihm die Edlen Gastmahle aus, und der Staat gab ihm dauernde Auszeichnungen. Bei allen öffentlichen Festen ward ihm einer der Ehrenplätze eingeräumt; in Sparta erhielt er das Recht, in der Schlacht unmittelbar neben dem Könige zu kämpfen. Ja das Glück der olympischen Sieger wurde als ein göttliches gepriesen; in ganz Griechenland ertönte der Ruhm ihres Namens.

Als Diagoras aus Rhodus, der selbst in seiner Jugend den Siegeskranz errungen hatte, seine zwei Söhne nach Olympia brachte, und auch diese sich den Oelkranz erwarben, da rief das Volk dem Greise, dem die Söhne ihre Siegeszeichen auf das Haupt gesetzt hatten und ihn auf ihren Schultern im Triumphe durch die Zuschauer trugen, glückwünschend zu: Stirb, Diagoras, denn glücklicher vermagst du auf Erden nun nicht mehr zu werden! — Der Greis vermochte ein solches Glück nicht zu ertragen, er starb im Uebermaße der Freude, und sein Loos wurde für das schönste der Sterblichen gehalten; weinend bedeckten die Zuschauer die Leiche mit Blumen.

An die olympischen Spiele schlossen

sich wichtige politische Versammlungen. In Olympia hatten die hervorragenden Männer aller Landschaften Gelegenheit einander kennen zu lernen, hier fanden sich die talentvollsten Künstler ein, um ihre Kunstwerke dem ganzen griechischen Volke zu zeigen. Selbst Kaufleute benutzten die Gelegenheit, Geschäfte abzuschließen.

Verkündigungen, welche in Griechenland verbreitet werden sollten, wurden während der olympischen Spiele durch Herolde bekannt gemacht, Verträge auf Säulen eingegraben. Das herrliche Fest diente wesentlich mit dazu, in den zerstreuten griechischen Stämmen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu unterhalten und zu stärken; die regelmäßige Wiederkehr desselben begründete eine geordnete Zeitrechnung bei den Griechen; man nannte den Zeitraum von einem Fest zum andern — vier Jahre — eine Olympiade.

Dasjenige Jahr, in welchem man zuerst die Namen der Sieger aufschrieb (776 v. Chr.), wurde als das erste der ersten Olympiade bezeichnet, und nach der Zahl der Olympiaden datirten von da ab die Griechen ihre Geschichte.

Neben den olympischen Spielen hatten die Griechen auch andre regelmäßig wiederkehrende Festspiele, welche aber niemals eine gleich hohe Bedeutung gewannen; so die pytischen Spiele, welche im Spätsommer des dritten Jahres jeder Olympiade unter dem Vorsitze der delphischen Amphiktionen stattfanden, die istmischen Spiele und die nemeischen Spiele. Bei allen Spielen war der Siegespreis nur ein einfacher Kranz, zu Delphi ein Lorbeerkranz, auf dem Istmus ein Epheukranz und zu Nemea ein Geflecht von Fichtenzweigen.

Wenngleich Eigenliebe, Festlust, Ruhmsucht und Aehnliches hier auch mitgewirkt haben mögen, müssen wir doch daran erinnern, daß die menschlich milderen Hellenen niemals gleich den härteren Römern blutige Fechterkämpfe duldeten oder gar bewunderten; wir dürfen Isokrates beistimmen, wenn er sagt: Mit Recht werden diejenigen gelobt, welche jene berühmten Versammlungen angeordnet haben, indem sie die Sitte unter uns einführten, daß wir gleichsam als Verbündete (mit Beiseitesetzung aller Feindschaft) zusammengekommen, daß wir, durch gemeinschaftliche Gelübde und Opfer uns unsrer Verwandtschaft erinnernd, nachher desto freundlicher sind, alte Gastfreundschaft erneuern und neue stiften.

Lykurg.*

(884 v. Chr.)

Die Dorier und die mit ihnen verbundenen wenig zahlreichen Herakliden hatten sich, wie bemerkt, in Lakonien, der südlichsten Landschaft des Peloponnes, niedergelassen.

Lakonien ist ein Bergland, mit dem hohen und rauhen Taygetosgebirge, meerumflossen und nur im Flußthale des Eurotas zum Ackerbau geeignet, ein Land mit wenigen Städten, aber vielen Flecken und Dörfern, an Viehzucht, Weiden und Wald reich. Die niederen Höhen des Taygetosgebirges trugen Wein, in seinem Innern barg es Stahl und Eisen, die berühmt waren. Ummauerte Städte waren bei der Natur des Landes theils nicht nöthig, weil nur wenig Engpässe durch die Gebirge ins Innere führten; theils von ihr nicht wohl gelitten, da der Boden vulkanisch war und häufige Erdbeben das Gemäuer zerrissen.

Auf den äußersten Abhängen des Taygetos, hart am Eurotasfluß, auf mehreren Hügeln herum, aus einer Anzahl Flecken zusammen gewachsen, lag Sparta: weniger eine Stadt, als eine Vielheit zerstreuter Quartiere, noch in der Blüthezeit ein offener Ort, über zwei Stunden im Umfang, mit unregelmäßigen Straßen, lange ohne Mauern die Hauptstadt des Landes,

* Nach A. Henneberger, Griechische Geschichten in Biographien und J. C. F. Manso, Sparta. Der Eingang ist entnommen aus: W. Zimmermann, Weltgeschichte für gebildete Frauen und Jungfrauen, und aus: F. W. Geß, Das alte und das neue Griechenland.

das von Achäern bewohnt und von einer Hand voll siegreicher Dorier beherrscht wurde.

In Lakonien herrschten die Herrschenswürdigen: das beweist die Seelenzahl zur Blüthezeit Spartas. Streitbare Spartaner, d. h. Dorier, waren es gegen neuntausend; waffenfähige Heloten sechsundfünfzigtausend, Gesammtheit der Heloten zweimal hundertzwanzigtausend; achäische Landbewohner (Periöken) in hundert Flecken, persönlich frei, bürgerlich voll berechtigt in ihren eigenen Gemeinden, aber Zinsbauern Sparta's und ohne Berechtigung an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Landes, waren es hundertzwanzigtausend. Diese ganze Bevölkerung Lakoniens saß auf einhundertachtzig Quadratmeilen, und die Herrscher waren die — neuntausend Spartaner.

Unter diesem tapferen Volksstamme trat Lykurg auf.

Nach den Angaben der Meisten ist Lykurg, aus dem königlichen Geschlechte des Herakles stammend, der Sohn des Eunomus und der Dionassa, der zweiten Frau des Eunomus, welcher aus seiner ersten Ehe einen Sohn, Namens Polydektes, hatte.

Von den Vorfahren des Lykurg ist als der berühmteste zu nennen Soos, unter welchem die Spartaner die Heloten zu Sclaven machten und einen großen Theil von Arkadien eroberten.

Soos hinterließ zwei Söhne, Polydectes und Lykurg. Der erstere, als der ältere, trat die Regierung an, starb aber nach kurzer Zeit. Nach Gesetz und Herkommen wurde Lykurg auf den Thron berufen. Als er vernahm, daß die Wittwe seines Brudes in guter Hoffnung sei, erklärte er aus freien Stücken, daß er, wenn sie einen Knaben gebären sollte, die Regierung an diesen abtreten und sich mit der Vormundschaft während dessen Minderjährigkeit begnügen wolle. Hierauf beharrte er auch, als die schlechtgesinnte Wittwe sich erbot, das Kind aus dem Wege zu schaffen, wenn er sie ehelichen wolle. Er befahl, sie sorgfältig zu bewachen und ihr bei ihrer Niederkunft das Kind wegzunehmen. Gerade saß er mit den vornehmsten Spartanern bei Tafel, als man ihm das Kind brachte; es war ein Knäblein. Er nahm es auf seine Arme, zeigte es den Versammelten mit den Worten: es ist uns ein König geboren! und legte es auf den königlichen Sitz nieder.

Hatte sich Lykurg schon in den acht Monaten seiner Herrschaft die Liebe des Volkes erworben, so gewann ihm dieser Beweis des Edelsinnes noch mehr die Herzen. Dennoch entging er dem Neide, dem Argwohne und der Verleumdung nicht. Sowohl die königliche Wittwe, die sich tief beleidigt fühlte, als auch ihre Verwandten äußerten laut, daß Lykurg heimlich nach der Herrschaft strebe, daß man daher, wenn etwa dem jungen Königssohne ein Unglück begegne, wohl wissen werde, woher es komme!

Als dem edlen Manne davon Kunde ward, beschloß er, um die Nichtigkeit jener Aeußerungen darzulegen, freiwillig das Vaterland zu meiden.

So verließ er denn seine Heimath und begab sich nach Kreta. Er machte sich mit den Staatseinrichtungen des Landes genau bekannt und trat mit den hervorragendsten Männern in Verkehr. Einzelne Gesetze fand er so vortrefflich, daß er ihre Verpflanzung nach Sparta wünschte. Er sandte einen der ausgezeichnetsten Staatsmänner Kreta's, Thales mit Namen, den er sich zum Freund gewonnen hatte, nach Sparta, wo derselbe durch seine Dichtungen der lykurgischen Gesetzgebung den Weg ebnete. Denn seine Lieder leiteten zum Gehorsam an und zur Eintracht und zwar nicht allein durch die Worte des Textes, sondern auch durch Melodie und Rythmus, in welche Thales den Charakter großer Ruhe und Mäßigung zu legen verstand. Diese Lieder sänftigten die Gemüther, und es trat an die Stelle des Zwistes und der Abneigung ein gemeinsames Streben nach dem Edlen.

Von Kreta begab sich Lykurg nach Asien, um mit dem kretischen einfachen und strengen Leben das üppige und prächtige der Jonier zu vergleichen. Hier fand er die Gedichte Homers, welche bis dahin, wie es scheint, von einem Freunde des alten Sängers aufbewahrt worden waren, und er gewahrte in ihnen neben den nur der Ergötzlichkeit dienenden Theilen mindestens eben so bedeutende, welche ihm in

hohem Grade geeignet schienen, die politische Bildung des Volkes zu fördern. Er sammelte sie daher und ließ sie abschreiben, um sie mit nach Griechenland zu nehmen, wohin bis zu dieser Zeit nur eine geringe Kunde von dem unsterblichen Sänger gedrungen war.

Von Jonien begab sich Lykurg nach Aegypten. Dahin kam Botschaft aus seiner Heimath an ihn; er ward gebeten, zurückzukehren. Die Spartaner waren mit der bestehenden Regierung nicht zufrieden. (In Sparta ward die Herrschaft seit längerer Zeit von zwei Königsfamilien geführt.) Auch die Könige waren durchaus nicht gegen seine Wiederkehr; sie hofften, daß er der Mann sei, das Volk, das in seinen Forderungen ausschweifend geworden war, in geziemende Schranken zurückzuweisen.

So war die Stimmung in Sparta, als Lykurg zurückkehrte. Sogleich legte er nun Hand ans Werk, die Staatsverfassung vollkommen umzugestalten. Aber dem wichtigen Werke durfte die religiöse Weihe nicht fehlen! Er begab sich daher zunächst nach Delphi, er opferte dem Gotte und empfing jenen berühmten Spruch, in welchem er ein Götterliebling und selbst mehr Gott als Mensch genannt wird. Der Spruch lautet:

O Lykurgos, du kommst zu meinem gesegneten Tempel,
Liebling des Zeus und der Andern, so viel den Olympos bewohnen.
Ob ich als Gott dich begrüße, bedenk' ich mich, oder als Menschen.
Aber ich meine, du bist wohl eher ein Gott, o Lykurgos!

Wie hätte ein solcher Ausspruch nicht seinen Muth und sein Selbstvertrauen heben sollen?

Zurückgekehrt besprach er die ihm am Herzen liegende Angelegenheit zunächst mit vertrauten Freunden, dann forderte er einen größeren Kreis von hervorragenden Männern auf, an dem Werke der Verbesserung des Staatswesens sich zu betheiligen. Als die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, ließ er an einem Morgen den Markt von dreißig der Angesehensten seiner Anhänger besetzen, um die Gegner von vornherein einzuschüchtern. Der bereits zur Herrschaft gelangte junge König Charilaus wurde durch diese Vorkehrungen dermaßen erschreckt, daß er sich in den Tempel der Athene flüchtete. Er ließ sich jedoch gern überzeugen, daß seine Sicherheit nicht gefährdet sei, und betheiligte sich dann selbst bei der Reform.

Die erste Neuschöpfung Lykurgs und zugleich die wichtigste ist die Einsetzung des Rathes der Alten (Gerusie).

Diese Gerusie, welche er der überschwellenden Macht der Könige gegenüberstellte und mit gleichem Rechte, wie jene, ausstattete, brachte, wie Plato sagt, dem spartanischen Staate Sicherheit und Besonnenheit. Denn wenn das Königthum Uebergriffe sich zu erlauben die Absicht zeigte, so traten die 28 Aeltesten (Geronten) auf die Seite des Volkes; machte aber dieses Miene, seine Rechte zu erweitern und so die gegebene Verfassung in Frage zu stellen, so nahmen dieselben Geronten das Recht der beiden Könige in Schutz.

Lykurg holte einen Orakelspruch über die Gerusie ein; dieser lautete:

Erbaue einen Tempel dem hellenischen
Zeus und der hellenischen Athene, bilde
Stämme und Geschlechter, setze einen
Rath ein von Dreißigen mit den Fürsten;
sodann berufe von Zeit zu Zeit zwischen
Babyka und Knacion das
Volk und stelle Anträge und ziehe
sie zurück; dem Volke aber gehöre
der Entscheid und die Gewalt.

Knacion war ein Fluß, Babyka eine Brücke. Da also wurden die Volksversammlungen abgehalten, und keine Säulenhalle oder andere Zurüstung befand sich daselbst. Lykurg hielt dafür, daß die Aussicht auf Bildsäulen, Gemälde, Theaterhallen u. s. w. zu Geschwätz verführe, die Berathenden zerstreue und ihre Gedanken störe. Niemand aus dem Volk durfte reden, sondern es wurde lediglich über die von dem Rath und den Königen eingebrachten Anträge abgestimmt.

Eine wichtige Behörde bildeten die fünf Ephoren. Nach Einigen wurde sie von Lykurg, nach Anderen von dem Könige Theopompus eingeführt. Diesen habe, wird erzählt, seine Frau getadelt, daß er seinen Kindern die Herrschaft beschränkter hinterlasse, als er sie selbst angetreten, worauf von ihm entgegnet worden

sei: Im Gegentheil stärker, weil dauerhafter! —

Für Sparta ist damit das Richtige bezeichnet. Denn weil die Könige die Unbeschränktheit, die den Neid des Volkes erregte, aufgaben, hatten sie nicht zu befahren, was in den benachbarten Staaten das Volk seinen Königen anthat, die niemals etwas von ihrer Unbeschränktheit hatten nachlassen wollen.

Der Darstellung von G. Zeiß zufolge bildeten die Ephoren ursprünglich ein Gericht für bürgerliche Streitigkeiten über Mein und Dein, sie erweiterten aber ihre Gerichtsbarkeit dadurch, daß sie die Magistrate (mit Ausnahme der Geronten), wenn in ihrer Verwaltung irgend etwas Verdacht erregt hatte, zur Verantwortung zogen. Auch der König war ihnen verantwortlich. In dringenden Fällen konnten sie ihren König in Gewahrsam nehmen und vor ein aus den Geronten und Ephoren zusammengesetztes Gericht stellen.

Die zweite und kühnste Neuerung Lykurgs bestand in der neuen Vertheilung von Grund und Boden. Der Reichthum war in den Händen einer kleinen Minderheit, während die Masse der Besitzlosen in erschreckendem Maße zugenommen hatte. Lykurg beabsichtigte nun, eine völlige Gleichheit in Bezug auf den Besitz unter den Spartanern herzustellen, nur der höhere oder niedere Grad der Tugend sollte ferner einen Unterschied begründen. Und wirklich gelang es ihm, die Zustimmung seiner Mitbürger zu dieser radicalen Neuerung zu gewinnen. Das Land wurde in 39,000 Loose getheilt: 9000 zum Weichbild von Sparta gehörige erhielten die Spartaner, die übrigen 30,000 die Periöken. Ein jedes Loos trug für den Mann 70, für die Frau 12 Medimnen (1 Medimne = 1½ Scheffel preuß.) Gerste und eine entsprechende Menge an Wein und Oel. So viel genüge, meinte er, zu einer hinreichenden und gesunden Nahrung.

Gern hätte er auch die bewegliche Habe neu vertheilt, allein er merkte, daß ein solches Unternehmen die Besitzenden zu schwer verletzen würde. Um nun aber der Sache nach mit der Zeit zu einem gleichen Ziele zu gelangen, schaffte er alle goldenen und silbernen Münzen ab und führte an ihrer Stelle eiserne ein. Diese eisernen Münzen waren bei geringem Werthe so schwer, daß 10 Minen (eine Mine = 26 Thlr.) schon einen bedeutenden Raum im Hause einnahmen und zum Fortschaffen derselben ein Wagen erforderlich war. Damit fielen von selbst eine Menge Vergehen für Sparta weg. Wer hätte noch etwas stehlen mögen, das weder leicht zu verbergen, noch auch an und für sich besonders begehrenswerth war! Denn nicht einmal zerschlagen konnte man dieses Eisengeld benutzen, da durch Essig dem noch glühenden Metall die Härte genommen und es auf diese Art unbrauchbar gemacht worden war. Hätte Lykurg also auch nicht die „unnützen und überflüssigen Künste“ ausdrücklich verbannt, wie er es that: sie würden von selbst gewichen sein, da sie sich materiell nicht verwertheten. Somit konnte man auch in Sparta keine fremden Waaren und keinen Tand kaufen, und es liefen fremde Handelsschiffe von jetzt ab nicht mehr in die Häfen ein. Kein Sophist betrat den lakonischen Boden, kein gauklerisch bettelnder Wahrsager, kein Kuppler, kein Anfertiger von goldenen und silbernen Schmucksachen, eben da kein begehrenswerthes Geld da war. Der Luxus schwand von selbst, da er keine Nahrung fand, und es schien der Reichthum nicht erstrebenswerth, weil er sich nicht zeigen durfte, sondern im Hause verrostete. Dagegen verwandten einheimische Handwerker ihre Geschicklichkeit, die sie in entbehrlichen Dingen nicht zeigen durften, jetzt ausschließlich auf das Nützliche und Nothwendige. So wurden Bettstellen, Sessel, Tische ausgezeichnet in Sparta gearbeitet, und der lakonische Becher erlangte, zumal für's Feld, eine große Berühmtheit. Er war derartig gestaltet, daß er übel aussehendes Wasser, wie der Krieger im Felde es ja bisweilen zu trinken genöthigt ist, durch seine Farbe verdeckte und den Schlamm durch seinen Rand zurückhielt.

Den letzten Stoß aber gab Lykurg der Ueppigkeit und dem Jagen nach Reichthum durch seine dritte Maßregel, durch die Einrichtung der gemeinschaftlichen Mahlzeiten (Syssitien), zu welchen sich alle Spartaner täglich vereinigen mußten. Da gab es bestimmt vorgeschriebene, für Alle gemein-

same Speisen, und es war hinfort den Reichen nicht gestattet, sich zu Hause auf kostbaren Teppichen um eben so kostbare Tafeln zu lagern und sich im Verborgenen von Kuchenbäckern und Köchen mit künstlichen Speisen an Leib und an Geist zugleich verderben zu lassen.

So ist in Sparta — und wir können hinzufügen: aber auch nur in Sparta! — der bekannte Spruch zu einer Wahrheit geworden, daß der Reichthum einem Bilde ohne Bewegung und Leben gleiche. Zu Hause sich sättigen und dann zu den Syssitien gehen, durfte Niemand, wollte er nicht von den Uebrigen, die wohl Acht gaben, ob er auch herzhaft zulange, Schlemmer geschimpft sein, dem die gemeinschaftliche Kost zu schlecht sei.

Kein Wunder, wenn gerade diese Maßregel vor allen andern viele der Besitzenden gegen Lykurg aufregte, so daß es sogar zu einem Auflaufe kam, bei welchem mit Steinen nach ihm geworfen wurde. Er suchte Schutz in einem Tempel. Auf dem Wege dahin schlug ihm einer seiner Verfolger, ein Jüngling mit Namen Alkander, mit einem Stocke ein Auge aus.

Als Lykurg sich nun umwandte und in voller Ruhe seinen Mitbürgern sein blutendes Angesicht zeigte, wurden alle von Scham über das Geschehene ergriffen: sie überlieferten ihm den Frevler mit der Aufforderung, ihn hart zu bestrafen. Lykurg nahm ihn mit in sein Haus und kündigte ihm an, daß er ihn von jetzt ab zu bedienen habe. Schweigend gehorchte Alkander. Da ihn aber Lykurg weder mit Worten noch mit Thaten für seinen Frevel strafte, vielmehr immer gegen ihn mild und nur gegen sich selbst streng war, entstand in Alkander die beste Meinung von demselben, und er sagte oft zu seinen Freunden, nicht hart und von sich eingenommen sei Lykurg, sondern sanft und freundlich, wie keiner. So geschah es, daß Alkander aus einem übermüthigen Jünglinge ein bescheidener und besonnener Mann ward: das war die Strafe die ihm Lykurg zu Theil werden ließ.

Die einzelnen Speisegesellschaften bestanden zumeist aus funfzehn Personen. Jeder der Mitspeisenden trug seinen Theil Mehl, Wein, Käse und Feigen bei und hatte außerdem noch einen Geldbeitrag zur Beschaffung der Zukost zu entrichten. Ueberdies sandte der, welcher ein Opfer dargebracht, und der, der auf der Jagd ein Wild erlegt hatte, seiner Speisegesellschaft einen Theil; wer sich beim Opfer oder auf der Jagd verspätete, durfte ausnahmsweise zu Hause essen.

Auch die Knaben wurden zu diesen Mahlen hinzugezogen, damit sie den Gesprächen über Staatsangelegenheiten zuhörten und zu Freiheit und Mäßigkeit erzogen würden; zugleich lernten sie dort lakonischen Scherz, der jedoch nie in Gemeinheiten ausarten durfte. Scherz und Spott mußte der rechte Spartaner ertragen können. Ueber diese Schwelle hinaus kommt nicht, was hier gesprochen wird! sagte der Aelteste zu den Eintretenden.

Sehr einfach war das Abstimmen über den beabsichtigten Hinzutritt neuer Mitglieder. Ein Diener ging herum mit einem Gefäß auf dem Kopfe, in welches ein Jeder stillschweigend eine Brotkrume als Stimmkugel warf: fand sich eine gedrückte darunter (eine solche bedeutete in der Abstimmung Nein), so wurde die Aufnahme verweigert, denn es sollten sich alle in der Gesellschaft behaglich fühlen.

Das berühmteste Gericht der Syssitien war die schwarze Suppe, welche so beliebt war, daß die Aelteren nicht einmal Fleisch dazu aßen.

Aufzeichnungen seiner Gesetze hinterließ Lykurg nicht; er hatte sogar das Aufschreiben derselben verboten. Seine Meinung war: der Geist und Sinn seiner Gesetzgebung im Großen und Ganzen ruhe am sichersten und festesten in Herz und Gesinnung der Bürger. Werthvoller als jeder Zwang galt ihm der feste Vorsatz, die Gesetze zu halten, und er suchte diesen Vorsatz den jungen Gemüthern durch die Erziehung einzupflanzen.

Eines der Gesetze gegen den Luxus bestimmte, daß das spartanische Haus vom Giebel an lediglich nur mit dem Beile zugehauen sein, die Thür nur mit der Säge hergestellt werden solle. Ein solches Haus lud freilich nicht dazu ein, in den Zimmern etwa silberfüßige Sophas, Purpurteppiche und goldene Becher aufzustellen. Vielmehr wird mit dem Hause der Hausrath, mit diesem das Kleid und

mit dem Kleide die ganze übrige Haushaltung in Einklang gestanden haben.

Wenn Lykurg eisernes Geld einführte, welches viel wog und wenig galt, so machte er dagegen die Rede der Spartaner kurz und einfach, aber inhaltreich.

Eine Menge solcher lakonischer Aussprüche hat uns das Alterthum aufbewahrt.

Als einst ein Athener äußerte, die lakonischen Schwerter seien so kurz, daß ein Gaukler eines mit Leichtigkeit zu verschlucken vermöge, ward ihm geantwortet: aber doch lang genug, den Feind zu erreichen! —

Diese Art der Kürze im Antworten hatte Lykurg durch sein eigenes Beispiel eingeführt. Es stellte Einer an ihn das Verlangen, der Stadt eine demokratische Verfassung zu geben. Wohl, entgegnete ihm Lykurg, führe du zunächst einmal in deinem Hause Demokratie ein! — Den Spartanern, die angefragt hatten, wie sie einen Angriff der Feinde abwehren könnten, schrieb er: Bleibt arm und erhebt euch nicht über einander! — Ein andermal: Die besten Mauern einer Stadt bestehen aus Tapfern, nicht aus Backsteinen!

Der König Leonidas sagte zu einem, der über nicht unwichtige Dinge zur Unzeit sprach: Freund! selbst das Rechte nur zur rechten Zeit!

Ein Auswärtiger rühmte seine Sparta günstige Gesinnung und erzählte, er heiße bei sich zu Hause nur der Lakonenfreund. Rühmlicher wäre es für dich, sagte ihm ein Spartaner, du hießest Vaterlandsfreund!

Gleich scharf ist die Antwort des Pleistonax, der, als ein athenischer Redner die Spartaner unwissend schalt, entgegnete: Du hast Recht, denn allein von den Hellenen haben wir von euch nichts Schlechtes gelernt.

Einer wurde eingeladen, einen Menschen zu hören, der den Gesang der Nachtigall ausgezeichnet nachahme. Er lehnte es ab: Ich habe sie selbst schon gehört!

Auf die Frage, welche Wissenschaft in Sparta am meisten betrieben werde, antwortete Einer: Die Kunst zu befehlen und zu gehorchen.

Als ein Fremder behauptete, die Spartaner würden im Auslande schlechter, ward ihm von einem Spartaner geantwortet: Ihr hingegen werdet besser, wenn ihr nach Sparta kommt!

Ein spartanisches Mädchen, das von den Seeräubern geraubt und als Sclavin verkauft werden sollte, wurde von einem reichen Manne gefragt: Wirst du auch brav sein, wenn ich dich kaufe? Es antwortete: Auch wenn du mich nicht kaufst.

Eine Jungfrau wurde gefragt, welche Künste sie verstehe. Sie erwiederte: Treu zu sein und ein Hauswesen gut zu besorgen.

Ging es ins Feld, so wurde in etwas von der strengen Zucht nachgelassen. Die Jünglinge durften sich schöne Waffen und Kleider verschaffen und ihr Haar, das sie seit dem Eintritt ins Jünglingsalter lang getragen hatten, mochten sie in solcher Zeit pflegen, wie es ihnen beliebte. Hatte doch Lykurg selbst gesagt, das Haar mache den Schönen schöner, den Häßlichen furchtbar, und war man es doch überhaupt wohl zufrieden, wenn die Jünglinge durch solche Vorbereitungen ihre Freude in Bezug auf den bevorstehenden Kampf an den Tag legten.

So trat bei den Spartanern der sonst unerhörte Fall ein, daß der Krieg als eine Erholungspause von den Kriegsübungen erschien.

War Angesichts der Feinde die Schlachtreihe aufgestellt und das übliche Opfer gebracht, so befahl der König Allen, sich zu bekränzen, und unter Flötenspiel und das von dem Könige angestimmte Kampflied bewegten sich die Reihen vorwärts — ein erhebender und zugleich schrecklicher Anblick! Weder Furcht, noch irgend welche ungewöhnliche Aufregung nahm man an den Kriegern wahr: der Ausdruck der Hoffnung und der Zuversicht, daß der Gott sie begleite, lag auf ihren Angesichtern. Dem Könige zur Seite schritt Einer, der in Olympia den Kranz errungen hatte.

War der Feind geschlagen, so erstreckte sich die Verfolgung nur so weit, als es nöthig war, den Sieg zu besiegeln. Denn Fliehende niederzumachen, galt ihnen für unedel, für unhellenisch. Dies war zugleich vortheilhaft. Oftmals geschah es, daß die Gegner die Flucht dem Widerstande vorzogen.

Die ersten Mitglieder des Rathes der Achtundzwanzig hatte Lykurg erwählt: für die Folge war festgesetzt, daß an die Stelle des durch den Tod ausscheidenden immer derjenige Bürger treten solle, welcher allgemein als der Tugendhafteste anerkannt werde, wobei Vorbedingung war, daß er das 60. Lebensjahr überschritten habe. Eine solche Wahl war dann jedesmal für die Spartaner der allerwichtigste Wettkampf: wurde doch nicht der Schnellste unter den Schnellen oder der Stärkste unter den Starken, sondern der Beste und Verständigste unter den Guten und Verständigen gewählt, und der Siegespreis der Tugend bestand in der lebenslänglichen Theilnahme an der Obergewalt im Staat. Zunächst wurden Wahlcandidaten in größerer Zahl gewählt. Diese gingen (nach dem Loos) einzeln und ohne ein Wort zu sprechen durch den Saal, in dem sich die Wählenden befanden und wurden durch Zuruf begrüßt. In einem verschlossenen Raume daneben befanden sich die Wahlprüfer, die genau darauf zu merken hatten, der wievielte Zuruf der stärkste war. Danach ergab es sich dann, wer der Gewählte sei. Er ward bekränzt und hielt, begleitet von einer Schaar von Jünglingen, die ihn priesen, seinen Rundgang zu den Tempeln der Götter.

Lykurg verordnete, daß dem Todten außer dem Purpurkleide und den Blättern des Olivenbaumes, worauf man ihn legte, nichts mitgegeben werde. Den Namen über das Grab zu setzen, war nur bei einem Manne, der in der Schlacht gefallen, und bei einer Priesterin gestattet. Elf Tage waren für die Trauer angesetzt, am zwölften Tage mußte sie mit einem Opfer aufhören.

Lykurg verbot, nach eigner Willkür in der Welt herumzureisen, weil er befürchtete, es möchte Einer und der Andre fremde und ungeregelte Lebensweise liebgewinnen und mit nach Sparta bringen und durch Uebertragung fremdländischer Staatseinrichtungen der Bau der spartanischen Verfassung gefährdet werden. Eben so wenig duldete er in Sparta den Aufenthalt Fremder ohne bestimmt ausgesprochenen nützlichen Zweck, aus Furcht, die Fremden könnten Lehrmeister des Schlechten werden.

Wenn man von der lykurgischen Verfassung behauptet hat, sie erziehe wohl zur Tapferkeit, vernachlässige aber die Gerechtigkeit, so hat man wohl hauptsächlich an die sogenannte „heimliche Jagd“, die Helotenjagd, gedacht, welche Aristoteles allerdings als eine Einrichtung Lykurgs bezeichnet, während Plutarch bei der sonst überall zu Tage tretenden Humanität und Gerechtigkeit des spartanischen Gesetzgebers nicht daran glauben mag, vielmehr die Entstehung dieser und anderer Grausamkeiten, die gegen die unterworfenen Heloten ausgeübt wurden, jener viel späteren Zeit zuschreibt, als diese mit den Messeniern sich gegen die spartanische Herrschaft erhoben und die Stadt in die ernstlichste Gefahr brachten.

Diese „heimliche Jagd“ bestand in Folgendem. Die klügsten und tüchtigsten Jünglinge mußten, einzig mit Dolchen und der nothwendigsten Nahrung ausgerüstet, von Zeit zu Zeit das Land durchstreifen. Sie zerstreuten sich dann und verbargen sich am Tage in Verstecken, wo sie ruhten: des Nachts aber kamen sie hervor und machten jeden Heloten nieder, den sie auf der Landstraße trafen.

Auch sonst war die Behandlung der Heloten eine sehr grausame: wurden doch einzelne oftmals zum unmäßigen Trinken gezwungen und dann in den Versammlungen vorgeführt, um den Jünglingen die Abscheulichkeit der Trunkenheit zu zeigen. Sie wurden angehalten, unedle und lächerliche Lieder zu singen, die Lieder der Freien waren ihnen zu singen verboten. Vielfach ward außerhalb Sparta's der Ausspruch gehört: In Sparta ist der Freie am freiesten, der Sclave aber auch am meisten Sclave.

Manso sagt darüber: Gewisse Grundsätze werden, auch wenn sie falsch sind, weil ihnen Jedermann anhängt, allmählig für wahr gehalten, und grausame Gewohnheiten hören, selbst in den Augen von Verständigen, auf, grausam zu sein, sobald sie Allgemeinheit erlangt haben. Dies ist es, was man jederzeit, bei den Griechen und den Völkern des Alterthums überhaupt, in Erwägung ziehen muß, sobald von der dienenden Klasse und deren Mißhandlung die Rede ist. Daß der Mensch blos als Sache betrachtet, und das Glück einer unverhältnißmäßig großen

Anzahl von Menschen dem Wohlstande einiger Wenigen aufgeopfert werden dürfe, ward von ihnen für unbezweifelt gewiß gehalten, daß sie es sonderbar gefunden hätten, wenn es Jemandem eingefallen wäre, sie von dem Gegentheile überzeugen zu wollen. Die politischen Maximen, die man in Hinsicht der Periöken und Heloten zu Sparta befolgte, waren dieselben, denen man, unter unbedeutenden Abänderungen, Jahrhunderte lang auch zu Korinth, Athen und Rom nachlebte.

Lykurg sah die von ihm ins Leben gerufenen Einrichtungen sich befestigen, ja er durfte endlich hoffen, daß der Staat sich auf sich selber werde stützen können. Was war natürlicher, als daß er die von ihm begründete Verfassung für ewige Zeiten fest und unverrückt wünschte? Um dies zu Stande zu bringen, berief er eine Volksversammlung, der er sagte: Es sei Alles im Lande wohl geordnet, bis auf Eines, worüber er unverzüglich das Orakel befragen wolle. Er verlangte nun das Versprechen, an den gegebenen Gesetzen bis zu seiner Rückkehr aus Delphi unverbrüchlich festzuhalten. Dies ward ihm eidlich gelobt.

Darauf begab er sich nach Delphi und befragte das Orakel, ob die Verfassung, die er gegeben, geeignet sei, Sparta zu Glück und Tugend zu leiten. Der Spruch lautete, Sparta werde, wenn es an der Verfassung festhalte, hohen Ruhm behaupten. Diesen Spruch meldete Lykurg in einem Schreiben seinen Mitbürgern. Dann brachte er dem Gotte ein Opfer, nahm Abschied von seinem Sohne und seinen Freunden und endete sein Leben freiwillig durch Hunger. Nachdem er das Herrlichste vollbracht, glaubte er dadurch seinem Werke die Krone aufzusetzen: sein Ende sollte seinen Mitbürgern die Güter die er ihnen durch die Verfassung geschaffen, für immer sichern, da sie ja geschworen hatten, die Gesetze zu halten, bis er zurückkehre. Eine Nachricht besagt, daß seine Asche auf seinen letztwilligen Wunsch ins Meer gestreut worden sei, damit die Spartaner nicht etwa dieselbe zurückholten und ihren Schwur damit gelöst meinten.

Weil Lykurg der Meinung war, daß wie dem Einzelnen, so dem Staate alles Glück aus der Tugend komme, strebte er darnach, Genügsamkeit, eine des freien Mannes würdige Gesinnung und Mäßigung als ewiges Erbe zu hinterlassen. So hat er das Ideal vieler alten Philosophen in Wirklichkeit eingesetzt. Und so erschienen dem Aristoteles der Tempel und die Opfer, welche dem Lykurg in Sparta geweiht waren, als viel zu geringe Ehre für einen solchen Mann.

Die Erziehung der jungen Spartaner.*

Das Erziehungswesen, das Lykurg in Sparta einführte, ist so bemerkenswerth, daß es angemessen erscheint, ihm einen besondern Abschnitt zu widmen.

Der spartanische Knabe, der — es pflegte wenigstens in der Regel so zu sein — über einem Schilde, an welches man einen Spieß anlehnte, geboren ward, und den man mit den Worten begrüßte: Entweder mit diesem oder auf diesem! wurde sofort nach der Geburt in Wein gebadet. Hierauf entschied der Rath der Aeltesten des Stammes in der öffentlichen Untersuchungshalle über das Leben des Kindes. Dem gesunden und starken Knaben ward sogleich das Bürgerrecht ertheilt, der ungesunde und schwache aber in einen Abgrund des Taygetus-Gebirges geworfen. Der Staat konnte nur gesunde Kinder brauchen; gesunde Kinder zu erziehen, lohnte sich allein der Mühe in Sparta.

Bis zum siebenten Jahre gehörte das Kind der Mutter, von der es kräftig und am Leibe und Geiste gesund erzogen ward.

Im siebenten Jahre wurden die vollbürtigen Söhne der Bürger von den Ephoren einem dazu besonders bestellten Erzieher und Führer, dem Pädonomus, übergeben, um sich fortan der öffentlichen Erziehung zu unterwerfen, deren Kosten vom Staate bestritten wurde.

Man wollte dadurch das Gefühl der Gleichheit in die Jugend des Staates

* Nach Karl Schmidt, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

pflanzen. In gemeinschaftlichen Erziehungshäusern, Schlafsälen, Turnsälen und Musiksälen wurde die spartanische Jugend — mindestens acht- bis neuntausend Köpfe — erzogen, und nur der Sohn der Könige, welcher einst zur Herrschaft gelangen sollte, war von dieser Erziehung ausgenommen, indeß sich die übrigen Königssöhne derselben ebenfalls zu unterziehen hatten; kein Spartaner aber durfte in einem fremden Staate erzogen werden.

In den Erziehungshäusern wurden die Knaben in kleine Abtheilungen, Ilä, getheilt, deren mehrere ein Bua, eine Schaar, bildeten. Die älteren und tüchtigeren Knaben wurden den jüngeren und schwächeren als Vorturner und Aufseher, als Führer der Ilä und Bua — Ilarchen und Buagoren — vorgesetzt. Die Aufseher allein waren dem Pädonomos verantwortlich. Der Pädonomos, Niemand verantwortlich, bestrafte die Knaben wegen eines Vergehens auf frischer That, beaufsichtigte die sittliche Aufführung und die körperlichen Uebungen und bestimmte, welche Reden und Fabeln die Kinder hören sollten.

Sogleich beim Eintritt ward den Knaben das Haar kurz geschoren. Ihr Lager bestand aus Heu und Stroh, ohne Decken; vom fünfzehnten Jahre ab aus Schilfrohr, das sie sich am Ufer des Euratos ohne Messer zu sammeln hatten. Im Sommer und im Winter gingen sie ohne Schuh und gleich leicht gekleidet — bis zum zwölften Jahre in Unterröcken, knappen Wollenröcken, im Jünglingsalter in einem Mantel, ohne Unterkleid, einem viereckigen nicht allzu großen Stück Tuch, welches auf die linke Schulter geworfen, über den Rücken hinweg unter dem rechten Arm durchgezogen und dann wieder über die linke Schulter zurückgeschlagen wurde.

Um sie für den Krieg an die Ertragung des Hungers zu gewöhnen, ward ihnen die Kost nur sparsam zugemessen und mager zubereitet; und um mit der Idee der Ueberlistung des Feindes und der dabei anzuwendenden Kunstgriffe vertraut zu werden, hatten sie die Erlaubniß, Lebensmittel zu stehlen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie sich nicht dabei ertappen ließen.

Wer einen Knaben bei solchem Haus- und Felddiebstahl ergriff, hatte die Pflicht, ihn zu züchtigen oder dem Pädonomos Anzeige zu machen, der die Strafe dann durch die Peitschenträger, Mastigophoren, welche ihn stets begleiteten, vollziehen ließ. Der Knabe aber war wesentlich dadurch beschimpft, daß er so wenig listig und vorsichtig gewesen war. Die Schande der Entdeckung war größer als die der Schläge, denn Schläge wurde als Mittel zur Abhärtung und Ertragung von Schmerzen angesehen.

Darum hatten die Knaben auch Geißelproben zu bestehen. Am jährlichen Feste der Artemis Orthia wurde die Jugend bis aufs Blut gepeitscht. Die Eltern standen dabei und ermahnten ihre Kinder zur Standhaftigkeit und Ausdauer, und diese ertrugen die Streiche oft ohne Schmerzenslaut, fröhlichen Sinnes; ja es soll vorgekommen sein, daß einzelne unter den Streichen der Mastigophoren todt aber lautlos niedersanken.

Angeleitet von den Ilarchen und Buagoren machten die Knaben unter Aufsicht der Bidiäer und des Pädonosmos den gymnastischen Cursus durch. Die gymnastischen Uebungen traten in Sparta als Hauptbildungsmittel entschieden in den Vordergrund. Die Dorier hatten sie seit unvordenklichen Zeiten gepflegt, und Lykurg, der Mitstifter der olympischen Spiele, hatte sie durch Gesetze geregelt. Sie sollten weder Athleten bilden, noch eine allseitige Ausbildung zur Gewandtheit und Schönheit geben. Der entscheidende Gesichtspunkt bei ihnen war die militärische Zweckmäßigkeit. Sie wurden in den zu Sparta zuerst errichteten Turnanstalten wahrscheinlich Morgens vor der Frühmahlzeit und Nachmittags vor der Abendmahlzeit und zwar nackt gehalten, bis man es nicht lange vor Platon schimpflich, ja lächerlich fand, nackte Männer zu sehen.

Die Uebungen bestanden vornehmlich im Laufen, Springen, Fechten, Reiten, Schwimmen, Werfen und Jagen. Bei den kleinen Knaben ward mit der Uebung im Laufen und Springen begonnen. Daneben wurde das Ballspiel und die Stärkung der Arme betrieben. In den oberen Klassen waren militärische Uebungen, Werfen des Discus und des Speeres die

Hauptübungen. Der Faustkampf und das Kämpfen um Leben und Tod fanden im gymnastischen Cursus keinen Platz, theils um das Leben des spartanischen Bürgers nicht in Gefahr zu bringen, das durch diese Uebungen jeden Augenblick bedroht war, theils um die schöne Form zu schonen, die dadurch plötzlich in eine häßliche umgewandelt werden konnte.

Neben den gymnastischen Uebungen gingen die Tanzübungen her. Die Hauptarten des Tanzes waren die kriegerischen. Wenn die Knaben nach dem Tacte der Kithara und der Blasinstrumente zu gehen gelernt hatten, folgte frühzeitig die Unterweisung in den Anfängen des Kriegstanzes (Pyrrhiche), welcher alle vorsichtigen Wendungen zum Vermeiden von Stößen und Stichen, so wie alle auf den Angriff des Feindes berechneten Bewegungen, den Sprung zur Seite, das Zurückweichen, das Niederbücken zur Erde und Emporspringen darstellte. Auch in der Rüstung und in Schaaren wurde die Pyrrhiche getanzt, wo dann die Bewegungen des Angriffs und der Vertheidigung nach dem Rhythmus der Musik in ganzen Massen geübt wurden. Neben diesen kriegerischen Tänzen fehlten aber auch die Chorreigen nicht, welche dem Cultus dienten, mythische Begebenheiten andeuteten und darstellten und religiöse Empfindungen ausdrückten. Der karyatische Tanz ward jährlich von den Jungfrauen zur Ehre der Diana aufgeführt und die Bibasis von Knaben und Mädchen zugleich getanzt, indem sie in die Höhe sprangen und sich hinten mit den Füßen schlugen.

Die geistige Erziehung war wesentlich durch die musikalische Bildung vertreten. Die Musik wurde geübt, um durch sie das Gemüth zur Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu entflammen und vor allen Ausschweifungen zu bewahren, auch diente sie zur Verherrlichung der Götter. Die Knaben und Jünglinge lernten die Kithera gebrauchen, im Chore und einzeln singen. Die Gesänge sollten den sittlichen Kern des spartanischen Lebens, Mannhaftigkeit und Disciplin, adeligen Stolz, Verschmähung feiger und knechtischer Art, den Ernst der Zucht, den Ehrgeiz der Anstrengung in die Herzen einpflanzen. Auch die lykurgischen Gesetze wurden abgesungen. Immer aber sollte die Musik ernst, gemessen, kraftvoll bleiben. Als ein Musiker mit einer neunsaitigen Kithara nach Sparta kam, schnitt ihm der Ekprepes zwei Saiten ab. Einem Andern wurde seine elfsaitige Kithara weggenommen und in der Tonhalle am Markte aufgehängt. Wie bei der dorischen Tonweise, so blieb man fest bei der siebensaitigen Kithara.

Lesen und Schreiben gehörten nicht zum System der spartanischen Erziehung, wenn es auch Niemand verwehrt war, sich Fertigkeit in ihnen anzueignen. Doch fehlte auch in Sparta der Sprachlehrer für die Knaben nicht: das Lesebuch waren wahrscheinlich die homerischen Gesänge. Andere Unterrichtszweige jedoch — mit Ausnahme des Kopfrechnens für den praktischen Gebrauch — wurden nicht zugelassen. Die Redekunst war aus Sparta verbannt; ein Mann ward vertrieben, weil er behauptete, er könne über einen beliebigen Gegenstand einen ganzen Tag hindurch sprechen. Tragödien und Komödien waren verboten. Alles rein wissenschaftliche und gelehrte Treiben stand in geringem Ansehen. Praktische Verstandesbildung, die Kunst des scharfen und bündigen Gedankenausdrucks, den Kern jeder Sache schnell ins Auge zu fassen, unbereitet und rasch dem Ziele zuzugehen und mit List und Verschlagenheit zu erlangen, wonach man strebt: darauf war die Erziehung der Spartaner berechnet.

Mit dem achtzehnten Lebensjahre traten die Jünglinge aus den Erziehungshäusern der Knaben. Sie hießen von hier ab bis zum zwanzigsten Jahre Melleineres, werdende Jünglinge, konnten nun den Bart wachsen lassen und wurden vorzugsweise in den Waffen geübt und mit der Einübung des kleinen Kriegs beschäftigt. Vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahre war ihr Name Eirenes, Jünglinge: sie wohnten in besondern Häusern und waren gezwungen, unter Aufsicht der Bidiäer (— fünf dem Pädonomos zugeordnete Unteraufseher, für jeden Stadtbezirk je einen —) den vorgeschriebenen Leibesübungen obzuliegen, zu denen das Ballspiel gehörte. Die ausgezeichnetsten Jünglinge wurden unter die Schaar der 300 Ritter aufgenommen, die im Frieden den

Ephoren zur Verfügung standen, im Kriege die Könige ins Feld begleiteten.

Was die Jugend geübt, ward an besonderen Festen öffentlich vorgeführt. Auf den Platanistas, einer von zwei Bächen umflossenen, von Platanen beschatteten Insel, hielten die Melleineren jährlich eine Schlacht ab. Bei dem Feste des Apollo hatte die gesammte Jugend ihre Künste zu zeigen. Auf einem besondern Platze am Markte tanzte die Jugend alljährlich die Festreigen zu Ehren des Apollo; hier ertönten die Choräle des Thaletas und des Alkmann; hier wurden vor den Augen der Könige und der Aeltesten gymnastische Spiele aufgeführt. An solchen festlichen Tagen sang der Chor der Greise: Wir waren einstmals krafterfüllte Männer! und der Chor der Männer antwortete: Wir aber sind es, hast du Lust, versuch' es! worauf dann der Chor der Knaben erwiederte: Wir werden einst noch viel gewaltiger sein! —

Die Erziehung in Sparta war eine öffentliche. Jeder Mann war Lehrer der Knaben; jeder Jüngling hatte in jedem Manne und jedem Greise seinen Lehrer zu achten. Jeder Mann und jeder Greis war berechtigt und verpflichtet, den fehlenden Knaben und Jüngling, wo er ihn traf, auf der Straße und auf den Uebungsplätzen nicht allein mit Worten, sondern auch mit dem Stocke zu züchtigen. Der Knabe oder Jüngling, der sich den Verweisen eines Alten widersetzte, ward mit Schimpf und doppelter Strafe belegt. Ueberhaupt genoß das Alter in Sparta eine in der Geschichte einzig dastehende Achtung. Der Junge stand zu den Alten in den sittlichen Verhältniß des Gehorsams, der Nacheiferung und Verehrung. Jüngere mußten vor den Alten in den Straßen ausweichen und vor denselben aufstehen. Nur in Sparta ist es angenehm, alt zu werden! rief deshalb einmal ein Fremder bewundernd aus. — Die andern Griechen wissen das Schickliche, die Spartaner allein thun es! — sprach ein Greis, der zu Olympia und zu Athen von Vielen verspottet ward, und vor dem die Spartaner sich ehrfurchtsvoll erhoben.

Ein eisernes Scepter herrschte über die spartanische Jugend vom siebenten bis zum dreißigsten Lebensjahre. Prügelstrafe war eine allgemeine Strafe, und jeder Knabe wie jeder Jüngling hatte den Stock jedes Spartaners, die amtliche Züchtigung der Bidiäer und des Pädonomos, der mit seinen Peitschenträgern durch die Straßen und die Ringbahnen der Jugend zog, zu fürchten. Die Ephoren hielten daneben an jedem zehnten Tage Umzug zur Besichtigung der Jugend, ob die Kleidung, die Schlafsäle und Lagerstätten den Vorschriften entsprächen, ob das Aussehen und das Wachsthum der Knaben der gehörigen Entwicklung angemessen sei, und um dann Denjenigen zu geißeln, der etwa breiter und dicker geworden war, als er nach dem umgelegten Maße sein sollte. Auf jedes Vergehen, auf jede Versäumniß der Knaben standen Stockschläge und Geißelhiebe, denn die Spartaner glaubten, daß die strengste Zucht die besten Männer erzeuge.

Die Erziehung der spartanischen Frauen war gleich der der Männer eine öffentliche. Um die Jungfrauen möglichst fähig und tauglich zum Gebären trefflicher Kinder zu machen, was man für den wichtigsten Beruf freigeborner Frauen hielt, war auch den Mädchen ein gymnastischer Cursus von Staatswegen vorgeschrieben. Auf besonderen Uebungsplätzen übten sie sich, in verschiedene Klassen nach dem Lebensalter eingetheilt, im Hüpfen und Anfersen, im Laufen, Ringen, Springen, im Wurf mit dem Discus und mit dem Spieß. Wie die Knaben trugen auch sie das wollene Hemd, jedoch war es etwas länger. Daneben wurden sie in mancherlei Tonweisen geübt. Bei einzelnen Festen tanzten die Jünglinge und Jungfrauen ihre Chorreigen, sangen sie ihre Choräle nebeneinander. Mit offenem Angesicht und zum Theil unbekleidet erschienen die Jungfrauen nicht blos auf dem Turnplatze, sondern auch und zwar oft von Jünglingen begleitet, auf dem Markte, und sie wuchsen auf diese Weise, unter starken Muskelübungen, in der Sonne und in freier Luft so derb und kräftig empor, daß eine Athenerin von einer Spartanerin bei Aristophanes ausrufen mußte: Wie schön bist du, wie blühend deine Haut, wie schwellend dein Fleisch, welche Brüste; du könntest einen Stier erwürgen!

Sparta erzeugte aber auch Helden-

weiber, die den Göttern in den Tempeln Dank sagten, wenn ihre Männer und Söhne im Kampfe für das Vaterland ruhmvoll gefallen waren, — von denen eine Mutter ihren Sohn mit eigener Hand tödtete, weil er als Feiger aus der Schlacht zurückkehrte, und eine andre, Gorgo, das Weib des Leonidas, ihrem Sohne das Schild mit den Worten übergab: Entweder mit diesem oder auf diesem! — Wenn die Wurzel gut ist, wächst auch das Erzeugte besser, sagt Plutarch, und fragt dann: Warum soll man bei Menschen nicht eben so gut auf eine edle Rasse sehen, als bei Hunden und Pferden? —

Nichts wohl sicherte den Bestand Spartas so sehr, als diese Art der Jugenderziehung. Fünf Jahrhunderte lang, sagt Henneberger, blieb Sparta den Gesetzen Lykurgs treu und erhielt sich durch dieselben als die erste Stadt Griechenlands. Keiner der vierzehn Könige bis auf Agis II. änderte an Lykurgs Gesetzgebung etwas Wesentliches. Sparta glich bis dahin dem Herakles, wie ihn die Dichter darstellen, die Löwenhaut über den Schultern, die Keule in der Hand den Erdkreis durchwandernd und die frevelnden Tyrannen strafend. Denn in seinem schlichten Mantel beherrschte Sparta durch seinen Stab das willig gehorchende Griechenland, stürzte die ungerechte Herrschaft der Tyrannen, entschied Kriege durch sein Wort und legte Aufstände bei, oft ohne einen Schild zu bewegen, durch einen einfachen Botschafter, dem man sich sofort fügte.

Aristodemus und Aristomenes.*

(743—686 v. Chr.)

Aristodemus.

Längst hatte zwischen den Spartanern und ihren westlichen Nachbaren, den Messenern, eine Eifersucht gewaltet. Beide machten sich bei den öffentlichen Zusammenkünften den Vortritt streitig, und lange schon schaueten die Spartaner mit neidischen Blicken nach den fruchtbaren Gefilden Messeniens, nichts mehr wünschend, als daß auch diese durch Helotenhände für sie möchten bearbeitet werden.

Einst raubten einige messenische Jünglinge spartanische Jungfrauen. Zwar sprachen manche mildernde Umstände für sie, und der messenische König — denn noch hatte Messenien Könige — machte den billigen Vorschlag, die Streitigkeiten durch die Amphiktionen oder auch durch den Areopag in Athen schlichten zu lassen; aber den Spartanern kam die Gelegenheit, Jene unter dem Scheine des Rechts zu bekriegen, zu erwünscht, als daß sie sich dieselbe hätten sollen entgehen lassen. Sie bereiteten einen großen Heereszug, überschritten ohne Kriegserklärung die Grenzen und nahmen die Grenzstadt Amphia.

Die Messenier zogen sich in die feste Bergstadt Ithome zurück, ließen das delphische Orakel befragen und empfingen den Spruch:

Aus dem Geschlecht der Aegyptos fordert das Loos eine Jungfrau,
Gieb sie des Unterreichs Göttern, und retten magst du Ithome!

Der regierende König hatte nun keine Kinder, wohl aber einer seiner, ebenfalls aus dem Geschlechte des Aegyptos stammenden Verwandten, Aristodemus mit Namen. Dieser brachte dem Vaterlande das schwere Opfer und tödtete mit eigner Hand seine Tochter. Dafür erklärte ihn der König zu seinem Nachfolger. Indessen wurde der Krieg gegen die Spartaner zwanzig Jahre lang mit wechselndem Erfolge geführt. Aristodemus suchte offene Feldschlachten gegen die überlegenen Spartaner zu vermeiden, und so bestanden die Feindseligkeiten fast allein in Neckereien und Beraubungen. Jährlich zur Zeit der Ernte fiel das spartanische Heer raubend und verheerend in das unglückliche Land und schonte Häuser und Bäume nur des-

* Nach F. W. Geß, Das alte und das neue Griechenland.

wegen, weil es sie schon als sein Eigenthum betrachtete. Endlich glaubte Aristodemus seine Messenier so weit geübt zu haben, daß sie den Spartanern gewachsen wären, und lieferte ihnen eine Schlacht, die auch siegreich für ihn ausfiel und ebenso sehr sein Feldherrntalent als die Tapferkeit seiner Krieger bekundete.

Aber eben im Unglück bewiesen sich die Spartaner, wie später die Römer, am größten. Statt den Muth zu verlieren und nachzugeben, verdoppelten sie vielmehr ihre Anstrengungen; Beschämung und Rachsucht spornten sie zu wilder Tapferkeit an. Die wichtigste Feste des Landes, Ithome, fiel nach enger Einschließung, von Hunger bezwungen, in ihre Gewalt. Zeichen und Orakelsprüche verkündeten den Messeniern einen ungünstigen Ausgang des Krieges, und Aristodemus, von einem Traume erschreckt, tödtete sich auf dem Hügel, der die Asche seiner Tochter barg.

Den Messeniern blieb nichts übrig, als einen Frieden anzunehmen, wie ihn die Gewalt des Siegers vorschrieb. Sie mußten ihre Waffen abgeben, jährlich den halben Ertrag ihrer Ernten nach Sparta abliefern, Sparta den Eid der Treue schwören und bei Leichenbegängnissen der spartanischen Könige und Ephoren in Trauerkleidern in Sparta erscheinen.

Aristomenes.

Vierzig Jahre lang duldeten die Messenier einen Vertrag, welchen nur ihre gänzliche Erschöpfung hatte bewilligen können. Indessen erholten sie sich allmälig wieder, und mit dem Gefühl wiederkehrender Kräfte regte sich auch der Wunsch, das schändliche Joch von sich abzuschütteln. Die allgemeine Erbitterung, in langer Knechtschaft gesammelt, suchte sich Luft zu machen, und Rache zu nehmen an den Unbilligen, welche ihren Vortheil zu sehr zur Unterdrückung eines Stammesverwandten gemißbraucht hatten.

Das längst verbreitete Unternehmen kam zum Ausbruch, als sich ein Mann an die Spitze stellte, dessen Edelmuth und Heldensinn ihn unter die Ersten der Griechen versetzt. Aristomenes war dieser Mann. Die Ablehnung der ihm angetragenen Königswürde spricht für seine uneigennützige Vaterlandsliebe, die Schonung einer Zahl gefangener spartanischer Jungfrauen für seine Milde gegen Feinde, zu einer Zeit, wo eine derartige Handlungsweise unerhört war. In einzelnen Schlachten tödtete er zwanzig und mehr Feinde mit eigner Hand, dreimal feierte er die Hekatomphonia, d. h. ein Opfer, welches zu bringen nur demjenigen gestattet war, welcher in einer Schlacht nicht weniger als hundert Feinde getödtet hatte. Sein kühner Muth führte ihn einmal Nachts allein in die unbefestigte Feindesstadt; er hing in dem Tempel der Athene seinen Schild an einer Säule auf, als ein Denkmal seiner Thaten und um sich die Gunst dieser Göttin zu erwerben.

Ihm an Kühnheit und Todesverachtung gleichend waren zwei seiner vertrautesten Freunde, Panormus und Gonippus. Als die Spartaner das Fest des Kastor und Pollux feierten, kamen sie in weißen Kleidern, von Purpurmänteln umwallt, auf schnaubenden Rossen dahergesprengt. Die Spartaner, staunend ob des Anblicks, meinten in den Reitern ihre himmlischen Beschützer zu sehen und naheten sich ihnen in demüthiger Geberde. Da legten die Kühnen die Speere ein, tödteten eine Zahl der Feinde und sprengten darauf unverletzt hinweg.

Des Aristomenes erste große That war die Hauptschlacht bei Kaprusema. Er führte die Messenier, König Anaxander die Spartaner. In langen Reihen rückten die Heere gegen einander vor. Der Kampf begann. Dem Aristomenes, welcher Wunder der Tapferkeit verrichtete, gelang es, den ihm entgegenstehenden Heerhaufen aus dem Felde zu schlagen. Schnell besonnen, sandte er ihm einen Theil der Feinde zur Verfolgung in den Rücken und fiel mit den Uebrigen dem zweiten feindlichen Heerhaufen in die Seite, und nachdem auch dieser sich zur Flucht gewandt hatte, dem Dritten und der Reihe nach weiter. So tapfer hielten sich aber auch die Spartaner, daß Aristomenes jeden einzelnen Heerhaufen angreifen mußte, ehe ihm der Sieg wurde.

Die gedemüthigten Spartaner griffen zu dem unwürdigsten Mittel, der Verrätherei. Sie bestachen den arkadischen König Aristokrates, und dieser versprach, in der nächsten Schlacht unvermuthet die Messenier, die an ihm und an seinen Arkadiern die treuesten Bundesgenossen zu haben vermeinten, zu verlassen.

Wie erschraken die Messenier, als Jene die Flucht ergriffen! Keine Vorstellung, kein Drohwort vermochte sie zurückzuhalten, sie durchbrachen sogar die Reihen der Messenier, um diese zu verwirren. Mit Löwenmuth vertheidigte sich zwar Aristomenes, aber es blieb ihm endlich nichts übrig, als der Uebermacht zu weichen. Kampf und Rückzug forderten schwere Opfer.

Auf den Aristomenes Rath zogen sich die Messenier in die Bergfeste Ira zurück, wo sie sich noch elf Jahre gegen die Spartaner hielten, und von wo aus sie oft raubend und mordend in das Gebiet des verhaßten Feindes einfielen. Da kam es wieder zu einer Schlacht, in der Aristomenes durch einen Steinwurf betäubt und darauf mit fünfzig seiner Landsleute gefangen genommen wurde.

Welcher Jubel in Sparta, den gefürchteten Helden unter den Gefangenen zu sehen! In keiner Brust regte sich Erbarmen; der Wehrlose ward mit seinen Unglücksgefährten in eine Kluft des Taygetosgebirges gestürzt, aus der noch Niemand lebend zurückgekehrt war.

Aristomenes erwachte nach kurzdauernder Betäubung; er war auf einen Haufen von Leichnamen gefallen und unverletzt geblieben. Aber sein Loos schien das schrecklichste; blieb ihm doch nur die Aussicht auf einen qualvollen Tod durch Hunger mitten unter verwesenden Leichnamen! Doch er sollte hier nicht sterben. Ein Fuchs schlich, Nahrung suchend, daher. Mit schneller Besinnung schließend, daß es doch einen Ausgang aus dieser Höhle geben müsse, faßte er den Fuchs, ohne auf seine Bisse zu achten, beim Schwanz, folgte ihm in der Dunkelheit und erblickte endlich eine Oeffnung. Da ließ er das Thier los, das sogleich durch die Oeffnung entsprang. Dieselbe war aber zu enge für einen Menschen. Aristomenes bediente sich eines Todtengebeins, um sie zu erweitern, und sah sich endlich gerettet.

In der Bergfeste Ira bei seinen Kriegsgenossen angekommen, sagte er, er sei es den Spartanern schuldig, ihnen die Kunde von seinem Entkommen selbst zu überbringen. Unerwartet griff er ihr Lager an, das nach seiner Gefangennahme nur nachlässig bewacht wurde, und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. An seinem zornglühenden Gesicht und an seinen Streichen erkannten sie ihn, wie wohl es ihnen unbegreiflich blieb, wie er sich habe retten können.

Nach einer Zeit gelang es den Spartanern noch einmal, ihn gefangen zu nehmen. Sie banden ihn mit Stricken und schleppten ihn in ein Haus, wo sie, ihres guten Fanges sich erfreuend, sich gütlich thaten. Als Aristomenes sie trunken sah, nahete er sich dem Wachtfeuer und verbrannte an demselben, nicht ohne eigne Verletzung, die Stricke, mit welchen er gebunden war, tödtete mit ihren eigenen Waffen die Schützen und entfloh zu den Seinen.

Nach elfjähriger Vertheidigung fiel endlich Ira. Den Spartanern ward in einer stockfinstern Nacht, in der es zugleich stürmte und regnete, verrathen, daß die messenischen Wachen sich von den Wällen entfernt hatten, und sie erstiegen dieselben. Des Morgens begann der Kampf, der sich allmälig durch die ganze Stadt ausdehnte. Jedes Haus wurde als eine kleine Festung vertheidigt. Die Weiber und Kinder warfen Steine auf die verhaßten Feinde, die Männer wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Erst am zweiten Tage neigte sich der Sieg auf die Seite der Spartaner; denn ihr König gebrauchte die List, daß er bei der größeren Zahl der Seinigen immer einen Theil ausruhen ließ, und dann immer mit erneuter Kraft die Spartaner angriff. Am dritten Tage sammelten sich die Messenier in einem Haufen; Weiber und Kinder wurden in die Mitte genommen; ihre Straßen und Häuser überließen sie dem Feinde; Aristomenes schritt vor ihnen her mit einem Spieß; man sah, daß sie die Vertheidigung aufgaben und sich durchschlagen wollten. Da öffneten die Spartaner ehrfurchtsvoll ihre Reihen und ließen

den Zug der Unglücklichen unangefochten hindurch.

Aristomenes führte sie zuerst nach Arkadien, wo sie das Volk mitleidig aufnahm, und ungebeugt durch das Unglück, entwarf er sogar den Plan, mit den Wenigen, die ihm geblieben, Sparta zu überrumpeln, ehe noch die mit der Beute von Ira beschäftigten Spartaner zurückgekehrt wären. Vielleicht wäre der Anschlag gelungen, da Sparta ohne Mauern war; aber derselbe arkadische König Aristokrates, der schon die Messenier inmitten der Schlacht treulos verlassen hatte, gab den Spartanern Kunde von der sie bedrohenden Gefahr. Es war dies zugleich sein eigenes Verderben; denn, als die Arkadier diese Verrätherei erfuhren, steinigten sie ihn und warfen seinen Leichnam den Thieren vor.

Für die Messenier war nun nichts mehr zu hoffen. Sie zogen nach Sicilien und gründeten dort unter Gorgus, dem zweiten Sohne des Aristomenes, die später so berühmt gewordene Stadt Messina. Aristomenes erlag einer Krankheit in Sardes.

Die Spartaner schlugen Messenien zu ihrem Gebiete und behandelten die zurückgebliebenen Einwohner des Landes als Heloten.

In diesem zweiten messenischen Kriege ist auch Tyrtäus berühmt geworden. Die Spartaner, im Anfange desselben immer geschlagen, erhielten auf ihre Anfrage, was sie zu thun hätten, vom delphischen Orakel die Antwort: sie sollten sich von den Athenern einen Feldherrn geben lassen. Die Athener aber, nicht geneigt, ihren gefährlichsten Nebenbuhlern zum Siege zu verhelfen, sandten ihnen den Tyrtäus, einen Mann, der zwar durch die Belehrung der Jugend sich Ansehen erworben, aber vom Kriegswesen keine Kenntniß hatte und schon durch seinen lahmen Fuß gehindert wurde, mit ins Feld zu ziehen. Unwillig nahmen die Spartaner ihn auf, und nur die Ehrfurcht vor dem Orakel hielt sie ab, ihn wieder fortzuschicken. Auch änderte seine Ankunft nichts, sondern die Spartaner erlitten auch weiterhin eine Niederlage nach der andern. Bald aber trat das bisher verborgene Talent des Mannes zu Tage; er begeisterte durch seine Reden und Kriegsgesänge die Entmuthigten in dem Grade, daß sie unter dem Absingen seiner Kriegslieder die Messenier in die Flucht schlugen. Damit änderte sich die Stimmung gegen Tyrtäus in Sparta. An Stelle der Mißachtung trat hohe Verehrung, ja man bewilligte ihm, dem Fremden, den seltenen Vorzug, daß er zum Bürger Sparta's erklärt ward.

Athen.*

Wir haben nun unsere Blicke auf Athen, die Hauptstadt Attika's, zu richten.

Den Namen der Stadt leitet die Sage davon ab, daß Poseidon und Pallas Athene sich gestritten, wer von beiden der neugegründeten Stadt den Namen geben solle, und daß sie endlich übereingekommen, dies Recht dem zuzugestehen, der den Bewohnern der Stadt die nützlichste Gabe biete. Von Poseidon sei danach das Roß geschaffen worden, Athene aber habe dem Erdreich den Oelbaum entsprießen lassen und sei damit Siegerin geworden. So sei denn die Stadt ihr zu Ehren Athen genannt worden.

Dem Lande Attika's wird allgemein von den Alten ein felsiger, nur leicht und dünn mit Humus bedeckter Boden zugeschrieben, der, wenn auch nicht unfruchtbar, doch mehr Arbeit und Sorgfalt forderte, als in andern Gegenden Griechenlands; daher sich nach Thucydides feiner Bemerkung die kriegerischen Stämme der Vorzeit nicht so darum rissen und drängten, wie um die gesegneteren Ebenen von Argos, Theben und Thessalien und eben dadurch eine ruhigere, ungestörtere Entwicklung des bürgerlichen Lebens und des Kunstfleißes in Attika möglich gemacht wurde.

Doch fehlte es auch Attika im Alterthume nicht an Reizen der Natur, nicht an „grünen Waldhügeln," wie Sophokles in dem prachtvollen Gesange des kolonischen

* Nach Otfr. Müller, Geschichte der griechischen Literatur.

Chors sagt, „in denen die helltönende Nachtigall überall ihre sanften Klagen austönt, von dem weinähnelnden Epheu beschattet und dem heiligen fruchtstrotzenden Gewächs des Bacchus, das Sonnenglut und Winterstürme verschonen," nicht an dem „himmlischen Thaue, der die Blüthentraube der Narcisse und den goldglänzenden Crocos immer frisch erhält," und vor Allem wird die reine, von frischen Lüften gekühlte und geläuterte Luft als ein herrlicher Vorzug des attischen Klimas gepriesen und schon von Euripides als ein geistiger Aether geschildert, der allen Erzeugnissen des attischen Geistes die eigenthümliche Anmuth verleihe, die sie wie ein zarter Duft umgiebt

„Ihr Nachkommen des Erechtheus," redet der Dichter seine Athener an, „glücklich von der Vorzeit her, geliebte Kinder der seligen Götter, ihr pflückt aus einem heiligen, uneroberten Lande die ruhmvolle Weisheit wie eine Frucht eures Bodens und schreitet beständig mit anmuthigem Behagen durch den strahlenden Aether eures Himmels daher, in welchem die neun heiligen Musen Pieriens einst die blondgelockte Harmonia als ihr gemeinschaftliches Kind gepflegt haben sollen. Auch sagt man, daß die Göttin Cypris Wellen aus dem schönströmenden Kephissos geschöpft und sie in Gestalt milder, sanftfächelnder Lüfte über das Land hingehaucht habe, und immerfort sendete die reizende Göttin, indem sie sich die Locken mit duftenden Rosengeflechten bekränzt, die Liebesgötter aus, um sich zur ehrwürdigen Weisheit zu gesellen und jeglicher Tugend Werk zu unterstützen."

Solon.*

(600 v. Chr.)

Trotz der spartanischen Tapferkeit, trotz spartanischer Thaten und erhabener Charakterzüge wäre Sparta in Vergessenheit gesunken, ohne diejenigen Griechen und Griechenstädte, welche der Wissenschaft und der Kunst, welche der Entwicklung der geistigen und materiellen Interessen sich hingaben, vor Allem ohne Athen.

Das Schöne war der Mittelpunkt des griechischen Geistes, und die Pflanz- und Werkstätte des Schönen, der Mittelpunkt für Kunst und Bildung, war Athen.

In politischer wie in sittlicher Hinsicht unterschied sich Athen sehr von Sparta. Die Gesetze des Solon waren die geeignete Verfassung, unter der allein dieses Athen werden konnte, das wir lieben und bewundern. Reicher und schöner war die Form des Freistaats nirgends in der alten Welt, nirgends bis jetzt in der ganzen Welt, als in Athen.

War die spartanische Verfassung den Lakoniern gegenüber aristokratisch, so war die athenische Verfassung, so lange Athen gesund blühete, gemäßigt demokratisch, eben so fern von dem Beengenden der Herrschaft Weniger, als von der Herrschaft der Masse.

Vierhundert Jahre lang hatten bevorrechtete Geschlechter in Athen geherrscht, die „Wohlgebornen" (Eupatriden). Die Herrschaft des Adels bestand nach dem Gewohnheitsrecht, das nicht aufgezeichnet war.

Nun geschah es, daß diesen adligen Grundbesitzern gegenüber sechshundert Bürger aus der Zahl der Ackerbauer, der Handwerker und der See- und Handelsleute die schriftliche Aufzeichnung des Rechts verlangten.

Einer der Herrschenden, der Archont Drakon, übernahm diese Aufzeichnung (im Jahre 624 v. Chr.). Diese geschriebenen Gesetze vervollkommneten die Herrschaft des Adels, sie gaben die Auslegung des göttlichen und menschlichen Rechts ganz in dessen Hand, alle Priesterstellen und Staatsämter wurden dadurch ausschließliches Besitzthum der „Wohlgebornen;" auch nicht ein Hoheitsrecht gab Drakon auf. Seine ganze Gesetzgebung war nur ein Versuch, die Herrschaft der Adelsinteressen in die Form des geschriebenen Rechts zu bringen und das Volk durch harte Strafen zu schrecken: auf Gemüsediebstahl wie auf Mord setzte er die Todesstrafe. Sein Gesetzbuch, das nur pein-

* Nach W. Zimmermann, Weltgeschichte. Der Eingang: Nach G. Pfizer, Geschichte der Griechen.

liches Recht, kein Staatsrecht enthielt, nur härteste Strafen für die geringsten Vergehen, nichts von Volksrechten, war von der Herrschsucht dictirt und auf den Schrecken berechnet.

Drakon hatte keine Ahnung von der Bestimmung der Gesetze, das Böse zu verhindern, seine Quellen zu verstopfen und die Menschen zu bessern. Seine Gesetze, sagte man, seien mit Blut geschrieben. Es wurde durch dieselben nicht nur die sittliche Schätzung verkehrt, sondern es blieben auch viele Vergehen gänzlich ungeahndet, da zu Viele ein ihnen widerfahrenes Unrecht nicht zur Anzeige brachten, weil sie die darauf gesetzte Strafe für unverhältnißmäßig hoch erachteten. Drakon erklärte auf die Frage, warum er selbst auf kleinere Vergehen so schwere Strafe gesetzt, er halte es so für gerecht, und für schwerere Vergehen würde er auch schwerere Strafen eingeführt haben, wenn es solche gäbe. Ueberdies waren die Zustände des Volkes derartig, daß die meisten Gesetze nur auf den geringen Mann treffen mußten; den verarmten Schuldnern wurde nicht nur ihr Eigenthum genommen, sondern sie wurden Sklaven des Gläubigers.

Die Frucht einer vierhundertjährigen Adelsherrschaft unter dem Namen eines Freistaates war in Athen — Elend der Mehrheit und Mangel bei der herrschenden Minderheit an allem dem, was später Athen unsterblich gemacht hat. Diese vierhundert Jahre sind leer an Thaten des Geistes, wie des Staates.

So konnte das Aufschreiben der Gesetze, weil sie den Druck des Volkes vermehrten, ohne in seiner Lage etwas zu bessern, nur die Unzufriedenheit des Volkes steigern. Es kam zu Volksbewegungen. Drakon entfloh nach Aegina.

Kylon, aus edlem Geschlecht und Eidam des Fürsten von Megara, stellte sich an die Spitze des Volkes und gegen seine Standesgenossen, 612 v. Chr., und bemächtigte sich der Burg von Athen. Der Gewalthaber Megakles aber belagerte ihn und seinen Anhang in der Burg. Kylon entkam. Seinen Anhängern sicherte nun der Gewalthaber Freiheit und Leben zu; als sie sich aber ergaben, ließ er sie an den Altären der Götter ermorden.

So war Blutschuld auf der Stadt und über dem ganzen Volke, und alsbald kam allerhand Ungemach über das attische Land, darunter eine furchtbare Seuche und der Verlust der Insel Salamis.

Zurückgekehrt von weiten Reisen war ein Mann in Athen, stammend aus dem Königsgeschlechte des Kodros. Das war Solon, der sich den Namen eines der sieben Weisen Griechenlands erworben hatte.

Sein Vermögen, das durch Unterstützungen der Armen herabgebracht war, hatte er durch seine Handelsreisen, durch die er irdisches Gut und Weisheit zugleich gewann, glänzender und reicher hergestellt, als es zuvor gewesen war. Er war auf seinen Reisen mit den bedeutendsten Männern Griechenlands bekannt geworden, auch stand er mit dem delphischen Orakel in naher Verbindung.

Dieser Mann, der die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen und mit der Kraft seines eigenthümlichen Geistes verarbeitet hatte, trat bei seiner Rückkehr wie ein Wesen höherer Art zwischen die Parteien hinein, die sein Vaterland zerrissen. Vom ältesten Adel und doch keiner der Unterdrücker; nicht von der Partei der Unterdrückten und doch ein Freund der Armen und des Volkes; voll Vaterlandsliebe und hellen Verstandes; dabei ein begeisterter Dichter und Politiker zugleich — war er der Mann, den alle Parteien hochachten mußten, und der sich schnell großen Einfluß errang durch die Energie, womit er eingriff. Er begeisterte mit Lebensgefahr die Athener zu neuem Krieg: und Salamis ward wieder gewonnen. Er war dabei der Feldherr der Athener; Salamis war genommen mit wenig Blut, durch Kriegslist.

Den Parteikampf zu beschwören und die Blutschuld zu sühnen, wurde auf seinen Antrag über diejenigen, die jenen Mord im Tempel verübt hatten, Gericht gehalten. Die noch lebten, traf Verbannung, die Gebeine der bereits Verstorbenen wurden ausgegraben und in fremder Erde verscharrt.

Da die drakonischen Gesetze aber immer noch galten, wuchs die Noth im Lande so sehr, daß verarmte Bürger ihre Kinder verkauften, um sich von ihren Gläubigern

zu lösen, und daß Andre aus dem Vaterlande flohen, theils um ihren Gläubigern zu entgehen, theils aus Verzweiflung an den heimischen Zuständen.

Da thaten sich die Verständigen zusammen, und Solon wurde beauftragt, für den Staat eine Verfassung auszuarbeiten. Von seinem Freunde und auch von einem großen Theile des Volkes wurde ihm gerathen, sich zum Alleinherrscher des Landes zu erklären: seine Regierung werde die beste Verfassung sein. Solon widerstand der schmeichelnden Stimme der Verführung — er entwarf die volksthümliche Verfassung des athenischen Freistaats.

Das Erste, was geschah, war die Einführung der Seisachtheia (Lastabschüttlung): eine Herabsetzung des Zinsfußes und eine Vereinigung des Schuldenwesens im Vergleichswege. Alles vorhandene gemünzte Geld wurde eingezogen, umgeschmolzen und neues daraus geprägt. Der Nennwerth der neuen Drachme war der gleiche, wie der der alten, aber nur an Gehalt war die neue leichter, so daß hundert neue Drachmen dreiundsiebenzig alten* gleich kamen, und, wenn mit dem neuen leichten Gelde gezahlt wurde, siebenundzwanzig Procent erspart wurden.

Mit diesen Maßregeln Solons waren anfangs ein Theil der Reichen und fast sämmtliche Armen nicht zufrieden. Erstere fanden ihren Verlust zu groß; sie übersahen, daß ihre meisten Schuldner zahlungsunfähig waren, und daß dieselben, zur Verzweiflung getrieben, mit einem Aufstande zahlen würden, der den Gläubigern leicht Leben und Gut kosten könnte. Diese überzeugte und beschämte Solon durch seinen Vorgang. Er erließ oder ermäßigte bedeutende Schuldforderungen, ja er ging darin so weit, daß man in Athen und Griechenland sagte, Solon habe sein ganzes Vermögen an das Volk verschenkt. Die Armen wiederum hatten eine ganz gleiche Vertheilung des Grund und Bodens erwartet, wie eine solche unter Lykurg in Sparta stattgefunden hatte, während Solon ihnen nur die den Familien vor Alters zugehörenden Grundstücke gab.

Aber vor so einem Manne und vor so einer Handlungsweise verstummte und fügte sich bald auch die Unzufriedenheit der Armen, zumal da sie sahen, wie die übrigen Theile seiner Gesetzgebung einem Jeden, ohne Unterschied der Geburt und der Lebenslage, den Weg zum Reichthum und Ehren des Staats öffnete.

Die Theilnahme an den politischen Rechten und Lasten ordnete Solon nach der Größe des beweglichen Vermögens. So war von da an statt der bisherigen Aristokratie der Geburt eine Aristokratie des Grundbesitzes, und statt der politischen und rechtlichen Unmündigkeit, zu welcher der Geburtsadel die Mehrzahl des attischen Volkes vertheilt hatte, wurde von Solon die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf alle Bürger ausgedehnt.

Er theilte alle Bürger in vier Vermögensklassen. Nur die erste Klasse, welche in der ersten Zeit freilich meist aus den „Wohlgebornen" bestand, als den größten Grundbesitzern, hatte den Zutritt zu den höchsten Staatsämtern. Besoldungen wurden für diese Aemter nicht gegeben; sie erforderten von dem, der ihre Ehre genoß, großen Kostenaufwand; es war ihre Annahme also an und für sich nur Wohlhabenden möglich. Für diesen Vorzug war die erste Klasse auch die Höchstbesteuerte. Sie allein zahlte die Steuern von dem ganzen Vermögen, während die zweite Vermögensklasse nur $^5/_6$, die dritte nur $^5/_9$ ihres Vermögens versteuerte, und die vierte steuerfrei war. Diese letzte Klasse war darum auch von allen Aemtern und Würden ausgeschlossen, aber auch im Kriege nicht zu regelmäßigem Dienst, sondern nur im Nothfall als Leichtbewaffnete oder zur See zu dienen verpflichtet. Dagegen waren die zweite und dritte Klasse zu allen öffentlichen Aemtern wählbar, nur nicht zu den höchsten, den Archonten- und Feldherrnstellen, aber für ihre Wählbarkeit auch verpflichtet, sich für den Krieg vollständig zu rüsten, die zweite wie die erste Klasse sogar mit Roß und Zeug. Die vierte Klasse bestand aus solchen, welche wenig Grundbesitz hatten und um Lohn arbeiteten.

Aber auch diese letzten Bürger, die das

* Eine alte Drachme betrug nach unserm Gelde 7½ Silbergroschen.

passive Wahlrecht, die Wählbarkeit für Aemter, nicht hatten, theilten sich ganz gleich mit den Höchstbesteuerten in das active Wahlrecht, in das Recht, Geschworne zu sein und in den Volksversammlungen, wie in den Gerichten ihre Stimmen mit gleichem Entscheid abzugeben und zu wählen.

In der Volksversammlung hatte jeder Bürger ohne Unterschied mit dem Alter von zwanzig Jahren das Recht, abzustimmen, ja selbst zu reden. Doch wurden die über fünfzig Jahre alten zuerst aufgerufen, zu reden, und gewöhnlich sprachen nur solche, welche Staatsmänner waren. So lange der Redner sprach, war er unverletzlich. Das deutete der Kranz an, den er während dem auf dem Haupte trug. Auch war er für Alles, was er sprach, unverantwortlich.

Regelmäßig war binnen sechsunddreißig Tagen in der ältern Zeit einmal, später viermal Volksversammlung. Bei außerordentlichen Fällen wurden außerordentliche Versammlungen abgehalten. An dem mit Sitzstufen versehenen Hügel der Pnyx kamen die Tausende gleich berechtigter Bürger in der großen Hauptstadt zusammen, später in dem Theater des Dionysos. Die Volksversammlung wurde stets mit Gottesdienst eröffnet, d. h. mit Opfer, Gesang und Gebet. Dann wurde ein Fluch über den ausgesprochen, der gegen seine Ueberzeugung spräche. Geheime Abstimmung fand nur dann statt, wenn es sich um die Persönlichkeit eines Einzelnen handelte; wenigstens sechstausend Stimmen mußten dafür sein, wenn sie eintreten sollte.

Die große Macht, welche die Volksversammlung von Anfang an übte, dehnte sich im Laufe der Zeit zu immer größerem Umfang und Einfluß aus. Aber schon Solon wies ihr die Wahl der Beamten und das Recht zu, als oberste Instanz alle Beamten zur Rechenschaft zu ziehen. Denn in Athen waren, sehr verschieden von Sparta, alle Staatsbeamten verantwortlich, und zwar der Volksversammlung verantwortlich; kein Amt war lebenslänglich.

Die Volksversammlung war der Sitz der höchsten Gewalt, sie gab die Gesetze. Jeder Bürger konnte Gesetzesvorschläge einbringen, jedoch hatte er sie zunächst dem Rathe vorzulegen, und erst wenn sie von diesem geprüft und gebilligt waren, durften sie der Volksversammlung vorgelegt werden. Und auch dann ging der Gesetzvorschlag zuerst nur an einen Ausschuß der Volksversammlung, an den Volksgerichtshof. Dieser wurde jährlich aus den Geschwornen des Jahres genommen. Jedes Mitglied dieses Ausschusses mußte über dreißig Jahre alt sein; die Zusammensetzung desselben geschah durchs Loos. Die Volksversammlung entschied ferner über Krieg, Frieden, Bündnisse, Steuern, öffentliche Anlagen, Belohnungen und Feste.

Der Volksversammlung zur Seite standen fünf öffentliche Anwälte, die im Namen des Volks anklagten, worauf die Volksversammlung über die Versetzung in Anklagestand abstimmte. Dann wurden die in Anklagestand Versetzten vor die ordentlichen Gerichte gewiesen. Selten, nur in außerordentlichen Fällen, übte die Volksversammlung selbst das Richteramt.

Schon dadurch lag ein Gegengewicht gegen die Gefahr allzurascher Volksbeschlüsse und Gesetzänderungen.

Zwei Hauptanker aber, das Staatsschiff vor Stürmen zu sichern, waren der Rath und der Areopag.

Der Rath war gleichfalls ein Ausschuß der Volksversammlung. Mitglieder, die über dreißig Jahre alt sein mußten, waren es vierhundert. Sie wurden jährlich aus den drei ersten Klassen gewählt, bald nachher aus allen Klassen, und um hundert vermehrt. So hieß er der Rath der Fünfhundert.

Dieser Rath war dem Volke verantwortlich. Er hatte die Vorberathung alles dessen, was der Volksversammlung vorzulegen war. Die Mitglieder wurden von dem Volke beeidigt. Täglich fanden Rathssitzungen statt, außer an den Festtagen.

Die Gewählten loosten sich in zehn Abtheilungen aus, von denen eine nach der andern etwas über einen Monat die Prytani hatten, d. h. den aktiven Dienst; daher hießen die Rathsglieder, die gerade im Dienst waren, Prytanen.

Für seine Arbeiten erhielt jedes Mitglied des Rathes, der eine Art regieren-

den Parlamentes war, in dem sonst kein Amt zahlenden Athen täglich eine Drachme aus öffentlichen Kassen, ein Taggeld, das, nach den damaligen Geldverhältnissen, im Vergleiche mit den Taggeldern der Volksvertreter unserer Zeit sehr hoch gegriffen war. So hoch hielten die Athener die Leistungen ihrer Vertreter, und der Gesetzgeber wollte dabei sie so stellen, daß sie während dieser ihrer Thätigkeit alle ihre Kräfte einzig nur den öffentlichen Geschäften zuwenden konnten, ohne aus Sorge für sich und ihr Haus an Privatgeschäfte denken zu müssen. Dazu hatten sie zusammen freien Tisch in einer nahe beim Rathhaus befindlichen Rotunde auf Staatskosten; doch genossen das nur die im aktiven Dienste, alle aber während ihres Amtsjahres Befreiung vom Kriegsdienste und einen Ehrenplatz im Theater. Nach Ablauf des Amtsjahres hatten sie dem Volke Rechenschaft abzulegen, besonders genaue in den Finanzen. Seine Zufriedenheit mit der Geschäftsführung bezeugte das Volk durch eine einfache Belohnung, einen grünen Blätterkranz. Wieder gewählt werden konnte ein Rathsglied nur nach Ablauf eines Zwischenjahrs.

Als zweiten Anker des Staatsschiffes nannten wir oben den Areopag.

Der Areopag war ein Gerichtshof, der schon von Alters her ein hohes religiöses Ansehen hatte. Er war gebildet aus den abgetretenen Archonten, also den höchsten Staatsbeamten. Ursprünglich war der Areopag das Blutgericht: Solon gab ihm seine politische Bedeutung, er machte ihn zum Wächter über Religion und Sitte, zur Staatspolizei, zum Hüter über die Verfassung und der Gesetze und zum Obertribunal für schwere Verbrechen. Dieser Gerichtshof war eine Versammlung von lauter unbefleckten Staatsmännern; denn nur solche konnten eintreten und waren es lebenslänglich. In die Staatsverwaltung hatte er nicht einzugreifen, außer in ganz ungewöhnlichen Fällen der Noth. Feierlich waren seine Sitzungen, wenn er über Angeklagte zu richten hatte. Sobald Einer angeklagt war, durfte er die öffentlichen Orte nicht mehr besuchen. Das Untersuchungsverfahren war ein dreimaliges, in drei aufeinander folgenden Monaten. Eine Untersuchungshaft kannte man in Athen nicht, diese ist Erfindung einer barbarischen Zeit. Flucht der Angeklagten fürchtete man nicht, am wenigsten zur Zeit der Größe des Vaterlandes; denn flüchtig sein zu müssen, erschien den Griechen herber als der Tod.

Sein Gericht hielt der Areopag unter freiem Himmel. Da wurde feierlich geopfert und die Gottheiten, die Hüter und Rächer des Eides, wurden angerufen. Dann wurde von Klägern und Zeugen ein furchtbarer Eid genommen für die Wahrheit ihrer Aussagen. Kläger und Angeklagte hatten jeder zu zwei Reden das Recht. Nach der Replik des Klägers stand es dem Angeklagten noch frei, sich selbst aus dem Vaterlande zu verbannen, und so sich dem Urtheile und der Strafe zu entziehen. Ihr Urtheil fällten die Richter nach moralischer Ueberzeugung. Aber auch nach gefälltem Spruche blieb eine Berufung an die Volksversammlung offen. Geschworene waren es jedes Jahr fünftausend und tausend Ersatzmänner. Aus diesen wurden für die einzelnen Prozesse die Richter durchs Loos gezogen. Der Richtereid der Geschworenen war gleichfalls ein furchtbarer Eid bei Zeus, dem Gott des Himmels, bei Poseidon, dem Gott des Meeres, und bei Demeter, der Erdmutter, gerecht zu richten und verfassungstreu.

Der Kriegsdienst war in Attika ein Recht und eine Ehre, nicht nur eine Pflicht, und auch die Athener kannten, wie die Spartaner, keinen höhern Ruhm, als im Kampfe für das Vaterland zu sterben. Athen lockte viele Tausende von Fremden an, die als Beisassen in der großen schönen Stadt sich niederließen. Aber die Beisassen wurden nur ein paar Mal, wie die Sklaven, in der äußersten Noth des Staates, zum Waffendienste zugelassen. Bis zum sechzigsten Jahre war jeder Bürger der drei ersten Klassen dazu verpflichtet; die vierte Vermögensklasse hatte nur nicht stets die Pflicht, wohl aber das Recht dazu, die Waffenehre: nur weil der Bürger im Kriege wie für seine Ausrüstung, so auch für seine Verpflegung aus eigenen Mitteln zu sorgen hatte, und sehr lange kein Sold in Athen gezahlt wurde, bestimmte das Gesetz, daß

die ärmere Klasse zuletzt aufgeboten werde; es war eine Erleichterung.

Befreiung vom Kriegsdienste hatte, außer den Rathsgliedern im aktiven Dienste, nur noch der Gebrechliche. Wer sich der Wehrpflicht entzog, verlor die bürgerlichen und politischen Rechte. Wer die Waffen wegwarf, wurde ehrlos. Die Gebrechlichen zahlten meist freiwillige Beiträge für die Waffenrüstungen Aermerer.

Solon erkannte, daß Athen nur durch freien Verkehr aufblühen könne. Diesen zu fördern, begründete er einerseits eine Seemacht, andrerseits gab er Grundlagen einer Erziehung, auf welche sich der Bürger und der Mensch frei und vielseitig entwickeln konnte.

Mit der solonischen Verfassung waren die Küstenbewohner, die von Schifffahrt, Handel und Gewerbe lebten, in eine höhere politische Stellung eingetreten. Das gab schon an und für sich dem Gewerbefleiß und dem Handelsverkehr Aufmunterung und Schwung. Solon erkannte klar, daß der Handel, vornehmlich zur See, diejenige Seite sei, an welche sich die werdende Größe seines Vaterlandes lehnen müsse. Nicht nur die zugänglichen Küsten Attikas mit trefflichen Häfen wiesen ihn auf eine vorzugsweise Bestimmung des Volkes zum Seeverkehr hin, sondern auch der Boden des Landes selbst, der felsig, wenig fruchtbar und dabei doch sehr bevölkert war. Solon führte darum stehende Beiträge der Bürger für Begründung einer Seemacht ein.

Sehen wir nun zu, was er für die Erziehung der Jugend gethan hat.

Die solonische Erziehung.*

Im Gegensatze zu Sparta wird in Athen die individuelle Selbstständigkeit des Einzelnen betont. In Athen tritt uns das Volk entgegen mit sittlichem Adel und mit Kunstsinn, mit Schärfe des Geistes und mit individueller Lebendigkeit. Und dieses Wesen auszubilden — dahin zielte die athenische Erziehung.

Nach den Grundzügen der Erziehung, die Solon aufstellte, entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Gesetzen und Gewohnheiten. Diese wollen wir in ihrer Gesammtheit betrachten.

Wer für einen freien Mann gelten wollte, mußte den gymnastischen Cursus bei den Pädotrieben (Turnlehrern) in der Palästra, den musischen im engern Sinne bei den Kitharisten (Musiklehrern) und den wissenschaftlichen bei den Grammatisten durchgemacht haben.

Der musische Cursus unterschied sich in einen eigentlich literärischen und einen eigentlich musikalischen.

Im literärischen Cursus bei den Grammatisten (— wo die Schüler auf stufenartig aufsteigenden Bänken saßen —) wurden zunächst die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens gelernt. Das Lesen begann mit Lernen und Zusammensetzen der gelernten Buchstaben und ging dann zum Buchstabiren über. Nachdem die Schüler lesen konnten, wurde das Schönlesen geübt, — nach Länge und Kürze der Silben, nach Accent, nach Hebung und Senkung der Stimme, nach melodischem Klang und Rythmus, mit ausdrucksvollem Vortrage. Zum gewöhnlichen Lesebuche diente Homer; dann auch Hesiod, Theognis, später Solon, sowie die äsopischen Fabeln, überhaupt Gedichte, in denen, wie Protagoras bei Platon sagt, viele Zurechtweisungen enthalten sind und Erläuterungen, auch Lob und Verherrlichung aller trefflichen Männer, damit die Knaben sie bewundernd nachahmen. Früh schon waren für den Unterricht Sammlungen des Ausgezeichnetsten der Dichtkunst (Chrestomathien und Anthologien) angelegt. Der Stamm dieser Dichtungen, besonders Homer, Hesiod und Theognis, dienten zugleich zum Einüben und zum freien Hersagen, wodurch einerseits das Gedächtniß entwickelt und die Fassungskraft gestärkt, andrerseits die erhabenen Bilder der Vorzeit, sowie die gesunden Aussprüche über Sittlichkeit und bürgerliche Klugheit in das Gemüth tief eingegraben werden sollten. Gramma-

* Nach W. Zimmermann, Weltgeschichte und K. Schmidt, Geschichte der Erziehung.

tische und sprachwissenschaftliche Belehrungen an das Lesen der Klassiker zu knüpfen, begann wahrscheinlich bedeutend später. — Zum Schreiben bediente man sich in früheren Zeiten mit Wachs überzogener Täfelchen und Griffel.

Im musikalischen Cursus lernte die atheniſche Jugend unter strenger Sittenzucht beim Kitharisten die Handhabung der musikalischen Instrumente, namentlich der Lyra und Kithara. Eine Zeit lang ward auch Unterricht im Flötenspiel ertheilt; allein Plutarch erzählt, daß sich Alcibiades geweigert habe, die Flöte zu spielen, theils wegen der dabei vorkommenden Verzerrungen des Gesichts, theils weil der Spielende dazu weder reden noch singen könne, — und daß er auch Anderen den bestimmtesten Widerwillen gegen das Instrument beigebracht habe, das deshalb zuletzt in völlige Verachtung gerathen sei. Zugleich wurden die Knaben über Versbau, Rhytmik und Methodik belehrt und damit das Gehör an das Gefühl des Maßes gewöhnt, überhaupt der Geist dahin veredelt, daß sie in Worten und Reden rhythmisch und harmonisch wurden. Dabei wurden eine Menge Lieder auswendig gelernt und ward die Fähigkeit erworben, volksthümliche Dramen aufzuführen und Tischlieder zu singen, die geistvoll und kräftig die schlichten Gefühle und Sätze der Sittlichkeit, der patriotischen Gesinnung und Lebensweisheit empfahlen. Die dorische Tonart war dabei die gebräuchliche, und man gab ihr den Vorzug, weil sie die würdevolle Ruhe am vollkommensten darstellte und mehr als irgend eine andre den Charakter des Muthes und der Mannhaftigkeit an sich trug. Zuerst sprach der Kitharist den Kindern einfache Lieder vor, welche sie behalten und hersagen mußten. Dann hatten sie die getragenen und choralartigen Weisen derselben zu lernen.

Eins der ersten Lieder, welche sie lernten, war: „Pallas, furchtbare Städtezerstörerin, die Kriegslärm erregende Göttin, hehre, den Feind abwehrende Tochter des Zeus, dich rufe ich, die Roſſebändigerin, die edelste Jungfrau!"

Die Knaben sollten nicht Virtuosen im Gesang und im Kitharaspiel werden; die musikalische Fertigkeit sollte nur so weit entwickelt werden, daß einst der Jüngling und Mann in den Chören mitsingen, Tischlieder u. s. w. vortragen könne: das war das Ziel beim Kitharisten.

Sobald der Körper des Knaben hinreichend stark genug war, ungefähr mit Beginn des achten Lebensjahres, begann die körperliche Ausbildung durch gymnastische Uebungen bei den Pädotriben, nachdem bereits im väterlichen Hause mit leichten Spielen Vorbereitungen hierzu gemacht waren. Der Pädotribe beschäftigte sich vorzugsweise mit der Unterweisung des Knaben in den einzelnen Uebungsarten; der Sophronist hatte die ethische Aufsicht; die Aleipten ordneten und überwachten das diätische Verhalten und salbten oder beaufsichtigten das Salben des Körpers mit Oel. Die gymnastischen Uebungen, die in Athen den Zweck hatten, den Körper zu üben, ihm eine schöne Haltung zu geben und ihn so zum Abbilde einer schönen Seele zu machen, fanden in den Paläſtren und in den Gymnasien statt, und zwar in jenen für die Knaben, in diesen für die Epheben und gereiften Männer. Die Ringschulen waren zahlreich und zum Theil auf öffentliche Kosten erbaut.

Zuerst wurden heitere Spiele, namentlich das Ballspiel, vorgenommen; auch die Uebungen im Schwimmen wurden sehr früh versucht. Ferner gehörten zu den ersten Uebungen: der Zehenstand in Verbindung mit bestimmten schnell wechselnden Bewegungen der Arme; das Hüpfen auf dem Platze, so daß die Füße nach hinten emporschlagen; das Hängen und Klettern am Seil; das Ausstrecken der Arme mit geballten Fäusten und das Halten von Gewichten mit steifen Armen; der einfache Lauf; das Fechten mit bloßen Händen u. s. w. Nach ausreichender Vorbildung wurden vollständigere Uebungen vorgenommen.

Die Epheben besuchten nicht mehr die Paläſtren, sondern die Gymnasien und empfingen hier von den Gymnasten und andern Lehrern Unterweisung. Und auch für die gereiften Männer sollten die Uebungen nicht aufhören, welche die Knaben und Jünglinge getrieben hatten. Wie die Dichter für die Erwachsenen noch die Lehrer waren und blieben, so besuchten auch

die Männer noch die Gymnasien, auch traten sie bei Opfern in Wettkämpfen auf. Nicht nach Salben, sondern nach dem Oele der Ringschule sollte der Mann riechen. Auch in Athen verlangte man vom Manne, daß seine Haut von der Sonne und dem Staube der Ringbahn gebräunt sei, und daß er nicht weißes Fleisch habe, wie die Weiber und diejenigen Männer, welche im Schatten aufwachsen.

Der Gymnastik gesellte sich die Orchestik zu, welche behufs der Opfer und Festlichkeiten auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln und im Theater hervortrat. Die Knabenchöre, die mit vieler Sorgfalt eingeübt wurden, erweckten den Sinn für Anstand, Gemessenheit, Grazie und Feinheit, wozu der Athener an sich schon Anlage hatte, so daß er sich nicht nur leicht in die Sitten und Lebensweisen anderer griechischen Stämme hineinfand, sondern — und dies war auch bei den ärmeren Bürgern der Fall — sich auch im Umgange, im Benehmen, im Anstande und in der Haltung des Körpers vor den anderen Hellenen auszeichnete.

Die ethische Bildung des jungen Atheners erstrebte reinen Einklang des Schönen und Guten. Besonnenes Handeln, würdige Haltung, Urbanität, feine, edle Sitte, Artigkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit wurden von jedem Jünglinge gefordert. Dahin zielte, wie Platon berichtet, die ganze häusliche Erziehung.

Sobald der Knabe verstand, was gesagt ward, suchten ihn Amme, Pädagogos, Mutter und Vater möglichst gut zu machen, indem sie ihm bei jedem Worte und jeder That zeigten, was gerecht und ungerecht, schön und schimpflich, heilig und unheilig sei. Im Nothfall lenkten sie ihn auch durch Drohungen und Schläge. Bis zum 18. Jahre stand er in solcher Abhängigkeit vom Hause. Bewies er in dieser Zeit den Eltern nicht alle Pflichten des Gehorsams, so konnte er einer schlechten Handlung angeklagt werden.

Auf ein sittliches Leben sah auch das alte Gericht des Areopagos, das die Jugend wegen ihrer Lebensweise, ihres Umganges und ihres Aufwandes zur Rechenschaft zog, dem jugendlichen Müßiggange steuerte und andre sittliche Ausartungen verhinderte. Nach diesem Ziele strebte endlich das ganze öffentliche Leben und die Zucht in den Lehranstalten.

Der Charakter der Zucht war hart und rauh. Bei Tische durften die Kinder nicht, ehe die Eltern gegessen, nach den Rettigen, Dill oder dem Eppich greifen. Fische und Geflügel sollten die Knaben überhaupt nicht essen. Sie mußten bei Tische anständig sitzen und durften die Beine nicht übereinanderschlagen. Auch nach dem 18. Jahre wurden sie noch streng erzogen. Beim Mahle sollten sie bescheiden nur mit zwei Fingern Brot, Fleisch und Fische ergreifen. Auf der Straße sollten sie sich still und anständig verhalten, in ruhiger Haltung, mit gesenktem Blick, die Hände im Mantel, umhergehen. Den Markt sollten sie überhaupt nicht betreten.

Nachdem sie — als Epheben — vom 18. bis 20. Jahre neben ihren gymnastischen Uebungen den Kriegsdienst als Streifwächter auf den Grenzen und Straßen gelernt, wurden sie mit dem 20. Jahre durch Einzeichnung in die Bürgerrolle unter die stimmberechtigten Bürger aufgenommen, und mußten sie in dem Tempel der Athene auf der Burg den Waffeneid leisten. Er lautete:

„Ich will nicht den heiligen Waffen Schande machen, und nicht Den, der neben mir steht, verlassen, wer es auch sei. Für die Heiligthümer und die Gesetze will ich allein und mit Andern kämpfen. Das Vaterland will ich nicht in einem schlechteren, sondern in einem besseren Zustande zurücklassen. Gern will ich mich jederzeit den Richtern fügen und den festgesetzten Verordnungen unterwerfen, auch nicht zugeben, daß Jemand Etwas daran thue, oder nicht Folge leiste. Ich will allein und mit Mehreren kämpfen. Den väterlichen Gottesdienst will ich ehren. Zeuge seien dessen die Götter."

Wir haben nun den einfachen Kreis betrachtet, in welchem sich die Erziehung des männlichen Theils der Athener bewegte. Der Jüngling und der Mann lernten das Weitere aus dem Leben, die praktische Weisheit und die Kunst der Rede und das Verständniß des Schönen. Keinerlei Art von Gelehrsamkeit lastete auf dem griechischen Knaben, Jüngling

und Mann: die Bildung seines Geistes hatte einen Wuchs, wie die Palme, die geradauf, ohne Blätterwerk, den gewaffneten Stamm frei und unverhüllt zeigt, aber in der Krone oben Honig und Wein, Süßigkeit und Stärkung trägt. Darum war auch ihr Geist so licht, darum waren ihre Gedanken so klar, alle Verhältnisse ihres Lebens so heiter, wie das Blau des Himmels, unter dem sie lebten.

Den geistigen Kern im Menschen zu entfalten und den Charakter fest und edel zu bilden, darauf ging die einfache athenische Erziehung, auf Helligkeit des Kopfes und sittlichen Adel, nicht auf Vielwisserei, die so oft das Herz aushöhlt und charakterlos macht.

Mit nur so viel und nicht mit mehr ausgestattet, traten jene Männer ins Leben hinein, die Athen groß machten und Ideale für die Welt geworden sind, durch ihre Siege zu Wasser und zu Lande, durch Handel und Niederlassungen, durch ihre Geschichtswerke, durch ihre Lieder, Tragödien und Comödien, durch ihre Bauten und ihre Kunstwerke aus Marmor und Erz; durch ihr großes, gesundes, reiches Staatsleben.

Erst im vierten Jahrhundert v. Chr., nachdem alles dieses Große von dem athenischen Volke schon geleistet war, wurde das Zeichnen in den Kreis des Unterrichts gezogen; erst da fing man an, das geistige Lernen zu steigern; da studirten die Jünglinge Staatskunst, Rhetorik, Poetik, Dialektik, Geometrie, Astronomie — Gegenstände, worin ein halbes Jahrhundert zuvor nur sehr wenige Einzelne sich durch Lehrer hatten unterrichten lassen.

Aber dieses Steigern des geistigen Unterrichts, dieses Gelehrtwerden des Volkes fiel der Zeit nach zusammen mit dem Sinken Athens. Weder die Breite und Tiefe des Wissens, noch die Schärfe des Denkens ersetzten die Gesundheit des Leibes und Geistes und die religiöse Kraft. Mit dieser Einfachheit und Gesundheit der Bildung hatten die Athener herrliche Siege errungen: mit der ins Breite gesteigerten Bildung erlagen sie, und die Stunde des Unterganges der griechischen Freiheit hatte geschlagen!

Welch eine Lehre für Völker liegt in diesem Gange der Erziehung des athenischen Volkes!

Athen unter Pisistratus und seinen Söhnen.*

(560—510 v. Chr.)

Als Solon sein großes Werk vollendet hatte, ließ er seine Mitbürger schwören, die von ihm getroffenen Einrichtungen hundert Jahre lang treu zu beobachten. Er hielt die von ihm ausgearbeitete Verfassung keineswegs für vollkommen, doch fürchtete er, es könnten durch Aenderung neue Unordnungen entstehen und wünschte, daß erst durch längere Erfahrung die Zweckmäßigkeit der gegebenen Gesetze und Einrichtungen geprüft werden möchte. Hiernach verließ er auf zehn Jahre Athen, besuchte Aegypten, Cypern und die Staaten Kleinasiens. In Lydien hatte er die früher erwähnte Unterredung mit dem König Krösus.

Allein Solon's edle Zwecke gingen nicht ganz in Erfüllung. Während seiner Abwesenheit wurde der Parteigeist wieder wach. Die niedre Volksklasse, die durch Solon größere Freiheit, größeres Ansehen und neue Rechte erlangt hatte, strebte fortgesetzt höher hinaus und wurde übermüthig. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit wollte das Volk den Vornehmen, seinen ehemaligen Unterdrückern, fühlen lassen, daß es nicht mehr von ihnen abhängig sei, daß es eben so gut wie sie Theil an der Regierung habe. Die Vornehmen, ohnehin durch die Einschränkung ihrer alten Vorrechte erbittert, sahen das übermüthige Betragen des Volkes als eine Herausforderung zum Kampfe an. An ihrer Spitze standen Lykurgus und Megakles, an der Spitze des Volkes dagegen stand Pisistratus, ein kühner, unternehmender Mann, der jedoch bei seinen Bestrebungen nur seinen persönlichen Vor-

* Nach Th. B. Walter, Lehrbuch der Weltgeschichte.

theil im Auge hatte. Ehrsüchtig, wie er war, erschien es ihm als das erstrebenswertheste Ziel, der Erste zu sein im ersten Staate Griechenlands. Daher trachtete er danach, die Königswürde zu erlangen. Es vereinigten sich bei ihm alle Eigenschaften sowohl des Geistes als des Körpers, die geeignet waren, ein solches Streben zu begünstigen. Er war der schönste Mann im Volke, von majestätischem Wuchse; dabei großmüthig, liebreich und gefällig im Umgange. Die Sanftmuth und Freundlichkeit, mit welcher er sich zu dem gemeinen Manne herabließ, nicht minder aber das Geld, welches er mit reicher Hand an das Volk spendete, gewannen ihm die Herzen desselben. Als er sich endlich in der Liebe und dem Zutrauen des Volkes hinlänglich befestigt sah, schritt er zur Durchführung seines verrätherischen Planes.

Er brachte sich selbst mehrere Wunden bei und ließ sich, mit Blut bedeckt, in seinem Wagen auf den Markt bringen. Hier entstand alsbald ein großer Auflauf des Volkes. Jeder begehrte zu wissen, wer seinem Wohlthäter also mitgespielt habe. Da bezeichnete Pisistratus die Vornehmen als diejenigen, von denen der Mordversuch gegen ihn ausgegangen sei, und fügte hinzu, es sei dies geschehen, weil man ihn, den Freund des Volkes und den Vertheidiger der bürgerlichen Rechte, tödtlich hasse. Er forderte nun die Anwesenden auf, ihm Schutz und Sicherheit für sein Leben zu gewähren, das er eben nur mit genauer Noth gerettet habe.

Was Pisistratus gewünscht, geschah. Das Volk gab ihm eine Leibwache von fünfzig Keulenträgern. Diese Schaar vermehrte er in der Stille, bemächtigte sich an der Spitze derselben der Burg und darauf auch der Stadt und erklärte sich nach kurzer Zeit zum Oberhaupte des Staates.

Solon, der sich um diese Zeit wieder in Athen befand, war bewaffnet in der Volksversammlung erschienen und hatte, als das Volk, seinen Mahnungen gegenüber, eine Alleinherrschaft nicht aufkommen zu lassen, taub geblieben war, seine Waffen vor der Thür mit den Worten niedergelegt: Ich habe, was ich konnte, gethan für das Vaterland und seine Gesetze! — Er begab sich nach Cypern, wo er nach kurzer Zeit starb.

Die Herrschaft des Pisistratus war übrigens von Segen. Sein Hauptstreben ging dahin, Athen zu dem mächtigsten und gebildetsten Staate Griechenlands zu erheben. Die wichtigsten Einrichtungen Solon's ließ er bestehen und wachte über ihre genaue Befolgung. Er verschönerte die Stadt vielfach, rief auch Gelehrte und Künstler herbei, die auf die Bildung des Volkes einen wohlthätigen Einfluß übten. Die Athener nannten ihn Tyrann; doch bedeutet dieser Name ursprünglich nicht einen grausamen Menschen, sondern einen, der sich in einem Freistaate zum Oberhaupte aufwirft.*) Pisistratus starb im hohen Alter, 528 v. Chr., mit dem tröstlichen Bewußtsein, das Wohl seiner Vaterstadt in vielfacher Hinsicht befördert zu haben.

Er hinterließ die Herrschaft seinem ältesten Sohne Hippias, der seinen Bruder Hipparch an derselben theilnehmen ließ. Beide folgten dem guten Beispiele des Vaters, beförderten das allgemeine Wohl, waren große Freunde der Kunst, besonders der Dichtkunst, und regierten gemäßigt.

Aber ungeachtet ihrer Milde gab es doch unter den Athenern ihrer Viele, welche, der Regierung der Tyrannen überdrüssig, sich nach den alten Freiheiten sehnten.

Da führte plötzlich eine geringfügige Ursache den Sturz der Herrscher herbei.

Es lebten zu Athen zwei junge Bürger, die durch das innigste Band der Freundschaft mit einander verbunden waren, Harmodius und Aristogiton. Die Schwester des Ersteren wurde eines Tages von Hipparch öffentlich beleidigt, indem er sie von einem feierlichen Umzuge zurückwies. Hierüber ergrimmte der Bruder, mehr aber noch dessen Freund. Beide faßten den Plan, Alles daran zusetzen, ihre Vaterstadt von der Herrschaft der Tyrannen zu befreien. Das Fest der Panathenäen, bei welchem die Bürger bewaffnet erscheinen durften, war nahe; bei Gelegen-

* Weil einzelne solcher Männer zu grausamen Mitteln griffen, um sich in ihrer Stellung zu behaupten, so verband sich später mit dem Namen Tyrann der Nebenbegriff eines hinterlistigen und blutdürstigen Zwingherrn.

heit des Festzuges sollten — darauf reichten die Freunde einander die Hand — die Herrscher fallen.

Als der Festestag anbrach, begaben sich Harmodius und Aristogiton auf den Markt, ein jeder mit einem scharfgeschliffenen Dolche bewaffnet. Den Urheber der Beschimpfung sollte der Tod zuerst treffen. Es währte nicht lange, so kam Hipparch, hinter ihm ein glänzendes Gefolge. Die Freunde drängen sich herzu und stoßen den Verhaßten nieder. Aber im Tumulte wird Harmodius durchbohrt und sein Freund Aristogiton gefangen genommen. Er wird vor Hippias geführt, der ihn auf die Folter spannen läßt, um ihn zum Geständnisse zu bringen, wer noch sonst Theilnehmer der Verschwörung sei. Aus Rache nennt er die nächsten Freunde des Hippias; diese werden augenblicklich herbeigeholt und hingerichtet. Auf die Frage des Hippias, ob er keinen mehr wisse, antwortete er: Sonst keinen, der den Tod verdient, als dich! — Da wird auch er hingerichtet. Man meldet dem Könige, eine Frau, Leäna mit Namen, wisse noch um die Verschwörung. Er läßt sie herbeiholen und auf die Folter spannen. Im Uebermaß des Schmerzes befürchtet sie, ihr Geheimniß zu verrathen; sie beißt sich die Zunge ab und speit sie dem Tyrannen ins Gesicht. Da läßt der König auch sie hinrichten.

Durch diesen Vorgang mißtrauisch geworden, regierte Hippias von jetzt ab äußerst strenge und grausam. Das beschleunigte seinen Sturz. Flüchtige gewannen durch große Geschenke die Priester zu Delphi, so daß diese den Spartanern, so oft diese das Orakel befragten, es als Pflicht darstellten, Athen von der Herrschaft des Tyrannen zu befreien. Den Mahnungen folgte endlich die entsprechende That. Der König Kleomenes von Sparta führte ein Heer nach Attika und belagerte den Tyrannen in der Burg zu Athen. Da sandte dieser seine Kinder aus der Stadt, um sie in Sicherheit zu bringen. Sie fielen den Spartanern in die Hände. Um seine Kinder zu retten, schloß der bekümmerte Vater mit den Spartanern einen Vertrag, nach welchem er der königlichen Gewalt entsagte und Athen verließ. So ward Athen (im Jahre 510 v. Chr.) wieder frei.

Der Entthronte begab sich nach Asien zu dem Perserkönige Darius. Dieser, hoffte er, würde ihn wieder zurückführen. Wir werden später sehen, zu welchen verderblichen Plänen er sich durch seine Rachsucht gegen seine Vaterstadt fortreißen ließ.

Die Bürger Athens errichteten jetzt den beiden Freunden Harmodius und Aristogiton Statuen, auch verewigten sie die That der heldenmüthigen Leäna durch ein schönes Denkmal, eine Löwin ohne Zunge.

Athen jedoch genoß nach Wiedererlangung seiner Freiheit die erwünschte Ruhe nicht. Zwei der vornehmsten Bürger, Isagoras und Klisthenes, traten als Parteiführer auf; beide strebten nach der Herrschaft. Mit Isagoras hielten es die Vornehmen, Klisthenes hatte seinen Anhang in dem übrigen Theile des Volkes. Er änderte Einzelnes an der solonischen Verfassung, auch wird berichtet, daß er das Scherbengericht (den Ostracismus) eingeführt habe. Ein jeder Bürger — die Zahl derselben belief sich jetzt etwa auf 20,000 — erhielt das Recht, jährlich auf eine Scherbe oder eine Muschelschale den Namen desjenigen zu schreiben, der — seinem Urtheile nach — durch sein überwiegendes Ansehen, selbst durch sein Verdienst, der Freiheit und Gleichheit gefährlich erschien. Bekam Jemand auf diese Art 6000 Stimmen gegen sich, so mußte er, ohne weiteren Grund, und ohne daß er sich vertheidigen durfte, in der Regel auf zehn Jahre, die Stadt verlassen. Doch verlor der auf diese Art Verbannte weder seine Ehre noch sein Vermögen. Er sollte eben nur seinen Mitbürgern durch längere Abwesenheit entfremdet werden, damit er seinen Einfluß nicht zum Nachtheile der Volksfreiheit mißbrauche. Durch dieses Scherbengericht war aber nun dem Neide und dem Parteigeiste ein gefährliches Mittel an die Hand gegeben, jeden durch Talent, Verdienst oder Reichthum ausgezeichneten Mann aus dem Staate auszustoßen.

Unterdessen erwachte in Sparta die Eifersucht auf das emporstrebende Athen. Es gereuete den Spartanern, ihrer Nebenbuhlerin die Freiheit errungen zu haben;

und als sie den Betrug erfuhren, durch welchen die Athener ihre Hülfe erschlichen hatten, griffen sie zu den Waffen und riefen alle ihre Verbündeten auf, um den vertriebenen Hippias mit Gewalt in Athen wieder einzusetzen. Allein die Aufgerufenen wiesen ein so unedles Ansinnen zurück.

Dennoch würde wohl jetzt schon ein verheerender Krieg zwischen Sparta und Athen ausgebrochen sein, hätte nicht plötzlich eine von außen kommende große Gefahr, die das ganze Griechenland bedrohte, die heimischen Zwistigkeiten als geringfügig erscheinen lassen. Die gemeinsame Gefahr ging von den Persern aus, und gegen diese griff das ganze Griechenland zu den Waffen.

Dichter und Weise.*

Ehe wir jedoch in die großartigen Kämpfe eintreten, die unter dem Namen Perserkriege bekannt geworden sind, scheint es zweckmäßig, ja geboten, einen Blick auf die der älteren Zeit angehörenden Dichter und Weise zu werfen, deren wir bisher gar nicht oder nur beiläufig gedachten.

Mit den Zeiten des Homer, Hesiodos und ihrer Schulen hatte die epische Dichtkunst ihre höchste Blüthe erreicht, und sie begann darauf zu sinken. Mit der weiteren eigenthümlichen Gestaltung des Volkslebens sproß ein neuer Zweig der Dichtung empor und trug anderartige, aber eben so köstliche Blüthen.

Es sind die Erzeugnisse der lyrischen Dichtung, die wir jetzt zu betrachten haben. Leider ist von dem unermeßlichen Reichthum lyrischer Dichtungen der Hellenen das Meiste verloren gegangen; zerstreute Bruchstücke, die uns gerettet sind, lassen uns um so schmerzlicher den Verlust des Untergegangenen empfinden.

Dieser Zweig der Dichtung gelangte zu besonders herrlicher Entfaltung in der reich gesegneten ionischen Colonie. Dort entwickelte sich zunächst die Elegie.

Unter einer althelenischen Elegie dürfen wir uns keinesweges ein empfindsames Klaggedicht denken. Dieselbe hatte anfangs einen feurigen, kriegerischen Charakter; erst später wurde sie auf sinnige Betrachtung des Lebens, noch später auf die Klage über die Todten angewandt und den mannigfachen Gefühlen der Liebe geweiht. Musikalisch begleitet wurde sie durch ein Vor- und Zwischenspiel der Flöte.

Der älteste elegische Dichter ist

Kallinus

aus Ephesus im achten Jahrhundert v. Chr. Seine Elegien athmen insgesammt einen feurigen, kriegerischen Geist. Alles, was die Brust des echten Mannes zu bewegen vermag, Liebe zur angestammten Heimath, Liebe zu Weib und Kind, Liebe zur Freiheit, Aussicht auf Ruhm und Ehre, Alles bietet er auf, um zu jenem Heldenmuthe zu begeistern, der mit kühner Todesverachtung das doch vergängliche Leben freudig wagt, um selbst sterbend noch zu siegen. So singt er:

Rühmlich traun für den Mann nnd glanzvoll ist's, zu verfechten
 Sein heimathliches Land, Kinder und junges Gemahl
Gegen den Feind. Einst nahet ja doch der Tod, wenn die Moiren
 Spinnen das schwarze Geschick. Auf denn! gerad in den Kampf!
Hoch erhoben den Speer, und ein muthiges Herz an die Tartsche
 Festangedrängt, wenn der Schlacht blutig Gewirr sich erhebt.
Denn zu entfliehen dem Todesgeschick, ward unter den Männern
 Keinem bestimmt, wenn schon Göttern entsproßte sein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entflohn und dem Lanzengesause,
 Kehrt er zurück, und daheim trifft ihn des Todes Geschick.
Aber fürwahr, nicht liebt ihn das Volk, nicht sehnt es zurück ihn.
 Doch fällt Jener, so klagt Hoher und Niedrer um ihn.
Sehnsucht regt sich im Volk nach so starkherzigem Manne,
 Sinkt er, und lebend erscheint göttlicher Ehre er werth.
Gleich dem Thurme zu schaun, so steht er ihnen vor Augen;
 Denn was Vielen genügt, hatte der Eine gethan.

* Nach C. Wernicke, Geschichte des Alterthums.

Von Kleinasien aus verbreitete sich die elegische Dichtkunst, wie es scheint, zunächst nach Athen. Im zweiten messenischen Kriege entflammte der Athener

Tyrtäus

durch seine Elegien die spartanische Jugend zur Tapferkeit. (Siehe S. 172.) Auch bürgerliche Unruhen, die durch die Drangsale des Krieges entstanden waren, wußte er zu beschwichtigen, und eben so übte er auf die Sitten und die Erziehung der Jugend großen Einfluß. Von seinen Dichtungen sind ebenfalls nur wenige Bruchstücke erhalten worden. Eins derselben beginnt:

Ruhmvoll wahrlich erlag, wer, ein Tapfrer, unter der Streiter
Vordersten fiel, im Kampf schirmend das heimische Land;
Doch entflohn aus befreundeter Stadt und gesegneten Auen,
Bettelnd zu ziehen, das ist schmählich vor jeglicher Schmach,
Wenn mit dem greisen Vater er schweift und der theuren Mutter
Blühenden Kindern zusammt und mit dem jungen Gemahl!
Denn ein Gräuel erscheint er Jeglichem, welchen er antrifft,
Durch schwerlastender Noth harte Bedrängniß verführt;
Solcher beschimpft sein Geschlecht, spricht Hohn der edelen Bildung;
Ihm folgt jegliche Schmach, jegliches Elend ihm nach.
Wenn dem wüst umschweifenden Mann so jegliche Achtung
Schwindet, und nicht hinfort Ruhm bei den Menschen ihm blüht;
Streiten wir denn hochherzig ums Vaterland, und für die Kinder
Sinken wir hin, niemals feig um das Leben besorgt,
Kämpft, o Jünglinge denn, ausharrend ihr neben einander;
Nicht denk' Einer zuerst schändlicher Flucht, noch der Furcht;
Sondern erregt hochsinnig den kräftigen Muth in der Brust euch;
Liebt das Leben auch nicht, streitend im Männergefecht! —

Theilweise erhielt auch

Solon

der Elegie noch eine kriegerische Haltung, er wandte sie aber auch schon auf die Betrachtung des Lebens an. Seine Dichtungen genossen so großen Ruhm, daß die athenischen Knaben sie auswendig lernten und sangen. Nach seinem Wahlspruch: Nichts zu viel! sagt er in einem Gedichte:

So viel gab ich dem Volke Gewalt, als eben genug ist.
Nichts ihm nehmend und nichts Uebriges bietend an Macht.
Auch für Jene, die hoch und geehrt in der Schätze Besitzthum,
Sorgt' ich, und jegliche Schmach wehrte von ihnen ich ab.
Also stand ich mit kräftigem Schild und schützte sie Beide;
Keinem erlaubt' ich den Sieg gegen das heilige Recht.

Es mögen noch einige andere Proben seiner Dichtungen hier eine Stelle finden:

Wenn ihr Ungemach duldet und Noth durch eigne Verzagtheit,
O so messet die Schuld nicht den Unsterblichen bei!
Gabt doch selbst ihr die Macht, gabt selbst den Tyrannen die Schutzwehr;
Schimpfliche Knechtschaft ward euch zum Lohne dafür.
Jeder von euch folgt sorglos der Spur des listigen Fuchses;
Wahrlich, alle gesammt tragt ihr entkräfteten Sinn.
Immer sehet ihr nur auf die freundlichen Reden des Mannes;
Aber was er beginnt, dessen wird Keiner gewahr.

Ueber jegliches Thun schwebt Mühe und schweben Gefahren;
Niemand, was er beginnt, siehet das Ende voraus.
Doch wer nach Ansehn und Ruhm zu unvorsichtig hinaus strebt,
Der begiebt sich in Noth, ach, und in große Gefahr.
Dem, der Recht thut und denkt, dem schenket in Allem die Gottheit
Seliges Glück und frei ist er von Kummer und Pein.

Oft sind Böse mit Reichthum beglückt, und die Redlichen darben;
Doch wir segnen das Loos, das uns Darbenden fiel.
Hoch und auf Felsen ist sie gegründet, die Tugend, und dauert
Ewig; der Sterblichen Glück gaukelt umher und entflieht.
Aber in Dunkel verhüllt liegt sterblichem Blick der Erkenntniß
Maß, das allein doch nur jegliches Höchste begreift.

Der Dichtung allgemein sittlich belehrenden Inhalts wandte sich besonders

Theognis

aus Megara zu. Wir haben von ihm noch Ermahnungen und Lehren, die er mit väterlichem Sinne seinem Lieblinge Kyrnos gewidmet hat. Er sagt unter Anderem:

Kyrnos, scheue die Götter und fürchte sie; dieses nur wehret,
So in der That wie ein Wort, frevelnd Beginnen dem Mann.

Handle mit Rath! Nie suche durch schändliche Thaten und Unrecht
Ehren und Tugend und Ruhm oder auch Schätze zu fahn. —
Lieber begnüge dich fromm und mit wenigen Gütern zu leben,
Eh du in Reichthum schwelgst, den du dir sträflich erwarbst.
Bei der Gerechtigkeit wohnet zugleich auch jegliche Tugend;
Gut ist Jeder, o Sohn, welcher Gerechtigkeit übt. —
Güter vermag das Geschick dem verächtlichsten Manne zu geben;
Aber die Tugend, o Sohn, folget nur Wenigen nach. —
Flehe die Himmlischen an, hoch walten sie; ohne die Götter
Kommt nicht gutes Geschick, kommt nicht böses dem Mann.
Anfangs gleich frommt wenig die Lüg', und nahet der Ausgang,
Giebt ihr Gewinn heillos gleich wie entehrend sich kund,
Beides zumal; und es bleibt nichts Würdiges ferner dem Manne,
Folgt ihm die Lüg' und entschlüpft über die Lippe einmal.

Hoffahrt sendet zuerst aus verderblichen Loosen die Gottheit,
Wem sie, o Kyrnos, das Haus ganz zu entwurzeln beschloß.
Hoffahrt wächst aus Ersättigung auf, wenn dem frevelen Manne
Segen gefolgt und ihm nicht sinniger Geist auch beseelt.

Schöpfer der zärtlichen Elegie wurde

Mimnermus,

ein Zeitgenosse Solons. Was wir noch von seinen Dichtungen besitzen, ist voll schmerzlicher Klage über die kurze Blüthe des menschlichen Lebens und seiner Lust, über die Flüchtigkeit der Jugend und die Hinfälligkeit des Alters. So klagt er:

Gleich wie die Blumen ersprießen zur Zeit des blumengeschmückten
Lenzes, sobald sich der Glanz Helios kräftig erneut,
Also bieten uns auch die lieblichen Blüthen der Jugend
Kurzen Genuß, und noch haben die Götter uns nicht
Schlimmes gesandt noch Gutes, da nahen die finsteren Keren.
Lastenden Alters Geschick führet die ein' uns heran,
Aber die andre des Todes, und kurz nur dauert der Jugend
Frucht, wie über die Flur Strahlen der Sonne sich streun.
Aber sobald dies Ziel des Alters im Wechsel dahin floß,
Besser als leben sodann wär' es, du stürbest sogleich.

Als der größte unter den elegischen Dichtern ist endlich

Simonides

aus Keos zu nennen. Zuerst hielt er sich in Mitylene am Hofe des Tyrannen Pittakus, dann bei den Pisistratiden in Athen, nach deren Vertreibung in Sparta und Thessalien, endlich am Hofe des Königs Hieron zu Syrakus in Sicilien auf, wo er in dem hohen Alter von neunzig Jahren starb. Durch Freiheit der Sitten, Gewandtheit und vielseitige Bildung noch mehr als durch seine hochgepriesenen Dichtungen erwarb er sich die Achtung und Freundschaft der Mächtigsten seiner Zeit; ja, am Hofe des Hieron genoß er so unbedingtes Vertrauen, daß er dadurch sogar Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gewann.

Leider wurden aber jene edlen Eigenschaften durch manche Schwächen verdunkelt. Wahrscheinlich war es hauptsächlich die Begierde, sich zu bereichern, die ihn noch im hohen Alter an den Hof des Hieron führte, und als dort der Ruhm des jüngern Dichters Pindar, der sein Schüler gewesen sein soll, aufzublühen begann, verleitete ihn Künstlerneid zu den niedrigsten Ränken und Verläumdungen gegen jenem. Desto größer steht er aber als Dichter da. Ebenso vielseitig und gewandt in der Kunst wie im Leben, erfaßte sein großer Geist mit gleicher Meisterschaft alle Gebiete der lyrischen Dichtkunst. Sechsundfünfzig Male trug er im Gesangwettstreit den Sieg davon;

zu seinen glänzendsten Siegen aber gehört der, den er durch eine Elegie auf die in der Schlacht bei Marathon Gefallenen über den großen Tragödiendichter Aeschylus errang. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Inschrift auf das Denkmal für die Helden von Thermopyla anzufertigen. Dabei vereinigte er, was so selten sich zusammenfindet, mit dem erhabensten dichterischen Schwunge und dem großartigsten Tiefsinne innerer Anschauung die außerordentlichste Kraft des Gedächtnisses.

Er war es, der das elegische Versmaß zuerst zu Trauergedichten anwandte, und seitdem hat der Name „Elegie“ die Bedeutung eines sanft klagenden Gedichtes behalten. Ueber die Vergänglichkeit der Lebensfreuden klagt auch er in folgender Weise:

Unabänderlich stets bleibt nichts hier unter den Menschen.
Drum voll göttlichen Sinns sagte der chiische Mann:
„Gleich wie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen!“
Wenige Sterbliche nur, die mit dem Ohr es gehört
Nahmen sich dies zu Herzen; denn jeglichen gängelt die Hoffnung,
Die in der Männer Gemüth gleich wie der Jünglinge wohnt.
Freuet ein Sterblicher noch sich der leiblichen Blüthe der Jugend,
Strebet er leichtem Gemüths viel Unerreichbarem nach.
Denn nie hat er Gedanken, zu altern oder zu sterben;
Krankheit kümmert ihn nicht, wenn ihn Gesundheit umblüht.
Thoren, die also täuschen den Sinn! Nicht wissen sie Alle,
Wie uns Menschen so schnell Jugend und Leben entflieht.
Doch du merke die Lehre und gönne getrost deinem Herzen,
Bis du zum Ziele gelangt, fröhlicher Gabe Genuß!

Fast gleichzeitig mit Kallinus lebte der Dichter

Archilochus.

Sein Vater war ein Priester der Demeter, seine Mutter eine Sclavin. Er ist der Erfinder des jambischen Versmaßes, das er zu beißenden Satyren anwandte, weshalb man ihm seine Schmähsucht zum bittersten Vorwurf machte. Außerdem beschuldigte man ihn eines verworfenen Wandels. Es ward ihm Feigheit vorgeworfen, weil er in einer Schlacht auf der Flucht seinen Schild weggeworfen hatte, und er selbst bemerkt mit beißendem Spott über diesen Vortheil: ob es denn besser sei, einen Schild zu retten oder ein Menschenleben. Er wurde wegen dieser Feigheit, als er einmal nach Sparta kam, aus der Stadt verwiesen. Dennoch aber genoß er als Dichter das größte Ansehen und die allgemeinste Bewunderung in ganz Griechenland, und seine Gesänge wurden wie die homerischen durch Rhapsoden (herumwandernde Volkssänger) verbreitet.

Neben Archilochus zeichnet sich als Jambendichter sein Zeit- und Stammesgenosse

Simonides

von Samos aus, auch Simonides von Amorgas genannt, der ihm an beißender Schärfe und Bitterkeit nichts nachgab. Wir besitzen von seinen jambischen Dichtungen noch ein größeres Bruchstück, in welchem er mit großer Bitterkeit und schonungsloser, mürrischer Strenge, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, doch auch nicht ohne Wahrheit, die Schwächen und Laster des weiblichen Geschlechts geißelt. Er wirft den Weibern namentlich Neugierde, Zanksucht, Launenhaftigkeit, Habsucht, Eitelkeit, betrügerische Lust vor, indem er die verschiedenen Thiere und Elemente (Hund, Katze, Esel, Fuchs, Erde, Meer etc.) aufführt, aus denen Zeus das Weib geschaffen habe.

Nachdem in den ersten Jahrhunderten nach dem trojanischen Kriege die phrygisch-lydische Flötenmusik unter den Hellenen und namentlich in den kleinasiatischen Colonien Eingang gefunden und vorzüglich zur Entwicklung der elegischen Dichtung der Ionier beigetragen hatte, konnte auch das ursprünglich hellenische Spiel der Kithera und Lyra nicht auf seiner früheren Bildungsstufe stehen bleiben. Namentlich gewann dasselbe einen neuen Aufschwung auf der durch Handel und Reichthum blühenden Insel Lesbos. Großes Verdienst um die Weiterbildung des Spiels der Kithara erwarb sich der lesbische Sänger und Musiker

Terpander.

Sein Ruhm wurde so groß, daß er auf Befehl des delphischen Orakels von den Spartanern, als die Stadt durch innere Unruhen zerrüttet wurde, nach dem Peloponnes gerufen ward; und er wußte durch seine Lieder die Spartaner so zu bewegen, daß sie, alles Haders vergessend, in Thränen ausbrachen und sich gegenseitig umarmten.

Der berühmteste aber aller lesbischen Sänger ist

Alcaeus.

Muthig bekämpfte er mit Wort und That die Tyrannen, welche seine Vaterstadt beherrschten. Um dem Hasse seiner Feinde zu entgehen, war er gezwungen, die Heimath zu verlassen, und flüchtig lebte der Dichter im fremden Lande, bis Pittakos ihn zurückberief. Seinen Ruhm verdankt er vorzüglich seinen Hymnen auf die Götter, seinen Kriegsliedern und politischen Gesängen, welche die feurigste Liebe zur Freiheit und den glühendsten Tyrannenhaß athmen. Besonders rühmte man auch die Anmuth und Lieblichkeit seiner Sprache.

Eine Zeitgenossin des Alcaeus war die Sängerin

Sappho,

ebenfalls aus Mitylene in Lesbos. Sie stammte aus einer begüterten Adelsfamilie und war einem reichen Manne, Namens Kerkylas, vermählt. Von ihren Schicksalen ist nichts bekannt, als daß sie bei der Vertreibung des Adels von Lesbos nach Sicilien ging, einige Jahre später aber zurückkehrte. Ungewiß ist es, ob sie im fremden Lande oder in ihrer Heimath ihr Grab fand; jedenfalls ist es eine spätere Erdichtung, daß sie in Verzweiflung sich von dem leukadischen Gebirge (einem Vorgebirge auf der ionischen Insel S. Maura) herabgestürzt habe, um in den Fluthen des Meeres die Glut ihrer Sehnsucht für immer zu kühlen. Ueberhaupt haben in späterer Zeit namentlich die attischen Komiker den Character und die Geschichte der Sappho auf alle Weise entstellt. Sie haben mit der größten Schamlosigkeit ihr alle möglichen Laster angedichtet und ihren Namen mit Schmähungen und Verunglimpfungen überhäuft, denen jedoch schon von den edelsten Männern des Alterthums mit Recht auf das Entschiedenste widersprochen wurde.

Ihre Gedichte athmen die glühendsten Gefühle. „Ganz Feuer ist sie," sagt ein Schriftsteller des Alterthums, „die Glut des Herzens flammt in ihren Liedern." Aber nicht bloß äußere Schönheit pries sie mit Begeisterung in glühender, bilderreicher Sprache, sondern eben so erschienen ihr geistige Schönheit, Tugend und sittliche Hoheit als das unschätzbarste Kleinod der Menschen. Der Schöne, sagt sie, sei auch gut, der Gute auch schön; Reichthum ohne Tugend sei kein guter Hausgenosse. So floß ihre Dichtung in sanfter Weichheit und blühender Fülle dahin; sie weht uns schmeichelnd an mit süßem, schmelzendem Hauch, und schwerlich ist Sappho an Innigkeit und sehnsüchtiger Glut von irgend einem Dichter des Alterthums übertroffen worden. Seltener erhob sie sich zur Erhabenheit des Gedankens und Ausdrucks, aber auch dann mit wahrhaft weiblichem Zartgefühl alles Uebertriebene und Unnatürliche meidend.

Bald verbreitete sich ihr Dichterruhm durch ganz Griechenland. Man nannte sie vorzugsweise „die Dichterin", eine Schwester der Musen, würdig der Gesellschaft der Göttinnen, von denen jede ihr eine der Blüthen zum Kranze verliehen habe. Wie Homer alle Dichter übertroffen, so überstrahle sie alle Dichterinnen. „Gleich einem Wunder erscheint uns Sappho", sagt ein hellenischer Weiser, „und wir wissen in dem so großen Zeitraume menschlichen Denkens von keinem Weibe, das ihr in der Dichtkunst nur im Geringsten ähnlich wäre." Als der weise Solon einst seinen Neffen ein Lied von ihr vortragen hörte, rief er begeistert aus: „Ich möchte nicht sterben, ohne das Lied auswendig gelernt zu haben!" — Ihre Vaterstadt ehrte sie dadurch, daß sie ihr Bild auf Münzen prägen und ihr eherne und marmorne Statuen errichten ließ; ja durch ganz Hellas wurde sie in Bildsäulen und Gemälden verherrlicht.

Sappho sammelte um sich einen Kreis von Jungfrauen, die, von ihrem Geist gefesselt, zugleich ihre Freundinnen und Schülerinnen wurden. Die berühmteste derselben war

Erinna.

Sie starb schon in der Blüthe ihrer Jugend, kaum neunzehn Jahr alt, und bis dahin von einer harten Mutter zum Spinnen gezwungen. Dennoch war sie nach dem Urtheil der Alten unsterblich durch ihre Dichtungen, und ein alter Schriftsteller vergleicht ihre wenigen Verse mit dem kurzen melodischen Gesange des Schwanes, der doch weit besser sei als das unaufhörliche Rabengekrächze vieler neueren Dichter. Außer ihren lyrischen Gedichten war vorzüglich von ihr berühmt ein kleines, aus dreihundert Zeilen bestehendes episches Gedicht, der „Spinnrocken“ genannt, vielleicht weil sie es während des Spinnens dichtete, vielleicht weil sie darin das harte Loos beklagte, beständig an der Spindel gefesselt zu sein.

Auch über den engeren Freundeskreis hinaus wirkte das Vorbild der Sappho bis in ferne Zeiten und in ferne Länder fort, und es scheint, daß fast alle griechischen Dichterinnen der besseren Zeit sich nach der großen lesbischen Meisterin gebildet haben.

Der Weise der äolischen Sänger schloß sich auch der ionische Dichter

Anakreon

aus Teos in Kleinasien an, welcher zu den Tönen des Barbiton mit heitrer, unbefangener Einfachheit, Natürlichkeit und gefälliger Leichtigkeit die Freuden frohen Lebensgenusses sang. Nach der Eroberung seiner Vaterstadt durch Cyrus hatte er mit allen seinen Landsleuten die Heimath verlassen; sie gründeten in Thracien die Stadt Abdera. Schon als Jüngling kam er an den Hof des kunstliebenden Polykrates von Samos, wo er hoch geehrt wurde. Weniger die Freigebigkeit des Polykrates als das genußreiche, fröhliche Leben am Hofe desselben, fesselte ihn in Samos; denn an Schätzen hing das Herz des sorglosen Dichters so wenig, daß er einst dem Polykrates fünf Talente, welche ihm derselbe mit der Bedingung gegeben hatte, sie wenigstens zwei Nächte aufzubewahren, zurückgab, und ihm erklärte, er halte sie seiner Beachtung nicht für werth. Später begab er sich nach seiner Vaterstadt und blieb daselbst bis zum Aufstande der Ionier. Dann ging er nach Abdera, wo er noch die herrlichen Siege der Hellenen erlebte und in dem hohen Alter von 85 Jahren starb, indem er der Sage nach an einer Weinbeere erstickte. — Sein Ruhm war so groß, daß seine Vaterstadt sein Bild auf ihre Münzen prägen ließ und in Athen wurde auf der Burg seine Bildsäule aufgestellt. Das Versmaß seiner Gedichte nähert sich dem der anmuthigen sapphischen Strophe, aber übertrifft sie noch an sanfter, leichter und gefälliger Einfachheit.

Als Beispiele seiner Dichtungen mögen folgende dienen:

Jüngst wollt einen Kranz ich flechten
Und fand Eros unter Rosen.
Bei den Flügeln schnell ihn haschend,
Taucht' ich unter ihn im Weine,
Den ich nahm und schnell hinabtrank.
Und nun sitz' er mir im Herzen,
Kitzel regend mit den Flügeln.

Schon ergraut sind meine Schläfe,
Weiß die Haare meiner Scheitel;
Nicht mehr lachelt Hebe freundlich
Mir, es altern schon die Zähne;
Wenig nur ist mir noch übrig,
Wenig, ach! des süßen Lebens.
Oft gedenk ich deß und seufze,
Vor dem Tartaros erbangend.
Furchtbar ist des Hades Tiefe,
Grauenvoll dahin die Reise;
Wer hinab zu ihm gestiegen,
Nimmermehr kehrt er zurücke.

Fast gleichzeitig mit der äolischen entfaltete sich die dorische Lyrik, vornehmlich bei den Dorern im Peloponnes und auf Sicilien. Ihre Dichtungen waren nicht bestimmt, wie die der äolischen Sänger, von Einzelnen zum Spiele der Lyra vorgetragen zu werden, sondern, beim Chortanze vom ganzen Volke gesungen, zur Verherrlichung öffentlicher Festfeier zu dienen. Schon der alte kretische Meister Thales hatte den Chorgesang in Sparta zu freierer künstlerischer Gestaltung entwickelt, und was von ihm vorbereitet worden war, das wurde durch Alkmann vollendet.

Nach Alkmann wurde die dorische Dichtung vorzüglich weiter gebildet in den Colonien in Sicilien und Unteritalien. In Sicilien und zwar in der Stadt Himera that sich der Dichter

Stesichorus

hervor. Würdevolle Erhabenheit und sittliche Tiefe waren der Hauptcharakter seiner Dichtungen. Um die Lieblichkeit seines Gesanges zu bezeichnen, sagten die Alten von ihm, bei seiner Geburt habe sich eine singende Nachtigall ihm auf die Lippen gesetzt, und als er erblindet im hohen Alter starb, habe er als grauer Schwan des Apollon in süßen Tönen sein Leben ausgehaucht. Er vervollkommnete namentlich den Chorgesang. Eben deshalb soll er seinen Namen Stesichoros, d. h. Choraufsteller erhalten haben, während er eigentlich Tisias hieß.

An ihn schließt sich in mancher Beziehung

Ibycus

aus Rhegium in Unteritalien. Er hielt sich eine Zeit lang am Hofe des Tyrannen Polykrates in Samos auf; später kehrte er in sein Vaterland zurück. Nach einer im Alterthume weit verbreiteten Sage wurde er auf einer Reise von Räubern ermordet. Sterbend rief er eine Schaar vorüberfliegender Kraniche zu Rächern des Mordes auf. Und siehe, als die Mörder sich einst im Theater zu Korinth befanden, flogen Kraniche über dasselbe hinweg. Erschreckt rief der eine Mörder dem andern zu: Siehe da, die Kraniche des Ibycus! Einer der Umstehenden zeigte dies der Obrigkeit an; die Mörder wurden ergriffen, gestanden ihre Missethat und wurden hingerichtet. Diese Sage hat den Stoff zu Schiller's schöner Ballade „Die Kraniche des Ibycus" geliefert.

Als Schüler Alkmann's wird von Einigen

Arion

aus Methymna auf Lesbos bezeichnet. Er hielt sich lange am Hofe des kunstliebenden Periander, des Tyrannen von Korinth, auf. Einst, so erzählt eine schöne Sage, zog er nach Italien und gewann daselbst im musikalischen Wettstreite den Preis. Mit reichen Schätzen beladen, kehrte er zu seinem Freunde Periander zurück; aber die Schiffer beschlossen, ihn zu tödten und sich seiner Schätze zu bemächtigen. Vergebens bot ihnen Arion Alles dar, nur um sein Leben bittend. Die Barbaren ließen ihm nur die Wahl, sich mit eigener Hand zu tödten, oder sich ins Meer zu stürzen. Er wählte das Letztere. In vollem Sängerschmuck, die Cither in der Hand, trat er auf das Verdeck. Noch einmal ließ er seine Cither ertönen, und die Götter anrufend, stürzte er sich ins Meer. Durch seinen süßen Gesang herbeigelockt, hatten sich Delphine um das Schiff gesammelt. Sie nahmen ihn auf ihren Rücken und trugen ihn nach dem griechischen Gestade. So kam er wohlbehalten zu Periander zurück, der zweifelnd die Erzählung von seiner wunderbaren Rettung vernahm. Als aber bald darauf auch die Schiffer kamen und erzählten, sie hätten den Sänger in Tarent zurückgelassen, da trat plötzlich der Gerettete hervor. Sein Anblick verwirrte sie so, daß sie nicht zu leugnen vermochten, und Periander ließ sie ans Kreuz schlagen. Ein Denkmal von Bronze bei dem Tempel des Poseidon am Vorgebirge Taenarum (Kap Matapan), wo Arion gelandet war, ihn auf dem Rücken eines Delphins darstellend, wie er auch auf den Münzen seiner Vaterstadt abgebildet wurde, erhielt das Andenken seiner Rettung. A. W. Schlegel hat dieselbe in der schönen Ballade „Arion" besungen.

Zum erhabensten Schwunge erhob sich die lyrische Dichtkunst bei

Pindaros

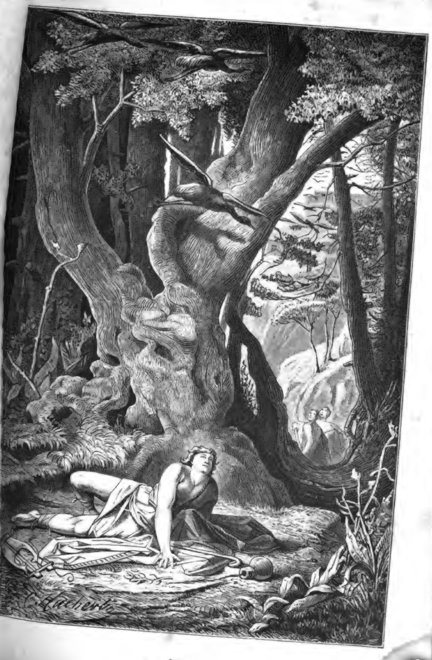
aus Theben. Die Alten fanden schon darin ein besonderes Zeichen der Gunst Apollons, daß seine Geburt gerade in die Zeit fiel, in der die pythischen Spiele gefeiert wurden. So erzählt auch eine sinnige Sage, als er einst noch als Knabe auf der Reise ermüdet eingeschlafen war, hätten Bienen ihm Honig auf die Lippen getragen. Früh wurde er von den Dichtern Simonides und Lasos unterwiesen. Sein Ruhm wurde so groß, daß er nicht nur bei kunstliebenden Herrschern, wie Hieron von Syrakus, in hoher Achtung stand, sondern daß auch das Volk von Athen ihn durch Ertheilung des Staatsgastrechts ehrte, eine Vergünstigung, die fast der Ertheilung des Bürgerrechts gleich stand. Ja, die Pythia befahl, ihn jedesmal zu dem mit den Theoxenien (einem Feste des Kastor und Pollux) in Delphi

Ibicus.

Digitized by Google

mächtigen. Vergebens bot ihnen Arion Alles dar, nur um sein Leben bittend.

mal zu dem mit den [illegible] Feste des Kastor und Pollux) in Delphi



Ibicus.

Digitized by Google

verbundenen Göttermahle feierlich einzuladen und ihm eben so viel zu opfern, wie dem Apollon. Diese Ehre ging sogar auf seine Nachkommen über, und bei der wiederholten Zerstörung Thebens durch die Spartaner und Alexander den Großen, wurde das Haus, in dem er gewohnt hatte, um ihn zu ehren, verschont. Erhalten sind von seinen Gedichten namentlich noch fünfundvierzig Hymnen auf Sieger in den öffentlichen Spielen zu Olympia, Delphi, Nemea und auf den Isthmus.

Zu solchen Hymnen gaben die öffentlichen Spiele vielfach Veranlassung. Die Sieger wurden in ihrer Heimath festlich empfangen, und auch der Jahrestag ihres Sieges, sowie andre öffentliche Feste gaben zu ihrer Verherrlichung immer wieder neuen Anlaß. Der Festzug bei der Rückkehr eines Siegers in die Heimath ging unmittelbar zum Tempel eines Gottes, um das Dankopfer darzubringen, unstreitig unter dem Gesange religiöser Lieder. Darauf folgte ein festlicher Schmaus, der dem Sieger öffentlich innerhalb des Tempelgebietes veranstaltet wurde. Die größeren Gesänge Pindars wurden ausgeführt durch einen Chor von Männern und Jünglingen, welche das ganze feiernde Volk repräsentirten, und waren mit Tanz verbunden, indem der Chor bei der Strophe auseinander trat und sich durch die Gegenstrophe wieder zum Ruhepunkt in der Epode zusammenzog. Zur musikalischen Begleitung wurde meist die Lyra, bisweilen die Flöte angewendet. Der Chorführer eröffnete den Gesang mit einem Gebete, einem Wunsche oder einer allgemeinen Andeutung des Hauptinhalts der Dichtung, worauf dann der Chor einfiel und ununterbrochen bis zum Schlusse sang, der wieder den Hauptgedanken der ganzen Dichtung meist in Form einer Ermahnung oder eines Lobes zusammenfaßte und von dem Chorführer allein vorgetragen wurde.

So singt Pindar im ersten pythischen Sieges-Hymnus auf Hieron, der im Wagenrennen gesiegt hatte:

Lasse das Edle nicht! Halt gerechtes
Steuer, zu lenken die Völker;
Schmiede die Zung' auf dem trugreinsten Amboß.
Sprüht davon auch Kleines falsch ab,
Eilet es groß in die Welt,
Als von Dir. Vor bist du gesetzt
Vielem. Viel auch schauen der Zeugen genau Beides.
Stets treu deinem blüthenreichen Muth,
Wofern zu vernehmen du stets durch alle Zeit
Süßen Ruf, laß mühen die Gabe dich nicht.
Freies Muths darum, Steuermann, dem Segel gieb
Schwellenden Winden dahin. Täusche niemals,
Lieber, der Trug des Gewinns dich. — —

und schließt dann mit den Worten:

Günstiges Glück ist erster Kampfpreis,
Edler Ruhm das zweite Loos dann;
Beides zugleich so ein Mensch
Es ersah und selber gewann,
Hat er den höchsten Kranz errungen.

Er preist aber in seinen Siegeshymnen nicht blos seine Helden, er blickt auch zurück in die große Vergangenheit; er vergleicht seine Helden mit den Heroen der mythischen Vorzeit ihres Stammes und ihres Volkes. Diese stellt er ihnen als Muster zur Nachahmung auf, und durch das Bild derselben sucht er sie zur Veredlung ihres eignen Characters zu begeistern. Vor Allem verherrlichte der Dichter die Gottheit, unter deren Schutz der Sieger den Preis gewonnen hatte, und auch das Vaterland desselben, das seinen Tugenden und Vorzügen einen solchen Bürger verdankte, durch den es gleichen Antheil am Siegesruhm hatte. Dieses aber erscheint ihm wieder nur als ein Glied der ganzen hellenischen Nation, über der nun schützend und Alles belebend die Gottheit waltet, so daß seine Gesänge wahrhafte Denkmäler für das ganze Volk wurden. Der nämliche fromme Sinn durchdringt auch seine Trauergesänge zum Preise geliebter und geehrter Verstorbener. Die schmerzvolle Klage erscheint in ihnen überwunden, durch den unerschütterlichen Glauben an die Unsterblichkeit, die dem Frommen den Lohn für seine Tugenden geben werde. So singt er:

Selig Loos erwartet Alle,
Wann sie von Noth das End' erlöset.
Zwar folgt der Leib Jedwedes der zwingenden Macht
Des Todes; doch lebendig bleibt zurück
Des Lebens Ebenbild; denn dieses allein entstammet von Gott
Und schläft, indeß Müh' duldet der Leib.
Doch den Schlafumfangnen zeigt in vielen Träumen
Es oft die Wahl zwischen leis' annahenden Leiden und Glück.

Ueberhaupt war Pindar der größte Meister auf allen Gebieten der lyrischen Dichtkunst. Horaz, der größte lyrische Dichter Roms, vergleicht ihn mit einem Schwan, der seinen Flug hoch zu den Wolken erhebt, während er selbst nur der emsigen Biene vergleichbar sei, die, mühsam von Blume zu Blume fliegend, den Honig sammelt. Ihm nachzuahmen, bezeichnet er als ein tollkühnes, vergebliches Beginnen. Einem Freunde, der dem Pindar versicherte, daß er ihn überall rühme, gab dieser die schöne Antwort: Nimm dafür zum Dank, daß ich dein Lob zur Wahrheit mache. —

Pindar starb in seinem achtzigsten Jahre. Auf seine Frage an das Orakel, was das höchste Gut für den Menschen sei, war ihm die Antwort geworden: er werde es bald selbst deutlich an sich erfahren! — Da bereitete er sich zum Tode, und noch in demselben Jahre, als er im Theater, wahrscheinlich zu Argos war, entschlief er sanft und schmerzlos, auf den Schooß seines Lieblings Theoxenos gelehnt. Seine Gattin und seine Töchter brachten seine Asche nach Theben, wo ihm im Gymnasium ein Denkmal errichtet wurde. Nur kurz vor seinem Tode dichtete er einen Hymnus auf die Göttin der Unterwelt, fromm und würdig sein Leben damit beschließend.

Die Sitte, Gastmähler und Trinkgelage durch Gesang zu verherrlichen, erzeugte bei den Hellenen eine besondere Dichtungsgattung, die Skolien. Schon bei Homer fehlte bei der Tafel der Fürsten und Edlen der Sänger nie, und das Lob der Götter und Heroen erhöhte die Freude des Mahles. Es wurden Hymnen auf die Götter gesungen, um dem sinnlichen Genuß dadurch eine höhere Weihe zu verleihen, und um zu verhüten, daß die heitere Freude in übermüthige Ausgelassenheit ausarte. Diesen uralten Gebrauch behielt man auch in späteren Zeiten bei; bald jedoch fanden im Gesange beim frohen Mahl auch Witz und Scherz Eingang, und so entstanden mancherlei Arten heitrer Gesänge, unter denen außer den eigentlichen Trinkliedern, die entweder von Einzelnen oder auch von Allen im Chore gesungen wurden, besonders die Skolien genannt werden. Bei dem Vortrage der letzteren reichten die geübtesten Sänger sich gegenseitig die Lyra oder einen Lorbeer- oder Myrtenzweig über die Tafel zu, oder derselbe ging auch der Reihe nach herum, und wer ihn annahm, mußte, sich an den vorigen Sänger anschließend, durch einen schönen Gesang die Tischgenossen erfreuen. Der Inhalt dieser aus dem Stegreif gesungener Lieder war ein äußerst mannigfaltiger. Anfangs war derselbe ernster, einen Sittenspruch oder eine religiöse Beziehung enthaltend, und wenn diese Gesänge später auch mehr heitrer, scherzender Laune Raum gaben, so galt doch ein geistreiches Wort, eine sittliche Ermahnung immer für das beste Skolion. Götter und Helden, Freundschaft und Tugend, Freiheit und Vaterland wurden eben so besungen wie die harmlosen Freuden eines heiteren, sinnigen Lebensgenusses, und die größten lyrischen Dichter zeichneten sich auch in der Skolienpoesie aus.

Als eine beliebte Dichtungsart sind noch die Fabeln zu erwähnen. Der älteste hellenische Dichter, bei dem sich ein Beispiel derselben befindet, ist Hesiod. Zu allen Zeiten wurden dem Volke Lehren in solcher Einkleidung mit dem größten Erfolge vorgetragen. So erzählte Stesichorus den Bewohnern seiner Vaterstadt Himera in Sicilien, als sie den Tyrannen Phalaris, den sie zu Hülfe gerufen und zum Oberfeldherrn gewählt hatten, auch eine Leibwache geben wollten, eine Fabel von einem Pferd und einem Hirsche, die sich um einen gemeinsamen Weideplatz stritten. Das Pferd rief gegen seinen stärkeren Gegner den Menschen zu Hülfe, der ihm Zügel anlegte. Zwar wurde der Hirsch besiegt; aber vergebens suchte das Pferd wieder von Reiter und Zügel befreit zu werden. Sie möchten sich vorsehen, daß ihnen nicht Aehnliches begegne. Den Zügel hätten sie schon, da sie Phalaris zum Feldherrn gewählt, wenn sie ihm nun noch eine Leibwache gäben, wollten sie seine Knechte werden. — Seine Warnung hatte, wie es scheint, Erfolg, und seine Vaterstadt blieb von der Herrschaft des Phalaris verschont.

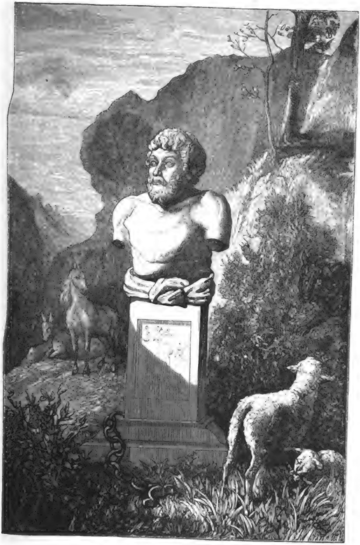
Der berühmteste griechische Fabeldichter ist

Aesop.

Von seinen Lebensumständen wissen wir

Ueberhaupt war Pindar der größte Meister auf allen Gebieten der lyrischen Dichtkunst. [illegible]

dem Vortrage der letzteren reichten die geübtesten Sänger sich gegenseitig die Lyra



Aesop's Büste.

Digitized by Google

nur wenig. Gewiß ist es, daß er ein Sclave war, wahrscheinlich, daß er aus Phrygien stammte. Er diente mehreren Herren. Von dem letzten derselben frei gelassen, soll er an den Hof des Königs Krösus gekommen sein, der ihm so großes Vertrauen schenkte, daß er ihn zu mehreren Gesandtschaften benutzte. Auf einer derselben nach Delphi wurde er von den dortigen Priestern, die sich durch ihn beleidigt glaubten, um 560 v. Chr. ermordet. Die Götter aber, sagte man, liebten ihn so, daß sie ihm das Leben wieder schenkten. Die im Alterthum weit verbreitete Meinung, daß er klein und bucklig gewesen sei, entstand wohl nur daher; daß in seinen Fabeln zum Theil, wie in denen früherer Dichter, das Lächerliche vorwaltete, während er in andern freilich nur ermunternde oder abschreckende Beispiele aufstellt, wie die späteren Fabeldichter. Das Lächerliche seiner Dichtungen übertrug man nun auf seine äußere Erscheinung. Uebrigens hat er seine Fabeln schwerlich selbst aufgeschrieben; sie lebten aber lange fort im Munde des Volkes und wurden nachher durch vielfache Sammlungen erhalten, in denen jedoch vieles Fremde dem Aesop untergeschoben ist. Welch hoher Werth ihnen zu allen Zeiten beigelegt wurde, geht unter Anderem daraus hervor, daß der weise Sokrates sich im Kerker damit beschäftigte, die äsopischen Fabeln, die er im Gedächnisse hatte, in Verse zu bringen, und daß eben so Luther sechszehn derselben ins Deutsche übersetzt hat.

Die Fabel gehört in gewisser Beziehung mit zu dem Lehrgedichte, welches aus der dichterischen Verbindung von Denksprüchen (Gnomen) entstanden ist, in welchen weise Männer ihre Betrachtungen über Welt und Menschen aussprachen. Solche Gnomen finden wir bei den Hellenen in großer Zahl. Sie enthalten kluge Lebensregeln, ermahnen, daß man in Allem Maß halten und die Leidenschaften überwinden solle, warnen vor falschen Freunden, klagen über Mangelhaftigkeit und Unsicherheit menschlicher Rathschläge u. s. w. und sind zum Theil von hohem sittlichen Gehalt.

Durch solche Denksprüche zeichneten sich auch die sogenannten sieben Weisen aus, die sich zum Theil zugleich als Staatsmänner und Gesetzgeber um ihr Vaterland große Verdienste erworben. Ihre Namen, wie sie gewöhnlich angegeben werden, sind in folgenden Versen enthalten:

„Maß zu halten, ist gut,“ das lehrt Kleobulos von Lindos;*
„Jegliches vorbedacht,“ heißt Ephyra's** Sohn Periander;
„Wohl erwäge die Zeit,“ sagt Pittakos von Mitylene;
„Mehrere machen es schlimm,“ wie Bias meint von Priene;***
„Bürgschaft bringet dir Leid,“ so warnt der Milesier Thales;
„Kenne dich selbst!“ so gebeut der Lacedämonier Chilon;
Endlich. „Nimmer zu sehr!“ befiehlt der Kekropier Solon.

Einige andre Aussprüche, die unter ihrem Namen aufbewahrt sind, ohne daß es jedoch gewiß wäre, von wem unter ihnen die einzelnen Worte herrühren, sind folgende:

Kleobis: Sei im Glück nicht übermüthig und im Unglück nicht muthlos!

Thue dem Freunde Gutes, damit er es bleibe, dem Feinde, damit er es werde!

Sei mehr ein Freund vom Hören als vom Reden!

Periander: Thue nichts um des Geldes willen!

Pittakos: Verzeihen ist besser als Rache!

Bias: Unglücklich ist, wer Unglück nicht zu ertragen weiß.

Die Weisheit ist der schönste Besitz.

Unter den wilden Thieren ist der gefährlichste der Tyrann, unter den zahmen der Schmeichler.

Thales: Erkenne dich selbst!

Sich selbst erkennen, ist schwer, leicht aber ist's, Andern gute Lehren zu geben.

Auf die Frage, ob die Thaten des Menschen den Göttern verborgen bleiben, antwortete Thales: Nicht einmal die Gedanken!

Solon: Gehorche, bevor du regieren willst!

Ueber Periander wird verschiedenartig

*) Einer Stadt auf Rhodos.
**) Der alte Name von Korinth.
***) Die Stadt lag in der Nähe von Milet.

berichtet; die Einen loben ihn in eben dem Maße, in dem die Andern ihn tadeln. Nach Herodot war er in seiner ersten Zeit ein milder Herrscher; seit er aber mit Thrasybul verkehrte, wurde er blutdürstig. Er sandte einen Herold zu Thrasybul und ließ ihn fragen, was ein König zu thun habe, um seiner Regierung Festigkeit zu geben. Thrasybul führte den Herold auf ein bebautes Feld, und indem er ihn immer wieder von vorn über den Zweck seiner Sendung befragte, riß er fortgesetzt die hervorragendsten Aehren ab, ohne ihm mit Worten eine Antwort zu ertheilen. Der Herold, nach Korinth zurückgekehrt, erstattete dem Könige Periander Bericht über seine Sendung, indem er hinzufügte, Thrasybul sei ihm wie ein Verrückter vorgekommen. Periander aber verstand den Wink und begann von da ab seine Verfolgungen gegen die Häupter des Adels. Bei Aristoteles ist die Sache gerade umgekehrt: Thrasybul ist der Fragende, und Periander ertheilt in der oben bezeichneten Weise Rath. Sicher scheint zu sein, daß Periander es für unerläßlich hielt, die hervorragenden Geschlechter niederzubeugen. Ob er zu seinen Maßnahmen einzig durch Herrschsucht und Mißtrauen gedrängt wurde, oder ob Versuche von Seiten der Bezeichneten stattfanden, ihn zu verdrängen, und er sich einzig von den Forderungen der Selbsterhaltung leiten ließ, ist nicht ersichtlich. Daß er jähzornigen Gemüths war, leidet keinen Zweifel; seine Gemahlin Melissa, die er zärtlich liebte, tödtete er in einem Wuthanfalle. Dem Volke war er ein milder Herrscher; eben so sicher ist es, daß er ein begeisterter Förderer der Kunst und Wissenschaft war. Lange Zeit lebte an seinem Hofe der berühmte Sänger Arion von Methymnas. Dem Könige Periander wurden noch andere Denksprüche, als die oben bezeichneten, zugeschrieben, z. B.: Halte, was du versprochen hast! — Hüte dich, im Gespräche deine Geheimnisse zu verrathen! — Strafe nicht bloß die, welche sich vergangen haben, sondern auch die, welche sich vergehen wollen! — Auch freiwillig der Gewalt entsagen, bringt Gefahr!

Die Einen rechnen ihn zu den sieben Weisen, die Andern nicht; unbestritten wurden denselben nur Thales, Solon, Pitakos und Bias zugezählt. Statt des Periander wird von Plato der Malier Myson genannt. Von Andern werden an Stelle des Kleobelos und des Chilon aufgeführt: Pythagoras und Pherekydes von Syrus; noch Andre führen als zu den sieben Weisen gehörend auf: Aesop, Aristodemos von Sparta, Akusilaos von Argos, Pisistratus von Athen und den Scythen Anacharsis.

Plutarch erzählt von einem Gastmahle der sieben Weisen, das am Hofe des Periander stattgefunden und bei dem die Unterhaltung der erhabendsten Lehrsätzen der Philosophie gegolten habe.

Wir geben eine bildliche Darstellung dieses Gastmahls. Periander und seine Gemahlin Melissa nehmen den Ehrenplatz ein. Die der Gestalt nach hervorragendsten Personen zur Linken sind Pitakos und Solon. Dem Letzteren zu Füßen sitzt Aesop. Die Uebrigen sind Bias, Anacharsis, Pisistratus und Kleobulos.

Die Verantwortlichkeit für die Behauptung, es seien die Genannten einmal an dem Hofe des Periander beisammen gewesen, haben wir Plutarch zu überlassen.

Gedenken wir noch insbesondere des

Pythagoras,*

der sich nicht einen Weisen, sondern einen „Philosophen," d. h. einen Freund der Weisheit" nannte.

Pythagoras und seine Schüler (der Geschichtsschreiber vermag nicht genau zu unterscheiden, was dem Meister und was den Schülern gehört) strebten durch Weisheit und Tugend zur Glückseligkeit, zur wahren Sittlichkeit emporzuheben und das im Menschen liegende Göttliche aus dem Menschen plastisch herauszuarbeiten.

Die Schule, welche Pythagoras stiftete, sollte auf Harmonie des Denkens, Fühlens und Wollens gegründet, eine auf sittliches Gleichgewicht gebaute große Schule sein. Daher verfuhr er bei der Aufnahme in dieselbe sehr sorgfältig; er mißbilligte die Mittheilung der Wissenschaft an Jeden, mochte er dazu fähig sein oder nicht. Er ließ Niemanden eintreten, ohne vorher den Kopf und namentlich das Antlitz

* Nach C. Schmidt, Geschichte der Erziehung. C. Wernicke, Geschichte des Alterthums.

Digitized by Google

berichtet; die Einen loben ihn in eben dem Maße, in dem die Andern ihn tadeln.

Weisen, die Andern nicht; unbestritten wurden denselben nur Thales, Solon,

Gastmahl der sieben Weisen.

Digitized by Google

desselben untersucht und aus dem Benehmen und Betragen die Gemüthsart, die geistige Anlage und die Bildungsfähigkeit erkannt zu haben.

War ein Schüler nach der Prüfung als fähig befunden, so mußte er drei Jahre hindurch die Lehrlingsstellung durchmachen. Das war die Zeit des Schweigens, die Prüfungszeit, die Zeit der Seelenreinigung. Den Vorträgen hörten solche Zöglinge schweigend zu. Lernen mußten sie, was man sie lehrte, und sich dabei aller Fragen enthalten. Des persönlichen Umganges mit dem Meister entbehrten sie gänzlich, und selbst in den Lehrstunden war ihnen der Anblick desselben nicht vergönnt, da er während seiner Vorträge von ihnen durch einen Vorhang getrennt und nur von dem Kreise seiner gereiften Schüler umgeben war.

War die Lehrlingszeit, das Leben als Exoteriker, zur Zufriedenheit des Pythagoras überstanden, so trat der lang ersehnte Freudentag der Aufnahme in den Kreis der Exoteriker, der engeren Schüler, ein.

Der Zögling ward für mündig erklärt, durfte das Gehörte niederschreiben, seine eigenen Gedanken aufzusetzen, über seine Studienreden und über Mißverstandenes um Erklärung bitten. Die Weisheit, welche die Zöglinge vernahmen, war strenge Sittenlehre, in Spruchform gefaßt; und dieser Sittenlehre war aufs Entschiedenste ein religiöser Charakter aufgeprägt.

Pythagoras wollte mit Hülfe der Religion eine Reform des sittlichen Lebens bewirken: dazu schuf er seine Pflanzenschule der Frömmigkeit und der Sittenstrenge, der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Ordnung, des Gehorsams gegen Obrigkeit und Gesetz, der Freundestreue und aller den Tugenden, die zum Wesen des echten Griechen gehörten. Darum auch legte er so hohen Werth für die Erziehung auf die Musik, weil sie die Leidenschaften beherrsche und den Sinn und das Gemüth reinige und läutere, — so wie auf Mathematik, die den jugendlichen Geist in die streng wissenschaftliche Zucht nehme. Die allgemeine Vervollkommnung setzt sich nach der Meinung des Pythagoras auch noch nach dem Tode fort, indem die Seelen, die nichts als ein Ausfluß der einen Gottheit sind, welche das ganze Weltall belebt und regiert, durch eine Seelenwanderung zur Unsterblichkeit gelangen.

So trat dann Pythagoras nicht sowohl als Lehrer einer neuen Weisheit, sondern als Verkündiger eines neuen Gottesdienstes und eines neuen Lebens auf, der seine Schüler dem Dienste des reinen Gottes der Harmonie weihete.

Die Harmonie des Leibes und die harmonische Stimmung der Seele, — aus der Vielheit und Zerstreuung des Lebens in die Einheit und innere Ruhe hinabzusteigen: das war das Ziel der Schüler des Pythagoras.

Und das suchten sie durch ihre tägliche Beschäftigung zu erreichen. An jedem Morgen beriethen sie, was den Tag über gethan werden solle; an jedem Abend untersuchten sie, ob und wie es geschehen sei. „Was hab' ich verfehlt, was recht gethan, was pflichtwidrig unterlassen?“ Das waren die Fragen, die sie sich vorlegten.

Mit Aufgang der Sonne erhob man sich vom Lager und brachte der Königin des Tages die ihr gebührende Verehrung dar. Hierauf wurden Stellen aus Homer und andern Dichtern vorgelesen, oder ward eine Musik aufgeführt, um die Kräfte des Geistes zu wecken und das Gemüth für das Heilige zu begeistern.

Darauf wurden mehrere Stunden den ernsten Studien gewidmet. Nach einer kurzen Erholung, die nun eintrat, begab man sich gemeinsam zum Behuf frommen Nachdenkens und lehrreicher Unterhaltung auf einen Spaziergang. Nach der Rückkehr wurden vor dem Mittagsmahle gymnastische Uebungen angestellt. Das nun folgende Mittagsmahl bestand in Brot, Honig und Wasser. Der Nachmittag wurde den öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, der gegenseitigen Mittheilung, dem Bade, religiösen Uebungen und Selbstprüfungen bestimmt.

Untereinander lebten die Mitglieder des Bundes in innigster Freundschaft, und die jüngeren waren folgsam den Anordnungen der älteren. Sie durften sich auch im Scherz nie betrügen, denn, sagte Pythagoras, unser Freund ist unser anderes

Selbst. Der Grundton des Zusammenlebens sollte, wie im Universum, die höchste Uebereinstimmung, die aufrichtigste Einheit, die reinste Harmonie sein, — überall Liebe und Wohlwollen das Scepter führen, — Verdruß und Streit in weitester Ferne bleiben. Harmonie des Leibes und Geistes, Harmonie im Denken, Fühlen und Wollen, Harmonie zwischen Lehrern und Schülern, Harmonie aller Menschen unter einander durch Liebe und Freundschaft, Harmonie endlich zwischen Menschen und Göttern: das war's, was Pythagoras wollte.

Pythagoras wirkte mit seiner Schule besonders von Kroton in Großgriechenland aus. Durch ihre Verdienste gelangten die Mitglieder des Bundes zu den höchsten Staatsämtern, und es bildete sich so eine wahre Aristokratie, d. h. eine Herrschaft der Edelsten und Besten, aus. Auch aus Taras und andern benachbarten Staaten traten Zöglinge in diese „Schule von Staatsmännern" ein, und Kroton, so wie die andern Städte, in deren Lenkern der Geist des Pythagoras waltete, soll damals eine Zeit der Jugend und des Glückes genossen haben, wie weder später noch zuvor.

Doch auch gegen diesen schönen Bund erwachte endlich die Feindschaft und der Neid. Kylon, ein herrschsüchtiger Mann, dem die Aufnahme in den Bund verweigert worden war, stellte sich an die Spitze des niederen Volkes in Kroton, welches nach Vertheilung der Aecker begierig war. Das Versammlungshaus, in welchem sich die Häupter des Bundes befanden, wurde gestürmt und in Brand gesteckt. Alle dort befindlichen Mitglieder bis auf zwei wurden getödtet, und auch in andern Städten, in welchen der Bund Eingang gefunden hatten, wurde derselbe auf gleiche Weise verfolgt. Pythagoras, der schon vor Sprengung des Bundes Kroton verlassen hatte, starb bald darauf in seinem achtzigsten Jahre.

Das Wirken des Bundes war über die Staaten dahin gegangen wie ein kurzer, schöner Frühling, in welchem sich alle Vollkommenheit, deren die Hellenen als Menschen und Bürger fähig waren, mit jugendlicher Frische entfaltet hatte. Aber die Lehre des Pythagoras war nicht mit dem Bunde zugleich vernichtet. Die zerstreuten Mitglieder desselben verbreiteten sich über Unteritalien, Griechenland und Kleinasien, und überall hin brachten sie die Lehren ihres Meisters, die von ihnen weiter entwickelt wurden, und denen sie durch ihre Tugenden Eingang verschafften. Namentlich wirkten sie auch als Aerzte und trugen in solcher Weise viel dazu bei, daß die Heilkunst, welche bisher nur als Geheimniß im Besitze der priesterlichen Geschlechter gewesen war, vervollkommnet und zur Wissenschaft erhoben wurde.

Siebentes Buch.

Die Perserkriege.*

Aufstand der ionischen Griechen.

Die Perserkriege, in denen das größte Volk dem kleinsten, das mächtigste — der Zahl nach mächtigste — dem schwächsten im ungleichsten Kampfe unterlag, machen nicht nur in der Geschichte von Griechenland und Persien, sondern in der Weltgeschichte überhaupt Epoche. Sie lehren, wie unendlich weit die moralischen Kräfte eines Volkes dem physischen und numerischen Uebergewichte eines andern überlegen sind, und wie thöricht es sei, nur Zahlen gegen Zahlen zu setzen, nur zu messen und nicht zu wägen. Sie lehren, daß die Armuth über den Reichthum absiegt,

* Nach Hesse, Vorlesungen, Geß, Das alte und neue Griechenland, F. Bäßler, Hellenischer Heldensaal, Köhnhorn, Geschichte der Griechen, Jacobs, Hellas.

Digitized by Google

und daß die Vermehrung der Reichthümer ein gefährliches Geschenk sei, das nur zu oft den Verlust der Freiheit nach sich zieht.

Kurz vor dem Anfang dieses Zeitraums hatten die Perser, ein armes Bergvolk, unter der Führung eines klugen und kühnen Eroberers, die Herrschaft der reichen Meder gestürzt, mit einem Schwertstreich die Lydier, die Herren von Kleinasien, unterworfen, den Reichen Babylon und Assyrien dasselbe Schicksal bereitet und das an den südlichen Küsten des Mittelmeeres wohnende Handelsvolk, das reichste der Welt, die Phönicier, zur Ergebung gezwungen. Selbst reich geworden, verließ sie der Sieg. Ein armes und beschränktes Volk stieß ihre zahllose Heere mit Schmach zurück und erniedrigte in Kurzem den persischen Stolz so sehr, daß er Gesetze von ihnen annehmen, das Mittelmeer auf ihren Befehl gänzlich verlassen mußte und selbst nicht mehr die Küsten Kleinasiens mit seinen Heeren betreten durfte.

Die kleinasiatischen Griechen waren (mit Ausnahme der Inselbewohner) nach und nach von den lydischen Königen unterworfen worden. Doch hatten die Sieger den griechischen Colonien ihre innere Verfassung gelassen, auch war nur ein leichter Tribut von ihnen eingezogen worden. Nach der Niederwerfung des lydischen Reiches, durch Cyrus, waren aber die ionischen Städte dem persischen Reiche förmlich einverleibt worden, nur den Milesiern hatte Cyrus die unter Krösus geltenden Bedingungen zugestanden.

Dadurch war die Lage der Jonier drückend geworden, sie hatten Zwingherren (Tyrannen) erhalten, die im persischen Solde stehend, sie überwachten. Von da ab war der Wohlstand fortgesetzt gesunken. Mit dem Sinken der Kräfte und Mittel aber hatten die Forderungen der Sieger an sie in gleichem Grade zugenommen. Außer dem regelmäßig zu entrichteten Tribute, mußten sie die glanzvolle Hofhaltung der kleinen Herrscher bestreiten und Heeresfolge leisten. Letztere war um so drückender, da die Last, Flotten auszurüsten, statt den Phöniciern jetzt den Joniern aufgebürdet wurde, so namentlich auf dem Zuge des Darius gegen die Scythen.

Histiäus, Tyrann von Milet, welcher bei dieser Gelegenheit den Darius durch Erhaltung der Brücke über die Donau gerettet hatte war für seine Ergebenheit von dem Perserkönige mit einer Landschaft am Flusse Strymon belohnt worden.

Hier gründete er eine neue Herrschaft, die wegen ihres schnellen Emporblühens den Argwohn und den Neid des Satrapen Megabazus erregte. Er stellte dem Darius den Histiäus als einen klugen und unternehmenden Mann dar, der bei Zunahme seiner Macht leicht der persischen Herrschaft gefährlich werden könne.

Darius berief den Histiäus nun an seinen Hof, unter dem Vorwande, des Rathes eines so klugen und erfahrenen Mannes stets bedürftig zu sein, in der That aber, um ihn in einem glänzenden Gefängnisse zu halten. Um jedoch seine Absicht zu verdecken, setzte Darius den Aristagoras, einen Schwiegersohn des Histiäus, an dessen Stelle und erhob ihn damit zum Machthaber von Milet.

Aber auch dem Aristagoras brachte das Herrscheramt in Milet kein Glück. Eine bedrängte Partei auf der Insel Naxos bat ihn um Hülfe. Aristagoras drückte dem Könige den Wunsch aus, den Bedrängten beistehen zu dürfen. Er erhielt die Genehmigung dazu, und es ward ihm der Perser Megabates mit zweihundert Schiffen beigegeben.

Unterwegs entzweieten sich Beide, indem es der stolze Perser nicht ertragen konnte, unter einem Jonier zu stehen. Ihre Uneinigkeit ging so weit, daß Megabates, um dem Aristagoras den empfindlichsten Schaden zuzufügen, den Bewohnern von Naxos verrieth, daß sie in der Gefahr schwebten, überrumpelt zu werden. Die Naxier rüsteten sich nun in aller Eile und trafen derartige Vertheidigungsanstalten, daß die feindliche Flotte nach einer viermonatlichen Belagerung sich zurückziehen mußte.

Aristagoras gerieth dadurch in die äußerste Verlegenheit, denn auf ihn fielen nicht nur die Kosten des mißlungenen Zuges, sondern er mußte auch im Amt und Leben besorgt sein. In dieser Noth kam er auf den Gedanken, sich gegen den König zu empören, weil er keinen andern

Ausweg sah, seinem Verderben zu entrinnen.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so empfing er eine Botschaft von seinem Schwiegervater Histiäus, der ihm dasselbe anrieth.

Zwar war es Arglist, was diesen bewogen hatte, seinem Schwiegersohne einen solchen Rath zu ertheilen, denn Histiäus, der einige Jahre am persischen Hofe sich hatte aufhalten müssen, war dieser Lebensart so überdrüssig und wünschte so sehnlich in sein Vaterland zurückzukehren, daß er es als das wahrscheinlichste Mittel ansah, zu seinem Zweck zu gelangen, wenn er einen Aufruhr in Ionien erregen könnte. Er hoffte, in solchem Falle den Darius zu überreden, daß er ihn, den Aufruhr zu dämpfen, in sein Vaterland senden würde, wie er sich in dieser Hoffnung denn auch wirklich nicht betrog.

Sobald Aristagoras sein Vorhaben durch den Rath des Histiäus gebilligt sah, theilte er solches den vornehmsten Ioniern mit, die er auch insgesammt geneigt fand, seinen Absichten beizutreten.

Indessen sagte er sich, daß die Stärke, der Muth und die Begeistrung der kleinasiatischen Griechen nicht hinreichen würden, sich von dem Perserjoche loszureißen, daß ihnen vielmehr die Theilnahme und Unterstützung ihrer europäischen Brüder nöthig sei.

Er begab sich nun zunächst nach Sparta. Hier fand er gerade die Bürger mit ihren beiden Königen auf dem Markte versammelt. Nachdem er ihnen sein Gesuch mit vieler Beredtsamkeit vorgetragen hatte, fragten sie ihn, wie weit es vom Meere bis nach Susa, der Residenz des Darius, sei. Man brauche etwa drei Monate zur Reise, war seine Antwort. Da riefen sie ihm zu: O Freund von Milet, mach', daß du noch vor Sonnenuntergang aus unserer Stadt kommst!

Aristagoras wollte jedoch sein Vorhaben nicht sogleich aufgeben. Er folgte dem Könige Kleomenes in sein Haus, um noch ein anderes Mittel zu versuchen, ihn auf seine Seite zu bringen, nämlich durch Geschenke. Zuerst bot er ihm zehn Talente, nach unserm Gelde ohngefähr 10,000 Thaler, und stieg dann hinauf bis zu fünfzig Talenten. Gorgo, die Tochter des Kleomenes, ein Kind von acht Jahren, die ihr Vater im Zimmer gelassen hatte, weil er von einem Mädchen dieses Alters nichts besorgen zu müssen vermeinte, rief ihm zu, als sie diese Vorschläge hörte: Fliehe, mein Vater, rette dich, dieser Fremdling will dich bestechen! — Kleomenes mußte lachen, aber er verließ das Gemach, und Aristagoras mußte unverrichteter Sache von Sparta abziehen.

Aristagoras begab sich nun nach Athen und fand hier eine seinen Wünschen günstigere Stimmung. Die Athener waren erbittert über die Perser, die an sie die Forderung gestellt hatten, den verbannten König Hippias wieder aufzunehmen. Nachdem nun Aristagoras ihnen seine Sache vorgetragen hatte, beschlossen sie, ihm eine kleine Flotte von zwanzig Schiffen zu Hülfe zu senden. Der Beschluß wurde auch unmittelbar darauf ins Werk gesetzt.

Als die Flotte an der ionischen Küste erschien, erhoben sich die Ionier, und die vereinten Flotten segelten nach Ephesus. Dort wurde die Kriegsmannschaft ausgeschifft; sie überschritt das Gebirge Tmolus und erschien ganz unerwartet vor den Mauern von Sardes. Die Stadt wurde ohne Widerstand genommen, der persische Satrap Arthaphernes mußte sich begnügen, die Burg zu vertheidigen. Die meisten Häuser der Stadt waren mit Schilfrohr gedeckt, und so geschah es, daß durch ein einziges Haus, welches ein Krieger in Brand steckte, die Flamme sich überall ausbreitete, und die ganze Stadt in Asche sank.

Da nun aber die Ionier vernahmen, daß eine starke Heeresmacht gegen sie anrücke, traten sie eilfertig ihren Rückzug an und müheten sich, ihre Schiffe zu erreichen. Sie wurden aber unterwegs von dem Feinde erreicht und erlitten große Verluste. Die Athener, die die Lust an dem Kampfe verloren hatten, zogen nach Hause.

Aristagoras zweifelte jetzt gänzlich an einem glücklichen Ausgange des Kampfes. Feigen Herzens entzog er sich einem Unternehmen, dessen Urheber er gewesen war, und unter dem Vorwande, den Bürgern von Milet, wenn sie im Kampf unterliegen sollten, eine sichre Zufluchtsstätte zu eröffnen, begab er sich mit

einigen Vertrauten nach Thracien, wo er bald darauf von den Eingebornen erschlagen ward.

Die persische Macht zog sich um Milet zusammen, und es kam zu einer heißen Schlacht, in der die Perser den Sieg errangen. Die Mauern der Stadt wurden stürmend erstiegen, die Bürger niedergehauen, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft nach Susa gesandt. Histiäus hatte sich an dem Kampfe gegen die Perser betheiligt. Er fiel in die Hände des persischen Satrapen Arthaphernes, der ihn kreuzigen ließ und darauf seinen Kopf nach Susa sandte.

Damit war der Aufstand der Ionier, durch den sie gehofft hatten sich vom persischen Joche zu befreien, niedergeschlagen. Doch war das Geschehene nur ein Vorspiel gewaltigerer Ereignisse.

Mardonius.

(491 v. Chr.)

Die Ionier hatten ihre Strafe für die Einäscherung der Stadt Sardes empfangen, doch schwur Darius, auch ihre Helfer, die Bürger von Athen, zu züchtigen. Als ihm die Kunde von dem Untergange der Stadt geworden war, hatte er einen Pfeil in die Luft geschossen und den Himmel angefleht, ihm zur Rache an Athen zu verhelfen, auch hatte ihm von da ab ein Diener täglich bei der Mahlzeit zurufen müssen: „Herr, gedenke der Athener! — Dazu kam noch, daß der aus Athen vertriebene Hippias, der jetzt am persischen Hofe lebte, nichts unterließ, was den Zorn des Königs gegen die Athener mehr noch zu entflammen vermochte.

Es war im achtundzwanzigsten Jahre seiner Regierung, als Darius beschloß, nicht Athen allein, sondern ganz Griechenland mit Krieg zu überziehen, um es seiner Herrschaft zu unterwerfen. So ungerecht dieses Unternehmen an sich selber war, das nur in der Eroberungssucht dieses Monarchen, nicht aber in einer billigen Beschwerde über das griechische Volk seinen Grund hatte, so unglücklich war er auch in der Wahl eines Heerführers, dem er diesen wichtigen Kriegszug auftrug.

Denn er rief alle seine alten erfahrenen Feldherren zurück und gab den Oberbefehl bei einer so schwierigen Unternehmung einem jungen Krieger, Namens Mardonius, der zwar aus einem edlen Geschlechte herstammte, für sich selbst aber kein persönliches Verdienst weiter besaß, als daß er eine Tochter des Königs geheirathet hatte. Dies machte ihn zwar zu einem Lieblinge des Darius, verlieh ihm aber keine von den Einsichten und Fähigkeiten, wie sie zur Ausführung einer schwieriger Unternehmung erforderlich waren.

Zwar schien der Anfang des Zuges Glück zu verheißen, denn nachdem Mardonius mit dem Heere zu Lande nach Thracien gegangen und in Macedonien eingebrochen war, unterwarf sich dies ganze Land in der ersten Bestürzung seiner Gewalt. Bald aber begann Unheil ihn zu verfolgen. Seine Flotte, die, um Macedonien zu erreichen, den Berg Athos umschiffte, ward von einem heftigen Sturmwinde heimgesucht, so daß mehr als dreihundert Fahrzeuge und über zwanzigtausend Mann dabei zu Grunde gingen.

Zu gleicher Zeit erlitt das Landheer eine nicht minder bedeutende Niederlage. Denn da dasselbe an einem sehr ungünstigen Orte ein Lager aufgeschlagen hatte, ward es zur Nachtzeit von den Thraciern überfallen, die unter den Persern ein großes Blutbad anrichteten. Mardonius selbst empfing bei dem Kampfe eine Wunde.

Diese Unglücksfälle nöthigten ihn, nach Asien zurückzugehen und die Schande so wohl als die Kränkung mitzunehmen, daß ihm sein Feldzug gänzlich mißlungen war.

Darius ward nur zu spät inne, daß die Jugend und Unerfahrenheit des Mardonius zumeist an der Niederlage des Heeres Schuld wäre; er setzte an seine Stelle zwei andre Feldherrn, Datis, einen geborenen Meder, und Arthaphernes, den

Sohn seines Bruders gleichen Namens. Durch diese meinte der König nun ernstlich sein großes Vorhaben auszuführen: Athen zu züchtigen und das ganze Griechenland seiner Herrschaft zu unterwerfen.

Miltiades, Themistokles und Aristides.

Um uns von dem Heldenmuthe der Athener, die unter den Griechen allein den ersten Anfall der Perser bei Marathon auszuhalten hatten, eine richtige Vorstellung machen zu können, müssen wir zuerst Einiges aus dem Leben derjenigen Männer vorführen, die an diesem großartigen Kampfe den vornehmsten Antheil hatten.

Athen zeigte sich, nachdem es von dem Joch der Knechtschaft, das es länger als dreißig Jahre unter Pisistratus und seinen Söhnen getragen hatte, frei geworden war, von einer ganz andern Seite, als unter seinen Tyrannen, denn seine Bürger zeichneten sich durch unerschrockenen Muth eben so sehr als durch große Einsicht aus. Unter diesen war Miltiades, der Sohn des Cimon, eines vornehmen Atheners, der berühmteste in diesem Kriege gegen die Perser.

Das Ansehen, das Miltiades schon vor den Perserkriegen bei seinen Mitbürgern genoß, gründete sich nicht minder auf eigenes Verdienst als auf den Ruhm seiner Abkunft. König Kodros, der sich so heldenmüthig für sein Volk geopfert hatte, war einer seiner Ahnen. Sein Oheim Miltiades, von welchem er selber den Namen führte, hatte sich eine ansehnliche Herrschaft im thracischen Chersonesos an den Ufern des Hellespontes gegründet. Nach dem Tode dieses älteren Miltiades übernahm seines Bruders Cimon Sohn, Namens Stesagoras, die Herrschaft. Cimon lebte in Athen und fiel daselbst durch Meuchelmord auf Anstiften der Söhne des Pisistratus, welche neidisch darüber waren, daß er dreimal mit denselben Rossen den Sieg zu Olympia gewonnen hatte. Als nun auch Stesagoras gestorben war, sandten die Söhne des Pisistratus seinen jüngeren Bruder Miltiades nach Chersonesos, um die daselbst erledigte Herrschaft zu übernehmen (etwa 518 v. Chr.)

Miltiades zeigte sich sogleich tüchtig in seinem Amt. Durch List und Muth wußte er seine Herrschaft zu befestigen. Bald darauf vermählte er sich mit Hegesipyle, der Tochter des Thracierkönigs Oloros.

Doch hörte er auch in der Ferne nicht auf, des Vaterlandes Bestes zu fördern. Vor längerer Zeit waren die Bewohner der Insel Lemnos, Palasger genannt, von den Athenern zur Unterwerfung aufgefordert worden, und sie hatten die spöttische Antwort gegeben: Wenn ein Schiff mit dem Nordwind den Weg von euerem Lande bis zu dem unsern an einem Tage vollbringt, so wollen wir die Insel übergeben! — Da Athen von Lemnos nach Süden liegt, so erhielten sie eben die Erfüllung dieser Bedingung für unmöglich. Als nun Miltiades seine Niederlassung in Chersonesos begründet und seine Streitkräfte vermehrt hatte, erschien er in Lemnos und erinnerte die Inselbewohner an ihre Zusage, hinzufügend, er, von Chersonesos kommend, habe die aufgestellte Bedingung erfüllt. Nicht sowohl aus Gewissenhaftigkeit, durch die sie sich an ihre Zusage gefesselt hielten, als durch den Hinblick auf die überlegene Macht des Miltiades erklärten sie, die Obermacht Athens anerkennen zu wollen.

Als bald darauf das Heer des Darius, auf dem Zuge gegen die Scythen begriffen, Thracien überschwemmte, nahm auch Miltiades an der Heerfahrt gezwungener Weise Theil. Das Perserheer brach in das Land der Scythen ein, den Griechen war die Bewachung der über die Donau führenden Brücke anvertraut. Damals rieth, wie bereits früher erzählt worden ist, Miltiades, durch Zerstörung der Donaubrücke dem Darius den Rückweg abzuschneiden und so den gefährlichen Eroberer mit sammt seiner Heeresmacht zu vernichten. Dieser Vorschlag, an welchem man den eben so scharfblickenden als freiheitsliebenden Mann erkennt,

wurde von den übrigen griechischen Führern verworfen. Jetzt — zu spät! — bereuete man, den weisen Rath verschmäht zu haben.

Als die Jonier von den Persern niedergeworfen waren, hielt sich Miltiades in Chersones nicht mehr sicher. Er segelte nach Athen; eines seiner fünf Schiffe war unterwegs den ihn verfolgenden Phöniciern in die Hände gefallen. Kaum einer großen Gefahr entronnen, ward er hier von einer gleichen Gefahr bedroht. Seine Widersacher stellten die Klage gegen ihn an, er habe in Chersonesos als Tyrann gewaltet. Glänzend gerechtfertigt und darauf freigesprochen vom Gericht, erhob man den einsichtsvollen und mit der Kampfweise der Perser wohlvertrauten Mann zu einem der zehn Feldherrn des athenischen Staates.

Zwei andere Athenienser, die jünger als Miltiades waren, fingen um eben diese Zeit an, sich berühmt zu machen, nämlich Aristides und Themistokles. Beide waren zwar von sehr verschiedenem, fast einander entgegenstehendem Charakter, allein beide leisteten doch der Republik die größten Dienste. Themistokles, der sich zur Volksregierung neigte, suchte sich deshalb dem Volke auf alle Weise gefällig zu erweisen, war leutselig und gesprächig im Umgange auch mit dem Niedrigsten, immer bereit, Jeglichem Dienste zu leisten, kannte jeden Bürger beim Namen, war aber nicht besonders gewissenhaft in Absicht der Mittel, deren er sich bediente, um sich bei ihnen angenehm zu machen. Als ihm Jemand sagte, er würde vollkommen regieren, wenn er mehr Gleichheit unter den Bürgern erhielte und sich dem einen nicht geneigter erwiese, als dem andern, gab er zur Antwort: Gott bewahre mich, daß ich jemals auf einem Richterstuhl sitzen sollte, wo meine Freunde nicht mehr Geltung und Gunst als Fremde zu gewärtigen hätten!

Cleon, der einige Zeit später öffentliche Aemter in Athen bekleidete, ließ sich von ganz entgegengesetzten Grundsätzen leiten. Denn als er ein öffentliches Amt zu übernehmen sich anschickte, rief er alle seine Freunde zusammen und erklärte ihnen, daß er von diesem Augenblicke an ihrer Freundschaft entsage, weil solche ihn verleiten könnte, seine Pflicht zu versäumen und Ungerechtigkeiten zu begehen.

Aristides wußte zwischen diesen beiden nicht unangreifbaren Grundsätzen klüglich die Mitte zu halten. Der Regierung der Vornehmsten im Volke zugeneigt, ging er nach dem Vorbilde des Lykurg, dessen großer Bewunderer er war, seinen eigenen Weg, suchte nie seinen Freunden auf Unkosten der Gerechtigkeit gefällig zu sein, war aber allezeit bereit, ihnen Dienste zu leisten, wenn er dies, ohne der Gerechtigkeit zu nahe zu treten, thun konnte. Er bediente sich nie der Empfehlung seiner Freunde, zu Aemtern in der Republik zu gelangen, weil er besorgte, daß dies für ihn ein gefährlicher Fallstrick, für sie aber ein glücklicher Vorwand werden könnte, bei ähnlichen Gelegenheiten gleiche Dienste von ihm zu erlangen. Er pflegte zu sagen: Der rechtschaffene Bürger im Staat müsse nur dadurch Einfluß und Gewalt zu erreichen sich beeifern, daß er selbst in jedem Falle das ausübe, was ehrlich und gerecht sei, und was zu thun er Andern anmuthe.

Bei so entgegengesetzten Anschauungen war es kein Wunder, daß diese beiden Männer, so lange sie am Ruder der öffentlichen Geschäfte waren, einander unaufhörlich entgegen arbeiteten. Themistokles, welcher kühn und unternehmend war, fand fast immer in Aristides seinen Widerpart; denn dieser glaubte jenem und zwar selbst dann, wenn seine Unternehmungen gerecht und heilsam waren, entgegen sein zu müssen, damit er nicht zu einer Autorität und Gewalt gelange, die der Republik in der Folge gefährlich werden könnte. Als er einst den Themistokles, der eine sehr nützliche Sache durchzusetzen suchte, überstimmt hatte, konnte er sich, indem er die Rathsversammlung verließ, nicht enthalten laut zu sagen: die Athener würden um des gemeinen Bestes willen wohl daran thun, sie alle beide in den Schlund zu werfen! — Der Schlund war der Ort, wo man die zum Tode verurtheilten Missethäter zu ersäufen pflegte.

Bei allen diesen Widersprüchen vereinigte sie das gemeine Beste zu Zeiten: denn wenn sie in den Krieg zogen oder sonst auf eine wichtige Unternehmung aus-

gingen, so verglichen sie sich, ihre Zwistigkeiten ruhen zu lassen, mit dem Vorbehalt, solche bei ihrer Rückkehr, sobald es ihnen gelegen sein würde, wieder aufzunehmen.

Bei Themistokles war der Ehrgeiz und die Ruhmbegierde die herrschende Leidenschaft; das Triebrad aller Handlungen seines Widerparts dagegen war der Eifer für das allgemeine Beste. Man bewunderte bei dem Letzteren eine außerordentliche Stetigkeit der Gesinnungen, auf die weder Ehre, die man ihm erwies, noch üble Behandlung, der auch er nicht entging, den geringsten Einfluß ausübten. Die allgemeine Achtung, die man ihm wegen seiner Redlichkeit und der Dauerkeit seines Eifers zollte, trat einst bei Gelegenheit der Aufführung eines Schauspiels von Aeschylus lebhaft hervor. Denn als ein Schauspieler den Vers hersagte, der das Lob des Amphiaraus enthält: ein ehrlicher und gerechter Mann will er nicht blos scheinen, sondern es wirklich sein! — richteten sich unwillkürlich die Blicke aller Anwesenden auf Aristides, und ein jeder wandte diese Worte auf ihn an.

Hiernach treten wir wieder in den Gang der Ereignisse ein.

Die Schlacht bei Marathon.

(490 v. Chr.)

Ehe Darius mit dem Kriege völlig losbrach, hielt er es für rathsam, auszukundschaften, wie die verschiedenen griechischen Völkerschaften gegen ihn gesinnt seien. In dieser Absicht sandte er Herolde durch ganz Griechenland und ließ an die Hauptorte die Forderung stellen, ihm Land und Wasser zu senden: dies war der Ausdruck, mit dem die Perser Unterwerfung forderten. Viele Städte, welche die Macht des Feindes fürchteten, erklärten augenblicklich den Herolden ihre Unterwerfung.

Nicht so günstige Aufnahme fanden die persischen Herolde in Athen und Sparta; der eine ward in einen Brunnen, der andre in einen tiefen Graben geworfen, mit dem Bedeuten: sie möchten sich daselbst Land und Wasser nehmen!

Diese Art der Begegnung setzte den Perserkönig in Wuth. Er gab den beiden Heerführern, die er an die Stelle des Mardonius ernannt hatte, sogleich Befehl, aufzubrechen, das Gebiet von Athen und Euböa zu plündern, alle Häuser und Tempel einzuäschern und alle Einwohner in Ketten und Banden ihm zuzusenden. Sie ordneten die Mitnahme einer außerordentlichen Menge von Fesseln an, ihr Heer zählte 500,000 Mann, die Flotte 5—600 Fahrzeuge. Nachdem sie sich der Inseln des ägeischen Meeres ohne Mühe bemächtigt hatten, rückten sie vor Eretria, die Hauptstadt von Euböa, die sie nach einer siebentägigen Belagerung durch Verrätherei einiger der ansehnlichsten Einwohner in ihre Gewalt bekamen, einäscherten und alle Einwohner, in Banden geschlagen, nach Persien sandten.

Nach diesem glücklichen Anfange begaben sich die Perser auf attisches Gebiet. Sie ließen den Atheniensern das Schicksal der Eretrier bekannt machen, deren keiner der Rache entronnen sei, und sie hofften, diese Nachricht werde so viel wirken, daß die Stadt sich augenblicklich ergebe. Sie irrten sich.

Die Athener hatten von den Spartanern Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind verlangt, die ihnen auch ohne Bedenken sogleich zugesagt ward, doch konnte der Aufbruch des Hülfsheeres — so verlangte es ihr religiöser Glaube — erst nach Eintritt des Vollmondes erfolgen.

Keiner der übrigen Verbündeten der Athener wagte es, ihnen Hülfe zu bieten, in solchem Grade hatte das furchtbare Heer der Perser überall Schrecken um sich her verbreitet. Nur von Platää ward ihnen eine kleine Hülfsschaar von 1000 Mann zugeführt, so daß in dieser äußersten Noth man sich in Athen gedrungen sah, die Sclaven zu bewaffnen, was bis dahin noch niemals geschehen war.

Der Theil der persischen Heeresmacht, der nun gegen Athen zum Kampfe schreiten wollte, und der von Datis geführt

wurde, zählte 100,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter. Die Athenienser hatten diesem Feinde nicht mehr als 10,000 Mann entgegen zu stellen. Das Heer Athens stand unter 10 Anführern, von denen der Reihe nach einer nach dem andern, jeder einen Tag, den Oberbefehl führte.

Es erhob sich nun Streit unter den Anführern: ob man ein Treffen wagen, oder ob man sich zurückziehen und den Feind in der Stadt erwarten solle. Die meisten Heerführer waren der letzteren Meinung, weil es zu gewagt schien, mit einer Hand voll Krieger einem so großen Heere, als das persische es war, entgegen zu gehen und somit Alles auf einen Wurf zu setzen.

Miltiades dagegen erklärte sich für die erstere Meinung und zeigte, das einzige Mittel, den Muth ihrer Krieger zu beleben, unter den Feinden aber Schrecken zu verbreiten, sei, daß man sich ihnen mit entschlossener Herzhaftigkeit entgegenstelle.

Aristides unterstützte diese Darstellung mit aller Entschiedenheit und überzeugte noch einige Andere davon, so daß, als die Heerführer abstimmten, die Stimmen gerade getheilt waren. Hierauf wendete sich Miltiades an Callimachus, den obersten Schiedsrichter im Kriege und Frieden. Er stellte ihm auf das Nachdrücklichste vor: das Schicksal des Vaterlandes sei jetzt in seinen Händen, seine Stimme müsse entscheiden, ob Athen freibleiben oder in die Sclaverei gerathen solle, ein Wort aus seinem Munde könne jetzt ihn dem Harmodius und Aristogiton, den Urhebern der Freiheit Athens, gleich stellen. Jener sprach dies Wort und pflichtete dem Miltiades bei; also ward beschlossen, zu schlagen.

Weil Aristides bemerkte, daß bei einem tagtäglich wechselnden Oberbefehl nicht immer nach gleichen Maßregeln könne verfahren werden, die Gefahr aber zu groß sei, sich allen den damit verbundenen Schwierigkeiten auszusetzen, so war er der Meinung: es sei nothwendig, alle Gewalt den Händen eines Einzigen anzuvertrauen. Um die übrigen Heerführer zu diesem Schritt zu vermögen, gab er selbst das Beispiel, und als der Tag kam, an welchem er den Oberbefehl führen sollte, übertrug er ihn dem Miltiades als einem geschickteren und erfahrneren Feldherrn. Die andern Heerführer folgten seinem Beispiel, indem auch sie die Regungen des Ehrgeizes gegen den Eifer für das gemeine Beste in sich zurückdrängten, so daß dieser Vorgang den Beweis gab: es sei eben so preiswürdig, das überwiegende Verdienst eines Andern anzuerkennen, als selbst Verdienst zu besitzen.

Das persische Heer stand auf der Ebene von Marathon — hier sollte die Entscheidungsschlacht geschlagen werden.

Die marathon'sche Ebene erstreckt sich in der Länge von einer Meile und in der Breite von einer viertel bis einer halben Meile längs dem Meere von Süden nach Norden hin. Sie ist auf allen Seiten durch natürliche Grenzen scharf getrennt, im Osten durch das Meer, welches eine sanft einwärts geschweifte Bucht bildet, im Süden durch einen hohen, schroffen Berg, Argaliki, im Westen durch den hier steil abgebrochenen Berg Aphorismos, im Nordwesten und Norden durch andre, weniger ansehnliche Höhen.

Miltiades nahm nun zunächst darauf Bedacht, durch eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen, was ihm an der Zahl seiner Krieger abging. Er formirte das Heer am Fuße eines steilen Berges, damit der Feind verhindert sei, ihn zu umgehen und von hinten anzugreifen, an beiden Seiten aber ließ er ein starkes Verhau von Bäumen herrichten, um der persischen Reiterei das Einbrechen unmöglich zu machen.

Datis, der das feindliche Heer befehligte, wußte gar wohl die gute Aufstellung der Athener zu würdigen, er rechnete aber auf die überlegene Zahl seiner Krieger, auch hatte er nicht Lust, zu warten, bis die Athener Zuzug von Sparta erhielten. So ließ er sich denn auf eine Schlacht ein.

Die Athener warteten nicht, bis man sie angriffe, sondern, sobald das Zeichen zur Schlacht gegeben war, stürmten sie auf den Feind ein. Anfänglich hielten die Perser dieses kriegerische Ungestüm für eine Tollkühnheit, die einer Art von Verzweiflung entstamme; aber sie sollten es nur zu bald erfahren, daß diese Annahme eine irrige sei. Der Kampf

ward äußerst heftig. Miltiades hatte seine beiden Flügel so sehr als möglich verstärkt, die Mitte aber an Mannschaft schwächer gelassen. Der Grund hiervon ist leicht erkennbar. Da er dem großen Feindesheere nur 10,000 Mann entgegenzustellen hatte, so konnte er seine Front weder zu weit ausbreiten, noch solche überall gleich stark machen. Er hoffte, daß, wenn es den Flügeln gelänge, von den Seiten in das Perserheer einzudringen, dadurch die Schlachtordnung desselben aufgelöst und ihm der Sieg zufallen würde. Der Erfolg täuschte auch diese seine Hoffnung nicht. Zwar fielen die Feinde mit ihrer ganzen Macht zuvörderst auf das Haupttreffen, und Aristides und Themistokles, die mit unerschrockenem Muthe lange dem Angriffe widerstanden, mußten sich zuletzt zum Zurückweichen entschließen. Da aber kam Hülfe von den beiden Flügeln, die siegreich die Flügel der Perser getrennt und in die Flucht geschlagen hatten. Mit verdoppeltem Ungethüm ward nun das Mitteltreffen des Feindes angegriffen und ebenfalls in die Flucht geschlagen.

Die Niederlage der Perser war vollständig. Wer nicht gefallen war, floh und zwar nicht dem Lager, sondern den Schiffen zu, um sich zu retten. Die Athener verfolgten die Fliehenden, und es gelang ihnen, viele Schiffe in Brand zu setzen. Bei dieser Gelegenheit soll geschehen sein, was von Cynogiras, dem Bruder des Dichters Aeschylus, berichtet wird. Er hielt ein Schiff fest. Da hieben ihm die Feinde mit einer Axt die rechte, dann die linke Hand ab, worauf er sich mit den Zähnen an das Schiff festzuhalten suchte. So groß war seine Erbitterung gegen die Feinde seines Vaterlandes.

Der Verlust der Athener in der Schlacht belief sich auf 200 Mann, von den Persern hingegen blieben mehr denn 6000, die ungerechnet, die im Wasser und auf den in Brand gesteckten Schiffen umkamen. Sieben persische Fahrzeuge waren in die Gewalt der Athener gerathen. Hippias, der, um wieder auf den von seinem Vater unrechtmäßiger Weise eingenommen Thron zu gelangen, niederträchtig genug gewesen war, sich zum Höfling des persischen Königs zu erniedrigen und den Feind in sein Vaterland zu führen, hatte den Tod in der Schlacht gefunden.

Kaum war die Entscheidung erfolgt, so riß sich ein Athener, dessen Hände noch von dem Blute der Feinde rauchten, aus dem Getümmel heraus und eilte geraden Laufes nach Athen, um seinen Landsleuten die frohe Kunde vom Siege zu bringen. Auf dem Markte angekommen, vermochte er den dort Versammelten nur die Worte zuzurufen: Freuet euch, wir haben gesiegt! und fiel dann todt zur Erde.

Von Seiten der Perser war mit solcher Sicherheit auf den Sieg gerechnet gewesen, daß sie einen Marmorblock mit nach Marathon genommen hatten, um eine Trophäe daraus zu machen. Diesen Marmorblock nahmen die Griechen, und es ward Phidias beauftragt, aus demselben eine Bildsäule der Göttin Nemesis herzustellen, die in der Nähe des Schlachtfeldes einen Tempel hatte.

Die persische Flotte, anstatt den Weg durch die Inseln nach Asien zurückzunehmen, umschiffte das Vorgebirge Sunium in der Absicht, Athen zu überrumpeln, ehe die Sieger von Marathon zurückkehrten. Allein diese eilten mit neun Zehntheilen des Heeres der Vaterstadt zu Hülfe und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß sie in einem Tage mehr als fünfzehn deutsche Meilen zurücklegten. Dadurch wurde das Verhaben der Perser vereitelt.

Aristides, den man allein zu Marathon mit einem Zehntheile des Heeres zurückgelassen hatte, um die Gefangenen und die reiche Beute zu bewachen, entsprach der hohen Meinung, die man von seiner Treue und Tüchtigkeit hegte, vollkommen. Denn obwohl Gold und Silber im feindlichen Lager haufenweise umherlag, und die Zelte wie auch die eroberten Fahrzeuge mit den herrlichsten Kleidern und Geräthschaften angefüllt waren, so wandelte doch ihm weder eine Versuchung an, ein Stück davon anzurühren, noch litt er es, daß einer der Seinen es that.

Die Spartaner, 2000 Mann stark, waren, sobald der Tag des Vollmondes vorüber war, aufgebrochen und erreichten nach einem Gewaltmarsche der unerhörtesten Art — sie legten in drei Tagen 70 Meilen zurück — das attische Gebiet.

Da vernahmen sie, daß sie um einen Tag zu spät gekommen seien, um an der glorreichsten Heldenthat Theil zu nehmen, deren die alte Geschichte gedenkt. Sie konnten nicht umhin, das Schlachtfeld zu besuchen und fanden es bedeckt mit Erschlagenen und allen Reichthümern des Orients, wünschten den Athenern zu ihrem herrlichen Siege Glück und traten darauf ihren Rückmarsch an.

Den Kriegern, die in der Vertheidigung ihres Vaterlandes geblieben waren, errichtete man auf dem Schlachtfelde würdige Denkmäler, worauf ihre Namen eingegraben wurden. Später kam noch ein Denkmal für Miltiades hinzu, den man dort beerdigte.

Lange Zeit ging im Volke die Sage, daß man zur Nachtzeit auf dem Schlachtfelde Waffengetümmel, Kampfruf der Männer, Wiehern und Stampfen der Rosse und Schwertgeklirr zu vernehmen sei, als setzten die Gefallenen in den Lüften den Kampf fort. In der That war dieser Kampf nur das Vorspiel langer und überaus großartiger Kämpfe, der Herold eines neuen Heldenzeitalters, in welchem Griechenland die schönsten Kränze kriegerischen Ruhmes und sittlicher Größe gewann.

Ein deutscher Dichter (Emanuel Geibel) hat die Ebene von Marathon in würdiger Weise besungen. In seiner Dichtung heißt es:

Halb von öden Gebirgen umgrenzt, streckt Marathons heil'ge
Thalflur gegen des Meeres schimmernde Bucht sich hinab.
Feierlich schweigt es umher, stumm kreisen die Adler, und einsam
Ueber dem weiten Gefild schwebt der Gefallenen Ruhm.

Des Miltiades Ausgang.

Miltiades, der schon früher viel unter den Athenern gegolten hatte, stand seit dem Siege im höchsten Ansehen. Dies aber wurde die Veranlassung zu seinem Unglücke. Von Thatenlust getrieben, bat er die Athener um siebenzig Schiffe nebst den zugehörigen Mannschaften; er sagte ihnen aber nicht, gegen wen er einen Kriegszug vorhabe, sondern nur, daß er ihnen ein Land zu erobern hoffe, aus dem sie reiche Schätze gewinnen würden. Die Athener ließen sich an seinen Versicherungen genügen und gaben ihm das Verlangte.

Seine Absicht war es, die Inseln zu züchtigen und zu unterjochen, die der Perser Unternehmung begünstigt hatten.

Miltiades führte seine Flotte nach Paros, umlagerte die Stadt und forderte durch einen Herold von den Einwohnern eine Zahlung von 100 Talenten. Die Einwohner, nicht geneigt, der Forderung zu genügen, beschlossen, der Gewalt Gewalt entgegenzustellen.

Während nun Miltiades mit sich zu Rathe ging, wie die Stadt anzugreifen sei, verlangte ein gefangenes Weib, Namens Timo, eine Dienerin der unterirdischen Götter, zu ihm geführt zu werden, da sie ihm Wichtiges zu verkünden habe. Vorgelassen, erbat sie sich, ihm den Weg anzugeben, der ihn zum Besitz der Stadt verhelfen würde. Darauf sei er, so erzählte man sich hinterher, nach einem Hügel gegangen, auf dem der Tempel der Demeter stand, und da er die Thür nicht habe zu öffnen vermocht, sei er über die Mauer gesprungen und so in das Heiligthum gelangt, das zu betreten nur der Priesterin gestattet gewesen sei. Und wie er an der Schwelle gestanden, habe ihn Entsetzen ergriffen, und er sei, ohne gewisse Bräuche verrichtet zu haben, umgekehrt, sei von der Mauer herabgestürzt und habe sich dabei eine gefährliche Verwundung zugezogen.

So kam denn Miltiades, nachdem er Paros sechsunddreißig Tage vergeblich belagert hatte, krank in der Heimath an. Da er somit die Hoffnung der Athener nicht erfüllt hatte, wandte sich die Stimmung gegen ihn. Einer seiner Mitbürger, Xantippus, klagte ihn öffentlich an: er habe aus Verrätherei und weil er vom persischen Könige durch eine große Summe bestochen worden sei, die Belagerung von Paros aufgehoben. So unwahrscheinlich dies Vorgeben auch immer war, so viel

Eindruck verlieh ihm dennoch die Mißgunst gegen das leuchtende Verdienst eines unschuldigen Mannes. Das Volk verdammte ihn, in den Abgrund geworfen zu werden, in den man grobe Verbrecher zu werfen pflegte. Allein die Obrigkeit widersetzte sich der Vollstreckung eines so ungerechten Urtheilsspruches, gleichwohl war alle Gnade, die man den Retter des Vaterlandes angedeihen ließ, nichts weiter als eine Veränderung der Todesstrafe in eine Geldbuße von 50,000 Thalern, denn so viel hatte die Ausrüstung der Flotte gekostet. Weil Miltiades aber außer Stande war, solche zu entrichten, ward er ins Gefängniß gelegt, in welchem er (489) an der Verwundung starb, die er sich zu Paros zugezogen hatte.

Sein Sohn Cimon, der damals noch sehr jung war, gab bei dieser Gelegenheit einen rührenden Beweis seiner kindlichen Liebe, denn er erkaufte sich die Erlaubniß, den Leichnam seines Vaters beerdigen zu dürfen, dadurch, daß er die Summe, zu welcher sein Vater verurtheilt worden war, für ihn bezahlte; er mußte sie aber erst mühsam von Verwandten und Freunden durch freiwillige Beiträge zusammenbringen.

Leonidas.*

(480 v. Chr.)

Als Darius Kunde von der Niederlage seines Heeres bei Marathon empfing, ward sein Zorn noch heftiger gegen die Griechen, und er rüstete zu einem neuen Feldzuge. Alle Städte in seinem großen Reiche mußten Heere stellen, die Landschaften unermeßliche Vorräthe von Getreide liefern, in den westlichen Häfen sammelten sich die Schiffe, kurz es herrschte ein großes Getümmel durch das ganze Reich drei Jahre lang. Mit dem Beginn des nächsten Jahres empörten sich die Aegypter. Als nun Darius sich anschickte, zunächst diese niederzuwerfen, ereilte ihn der Tod.

Xerxes war der Erbe seines Reiches und seines Racheplanes. In seiner Absicht, Griechenland zu züchtigen, bestärkte ihn Mardonius, der Unterkönig von Griechenland zu werden wünschte, außerdem aber auch ein Traum. Ihm war, als würde sein Haupt mit einem Kranze geschmückt, dessen Zweige sich über die ganze Erde ausbreiteten. Drei Magier gaben dem Traume die Deutung: Xerxes werde Herr aller Völker werden.

Nachdem nun von Xerxes die Rüstungen noch vier Jahre lang fortgesetzt worden waren, brach er (480 v. Chr.) mit seinem Heere gegen die Griechen auf. Das Vorgebirge Athos, an dem die Perser vormals Schiffbruch gelitten, ließ er vom Festlande durch einen breiten und tiefen Graben trennen, durch den nun die persische Flotte fuhr. Die Anlage dieses Kanals, dessen Herstellung ungeheure Anstrengungen erfordert hatten, war von Xerxes indeß, wie Herodot behauptet, mehr beschlossen und ausgeführt worden, um seine Macht zu zeigen und sich ein Denkmal zu stiften, als daß sie sich als eine Nothwendigkeit herausgestellt hatte. Für das Landheer ließ der König zwei Schiffsbrücken über den Hellespont schlagen. Kaum waren sie jedoch fertig, so wurden sie von einem Sturme zerstört. Xerxes ließ den Baumeistern die Köpfe abschlagen und befahl, das Meer für seine Widerspenstigkeit zu züchtigen. Es wurden schwere Ketten in dasselbe versenkt, gleichsam um es in eherne Bande zu schlagen, und ihm dreihundert Geißelhiebe ertheilt.

Als man darauf zwei neue Brücken aufgeführt hatte, die stärker waren als die ersten, rüstete sich das Heer zum Uebergange. In der Frühdämmerung war Alles wach. Der Weg war mit Myrtenzweigen bestreut, Weihrauch dampfte von Altären, die auf der Brücke aufgestellt waren. Als nun die Sonne sich im Osten erhob, brachte Xerxes dem Meere aus goldener Schale ein Trankopfer und betete zur Sonne, daß sie ihm eine sieghafte Bahn beleuchten möge bis an das

* Nach F. Bäßler, Hellenischer Heldensaal.

Ende Europas. Darauf warf er die goldene Schale, dazu einen goldenen Becher und ein Krummschwert in die Flut. Als er dies gethan, gab er den Befehl zum Uebergange. Der Zug über die Brücke währte ununterbrochen sieben Tage und sieben Nächte. Denen, die dies mit ansahen, erschien der Perserkönig einem Gotte an Macht vergleichbar.

In Thracien angekommen, veranstaltete Xerxes eine Zählung seines Kriegsvolkes in folgender Art. Es wurden 10,000 Mann auf einen Ort dicht zusammengestellt und um sie ein Zaun gezogen; danach ließ man sie hinausgehen, und es wurden Andre in denselben Raum geführt. So wurden die Krieger zu Zehntausenden gezählt, und es ergab sich, daß die Gesammtzahl der streitbaren Männer gegen drittehalb Millionen betrug. Der Troß, bestehend aus Dienern, Weibern, Köchen u. s. w., betrug mindestens ebenso viel, so daß dieser ungeheure Zug von mehr als fünf Millionen Menschen eher einer Völkerwanderung als einer Heerfahrt glich. Da war kein Volk zwischen dem indischen Meer und dem Mittelmeer, das nicht seine Heerschaar gestellt hatte; es war ein buntes Gewimmel der verschiedenartigsten Gestalten, Trachten und Waffenarten! Den Kern dieser Kriegsmacht bildeten die Perser. Kleidung und Rüstung derselben war von den Medern entlehnt: sogenannte Tiaren oder ungefilzte Hüte, bunte Aermelröcke mit eisernen Schuppen belegt, geflochtene Schilde, kurze Speere, große Bogen, Rohrpfeile in den Köchern, in den Gürteln Dolche. Die Assyrer trugen eherne Helme und Brustwehren von gestepptem Linnenwerk; ihre Hauptwaffe war eine mit Eisen beschlagene Keule. Die Saken, ein scythisches Volk, gingen mit hohen, aber spitz zulaufenden Turbanen einher und führten Streitäxte. Die Indier trugen Kleider von Baumwolle, die Kaspier von Pelz, die Sarangen prunkten in gefärbten Mänteln, ihre Schuhe reichten bis an die Knie hinan. Die Araber trugen weite Oberkleider und führten lange Bogen, die auf beiden Seiten gespannt werden konnten. Die afrikanischen Anthiopier hatten Panther- und Löwenfelle um, ihre Bogen waren aus den Blüthenstielen der Palmbäume gefertigt, ihre Pfeile von Rohr, an der Spitze des Pfeiles befand sich ein Stein, an der des Spießes ein Antilopenhorn. Diese pflegten, wenn sie zur Schlacht zogen, ihren Leib seltsam halb mit Kreide, halb mit Menning zu bemalen. Die Lydier trugen Kleider von Leder, die Thracier bunte Pelze über den Röcken, Stiefeln von Hirschleder, auf dem Kopfe einen Fuchsbalg. Die Chalyber schmückten den Helm mit ehernen Hörnern und Büschen, die asiatischen Anthiopier dagegen bedeckten ihr Haupt mit den Häuten der Pferdeköpfe, an denen noch die Ohren gerade in die Höhe standen und die Mähne hinten wallend hinabhing. An Glanz zeichneten sich vor Allen die Perser aus, die auch an Tapferkeit Alle überragten. Ihre Rüstungen strahlten von der Menge des Goldes. Unter der Reiterei that sich das persische Hirtenvolk der Sagatier hervor. Diese führten keine andre Waffen als einen Dolch und eine Schlinge. Die Indier kamen theils zu Fuß, theils zu Roß und theils zu Wagen, die mit wilden Eseln bespannt waren; ein Theil der Araber ritt auf Kameelen. Im Ganzen waren mehr als funfzig Völkerschaften aus drei Welttheilen auf das Geheiß eines einzigen Gewaltherrn unter die Waffen getreten.

Ueber alle diese Völkerschaften hatte Xerxes Musterung gehalten und sie aufschreiben lassen. Darauf besichtigte er die Flotte. Die Schiffe lagen unweit vom Ufer in einer Linie mit den Schnäbeln dem Lande zugekehrt vor Anker, die Besatzung hatte sich gewaffnet wie zur Schlacht. Der König bestieg ein sidonisches Schiff, auf dem für ihn ein Thron und ein offenes goldschimmerndes Zelt aufgestellt war. Die Flotte zählte außer dreitausend Lastschiffen zwölfhundert Kriegsschiffe; zu den letzteren waren von den Phöniciern dreihundert, von den Aegyptern zweihundert, von den Cypriern hundertundfünfzig, von den Ciliciern hundert, eben so viel von den Ioniern und funfzig von den Lykiern gestellt worden. Die besten Schiffe gehörten den phönicischen Seefahrern. Nächst diesen zeichneten sich vor allen die fünf karischen Galeeren aus, welche die Königin Artemisia führte, die an Tapferkeit alle Heerführer und an

Weisheit alle Rathgeber des Königs Xerxes überragte.

So groß war die Heeresmacht, die gegen das kleine Griechenland auszog.

Bei Xerxes befand sich Demaratos, der König in Sparta gewesen, aber durch die Ränke seines Mitkönigs Kleomenes der königlichen Würde verlustig erklärt worden war. Ihn, der am persischen Hofe gute Aufnahme gefunden hatten, fragte Xerxes, ob die Hellenen im Angesichte einer solchen Heeresmacht wohl ein Herz haben würden, eine Hand wider ihn aufzuheben? — Herr, antwortete Demaratos, soll ich dir zu Munde reden, oder soll ich dir die Wahrheit sagen? — Xerxes erwiederte: er solle ungescheut die Wahrheit sagen, er werde ihm deshalb seine Gnade nicht entziehen.

Da sprach Demaratos: So vernimm denn, Herr, wie es mit Hellas bestellt ist. Reichthum war dort nie heimisch, die Tugend aber ist ein Gast, der erst durch Gesetz und Weisheit daselbst eingeführt ward; durch seine Pflege aber schützt sich Hellas vor Armuth und Knechtschaft. Ich muß nun zwar alle Hellenen loben, die in den dorischen Landschaften wohnen, doch gilt Folgendes nicht von Allen, sondern von den Lacedämoniern allein: Erstlich werden sie nimmermehr deine Vorschläge annehmen; zum Andern werden sie dir entgegen ziehen zum Streit, und wenn auch die übrigen Hellenen insgesammt sich dir unterwürfen. Was aber die Zahl hüben und drüben betrifft, so fragen sie deren nicht nach, und wenn auch nur ihrer Tausend oder etwas mehr oder weniger ins Feld rückten, so werden diese den Kampf aufnehmen.

Xerxes lachte über diese Rede, die ihm widersinnig erschien. Demaratos, rief er, was für ein Wort ist das, daß tausend Mann es aufnehmen sollten mit einem so großen Heere! Das müßten ja Riesen an Größe und Kraft sein! Sind sie aber von derselben Art wie die und diejenigen Hellenen, die ich bisher zu Gesicht bekommen habe, so ist deine Rede wohl nur eitel Prahlerei gewesen. Wie könnten tausend oder zehntausend, ja fünfzigtausend Mann, die alle gleich frei sind und nicht einen einzigen Herrn über sich haben, einem so großen Heere widerstehen, da doch mehr als tausend auf einen Mann kommen, selbst wenn ihrer fünftausend wären? Ja, wenn sie nach unserer Art einen einigen Herrn hätten, so könnten sie wohl aus Furcht vor diesem über die Natur sich anstrengen und durch die Geißel gezwungen den überlegenen Feind angreifen; so aber, da es in ihrem freien Willen steht, thun sie gewiß nichts von dem!

Demaratos erwiederte: O König, die Freiheit wird die Spartaner gewiß nicht davon abhalten; denn wisse, sie sind zwar frei, aber nicht in allen Dingen frei; denn sie haben über sich einen Herrn: das Gesetz, den fürchten sie noch viel mehr als die Deinen dich. Sie thun stets, was ihnen das Gesetz gebietet; es gebietet ihnen aber, niemals vor einer Heeresmacht zu fliehen, sondern zu siegen oder zu sterben.

Xerxes lachte wiederum, denn der Grieche redete von Dingen, von denen der morgenländische Despot keine Ahnung hatte. Doch war er keineswegs erzürnt über den Freimuth seines Schützlings. Nichts aber konnte ihn in seiner Siegesgewißheit irre machen. Aber schon kurze Zeit darauf, als er zum ersten Male einem spartanischen Heere gegenüber stand, sollte er es inne werden, wie richtig Demaratos die Griechen beurtheilt hatte.

Zu Korinth waren Gesandte der meisten peloponesischen Staaten so wie etliche vom hellenischen Festlande zu einem Bundesrathe zusammengetreten, um sich zu gemeinsamen Schritten gegen den Feind zu verständigen. Frühzeitig von den Absichten des Perserkönigs unterrichtet, sandte man drei Späher dem feindlichen Heere entgegen, das zu jener Zeit noch bei Sardes lagerte. Sie wurden, als sie sich ins Lager der Perser eingeschlichen hatten, ertappt. Die Feldherrn wollten sie tödten lassen, Xerxes aber befahl, ihnen kein Leid anzuthun; man solle sie vielmehr im Lager überall umherführen und, nachdem man ihnen die ganze Kriegsmacht gezeigt, sie ungekränkt nach ihrer Heimath entlassen. Der König hoffte, die Griechen würden durch die Nachricht von seiner ungeheuren Kriegsmacht entmuthigt und zur Unterwerfung geneigt werden.

Allein die Nachricht hatte den Erfolg,

daß die Griechen danach strebten, ihre ganze Stärke zusammenzuraffen. Der Bundesrath beschloß: Alle und jede Feindseligkeit einzelner hellenischer Staaten gegen einander ist aufgehoben! — Zu strenger Rechenschaft sollten die gezogen werden, die sich den Persern ohne die äußerste Noth etwa unterwürfen. Einzelne Stämme legten ihre Streitigkeiten sogleich bei. Argos jedoch, unversöhnlich in seinem Hasse gegen Sparta, blieb dem Bunde fern. Einige andre Stämme folgten diesem unrühmlichen Beispiele. Es wurde die Ansicht geäußert, es fehle die Macht, dem Feinde auf dem Meere die Spitze zu bieten, außerdem sei es rathsam, den Vertheidigungskrieg zu Lande auf den engsten Raum, auf den Peloponnes zu beschränken. Daher gebiete es die Nothwendigkeit, das ganze nördliche vom Isthmus gelegene Griechenland dem Feinde preiszugeben, den Isthmus aber durch eine von dem einen Meere bis zum andern gezogene Mauer zu sperren.

Mit der Ausführung des letzteren Rathschlages wäre es ohnfehlbar um die Freiheit der Hellenen geschehen gewesen. Eine Brustwehr auf dem Isthmus konnte ja doch den Küstenstrich nicht vor dem Annahen der feindlichen Flotte schützen! Diese würde eine Stadt nach der andern genommen haben, und den Griechen wäre schließlich nichts übrig geblieben, als sich zu unterwerfen oder mit Ehren unterzugehen.

Athen war es, welches durch seinen kühnen Muth und seine aufopfernde Ausdauer im Dienste der Freiheit ein Recht auf den schönen Namen „des eigentlichen Retters von Griechenland," welchen Herodot ihm beilegt, sich erwarb. Durch seinen Gesandten, den klug vorschauenden Themistokles, trat es jenem verderblichen Kriegsplane auf das Entschiedenste entgegen und nöthigte zu dem Entschlusse, der persischen Gesammtmacht zu Lande und zu Wasser schon an den Grenzen von Hellas mannhaft zu begegnen.

Demnach ward beschlossen, den Paß der Thermopylen zu besetzen, um den Persern den Zugang von Thessalien nach Hellas zu wahren. Zu gleicher Zeit sollte die vereinte Flotte der Griechen in der Nähe dieses Platzes, in der Meerenge von Artemision, aufgestellt werden, damit Land- und Seemacht in Gemeinschaft handeln könnten. Beide Aufstellungen boten den Vortheil dar, daß sie durch die Enge der Oertlichkeiten den Feind verhinderten, beim Angriff auf die Griechen seine ganze Macht zu entfalten.

An die Spitze der Flotte wurde der Lacedämonier Eurybiades gestellt, nicht ohne Widerstreben der Athener, welche bei Weitem die Mehrzahl der Schiffe, nämlich hundertundachtzig, zur Flotte hergegeben hatten und daher auf den Oberbefehl Anspruch machten. Mit Einstimmigkeit aber wurde zum Führer des Landheeres der König von Sparta, Leonidas, erwählt, und niemals hat eine Wahl sich glänzender gerechtfertigt, als diese.

Der Paß der Thermopylen, der sich in dem Gebirgszweige Kallirdromus befindet, hat auf einer Seite Sümpfe und das Meer, auf der andern steil aufsteigende Felsen. So windet er sich eine bedeutend lange Strecke zwischen dem Felsen und dem Ufer hindurch und wird auf einzelnen Stellen so schmal, daß nur ein einziger Wagen Raum hat, auch ist er hier und dort durch die aus den Felsen hervorrieselnden Quellen schlüpfrig. Zudem zog sich eine mit Thoren versehene Mauer auf einer Stelle, wo der Engpaß breiter war, quer durch denselben hin.

Das Heer, welches unter Leonidas hier den Kampf mit dem Feinde bestehen sollte, betrug nur wenige tausend Mann. Denn die Spartaner, welche nicht leicht um irgend eines Anlasses willen den Dienst der Götter versäumten, wollten erst ein neuntägiges Fest des Apollon begehen, und die Hellenen überhaupt gedachten vor Beginn des Kampfes die olympischen Spiele zu beenden. So kam es, daß die Mehrzahl der Griechen, die zur Bewachung des Passes bestimmt waren, sich bei Leonidas noch nicht eingefunden hatte, als dieser das Perserheer heranziehen sah. Er wählte sich nun dreihundert Spartaner, gereifte, kraftvolle Männer, die Weib und Kind zu Hause hatten und sich daher der Bedeutung des Kampfes um so mehr bewußt waren, zu seinen Streitgenossen.

Diese Dreihundert sahen zuversichtlich dem Kampfe entgegen; wußten sie doch,

Leonidas.

Digitized by Google

daß der Zorn der Götter, der längere Zeit auf Sparta geruht hatte, jüngst durch den Opfermuth zweier ihrer Mitbürger versöhnt worden war. Es verhielt sich damit folgendermaßen:

Während Xerxes noch seine Rüstungen in Asien betrieb, erfüllte ein seltsamer Umstand die Spartaner mit Furcht und Besorgniß. Es waren Zeichen an den Opfern, deren Deutung dahin ging, daß die Götter sich von dem Volke abgewandt hätten. Sinnend darüber, was sie um der Götter Gnade gebracht haben könne, erkannten sie endlich, daß sie sich schwer vergangen, indem sie die Herolde des Darius getödtet hatten, und sie ließen alsbald ausrufen: ob ein Lacedämonier zur Sühnung des Vaterlandes freiwillig den Tod erleiden wolle. Alsbald erboten sich dazu zwei Männer von vornehmer Geburt und großem Vermögen, Sperthias und Bulis. Diese machten sich auf den Weg nach Persien. Unterweges trafen sie mit dem persischen Heerführer Hydarnes zusammen, der die heldenmüthigen Männer wie Gastfreunde aufnahm. Beim Mahle sprach er zu ihnen: Ihr Männer von Lacedämon, warum sträubt ihr euch doch so, Freunde des Königs zu werden? Ihr seht es ja an mir und meiner Macht, wie der König wackre Leute zu ehren weiß. So würde er auch Jeden von euch gewiß eine Statthalterschaft in Hellas überweisen, wenn ihr euch ihm ergäbet. — Sie antworteten: Zürne nicht, daß wir deinen Rath nicht annehmen können. Daß du ihn uns ertheilst, begreifen wir, denn du hast das Eine versucht, aber das Andre ist dir unbekannt. Nämlich die Dienstbarkeit kennst du wohl, aber die Freiheit hast du noch nicht gekostet und weißt es nicht, ob sie süß ist oder nicht. Hättest du sie aber gekostet, so würdest du uns rathen, Gut und Blut für sie einzusetzen.

Sie begaben sich nun nach Susa und wurden vor Xerxes geführt. Als die Lanzenträger sie nöthigen wollten, nach der Weise der Morgenländer vor Xerxes niederzufallen, sagten sie, das würden sie nicht thun, denn bei ihnen sei es nicht Sitte, vor Menschen niederzufallen und sie anzubeten. Darauf sagten sie stehend dem Könige, daß sie freiwillig gekommen, um ihr Leben als Sühne für die Tödtung der Herolde hinzugeben. Xerxes erwiederte, er wolle in dieser Sache nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, er wolle vielmehr die Lacedämonier von ihrer Schuld lösen ohne die blutige Sühne. Damit entließ er die Männer, die darauf wohlbehalten nach Sparta zurückkehrten.

Noch in der letzten Stunde bekam Leonidas Zuzug. Zu jener kleinen Schaar der Dreihundert, die bereit waren, ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Leben zu bezahlen, stießen im Ganzen etwa noch siebentausend Mann aus den übrigen Landschaften des Peloponnes.

Trotz der günstigen Stellung, die das griechische Heer eingenommen hatte, schien der Kampf gegen die ungeheure persische Macht ein vergebliches Bemühen. Deshalb erhob sich auch noch einmal unter den Führern ein Streit, ob man bleiben, oder ob man abziehen solle. Leonidas, der sich für das Letztere entschied, gewährte den Zaghaften dadurch einige Beruhigung, daß er Boten an die griechischen Stämme sandte und sie bat, ihm ohne Zeitverlust Verstärkungen zu senden.

Vor Allen waren die Spartaner guten Muthes und erfüllt von Kampfeslust. Als ein Mann von Trachis die Nachricht brachte, die Menge der Feinde wäre so groß, daß ihre Pfeile im Fluge die Sonne verdunkeln würden, antwortete ein Spartaner, Dienekes: Das ist schön, so werden wir im Schatten fechten! — Von Leonidas aber wird erzählt, er habe dem Könige Xerxes, als dieser ihm und seiner Schaar durch einen Herold die Waffen abfordern ließ, in echt lakonischer Weise geantwortet: Komm und hole sie!

Begierig, Genaueres über das Heer der Griechen, das in den Thermopylen sein Lager aufgeschlagen hatte, zu erfahren, sandte Xerxes einen Späher gegen dasselbe aus. Als nun dieser nahe heranritt, vermochte er nicht das ganze Lager zu übersehen, da es jenseit der Mauer aufgeschlagen war, dagegen bot sich ihm vor dem Eingange derselben ein seltsamer Anblick dar. Es hatten gerade die Spartaner die Wache. Einige beschäftigten sich heiteren Sinnes mit Turnübungen, Andre flochten und schmückten ihr Haar.

„Wie das Opfer schwer von Golde und bekränzt tritt zum Altar,
Schmücken sie, zu sterben sicher, sorgsam sich das braune Haar.
Wie zu heil'gen Göttertanzen auf der Heimath grünem Plan,
Führt die Charis noch zum Sterben die geweihten Schaaren an.*

Sie schienen sich auch nicht um den Späher zu bekümmern, wenigstens machten sie keinen Versuch, sich seiner zu bemächtigen, oder ihn zu verscheuchen.

Als Xerxes darüber Bericht empfangen hatte, fragte er den bei ihm weilenden Spartaner Demaratos nach der Bedeutung dieser Haltung der Griechen, denn ihm war sie unerklärlich. Demaratos antwortete: Diese Männer sind gekommen, um dir, o König, den Paß streitig zu machen, und dazu bereiten sie sich. Denn es ist bei ihnen Sitte und Gebrauch: wenn sie ihr Leben aufs Spiel zu setzen oder in den sichern Tod zu gehen sich anschicken, dann schmücken sie sich das Haupt. Wisse aber, o König, daß, wenn du diese und was in Sparta zurückgeblieben, bezwingest, so ist kein Volk der Welt mehr, das es wagt, wider dich den Arm zu erheben. Denn jetzt hast du es mit dem schönsten Königreiche und mit den tapfersten Männern zu thun!

Der König hielt es für unglaublich, daß ein solches Häuflein den Kampf mit seinem ungeheuren Heere aufzunehmen ernstlich gesonnen sei. Er enthielt sich noch vier Tage lang aller Feindseligkeiten, um den Griechen Zeit zu gönnen, seine Macht kennen zu lernen, und dadurch zur Besinnung zu kommen. Da Jene aber in ihrer Stellung verharrten, gab er den Medern und Kissiern den Befehl, die Unbesonnenen lebendig zu ergreifen und ihm vorzuführen. Die Meder und Kissier drangen gegen die Griechen vor, allein sie wurden derartig empfangen, daß sie große Verluste erlitten, dagegen keinen einzigen der Feinde in ihre Gewalt bekamen. Xerxes schäumte vor Zorn, und um der Sache nunmehr mit einem Schlage ein Ende zu machen, sandte er den Hydarnes mit der Schaar der Unsterblichen vor. Es waren dies 10,000 auserlesene Krieger, deren jeder einzelne seine Tapferkeit bereits vielfach bewiesen hatte. Auch sie richteten nichts aus. Von ihren Speeren konnten sie in dem engen Paß wenig Gebrauch machen, auch half ihnen ihre Uebermacht nichts. Die Spartaner wandten zum öftern eine Kriegslist an. Sie flohen, fielen dann aber plötzlich über die ihnen in Unordnung Nacheilenden her und erschlugen sie. Dreimal soll Xerxes, der dem Kampf zuschauete, vor Schreck und Besorgniß von seinem Stuhle aufgesprungen sein. Als nun der Abend anbrach, deckten Tausende von Persern den Kampfplatz, ohne daß es gelungen war, den Griechen einen Fuß breit Landes abzunehmen.

Am nächsten Morgen faßte Xerxes neue Hoffnung. Seine Feldherrn redeten ihm ein, die Griechen seien vom gestrigen Gefecht sicherlich so ermüdet, daß sie unfähig sein würden, einen Arm zu rühren, auch möchten deren wenige unter der kleinen Schaar sein, die unverwundet geblieben seien. So werde heut, da man in der Lage sei, ihnen frische Truppen entgegensenden zu können, der Kampf schnell zu ihrem Nachtheil entschieden sein. Aber auch diese Hoffnung bewährte sich nicht. Die Griechen fochten tapfer und mit Glück, wie am Tage zuvor, und als Xerxes am Abende wiederum seine Truppen zurückrufen mußte, war er völlig rathlos, was nun zu thun sei.

Da kam ein Grieche mit Namen Ephialtes zu Xerxes und erbat sich, ihm einen Fußpfad zu zeigen, der über das Gebirge führte. Gier nach Gold war es, was diesen Mann dazu bewegte, dem Feinde des Vaterlandes ein solches Anerbieten zu machen. Später — dies sei hier gleich beigefügt — setzte Griechenland einen hohen Preis auf seinen Kopf, und nachdem er lange Zeit in Angst und Pein umhergeirrt, ward er von einem Griechen erschlagen.

Xerxes, dem Grimm und Scham qualvolle Stunden bereitet hatten, war hocherfreut über das Anerbieten und befahl dem Hydarnes, mit seinen Unsterblichen zur beginnenden Nachtzeit aufzubrechen und sich von Ephialtes führen zu lassen.

Sie zogen nun auf dem geheimen Pfade in dem Gebirge empor, und als die Morgenröthe anbrach, hatten sie fast die Höhe

* G. Pizer.

des Berges erreicht. Hier standen eintausend Phoker. Als diese das Laub rascheln hörten und darauf die Menge der Feinde sahen, legten sie ihre Rüstungen an und begaben sich auf die Spitzen des Berges und bereiteten sich zum Tode vor, da sie meinten, es sei auf sie abgesehen. Die Perser ließen sie aber unbeachtet und verfolgten, eingedenk ihres Befehls, den in den Thermopylen aufgestellten Griechen in den Rücken zu fallen, den Pfad, der sich seitwärts den Berg hinabzog.

Den Griechen war inzwischen von ihrem Priester Megistias, nachdem er die Eingeweide der Opferthiere betrachtet hatte, verkündet worden, daß sie am nächsten Tage ihre Liebe zum Vaterlande mit ihrem Leben zu bezahlen haben würden. Er aber gedachte nicht, sie zu verlassen, sondern beschloß, gemeinsam mit ihnen den Tod für Freiheit und Vaterland zu erleiden.

Nun vernahmen die Griechen von ihren Spähern, daß der Feind auch in ihrem Rücken sei. Da hielten sie Rath, und es ward beschlossen, die Einen sollten abziehen, die Andern den Platz behaupten. Leonidas, der zu den Letzteren stand, nöthigte die Verbündeten, sich, da es noch Zeit sei zurückzubegeben; er selbst blieb mit seinen Spartanern stehen, die insgesammt entschlossen waren, mit ihrem Könige zu sterben. Leonidas hatte seinen Entschluß schon beim Beginn des Kriegs gefaßt, denn es war ihm von Delphi eine Verkündigung geworden, daß, solle Sparta vor der Zerstörung bewahrt bleiben, der König sich opfern müsse, und von da ab hatte er keinen Augenblick Bedenken getragen, seiner Vaterstadt das ihm angemuthete Opfer zu bringen. Der Orakelspruch lautete also:

„Euch, o ihr Bewohner der räumigen Stadt Lacedämon,
Wird entweder die Stadt, die hochgepriesene, fallen
Durch das persische Volk; wo nicht, so beweint Lacedämon
Eines Königs Fall, der entsproß dem Stamm des Herakles."

Nachdem Xerxes der Sonne ein Trankopfer dargebracht hatte, sandte er — es geschah dies um die Stunde, in der der Markt sich mit Leuten zu füllen pflegt — auserwählte Kriegsschaaren gegen den Paß vor. Ihm war von dem Verräther Ephialtes gesagt worden, daß er etwa um diese Zeit mit der Schaar der Unsterblichen, der er als Führer beigegeben war, das jenseitige Thal erreicht haben würde. An diesem Tage nun wurde der Kampf vom Anfange an blutiger, noch als er es in den Tagen zuvor gewesen war. Denn die Hellenen gingen diesmal, weil der Tod doch ihr unvermeidliches Loos war, dem Feinde bis auf eine breitere Stelle der Schlucht entgegen. Von den Spartanern geschahen Wunder der Tapferkeit. Auch die Perser wichen nicht, die Lücken der Gefallenen wurden immer wieder durch Nachfolgende ausgefüllt. Hinter den Schaaren standen Hauptleute, die mit scharfen Geißeln auf sie einhieben und sie vorwärts trieben. Viele stürzten ins Meer, eine gleich große Zahl ward von den Nachrückenden zertreten: um jeden Preis sollte der Paß gewonnen werden. Im dichtesten Handgemenge kämpfend, empfing Leonidas jetzt seine Todeswunde und stürzte nieder. Ein furchtbarer Kampf erhob sich um seine Leiche, seine treuen Spartaner wollten sie nur mit ihrem Leben dem Feinde überlassen. Es gelang ihnen, die Leiche aus dem Gewühl zu retten. Viermal schlugen sie dabei den Feind zurück, zwei Brüder des Xerxes fielen in diesen Kämpfen.

Nun aber drang der Feind auch aus der Schlucht auf die unvergleichliche Heldenschaar ein, von der viele schon ihrem Könige in den Tode gefolgt waren. Von beiden Seiten angegriffen, zogen sie sich hinter die Schutzmauer zurück und stellten sich auf einem Hügel in einen einzigen Haufen zusammen. Viele sandten sie hier noch kämpfend vor sich in den Tod, endlich aber sank auch der letzte der Helden unter den Schwertern der Feinde.

Die Amphiktionen ließen nachmals an der Stelle, wo Leonidas und die Seinen gefallen waren, einen steinernen Löwen und eine Denksäule errichten. Letztere trug die Inschrift:

Fremdling, melde dem Volk Lacedämons, daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt.

Nach dem Kampfe befahl Xerxes, den

Leichnam des Leonidas aufzusuchen, ihm den Kopf abzuhauen und ihn dann ans Kreuz zu schlagen. Da die Perser Tapferkeit an dem Feinde auch zu ehren pflegten, ist aus jener Handlungsweise des Xerxes zu entnehmen, welch ein Grimm ihn gegen Leonidas erfüllte.

Der Paß war gewonnen, das Land der Hellenen lag nun dem Perserheere offen. Die Schaaren wälzten sich durch eine Zahl von griechischen Landschaften und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Auch an das Heiligthum zu Delphi wollten sie Hand anlegen. Als sie aber die Höhen zu ersteigen begannen, erhob sich ein furchtbares Unwetter, und die Delphier rollten Gestein von den Berggipfeln hinab, so daß der Feind nach schwerem Verluste sich erschreckt zurückzog. Von einer Heerschaar, die nach Böotien gezogen war, wurden die Städte Thespia und Platää niedergebrannt.

Die Schlachten bei Artemision und Salamis.*

(480 v. Chr.)

Als Xerxes mit seinem Heere und der Flotte gegen Griechenland anzog, sandten die Athener Boten nach Delphi, den Gott um Rath zu fragen. Der aber gebot ihnen, sich hinter hölzernen Mauern zu vertheidigen. Alsbald erhob sich unter den Athenern großer Streit über den Sinn dieser Worte, doch der scharfsinnige Themistokles überzeugte seine Mitbürger, daß unter den hölzernen Mauern die Schiffe zu verstehen seien, daß somit das Orakel den Athenern befehle, den Persern zur See Widerstand zu leisten.

Die Griechen sandten nun Boten an die Städte und forderten sie zu gemeinsamer Hülfe auf, doch nicht alle zeigten sich bereit dazu. Die Argivier versagten die Theilnahme aus Haß gegen Sparta. Eine Gesandtschaft begab sich nach Sicilien, um mit Gelon, König von Syrakus, zu unterhandeln. Gelon erklärte sich bereit, die Griechen mit einer Flotte von 200 Kriegsschiffen, mit einem Heere von 28,000 Mann und Korn für das ganze verbündete Heer zu unterstützen, falls ihm die Oberanführung im Kriege zugesprochen würde.

Als einer der Gesandten, ein Lacedämonier, von diesen Bedingungen hörte, hielt er sich nicht länger, sondern hob also zu reden an: Wie würde es dem Pelopiden Agamemnon schmerzen, vernähme er, daß den Lacedämoniern durch den Gelon und die Syrakusier der Oberbefehl entrissen worden sei! Daran denke nicht weiter! Wenn du den Griechen helfen willst, so mußt du dich unter den Befehl der Lacedämonier stellen; willst du das nicht, so müssen wir deiner Hülfe entbehren!

Gelon mäßigte seine Forderung dahin, daß er den Oberbefehl entweder über die Landmacht oder über die Flotte beanspruchte. Aber auch dieser Forderung widersprach der athenische Gesandte, der sich schon einmal geäußert hatte. Nicht um einen Feldherrn uns zu suchen, sagte er, hat Griechenland uns nach Syrakus gesandt, sondern mit dem Auftrage, dich um ein Hülfsheer zu bitten! Die Verhandlungen zerschlugen sich, und Gelon entließ die Gesandten mit den Worten: Ihr habt den Frühling aus dem Jahre gestrichen!

Dieselben Abgesandten wandten sich hierauf mit dem gleichen Antrage an die Bewohner der Insel Korcyra. Die Korcyräer bemannten zwar 60 Schiffe und segelten nach dem Peloponnes, dort aber legten sie auf hoher See vor Anker, um erst den Ausgang des Kampfes abzuwarten und im Fall, daß die Perser siegten, sich die Gunst des Königs Xerxes zu verschaffen. — Die Kreter sagten, ein Orakelspruch verbiete ihnen jegliche Theilnahme am Kampfe.

So hatten denn die Griechen wenig Beistand. Desto mehr aber nahmen sie die eigene Kraft zusammen. Ihre vereinte Flotte belief sich auf 271 Schiffe, von denen die Athener allein 127 gestellt hatten. Zum Oberbefehlshaber über die

* Nach L. Stacke, Erzählungen aus der griechischen Geschichte.

Scherbengericht über Aristides.

Digitized by Google

Leichnam des Leonidas aufzusuchen, ihm den Kopf abzuhauen und ihn dann ans Kreuz zu schlagen. Da die Perser Tapferkeit an dem Feinde auch zu ehren pflegten

und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Auch an das Heiligthum zu Delphi wollten sie Hand anlegen. Als sie aber die Höhen zu ersteigen begannen

Scherbengericht über Aristides.

Digitized by Google

Flotte war, wie oben bereits gesagt wurde, der Spartaner Eurybiades erwählt worden. Er führte die Flotte nach dem Vorgebirge Artemision bei Euböa.

Zu bedauern war es, daß ein ausgezeichneter Führer den Griechen jetzt fehlte — Aristides. Er lebte noch, aber er befand sich in der Verbannung. Den Anstoß zu seiner Verbannung hatte die Eifersucht und der Ehrgeiz des Themistokles gegeben. Nach der Schlacht bei Marathon war Themistokles bedeutend in der Volksgunst gestiegen, und er glaubte nun manche Neuerungen durchführen zu können, wogegen er in Aristides, dem Führer der auf Erhaltung der bestehenden Zustände bedachten Partei, auch jetzt den unerbittlichen Gegner fand. Da trieb der glühende Ehrgeiz den sonst trefflichen Themistokles dazu, sich seines Gegners durch Anwendung des Ostracismus (des Scherbengerichts) zu entledigen. Themistokles mochte sich sagen: eine ehrenvolle Verbannung auf zehn Jahre sei ja nur ein geringes Uebel gegen dasjenige, das Athen durch die Anwesenheit des Aristides zu tragen habe. Es wurde nun das Gerede verbreitet, Aristides strebe nach Alleinherrschaft, und diese Anschuldigung fand bei dem auf seine Freiheit eifersüchtigen und deshalb mißtrauischen Volke sogleich Glauben. Aristides war selbst in der Volksversammlung zugegen, die über seine Verbannung Beschluß faßte. Bei der Abstimmung bat ihn ein Bürger, den er nicht kannte, und von dem er auch nicht gekannt war, den Namen Aristides auf seinen Scherben zu schreiben, durch den er für die Verurtheilung stimmen wolle. Was hat dir denn der Mann gethan, daß du ihn verurtheilen willst? fragte Aristides. Nichts, entgegnete Jener, aber es verdrießt mich, ihn immer den Gerechten nennen zu hören. — Mit bitterm Lächeln schrieb Aristides seinen Namen auf den Scherben. Da mehr als 6000 Stimmen gegen ihn waren, wurde ihm angezeigt, daß er Athen verlassen müsse. Er ging ohne Rachegefühle im Herzen, ja er hob, als er die Stadt verließ, seine Hände gen Himmel und flehete die Götter an, es seiner Vaterstadt wohl ergehen zu lassen, damit nie für dieselbe eine Zeit kommen möge, in der sie genöthigt wären, seiner zu gedenken.

Jetzt war die Zeit nahe, in der man den edlen Mann gern wieder aufnahm.

Die persische Flotte stand an der Küste von Magnesia bis zum Vorgebirge; in acht Reihen lagen die Schiffe hinter einander, die Schnäbel nach dem Meere zugekehrt. Hier nun ward die Flotte von einem furchtbaren Sturm heimgesucht, 400 Schiffe wurden gegen die Felsen getrieben und zerschmettert. Als die Griechen dies vernahmen, brachten sie dem Poseidon, dem sie das Werk der Zerstörung zuschrieben, reiche Dankopfer.

Doch war die persische Flotte der griechischen immer noch an Zahl weit überlegen. Als die Griechen daher bei Artemision die persische Flotte und deren zahlreiche Besatzung erblickten, entfiel ihnen der Muth, und sie beschlossen, sich zurückzuziehen. Da bewogen die Euböer den Anführer der Athener, Themistokles, durch ein Geschenk von dreißig Talenten, Alles aufzubieten, um die Flotte zurückzuhalten und die Führer zur Annahme einer Seeschlacht zu vermögen. Themistokles gab von diesem Gelde dem Oberfeldherrn der Flotte Eurybiades fünf und dem korinthischen Anführer zwei Talente und bewog sie dadurch, bei Eubäa stehen zu bleiben; den größeren Theil des Geldes aber behielt er für sich.

Als die Perser die verhältnißmäßig geringe Zahl der griechischen Schiffe sahen, beschlossen sie den Angriff, indem sie bestimmt hofften, die Seemacht des Feindes mit einem Schlage zu vernichten. Zweihundert Schiffe wurden abgesandt, die auf einem Umwege Eubäa umsegeln und den Griechen in den Rücken fallen sollten, während mit der Hauptmacht der Angriff von vorn verfolgen sollte. Doch die Griechen erhielten von diesem Plane Kunde, und sie beschlossen, um die Mitternachtzeit jenen zweihundert Schiffe entgegen zu fahren. Zuvor aber unternahmen sie einen Angriff auf die persische Flotte, der jedoch nur den Zweck hatte, zu erkunden, welcher Art die Kampfweise des Feindes sei. Als die Perser so wenige Schiffe auf sich zukommen sahen, meinten sie, die Griechen müßten rasend sein. Sie schlossen sich auf allen Seiten aneinander und er-

warteten den Feind. Es entstand ein hartnäckiger Kampf, der jedoch unentschieden blieb, da die anbrechende Nacht die Kämpfenden trennte.

Kaum waren die Griechen nach Artemision zurückgekehrt, so entlud sich ein entsetzliches Gewitter, dem ein die ganze Nacht hindurch anhaltender Regenguß folgte. Die Perser, die sich von dem furchtbaren Sturme und dem Treffen noch nicht erholt hatten, verlebten eine schreckliche Nacht; schlimmer noch erging es den zweihundert Schiffen, die um Euböa herumfuhren. Das Unwetter trieb sie an die Klippen, wo sie sämmtlich ihren Untergang fanden, wodurch demnach die persische Seemacht einen schweren Verlust erlitt. Die Griechen erhielten dagegen eine Verstärkung von dreiundvierzig attischen Schiffen, was sie so ermuthigte, daß sie sogleich auszogen und die kilikischen Schiffe zerstörten.

Am dritten Tage warteten die Perser den Angriff nicht ab, sondern stachen selbst in die See. Sie stellten ihre Schiffe in einen halben Mond auf, in der Absicht, die Griechen gänzlich einzuschließen. In dem nun beginnenden Kampfe zeigte es sich bald, daß die Flotte des Xerxes in ihrer Größe sich selbst schädlich war, indem die Bewegung der Schiffe gehemmt ward, diese in Verwirrung geriethen und gegen einander stießen. Dennoch hielten die Perser Stand, da es ihnen doch gar zu unehrenhaft erschien, vor einer so geringen Zahl feindlicher Schiffe den Rückzug anzutreten. Nach dem Treffen, das eine Entscheidung nicht brachte, zogen sich beide Theile nach ihren vorher eingenommenen Standorten zurück.

Den Griechen ward nun die Botschaft, daß Leonidas mit seinen Spartanern gefallen sei. Diese Trauerkunde bewirkte, daß sie ernstlich an den Rückzug dachten. Ehe sie jedoch den Platz verließen, führte Themistokles noch eine List aus. Er fuhr an den Felsen von Artemision und schrieb da, wo die unter den Persern dienenden Jonier ihr Trinkwasser holten, an einen emporragenden Stein mit großen Buchstaben, die Worte: Ihr Männer von Jonien, ihr thut Unrecht, daß ihr gegen eure Väter in den Streit zieht und Griechenland unterjochen helft. Tretet auf unsre Seite oder laßt wenigstens noch jetzt vom Kampfe ab. Ist aber keines von Beiden möglich, so gedenket, daß ihr von uns abstammet, und thut im Kampfe linde gegen uns! — Dadurch sollten die Jonier entweder zum Abfall bewogen, oder es sollte ihre Gesinnung dem Xerxes verdächtig gemacht und er veranlaßt werden, sie von den Gefechten fern zu halten.

Die Flotte der Griechen segelte von Artemision nach Salamis. Während die Bewohner des Peloponnes an einer Mauer auf dem Isthmus arbeiteten, bewirkte Themistokles den Volksbeschluß, daß alle waffenfähigen Bürger die Schiffe besteigen, die Wehrlosen aber so gut wie möglich in Sicherheit gebracht werden sollten. Die Menge gehorchte mit schwerem Herzen: sie kannte keine Hoffnung mehr, wenn sie erst einmal die Heiligthümer der Götter und die Gräber der Väter preisgegeben hätte. Der Aberglaube der Zeit jedoch erleichterte in etwas die Ausführung des harten Beschlusses. Die Schlange nämlich, die als Wächter der Burg im Tempel gehalten wurde, verzehrte damals nicht den Honigkuchen, den man ihr, wie es regelmäßig geschah, nach Monatsfrist vorgesetzt hatte. Daraus zogen die Athener den Schluß, daß die Göttin selbst die Stadt verlassen habe. Als nun so viele Männer sich aus ihrer Vaterstadt hinweg begaben, erregte der Anblick zugleich neben dem Mitleid Bewunderung ihres Muthes, da sie ihre Eltern hierhin und dorthin sandten, selbst aber gefaßten Sinnes den Klagen und Thränen der Frauen und Kinder gegenüber nach der Insel Salamis segelten. Sogar viele Hausthiere waren ihnen bis zum Strande gefolgt und schienen etwas von dem Weh einer solchen Trennung zu empfinden. Ein Hund sprang in das Meer und folgte dem Schiffe seines Herrn. Als er die Küste erreichte, sank er von Erschöpfung todt nieder.

Zu der Flotte bei Salamis stieß jetzt auch die übrige Seemacht der Griechen, so daß sich die Zahl ihrer Schiffe auf dreihundertundacht belief, von denen die Athener die meisten und besten Segler gestellt hatten. Während nun die Anführer beriethen, an welchem Orte man dem Feinde die nächste Schlacht zu liefern habe,

brachte ein Mann die Kunde, ein Landheer der Perser sei in Attika eingefallen und verwüste Alles mit Feuer und Schwert. Die Nachricht war begründet: die Perser waren von Böotien nach Attika vorgerückt, hatten aber Athen leer gefunden. Nur in der Burg befanden sich einige Priester und Arme. Diese hatten das Thor vermauert und Verhacke angelegt, um dem Feinde den Eingang zu wahren. Die Perser besetzten den Areopag und schossen von da aus brennende Pfeile nach der Burg. Doch vertheidigten die Athener sich mit Erfolg, bis Jene auf einem unbewachten Zugange die Burg erstiegen. Sie erschlugen nun die Männer in dem Heiligthume und steckten darauf Burg und Tempel in Brand.

Die Kunde davon versetzte die Griechen in solche Besorgniß, daß einige der Führer sich ohne Verweilen auf ihre Schiffe begaben, um davonzufahren.

Dem Themistokles aber war es unzweifelhaft, daß eine Zerstreuung der Streitmacht in diesem Augenblicke nichts Anderes als den Untergang des Vaterlandes zur Folge haben könne. Er begab sich daher zu Eurybiades und suchte ihn zu überzeugen, wie nothwendig es sei, bei Salamis zu bleiben und hier die entscheidende Schlacht zu liefern. In dem Kriegsrathe hielt Themistokles eine lange Rede: da unterbrach ihn der korinthische Anführer Adimantos mit den Worten: Themistokles, in den Kampfspielen werden die mit Ruthen gestrichen, die sich zu früh erheben! — Ja, antwortete Themistokles, aber die dahinten bleiben, werden nicht gekrönt! — Als Jener aber behauptete, daß Themistokles, als ein Mann, der keine Heimath mehr besitze, gar nicht mit zu reden habe, wies ihn Themistokles mit den Worten zurück: Wir haben, o Armseliger, unsere Wohnungen und Mauern verlassen, da wir um lebloser Dinge wegen keine Sclaven werden wollen: unsere Stadt aber ist die größeste von allen griechischen und beruht auf unsern zweihundert Dreiruderern, die jetzt zu euerer Rettung bereit stehen. Wenn ihr uns aber verrathet, so sollen die Griechen erfahren, daß die Athener eine freie Stadt und ein Land besitzen, das dem verlorenen nicht nachsteht! — Dann zu Eurybiades gewendet schloß er mit den Worten: Wenn du hier bleibst und dich als einen wackern Mann zeigst, gut! wo nicht, so wirst du Griechenland verderben. Denn die Hauptstärke des Krieges sind unsere Schiffe. Darum folge meinem Rathe. Wenn du das nicht thust, so nehmen wir, so wie wir sind, unsere Hausgenossen an Bord und fahren von dannen, um in Italien eine neue Heimath zu gründen. Ihr aber, von unserm Beistande verlassen, werdet dann zu spät meiner Mahnung gedenken!

Dies kühne Wort entschied zu Gunsten des Redners, und die Griechen rüsteten sich bei Salamis zur Schlacht. Bald zeigte sich auch die persische Flotte in den Gewässern von Salamis. Als nun aber um dieselbe Zeit die Griechen vernahmen, die Landmacht der Feinde breche nach dem Peloponnes auf, wurde ihre Besorgniß so groß, daß sie nach dem Peloponnes gesegelt wären, hätte sie Themistokles nicht durch eine List daran verhindert. Er sandte einen treuen Sclaven zu den Feinden, der also sprach: Mich sendet der Anführer der Athener ohne Vorwissen der andern Führer der Flotte (denn er ist auf eures Königs Seite und wünscht lieber, daß ihr, als daß die Griechen die Oberhand gewinnen), euch zu sagen, daß die Griechen voll Furcht sind und sich über die Flucht berathen. Jetzt könnt ihr die herrlichsten Thaten verrichten, wenn ihr sie nicht entschlüpfen laßt, denn sie sind uneinig untereinander und werden euch keinen Widerstand leisten, und ihr werdet sehen, daß sie gegen einander streiten, da die einen für, die andern gegen euch sind.

Die Feinde schenkten dieser Nachricht Glauben. Eine Abtheilung der Perser landete auf der kleinen Insel Psyttalea, die zwischen Salamis und dem festen Lande liegt, um die Mannschaften, die während der Schlacht an die Insel treiben würden, wenn es Perser, zu retten, wenn es aber Feinde wären, zu vertilgen. Zur Nachtzeit fuhren sie darauf nach Salamis und schlossen die Griechen ein, die noch immer mit einander haderten.

In dieser gefährlichen Lage, in der die Griechen sich befanden, trieb die Liebe zu seinem Volke einen Mann, den man so

schwer mit Undank belohnt hatte, in die Mitte desselben, um mit ihm, wenn Sieg ihm nicht beschieden sei, unterzugehen — es war der edle Aristides, den man vier Jahr früher in die Verbannung gesandt hatte. Er erschien bei Themistokles und brachte ihm die Nachricht, daß die Griechen ringsum von Feinden eingeschlossen seien. Auch den übrigen Führern theilte er dies mit.

Nun waren die Griechen zur Annahme der Schlacht (gerade, was Themistokles gewollt hatte) gezwungen. Beim Morgengrauen lichteten sie die Anker und griffen mit Ungestüm den Feind an. Alsbald erhob sich in weitem Kreise Kampfruf und Kriegsgetöse. Die Perser fochten tapfer, allein sie vermochten nichts gegen den Heldenmuth der Griechen. Xerxes, der auf einer Höhe des Festlandes, der Insel gegenüber, auf einem goldenen Stuhle saß, mußte es sehen, wie der größte Theil seiner Flotte zerstört ward. Seine Hoffnung war es gewesen, den Untergang des Feindes zu schauen, auch hatte er Schreiber bei sich, denen geboten war, jede tapfre That seiner Leute aufzuzeichnen. Am kühnsten stritt Artemisia, Königin von Karien. Endlich mußte auch sie weichen und sah sich von einem athenischen Schiffe verfolgt, dem sie nicht entfliehen konnte. Da segelte sie in ihrer Noth auf ein befreundetes Schiff los und bohrte es in den Grund. Der athenische Hauptmann hielt nun das Schiff der Königin für eines der verbündeten Griechen und ließ von der Verfolgung ab: Xerxes aber, der da glaubte, Artemisia habe ein feindliches Schiff vernichtet, sagte: Die Männer sind mir zu Weibern, die Weiber aber zu Männern geworden!

Groß war die Zahl der Perser, die in der Seeschlacht ihr Leben verloren. Dem edlen Aristides war es vergönnt, ruhmreich für sein Volk zu streiten. Er landete mit einer Schaar Schwergerüsteter auf der Inseln Psittalea, die von den Persern besetzt worden war, und in dem Kampfe, den er gegen sie eröffnete, kam nicht ein einziger der Feinde mit dem Leben davon.

Xerxes wagte keine neue Schlacht, sondern brach nach dem Hellespont auf; er ließ jedoch dem Mardonius, der die erlittenen Niederlagen wieder gut zu machen hoffte, 300,000 auserlesener Krieger zurück. Die übrigen Schaaren wurden von Hunger und Krankheiten aufs Schwerste heimgesucht, und nur ein kleiner Theil erreichte den Hellespont, um sich hinüber nach Asien zu retten.

Da der Vorschlag des Themistokles, den fliehenden Perserkönig zu verfolgen und die Brücke zu zerstören, nicht durchging, wandte er, um sich für den Fall, daß sein Volk ihm einst mit Undank lohnte, zu seinen Gunsten eine List an. Er sandte an Xerxes einen Boten, der ihm sagte: Mich sendet Themistokles, dir zu sagen, daß er, um dir einen Dienst zu leisten, die Griechen abgehalten hat, deine Flotte zu verfolgen und die Brücken über den Hellespont zu zerstören. Jetzt kannst du in aller Ruhe deinen Rückweg ausführen.

Nach der Schlacht wählten die Griechen zum Dank für die Götter die Erstlinge der unermeßlichen Beute aus, darunter drei phönicische Dreirudrer. Nach Delphi aber sandten sie ein zwölf Ellen hohes Standbild, das einen Schiffsschnabel in der Hand hielt. Ueber den Preis der Tapferkeit entstand Uneinigkeit unter den Feldherrn: den ersten Preis erkannte ein Jeder sich selbst zu, den zweiten Preis aber ertheilten sie insgesammt dem Themistokles. Die Spartaner erkannten ihrem Feldherrn Eurybiades den Preis der Tapferkeit, dem Themistokles den der Weisheit zu, dieser wie jener empfing einen Kranz von Oelzweigen. Als jedoch Themistokles nach Sparta kam, ward ihm ein köstlicher Wagen geschenkt, und als er die Stadt verließ, gaben ihm dreihundert Jünglinge das Geleit bis zur Grenze, eine Ehre, die bis dahin keinem Manne in Lacedämon zu Theil geworden war. Größere Ehrenbezeugungen noch wurden dem kühnen und scharfblickenden Themistokles auf den olympischen Spielen erwiesen. Als er sich hier dem Volke zeigte, waren Aller Augen auf ihn gerichtet, Einer zeigte ihn dem Andern, und lauter Beifall erscholl ihm von den Anwesenden entgegen, ja es wurden darüber die Kämpfer vergessen. Da versicherte Themistokles seinen Freunden, daß er jetzt überreich den Lohn alles dessen ernte, was er mit so vielen Anstrengungen für Griechenland gethan habe.

Die Schlacht bei Platää.*

(479 v. Chr.)

Mardonios war, wie erzählt ward, mit 300,000 Mann in Griechenland zurückgeblieben, um die Scharten auszuwetzen, die den Persern von den Griechen geschlagen worden waren.

Hören wir nun, wie Herodot den letzten großen Kampf der Griechen mit den Persern darstellt.

Als die Perser in Böotien eingerückt waren, vernahmen sie, daß die Hellenen am Asopos sich gelagert hatten; da nahmen sie eine Stellung am Fuße des Kithäron.

Als nun die Hellenen nicht in die Ebene herabkamen, sandte Mardonios wider sie die ganze Reiterei, deren Oberster war Masistios, ein angesehener Mann unter den Persern; er ritt ein nisäisches Pferd, das hatte einen goldenen Zügel und war auch sonst aufs Schönste ausgeschmückt. Und wie die Reiter an die Hellenen kamen, machten sie ihren Angriff geschwaderweise, und dabei thaten sie ihnen vielen Schaden. Zufällig nun standen die Megarer gerade an der Stelle, die am leichtesten anzugreifen war. Sie sandten daher einen Herold an die Führer der Hellenen, der also sprach:

So sprechen die Megarer: Wir, o Eidgenossen, sind nicht im Stande, die persische Reiterei allein zu bestehen in unserer Stellung. Zwar bis zu diesem Augenblick haben wir standhaft und muthig ausgehalten, so hart wir bedrängt sind; wenn ihr aber jetzt nicht andres Volk sendet, uns abzulösen, so wisset, daß wir unsere Stelle verlassen.

Der Oberfeldherr des hellenischen Heeres aber war Pausanias. Dieser fragte an bei den Hellenen, ob ein anderes Volk freiwillig an jene Stelle gehen und die Megarer ablösen wolle. Und wie Keines wollte, erboten sich die Athener dazu und zwar von den Athenern die dreihundert Auserlesenen, deren Hauptmann Olympiodoros war. Diese erboten sich dazu, nahmen die Schützen zu sich und stellten sich vor den übrigen Hellenen auf. Und nachdem sie eine Zeit lang gestritten, nahm der Streit diesen Ausgang: Als die persische Reiterei wieder einen Angriff machte, ward das Masistios Pferd mit einem Pfeil in der Weiche verwundet. Vor Schmerz bäumte es sich und warf seinen Reiter ab. Und wie Masistios fiel, stürzten die Athener über ihn her, erbeuteten sein Pferd und erschlugen ihn nach tapfrer Gegenwehr und nachdem sie anfangs nicht damit fertig werden konnten. Denn er war also gerüstet: Er trug einen goldenen Schuppenpanzer und darüber ein Purpurkleid. Indem sie nun auf den Panzer schlugen, thaten sie ihm nichts, bis es denn Einer merkte, wie dies zuging, und ihm ins Auge schlug, da fiel er und starb. Davon aber wußten die übrigen persischen Reiter noch nichts, denn er war allen zuvor gewesen, und sie hatten ihn weder fallen noch sterben sehen, und wie es zurückging, merkten sie nichts davon. Wie sie aber hielten, vermißten sie ihn alsobald, weil Keiner war, der sie ordnete. Und wie sie es inne geworden, ermahnten sie sich unter einander und jagten wieder gegen den Feind zu, um doch wenigstens den Leichnam zu retten. Wie aber die Athener sahen, daß die Reiterei nicht mehr geschwaderweise auf sie zukam, sondern alle auf einmal, schrieen sie das übrige Heer um Hülfe an. Während nun das ganze Fußvolk herbei eilte, entstand ein hitziges Gefecht um den Leichnam. Die persischen Reiter hielten nicht mehr Stand, noch gelang es ihnen, den Leichnam zu retten, sondern sie verloren noch viele Reiter dazu. Sie wichen etwa zwei Stadien zurück, hielten Rath, und es ward beschlossen, ins Lager zu reiten zu Mardonios, weil sie ohne Obersten waren.

Und als sie ins Lager kamen, trugen Leid um Masistios beide, das ganze Heer und Mardonios, auf das Heftigste, und schoren sich das Haar ab, dazu den Pferden und dem Zugvieh, und war ein entsetzliches Heulen und Wehklagen. Denn

* Nach Fr. Lange, Geschichte nach dem Herodot.

es war ein Mann gefallen, der nächst dem Mardonios der angesehenste war bei dem Volke und dem Könige.

Den Hellenen aber war der Muth sehr gewachsen, da sie den Angriff der Reiterei ausgehalten und abgeschlagen hatten. Und zuvörderst legten sie den Leichnam auf einen Wagen und fuhren ihn durch die Glieder. Der Leichnam aber war sehenswerth, wegen seiner Größe und Schönheit. Darum drängte sich Alles herzu, ihn anzuschauen.

Nach diesem beschlossen die Hellenen hinabzugehen nach Platää, denn die Gegend von Platää, deuchte ihnen viel geschickter zum Lagerplatz, vornehmlich wegen des bessern Wassers. Dort befindet sich die Quelle Gargasia. Sie nahmen also die Wehren auf und zogen am Fuße des Kithäron bei Hysiä vorbei in das platäische Land. Und wie sie dort angekommen, wählten sie völkerweis ihre Plätze, nahe der Quelle Gargasia und dem Heiligthum des Heros Androkrates, auf unbedeutenden Hügeln und im Blachfelde.

Als sie nun Stellung zu nehmen im Begriff waren, entstand ein heftiges Gezänk zwischen den Tegeaten und Athenern, denn sie wollten alle beide den einen Flügel haben, und da brachten sie ihre Thaten aus alter und neuer Zeit vor.

Nachdem die Tegeaten ihre Vergangenheit gerühmt, schlossen sie mit den Worten: Euch nun, ihr Lacedämonier, sind wir nicht entgegen, sondern lassen euch freie Wahl, welchen Flügel ihr führen wollet; über den andern Flügel aber, behaupten wir, kommt uns der Befehl zu, gleich wie in früherer Zeit.

Darauf rühmten auch die Athener ihre Vergangenheit. Jedoch, fuhren sie fort, was nutzt es, dieser Dinge zu gedenken? Denn die damals etwas taugten, sind jetzt vielleicht desto schlechter, und die damals schlecht waren, könnten jetzt wohl die Bessern sein. Aber hätten wir auch nichts Anderes gethan, wie wir denn vieles Herrliche gethan trotz einem hellenischen Volke, so verdienen wir schon durch die That bei Marathon diese Ehre zu erhalten, und noch mehr dazu, da wir allein von allen Hellenen den Kampf mit den Persern bestanden und aus diesem gefährlichen Wagstück als Sieger davongingen über sechsundvierzig Völker. Verdienen wir nicht allein schon dieser That wegen jene Stelle? Doch es ziemt uns nicht, bei den jetzigen Umständen der Stelle wegen zu hadern. Wir sind bereit, euch zu gehorchen, ihr Lacedämonier, wo und bei wem es euch am vortheilhaftesten dünkt, daß wir stehn. Denn wir mögen stehn, wo wir wollen; wir werden suchen unsre Schuldigkeit zu thun. Führt uns also, wir folgen euch!

Das ganze Heer der Lacedämonier aber rief, die Athener verdienten den Flügel. So bekamen ihn denn die Athener.

Hierauf war die Stellung der Hellenen diese: Auf dem rechten Flügel standen zehntausend Lacedämonier, davon waren fünftausend Männer aus Sparta, die zu ihrer Bedeckung bei sich hatten fünfunddreißigtausend leichtbewaffnete Heloten, je sieben auf den Mann. Neben sich hatten die Spartaner die Tegeaten gestellt, ihre Tapferkeit zu ehren; ihrer waren tausend und fünfhundert schwergerüstete Männer. Nach diesen kamen fünftausend Mann Korinther. Neben diesen waren den dreihundert Männern aus Potidäa ihre Stelle angewiesen. Auf diese folgten sechshundert Mann aus Orchomenos, auf diese dreitausend Sikyoner, auf diese achthundert Epidaurier. Neben diesen standen tausend Trözenier, neben den Trözeniern zweihundert Tegeaten, neben diesen vierhundert Mann aus Mykene und Tiryns, auf diese folgten tausend Mann von Flius. Neben diesen standen dreihundert Hermionier; dann folgten sechshundert Mann Eretrier und Styreer und auf diese vierhundert Chalkidier und fünfhundert Mann von Amprakia. Nach diesen kamen achthundert Leukadier und Anaktorier, nach diesen zweihundert Paleer aus Kefallenia. Neben diesen standen fünfhundert Mann von Aegina, auf diese folgten dreitausend Megarer, nach diesen kamen sechshundert Platäer. Zuletzt aber und auch zuerst standen die Athener, auf dem linken Flügel, achttausend Mann, ihr Anführer aber war Aristides.

Alle diese, mit Ausnahme der sieben Knechen, die ein jeglicher Mann aus Sparta um sich hatte, waren schwergerüstet, und die ganze Anzahl betrug achtunddreißigtausend und siebenhundert Mann.

Die Zahl der Leichtbewaffneten aber war diese: In der Ordnung der Spartaner fünfunddreißigtausend Mann, außerdem hatten die übrigen Griechen an Leichtbewaffneten vierunddreißigtausend und fünfhundert Mann.

Die ganze hellenische Macht also, die bei Platää zusammen gekommen war, betrug einhundertundzehntausend Mann.

Nachdem aber die Feinde ausgetrauert hatten um den gefallenen Masistios und vernahmen, daß die Hellenen zu Platää waren, erschienen auch sie an dem Asopos, der daselbst floß, und stellten sich auf, dreimalhunderttausend an der Zahl.

Auf beiden Seiten wurde hierauf geopfert, und hier wie dort geschah es, daß die Opferpriester dem Heere den Sieg weissagten, das den Angriff des Feindes abwarten würde.

So standen die Heere einander zehn Tage gegenüber, und es fiel nichts vor. Da aber die Hellenen Verstärkungen erhielten, rieth ein vornehmer Perser, Artabagos mit Namen, dem Oberbefehlshaber, mit dem Heere eiligst aufzubrechen und es hinter die Mauern von Thebä zu führen. Dort seien Lebensmittel für die Kriegsvölker vorhanden, und sie könnten in Ruhe Folgendes thun. Sie hätten eine Menge Gold, gemünztes und ungemünztes, desgleichen viel Silber und Trinkgeschirr; das sollten sie Alles nicht ansehen, sondern an die Ersten in den Städten der Hellenen senden; dann würden die Hellenen bald die Freiheit aufgeben und es nicht mehr auf die Gefahren einer Schlacht ankommen lassen.

Mardonios aber wollte davon nichts hören, weil er der Meinung war, das Perserheer sei dem Heere der Hellenen weit überlegen. Daher schien es ihm räthlich, so bald als möglich zu schlagen. Um das Opfer aber müsse man sich nicht kümmern. So kündigte er seinen Kriegleuten an, sich zu rüsten, da am nächsten Morgen die Schlacht anheben sollte.

In der Nacht aber sprengte Alexander, Oberster und König der Macedonier, an die Wachen der Athener und begehrte die Führer zu sprechen. Sie wurden herbeigerufen, und Alexander sprach:

Ihr Männer von Athen, ich vertraue euch als Pfand diese Worte an und verlange, daß ihr zu keinem Andern davon sprecht als zu Pausanias, den Oberanführer des hellenischen Heeres, damit ihr mich nicht ins Verderben stürzt. Denn nichts als herzliche Sorge für Hellas hat mich hierher geführt. Denn ich selbst bin ursprünglich von Geschlecht ein Hellene, und nicht gern möcht' ich Hellas aus der Freiheit in die Knechtschaft gerathen sehn. Ich sage euch also, daß Mardonios beschlossen hat, sich um das Opfer nicht zu bekümmern und euch mit Tagesanbruch ein Treffen zu liefern. Haltet euch also fertig. Wenn jedoch Mardonios das Treffen aufschiebt, so harret nur hier aus; denn sie haben nur noch auf wenige Tage zu leben. Wenn aber dieser Kampf für euch nach Wunsch endet, so soll man auch meiner gedenken. Ich bin Alexander von Macedonien.

Nach diesen Worten ritt er in das persische Lager zu seinem Volk zurück, die Führer der Athener aber begaben sich zu Pausanias und sagten ihm, was sie von Alexander vernommen hätten.

Als nun der Morgen dämmerte, sah Mardonios aus der Stellung, die die Hellenen genommen hatten, daß sein Plan entdeckt sein müsse. Jetzt sandte er die Reiterei gegen die Hellenen. Sie that dem hellenischen Heere viel Schaden durch Wurfspieße und Pfeile. Und die Quelle Gargasia, daraus das ganze hellenische Heer sein Wasser hatte, verschütteten und verstopften sie. Zwar war der Asopos nahe, aber aus diesem Flusse konnten sie kein Wasser holen vor den Reitern und ihrem Geschoß.

Da es nun den Hellenen an Wasser gebrach, beschlossen sie, sich auf eine zehn Stadien entfernte Insel zurückzuziehen, die sich inmitten des Asopos befand. Es sollte aber erst in der zweiten Nachtwache aufgebrochen werden, damit sie während des Abzuges nicht von dem Feinde belästigt würden.

Am Morgen sahen die Perser das feindliche Lager leer. Da wurde den Hellenen zuerst die Reiterei nachgesandt. Mardonios aber rief die Vornehmsten seines Heeres zu sich und sprach:

Was sagt ihr nun, da hier Alles verlassen ist? Ihr sagtet doch, die Lacedämonier wichen nie einer Schlacht aus,

und nun sind sie gar davongelaufen. Jetzt müssen wir sie verfolgen und züchtigen für Alles, was sie den Persern gethan haben!

Nach diesen Worten führte er die Perser über den Fluß, den Hellenen auf der Spur nach, gleich als ob sie davonliefen. Er hatte es aber auf die Lacedämonier und Tegeaten abgesehen, denn die Athener konnte er vor den Hügeln nicht bemerken. Die Perser kamen ohne alle Ordnung daher gelaufen, als wollten sie die Hellenen aufheben.

Pausanias, dem die Reiterei auf dem Halse saß, sandte zu den Athenern und ließ sie um Hülfe bitten.

Sogleich wandten sich die Athener um, doch sie konnten nicht bis zu den Lacedämoniern zurück, denn sie wurden von einer großen Heerschaar angegriffen. Pausanias aber hatte mit den Lacedämoniern und Tegeaten einen schweren Stand vor der feindlichen Uebermacht. Denn die Perser machten eine Brustwehr von ihren Schilden und sandten eine ungeheure Menge Geschosse auf den Feind. Da schauete Pausanias hin nach dem Tempel der Here und flehte die Göttin an, sie möchte doch ihre Hoffnung nicht lassen zu Schanden werden.

Indem er noch also betete, erhoben sich die Tegeaten zuerst und gingen auf den Feind los. Auch die Lacedämonier erhielten alsbald nach dem Gebet ein günstiges Opfer, und sie drangen auf die Perser ein. Erst gab es nun ein Gefecht um die Brustwehren der Schilde, und als diese gefallen, da kam es zum hitzigen Kampfe am Tempel der Demeter. An Muth und Stärke standen die Perser nicht nach, sie hatten aber keine Rüstung, dazu waren sie ungeschickt und ihren Gegnern an Klugheit nicht gewachsen.

Wo nun Mardonios selber stand, der da ein weißes Schlachtroß ritt und um sich die Schaar der tausend tapfersten Perser hatte, da machten sie auch den Gegnern am meisten zu schaffen. Und so lange Mardonios lebte, hielten die Perser Stand und wehrten sich tapfer; als aber Mardonios gefallen war, dazu der Haufe, der um ihn war, der tapferste im Heere, da wandten sich die Uebrigen und wichen vor den Lacedämoniern.

Hier nun ward die Strafe für den Tod des Leonidas, nach der Weissagung, den Spartanern von dem Mardonios bezahlt, und den schönsten Sieg von allen, die wir kennen, gewann Pausanias. Es ward aber Mardonios getödtet von dem Aeimnestos, einem angesehenen Manne in Sparta.

Wie bei Platää die Perser vor den Lacedämoniern in Flucht geschlagen waren, flohen sie ohne Ordnung in ihr Lager und hinter die hölzerne Mauer, die sie sich errichtet auf dem Gebiet von Thebä. Es ist mir merkwürdig, daß während des Gefechtes an dem Hain der Demeter nicht ein einziger Perser gestorben ist in der Nähe des Tempels, sondern die meisten auf ungeweihten Boden gefallen sind. Ich vermuthe aber, wenn über göttliche Dinge eine Vermuthung erlaubt ist, daß die Göttin selber sie nicht aufnahm, weil sie ihren Tempel zu Eleusis verbrannt hatten.

Artabazos hatte den Feldherrn Mardonios vergebens gewarnt, über den Fluß zu gehen. Als er nun sahe, daß es doch geschah, nahm er sein Volk zusammen und folgte. Wie es aber erst eine kleine Strecke vorwärts gegangen war, sah er schon die Perser fliehen. Da hielt er sein Volk nicht zusammen, sondern floh mit ihm, nicht in die hölzerne Mauer, noch gen Thebä, sondern nach dem Lande der Phocier, um sobald als möglich nach dem Hellespont zu kommen. Die Sieger aber jagten Xerxes Leuten nach und machten ihrer viele auf der Flucht nieder.

Ein großer Heerhaufen der Perser hatte sich hinter die hölzernen Mauern geflüchtet. Als nun die Lacedämonier herbeikamen, entstand ein heftiger Kampf, der ohne Entscheidung blieb, bis die Athener eintrafen. Diese erstiegen durch Tapferkeit und Standhaftigkeit die höhere Mauer und brachen sie, und nun strömten die Hellenen in das Lager. Die Tegeaten kamen zuerst hinein, und sie waren es, die das Zelt des Mardonios erbeuteten und darin die Krippe für die Pferde, die ganz von Erz und sehenswürdig war, sammt allen übrigen Kostbarkeiten. Die Krippe weiheten sie dem Tempel der Athene Alea, alles Uebrige aber, was sie erbeutet hatten, brachten sie

mit den übrigen Hellenen auf einen besonderen Ort.

Aber die Feinde hielten nicht mehr zusammen, wie die Mauer gefallen war, und keiner dachte mehr an muthige Gegenwehr, sondern sie waren voll Angst und Schrecken, weil sie auf einen engen Raum zusammengescheucht und so viel tausend Menschen zusammen gedrängt waren, und ließen sich todtschlagen von den Hellenen, also daß von dem Heer, ohne die vierzigtausend, mit denen Artabazos entflohen war, nicht dreißigtausend übrig blieben. Von den Lacedämoniern hatten nur einundneunzig, von den Tegeaten sechszehn, von den Athenern zweiundfünfzig den Tod erlitten.

Pausanias aber ließ ausrufen, daß Keiner sollte die Beute anrühren und befahl den Heloten, alle Schätze auf einen Haufen zu bringen. Diese zerstreuten sich nun durch das Lager und fanden Zelte, von Gold und Silber gewirkt, vergoldete und versilberte Betten, goldene Becher und Schalen und andres Trinkgeschirr; sie fanden auch Säcke auf den Wagen, darinnen sah man goldene und silberne Kessel; und den Todten nahmen sie ab die Armbänder und Halsketten und die Säbel, die von Gold waren, um die bunten Kleider aber bekümmerte sich kein Mensch. Da stahlen denn die Heloten Vieles und verkauften es an die Aeginer. Davon schreibt sich der große Reichthum der Aeginer her, die das Gold von den Heloten erhandelten, als wäre es Erz.

Von den aufgehäuften Schätzen brachten nun die Hellenen den Zehnten dem Gott in Delphi, davon der eherne Dreifuß geweihet wurde, der da auf der ehernen dreiköpfigen Schlange neben dem Altar steht, auch für den Gott in Olympia nahmen sie den Zehnten, daraus sie weiheten den ehernen Zeus, zehn Ellen hoch. Nachdem sie dies genommen, theilten sie das Uebrige unter sich.

Es wird auch noch Folgendes erzählt: Xerxes hätte bei seiner Flucht aus Hellas dem Mardonios all sein Feldgeräth dagelassen. Als nun Pausanias dasselbe erblickt, so hätte er den gefangenen persischen Bäckern und Köchen befohlen, ihm ein Mahl anzurichten, als sei es für den Mardonios. Und als diese gethan nach dem Befehl, und Pausanias sah die goldenen und silbernen Tische und die prächtige Zubereitung des Mahles, da war er erstaunt über alle die Herrlichkeit und befahl zum Scherz seinem Diener, daneben ein lakonisches Mahl anzurichten. Und da zwischen den beiden Mahlzeiten ein gewaltiger Unterschied war, so ließ Pausanias die Anführer der Hellenen rufen und sagte mit Lachen: Ich habe euch rufen lassen, um euch die Thorheit des Persers zu beweisen, der einen so herrlichen Tisch führt und zu uns kam, uns unsern ärmlichen zu nehmen!

Letzte Zeit des Themistokles, des Pausanias und des Aristides.*

Der Tag von Platää war für die Griechen in doppelter Hinsicht als ein glücklicher zu bezeichnen, denn er brachte ihnen auch noch einen glänzenden Seesieg. Der spartanische König Leotychidas und der athenische Feldherr Xanthippus vernichtete an eben diesem Tage bei Mykale den Rest der persischen Seemacht, die gegen Griechenland aufgeboten worden war.

Durch diese Siege gewannen am meisten die Athener, die schon während des bisherigen Krieges das erste Seevolk der Griechen geworden waren. So konnten sie jetzt mit leichter Mühe zur Seeherrschaft und zur Hegemonie in Griechenland gelangen.

Um dies Ziel zu erreichen, war ihnen aber ein geräumiger und sichrer Hafen und die Befestigung ihrer Stadt nöthig; Themistokles, dessen Scharfblick und Klugheit den Grund zu der damaligen Macht Athens gelegt hatte, verhalf seinen Mitbürgern auch zu dem besten Hafen von ganz Griechenland und zu der Befestigung der Stadt.

Im letzten Jahre des Perserkrieges hatte Themistokles einen Oberbefehl nicht gehabt. Bald nach der Schlacht bei Platää

* Nach F. C. Schlossers Weltgeschichte, mit einem Zusatz aus F. G. Welcker, Tagebuch einer griechischen Reise.

war er wieder der erste Mann in Athen und leitete alle Beschlüsse der Volksversammlung.

Die Stadt lag in Trümmer, als die Athener von Salamis zurückkehrten. Themistokles bewirkte sogleich den Volksbeschluß: die Stadt wird durch eine starke und dauerhafte Mauer befestigt; alle Bürger behelfen sich einstweilen mit den zerstörten Resten ihrer Wohnungen, deren völlige Wiederherstellung so lange aufgeschoben wird, bis die Befestigungen vollendet sind. — Themistokles sah voraus, daß die gegen die Ausführung der Befestigung Athens von Seiten der auf die Erhaltung der Oberherrschaft eifersüchtigen Spartaner, so wie der andern griechischen Staaten Widerspruch erfolgen würde. So geschah es auch. Der Bau war kaum begonnen, als schon Gesandte andrer Staaten in Athen erschienen, um die Durchführung des Unternehmens zu hintertreiben. Die Spartaner ließen den Athenern sagen: Die Befestigung einer außerhalb des Peloponnes gelegenen Stadt wäre gegen den Vortheil des gesammten griechischen Volkes, weil dadurch einem in Griechenland einfallenden Feinde ein Platz geboten würde, auf dem er sich festsetzen könne; der Peloponnes allein sei die natürliche Festung der Griechen, in diese könnten die außerhalb wohnenden Griechen sich nöthigenfalls zurückziehen.

Die Athener wären, wenn Sparta und seine Bundesgenossen ihr Verlangen hätten mit den Waffen unterstützen wollen, zur Zeit nicht im Stande gewesen, sich demselben erfolgreich zu widersetzen; sie wählten nun den Weg einer hinhaltenden und täuschenden Politik, um zum Ziele zu gelangen.

Zur Ausführung einer solchen war Niemand geschickter als Themistokles, daher ihm die Führung der Sache überlassen ward. Es ward nun den spartanischen Gesandten die Antwort ertheilt, daß sie nichts unternehmen würden, was dem allgemeinen Vortheile Griechenlands widerstreite, und daß sie zu weiterer Verhandlung eine Gesandtschaft nach Sparta senden würden.

Zu dieser Gesandtschaft wurden Themistokles und zwei andre Griechen ausersehen. Nachdem das Verfahren, das innegehalten werden sollte, festgestellt war, begab sich Themistokles allein nach Sparta. Unter dieser Zeit ward der Bau der Mauer mit verstärktem Eifer betrieben, selbst Weiber und Kinder legten Hand an, ja man verwendete, um die Vollendung zu beschleunigen, Steine der Grabmäler und Bildwerke aus den Tempeln zum Bau.

Themistokles befand sich bereits eine Reihe von Tagen in Sparta, ohne sich bei dem Senate als Gesandter Athens angemeldet zu haben. Mehrmals darüber befragt, antwortete er, er müsse die Ankunft seiner Mitgesandten erwarten, er begreife nicht, warum dieselben so lange ausblieben.

Man vernahm indeß in Sparta, daß und in welcher Weise der Bau in Athen fortgesetzt werde. Darüber zur Rede gestellt, erklärte Themistokles das Alles für Unwahrheit und Uebertreibung.

Als diese Ausrede endlich nicht mehr vorhielt, sagte er, man dürfe doch in Staatsangelegenheiten unmöglich nach Privatmittheilungen urtheilen, sondern möge sich durch Absendung von Staatsbeamten Kenntniß von dem wirklichen Zustande der Sache verschaffen.

Darauf ging Sparta ein, und es begaben sich Abgesandte nach Athen. Von dort aus reisten jetzt die Mitabgesandten des Themistokles diesem nach, die spartanischen Abgesandten hielt man aber unter allen möglichen Vorwänden in Athen hin, war auch entschlossen, sie nöthigenfalls festzuhalten, um sich dadurch zu sichern, daß man in Sparta nicht etwa auf den Gedanken kommen, die Gesandten Athens nur unter Bedingungen wieder zurückkehren zu lassen.

Von den Mitgesandten hatte Themistokles erfahren, daß die Mauern Athens bereits die nöthige Höhe erreicht hätten, um zu einer Vertheidigung ausreichen zu können. Jetzt warf er die Maske ab und erklärte dem spartanischen Volke, sie, die Athener wüßten selbst zu beurtheilen, was sowohl ihnen als auch dem gesammten griechischen Volke heilsam sei; nach ihrer Meinung wäre die Befestigung von Athen auch in letzterer Beziehung durchaus nöthig gewesen.

Der spartanische Staat war zwar in

seinen Absichten betrogen, konnte aber doch gegen die Athener jetzt nichts unternehmen. Er entließ also die athenischen Gesandten, und auch die spartanischen Gesandten kehrten nach Hause zurück.

Das Nächste, was Themistokles, um Athen zu heben, unternahm, war, daß er der Stadt einen neuen Hafen gab. Er hatte dazu eine im Westen des Hafens Phalerum gelegene und zwei Stunden von Athen entfernte Bucht ausersehen, welche der Piräus hieß. Diese Bucht, welche drei Häfen bildete und eine ziemlich große Zahl Schiffe zu fassen vermochte, war auf Themistokles Antrag schon vor dem dritten Perserkriege besser eingerichtet worden; jetzt aber bewirkte er, daß dieselbe auf der Landseite ringsum mit einer sehr starken Mauer umgeben wurde. Diese ward mit der größten Rücksicht auf Dauerhaftigkeit und Festigkeit gebaut und war schon im zweiten Jahre nach der Schlacht von Platää vollendet.

Unterdessen war die verbündete Flotte der Griechen unter des Pausanias Anführung mit der Befreiung der griechischen Städte am Hellespount und den noch von den Persern besetzten Inseln beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Stadt Byzanz, das heutige Constantinopel, angegriffen und nach einer langen Belagerung durch Sturm erobert. Dabei geriethen sehr viele Perser von hohem Rang in die Gefangenschaft der Sieger: ein Umstand, welcher nicht wenig zu der Entwicklung der athenischen Oberherrschaft beitrug. Pausanias nämlich hatte, vom Glücke geblendet, eine Bahn betreten, welche ihn ins Verderben führte. Durch die ihm in dem Siege bei Platää zugefallene Beute war er zu einem bedeutenden Reichthum gelangt, und die ferneren glücklichen Unternehmungen an der Spitze der Flotte hatten seine Schätze noch vermehrt. Aber der Hochmuth hatte sich auch bei ihm eingestellt. Jetzt strebte er nicht nur nach dem bleibenden Besitz der spartanischen Königsmacht, die ihm als Vormund des jugendlichen Königs, eines nahen Verwandten von ihm, auf bestimmte Zeit übertragen worden war, sondern er trug sich auch mit Plänen der Erweiterung einer solchen Herrschaft. Seinem Sinne entsprach die Gewalt, welche die persischen Satrapen besaßen, weit mehr, als die Regierung eines spartanischen Königs, dessen Bestrebungen und Handlungen von Senat und Ephoren stets mit eifersüchtigen Augen überwacht wurden. Ebenso mißfiel ihm jetzt die einfache und einförmige Lebensweise, zu der Lykurgs Gesetze die Spartaner verdammten, im Vergleich mit der Pracht und Schwelgerei, in welcher die persischen Großen auf Kosten ihrer Unterthanen lebten. Das brachte ihn endlich zu dem Entschluß, durch Verrätherei zugleich seinen Stolz und seine Herrschsucht zu befriedigen.

In Byzanz ward ihm Gelegenheit, sein verrätherisches Werk zu beginnen. Nicht nur bekam er hier, wie schon bemerkt, viele vornehme Perser als Gefangene in seine Gewalt, sondern er kam zu gleicher Zeit mit einem Griechen, dem Eretrier Gangylus, in Verkehr, welcher zur Zeit des Darius ebenfalls verrätherisch gegen sein Vaterland gehandelt hatte und dafür mit dem Besitz von vier reichen äolischen Städten belohnt worden war.

Mit diesem verständigte er sich und übergab ihm darauf den Oberbefehl in Byzanz und die Bewachung der persischen Gefangenen.

Der Abrede gemäß ließ Gangylus bald darauf die Letzteren entfliehen und begab sich darauf zu Xerxes mit einem Schreiben des Pausanias, in welchem dieser die Befreiung der vornehmen Perser als sein Werk bezeichnete, sich um die Hand einer Tochter des Königs bewarb und dafür seine Hülfe zur Unterwerfung Griechenlands anbot.

Xerxes war sogleich bereit, auf das Anerbieten einzugehen und ernannte den in der Schlacht von Platää bekannt gewordenen Artabazus zum Statthalter von Phrygien, in welcher Eigenschaft er mit Pausanias das Weitere verabreden sollte.

Pausanius verfuhr nun so, als ob er das Ziel seiner verrätherischen Pläne bereits erreicht hätte. Er umgab sich mit persischer Pracht, schwelgte in asiatischer Weise, legte die Kleidung der Satrapen an, umgab sich mit einer Leibwache und zeigte den ihn untergebenen griechischen Mannschaften gegenüber Stolz und übertriebene Strenge.

Die Folge war, daß die griechischen Bundesvölker ihm den Gehorsam aufkündigten. Die Peloponnesier kehrten mit ihren Schiffen in die Heimath zurück, die übrigen Griechen aber übertrugen den Oberbefehl über die Flotte den Befehlshabern der athenischen Schiffe, Aristides und Cimon, deren Charakter dem des Pausanias gerade entgegengesetzt war.

Athen verdankte diesen wichtigen und folgenreichen Schritt der Bundesgenossen am meisten dem Aristides, welcher durch seine Rechtlichkeit sich im ganzen Griechenland das größte Vertrauen erworben hatte.

Sparta rief zwar den Pausanias ungesäumt zurück und setzte einen andern Befehlshaber an seine Stelle; allein fast alle Bundesgenossen erklärten, sich Letzterem nicht unterordnen, sondern es bei der von ihnen getroffenen Wahl bewenden lassen zu wollen.

Die Spartaner waren klug genug, nun auch ihre Schiffe zurückzurufen und einen Oberbefehl aufzugeben, der bei ihrer verhältnißmäßig geringen Seemacht doch nicht zu behaupten war, der ihnen vielleicht auch für die Erhaltung ihrer Stellung in Griechenland nicht so wichtig erschien, als er es war.

Auf diese Weise ging die Hegemonie zur See von Sparta auf Athen über (474 v. Chr.), und bald erhielten die Athener auch zu Lande das Uebergewicht über die Spartaner.

Pausanias wurde in Sparta zwar vor Gericht gestellt, er entging aber durch seinen Einfluß der Strafe. Seine von der Herrschsucht ihm eingegebenen Pläne gab er jedoch nicht auf; er beschloß, die Verbindung mit den Persern zu unterhalten, mit ihrer Hülfe das spartanische Ephorat aufzuheben und sich eine unumschränkte Königsgewalt zu verschaffen. Um dies zu erreichen, begab er sich nach Byzanz und leitete von hieraus neue Unterhandlungen mit den Persern ein.

Unvorsichtiges Verfahren verrieth ihn. Wiederum rief ihn Sparta zurück. Da die Spartaner sich schon weit von dem Geiste der lykurgischen Gesetzgebung entfernt hatten, hoffte Pausanias durch Geschenke seine Richter für sich zu gewinnen. Als er in seiner Vaterstadt erschien, wurde er verhaftet, bald jedoch erhielt er seine Freiheit wieder und blieb auch diesmal gänzlich unbestraft.

Jetzt setzte er von Sparta aus seinen Briefwechsel mit Artabazus fort und suchte zugleich die Heloten für sich zu gewinnen, um mit ihrer Hülfe die Herrschaft an sich zu reißen.

Endlich fing der Verräther sich in seinen eigenen Schlingen. Er hatte im Laufe der Zeit eine Zahl von Heloten mit Briefen an Artabazus gesandt, keiner derselben war zurückgekehrt. Wieder erhielt ein Helot von ihm den gleichen Auftrag. Daß die ihm bekannten Brüder seines Stammes nicht zurückgekehrt waren, erregte in ihm Verdacht und bestimmte ihn, das ihm von Pausanias übergebene Schreiben zu öffnen. Da stand am Schlusse geschrieben: Artabazus möchte (um der sichern Bewahrung des Geheimnisses gemäß zu sein) auch mit diesem Heloten verfahren, wie mit den übrigen, nämlich ihn tödten. Er übergab das Schreiben den Ephoren.

Nun hatte aber ein Zeugniß eines Heloten, mochte die Art desselben sein, wie sie wollte, in Sparta keine Geltung. Daher veranlaßten die Ephoren den Heloten, sich in einen Tempel zu flüchten, und sie wußten es zu bewirken, daß Pausanias Letzteres erfuhr. Er eilte in den Tempel und stellte, da er sich allein mit seinem Diener glaubte, diesen in heftiger Weise zur Rede. Einige Ephoren standen in einem Versteck und konnten nun die eigenen Worte des Pausanias zum Gegenstande ihrer Anklage gegen ihn machen.

In seine Wohnung zurückgekehrt, vernahm Pausanias, daß man ihn gefangen nehmen wolle. Da floh er in einen Tempel. Aus diesem, als einen geheiligten Asyl, durfte man ihn nicht gewaltsam herausreißen; man vermauerte aber die Eingänge desselben und gab ihn dem Hungertode preis.

Aristides war inzwischen der einflußreichste Mann in Athen geworden, und er wußte sein Ansehen durch eine folgenreiche Maßregel, die er beantragte und durchsetzte, zu befestigen. Um nämlich die Tapferkeit, welche auch die untern Klassen des Volkes in den Perserkriegen gezeigt hatten, zu belohnen, und auch um die

Digitized by Google

Die Folge war, daß die griechischen Bundesvölker ihm den Gehorsam auf- ... kehrten mit

Freiheit wieder und blieb auch diesmal gänzlich unbestraft.

Jetzt setzte er von Sparta aus seinen ... spiel mit Artabazus fort und suchte

er verhaftet, ...

Themistokles geht in die ? nnung.

Digitized by Google

Zahl der Steuerpflichtigen zu vermehren, ließ er durch eine Volksversammlung das Gesetz geben, daß alle vier Klassen des Volkes gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben sollten. Dadurch wurden die bisher steuerfreien Bürger der vierten Klasse zu den Steuern herangezogen, zu gleicher Zeit erhielten sie aber auch das Recht der Aemter-Verwaltung, und bald sah man sie in den verschiedensten Stellungen.

Athen ward durch diesen wichtigen Schritt ganz demokratisch, und es bildete sich damals eine entschiedene Trennung der Parteien, ein Kampf, welchem Athen seine herrlichsten Talente, seine schönsten Zierden, seine größten Redner und Staatsmänner verdankt.

Aristides blieb bis zu seinem Tode der Mann des Volkes; Themistokles aber ward, obgleich er Athen gerettet und mehr als irgend ein Andrer vor seiner Zeit zur Entwicklung der Stadt beigetragen hatte, ein Opfer der Eifersucht seiner Mitbürger. Dem Mißtrauen hatte er freilich durch sein oftmals gewissenloses Verfahren Nahrung genug gegeben. Er erlag zuletzt den vereinten Anstrengungen seiner Gegner, wurde durch das Scherbengericht aus Athen verbannt und zog sich nach der Stadt Argos zurück. Auch hier verfolgte ihn die Eifersucht seiner Gegner in Athen und der Haß der Spartaner. Letztere wollten Beweise dafür in Händen haben, daß er mit dem verrätherischen Pausanias im geheimen Einverständniß gewesen sei. Mit dieser Beschuldigung traten die Spartaner in Athen auf; ob die Anklage sich begründen ließ oder nicht, ist nicht ermittelt worden. Themistokles Feinde beschlossen nun, ihn gefangen nehmen zu lassen und ihn vor dem Gericht der Amphiktionen des Verraths an dem gesammten Griechenlande anzuklagen.

Themistokles floh in das Land der Molosser und begab sich in das Haus des Königs Admet, mit dem er seit langer Zeit in Feindschaft gelebt. Admet befand sich gerade auf der Jagd, und die Königin rieth dem Flüchtling, sich, mit ihrem Kinde auf den Schooß, an den Heerd zu setzen.

So fand ihn Admet und sicherte ihm, gerührt durch diesen Anblick, sogleich seinen Schutz zu. Er hielt sein Wort, denn als bald darauf Gesandte aus Athen und Sparta die Auslieferung des Flüchtlings forderten, wies er sie zurück. So schützte er ihn, bis Themistokles den Entschluß faßte, sich zum König Xerxes nach Persien zu begeben.

Xerxes nahm ihn mit Freuden auf und wies ihm die Einkünfte von drei kleinasiatischen Städten zum Unterhalte an, und Themistokles, welcher die Sprache der Perser bald erlernte und sich in ihre Sitten zu finden wußte, erhielt am Hofe in Susa ein Ansehen, wie noch niemals ein Grieche es gehabt.

Ueber sein Ende sind die Nachrichten verschieden. Seine Lage im persischen Reiche war von der anderer griechischen Flüchtlingen sehr verschieden; denn der König erwartete von ihm, daß er durch sein Feldherrntalent, seine Gewandtheit und seine Kenntniß der griechischen Verhältnisse zur Unterwerfung der Griechen mehr als irgend ein andrer Mensch behülflich sein werde. Er starb, nach Einigen an einer Krankheit, nach Andern an Gift, das er genommen. Die Griechen erzählten sich später, er habe dem Perserkönige seinen Beistand bei der Unternehmung gegen Griechenland zugesagt, sich aber, nachdem er ihn nicht länger mehr habe hinhalten können, aus Liebe zu seinem Vaterlande und auch in der Ueberzeugung, daß Griechenland durch persische Macht nicht zu bezwingen sei, den Tod gegeben. Seine Angehörigen hatte er verpflichtet, seine Gebeine nach Griechenland zu bringen und dort zu begraben. „Wir waren fünf Viertelstunden gefahren, erzählt F. G. Welcker,* als wir an der merkwürdigen Landzunge von Salamis, welche den Meerbusen theilt, ankamen und ausstiegen. Hier liegt von einer Trophäe noch ein langer behauener Stein, aus dem dortigen Vorrath genommen, mit Spuren von Eisen an der einen Ecke; mehrere waren früher zu sehen. Dies Denkmal war aller Wahrscheinlichkeit nach dem Themistokles und der Schlacht von Salamis gesetzt; wenn ein Ort dazu paßte, war es dieser."

Inzwischen wirkten Aristides und Cimon rüstig weiter für den Ausbau Athens.

* F. G. Welcker, Tagebuch einer griechischen Reise.

Das athenische Volk war statt der Spartaner an die Spitze der verbündeten Griechen Kleinasiens und der Inseln gelangt, und zu den Versammlungsorten derselben, an welchem die Bundesangelegenheiten berathen wurden, war auf Aristides Rath nicht Athen, sondern die Insel Delos bestimmt worden.

Dieser kluge Staatsmann bewirkte dadurch, daß vor der Befestigung des neuen Verhältnisses kein Mißtrauen gegen seine Vaterstadt aufkam.

Zur Fortsetzung des Krieges wurde aus den jährlichen Beiträgen der Bundesgenossen ein Schatz gebildet und dieser in den Apollotempel zu Delos niedergelegt. Die Wahrung desselben ward dem in allgemeiner Achtung stehenden Aristides anvertraut. Der Schatz war bedeutend, da sich die jährlichen Beiträge auf 460 Talente (d. i. fast 666,000 Thaler) beliefen. Dreißig, vierzig Jahre später betrugen sie das Doppelte.

Aristides starb vier Jahre nach der Verbannung des Themistokles. Auch in seinem Tode verleugnete er den Charakter nicht, der ihn vor allen andern griechischen Staatsmännern ausgezeichnet hatte. Während Themistokles, dessen ererbtes Vermögen nur 3 Talente betragen haben soll, in seiner Laufbahn als Staatsmann einer der reichsten Männer Athens wurde, hinterließ Aristides nicht so viel, daß seine Familie die Kosten seiner Beerdigung aufzubringen im Stande war. Da trat der Staat ein, sorgte für eine ehrenvolle Beerdigung, nahm sich der Hinterlassenen an und ließ dem Andenken des Edlen ein Denkmal in einem der Häfen Athens errichten.

Cimon.

(471—461 v. Chr.)

Von jetzt ab lenkte Cimon auf längere Zeit die Geschicke des athenischen Staates und im weiteren Sinne Griechenlands. Reich durch sein ererbtes Vermögen und durch eine Heirath mit einer sehr begüterten Frau aus Thracien, geistreich und freundlichen Sinnes, erhielt er sich lange in der Gunst des Volkes, obgleich seine Ueberzeugung ihn zur aristokratischen Partei hinzog. Von der Absicht durchdrungen, Griechenland völlig frei zu machen, wandte er sich zunächst gegen die Städte und Gebiete der thracischen Küste, die sich noch unter persischer Herrschaft befanden. Hier leistete ihm in der Stadt Eion der persische Anführer Boges einen Widerstand, wie er in der Geschichte despotischer Staaten selten erhört ist. Als der Hunger dem persischen Anführer es unmöglich machte, die Stadt länger zu halten, beschloß er, lieber durch seine eigene Hand zu sterben, als den Feinden sich zu unterwerfen. Er tödte seine Weiber, Kinder und Sclaven, ließ alle seine Schätze in den vor der Stadt vorüberfließenden Strom werfen und brachte sich dann selbst ums Lebens. Hierauf übergab sich die Besatzung.

Cimon verjagte auch die Perser aus den übrigen thracischen Städten mit Ausnahme von Doriskus und zerstörte das Seeräubernest auf der Insel Scyros, auf welcher einst Theseus sein Leben geendet hatte.

Diesen Kampf hatte Cimon zumeist in der Absicht unternommen, die Gebeine des Theseus, die seit achthundert Jahren hier ruheten, nach Athen zu führen, da von dem Orakel der Ausspruch gethan worden war, Athens Zukunft werde eine beneidenswerthe sein, wenn es die Gebeine des Helden gewinne und ihnen den ehrenvollsten Platz widme.

Nun wurde lange vergebens auf Scyros nach der Stätte gesucht, auf der sie ruheten. Endlich fand man die Schlucht, in die Theseus hinabgestürzt worden war, und ein alter Mann erzählte, in der Tiefe habe er oftmals ein Beingeripp zwischen einem Schwert und einem Helm liegen sehen. Für Menschen sei es unmöglich, hinabzugelangen, Adler dagegen pflegten sich hinabzuschwingen und ihre Schnäbel an den Schwertern zu wetzen.

Cimon ließ sich an Seilen hinab und brachte glücklich Gebeine und Waffen her-

auf. In einem prächtig geschmückten Schiff führte er die Heldengebeine nach Athen und trug den Aschenkrug, der sie barg, auf seiner Schulter in die Stadt. Alles strömte herzu, sein Weg ward von Knaben mit Blumen bestreut, Alt und Jung weinte Freudenthränen.

Alsbald ging man an den Bau eines Tempels, der die Gebeine und Waffen des Theseus aufnehmen sollte. Dieser Theseustempel ist noch heutigen Tages eines der besterhaltensten Baudenkmale Athens.

Nachdem Cimon die von dem Bunde abgefallenen Bewohner der Insel Naxos gezüchtigt und seiner Vaterstadt unterthänig gemacht hatte, erfocht er zu Eurymedon einen glänzenden Sieg über die Seemacht der Perser. Es fielen zweihundert Schiffe in seine Gewalt, eine größere Zahl von Schiffen wurde in den Grund gebohrt.

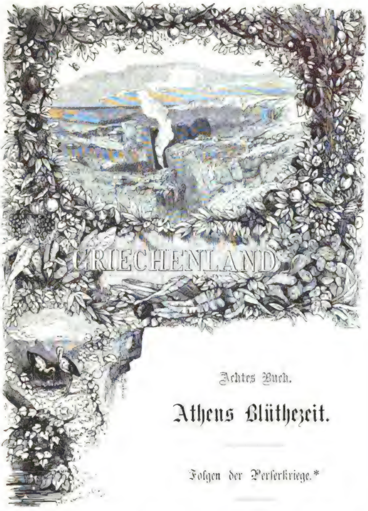
Kaum war ihm dies Werk gelungen, so beschloß er, das in der Nähe lagernde persische Landheer, das von dem Geschehenen noch nichts vernommen hatte, anzugreifen. Eine starke Heerschaar seiner Krieger legte die Kleider der getödteten oder in Gefangenschaft gerathenen Perser an und gelangte auf diese Weise ohne Schwertstreich in das feindliche Lager. Nun hob der Kampf an, die überraschten Feinde geriethen in Schrecken und Verwirrung und wurden theils niedergehauen, theils gefangen genommen. So erfocht Cimon an einem Tage zwei glänzende Siege über den Feind. Darauf kehrte er mit der Flotte nach Athen zurück.

Ueber vierzig Jahre hatten die Perserkriege gewährt. Griechenland, vordem klein und arm, war jetzt reich, groß und mächtig geworden.

Ueberall nach den Siegen, sagt W. Zimmermann, war die Beute unermeßlich. Die Siegestage wurden von da an Nationalfeste, heilige Tage der Griechen. Reden, Lieder, Denkmale gedachten der Gefallenen. Mit der Weltmacht Persiens war es vorüber. Die neue Weltmacht, welche jetzt herrschte, das war der griechische Geist. Dadurch sind die glorreichen, einfach schönen Schlachten der Griechen gegen die Perser einzig in der Geschichte. Erstens, daß sie die Freiheit wie für sich, so für Europa vor dem Ueberfluthen des asiatischen Despotismus gerettet haben; zweitens dadurch, daß Griechenlands Bildung nicht nur, sondern die Keime der Gesittung und Bildung der abendländischen Welt vor asiatischer Barbarei sicher gestellt wurden und der Zukunft erhalten blieben. Es waren Schlachten, von denen nicht nur die Freiheit abhing, sondern auch der Fortgang der Wissenschaft und der Kunst des Edlen und Sittlichen überhaupt. Darum sind sie vor andern weltgeschichtlich, weil sie die höchste Bedeutung für alle hohen Interessen der Welt haben. Die Sache der Gesittung für die Welt gerettet zu haben, das ist das Höchste an dem Ruhme der Sieger in den Perserschlachten. Die Bildung und die geistige Macht hatten gesiegt; das asiatische Princip, die Massenhaftigkeit, war nicht nur erlegen, sondern es hatte von nun an alle Kraft verloren. Der Thron des persischen Herrscher hatte seinen Glanz, der despotisch monarchische Gedanke des Morgenlandes seinen Zauber eingebüßt beim Zusammenstoß mit den freien Männern des Abendlandes. Der Freistaat galt fortan, Jahrhunderte lang, allein in der gebildeten Welt: an ihn verlor die Monarchie die Herrschaft.

Auf den Schlachtfeldern von Marathon und Platää, Salamis und Mykale maßen sich nicht nur zwei Nationalitäten, sondern auch zwei Staatsformen: die eine, wo alle Kräfte willkürlich und gewaltig von einem Punkt aus gelenkt werden, mit Abstufungen der Stände, mit einer Welt von Staatsbeamten, mit einem festen Finanzsystem, mit widerspruchslosem Unterthanengehorsam, mit roher natürlicher Tapferkeit, mit mächtigen Priestern und einer strengen, düstern, den Geist bindenden Religion; die andre ohne alle Unterthänigkeit, mit einer Freiheit, wo jeder Einzelne zu Allem berechtigt war, auch zum Befehlen; mit wechselnden Obrigkeiten, mit Volkswahlen aller Beamten, mit Staatseinkünften, wie deren Festsetzung gerade Allen oder der Mehrheit Aller beliebte, mit einer Ausschließung jeder Art von Ehrfurcht vor irgend einer menschlichen Persönlichkeit, dagegen mit der größten Ehrfurcht vor selbstgegebenen Gesetzen; mit Priestern, die aus dem

Volk genommen wurden und in das Volk zurückkehrten, und mit einer Religion, die durchaus heiter und schön war und dem Geist alle Freiheit ließ, ja gab, und mit einer Tapferkeit, die ihren Grund nicht in dem Mangel an Bildung und Mangel an der Liebe zum Vaterlande hatte. Es zeigte sich, in welcher von beiden Staatsformen mehr Kraft war zum Widerstande und zum Siege: es zeigte sich der Unterschied zwischen Massen und Horden und zwischen Kriegern, die mit Ordnung und Kunst zu fechten verstanden; zwischen denen, die auf Befehl sich schlugen, ohne zu wissen für was, und zwischen denen, welche für alle edlen Güter fochten, aus Liebe zu den freien Gesetzen eines ihnen theuren Vaterlandes.



Achtes Buch.

Athens Blüthezeit.

Folgen der Perserkriege.*

Niemals, im ganzen Laufe der Geschichte, wurde mit höherer Begeisterung und glorreicher gekämpft, und niemals war an die Entscheidung eine so unermeßliche Folgenreihe geknüpft. Hätten die Perser gesiegt, so wäre die Blüthe der griechischen Kultur in ihrem ersten Entfalten zerknickt und aus dem unermeßlichen Perserreiche entweder ein Schauplatz fortwährenden barbarischen Getümmels, oder, wenn es hoch kam, ein westliches Sina geworden. Alsdann hätte kein Phidias und kein Praxi-

* Nach K. W. Rotteck, Allgemeine Geschichte.

teles den Marmor beseelt, kein Pindar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides süße Thränen entlockt. Kein Herodot, kein Thucidides, kein Xenophon hätte mit ferntönender Stimme große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles hätte Schätze der Weisheit gegraben, kein Sokrates, kein Epaminondas durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassung wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der wilde Römer — wäre er aufgekommen gegen die Persermacht — hätte keine Sänftigung durch der Muse Lied erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht zu civilisiren vermocht, und — es wäre dann, daß ein freundliches Geschick auf einem ganz anderen Wege, doch immer viel später die Wunder gewirkt — selbst die neue Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen beiden gelegenen Nacht, durch so viele Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So Vieles lag daran, daß bei Marathon und bei Salamis und bei Platää die Freiheit siegte.

Die griechische Kunst zur Zeit des Perikles.*

Wenn wir die früheren Entwicklungsstufen der griechischen Kunst, ihre Vorhallen, durchschritten haben und nun dem Zeitpunkte ihrer höchsten Gestaltung nahen, so ergreift uns ein Gefühl der Ehrfurcht, als ob wir ein geweihtes Heiligthum betreten. So würdevoll und erhaben blicken die Gestalten in ihrer ruhigen Schönheit auf uns, daß wir mit schüchternem Fuße herangehen und das Wort sich in die Brust zurückdrängt, um nichts zu äußern, was so hoher Gegenwart unziemlich wäre.

Wenn in der Kunst ein göttlicher Geist lebt, so hat er sich hier verkündet, und seine Nähe erfüllt uns mit schweigender Bewundrung. Gewiß ist es ein Geist freudiger und dankbarer Frömmigkeit, der hier zu uns spricht, und den wir nicht mit Unrecht verehren.

Schon vor dem Perserkriege hatte sich das griechische Selbstgefühl für Maß und Gesetzlichkeit, für Tugend und männliche Kraft zugleich mit dem Bewußtsein, daß Hellas die Heimath dieser schönen Eigenschaften, hier entwickelt. Schon damals begann Pindar seinen stolzen Gesang, in welchem alles Schöne und Edle, die Furcht der Götter, die Gastlichkeit und edle Sitte, die Schönheit und Macht der Städte, so begeistert gepriesen werden. Der heldenmüthige Widerstand des kleinen Volkes gegen die zahllosen Schaaren des großen Königs war die Wirkung dieser Begeisterung.

Aber erst in diesem Widerstande hatte sich der Geist des Griechenthums bewährt und war bekanntes und wohlerworbenes Gemeingut geworden; freudige Dankbarkeit gegen die heimischen Götter, die Beschützer des Rechts und des Muthes, verband sich mit dem unverkümmerten Genusse der geistigen Gaben, die sie verliehen hatten. Daher schwand denn nun jene ängstliche Besorgniß vor der Ueberschreitung des Maßes, welches die allzustrengen Gesetze und die gedrungenen schweren Formen der Kunst hervorgerufen hatte, und die Gemüther erhoben sich frei und kühn und entfalteten ihre höchste Schönheit, die, wenn sie auch das Loos alles Menschlichen theilend, schnell verblühen und entarten sollte, dennoch ein Vorbild gewährte, zu dem alle Zeiten hinaufblicken.

In zweifacher Gestalt hatte sich die Kraft Griechenlands in dem großen Kampfe gezeigt. Jene harte spartanische Tugend, die höchste Leistung des rein dorischen Sinnes, in ihrer unbeugsamen Beharrlichkeit und ihrer rücksichtslosen Aufopferung gleich den muskelstarken, gleichmüthig kalt lächelnden Gestalten des früheren Stiles; daneben aber trat die gewandte Klugheit, der unternehmende Muth der Athener noch leuchtender hervor.

Die Aufopferung des Leonidas bereitete den Sieg vor, das kühne mit fester Hand ausgeführte Wagniß des Themistokles errang die Palme. Dort haftete gleichsam der Geist noch auf dem Boden und wußte nur todesmuthig darauf zu sterben; hier hob er sich geflügelt darüber empor und

* Nach C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste.

fand seine Heimath auch auf dem beweglichen Elemente des Meeres. Es war gewiß nothwendig, es war aber auch entscheidend für die weitere Entwicklung des griechischen Geistes, und wir können sagen der Welt, daß nunmehr Athen den Vorrang der Macht und des Reichthums in Griechenland erlangte, und daß der gewandte, bewegliche Geist des ionischen Stammes die feste, gediegene Form des dorischen bleibend durchdrang. Wer vorzüglich auf die dauerhafte Ausbildung der Staaten und der bürgerlichen Sitte sieht, mag diesen Gang der Dinge vielleicht — aber auch nur, vielleicht — beklagen; für Kunst und Wissenschaft war er unleugbar von entschiedenem Vortheile. Das feinste Schönheitsgefühl, der schärfste Verstand, der philosophische Geist fanden in den Mauern Athens für lange Zeit ihre Heimath. Die großen Tragiker, welche in wenigen Jahren aufeinander folgten, das kühne Wagniß der aristophanischen Komödien werden immer unerreicht bleiben; der feine, gedrängte Scharfsinn der attischen Beredtsamkeit giebt allen Zeiten ein Muster, und an der klaren Tiefe, der anmuthigen Gründlichkeit, dem engelreinen Ernst der platonischen Philosophie üben und stärken sich die verwandten Geister der späteren Generationen. Nicht geringer aber wuchsen, auf diesem Boden die bildenden Künste, in ihnen vielmehr gewahren wir den Mittelpunkt aller dieser verschiedenen Bestrebungen und die dauerhafte Blüthe des griechischen Sinnes.

Perikles und Phidias.*

Die vierzig Jahre, von der Zeit, da Athen die Vorherrschaft in Griechenland gewonnen hatte, bis zum Anfange des peloponesischen Krieges und Perikles Ausgange, nennt man Athens und Griechenlands Blüthezeit, ein Zeitabschnitt menschlicher Kultur, wie sie die Weltgeschichte weder vorher, noch nachher jemals gesehen hat. Die glücklich durchfochtenen Perserkriege hatten Griechenland frei und reich gemacht. Die mit Recht von allen Dichtern, Rednern und Schriftstellern der griechischen Welt gefeierten Siege von Marathon, Salamis und Platää drückten das dreifache Siegel auf den nationalen und politischen Freibrief von ganz Hellas und retteten für alle Zeiten die Kultur des hellenischen Abendlandes vor dem Eindringen des orientalischen Despotenthums. Durch diese Siege war nach Plutarch's schönem Ausdrucke die Freiheit Griechenlands gleichsam auf demantenem Grunde befestigt und weiter auch unter andern Völkern verbreitet worden. Miltiades, Themistokles, Aristides und Cimon erhoben Athen in weniger als fünfzig Jahren zum mächtigsten Staate in Griechenland. Durch Perikles ward es zur „Hellas in Hellas“; der Name Grieche ging auf den eines Atheners über. Das kleine Land, das in seinem steinigen Gebiete, kaum gleich dem Umfange des kleinsten deutschen Königsreichs, nur einige zwanzigtausend freie Vollbürger zählte, erstreckte dennoch seine Macht über ein Küstengebiet von zweihundert Meilen. Vierzig Inseln gehorchten seinen Geboten, und zweimal beugte sich vor ihm das mächtige Samos, die gefährlichste Revalin der athenischen Seeherrschaft, welche Cimos Politik gegründet.

Dies Volk der Attiker, empfänglich, lebendig, neuerungssüchtig wie ihre Stammgenossen, die Ionier Kleinasiens, und doch zugleich ausdauernd und voll unverwüstlicher Energie des Willens und der Thatkraft, verstand es, alle ihm vom Zufall und den Ereignissen gebotenen Mittel mit bewunderungswürdigem Geschick zur Gewinnung einer Machthöhe zu benutzen, wie sie nie eine einzelne Stadt in Hellas besessen.

Größer und herrlicher erstand Athen nach der Zerstörung durch die Perser aus seiner Asche. Der Bau der langen dreifachen Mauer, welche den Piräushafen mit der Stadt verband, die verstärkte Befestigung der Stadtburg, die stete Vermehrung der Flotte gaben Sicherheit vor äußeren Feinden. Die reiche Beute der

* Nach A. Stahr, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten, mit einem Zusatz zur Schilderung des olympischen Zeus aus C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste.

Perserkriege, die nach Athen verlegte, von Athen allein verwaltete Bundeskasse, die ergiebigen Bergwerke des Landes und der schwunghaft betriebene Handel schafften die Mittel, nach der Befriedigung des nothwendigen Bedürfnisses auch dem Sinne für die Schönheit zu genügen. Der republikanische Zug des Lebens endlich, den Gemeingeist weckend und das nationale Selbstgefühl steigernd, ließ umgekehrt wie bei den Modernen, alle jene Mittel allgemeinen Zwecken zuwenden. Nicht Paläste der Großen und Reichen, nicht Villen und andre Privatprachtbauten, sondern Tempel, Theater und Odeen, Basiliken und Säulenhallen entstanden durch die Kunst jener Zeit. Architekten, Bildhauer, Maler arbeiteten und schufen ihre Werke für den gleichen und gemeinsamen Genuß aller Bürger, Keinem gehörend und doch Aller Eigenthum. Die Rivalität großer und reicher Parteihäupter trug mit dazu bei, den Flor der bildenden Künste zu befördern. Denn es war ein edler Ehrgeiz, seinen Reichthum zu verwenden auf Werke, die allen Bürgern zu Genuß und Freude, die Vaterstadt und den Namen des Urhebers zugleich verherrlichten. Es ist eine niedere Ansicht und eine gemeine Gesinnung, wenn neuere Schriftsteller hier von einer „Gewinnung des Pöbels und seiner Gunst" zu reden wagen. Diese Cimon und Perikles waren eben so wenig gemeine Demagogen oder römische Tyrannen, als das Volk von Athen, dessen Führer sie waren auf dem Markt und in den Schlachten, den Schimpf jener Benennung verdient. Es waren Männer, die groß genug dachten, um auch das edle Motiv in sich walten zu lassen, ihr Athen, dessen erste Bürger sie selber waren, dauernd herrlich herzustellen durch Werke höchster Kunst. Und es war ein verzeihlicher Stolz, wenn Perikles das Kuppeldach seines Odeums, das erste Vorbild aller bedeckten modernen Theater, aus den Masten und Trümmern der besiegten und vernichteten Perserflotte erbaute, und wenn er die Gestalt dieses Prachtbaues als die Nachahmung des vielbesungenen goldenen Prunkgezeltes hinstellte, in welchem Xerxes auf einem sidonischen Schiffe einst seine unüberwindliche Flotte musterte.

In der That, es war eine wunderbare Zeit, diese Zeit der höchsten Blüthe Griechenlands, an deren Knospe ein halbes Jahrtausend gebildet hatte! Voran der frische Siegesjubel und die stolze Freudigkeit, mit der alle Geister hinblicken auf die glorreich gewonnene nationale Freiheit.

Ueberall, in Athen zumal, neben der nationalen das reiche Maß bürgerlicher Freiheit, die dem Vollbürger das stolze fürstengleiche Bewußtsein seines Werthes und seiner Würde verlieh. Mit Beiden Hand in Hand die Freiheit der Kunst von den Jahrhunderte lang getragenen Fesseln der religiösen Tradition im fröhlichsten Aufblühen begriffen, und die Freiheit des Denkens durch den ersten Philosophen, der nach dem Urtheile des großen Aristoteles „wie ein Nüchterner unter Trunkenen" erschien, durch Anaxagoras auf den höchsten Gipfel gebracht und der vernünftige Gedanke als Ordner der Welt hingestellt. In der Dichtkunst Homer zum vollen Eigenthum des griechischen Geistes, zur Grundlage aller Bildung geworden, und die Kunst des Bildhauers wie des Malers beschäftigt, seine Gebilde in sichtbares Dasein zu rufen. Die Lyrik durch Pindar vollendet, das Drama durch Aeschilos in Sophokles auf seinen Gipfel geführt, und von der Bühne herab der bildenden Kunst ideale Gestalten zeigend, und wiederum von ihr Anregung zu solchen in Wechselwirkung empfangend. In der bildenden Kunst durch eine lange Reihe von Künstlern und Kunstschulen alle Vorbedingungen treuesten Fleißes und gründlichsten Studiums erfüllt, um dem freigewordenen Genius den weitesten Spielraum zu bereiten für die Entfaltung seiner schöpferischen Kraft und Herrlichkeit. Und zu dem Allen ein Staatsleben, getragen in dem kleinen Athen allein von Männern, wie Miltiades, Aristides, Themistokles und Cimon, deren Namen durch alle Zeiten strahlen, und deren Ruhm dennoch aufgegangen ist dem Einen, dessen Name zum Gattungsnamen geworden ist für alle Staatskunst, in dem Genie des Griechenthums, der unter seinem Volke war, was Zeus unter den Göttern, in

Perikles,

den seine Zeit selbst den „Olympier“ benannte.

Perikles war der Sprößling altadligen Geschlechts, „ein Guter von Guten stammend,“ wie die Hellenen sich ausdrückten, bei denen Abkunft von edlen, thatenreichen Ahnen für ein Glück galt. Sein Vater Xanthippos hatte die Perserflotte bei Mykale geschlagen, sein Großahn Klisthenes die Tyrannei der Pisistratiden gestürzt. Seine Mutter träumte, sie trage einen Löwen in ihrem Schooß, wenige Tage zuvor, ehe sie den Sohn gebar. Hochbejahrte Greise fanden in den Zügen des Jünglings, wie in der Geläufigkeit und Anmuth seiner Rede die größte Aehnlichkeit mit dem großen Pisistratus, der einst Athen beherrscht hatte. Seine Jugend verfloß im Kriegsdienste, wo er Tapferkeit und Unerschrockenheit bewährte. Als jedoch Aristides todt, Themistokles verbannt, Cimon im Felde meist außerhalb Griechenlands war, da trat Perikles, wie Plutarch sagt, rasch hervor, und widmete sich dem Volke, die Partei der armen Bürger ergreifend gegen die reichen und mächtigen Oligarchen. Ruhige Würde war der stete Ausdruck seiner Erscheinung. Auf dem Markte überhäufte ihn eines Tages ein Taugenichts mit den ärgsten Schmähreden. Perikles verrichtete seine Geschäfte, Jenem weder Zorn noch Verachtung in Blick, Miene oder Worten zeigend, ja er behielt nicht nur dieselbe Haltung, als der Mensch, indem er seine Schmähreden fortsetzte, ihn auf seinem Heimgange begleitete, sondern er gab bei dem Eintritte in sein Haus einem Sclaven den Befehl, eine Fackel zu nehmen, um, da es bereits zu dunkeln beginne, seinen Verfolger nach Hause zu geleiten.

Vierzig Jahre lang stand er an der Spitze der Republik, zwanzig Jahre lang nach Cimons Tode im Vollbesitze aller Macht und inmitten der vollendeten Demokratie dennoch „der erste Leiter des öffentlichen Raths,“ durch keine andre Gewalt, als durch die Größe seines Geistes und die Erhabenheit seiner Gesinnung, das Ideal eines Oberhauptes in einem freien Staate. Aber er war auch ein Mann darnach, der weiseste Staatsmann und zugleich der trefflichste Feldherr, der neun Trophäen gewonnener See- und Landschlachten errichten durfte zu seiner und seines Volkes Ehre; unvergleichlicher Redner, ohne jemals eine seiner Reden niederzuschreiben, ein Redner, dem, nach des zeitgenössischen Dichters Ausdruck, Blitz und Donner auf der Zunge saß, und der mit seinem Worte ganz Hellas erschütterte. Alles Größte und Edelste hellenischer Geisternatur, Bildung und Anlage schien sich in ihm wie in einem Brennpunkte vereinigt zu haben.

Die tiefsinnigsten Meister der musischen Kunst hatten seine Jugend gebildet, Anaxagoras und Zeno, die größten Denker und Dialektiker seiner Zeit, blieben ihm Freunde und Berather während seines ganzen Lebens. Und eben derselbe Mann hatte den feinsten Sinn für Kunst und Schönheit; in Phidias, dem größten Künstler, und Aspasia, der größten Frau des Hellenenthums, besaß er die treuesten Freunde und die hingebendsten Theilnehmer und Förderer seiner großen Pläne. So an Weite des Gesichtskreises wie an Höhe der Bildung Alle überragend, durch den Umgang mit den Besten seiner Zeit an Geist und Herz gekräftigt, frei von aller Tradition religiösen Aberglaubens, ausdauernd, unerschütterlich im Wollen und Handeln, streng und mäßig, ernst und hart und doch liebevoll und geduldig und für die edelsten Genüsse empfänglich, als Mensch, Bürger und Patriot von makelloser Tugend und Redlichkeit und bei vollendetster Kunst würdigster Erscheinung aller Schaustellung fremd und feind — so steht er vor uns da in dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums, oft selbst seinen Feinden und Neidern ein Gegenstand staunender Ehrfurcht.

Und wie er Athen erhoben hatte auf den Gipfel politischer Macht unter allen Hellenen, so sollte nun auch dies Athen die herrlichste und kunstgeschmückteste werden unter den Städten des Hellas. Und sie ward es. Sie, die jüngste unter den zahlreichen Kunsthauptstädten des griechischen Volkes, ward die Krone aller durch das einmüthige Zusammenwirken des größten Staatsmannes und des größten Kunstgenies der alten Welt. Noch als Privatmann hatte Perikles das Odeum für die musikalischen Wettstreite der Ci-

tharöden und Rhapsoden erbaut. Jetzt stieg eine Reihe von Werken empor, die, wie der Parthenon, der Tempel der Göttin Pallas Athene, und die Propyläen, die herrlichste Freitreppe und Vorhalle zu dem tempelgeschmückten Edelstein, Akropolis genannt, noch ein halbes Jahrtausend später dem Griechen Plutarch das Geständniß abnöthigten: „das alles Herrliche zusammen, was Rom vor den Kaisern aufzuweisen hatte, sich nicht von fern vergleichen lasse mit dem hohen Geschmack und der großartigen Arbeit der Tempel und Prachtgebäude, mit denen dieser einzige Mann seine Vaterstadt geschmückt." Plutarch's Begeisterung kann uns einen Maßstab geben für die Herrlichkeit dieser Werke. Er, der keineswegs zu den Enthusiasten für die Kunst gehört, wird dennoch fast zum Dichter, wenn er von diesen Werken spricht, die er noch in unentweihter Schönheit sah. „Diese Pracht und Hoheit der geweihten Bilder und Tempel, sagt er, die für Athen der höchste Reiz und Schmuck war, und das größte Staunen aller Welt, sei es auch, was einzig Griechenland bezeuge, seine vielgerühmte Macht und die alte Herrlichkeit sei keine Erdichtung." Mit Begeisterung vertheidigt er den Perikles gegen die Anschuldigungen seiner Neider und Feinde, die ihm schon bei Lebzeiten vorwarfen, daß er die Staatsgelder zu solchen Kunstzwecken verschwende. Er zeigt, wie der große Staatsmann bei diesen seinen künstlerischen Unternehmungen, neben den Motiven der Schönheit und Kunstliebe und der sittlichen Erhebung seines Volkes auch durch weise Rücksichten staatsökonomischer Art geleitet wurde. Nahe an funfzig Millionen unsers Geldwerths verwandte Perikles auf den Kunstschmuck Athens, zu dem die Brüche des pentelischen Gebirges das Hauptmaterial, jenen heimischen Marmor, lieferten, der bis nach Persien hin von den Künstlern gesucht ward. Als aber einst im Volk auf Anstiften von Perikles politischen Gegnern sich Murren erhob über den großen Aufwand für die neuen Bauten und Kunstwerke, da rief er von der Rednerbühne herab ihm zu: Nun wohlan denn! so übernehme ich den Aufwand, und auf die Weihegeschenke werde ich meinen Namen setzen! — „Da schrieen sie, sagt Plutarch, ob solchem Hochsinn staunend oder auch wetteifernd mit ihm um den Ruhm solcher Werke: Er möge nur nehmen aus dem Staatsschatze und aufwenden ohne Schonung und Ersparniß!" — Das athenische Volk zeigte sich würdig seines großen Führers.

Nicht minder bewunderungswerth war die durch solche Geldopfer erreichte schnelle Vollendung der perikleischen Kunstschöpfungen. So wurde der Parthenon in zehn, die Propyläen in fünf Jahren vollendet. „Und als sich die Werke nun erhoben, weithin leuchtend und glänzend in ihrer Größe und in den reizenden Umrissen unnachahmlich schön, da war, fährt Plutarch fort, bei dem Wettstreite der Meister, ihr Gewerk durch schöne Kunstarbeit zu übertreffen, die Schnelligkeit der Vollendung das größte Wunder. Denn wo man von dem einzelnen Werke gedacht, es werde in vielen Geschlechtsfolgen und Menschenaltern kaum zu Stande kommen, da gewann Alles in der Blüthezeit einer einzigen Staatsverwaltung die Vollendung." Und die Bewunderung des griechischen Biographen steigert sich durch die Betrachtung, daß diese Schnelligkeit bei keinem Werk der Dauerhaftigkeit irgend welchen Eintrag gethan. „An Schönheit, sagt er, war Alles schon von Anbeginn alterthümlich; durch blühenden Reiz aber ist es bis zu dieser Stunde frisch und neu. So weht in diesen Werken ein frisches Leben, ihr Ansehn ewig unberührt erhaltend von der Zeit, als wären die Werke durchdrungen von einem Hauche ewigen Frühlings und nie alternder Seele." Ein Zusammenwirken alles Höchsten und Besten, was die Zeit besaß, ein Zusammenwirken, von dem wir uns jetzt kaum eine schwache Vorstellung zu machen vermögend sind, kann die nie erreichte Vollendung der Kunstwerke dieser Zeit erklären. Aber noch ein Anderes kam dazu. Diese Kunstwerke hatten ein — Publikum.

Das Publikum und die griechische Kunst.

In dem perikleischen Athen war der Besitz von Geld und Gut nicht minder ungleich vertheilt, wie bei uns, der Besitz alles dessen dagegen, was das Leben durch Kunst verschönt und lobenswerth macht,

war bei ihnen vollkommen gleich vertheilt, und nie wieder hat es eine Zeit gegeben, wo der Grundsatz republikanischer Gleichheit und Gleichberechtigung aller Genossen des Staatslebens auch in dieser Beziehung so vollkommen eine Wahrheit gewesen wäre. Die ganze Kunst war allgemeine Sache, Sache aller derer, die Glieder waren der freien großen „Gemeinschaft“, wie griechische Philosophen den Staat nennen. Oeffentlich waren die Genüsse, welche Musik und Poesie gewähren, wie die religiös politischen Feste, zu deren Verherrlichung sie dienten, öffentlich das Theater, in welchem auch der ärmste Bürger die dramatischen Meisterwerke der Dichter seines Volkes, ausgestattet mit aller scenischen Pracht und allen Reizen der Schwesterkünste, an seinem Auge vorübergehen sah. Denn Drama und Theater waren staatlich-religiöse Institutionen, und der reiche Bürger hatte die Ehrenpflicht, dafür zu sorgen, daß der ärmere ohne Geldaufwand Theil an denselben nehmen konnte. Während die Reichen das Geld zur Aufführung und Ausstattung der Dichtungen hergaben, zahlte der Staat für die ärmeren Bürger seit Perikles sogar das geringe Eintrittsgeld von zwei Obolen (etwa 2½ Silbergroschen). Und eben derselbe Bürger des athenischen Freistaates, der sein Brot mit eigener Arbeit verdiente, er nahm nicht nur seinen gleichen Theil wie der reichste an den Leistungen des Dichters und Musikers, des Rhapsoden und Schauspielers. Auch die ganze Welt der bildenden Kunst war seinem Genusse erschlossen, während in die kunstgeschmückten Schlösser und Villen unserer Großen und Reichen selten oder nie das Auge des Armen auf flüchtige Momente dringt. Und während selbst die meisten unsere Museen und Kunstsammlungen gerade an den Sonn- und Festtagen, den einzigen, in denen ein zahlreicher Theil des Publikums sie besuchen könnte, geschlossen bleiben, sah sich der Genosse dieses antiken hellenischen Staatslebens, von dessen Schönheitssonne sogar noch in das römische Dasein ein verschönernder Strahl hinüberdrang, überall auf Tritt und Schritt, am Werkeltagen wie an den Tagen seiner Feste, umgeben von den Werken der bildenden Kunst. Die Meisterwerke eines Phidias und seiner zahlreichen berühmten Kunstgenossen, erfüllten nicht die Prachtpaläste und Häuser der Reichen, sondern Marktplätze und Tempel, Haine und öffentliche Gänge, und die Kunst der großen Maler hatte kein höheres Ziel, als mit ihren Gebilden die Werke öffentlicher Baukunst, die bedeckten Hallen der Stoen und die Wände der Tempel zu schmücken. Der geringste athenische Bürger kannte und bewunderte diese Kunstwerke, er kannte ihre Meister und unterschied ihre verschiedene Weisen und Vorzüge. Er wußte durch tägliche Anschauung nicht blos Altes von Neuem, nicht blos den Stil äginetischer Kunst von der Erhabenheit des Phidias zu scheiden. Er empfand die Großheit wie die Grazie, den erhabenen Schwung wie die zierliche Wohlgestalt, die Naturtreue wie die Idealität in den Schöpfungen der verschiedensten Meister und durfte sich ein Urtheil gestatten über Werke, an denen bei uns selbst sogenannte Gebildete blöden Auges vorübergehen.

Die Kunst ist nichts ohne Publikum. Der damals herrschende Geist schuf ein Publikum, an welchem und durch welches sich die Leistungen der Künstler in einer Weise steigerten, von der wir in unsern Verhältnissen kaum mehr eine Ahnung haben. Für die Leistungen der Musik und der redenden Künste, für Epos und Lyrik, für Tragödie und Komödie ist dies eine oft hervorgehobene Thatsache. Kein Publikum der Welt hat jemals wieder mit solcher Neigung und zugleich mit solcher Einsicht und Gründlichkeit seine Dichter beurtheilt und bewundert, angeregt und erhoben als das Publikum von Athen. Es war nicht buchgelehrt, nicht künstlich abgeschliffen, aber es war erzogen von Jugend auf in dem Hören und Schauen des Vortrefflichsten und Schönsten; und aus dieser Gewöhnung des Hörens und Schauens, aus dieser einzigen Schule lebendiger Theilnahme und Erkenntniß entwickelte sich in ihm der geniale Schwung und die Sicherheit des Urtheils, durch welche dies Volk zum Richteramte befähigt wurde über seine Redner, Dichter und Künstler, bildete sich in ihm zugleich die Ehrfurcht vor dem Werke des Meisters, den es in seiner Werkstatt besuchen, dessen

Mühe und Schweiß, dessen unablässiges Streben es anerkennen und bewundern durfte. Die größten Künstler Griechenlands, welche über die ganze civilisirte Welt zerstreut lebten, stellten oft, besonders die Maler, ihre berühmtesten Werke öffentlich in den griechischen Städten aus. Und auch hier war Zutritt und Schauen einem Jeden gestattet; denn beides war frei und unentgeltlich, und die öffentliche Meinung strafte den einzigen Künstler, den berühmten Maler Zeuxis, der für die Ausstellung seines Gemäldes der schönen Helena Geld zu fordern sich erlaubte, durch allgemeine Mißbilligung solchen unerhörten Beginnens.

Wenden wir nun insbesondre unsre Aufmerksamkeit auf

Phidias.

Nur ein Genie erkennt das Genie. So Perikles den Phidias. Darum stellte er ihn, so große Baumeister und Künstler auch damals lebten, als Leiter und Beaufsichtiger an die Spitze aller seiner Kunstunternehmungen. Denn Phidias war Baumeister und Bildhauer, Erzgießer, Ciseleur, Goldarbeiter und Maler zugleich, aller bildenden Kunst Geschicklichkeit gleichsam in sich vereinend, wie die meisten großen Künstler jener Zeit. Sein Lehrmeister war Ageladas gewesen, jener berühmte Bildhauer von Argos, aus dessen Schule auch Polyklet und Myron, Phidias' große Rivalen, hervorgegangen sind. Wir wissen wenig von den Werken dieses alten Meisters. Aber er kann sich genügen lassen an dem Ruhme, daß in seiner Werkstatt die drei größten Künstler Griechenlands gebildet worden sind, die in den verschiedensten Richtungen der Kunst das Größten geschaffen, was die Welt gesehen.

Phidias war der Freund und Vertraute des Perikles, und seine Stellung kann man sich nicht großartig genug denken. Heutzutage würde man ihn als Vorstand eines Ministeriums für öffentliche Arbeiten und bildende Kunst zu betrachten haben, wenn unsere Bildung sich zu einer solchen Anschauung der Kunst als allgemeinen und Staatssache erheben hätte, und wenn es bei uns wie bei den Alten Sitte wäre, diejenigen mit solcher Dinge Leitung zu betrauen, welche dazu befähigt sind. Unter seiner Oberleitung standen nicht nur alle die zahlreichen bildenden Künstler, die nach seinen Ideen zumeist ein Menschenalter lang beschäftigt wurden, sondern auch alle mit der bildenden Kunst irgendwie verbundenen Gewerke bis auf die Buntweber und Sticker herab, deren kunstreiche Teppiche und Vorhänge Tempel und Heiligthümer schmückten. Dahin gehörten die Zimmerleute, Maurer und Architekten, die Steinarbeiter und Erzgießer, die Färber, Gold- und Elfenbeinarbeiter, alle nach Gilden zünftig geordnet, und ein wimmelndes Leben betriebsammster Thätigkeit verbreitend: alle nicht blos für den Nutzen und Bedarf des Privatlebens, sondern auch für den Schmuck und die Verschönerung des öffentlichen, Allen gemeinsamen Daseins reichlich beschäftigt. Auch die großen Meister der Architektur jener Zeit ordneten sich willig unter das Genie des ersten Künstlers von Hellas. Perikles Haus aber war der Sammelplatz der großen Künstler und Meister Athens. Hier wurden die Pläne und Entwürfe berathen und besprochen zu den großen Bauten und Kunstwerken, ehe der Lenker des Staats sie dem Volke vorlegte. Hier wo die tiefsinnigen Forscher und Philosophen Demokritos und Anaxagoras aus- und eingingen und die Resultate ihrer Forschungen über Verhältnisse der Bauglieder und über perspectivische Anlage und Ausführung der Scene des Theaters mittheilten, wo philosophischer Untersuchungsgeist den bauenden und bildenden Künstler mit neuen Entdeckungen zu Hülfe kam, und wo ein Gespräch der Edelsten und Gebildetsten, die von ihr zu lernen nicht für Schande hielten, Aspasia in allem Glanze der Anmuth, Bildung und Schönheit den Vorsitz führte, — hier war es, wo die Baumeister Iktinos und Kallikrates ihre Risse zum Parthenon, ein Mnesikles seinen Entwurf zu den Propyläen vorlegten, und Phidias die Zeichnungen zu dem Bilderschmuck dieser Werke und zu seinen Athene- und Zeusbildern der Prüfung und dem Urtheil des Perikles unterwarf. Und wiederum sehen wir diesen theilnehmend, berathend und anregend in der Werkstatt seines Freundes erscheinen. So entstanden die erhabenen Werke jener großen Zeit.

Phidias und seine Werke.

Zeus ist Vater und Oberhaupt der Götter; Athene, die seinem Haupt entsprungene Pallas Athene, die Göttin der Weisheit und männlichen Einsicht, seine Lieblingstochter. Zeus und Athene, die geistigen Schöpfungen Homers, die höchsten und größten Persönlichkeiten des griechischen Olympos, sind es, deren Idealgestalten Phidias für alle Zeiten vollendet hinstellte.

Dreimal versuchte er sich in der Idealschöpfung der Schutzgöttin Athens, und alle drei Bilder sah noch Pausanias auf der Burg der allgepriesenen Athenestadt. Zuerst bildete er aus Erz die kolossale Bildsäule der Athene Promachos, der schirmenden Vorstreiterin, ohne die Basis gegen sechszig Fuß hoch. Sie stand auf der Akropolis zwischen den Propyläen und dem Parthenon, beide überragend, den erhobenen Schild in der Linken, mit der Rechten den Speer haltend, in ehrfurchtgebietender Majestät. So erschien sie noch über achthundert Jahre später dem Gothenkönige Alarich, als er auf seinem Siegeszuge durch Hellas gegen Athen heranzog. Der große Maler Parrhasios hatte die Zeichnungen entworfen zu dem Centaurenkampfe, mit dessen Darstellung ein Schüler des Phidias, der Bildhauer Mys, den Schild der Göttin schmückte. Zu ihren Füßen saß die Nachteule, die uralte heilige Bewohnerin der Burg.

Eine zweite Bronzestatue derselben Göttin hieß die Lemnische, weil die Bewohner dieser Insel sie beim Phidias bestellt und dann der Akropolis zu Athen geschenkt. Kleiner als die erste, übertraf sie dieselbe an Schönheit, weshalb sie auch im Volk die „Schöngestaltete“ hieß. Phidias selber erklärte sie für sein bestes Werk in dieser Auffassung, und noch Lucian bewunderte an ihr die herrlichen Umrisse des Angesichts, die Zartheit der Wangen und das schöne Ebenmaß der Nase.

Die berühmteste von allen Athenestatuen des Phidias — denn aus seiner großen Werkstatt gingen deren noch mehrere hervor für andre griechische Städte und Tempel — war aber das vorzugsweise Athene Parthenos (die Jungfrau) genannte Bildniß der Göttin, aus Gold und Elfenbein, sechsundzwanzig griechische Ellen (39 pariser Fuß) hoch. Es war ein Tempelbild für den Parthenon genannten Tempel der Göttin auf der athenischen Stadtburg.

Vor Phidias Zeiten waren dergleichen Bilder in der Art zusammengesetzt, daß nur Kopf, Hände und Füße von weißem Marmor gearbeitet waren, während der Rumpf aus vergoldetem Holze oder Bronze bestand und mit wirklichen kostbar gestickten Kleidern aus der Tempelgarderobe bekleidet war.

Phidias setzte an die Stelle des Marmors für jene Theile das glänzendere und zartere Elfenbein und schuf statt des wirklichen Gewandes ein aus Gold getriebenes von so kunstreicher Arbeit, daß es gleichfalls an- und ausgezogen werden konnte. Die Augen waren von Marmor eingesetzt und bemalt. Auf dem Haupte trug die Göttin den Helm mit einer Sphinx auf dem Kamme und mit Greifen zu beiden Seiten geschmückt. Auf der Brust den Panzer, die Aegis. Einige Schlangen, die als Troddeln herabhingen, bildeten den Gurt. In des Panzers Mitte saß das dräuende Medusenhaupt; den Speer hielt die Göttin aufrecht, den Schild niederwärts. Alle Bildwerke, mit denen die einzelnen Theile, Schild, Sohle und Basis geziert waren, enthielten Gegenstände aus der vaterländischen Sage. Eine ganze Welt kunstreicher Gebilde war es, welche dazu diente, die grandiose Einfachheit des kolossalen Götterbildes durch reichen Schmuck des Einzelnen zu heben. Denn Phidias ging bei allen seinen kolossalen Schöpfungen von dem Gedanken aus, daß, was aus gehöriger Ferne gesehen, durch gewaltige Masse und erhabene Umrisse imponire, auch bei der sorgfältigeren Beschauung in fortschreitender Annäherung durch das kunstreichste Detail immer aufs Neue Interesse und Bewunderung erregen müsse. War er doch, der Meister des Kolossalen, wie die Alten rühmen, „gleich herrlich auch im Kleinen.“ Aus einer Sphinx hervor ging die Spitze des riesigen Speeres, und der zur Linken anlehnende Schild war im Innern mit Darstellungen des Gigantenkampfes, auf der Außenseite mit Scenen aus der Amazonenschlacht en relief geschmückt. Selbst die vier Finger hohen Sohlen an den

Schuhen der Göttin boten dem ganz nahe tretenden Beschauer eine Darstellung jenes Kampfes der Centauren und Lapithen, der als Symbol des Sieges hellenischer, von der Gottheit geliebter und geschirmter Heroenkraft über die wüsten, barbarischen Urelemente des Landes und seiner Bewohner so oft auf geheiligten Kunstdenkmälern der Hellenen wiederkehrt. Was auf den Metopen außen am Parthenon in erhabener Pracht von dem Meißel des Künstlers im glänzenden Marmor ausgeführt prangte, das fand sich im Innern gleichsam in Miniatur wiederholt. Selbst die Basis, an der Phidias allein mehrere Monate arbeitete, schmückte ein wundervolles Relief, die Geburt und Ausstattung der Pandora durch die Götter des Olymps. Eine Siegesgöttin, Nike, vier Ellen hoch, gleichfalls von Elfenbein mit goldenem Gewande, stand, der Göttin zugewandt und ihr die Siegesbinde bietend, auf der rechten Hand derselben: eine Statue auf der Statue, durch ihre verhältnißmäßige stattliche Größe die Kolossalität des Hauptbildes ins volle Licht setzend. Noch Jahrhunderte später bewunderte man die Festigkeit solcher Stellung eines überlebensgroßen Götterbildes, das, auf der Hand der großen Göttin stehend, gleichsam in freier Luft zu schweben schien.

Phidias ist der Schöpfer des Athenideals. In der Werkstatt seines Geistes mußte die Göttin, nach A. Feuerbachs schönem Worte, gleichsam zum zweiten Male geboren werden, um als leibhafte Athene Parthenos vor den Augen der staunenden Hellenenwelt zu erstehen. Der hochbegabte Künstler war es, der die im homerischen Gesange zerstreuten einzelnen Züge der Göttin, die hier die Reihe der Kämpfer durchbricht, dort kunstreiche Gewebe schürzt, oder durch weisen Rath das Schicksal eines Lieblings wendet, zu einem sichtbaren göttlichen Individuum erschuf. Zugleich aber war diese seine Schöpfung eine Verherrlichung der Stadt Athen selbst, ein von der Kunst verkörpertes Preisgedicht ihrer Heldengröße und Sieghaftigkeit, ihrer Weisheit und Humanität, von des königlichen Heros Theseus Zeiten an bis auf die letzten kaum vergangenen glorreichen Tage von Marathon, Salamis, Platää und Mykale.

Ruhige Hoheit, Klarheit und Tiefe des Geistes, verbunden mit züchtig strenger Jungfräulichkeit und Erhabenheit über jede Schwäche, bilden die Grundzüge des Pallasideals. Auch uns ist noch ein herrlicher Abglanz desselben erhalten in mehreren Statuen.

Von all' der beschriebenen Herrlichkeit des Originalkunstwerkes der Athene Parthenos selbst, auf das der Künstler nahezu eine Million unseres Geldes verwenden durfte, ist nichts übrig geblieben, als — ein Stück Elfenbein, das man in den Dreißigern dieses Jahrhunderts unter dem Trümmerschutte des Parthenon hervorzog, und die noch jetzt bemerkbare Stelle in der Mitte der Tempelhalle, wo das Kunstwerk stand.

Das zweite Hauptideal des Phidias war sein olympischer Jupiter.

Das gesammte Alterthum hat sich erschöpft in dem Preise dieses unvergleichlichen Werkes, das nicht mit Augen geschaut zu haben, ehe man sterbe, dem Griechen für ein Unglück galt, und von dem selbst ein Römer aussagte: „es habe die Erhabenheit des Vaters der Götter gesteigert und seiner Verehrung unter den Menschen einen Zuwachs verliehen." Ein Schauer erfaßte den Besieger Macedoniens, den römischen Feldherrn Aemilius Paullus, als er in den Tempel zu Olympia eintretend und den Gott gleichsam in lebendiger Gegenwart erblickend ausrief: Führwahr, das ist der Zeus des Homer!

Stieg, sein Bild dir zu zeigen, nicht Zeus selbst nieder zu Erde,
Nun, so stiegst, ihn zu schau'n, Phidias, du zum Olymp!

Also sang ein hellenischer Dichter von dem göttlichen Künstler.

Der Staat von Elis hatte den Meister Phidias, dessen Ruhm in alle Lande gedrungen war, zu diesem Werke nach Olympia berufen, und ihm die Aufgabe gestellt, für das gemeinsame, von allen Völkern der bekannten Welt hochgeehrte Heiligthum aller Hellenen das Bildniß des Höchsten der Götter zu schaffen. Er kam begleitet von zahlreichen Schülern und Gehülfen. Unter ihnen befanden sich die tüchtigen Meister Kolotes, Alkamenes, Päonios und sein Vetter, der

Maler Panänos, von denen die Ersteren den Schmuck der Giebelfelder des Tempels durch plastische Darstellungen der Lapithen- und Centaurenkämpfe und der Sage vom Wettrennen des Oenomaos ausführten. Noch zur Zeit des Pausanias zeigte man in der Nähe des heiligen Haines das Gebäude, welches die Eleer dem Phidias als Werkstätte errichtet. Es ward später durch einen Altar allen Göttern geweiht. Hier schuf und vollendete der Künstler im Laufe mehrerer Jahre das größte Werk seiner und überhaupt der plastischen Kunst und zugleich das höchste, seitdem feststehend gebliebenen Ideal des Beherrschers und Lenkers der Götter und Menschenwelt. Den blitzeschleudernden Gigantenvertilger hatten schon andre Meister vor ihm gebildet. Hier aber galt es die höchste Macht und zugleich die höchste Huld und Milde in der ruhigen Majestät des Gottes zu vereinen und vor den Augen des gesammten Hellas den Gott hinzustellen, der alle Feinde besiegt und den strafenden Blitz weggelegt hat, um den Siegern in den feierlichsten Spielen gleichsam Siegerkranz und Palme darzureichen. Wenn der Vorhang weggezogen war, der das Götterbild dem Auge des in den Tempel Eintretenden verdeckte, so erblickte man gegenüber dem großen Eingangsthore am Ende der mittleren Säulenreihe des Tempels auf reichgeschmücktem Throne das vierzig Fuß hohe Bildniß des Olympiers aus Gold und Elfenbein, mit nacktem Oberleibe, die Hüften abwärts umwallt von dem Mantel, dessen reiches Gefält bis an die Füße herabfloß, die auf dem Schemel des Thrones ruheten. Von Elfenbein waren die nackten Theile, die Bekleidung aus getriebenen Golde, mit Figuren und Blumen in Schmelzfarben kunstreich geschmückt. In reichen Farben war auch der Kranz von Oelzweigen nachgebildet, der das Haupt des Gottes umschloß. Ueberhaupt aber war in der Zusammensetzung des Ganzen darauf Bedacht genommen, daß die verschiedenen Stoffe sich zu einer harmonischen Gesammtwirkung der Farben vereinten. Phidias, der selbst als Maler seine Laufbahn begonnen hatte, besaß auch dafür Sinn und Auge, und wo beides nicht ausreichte, nahm er die Kunsteinsicht seines Verwandten, des Malers Panänos, zu Hülfe. Durch jene Vertheilung des Nackten und Bekleideten traten nur die edelsten, des Ideals allein empfänglichen Theile, Kopf, Brust und Oberleib, sichtbar hervor, während die niederen Theile der Menschengestalt in dem umfassenden Mantelwurfe bedeckt blieben. Wir werden hierbei an Rafael erinnert, der bei seinem Gottvater in Florenz ein Gleiches durch die Wolkenumhüllung zu erreichen wußte. Und wie in diesem höchsten Ideale des griechischen Meisters Alles ausging von dem Begriffe des Sieges und der mit dem Siege verbundenen Milde, so stand auch auf der linken, vorwärts ausgestreckten Hand des Gottes, ihm selber zugekehrt, die Siegesgöttin aus Elfenbein und Gold gebildet, die Siegerbinde emporhaltend, während seine Rechte das aus allen Metallen kunstreich zusammengesetzte vielfarbige Scepter umschloß, das Symbol seiner Allmacht, gekrönt nicht mit der dräuenden Lanzenspitze, sondern mit dem ruhenden Adler, dem Königsvogel der Alten.

Und nun das Antlitz! Wir sind glücklich genug, in dem herrlichen Jupiterhaupte von Otricoli im Vatican einen Abglanz der phidiassischen Originalschöpfung zu besitzen und können darnach die Begeisterung der Alten würdigen, welche kaum Worte für die Vereinigung von Macht, Güte und Weisheit in diesem unsterblichen Haupte zu finden vermögen. Sie sahen die Macht ausgedrückt in dem Haupthaar und in der Erhabenheit seines Gelocks, dessen Wallen bei Homer den Olymp erschüttert. Die vom Wirbel nach allen Seiten ausgehenden und vom Kranze zusammengefaßten Haare streben über der Stirn empor, beugen sich lockig zurück und fließen dann wieder wellenförmig abwärts, Milde und Kraft in diesem Wechselspiel der Linien vereinigend. Die majestätisch gewölbte Stirn verkündet höchste Weisheit. Der Mund war der Ausdruck jener Güte und Milde, welches der Majestät alles Furchtbare benimmt und die Bewunderung an die Stelle der Ehrfurcht treten läßt.

Auch in der Ausschmückung des Nebenwerks zeigte sich des Meisters eigenthümliche Kunst, mit dem ausführlichsten Detail im Kleinsten die imposanteste Erhaben-

heit des Kolossalen zu vereinen und für die verschiedensten Punkte der Annäherung den Betrachter mit immer neuen Bildungen von vollendeter Schönheit zu überraschen. Zugleich gewann er durch diese Kunstfülle das Mittel, die Phantasie anzuregen, seiner Schöpfung Leben und Beseelung durch die eigene Thätigkeit des Beschauers zu verleihen. Diesem Zweck dienstbar war auch die Bilderfülle des Throns, durch deren Gestaltengewimmel der Künstler eine sinnige Allegori durchführte. Die Heroen und Grazien rechts und links über den Schultern des Gottes an der Lehne des Thrones umgaben im gemessenen Tanzschritt den Spender aller Segnung, während die Sphinxe und die Darstellung des Geschicks der Niobiden am Fuße des Thrones aussprachen, daß die Verhängnisse der Sterblichen gefesselt seien an dem Sitz des höchsten olympischen Herrschers. Und wie in seiner Hand die Siegesgöttin schwebte, so standen tanzende Victorien an den Füßen des Throns und des Fußschemels, den über Alles siegreichen Gott bezeichnend. Die Kunst des Malers endlich bewies sich dienstbar der Plastik, indem Panänos die Brustwehr, welche den thronenden Gott von drei Seiten umgab, mit einem bedeutungsvollen Mythencyclus ausschmückte.

Die berühmten Verse

„Sprach's: und Gewährung winkte mit dunkeln Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Herrschers, sie wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos!“

Diese Verse, in welchen Homer den Gewährung winkenden Zeus den Olymp geschildert hat, sie waren es, welche, dem Blitze gleich, den die alte Künstlersage zur Bestätigung des vollendeten Werkes niederfahren ließ, die Phantasie des Künstlers durchzuckten und in seinem Geiste die Idee des Urbildes ins Leben riefen, „auf welche hinblickend und sich in sie versenkend er,“ wie Cicero es schön ausdrückt, „Kunst und Hand walten ließ.“ Es ist dies ganz dieselbe Erklärung, welche Rafael von seinem Schaffen gab, wenn er sagte: daß er einer gewissen Idee nachstrebe.

Die Kolossalität der Masse selbst — denn die sitzende Natur maß vierzig Fuß und reichte bei einer Basis von zwölf Fuß bis nahe an das Deckgebälk des Tempels — war darauf berechnet, in der Phantasie des Beschauers die Vorstellung von dem allmächtigen Beherrscher der Götter und Menschen durch den Gedanken zu erhöhen: nur den ruhenden Gott umfassen und beschränken diese Tempelmauern; sich aufrichtend würde er sie zersprengen! — Die scheinbare Unverhältnißmäßigkeit der Größe des Bildes zu der Höhe des Tempelhauses lag in der Absicht des Künstlers. Gerade indem er den Tempel nur zum Rahmen des Götterbildes machte, gelang es ihm, jenen Charakter und Eindruck der Erhabenheit des Letzteren hervorzubringen, welcher das wirkliche Maß der Statue, wie die Alten melden, weit übertraf.

Möge hier ein Wort Carl Schnaase's über dies Werk eine Stelle finden: Was Homer auf einem andern Gebiete gethan, wiederholte Phidias, er schuf, wie man von jenem gesagt hatte, die Götter aufs Neue, gab einen tiefern Blick in das Wesen derselben. Er schien, wie noch ein späterer Römer es ausdrückte, der Religion etwas hinzugefügt zu haben. In den homerschen Dichtungen und unsrer bisherigen Auffassung der Götter war wohl der Eindruck der Größe, die Macht ein sehr wichtiges Element, das aber noch auf eine minder geistige Weise gedacht wurde: jene gewaltige Größe der Gestalten, die im Fallen mehrere Äcker Landes bedeckt, jene gewaltigen Schritte der Götter vom Olymp zu den Wohnsitzen der Sterblichen, geben mehr den Eindruck einer Naturkraft, als eines höhern sittlichen Waltens; es waren überdies plastisch unklare Vorstellungen, welche auch dem Kunstsinne der Griechen nicht genügten. So mochten denn die früheren Standbilder der Gottheiten eine dunkle unbestimmte Ehrfurcht, die Vorstellung der Macht, die gewähren und versagen könne, erweckt haben; erst unter der Hand des Phidias erhielt dies Gefühl die hohe, sittliche Würde. Der Donnerer wurde erst durch ihn wahrhaft der Vater der Götter und Menschen, der gerechte Regierer der Welt, welcher Macht mit Milde paart, aus dessen Schooße, wie es beim Sophokles heißt, die ewigen Gesetze aufsteigen, der das Unrecht rügt und die Gastlichkeit

schützt. Jene höhere Auffassung der Götter, welche ihre furchterweckende Macht zur ehrfurchtgebietenden Würde umwandelte, erhielt durch Phidias ihre volle Gestaltung. Die Kunst ging durch ihn in das geistig Charakteristische, in das wahrhaft Menschliche über. Er gab auch dem Haupte geistiges Leben, während in den früheren Bildungen nur die Formen der Glieder wahrhaft belebt waren. — Wir kehren zu Ad. Stahrs Darstellung zurück.

Beinahe achthundert Jahre lang war dies Werk das Staunen und die Bewunderung der alten Welt, und die Nachkommen des Phidias genossen einer Staatsstiftung zufolge das Vorrecht, für die Reinigung und Erhaltung desselben zu sorgen. Selbst der wahnsinnige Caligula mußte auf den frevlerischen Plan verzichten, das Kunstwerk nach Rom in seinen Palast zu versetzen und seinen Kopf an die Stelle des Götterhauptes zu stellen. Vom Blitze beschädigt, durch tempelräuberische Hände einzelner Schmucktheile beraubt, war es noch zur Zeit Kaiser Julian des Abtrünnigen Gegenstand der Verehrung, zumal für die Künstler, welche nach Elis wallfahrteten, um es zu studiren und zu zeichnen. Erst unter Theodosius oder Justinian, welche alle in Griechenland vorhandenen Kunstwerke nach Byzanz bringen ließen, soll auch der olympische Zeus des Phidias dorthin gewandert sein, wo er, einer Tradition zufolge, bei einem großen Brande nebst vielen der herrlichsten Kunstwerke im Jahre 476 ein Raub der Flammen wurde. Doch ist es wahrscheinlicher, daß das Werk schon früher zu Olympia selbst in den Stürmen der Völkerwanderung unterging, die zu Anfang des fünften Jahrhunderts auch den Peloponnes mit Verwüstung heimsuchten und bei denen auch der Tempel zu Olympia zerstört ward.

Außer den bisher genannten werden bei den Alten noch einige dreißig andere große Werke des Phidias erwähnt. Unter diesen befinden sich noch fünf bis sechs Pallasbilder, die er im Auftrage anderer Städte ausführte.

Im hohen Alter, von zahlreichen Schülern umgeben, ohne Nebenbuhler in seiner Kunst, traf ihn, wie die Sage geht, noch am Rande des Grabes, nach einem glücklichen, ganz der Schönheit und Kunst geweihten Leben, das harte Geschick, im Kerker zu sterben. Eine politische Partei geführt von dem berüchtigten Demagogen Kleon, benutzte die Verstimmung des Volks über den Beginn des peloponnesischen Krieges zu Versuchen, die auf den Sturz des großen Staatsmanns Perikles gerichtet waren. Die nächsten Angriffe geschahen gegen dessen Freunde und Günstlinge, der erste gegen Phidias. Der greise Künstler war noch nicht lange aus Olympia nach Athen zurückgekehrt, als der Sturm gegen ihn losbrach. Plutarch erzählt also: Einer der Gehülfen des Phidias, von den Neidern und Feinden desselben gewonnen, erschien auf dem Markte mit dem Oelzweige in der Hand, Schutz bittend, daß er ungefährdet den Phidias anklagen und entlarven möge. Die Anklage ging auf Unterschlagung einer Summe Geldes bei der Ausarbeitung des aus Elfenbein und Gold gefertigten Bildes der Pallas Athene. Allein Phidias widerlegte diese Anklage glänzend, indem er das volle Gewicht des erhaltenen Geldes darwog, welches er auf Perikles Rath so angebracht hatte, daß es vollständig abgenommen werden konnte. Jetzt griff man zu einer andern Anschuldigung. Der Künstler, hieß es, habe sein und des Perikles Bildniß in der Amazonenschlacht am Götterbilde angebracht, sich selbst in der Gestalt eines kahlköpfigen Alten, der mit beiden Händen einen Stein erhebt, den Perikles in der Heldengestalt eines Kämpfers, der mit einer Amazone streitet. Plutarch scheint als Augenzeuge zu sprechen, wenn er hinzusetzt: „Die Hand, welche vor Perikles Gesicht den Speer emporhält, ist sinnreich in die Lage gebracht, als wolle sie die Aehnlichkeit verdecken. Also ward Phidias ins Gefängniß geworfen, wo er an Krankheit, Einige sagen an Gift, starb, das ihm die Feinde, um Perikles noch verdächtiger zu machen, beibrachten."

Aber diese ganze Tradition ist höchst verdächtig. Kein einziger alter Schriftsteller, außer Plutarch, der ein halbes Jahrtausend später lebte und schrieb, erwähnt solchen Ausgang des größten aller griechischen Künstler. Plutarch selbst thut es nur gelegentlich und, wie er eigens bemerkt, nur nach solchen Quellen, deren

Darstellung eine dem Perikles entschieden feindliche Tendenz hatte. Fabelhaft klingt ferner das Geschichtchen von der Abnehmbarkeit des sämmtlichen Goldes, ohne das Kunstwerk selbst irgendwie zu beschädigen. Noch fabelhafter aber das Verbrechen selbst, um dessentwillen die Athener ihren größten Künstler, den Schöpfer ihrer erhabensten Werke, einen achtzigjährigen Greis verurtheilt und in den Kerker geworfen haben sollen. War es Frevel gegen die Götter, menschliche Portraitzüge als Modell selbst für untergeordnete Kunstwerke solcher Art zu benutzen, so dürfen wir zuversichtlich behaupten, daß ihn der Schöpfer des olympischen Zeus nicht begangen haben wird. Auch lesen wir nicht, daß die anstößigen Bildnißfiguren vernichtet worden wären, da sie ja Plutarch ein halb Jahrtausend später noch sah. Und doch würde dies sicher geschehen sein, wenn der Volksgeist darin eine Beleidigung der Religion gefunden hätte. Freilich wußte auch hier die Sage eine Ausflucht. Man erzählte sich, der Meister habe jene Bildnisse mit so künstlichem Mechanismus befestigt, daß dieselben nicht herausgenommen werden konnten, ohne das ganze Werk zu zerstören. Hier ist die Absichtlichkeit der Erfindung handgreiflich. Von der Gemeinheit und Niedrigkeit des athenischen Volks, welche bei dieser Erzählung vorausgesetzt wird, will ich gar nicht reden. Dies Volk, das einem Perikles bei seinen Geldausgaben für den Schmuck der Stadt so großartiges Vertrauen erwies, soll sich dazu erniedrigt haben, von einem Phidias sich lothweise das Gold eines seiner heiligen Meisterwerke vorwiegen zu lassen! Die ganze Tradition, die in ihrer Lügenhaftigkeit auch noch dadurch charakterisirt wird, daß Phidias nach einem andern Bericht auch in Elis des Unterschleifs angeklagt und hingerichtet worden sein soll, stammt wie unzählige derselben Art aus der Zeit der gesunkenen Charaktergröße Griechenlands, aus jenen Zeiten, in denen es den entarteten Hellenen ein Genuß war, sich von ihren anekdotenkrämernden Literaten erzählen zu lassen, daß ihre großen Vorfahren ihnen sogar unähnlich nicht gewesen. Das Wahre an der Sache wird etwa gewesen sein, daß Phidias, wie alle großen Männer, Neider und Feinde hatte, und daß ihm die Anschuldigungen derselben die letzten Jahre seines Lebens verbittert haben mögen. Die Bildnißsage aber findet ihre Entsprechung in ähnlichen modernen Künstlersagen, von denen nicht selten selbst in den heiligsten Gemälden christlicher Maler ihre und ihrer Freunde oder Freundinnen Bildnisse namhaft gemacht werden. Einem edlen Gemüthe ist es Bedürfniß, das große Bild des attischen Volkes zu Perikles Zeilen von einem Makel zu reinigen, mit dem Unverstand und Leichtsinn späterer Zeiten dasselbe befleckt haben.

Ein Festzug.

Akropolis heißt Hochstadt. Inmitten der attischen Hochebene, deren Halbkreis durch die Bergzüge des Hymettus, Pentelikon, Parnaß und Aegaleos gebildet wird, erhebt sich schroff und steil aus der Ebene aufsteigend in einer Höhe von nahezu vierhundert Fuß der Felsenhügel, welcher in vorhistorischer Zeit die Stadt Athen trug. Dieser Felsenhügel war die Akropolis. Von drei Seiten, nach Norden, Osten und Süden zu, verliehen die steilabfallenden Felsenwände natürlichen Schutz. Nur auf der Westseite senkte sich der Fels allmälig mit einer breiten Erdlage in das Thal, aus welchem darum auch nur von dieser einzigen Seite ein Aufgang zur Burg führte.

Versetzen wir uns einen Augenblick zurück in jene Zeit, wo die Akropolis vollendet dastand, hochragend mit ihren Tempeln und Kunstwerken über der mächtigen blühenden Stadt zu ihren Füßen, ein großes Heiligthum der schützenden Göttin Athene.

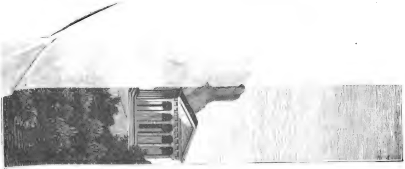
Es ist die Zeit des großen Festes der Göttin, die Zeit der alle vier Jahre mit besonderem Glanz gefeierten Panathenäen. Die festlichen Wettkämpfe der Wagenrennen, der gymnastischen Spiele und der musischen Wettstreite, in denen die edelsten Jünglinge und Männer drei Tage lang alle Tugend und Vollendung leiblicher und geistiger Ausbildung bewährten, sind beendet. Die Preise, bestehend aus Kränzen von Olivenzweigen und in schönen irdenen Vasen, gefüllt mit Oel von den heiligen Oelbäumen, sind von den Kampfrichtern an die Sieger vertheilt, und Alles rüstet sich

Akropolis zu Athen.

Digitized by Google

geschwadern gesellten sich dann noch die Züge der erlesenen Jungfrauen, die Töchter der Schutzbürger, heilige Körbe, nachenförmige Opfergefäße und Wasserkrüge

der Haupttreppe verbunden ist. Ein leichter zierlicher Tempel thront auf diesem mächtigen Mauerpfeiler: es ist der Tempel Nika Apteros, der flügellosen Siegesgöttin;



Digitized by Google

nun zum großen Pompe des vierten Tages, zu dem heiligen Festzuge, dem feierlichen Schlußacte des großen Götterfestes. Denn es galt jetzt, allen Glanz und alle Herrlichkeit, deren man sich in diesen Festtagen erfreut hatte, alle Kraft und Schöne der Jugend, alle Kunst, Würde und Tüchtigkeit des Gemeinwesens derjenigen Göttin im Bilde dankbar verehrend darzubringen, unter deren segenbringendem Schutze Athen herangeblüht war zur Hellas in Hellas. Zu diesem Tage hatten auserlesene Jungfrauen der ersten Geschlechter mit kunstgeübten Händen das heilige Gewand, den Peplos der Göttin, gewebt, der jetzt in feierlichem Festzuge hinaufgebracht werden sollte auf die Akropolis. Priesterinnen hatten die Arbeit geleitet. Unter ihren Augen hatten die Töchter der Stadt auf den Scharlachgrund des Gewandes in kunstvoll verschlungenen Gruppirungen die Thaten der Göttin gestickt. Bald war es Athene, wie sie an der Seite des Göttervaters die himmelstürmenden Giganten bekämpft, bald dieselbe als Schützerin ihrer Lieblinge, des Herakles und Bellerophon, oder der Helden von Ilion bei ihren kühnen Thaten, welches dieses Gewand darstellte, das zu jedem Fest von kunstfertigen Händen erneuert, alle großen Züge aus der Heldensage des Volks in farbenstrahlendes Dasein rief. Brauch und Kunst solcher Werke waren nicht allein auf Athen beschränkt. Auch in Elis woben alle vier Jahr sechszehn Jungfrauen der olympischen Here ein gleiches kunstvoll geschmücktes Festgewand.

Doch zurück zu dem großen Festzuge. Schon hat sich das Volk versammelt vor dem Hauptthore von Athen. Mit Schild und Speer gerüstet ordnet sich hier die waffenfähige Mannschaft zu Fuß und zu Roß unter ihren Führern, alle in weißen Festkleidern und mit Kränzen geschmückt; bunte Kleidung war verboten durch Sitte und Heroldsruf für die Theilnehmer nicht nur, sondern auch für die Zuschauer des heiligen Festzuges. Zu den gerüsteten Fußkämpfern und den stolzen Reitergeschwadern gesellten sich dann noch die Züge der erlesenen Jungfrauen, die Töchter der Schutzbürger, heilige Körbe, nachenförmige Opfergefäße und Wasserkrüge tragend. An sie schlossen sich die Sieger in den Kampfspielen der vergangenen Festtage, die älteren Bürger mit Oelzweigen in den Händen; die Jugend der Epheben vom achtzehnten bis zwanzigsten Jahre in ihren Festgewändern. Besonders Geehrte trugen die Geschenke für die Göttin und die goldenen und silbernen Schaugefäße, von der Hand der besten Meister mit kunstreichem Zierrath geschmückt. Das Wundervollste des ganzen Zuges aber war ein großes prachtvoll gearbeitetes Schiff, welches jetzt aus seinem Aufbewahrungsorte vor dem Thore hervorgezogen, auf Räder gesetzt und stattlich ausgeschmückt, als Segel jenes kostbare heilige Festgewand der Göttin in strahlender Pracht entfaltete und hochragend aus dem Gedräng der jubelnden Menge unter Festgesang und Klang der Musik einhergezogen ward.

Durch das glänzende Thor von Athen betrat nun der geordnete Festzug, von Musikchören begleitet, den Boden der Stadt, bewegte sich dann durch die schönsten und reichsten Straßen, vorüber an den berühmtesten Heiligthümern, bei denen geopfert und gesungen wurde, auf weitem Umwege rund um den Felsen der Akropolis herum, bis hin zum westlichen Fuße, wo sich der Aufgang befand. Hohe Terrassenmauern schützten hier den von der Natur minder befestigten Abhang, ein vorspringender Thurm sicherte das untere Festungsthor, durch welches wir jetzt den Zug hinanschreiten sehen. Schon haben die Ersten die Höhe der Terrasse erreicht und stehen an der großen Freitreppe von Marmor, welche zu den Propyläen, dem eigentlichen Eingangsthore der Akropolis, führt. Die Stufen der Freitreppe sind in der Mitte unterbrochen durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn, auf welcher jetzt Reiter und Fußgänger hinaufziehen zu dem herrlichen Hallenthore der Propyläen. Noch ehe sie es erreichen, begrüßt sie der Jubelruf der Menge, welche dort rechts die Plattform bedeckt, in welche die südliche Burgmauer ausläuft, und die durch eine Seitenstiege mit der Haupttreppe verbunden ist. Ein leichter zierlicher Tempel thront auf diesem mächtigen Mauerpfeiler: es ist der Tempel Nika Apteros, der flügellosen Siegesgöttin;

denn nicht unbeständig hin- und herschwebend, sondern gleichsam in seiner eigenen Heimath weilt der Sieg in seiner geliebtesten Stadt. Aber die Menge, die das Heiligthum umdrängt, hat heut kein Auge für den zierlichen Bau des Tempels und für die Marmorgruppen des Frieses, welche die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen die Asiaten zu Fuß und zu Roß darstellen. Sie läßt den Blick auch nicht schweifen auf die herrlichste Aussicht über Land und Meer und Inseln; Aller Augen sind vielmehr gerichtet auf den herrlichen Festzug, der an ihnen vorbei die breite Marmortreppe hinaufzieht zu dem heiligen Eingangsthor, das mit seinen Marmorhallen und seinen beiden Seitenflügeln die ganze Westseite des Felsens, 168 Fuß breit, überspannend, zum Eintritte ladet. Das sind die Propyläen, von Phidias und Perikles erdacht, von Mnesikles ausgeführt, ein Werk der Baukunst so einzig in der griechischen Welt, wie Athen einzig war in ganz Hellas. Jedes Herz unter den Tausenden des nahenden Zuges schwillt höher in freudigem Stolze bei dem Anblick dieses Baues, der wie ein glänzendes Diadem die Stirn seiner vaterländischen Götterburg umgiebt. Achtundfünfzig Fuß, der Breite der Treppe entsprechend, nimmt der Mittelbau des eigentlichen Thores ein, den Rest des Raumes zur Rechten und zur Linken füllen zu beiden Seiten, um sechsundzwanzig Fuß nach der Treppe vortretend, zwei tempelförmige Gebäude, die Giebelfronten mit den offenen Säulenhallen der Treppe zukehrend, welche an ihnen vorüber dem mittleren Hauptgebäude zuführt. Es sind die bildergeschmückte Pinakothek und das Zeughaus. Zwischen beiden hindurch schreitet der Zug, vorbei hier an den Waffen, mit denen Athen seine Freiheit erfochten, dort an den Bildern, in denen die Großthaten der heroischen Ahnen von Meisterhand verewigt sind. Jetzt steigt er hinan die letzten Stufen zum heiligen Burgthor. Sechs dorische Säulen von pentelischem Marmor fünftehalb Fuß im Durchmesser, neunundzwanzig in der Höhe, tragen den dorischen Fries, gekrönt von dem mächtigen Dreieck des Tempelgiebels. Aber der Giebel entbehrt des Bilderschmucks, der sonst die Tempel ziert; denn nicht ein Götterheiligthum betritt der Zug, der jetzt durch die fünf Säulenöffnungen hindurch der innern Halle zuschreitet, sondern nur den Eingang zu dem großen Gesammtheiligthum der Akropolis. Zu beiden Seiten des innern Raumes bilden je drei und drei Paare ionischer Säulen die Durchgangshalle von etwa vierzig bis fünfzig Fuß Tiefe. Sie ist geschlossen durch eine Mauer von pentelischem Marmor. In leuchtendem Farbenschmucke prangt die weitgespannte, mit goldenen Sternen gezierte Decke, und zwischen den Säulen stehen kostbare Erz- und Marmorwerke als Weihgeschenke aufgestellt.

Und nun öffnen sich klingend, beim Nahen des Feierzuges, die prächtig geschnitzten und vergoldeten fünffachen Thore, welche den Eintritt in die tempelgeschmückte Götterburg verschließen. Die Tempeldiener haben im Innern alle Festzurüstungen beendet, und der feierliche Moment ist gekommen, den Aristophanes schildert, wenn in seinen Rittern ein Bürger Athens ausruft:

Jetzt werdet ihr sehen! Schon vernehme ich den Klang, wie die Pforten des Thores sich öffnen!
Aufjauchzend begrüßt, das jetzo erscheint, das Athen vorzeitlicher Ahnen,
Die bewunderte, liedergepriesene Stadt, wo der herrliche Demos regieret!

Ein ziehen jetzt die Reihen des vielgegliederten Festzuges, der wie ein blitzender und leuchtender Strom sich hinerstreckt durch die Hallen über die marmorne Freitreppe, bis hinunter zum Fuße des Felsens. Mit ihnen ergießen sich die Schaaren der Zuschauer in das erschlossene Innere auf den heiligen Boden der Tempelburg. Wie leuchtet in dem hellen Sonnengolde unter der unaussprechlichen Klarheit des südlichen Himmels die Fülle der Herrlichkeit, welche ringsum Alles bedeckt: die Pracht der Götterhäuser, der Statuen von Erz und Marmor, der Weihgeschenke von heiligen Geräthen und Dreifüßen, von Siegesrossen und Kriegsgespannen aus glänzendem Metall getrieben! Da links in ihrer Mitte ragt das siebenzig Fuß hohe Riesenbild der ehernen Athene Promachos, Phidias' Werk, empor, in der Linken den Schild erhoben, in der Rechten den Speer schwingend, die ewig kampfgerüstete Be-

schützerin ihres ältesten Heiligthums, des Erechtheion genannten Tempels der Athene Polias, der sich wenige Schritte weiter hinter ihr mit seiner Karyatidenhalle und seinem Säulenanbau erhebt. Aber Alles überstrahlt, zur Rechten auf der höchsten Burgfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin Jungfrau, der Athene Parthenos, Phidias' herrlichste Schöpfung, der Normaltempel der vollendeten attischen Kunst, der säulenwaldumgebene Parthenon.

Zu ihm hin wendet sich jetzt der Festzug. In zwei Hälften getheilt umkreist er, hier zur Rechten, dort zur Linken gewendet, in elliptischem Bogen den Wunderbau, bis sich die Vordersten vor der Ostseite des Parthenon begegnen. Aufschauend aber zu dem Bilderschmuck, dessen Kranz den Fries des Tempelbaues auf allen Seiten umgürtet, erblicken die Einherziehenden auf farbenleuchtendem Grunde, von Phidias' Meisterhand geschaffen, das marmorne Abbild ihrer selbst, den Festzug der heiligen Panathenäen, den ewigen herzerfreuenden Schmuck des Hauses der Göttin, für die alsbald, unter den Festgesängen der versammelten Schaaren, auf dem Altare vor dem Tempel sich das große Brandopfer entzündet. Und war das Opfer vollendet, und das neue Festgewand mit anderen Opfergaben der Göttin dargebracht, dann folgte der gemeinsame Schmaus, zu dem aus ganz Attika die Opferstiere der Festhekatomben gesendet waren, und wenn dabei auch in der Lust wohl einmal ein Bürger des Guten zu viel that, so verblieb doch dem schönen Feste bei aller Heiterkeit hellenischer Sinnenlust, der Charakter jenes Maßes und jenes feinen selbstbewußten Anstandes, den nach Jahrtausenden noch der heutige Besucher Griechenlands an der Festfreude der späten Nachkommen bewundert.

Bildwerke des Parthenons.*

Unter den Bildwerken des Parthenons sind es zunächst die zweiundneunzig Metopentafeln, welche mit ihren stark hervorspringenden Reliefs unsere Blicke auf sich ziehen und unsere Erklärung verlangen.

Auf manchen Tafeln erkennen wir Darstellungen des attischen Kultus, Einsetzung heiliger Gebräuche, Thaten der Athene selbst und des Erechtheus; aber am meisten treffen wir Gruppen des Kampfes, Amazonen- und besonders Centaurenkämpfe, wie auch der Eckmetope.

Wozu Kampf und Streit an friedlicher Stätte? Was bedeuten an dem Tempel der reinen Göttin die Gewaltthaten übermüthiger Centauren?

Die siegreichen Helden sind Theseus und seine Gefährten, ihre Feinde wilde Halbmenschen; also geordnete Heldenkraft im Kampfe gegen ein wüstes Naturleben, Gottesdienst gegen Selbstsucht und Gewaltthat, edle humane Bildung gegen thierische Wildheit.

Athene ist es, welche Maß und Gesetz gelehrt hat; sie hat den Theseus und seine Gefährten ausgesandt, die Ungeheuer zu bekämpfen und durch Sicherung der Felder und der Straßen die Möglichkeit einer höheren Kultur zu begründen; sie hat das Leben des Geistes gegen sinnliches Naturleben, wie es in Amazonen und Centauren dargestellt ist, in seiner sieghaften Berechtigung geltend gemacht, und darum sind diese Metopenbildwerke, welche in schimmerdem Farbenschmucke den Tempel umziehen, ebenso viele strahlende Denkmäler für die Triumphe der Göttin und ihrer Diener.

Ueber diesem reichgeschmückten Gebälk erheben sich an der Ost- und Westseite die Giebeldreiecke.

Die großen Räumlichkeiten, welche hier der bildenden Kunst geboten waren, wo an jeder der beiden Seiten über zwanzig kolossale ganz frei gearbeitete Figuren einen glänzenden Platz fanden — die mußten offenbar zu dem benutzt werden, was der Athener in seiner väterlichen Religion für das Bedeutsamste hielt.

Im östlichen Giebelfelde sind die Götter um Zeus versammelt, der in der Mitte thront; links begrenzt die Versammlung der mit seinen Rossen aus den Wellen aufsteigende Sonnengott, rechts der nieder-

* Nach E. Curtius, Die Akropolis von Athen.

steigende; von beiden Seiten, von Aufgang und Niedergang, sind die Blicke der Versammelten, nach der Mitte gerichtet, denn eine neue herrliche Erscheinung, auf wunderbare Weise gezeugt, tritt heut zum ersten Male unter sie — die jungfräuliche Göttin in vollem Waffenschmucke, mit dem großen hellen Blick der Weisheit.

In dem entgegengesetzten, westlichen Giebelfelde erscheint dieselbe wieder der Mitte des Ganzen nahe, aber ein Zweiter steht ihn hier trotzig gegenüber, Poseidon, ihr Nebenbuhler um den Dienst der Landeskinder. Athene, an deren Seite der Oelbaum aufsprießt, lehrt ihren Erechtheus das Roß, das von Poseidon geschaffene, zügeln und so für den Dienst des Menschen gewinnen; nach den beiden Giebelecken hin breitet sich in mannigfaltigen Gruppen eine Versammlung attischer Landesgottheiten aus, die Zeugen der siegreichen Wohlthaten ihrer Göttin, welche auch fremde Geschenke durch ihren Verstand erst werthvoll für die Sterblichen zu machen weiß.

Wie drüben der Olympos der Schauplatz ihres Triumphes ist, so hier das attische Land selbst in den verklärten Gestalten seiner Heroen; dort von den Göttern des Landes angestaunt, hier von den Söhnen des Landes dankbar verehrt, erscheint Athene im Himmel und auf der Erde als das vor Allen der Anbetung und Huldigung würdige Wesen.

Treten wir nun durch die äußere dorische Halle auf zwei Stufen zu dem innern Hause der Göttin hinan, so sehen wir auch hier die äußern Flächen der Wand, welche das Heiligthum umschließt, durch Bildwerke geschmückt und belebt. Unter der Decke, welche vom Tempelhause nach der Säulenhalle hinübergreift, zieht sich ununterbrochen um die vier Seiten ein Band von Relief, dessen Gestalten sich nur wenig von der Fläche des Marmors abheben und ohne Farbenschmuck kaum kenntlich sein würden. Es ist hier der athenische Festzug in seinen Hauptmomenten dargestellt

Muntere Jünglinge sehen wie ihre Pferde tummeln, welche allzu muthig dem gemessenen Paradegaloppe der Voranreitenden sich noch nicht fügen wollen; Andere sind noch mit ihrer Bekleidung, mit Zähmung der Thiere, mit Aufsteigen beschäftigt; es sind die Vorbereitungen zum Reiteraufzuge, die wir uns noch vor dem Stadtthore zu denken haben; darum treffen wir hier die größte Mannigfaltigkeit und die bewegtesten Gruppen.

Hieran schließen sich unmittelbar die Friesplatten der Langseite, wo in zwei parallellaufenden und sich entsprechenden Zügen die angeordneten Schaaren der Festgenossen sich gegen Osten bewegen; die Reiter folgen dem Zuge der Kriegswagen, auf welchen die Sieger der vorigen Tage stehen, von Siegesherolden begleitet, oder sie zeigen dem Brauche jener Spiele gemäß im behenden Abspringen und Nacheilen ihre rasche Jugendkraft; diesen voran in würdiger Ruhe eine Schaar älterer Männer und Frauen und den östlichen Ecken zunächst der eigentliche Opferzug, Citherspieler, Flötenbläser, dazwischen Männer, welche die Opferthiere vorsichtig leiten.

An der Ostseite endlich schreiten paarweise die attischen Jungfrauen mit dem heiligen Geräthe, gesenkten Hauptes, in langen faltigen Gewändern, von Töchtern der Schutzgenossen, welche ihnen Schirme tragen, begleitet; Priester und Priesterinnen übergeben den auserwählten Knaben und Mädchen Weihgeschenke, indem sie, wie es scheint, über die heiligen Dienstleistungen noch kurze Worte der Belehrung wiederholen. Um die Mitte der Ganzen aber sitzen auf goldenen Stühlen die Götter in heiterer Gemeinschaft mit den Sterblichen, um ihre Huldigungen zu empfangen.

In dieser Sitzung der Götter an der Stirn des ganzen Gebäudes findet das bewegte Relief des Frieses seine Ruhe und Vollendung, ebenso wie der wirkliche Zug vor dem Angesichte der Göttin.

Das ist in kurzen Worten der Inhalt dieser Darstellung, welche eine Gesammtlänge von 480 Fuß hat, eine Höhe von nur 3½ Fuß; sämmtliche Figuren in Profilansicht, eine hinter der andern — und doch keine Spur von Einförmigkeit und ermüdender Wiederholung. Mögen die andern Bildwerke des Tempels, namentlich die kolossalen Gestalten der Giebelgruppen, deren mächtige Glieder auch in Trümmern als die höchsten Lei-

stungen plastischer Kunst bewundert werden, einen großartigeren Eindruck machen: mir scheint immer, als gäbe es kein Kunstwerk des Alterthums, das einer gleichen Bewunderung werth wäre, wie der Fries des Parthenons; nirgends entfaltet sich innerhalb eines karg gemessenen Raumes und schwach erhobener Formen so mannigfaltige Bewegung, so viel athmendes Leben; nirgends spricht sich die sittliche Schönheit der griechischen Kunst so vollkommen aus.

Rund umher aber um den Parthenon — da standen unzählige Weihgeschenke; denn wie der Staat nach jedem Siege, nach jedem glücklichen Ereigniß, nach jeder Befreiung aus Krankheit und Gefahr ein Dankopfer oben aufstellte in Erz oder Marmor, so wollten auch die Einzelnen, Reiche wie Arme, was sie Gutes von ihrer Göttin empfangen hatten, hier dankbar anerkennen. Es kostete Mühe, in dem Gedränge den Processionsweg frei zu halten. Außerdem standen da in regelmäßigen Schichten aufgemauert die Marmorsteine, auf welche die Staatsurkunden eingemeißelt waren. Wie gern trat der Athener hinzu, um zu lesen, welche neue Kleinodien in den Schatz gekommen, welche neue Insel Tribut gesendet. Auch Tempel und Götterstatuen fehlten nicht, denn so sehr Athene hier die Grundbesitzerin war, so gastlich nahm sie die fremden Götter bei sich auf. Nirgends sah das Auge leere, unbenutzte Räume; selbst die innern Wände der Burgmauer waren bis an die Zinnen mit Gemälden bedeckt, an der äußeren haftete oberhalb des Theaters das Wappen der Göttin — ein leuchtendes Medusenhaupt. Doch wie ließe sich die Fülle von heiligen Gegenständen, welche dies Museum griechischer Kunst umschloß, aufzählen, da man selbst die wichtigsten Gegenstände nur andeuten und auf die tiefern, sittlichen und religiösen Beziehungen hinweisen kann.

Sittliche Bildung.*

Als einstmals, wie die Alten erzählten, Pythagoras mit Leon, dem Fürsten der Phliasier, eine lange und geistreiche Unterredung gepflogen hatte, fragte ihn dieser, die Fülle seiner Kenntnisse und Einsicht bewundernd, welche Kunst er besonders treibe? Worauf der samische Weise antwortete, er treibe keine Kunst, sondern sei ein Weisheitsfreund. Als nun Jener, über des Namens Neuheit verwundert, weiter fragte, was er damit meine? habe er geantwortet: das Leben der Menschen scheine ihm dem Markt vergleichbar, der mit dem feierlichsten Feste Griechenlands verbunden sei. Denn wie dort Einige durch Körperkraft und Uebung nach dem Ruhme eines Kranzes trachteten, Andere durch Aussicht auf Gewinn beim Kauf und Verkauf dahin gelockt würden; Einige aber, welche die Edelsten wären, weder Beifall noch Vortheil suchten, sondern nur die Bemühungen Anderer aufmerksam beschauten: so wären die Menschen überhaupt in das Leben wie auf einen Markt versetzt, wo Einige nach Ruhm, Andere nach Reichthum strebten; einige Wenige aber, alle anderen Bestrebungen für nichts achtend, sich allein um die Betrachtung der Natur und ihres innern Wesens bekümmerten. Diese wären es, welche er Weisheitsfreunde, Philosophen, nenne. Und wie es dort das Edelste sei, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, zu schauen, so sei auch in dem Leben die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge aller andern Bemühungen vorzuziehen.

In diesem Urtheile eines der größten und weisesten Männer des Alterthums über die Rangordnung der menschlichen Bestrebungen, welche in Griechenlands schönsten Zeiten vollkommen anerkannt und keinem Zweifel unterworfen war, zeigt sich ein schneidender Gegensatz zwischen hellenischer Denkungsart und den Gesinnungen minder gebildeter Völker.

Die letzteren Völker kehren diese Rangordnung um. Nur die erwerbende Industrie, die ihren Blick auf die Erde geheftet, irdischen Stoff für irdische Zwecke verarbeitet, wollen sie als verdienstlich anerkennen; das freie Spiel, das seinen Lohn an dem höher gesteckten Ziel des

* Nach F. Jacobs, Gesammelte Schriften.

Ruhmes sucht, werden sie vielleicht als einen Gegenstand der Unterhaltung zwar nicht schätzen, aber doch dulden; den müßig scheinenden Beschauer hingegen, der nur, was geschieht und wie es geschieht, zu beobachten kam, werden sie als parasitisches Glied des Staates kaum ertragen. Ganz gewiß werden sie ein solches Beschauen höchstens vornehm, aber nicht edel finden: und da dieses Beiwort auch der ersten Klasse versagt wird, der zweiten aber auf keine Weise zugestanden werden kann, so wird sich bei ihnen für das Edle überhaupt keine Stelle finden.

Nun aber kann kein Zweifel sein, daß ein Volk ganz vorzüglich auf den Ruhm der Bildung Anspruch machen dürfe, wenn es jedes freie und uneigennützige Streben nach dem Vortrefflichen, weil es vortrefflich, nach dem Schönen, weil es schön ist, nicht nur achtet, sondern es vorzugsweise, im Gegensatz eigennütziger Betriebsamkeit, für menschlich und edel hält.

Bei keinem Volke der alten und neuen Welt ist diese Gesinnung herrschender gewesen, bei keinem tritt sie in allen Einrichtungen, Festen, Gesetzen und Thaten so lebendig hervor, als bei dem hellenischen. Denn nicht blos prunkende Meinung war sie, sondern ein tiefeingewurzelter Glaube, welcher die ganze hellenische Bildung durchdrang und ihr eben das charakteristische Siegel eines höhern Adels aufdrückte. Denn was verdient diesen Namen mehr als der Zustand eines Gemüths, das, von Liebe zu dem Schönen und Edlen durchdrungen, jeden andern Gegenstand menschlicher Neigungen nur als nothwendiges Bedürfniß bestehen läßt; hoch aber nichts achtet, als was groß ist, und für groß Nichts hält, als was über das Irdische erhebt? Ein Zustand des Gemüths, in welchem die Selbstsucht in der Begeisterung untergeht und die Idee über jeden Andrang der Wirklichkeit absiegt? Und kann man an dem Dasein dieses Geistes unter den Hellenen zweifeln, bei denen nicht nur die Beispiele des Großen und Schönen, herrlicher Selbstopfer und rühmlicher Entsagungen in dichten Reihen gedrängt auftreten, sondern ganze Staaten, wie der spartanische, auf den Glauben an die Macht der Idee gebaut, und die Freiheit durch das eherne Joch drückender Gesetze noch wohlfeil erkauft schien?

Dreist und ohne Bedenken darf man sich auf die Stimme der Geschichte berufen und auf das Gefühl eines Jeden, der die Thaten und Werke der Griechen nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen und nach ihrem Geiste aufgefaßt hat, daß aus ihnen ein Anhauch schöner Sittlichkeit wehe, wie bei keinem andern Volke, und daß der magische Glanz, der es seit so vielen Jahrhunderten umzieht und sich durch den Fortgang der Zeiten nicht vermindert hat, sondern vermehrt, nichts Anderes sei, als der Abglanz einer veredelten und gereinigten Natur. Was man von den Königen der Inder behauptete, daß sie um Vieles größer und vortrefflicher wären, als ihre Unterthanen, das kann in Wahrheit von den Hellenen in Rücksicht auf andere Völker gesagt werden. Und wie nach dem Glauben des Alterthums die Götter aus der Masse der Menschen nur Wenige auswählen und ihres Unterrichts würdigen und nur das Leben Derer schmücken, die sie wahrhaft glücklich und göttlich machen wollen, so scheinen sie auch aus der Masse der Völker die Griechen erwählt zu haben, um sie als ihr begünstigtes zu der Menschheit Muster zu machen. Denn auch jetzt noch, nach so vielen Umwandlungen der Zeiten und Völker, kann das griechische Alterthum als ein Prototypus der Sittlichkeit betrachtet werden.

Was möchte das jetzige Zeitalter trösten, wenn die Fäden, die uns an das Alterthum knüpfen, zerschnitten und das Andenken an dasselbe in die Fluthen der Vergessenheit gesenkt wäre? Wo möchten wir uns hinretten, um das Bild einer erhebenden Sittlichkeit in menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen groß und rein zu finden, wenn dieser Olymp für uns ausgestorben, wenn diese Heroen der Menschheit für uns verschwunden wären, die nicht mühsame Erzeugnisse des Begriffs, sondern einer schönen, kräftigen, gleichförmig entwickelten Natur waren? wenn diese wunderbare Welt für uns einstürzte, in der auch das Größte dennoch vollkommen natürlich und glaubhaft erscheint, weil Alles darin so hoch steht und auch das Wunderbarste mit der Wirk-

lichkeit zusammenfließt? wo nicht blos der Einzelne, wie in dem dürftigen Leben der modernen Zeit, sondern ganze Völker zugleich das Gemüth durch harmonisches Handeln und freie und edle Thaten entzücken? wo die Sittlichkeit als Natur und die Natur als sittlich erscheint, während in der Verworrenheit des gegenwärtigen Lebens fast immer nur einzelne Eigenschaften des Menschen zur Bewunderung auffordern, und selten der Mensch; nur Tugenden uns erfreuen, aber selten die Tugend.

Herrlich hatte die Natur allerdings den Griechen begabt. In seinem ganzen Wesen herrschte eine Elasticität und Reizbarkeit, die fast allen Glauben übersteigt; eine Empfänglichkeit, welcher schöne Freude am Leben und heitrer Frohsinn entblühte; ein unbefangener Kindessinn voll Vertrauens und Glaubens — diese Eigenthümlichkeiten lagen so tief in der Hellenen innerster Natur, daß keine Zeit und kein Wandel äußerer Umstände sie je ganz vernichten konnte, und mit Unrecht zürnen die Geschichtsschreiber über eine Brennbarkeit, aus welcher eben so wohl verderbliche, als wohlthätige Flammen auflodern und über den Kindessinn, der mit fröhlicher Unbesonnenheit in die Gefahr sich stürzt, rasch eingreift, schnell verwirft, leicht sündigt, noch leichter bereuet, mit selbstschadender Heftigkeit zürnt und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernst und das ernste Geschäft oft spielend treibt.

Vergebens zürnen sie ihm. Aus derselben Wurzel erwuchs mit dem Uebel das Gute. Dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, welche den Schooß der Erde mit nährenden und duftenden Gewächsen bedeckt, erzeugt auch das schädliche Unkraut in üppiger Fülle. Je gewaltiger aber die Kräfte der Natur bei diesem Volke waren, desto wichtiger wird die Frage, wie denn die Verderblichkeit der vulkanischen Gewalt gehemmt und wie die Flammen der blitzschwangeren Wolken wohlthätig gemacht werden? Was hat der wilden Kraft die erhabene Mäßigung, der vollen Lebenslust die kalte Verachtung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme, heilige Scheu so siegreich gegenüber gestellt? Woraus ist die Selbstbeherrschung hervorgegangen, die hier eben im Gegensatz mit überschwenglicher Kraft so herrlich strahlt? Diese Ehrfurcht gegen Gesetz, welche keine Strafe sanctionirt? Diese Bescheidenheit im Genuß bei so reicher Fülle und so mächtigen Antrieben?* Und wenn dies ohne Lästerung nicht auch der blinden Natur beigelegt werden darf, was hat gerade bei diesem Volke die sittliche Freiheit so herrlich beflügelt und ihr, ohne Verletzung der zartesten Ansprüche des Gefühls, einen so wunderbaren und glorreichen Sieg gewonnen?

Wenn die Sittlichkeit der gesunde Zustand des innern Menschen ist, Gesundheit aber in einer harmonischen Zusammenstimmung aller Kräfte besteht, so daß also auch das Unfreie in dem Menschen, seine Triebe und Neigungen, dem freien Princip in ihm, nicht etwa sklavisch gehorcht, sondern von ihm durchdrungen, selbst den Charakter freier Gesetzmäßigkeit annimmt, so ist offenbar, daß dieser harmonische Einklang nicht erzwungen, sondern gewonnen werden müsse.

Sittlich erziehen, heißt eine freie, gleichförmige und harmonische Entwicklung aller Kräfte des Gemüths befördern; unsittlich ist, was diese Harmonie stört. Eine jede Erziehung ist daher tadelnswerth, in welche sich der leitende Verstand immer und immer eindrängt und schaffen will, wo er wegschaffen sollte. Der Erzieher soll die Natur berathen, nicht bestimmen. Keine Erziehung ist liberal, die nicht den Geist frei zumachen sucht; sündlich aber ist sie, wenn sie ihn tödtet, statt ihn zu beleben. Die Natur, welche keine Blüthe der andern gleich macht, vermehrt ihr Streben nach Mannigfaltigkeit, je höher sie aufsteigt; die höchste Mannigfaltigkeit aber erreicht sie in der sittlichen Welt. Und es sollte nicht eine Sünde gegen die Natur sein, diesem Streben entgegen zu arbeiten? es auf eine ertödtende Einförmigkeit anzulegen? den kriechenden Strauch und die emporringende Ceder unter einem Maße zu halten?

Von dieser Sünde hat sich wohl kein Volk, das überhaupt an Erziehung glaubte, reiner erhalten, als die Griechen. Reichlich mit allen Kräften zum Guten und zum Bösen begabt, dachten sie früh darauf, die Heftigkeit der Natur zu zügeln, und

das Princip der Mäßigung, des Nichtzuviel, ward bald von ihnen als der Mittelpunkt der Sittlichkeit anerkannt. Zu diesem zu gelangen, war das Bestreben ihrer Erziehung, wobei sie aber nie vergaßen, daß man die überschwengliche Fülle, ohne sie auszutrocknen, beschränken und das Uebermaß der Kraft, ohne sie zu lähmen, bändigen könne.

Beschrieben ist diese Erziehung von Vielen, auf die zu verweisen genug ist; hier wollen wir versuchen, ihren Geist zu charakterisiren. Vornehmlich haben sich dabei unsere Blicke auf Attika zu richten, nicht allein, weil wir dieses Land am vollständigsten kennen, sondern auch weil das, was wir suchen, hier in seiner Vollendung erscheint.

Auf zwei Dinge war, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, die Erziehung der Hellenen im Ganzen gerichtet, auf Gymnastik und Musik.

Vor allen Dingen muß man sich hüten, Gymnastik zu verwechseln mit Athletik. Nur jene wurde für ein Bildungsmittel des freien Jünglings gehalten; die Athletik hingegen für ein Geschäft, das, einem Handwerke gleich, oft dem Körper verbilde und das Gemüth wild mache.

Während diese ein körperliches Geschäft bis zur höchsten Vollkommenheit, oft bis zum Wunderbaren, zu bringen suchte, wollte die Gymnastik jeden Theil des Körpers und das Ganze gleichförmig ausbilden, seine Gesundheit befördern, ihn für jeden Gebrauch gewandt und tüchtig, zugleich aber auch durch einen freien, schönen und edlen Anstand zu einem würdigen Symbol eines freien und edlen Geistes machen.

Es ist eine ganz irrige Vorstellung, wenn man den Gebrauch dieser Uebungen auf den Krieg bezieht, dessen Mühseligkeiten zu ertragen sie freilich auch gewährte, aber nicht mehr als sie lehrte, sich in die Muße des Friedens zu schicken. Denn das, was sie unabhängig von jedem Gebrauch beabsichtigte, war, dem Geist durch das Bewußtsein seiner freien und unbeschränkten Macht über den Leib und der vollkommensten Eintracht des gebietenden und des gehorchenden Theils eine größere und ihm angemessene Ruhe zu verleihen und in den äußeren Einrichtungen die innere Harmonie darzustellen.

Der Mangel derselben ward als das untrügliche Kennzeichen eines Barbaren und Unfreien angesehen, entweder durch die Erscheinung einer ungemäßigten und rohen Körperkraft, oder durch schwächliche Untüchtigkeit des Leibes und dessen ängstlichen und unbehülflichen Ungehorsam.

Indem man ferner die aufblühende Jugend unter den Augen ihrer Pädagogen und der vom Staate selbst bestellten und beobachteten Uebungsmeister ein mühsames, aber dabei erfreuliches Spiel nach der strengsten Methode und den bestimmtesten Regeln trieb, ward sie nicht nur gewöhnt, sich mit Lust dem Gesetze zu fügen, sondern lernte, was noch herrlicher war, sich gewöhnen, bei äußerer Aufforderung zur Schamlosigkeit, die heilige Scheu, die Quelle aller Sittlichkeit, festgeschlossen, rein und unverletzt im Innern zu bewahren.

Mit Unrecht hat also die ängstliche Ascetik der spätern Welt die Nacktheit der Hellenen in ihren Gymnasien gerügt, und da eine Quelle des schlimmsten Sittenverderbnisses gefunden, wo ursprünglich nur Unschuld und Sitte wohnten. Nicht Alles ist unsittlich zu nennen, was gegen unsere Sittsamkeit anstößt, die oft nur eine Hülle tiefer Verdorbenheit ist. Denn der Unschuld gerade entgegengesetzt ist jene falsche Scham, aus welcher die geheime Lüsternheit quillt, dieser verderbliche und verschlossene Brand, der so viele Jugendblüthen zerstört und oft ein ganzes Menschenleben zu großen und edlen Anstrengungen untüchtig macht.

Wer aber war züchtiger als die hellenische Jugend in des Lebens gewöhnlichen Verkehr? Wo wurde die Unschuld sorglicher bewahrt und die heilige Scham weiser gepflegt? Ohne Arges trieben sie ihr erfrischendes Geschäft, von der eigenthümlichen Würde schöner bekleidet, als von dichten Gewändern; und in kräftigen Anstrengungen begriffen und von dem regen Streben nach Vorzug und Auszeichnung begeistert, waren sie in ihrer Nacktheit hinlänglich gepanzert gegen den Gifthauch der Lust.

So wirkte die Gymnastik sittlich wie die Kunst. Wie hier der irdische Stoff

von der in ihm lebenden Idee durchdrungen, dem sinnlichen Auge, indem es ihn faßt, zu verschwinden scheint, und nur die Idee in ihrer reinen Göttlichkeit dem Gemüthe bleibt, so sank auch hier die Lust an des Körpers flüchtigem Reiz in der begeisterten Vorstellung rühmlicher Zwecke zu Boden.

Diese sittliche Wirkung der Gymnasien tönte durch das ganze Leben fort, und weit davon entfernt, Schulen der Schamlosigkeit zu sein, reinigten sie vielmehr Auge und Sinn und gewöhnten die Schönheit nicht blos zu unterscheiden, sondern zu ehren.

Unter welchem Volke, um nur Eines anzuführen, hat die Kunst an männlichen und weiblichen Körpern die Naktheit mit größerer Keuschheit behandelt und sich weiter von der niedrigen Lüsternheit entfernt, welche die neuere Kunst, wenn sie sich des Schleiers zu entledigen wagte, so häufig entwürdigte!

In diesen Schulen entzündete sich, fern von entehrendem Verdacht, die freie und zarte Freundschaft schöner Jünglinge, die das Zeitalter der Heroenwelt gleichsam fortsetzte und ebenso eine Quelle als Wirkung der Tugend ward. Diese Art der Freundschaft, in welcher sich die zarteste Sinnlichkeit zu dem reinsten und edelsten Enthusiasmus läuterte, wurde von der Verfassung der hellenischen Welt so gebieterisch gefordert, daß sie, auch ohne alle Zeugnisse der Alten, dennoch als nothwendig mußte vorausgesetzt werden.

Allerdings zwar trat durch sie das weibliche Geschlecht etwas mehr in das Dunkel des Gyniceums zurück, aber wie konnte dies überhaupt anders sein in der Demokratie, die keine Weichlichkeit erträgt, sondern nur durch Männer, im großen Stile gebildet, blühen und gedeihen kann? Wenn aber auch, wie in Sparta, die Weiber selbst zu diesem großen Stile gebildet wurden, wodurch ihnen aber auch eingestandener Weise eine nicht gebührende Herrschaft zubereitet ward, so blieb dennoch dem Manne, in dem Umtriebe des öffentlichen Lebens, eine Sehnsucht nach freier Liebe in dem Umgange mit einem schönen Freunde, den er mit den Flammen seines Enthusiasmus durchglühete und dessen aufblühender, durch sein Bemühen veredelter Kraft er eine Fortsetzung und Verlängerung seiner eigenen Blüthe liebte. Daß diese schöne und sittliche Liebe in einzelnen Menschen verwilderte, ist eben so bekannt, als der Sache im Großen und Ganzen nicht nachtheilig. Weit öfter erscheint sie dagegen groß, heilig und rein; eine Quelle der schönsten Thaten und der glorreichsten Opfer, frei von aller Weichlichkeit; eine Mutter männlicher Stärke und vornehmlich jener göttlichen Begeisterung, die das Gemüth mit großen Gedanken befruchtet.

Es ist ferner nicht unwichtig zu bemerken, daß die Gymnasien, als eine Schule rühmlichen Wetteifers, den Ehrgeiz zu reinigen dienten; den Wetteifer eben so wohl zu beleben als zu mäßigen, ist eine der schwersten Aufgaben der neuen Erziehungskunst, und es war dieses Problem in der alten Welt von noch größerer Wichtigkeit, da den freien Staaten Alles daran lag, daß nicht der schlimme und verderbliche, sondern der edle und heilsame Ehrgeiz in den Bürgern Wurzel fasse. Nun ist aber jeder Ehrgeiz verderblich, der um etwas Anderes, als um den Besitz und Ruhm der Vortrefflichkeit streitet, oder diesen Ruhm durch Täuschung zu erbeuten sucht.

Die Verwandtschaft des Gegenstandes erinnert an die heiligen Kampfspiele, die, bei übriger Verschiedenheit, doch ebenso wie die gymnastischen Uebungen und wegen der großen und begeisterten Theilnahme, die sie erregten, in einem noch höheren Grade den Sinn für uneigennützige, ruhmvolle Anstrengungen und Opfer nährten. Um dieser Rücksicht willen waren jene Spiele heilig und verdienten es zu sein. In ihnen glaubte man der Götter wahrhafte Gegenwart zu fühlen, die, um ihre eigene Feier unter den Menschen zu verherrlichen, die Kämpfer des Ruhms mit der unauslöschlichen Begeisterung erfüllten, die sie durch unsägliche Mühen und fast unglaubliche Anstrengungen in die Schranken führte, wo an dem Ziele ein schnell verwelkender Kranz der Lohn oder vielmehr nur das Symbol einer Belohnung war.

Jedermann weiß, wie hoch ein solcher Sieg, der doch zu nichts weiter führte, in den Augen des ganzen Volkes stand,

und welchen Glanz er nicht nur über die Person des Siegers, sondern über Alles verbreitete, was ihm angehörte. An eine Rücksicht auf den Gebrauch im Kriege ist auch hier nicht zu denken. Denn die Anwendbarkeit der Athletik auf den Krieg angenommen, welche doch unbedeutend und ganz nichtig war, wie sollte diese Rücksicht einen solchen Enthusiasmus entzündet haben, daß man wähnte, die höchste irdischen Glücks sei von dem Sieger erklimmt, und er habe zu besorgen, daß er nicht schwindelnd der Mäßigung vergesse und die Strafen der Nemesis reize? Aus einer religiösen Quelle aber floß die Begeistrung. Das kraftvolle freie und uneigennützige Spiel war ihnen ein Symbol des Lebens großer Menschen, welche die lange und mühsame Bahn dorniger Pflichten durchkämpften, um an dem hochgesteckten, schwer errungenen Ziel sich des erquickenden Anhauchs der geehrten Unsterblichkeit zu freuen.

Um nun auch von der musikalischen Erziehung zu reden, die, wie bemerkt, Alles umfaßte, was zur Bildung des Geistes erforderlich schien, so will ich zu erst der Musik selbst erwähnen.

Dem unbestimmten Sinn der Jugend muß das Bestimmte geboten werden. Daher ihr keine Musik wahrhaft heilsam ist, als die, welche schöne und erhabene Worte vergeistigt und gehaltvollen Gedanken ihre ätherischen Schwingen leiht. Ueber diese Grundsätze waren die Alten vollkommen einverstanden. Die Verbindung der Poesie mit der Musik, als einer freien Heldenkunst, war ihnen aus der frühesten Zeit vererbt worden. In dem Lager der Achäer, bei dem fernen Getöse der Schlacht, rührte Achill die Saiten der Leier, der ungestümste und feurigste der Heroen pflegte der mildesten Kunst und erleichterte sein bekümmertes Gemüth von den lastenden Fesseln des Unmuthes, indem er den Ruhm und die Thaten alter Heroen sang. Chiron, der untadlige Centaur, war auch ein Sänger, und die in seiner Ritterschule gebildeten Heldensöhne lernten von ihm die erquickende Kunst. Aber überall, wo wir sie finden, steht sie im Bunde mit der Poesie; oft auch knüpften beide zugleich den Knoten der Charitinnen um den verschwisterten Tanz. In dieser Gemeinschaft lenkten sie die Gemüther zu den höchsten Zielen und wirkten Wunder. Denn nicht erträumt sind die Sagen von einem thracischen Orpheus, einem Amphion und andern Sängern der grauen Vorwelt, die nicht durch eine unbegreifliche Kunst, sondern durch ihren weisen Gebrauch die Gemüther des rohen Menschengeschlechts bis in ihre innersten Tiefen erschütterten und die Natur selbst, die ihre begeisterten Lieder wunderbar beseelten, vor den Augen der ergriffenen und staunenden Menge zu beleben schienen. So wurde die Musik auch dem spätern Geschlechte ausgehändigt.

Ihrer alten Gestalt treu, blieb sie in den Schulen der Jugend ernst und streng, und erschien in ihrer edlen Einfalt, mit einfachen und begeisterten Worten alter Lieder verbunden, wie eine heilige Stimme der Vorwelt, kräftig anregend, tief bewegend und durch hohe Rührung stärkend; Alles war hier harmonisch und Eins. Das fromme und ernste Gedicht bewegte sich in feierlichen Rythmen und war mit der zarten Hülle einer ungekünstelten Melodie umschleiert, die gleichsam nur mit wenigen bedeutenden Farben den Umriß belebte. Nun ist aber wohl nicht zu bezweifeln, daß eine Kunst das Gemüth reinigen könne, die sich seiner gänzlich bemächtigt, um es in den Aether einer höheren Welt zu erheben, aus welcher die Geisterstimme der Musik herabzusäuseln scheint; damit aber das Gefühl nicht in einem unmännlichen und passiven Genusse zerrinne, ihm zugleich durch das Medium der plastischen Poesie hohe Gestalten zeigt, in deren Beschauung der Geist erstarke und sich mächtig fühle.

Ueber diese Wirkung herrschte bei den Alten nur ein Urtheil. Da es Jedermann bekannt sei, sagt Aristoteles, daß durch die verschiedenen Arten der Musik die ganze Stimmung des Gemüths verändert werde, so könne man auch nicht zweifeln, daß Gesang und Rythmus die Seele sittlich zu bilden vermöge. Auch scheine zwischen der Natur der Seele und der Natur der Rythmen und der Harmonie eine innige Freundschaft zu sein; daher auch viele Philosophen behauptet hätten, die Seele sei entweder selbst Harmonie oder enthalte Harmonie in sich. Und

Platon behauptet an mehreren Stellen seiner Werke, daß, indem Rythmus und Harmonie tief in die Seele drängen und sie auf das Gewaltigste ergriffen, sie Sittlichkeit und würdevollen Anstand herbeiführten.

Diesen Ideen ist es ganz gemäß, wenn das Verderben der Sitten von der Nichtachtung dieser Grundsätze und von der Ausartung der Musik das Sinken ganzer Völker abgeleitet wird, wie dieses von Einigen gethan worden, die über allen Verdacht der Schwärmerei und Paradoxiesucht erhaben sind.

Durch diese Ansicht über die Musik ward bestimmt, wie und auf welche Weise sie bei der Erziehung anzuwenden sei. Das Bestreben, das überaus Künstliche hervorzubringen, wurde als unfrei verworfen. Nur so weit müsse sie gebildet werden, daß man im Gesange und Rhythmus das Schöne erkennen könne. Daher sei auch der Unterricht auf solchen Instrumenten zu tadeln, die eine allzukünstliche Handhabung forderten; weshalb die böotische Flöte keinen Beifall verdiene, welche noch überdies nichts zur Bildung der Seele beitrage und, statt eine sittliche Fassung zu erzeugen, vielmehr eine Störerin der Ruhe und Besonnenheit sei. Auch dürfen bei dem Unterrichte der Jugend nicht alle Rhythmen ohne Unterschied verstattet werden, sondern nur die, welche die Leidenschaften reinigten; weshalb man denn auch der dorischen Tonart unter allen den Vorzug ertheilte, weil sie die Ruhe am vollkommensten ausdrücke und am meisten den Charakter des Muthes und der Männlichkeit trage.

Wenn diese und ähnliche Betrachtungen, die von den Alten mit der größten Ernsthaftigkeit, als über einen der wichtigsten Gegenstände, angestellt zu werden pflegen, unserm Zeitalter entweder ganz fremd oder gleichgültig sind, so beweist dieses nicht etwa ihre Grundlosigkeit, sondern vielmehr, daß wir in dem Gefühle des Sittlichen und Unsittlichen und in frommer Achtung desselben weit hinter den Alten zurückstehen.

Neben der Musik nahm die Dichtkunst den ersten Platz ein. So wie diese Kunst in dem Jugendalter der aufstrebenden Griechenwelt am meisten gewirkt hat, die zarte Blüthe der Sittlichkeit hervorzulocken, so ist ihr auch in der spätern Zeit ihre Kraft und Würde bei der Erziehung des jüngern Geschlechts ungekränkt erhalten worden. Ohne den Vorwurf der Uebertreibung zu fürchten, darf man behaupten, daß die größten Wohlthäter der Hellenen jene classischen Schriftsteller waren, die so früh, wie ein Wunder der Natur, in Griechenland aufwuchsen, und indem sie, selbst erleuchtet von Prometheus Feuer, die heilige Flamme zuerst auf dem Altar der Humanität anzündeten, eine Reihe von Jahrhunderten mit wohlthätigem Lichte und Wärme erfüllten.

Wie die Beschaffenheit des Himmels am frühen Morgen die Witterung des ganzen Tages zu bestimmen pflegt, so hat das Morgenroth des hellenischen Himmels seine Heroenzeit und die nächste Periode nach dieser über die ganze Bildung des Volkes entschieden. Aus seinem grauen Alterthume strahlten ihm, durch einen Zeitraum vieler dunkler Jahre, und eben darum nur desto herrlicher, von dem Nimbus der Heldenpoesie umglänzt, die Thaten edler Vorfahren und ein großes, den Göttern verwandtes Geschlecht. Diese leuchtende, mit hohen Gestalten erfüllte Welt war die ihrige; es waren die Häupter ihrer Stämme, die Stifter ihrer Staaten, die Könige ihrer Städte, die sich in diesem Glanze bewegten und mit vernehmlicher Stimme jedes hellenische Herz zur Nachfolge aufriefen. Mit dieser Stimme wurde die Seele des Knaben befreundet, sobald er in sich selbst zu erwachen begann, und wie Homers Gedichte die Quellen aller griechischen Kunst wurden, so waren sie auch eine Schule der Sittlichkeit, in welcher die Jünglinge wie die Greise lernten. Ein solches Buch hat kein anderes Volk besessen, in welchem die Vollendung der Form mit dem Reichthum und der Herrlichkeit vaterländischen Stoffes so wetteifert, daß es schwer ist, zu sagen, ob die Alten mehr aus ihm gelernt oder sich mehr durch ihn gebildet haben. Aus dieser Schule der Heldenpoesie, die auch den gar nicht unbedeutenden Vorzug einer alten, aber nicht veralteten und gleichsam geheiligten Sprache besaß, brachte der Jüngling eine Götterwelt in das Leben, und wie Athene dem

herrlichen Achill unsichtbar zur Seite steht und im Gewühle der Schlacht mit leichter Hand feindliche Geschosse von ihm abwehrt, so gingen ihm jene hohen und ewig lebenden Gestalten zur Seite, um ihn in des Lebens verworrenem und feindlichem Gedränge auf ihren Wolken zu retten und einer höhern Welt zu sichern. So waren also die Götter, deren milder Verkehr das heroische Leben verschönert hatte, auch der spätern Zeit nicht entwichen; ihre Gestalten umwandelten sie noch, und ihre Stimmen tönten durch das Organ der Dichter, die nicht dem Volke allein, sondern auch den Weisesten und Besten für heilige Dolmetscher der Unsterblichen galten.

Von dieser Seite betrachtet, wird der Gebrauch des Alterthums, die ältesten Dichter und den Homer insbesondere als ein Mittel der sittlichen Bildung zu nützen, auf das Vollkommenste gerechtfertigt. Zwar kann nicht verborgen werden, daß seine Gedichte, so wie die heiligen Schriften der Hebräer, Vieles enthalten, was eine Prüfung nach strengen Grundsätzen nicht verträgt; und die Alten selbst sind hierdurch bisweilen irre geworden, wenn sie, die begeisternde und echt sittliche Wirkung der homerischen Poesie als ein Ganzes vergessend, ihre Blicke zu scharf auf das Einzelne richteten. Aber man ist doch wohl jetzt ganz einverstanden, daß ein Gedicht am besten durch das lehrt, was nicht bestimmt ist zu lehren, und daß das Weiseste nicht immer das sei, was von Weisheit überfließt. Die wahre Weisheit eines Gedichts liegt in seinem Innersten, wie der Fruchtkeim in dem tiefsten Schooße der zarten Blumen den Augen verhüllt; und seine Sittlichkeit ist der Abglanz der verklärten, in seinem Ganzen vollendeter Menschheit. Aus dieser Quelle und aus ihr allein entspringt das sittliche Wohlgefallen an dem Schönen eines jeden Kunstwerks; und das Entzücken, mit welchem sein Anschauen das Gemüth durchdringt, was ist das anders als die Freude über die göttliche Harmonie, Reinheit, Unschuld, Größe und Uneigennützigkeit, zu der sich die menschliche Natur zu erheben vermag? Dieser himmlische Aether einer zarten Sittlichkeit, mit großer Kraft, ergreifender Wahrheit und tiefem Sinn gepaart, ist über die homerische und über die ganze hellenische Poesie ausgegossen. Obgleich ursprünglich ein Kind schöner und glücklicher Natur, erfüllt sie doch schon in diesem Ursprunge mit tiefer Bewunderung über die Mäßigkeit, welche hier die überschwengliche Fülle des Stoffs beschränkt, und das schöne Gleichgewicht und die bewußtlose Weisheit in dem Gemüthe des begeisterten Sängers beurkundet. Das Gemüth aber, das sich in den Werken dieser Kunst spiegelte, warf seine Strahlen auch wiederum in die Zuhörer und Leser, und die göttliche Ruhe und das hohe Leben, in welchem jene ihre Gebilde empfangen hatten, gingen in die Beschauenden über und erzeugten sich fort. So ist der sittliche Geist der alten Naturpoesie auch auf die folgenden Geschlechter übergegangen; und auch in den Zeiten der gesunkenen Kraft erhielt sich der ganze Sinn für das Sittliche in dem Urtheile und meist auch in den Werken der Nation. Der berühmte feine Geschmack der Griechen war nichts Anderes, als ein zarter sittlicher Sinn. Daher fand sich in Athen, als dem Mittelpunkte des Geschmacks, die höchste Blüthe desselben mit der Blüthe der Sitten zusammen, als auch die Poesie den Gipfel der Vollendung erstiegen hatte. Dieser Geschmack war also nicht angelernt, so wenig wie die Kunst studirt, und nicht weniger als das Ergebniß theoretischer Einsichten, um die man sich noch wenig bekümmerte.

Nur Ein Mal ist in der Geschichte der Völker diese Einheit, nur Ein Mal ist die Harmonie zwischen dem Leben, der Kunst und den Sitten erschienen, nicht aber als ein Zufall, sondern als das nothwendige Ergebniß der freien Entwicklung eines glücklich begabten, geistreichen und kräftigen Menschenstammes.

Das Ideal des „schönen und guten Mannes.“*

Wie die Religion und der Staat, so kennt auch die Ethik der Hellenen keinen Gegensatz zwischen Geist und Natur, zwischen Körper und Seele. Natur und Geist, Körper und Seele sind für uns getrennt, sie waren es nicht in der Anschauung der Griechen. Es handelt sich bei ihnen weder um das Abthun des natürlichen Menschen, noch um die Versenkung in die sinnliche Natur. Es fehlte den Griechen keinesweges an sinnlichen Impulsen, ihr ganzes Wesen war und blieb von einer derben Sinnlichkeit getragen; aber sie fühlten sich von derselben weder überwältigt noch belästigt. Es war ein gesundes Gegengewicht von natürlicher Genügsamkeit und Mäßigkeit, von sittlichen und idealen Instinkten in ihnen. Der naive Humanismus des Epos, die strengere Auffassung der aristokratischen Zeit verlangt nichts, als daß der Mensch dem guten Zuge des Innern, dem Instinkt seiner Vernunft folge, daß er sein wahres Wesen in sich und an sich auslebe und entfalte. Die Aufgabe ist nur die Mäßigung, die Veredlung des natürlichen Triebes, die Herrschaft über die Heftigkeit des Gemüths und der Leidenschaften; es handelt sich um die Aufhebung der Selbstsucht, nur soweit der Eine den Andern anzuerkennen, nur so weit sich das Individuum dem Kreis der Familie, des Gemeinwesens unterzuordnen, sich mit deren Gehalt zu erfüllen, mit deren Pflichten zu durchdringen hat.

Die Möglichkeit solcher Veredlung und Hingebung ist bei den Griechen niemals in Zweifel gezogen worden. Mit dieser edlen Anlage der menschlichen Natur ist ihnen auch die Gestalt des Menschen fähig und bestimmt, die Schönheit der Seele, zur vollen Erscheinung zu bringen. Es ist die Aufgabe des guten Mannes, seinen natürlichen Menschen mit dem Adel jener Gesinnung und Tugend zu beherrschen oder vielmehr zu erfüllen. Die edle Gesinnung arbeitet er in seinen Körper ein; sie prägt sich in demselben aus; denn der Körper ist die sichtbare Seele selbst.

Die Griechen wollen den Menschen, aber den ganzen Menschen in seiner vollen sinnlichen Gesundheit und Tüchtigkeit, in der ungehemmten Herrschaft über seine Glieder und Muskeln, in der Freude an der Fülle seines eigenen Lebens und seiner eigenen Kraft.

Nur aus diesem Standpunkt ist das ungemeine Gewicht zu erklären, welches die Griechen auf die allseitige Uebung und Durcharbeitung des Körpers legen, auf die Bildung des Leibes zur Schönheit, Schnelligkeit, Muskelkraft und Gewandtheit. Das Ideal des „schönen und guten Mannes,“ welchem sie nachtrachteten, die edle Gesinnung in einem kraftvollen und allseitig entwickelten Leibe war ein allgemeines; aber diese Allgemeinheit war bei den Griechen wieder dadurch gebrochen, daß es nicht darauf abgesehen war, überhaupt ein schöner und guter Mann zu sein, sondern dieses Ideal in diesen bestimmten Verhältnissen, in dieser Gemeinde, in diesem Staate zu realisiren. Das Ideal des schönen und guten Mannes ist bei ihnen vielmehr das Ideal des schönen und guten Edelmannes von Sparta oder von Athen; das Ideal des Menschen geht bei ihnen sogleich in das Ideal des Bürgers eines bestimmten Staates über.

Dieser Standpunkt der concreten Individualität, welchen die Griechen wesentlich durch den Partikularismus und die praktische Durcharbeitung ihres Lebens im achten und siebenten Jahrhundert erreichten, die Erfüllung, Sättigung und Verklärung der natürlichen Seite durch die geistige, der Trieb, alles Natürliche zur Form und zum Adel des Geistes zu erheben, diese Harmonie des geistigen und sinnlichen Menschen, dieses Gleichgewicht der idealen und natürlichen Seite giebt dem Leben der Hellenen den Charakter der plastischen Schönheit. Die Schönheit ist nichts Anderes, als die Durchdringung des Stoffes durch den Geist, die Gestalt durch das Wesen; die sinnliche, aber geistig durchleuchtete Erscheinung des wahren Innern der Dinge. Wie sie die Götter nur in

* Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.

der Natur, in den hohen Gestalten ihrer Poesie, den Staat nur in seiner Erscheinung im Kanton, den Menschen nur als Glied der Gemeinde, die Seele nur im Körper erkannten, so vermochten sie auch die Einheit ihrer Nation nur in einer unmittelbaren Gemeinschaft, in einer Festversammlung, bei der Feier eines großen Opfers in jenen periodischen Zusammenkünften um den Altar des olympischen Zeus herzustellen.

Die großen griechischen Götter.*

Ueber Horen, Nymphen, Charitinnen, etwaigen Landesgottheiten, gleichsam den nächsten ihn umgebenden Wirksamkeiten und Anmuthen, erhob sich wie eine Kuppel die olympische Göttergruppe. Selbst den allgenugsamen Zeus mochte der Grieche nicht allein sich denken. Es gruppirte sich um ihn eine übersichtliche Zahl ihm zunächststehender höchster Idealgestalten zu gemeinsamem, herrlichem Zusammenleben und Zusammenwalten; in dessen „mitgenießendem fröhlichen Anschaun“ der Grieche sich erhob und beseligte: von deren herrlichen Eigenschaften als menschenliebenden Wesen Wohlthaten und Gaben auf die Menschen herabkamen.

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Betrachten wir uns einmal die Gruppe des Zeus mit seinen Kindern.

Da treten also dem Vater Zeus zunächst bei ein herrlicher Sohn und eine herrliche Tochter, Apollo und Artemis, beide erfaßt als herrlichster Typus eben gereifter männlicher und weiblicher Jugendlichkeit. Als entsprechendes Symbol ihres jugendlich raschen und stürmischen Wesens wurden sie mit Bogen und Pfeil gedacht. Immer gern in rascher, kecker, stürmischer Bewegung und Thätigkeit: auf der Jagd — und im Tanze. Als Jäger, er der männlich kräftigere, vorzugsweise ein Wolfstödter, sie eine Hirschtreffende. So waren sie Beschützer der Jagd, des Tanzes, der Jugendschönheit, des Jugendgedeihens für Jünglinge und Mädchen. Aus derselben Vorstellung, nach welcher er vorzugsweise zum Wolfstödter gemacht war, wie er in diesem Falle so kräftig wie schnell als ferntreffender Schütze zum Gefahrabwehrer geworden, so ward er überhaupt ein plötzliche, dringende Gefahr abwendender Gott, auch als solcher vor die Häuser gestellt.

Beider jugendliches und stürmisches Wesen gab Veranlassung sie in zwei Seiten zu denken, — schon in Jagd und Tanz auch angedeutet: — rasch zum Zorn, wo sie zu treffen haben, und wiederum heiter und froh belebt.

Als Vertreter männlicher und weiblicher Jugendlichkeit waren sie als Zwillingsgeschwister gedacht. Und diese Zwillingsliebe blieb an ihnen ein Moment zärtlichster Theilnahme für die Griechen. Es wirkte auch auf den Kultus, daß sehr häufig wo der eine auch als Hauptgottheit verehrt ward, das Geschwister benachbart oder in demselben Heiligthum auch einen Kultus genoß: denn sie erfreuen sich ihrer Nähe, ihrer gemeinsamen Anrufung: es wirkte auf die Fabel und die Poesie zu den schönsten Situationen, deren Erfindung und Bedeutung nur aus dem Wohlgefallen der Griechen an dieser Gemeingeschwisterlichkeit gehörig verstanden wird.

Es ist ganz richtig:

Du liebst, Diana, deinen holden Bruder
Vor allem was die Erd' und Himmel bietet.
Iphigenia.

Dieses Liebesverhältniß der beiden Zwillingskinder bildete sich noch zu einem vorzüglichen Zärtlichkeitsverhältniß zu ihrer Mutter Leto, — eine sanft gedachte Göttin, vorzugsweise ohne Zweifel deshalb so sanft und unkräftig gehalten, damit die Kinder jeden Angriff ihrer so herrlich und entschieden zu strafen Gelegenheit finden, als in dem bekannten Fall gegen die

* Nach K. Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum.

Niobiden. Neben den Kindern ward nun auch Leto, deren abgesonderter Kultus nicht ausgebreitet war, mit in den Kultus, in die Hymnen und Anrufungen eingeschlossen.

Aber es ist nöthig noch auf Apollo besonders zurückzukehren. Die geistige, die musische Seite erhielt in dem Jünglinge eine Ausbildung, wodurch er über die Schwester hinausschritt. Wie der Jüngling Achilles zur Cithera singt, so erhielt Apollo Cithera und Gesang, ward Sänger und Musenführer: er ward in der geistigen Richtung seines vordringenden, in die Ferne treffenden Wesens der Seher, der Orakelgott, und als Krankheiten, Pest und Wahnsinn drückend und schrecklich genug wurden, um nach Mitteln oder nach Sühnen zu forschen, wie sie nur vom Seher zu erfahren waren, so ward er auch Arzt, zunächst Sühnarzt.

So traten diese Zwillingskinder, Jüngling und Mädchen, neben den Vater Zeus. Es trat zunächst, ich möchte sagen, ihm gegenüber, zurückstrahlend seine ruhige Weisheit, noch eine Tochter Pallas Athene: doch mit der Weisheit im Rath verbindend zugleich die Rüstigkeit der That.

Der Vater Zeus sondert sich auch dadurch über die andern Götter, daß er nicht leicht zu den Menschen herabkommend, sich selbst unter sie mischend gedacht wird. Ruhig wie der, welcher seiner Sache immer gewiß ist, der aller Schicksale Ausgänge kennt, bleibt er gewöhnlich in der Höhe. Und wie es bei den andern Göttergestalten dem Griechen schmeichelt und wesentlich ist, persönliche Anwesenheit hier unten häufig zu denken, so steht Zeus als die Erde besuchend, wenn nicht etwa bei einem Götterfeste, wozu er auch wohl im Gebet herabgerufen wird, lebhaft der griechischen Phantasie nur in der Situation vor, wenn er begleitet von Hermes die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen prüfend auf der Erde wandelt.

Aus jener Ruhe des Zeus heraus entsproß die Eigenheit, in der man diese Tochter des Zeus ausbildete. Der vorschwebende Charakter war die weibliche kluge Entschiedenheit. Ihre Freude ist es nun, von ihres Vaters Weisheit erfüllt, zugleich in unermüdeter, rüstiger, besonnener Thätigkeit gleichsam seine ausführende Hand zu sein: aller Klugheit und entsprechenden Thätigkeit Mittlerin an die Menschen, in Krieg und Frieden, in Haus und Staat, in Handwerken und Künsten — „nicht die Hand bewegen ohne Athene" war ein Sprichwort — und seitdem es Wissenschaften gab, seitdem auch die Künste der Wissenschaften bedurften, in Wissenschaften.

So tritt nun eine merkwürdige Ergänzung ihres geistigen Wesens und des Apollo ein, obgleich sich auf denselben Gebieten vielfach begegnend: sie sinnenden Geistes, er seherischen.

Damit treten sie wieder beide unter sich und mit Zeus zu einer neuen Gruppe zusammen: und diese drei sind gleichsam die geistig ausgefülltesten Götter, und daher die hiernach ganz erklärliche, mehrmals bei Homer vorkommende Einleitungsformel bei Wünschen: „Wenn doch, o Vater Zeus und Pallas Athen' und Apollo." —

Die Zahl dieser Kinder um Zeus muß der Phantasie der Griechen noch nicht voll genug erschienen sein; noch einen Sohn und eine Tochter ordnete man bei, Ares und Aphrodite, diesmal sich entsprechend in des Krieges Wildigkeit und der Liebe Holdigkeit.

In dem Götterleben unter sich und mit dem Menschen war nothwendig der Götterbote Hermes, dessen Charakter eben aus seinem Wesen als Götterbote sich leicht begreift. Schwingfüßig, elastisch, ausdauernd, kräftig, daher auch unter den Schutzgöttern der Gymnasien und Palästren, dienstgefällig und hülfreich, harmlos, beredtsam, erfindsam, ein Schalk wo es gilt und Abwehrer der Schälke von Thüren und Thürangeln, ein schlauer Gewinner und Mehrer in Handel, aber auch der kluge Unterhändler im Staat, stets auf der Reise, Hort der Wege und der Reisenden, den Schlaf verleihend, „diesen holden Gesellen der Reisenden" (wie der Schlaf bei Goethe einmal heißt), und auf der letzten schweren und dunkeln Reise dem Menschen von den gütigen Göttern als Geleiter gesellt, und in dieser Eigenschaft wohl auch vorzugsweise als „der Hülfreiche" bezeichnet. Hierdurch zugleich in eine sehr erweiterte Sphäre der Wirk-

samkeit versetzt und als die Zeit kam, ein Gott der Magier.

Das sind die großen griechischen Götter, keine zusammengebrachten Stamm- und Provinzialgötter, keine herübergebrachten Aegyptier, keine physischen Elemente, keine kosmotische Potenzen, wozu in philosophischen Schulen sie allerdings gelangten. Aber auch keine geringe und winzige Schutzgötter, Hermes nicht entstanden etwa als Schutzgott der Herolde, Apollo nicht als Jagdgott, und neben ihm, gewiß bedenklich, noch eine Jagdgöttin, und so fort. Auch diese Auffassung kann ich als die treffende nicht anerkennen. Allein über die griechischen Götter auf das Ergebniß zu kommen, sie seien unsterbliche Menschen, das ist wohl lächerlich. Ja überhaupt auch zu sagen, sie seien erhöhte Menschen, sie seien nach dem Bilde der Menschen gebildet, ist unrichtig und verfehlt. Sie sind gar nicht Nachbilder der Menschen, sondern Gegenbilder. Derjenige, der den einen Zeus erschuf, daß Zeus mit dem Haupt nickend den ganzen Olymp erschüttert, war dessen Phantasie darauf gestimmt, die Götter als erhöhte Menschen zu behandeln? Indessen gehen gewisse Vorstellungen, von denen wir befangen sind, welche diese völlige Einsicht hemmen, z. B. auch über ihre Gestalt.

Wenn die Vorstellung ist, der Grieche dachte sich seine Götter in menschlicher Gestalt, in Schönheit und Größe über das menschliche Maß hinausgehend, so ist das bis auf einen gewissen Punkt wohl wahr. Aber wie? wenn Hera im vierzehnten Buche der Ilias auf Lemnos dem Schlafe den Schwur leistend mit der einen Hand die Erde, mit der andern das Meer faßt? Oder wenn Athene und Apollo, um dem Zweikampf, welchen sie veranlaßt haben, zuzusehen, Geiern gleichend sich auf die hohe Buche setzen, „sich an den Männern freuend.“ Oder wenn Athene, nachdem sie als Mentor dem Odysseus zum Freierkampf zugesprochen, während sie nun absichtlich die Entscheidung hinhält, um des Odysseus und seines herrlichen Sohnes Stärke zu erproben, hinaufstürmend in Gestalt einer Schwalbe sich auf den Querbalken der Stubendecke setzt? Und als es nun Zeit ist — die männervernichtende Aegis aus der Höhe von der Decke emporhält? „Und es erschrak der Sinn der Freier, und sie flohen durch den Saal.“

Das alles ist ja keine Zauberei: das alles bietet sich dem Dichter so ganz natürlich, jene Kolossalität wie diese plötzlichen Verwandlungen ins Kleine und Unscheinbare. Und man sieht, daß seine Phantasie, so wie sie an die Götter rührte, anders gestimmt war. Mit der richtigen Ansicht schwindet nicht nur jeder Anstoß, sondern wie dort die Mächtigkeit, so tritt bei den letztgenannten Verwandlungen die Heimlichkeit der göttlichen Theilnahme auf das liebevollste hervor. Eine Gestalt muß dem griechischen Volksglauben einen jeden dieser Götter in jedem Augenblicke tragen: aber welche, das ist ihm als Gott völlig gleich und anheimgestellt. Er trägt nur die menschliche Gestalt für gewöhnlich als die schönste und edelste und geeignetste, aber an und für sich ist ihm jede andere Gestalt, wenn er sie annehmen möchte, eben so natürlich.

Der hellenische Tempel.*

Die griechische Baukunst können wir plastisch nennen im Unterschiede von der malerischen im Mittelalter; das Gleichgewicht von Last und Kraft entspricht der Harmonie von Geist und Materie, jedes Glied des Ganzen trägt den sinnenfälligen Ausdruck seines Begriffes.

Wie der Grieche sich heimisch hienieden fühlt, und auch in der Philosophie mehr die Erkenntniß der bestehenden Ordnung als ihres göttlichen Grundes sucht, so giebt der Tempel ein Idealbild des Kosmos; vor ihm, in ihm soll uns nicht die Ahnung eines geistigen Mysteriums durchschauern, sondern das Gesetz der Natur in freudiger Klarheit kund werden. Keine Sehnsucht hebt das Gemüth über das Irdische empor; so breitet der Bau sich behaglich auf der Erde aus, und statt himmelanstrebender Thürme senkt das

* Nach M. Cariere, die Kunst im Zusammenhange mit der Kulturentwicklung.

Dianatempel.

Digitized by Google

Dach wie ein Adler seine Schwingen | verleiht, den ihm sonst erst die Zeit giebt.

Farbe den milden sonnig warmen Glanz | während dagegen nach dem [illegible]

Dianatempel.

Digitized by Google

Dach wie ein Adler seine Schwingen schirmend über dem Tempel. Der Kraft der Säulen wird Halt geboten durch den Architrav, der sie alle umspannt wie das Gesetz des Staats die Männer, der auf den Säulen lastet, den sie tragen müssen wie die Menschen das Schicksal, unter dem sie stehen; aber sie thun es gern wie mit Einsicht in ihre Bestimmung. Wie die Plastik in der Leibesschönheit ihren Triumph feiert, und im Heldenthum das äußere öffentliche Leben vornehmlich ausgebildet ward, so ist auch die Baukunst hier eine Architektur des Aeußern: dieses wird vor allem einladend und prangend gestaltet, und die das Haus des Gottes nach allen Seiten offen umgebende Säulenhalle trägt zugleich die Bildwerke des Frieses und Giebelfeldes, die nach außen hin vom Wesen und Walten des Gottes wie von der Bedeutung des Tempels Zeugniß geben. Ja das Giebelfeld wie die Metopen erscheinen so leer ohne die plastischen Figuren, daß man sie von Haus aus als auf sie berechnet ansehen muß. Die einzelnen Künste gewinnen in Griechenland besondere Existenz, bleiben aber in Beziehung und Harmonie. So sind die Tempelbilder für den Tempel ursprünglich ausgedacht, das Grundgerüst der Architektur wird nirgends von ihnen beeinträchtigt, vielmehr machen sie mit ihm zusammen ein künstlerisches Ganzes aus.

Zur Verzierung war neben der ornamentalen Plastik auch Gold und Farbe herangezogen. Rohes Steinmaterial erhielt einen Stucküberzug und lichten Farbenton. Die Triglyphenschlitzen, die Deckplatte der Metope als Hintergrund des Marmorreliefs wechselten mit blauem und rothem Anstrich; Bänder und Krönungsgesimse wurden mit Mäanderlinien, mit Blättern bemalt. Die Umrisse wurden ohne Schattirung einfach mit Farben erfüllt. Die ionische Architektur liebte zugleich plastische Ausführung der Ornamente und hob einzelne Linien wie am Säulencapitäl durch Vergoldung hervor. Wir brauchen an keine grelle Buntheit zu denken, es ist der Glanz einer festlichen Heiterkeit, der den ernstgediegenen Bau harmonisch umspielt, der auch dem frischen weißen Marmor mittels transparenter Farbe den milden sonnig warmen Glanz verleiht, den ihm sonst erst die Zeit giebt. Die Wandfläche endlich bot sich innen und außen der Malerei zur Ausschmückung dar, und wir kennen noch die Bildercyklen, welche berühmte Tempel und Hallen verherrlichten.

Die im Gewerbe der Weberei und Töpferei, der Holz- und Metallarbeiten gefundenen Formen gingen der monumentalen Baukunst voran und wurden für sie verwerthet. Das Große ist aus dem Kleinen erwachsen; der künstlerische Genius zeigte sich aber auch im Kleinen groß. Schon Winckelmann sagt: „Alle ihre Formen sind auf Grundsätze des guten Geschmacks gebaut und gleichen einem schönen jungen Menschen, in dessen Geberden ohne sein Zuthun sich die Grazie bildet; diese erstreckt sich hier bis auf die Handhaben der Gefäße. Die Nachahmung derselben könnte einen ganz andern Geschmack einführen und uns von dem Gekünstelten ab auf die Natur leiten. Die Schönheit dieser Gefäße bildet sich durch die sanftgeschweiften Linien der Formen, welche hier wie an schönen jugendlichen Körpern mehr anwachsend als vollendet sind, damit unser Auge in völlig halbrundem Umkreise seinen Blick nicht endige oder in Ecken eingeschränkt oder auf Spitzen angeheftet bleibe.“ Tiefer hat Bötticher dargethan, daß nicht blos die stille Musik der Linien, sondern das innerlich Nothwendige und Organische der ganzen Bildung, die wundersame Durchdringung von Freiheit und Gesetz uns anspricht und in der Form des Werks sein Zweck zur anmuthigen Erscheinung kommt.

Da ist nicht blos das Profil der Vase von symmetrischen Linien umgrenzt, die in ununterbrochenem Flusse jetzt sich nähern, jetzt auseinander streben, sondern der Bauch, der die Flüssigkeit aufnehmen soll, tritt auch als das Hauptsächliche hervor. Er ist vom Fuße getragen, der um des sichern Standes willen eine breite Basis hat, von ihr aus aber sich zusammenzieht und dann wieder gegen den Bauch hin sich erweitert. Darum mag seine dünne Mitte eine Perlenschnur umgeben, von der nach unten hin ein Blätterkranz hinabsinkt, den Druck der auf dem Fuße ruhenden Last veranschaulichend, während dagegen nach dem Bauche hin

ein aufsprießender Blätterkranz sich entfaltet und jenen wie eine Blume in der Knospe trägt. Der Bauch verjüngt sich nach oben zum Hals, und dieser gewinnt wieder zum Aus- und Eingießen eine breitere Mündung. Den über der Lippe schwebenden Deckel ziert die Rose, deren Blätter vom Knopf aus sich sternförmig zum Rande des Gefäßes neigen. Sind Henkel vorhanden, so springen sie, zum Ergreifen einladend, frei vom Gefäß ab; bei der Warwikvase sind es die Weinranken, die aus dem Rebenlaub hervorwachsen, das sich um das bacchische Gefäß schlingt. Tische, Stühle ruhen auf beweglichen Füßen, daher die Form des Thierfußes, der sowohl trägt als bewegt, in arabeskenartige Pflanzengebilde übergeht und statt des Capitäls gern den Thierkopf als Abschluß erhält.

Die fossilen Töpfe gewinnen allmählig für die Geschichte der Menschheit dieselbe Bedeutung, wie die versteinerten Reste von Thieren für die Geschichte der Natur, und Semper sagt bereits: „Man zeige die Töpfe, die ein Volk hervorbrachte, und es läßt sich im Allgemeinen sagen, welcher Art es war, und auf welcher Stufe der Bildung es stand.“ Die Erfindung der Scheibe hatte in Aegypten die Töpferei zur Knechtsarbeit gemacht, in Griechenland blieb dieselbe eine hochgeehrte freie Kunst, und was in der perikleischen Blüthezeit durch sie geschaffen wurde, gehört zum Schönsten, was der Mensch hervorgebracht, und könnte hinreichen, ein Volk unsterblich zu machen.

„Es leuchtet wohl ein“, schließen wir mit Bötticher, „wie hoch ein solches aus dem Wesen der Sache hervorgehendes, aus dem tektonischen Leben jedes Gliedes entspringendes Gesetz für die Charakteristik derselben über der Willkür des einzelnen werkthätigen Individuums steht, und wie nicht von der einseitigen, beschränkten Ansicht und Empfindungsweise eines solchen eine Formensprache gebildet werden könne, sondern wie dieselbe nur aus der Gesammtheit eines kunstthätigen Geschlechts hervorgehen muß, wenn sie allgemein gültig und verständlich sein soll.

Ebenso nun, wie der Begriff und die Form jedes einzelnen darstellenden Theils innerlich so lange geläutert und von allem Unwesentlichen befreit wird, bis der reine Kern des Gedankens und das Schema übrig bleibt, so findet sich gleich von vorn herein die ganze Idee des Bauwerks, die Organisation aller einzelnen Theile nach solchem Bestreben aufgefaßt, festgehalten und räumlich angelegt; dadurch wird der ganze hellenische Bau gleichsam ein Kosmos. Aus dieser in den Hellenen innerlich wirkenden Ethik entspringt allein auch jener weise Haushalt mit den Gedanken, jenes Beschränken und Concentriren aller Mittel auf das Nothwendige, jene stetige rythmische Wiederkehr der einmal als wahr und gültig erfundenen Form bei demselben Gedanken, kurz jene idealische Oekonomie, die, vom Gedanken auf die Mittel übergehend, sich selbst bis auf den realen körperlichen Maßstab des Werks erstreckt. Dieser Zustand eines solchen wohlgeordneten Ganzen im Kunstwerke verbreitet daher auch über dasselbe jene göttliche hellenische Sephrosyne, welche in der Seele des Schauenden, neben dem magisch fesselnden Reize beim Anblicke, das Gefühl der vollsten glücklichen Befriedigung hervorbringt und das eigentliche Kriterion jedes hellenischen Bauwerks ausmacht.“

Die dorischen Colonien im Westen, in Sicilien und Unteritalien, und die kleinasiatischen Ionier im Osten haben in dieser Periode bis zu den Perserkriegen hin den Gegensatz der beiden architectonischen Stilarten ausgebildet; eine Wechselwirkung beginnt im eigentlichen Griechenland, wo sie nach den Perserkriegen vornehmlich in Athen zur Vollendung führt. Die erhaltenen Trümmer aus dem 7. und 6. Jahrhundert zeigen noch mehr die Richtung auf das Erhabene durch das Kolossale, als die spätere Zeit; es tritt das Ringen nach dem Großen hervor in derber Kraft und Wucht bei den Doriern, in glänzender Pracht bei den Ioniern. Tempelsäulen in Syrakus zeigen einen unteren Durchmesser von $5^2/_3$ bei einer Höhe von 26 Fuß; in Selinunt ragt thurmartig eine Säule empor, deren unterer Durchmesser mehr als 10, die Höhe 55 Fuß beträgt; 17 solcher an der Längen- und 8 an der Schmalseite umgaben einen Riesenbau, die Breite betrug 169, die Länge 349 Fuß. Ihn sollte später der Zeustempel von Akrigent noch übertreffen;

mit den Stufen 175 Fuß breit, 343 lang, hatte er Säulen von 13 Fuß Durchmesser, im Innern als Träger des Daches über einer Säulenreihe Gigantenfiguren; man lehnt sich in eine Säulenfurche wie in ein Schilderhaus. Weit weniger Kraftaufwand bei viel kleinern, aber ansprechenden Verhältnissen zeigen Ruinen von Korinth und Aegina. Das bewunderswürdigste Denkmal altdorischen Stils ist aber der Posaidontempel, die herrlichste der drei Ruinen von Posidonia, dem heutigen Pestum in Unteritalien; 81 Fuß breit, 193 Fuß lang, ein rings von Säulen umgebener Hypäthralbau, ein Bild männlicher Energie in festen und scharfen Formen voll ernster Würde. Minder alterthümlich, in edlem Stil, ist der Heratempel zu Girgenti; beide Werke allerdings erst nach den Perserkriegen errichtet. In Ephesus prangt der Artemistempel auf einer Fläche von 220 × 425 Fuß mit zwei Reihen ionischer Säulen aus weißem Marmor von 60 Fuß Höhe. Begonnen in der Mitte des 6. Jahrhunderts, ward er freilich erst um 400 fertig; 355 legte der ruhmsüchtige Herostrat Feuer darin an, was bezeugt, daß die Decke und das Gebälk des Daches innen von Holz waren. Die hohen Säulen standen weit auseinander, acht an der Vorderseite, so daß die Kühnheit des colossalen Baues wie ein Weltwunder mehr bestaunt, als der Sinn für Verhältnisse befriedigt wurde. Die Samier bauten einen großen Tempel für die Hera, so wie bewunderungswürdige Dämme und Wasserleitungen. Es war der durch den Handel gewonnene Reichthum der Jonier, der auf solche Weise zur Ehre der Städte theilweise den Göttern geweiht wurde, und die Gewerbthätigkeit des Bürgerthums kam auf diesen Bauten zur Entwicklung.

Schicksale des Parthenon.*

Gehört die Geschichte der Schicksale des Parthenon in die Abtheilung dieses Sammelwerkes, die den Namen „Athens und Griechenlands Blüthezeit“ führt?

Diese Frage könnte ein und der andere Leser aufwerfen und sie im ersten Augenblicke verneinen. Wir glauben jedoch, daß bei dem Weiterlesen das Urtheil sich ändern würde. Denn gerade die Schilderung der Zerstörung des Parthenon, wie wir sie der Meisterfeder Adolf Stahr's zu verdanken haben, giebt in lebendigster Weise ein Bild desselben und läßt zugleich erkennen und fühlen, was die gebildete Welt an dem herrlichen Bauwerke hatte und an ihm verlor; wir sehen an der Hand Adolf Stahr's das Herrliche „bewundernd untergehn.“

Lassen wir ihn sprechen.

Es stand der Parthenon, sagt derselbe, noch ein halbes Jahrtausend nach Phidias und Perikles, als Plutarch und Pausanias ihn bewunderten!

Und was ist er jetzt?

Wohl erfüllt noch heute ein Wald hochaufstrebender Säulen, von reichen Gesimsen gekrönt, durch Schönheit der Formen und Verhältnisse das Auge mit Entzücken. Aber auf den ersten Anblick ist selbst die stärkste Phantasie unvermögend, aus der wüsten Verstümmlung sich das Ganze wieder in seiner alten Herrlichkeit herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil selbst der Capitäle beraubt, ragen klagend hinein in die blaue Luft. Verstreut im wirren Durcheinander füllen die schönsten Baustücke den Schuttboden des innern Tempelraumes — ein verlassenes Schlachtfeld mit verstümmelten Leichen und Gliedern, Entsetzen und Klage erweckend. Verschwunden ist der Schmuck der Metopen, zertrümmert die herrlichen Giebel, entführt auch selbst die verstümmelten Reste ihrer schönheitstrahlenden Statuengruppen, ausgebrochen bis auf wenige Platten der reiche Bilderkranz des Cellafrieses. Man mag, wie einer der neuesten deutschen Reisenden schreibt, diese Zertrümmerung noch so oft in Bildern und Büchern gesehen haben, an Ort und Stelle wirkt sie in einer Weise ergreifend und nieder-

* Nach Ad. Stahr, Torso, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.
** H. Hettner, Griechische Reiseskizzen.

schlagend, wie man es nimmer gedacht und erwartet, und unwillkürlich durchzuckt die Seele des Beschauers der Weheruf des Dichters:

„Das Loos des Schönen auf der Erde!"

Und wer hat dem Schönsten, das die höchste Kunst der Welt geschaffen, dieses Loos bereitet? Die Antwort auf diese Frage klingt noch trauriger. Es war nicht das kunstzerstörende Christenthum, das diese Frevel übte. Nach seinem Siege über das Heidenthum fand es den Parthenon noch wohl erhalten, und friedlich zog die heilige Jungfrau, die Mutter des Gottessohnes, ein in den Tempel der jungfräulichen Mutter des Erichthonius. Noch heute zeugen von diesem Wechsel die Reste byzantinischer Kirchengemälde an den inneren Wänden der Cella, und Kaiser Basilius, der nach Besiegung der Bulgaren um 1019 auf seiner Triumphreise durch Hellas auch Athen besuchte, brachte, wie der Historiker Cedrenus erzählt, der Gottgebärerin ein Dankopfer dar und schmückte ihren Tempel mit reichen Gaben und Weihgeschenken. Es waren nicht die Heereszüge der wilden nordischen Wanderschaaren, deren Fluthen sich meist brachen an der unersteiglichen Felshöhe der alten Götterburg, nicht die fränkischen Abenteurer des Mittelalters, welche in Folge der Kreuzzüge als Herzöge von Athen die Akropolis zu ihrer Hofburg machten, und von deren kriegsbedrängtem Dasein noch heute der hohe Wartthurm über dem südlichen Propyläenflügel Kunde giebt; auch nicht die Türken, die unter Omar (1456) die Stadt der Athene eroberten und sie zum Leibgedinge machten für den Harem des Sultans. Wohl ward der Parthenon jetzt zur Moschee, von deren Minarete auf dem westlichen Giebel der Imano zum Gebete rief; die Propyläen hallten wieder von dem Schritte der Janitscharen, denen sie als Wachthaus dienten, und Waffen und Pulvermagazine wurden aufgehäuft in den geheiligten Räumen der Burgtempel. Aber selbst der Türken Barbarei zerstörte nichts von den größeren Monumenten, und die Akropolis erreichte in ihren wesentlichen Denkmälern wohlerhalten das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Noch im Jahre 1676 sahen zwei Reisende, der Franzose Spon und der Engländer Wheler, den so wunderbar erhaltenen Parthenon in seiner ganzen Herrlichkeit. Vier Jahre vor ihnen hatte ein Schüler des berühmten Malers Lebrün, der Franzose Jacques Carrey, der den Gesandten Ludwig's XIV., Marquis Ollier de Nointel, auf seiner Reise nach Konstantinopel als Zeichner und Maler begleitete, die Bildwerke des Parthenon in einer Reihe von Skizzen gezeichnet, deren Originale jetzt die Pariser Bibliothek bewahrt. Sie umfassen einen großen Theil des Cellafrieses, die beiden Giebelfelder und die ganze südliche Metopenreihe. Zwei Monate hatte er daran gearbeitet, fast bis zum Verluste des Augenlichts, indem er, wie sein Zeitgenosse Spon erzählt, bei dem blendenden Reflexlichte des Marmors, ohne irgend ein Gerüst, Alles von unten her sehen und zeichnen mußte. Wenn auch ohne Sinn für das Ruhig-Erhabene des großen griechischen Stils und ohne Treue im höheren Sinne gemacht, sind doch diese Skizzen, zumal die Zeichnungen nach den beiden großen Giebelgruppen, von unschätzbarem Werthe für die Kenntniß beider großen Kompositionen, von denen sich damals noch zwölf ganze Figuren des östlichen Feldes am Tempel befanden, während jetzt nur noch zwölf oder dreizehn Bruchstücke derselben im britischen Museum übrig sind. Am westlichen Giebel hatte Carrey noch zweiundzwanzig Figuren vorgefunden und gezeichnet; jetzt sind fünf verstümmelte Fragmente im britischen Museum Alles, was wir davon besitzen. Es war hohe Zeit, daß wenigstens ein günstiges Geschick uns durch den französischen Maler eine sichere Kunde des Vorhandenen bewahrte. Denn wenige Jahre später brach die Zerstörung herein mit einer Furchtbarkeit, um derentwillen das Kunstwerk das Andenken des deutschen Mönches verwünschen möchte, der einst das Mittel zu derselben erfand.

Es war im Sommer des Jahres 1687, als der Feldmarschall der Republik Venedig, Graf Otto von Königsmark, mit dem Generalkapitain und späteren Dogen Francesco Marosini vereint, aus dem bereits eroberten Peloponnes heranzog gegen Attika, um auch dies den Türken zu entreißen. Norddeutsche Feldtruppen

bildeten den Kern seines Heeres, wie er selbst ein Deutscher war.

Die Türken verließen Athen und zogen sich auf die Akropolis zurück. Die Stadt, von Griechen bewohnt, noch ziemlich wohl gebaut und schöner, reicher und blühender, als irgend eine andere Griechenlands, ergab sich sogleich nach Ankunft der Armada, in welcher die Griechen ihre Befreier vom türkischen Joche begrüßten. Königsmark schlug sein Lager auf in dem schönen Olivenwalde, der in einiger Entfernung die Stadt und Burg umgab. Er forderte die Burg zur Uebergabe auf, aber vergeblich.

Da führte er seine Mörsergeschütze auf den steilen Hügel der Pnyx und eröffnete von dort aus, so wie mit einer zweiten, in der Stadt selbst errichteten Batterie am 25. September das Feuer gegen die Akropolis. Gleich Anfangs schlug eine Kugel in ein kleines Pulvermagazin bei den Propyläen und zerschmetterte den wohlerhaltenen Bau des kleinen, zierlichen Tempels der unbeflügelten Nike. Aber an einem der nächstfolgenden Tage (28. September) geschah das Entsetzlichste.

Der türkische Pascha hatte alle seine und der Frauen Schätze und die ganze Kriegsmunition in den Parthenon bringen lassen. Er hielt sich wohl gesichert auf der uneinnehmbaren Höhe und lachte des Ungläubigen, der sein Pulver gegen ihre Felsenwände verschwendete. Da traf durch einen Zufall eine Bombe in das schlechtbewahrte Pulvermagazin, und siehe — der Tempel, dessen Herrlichkeit zwei Jahrtausenden getrotzt hatte, ward mitten auseinander gerissen und in zwei große, von einander geschiedene Ruinen, eine östliche und eine westliche, verwandelt. Der ganze östliche Theil der Cella mit fünf Säulen des Pronaos, mit allen Säulen und Baugliedern, die das innere Dach bildeten, wurde zerschmettert, acht Säulen der nördlichen, sechs der südlichen Säulenhalle (des Peristyls) nebst allen Basreliefs und Metopen, welche zu diesem Theile des Gebäudes gehörten, hinabgestürzt und zertrümmert. Auch der östliche Giebel ward bedeutend beschädigt. Ein venetianischer Offizier, der wenige Monate später unter den Trümmern umherwandelte, schrieb, daß auch so noch die Ruine ihn mit sprachloser Bewunderung erfülle.

Es war ein Jammer, der selbst rohe Krieger ergriff. Es ist nicht wahr, daß Königsmark nicht gewußt habe, was er that, als er seine Feuerschlünde gegen die edelsten Denkmäler der Kunst richtete. Er war kein antiker Barbar im Sinne roher Unwissenheit, aber er war ein moderner Barbar, ein Zögling der Sittenwüstheit des goldenen Adelszeitalters unter Ludwig XIV. und im Kriegshandwerk verwildert. Im Gefolge seiner Gemahlin, die ihn nach Griechenland begleitet hatte, befand sich eine gebildete schwedische Dame, Anna Ackerjhelm. Diese Frau war Augenzeugin des Unheils; sie schrieb darüber an ihren Bruder, den Vorsteher der Stockholmer Bibliothek, in einem ausführlichen, aus Athen datirten Briefe: „Die Festung liegt auf einem Berge, dessen man am schwierigsten habhaft wurde, weil keine Mine angelegt werden konnte. Wie ungern hat Se. Excellenz den schönen Tempel zerstört, der nun an 2000 Jahre gestanden hat und Minerva-Tempel genannt wird! Aber es half nichts; die Bomben thaten ihre Wirkung, und somit kann in dieser Welt dieser Tempel nimmermehr ersetzt werden!" — Nur wenige Monate lang behaupteten die Sieger den Besitz Athens, als kurzen Preis dieses Vandalismus, denn nach dieser Zeit mußten die Venetianer Attika verlassen auf Nimmerwiederkehr; den Verwüster selbst raffte bald darauf die Pest im Lager auf Negroponte hinweg.

Zuvor aber sollte auch der von der Pulverexplosion verschonte Rest des edlen Bauwerks noch neue Verwüstung erleiden durch die Eitelkeit der Sieger, denen es nach Trophäen verlangte für ihre Heldenthat. Wie Morosini zu diesem Zwecke den kolossalen Marmorlöwen vom Piräus wegnehmen und nach Venedig einschiffen ließ, wo er noch jetzt am Eingange des Arsenals zu sehen ist, befahl Königsmark, die wunderbaren, gleichsam lebenathmenden Rosse vor dem Siegeswagen der Athene im westlichen Giebelfelde nebst der Statue der Göttin loszubrechen. Dies Roßgespann war die Bewunderung Aller, welche es gesehen, selbst in einer Zeit, wo den Nachkommen der alten Griechen der Name

des herrlichen Tempels fremd und unverständlich geworden und die Bezeichnung Pantheon an die Stelle des unbekannten Wortes Parthenon getreten war. Die Berichte der Reisenden Spon und Wheler, welche es noch in seiner Schönheit gesehen, strömen über von Ausdrücken der Bewunderung. In diesen sich freudig aufbäumenden, lebensprühenden Roßgestalten schien sich der Künstler selbst übertroffen, ihnen „mehr als nur scheinbares Leben, ein Feuer und einen Stolz verliehen zu haben, würdig der Gottheit, deren Wagen sie zogen." Königsmark's Arbeiter brachen sie los von ihrem Standorte, aber ungeschickt und sorglos ließen sie die Last hinabstürzen von ihrer Höhe, und die edelsten Kunstgebilde wurden bis auf einen noch in Athen befindlichen, sehr beschädigten Pferdekopf am Felsen zu Staub zerschmettert.

Was die Feldherren im Großen thaten, begingen die Untergebenen im Kleinen. Jeder mochte wohl gern ein Andenken von der altberühmten Stätte mit fortnehmen. Das Meiste davon zerstreute sich und ging verloren, da Viele ihre Heimath nicht wiedersahen. Zwei Köpfe einer Metope von der Südseite des Parthenon, einen Centauren- und einen Lapithenkopf, schickte ein dänischer Offizier nach Kopenhagen, wo sie anderthalbhundert Jahre später Brönstedt entdeckte. Unter allen jetzt noch übrigen Köpfen des Parthenon sind diese beiden, zumal der des Centauren, bei Weitem am besten erhalten. Auf gleiche Weise kam der Kopf einer weiblichen Giebelstatue nach Venedig und von da nach wunderlichen Schicksalen in das Museum des Louvre, wo sich auch eine Platte des Cellafrieses und ein anderer, schon früher durch den Marquis von Nointel nach Frankreich gebrachter Kopf befindet.

Der Nachfolger Königmark's und Morosini's in der Verwüstung des Parthenon war der von Byron für alle Zeit gebrandmarkte Schotte Lord Elgin, dessen Namen jetzt die letzten Reste der Schöpfungen des Phidias im britischen Museum zu London mit demselben Rechte tragen, wie Columbus' neuentdeckte Welt den Namen des Amerigo Vespucci.

Elgin erwirkte sich als Gesandter Englands in Constantinopel die Erlaubniß zu dem großartigsten Kunstraube, der je begangen ist. Ausgerüstet mit einem Ferman, der ihm gestattete, „in Griechenland von allen Steinen zu zeichnen, zu formen, auszugraben, auch wegzunehmen, was ihm beliebe," begnügte er sich nicht damit, die zahlreichen Ueberreste der bereits herabgestürzten Skulpturen des Parthenon zu sammeln und vor weiterer Zerstörung zu bewahren, sondern er ließ von rohen Händen die noch vorhandenen Giebelstatuen herunterschleifen, die Metopen ausbrechen und den ganzen noch übrigen Fries der Cella, bis auf ein Stück der Westseite, aus seinen Fugen heben, um die so geraubten letzten Reste phidiassischer Kunst für eine hohe Summe an die englische Regierung zu verkaufen!

Bei dieser letzten und grausamsten Verwüstung ging unglaublich viel edles Alterthum der Akropolis zu Grunde, und das Gebäude selbst ward mehr als je seinem Untergange entgegengeführt. Stehende Säulen und Karyatiden wurden unter dem Gebälk fortgerissen und das Kranzgesims des Parthenon hinabgestürzt. Auch von den losgebrochenen Skulpturen selbst verunglückte Vieles, während Anderes durch die Ungeschicktheit der angewendeten Arbeiter neue Beschädigung erlitt.

Laut wehklagten die Griechen bei dieser Zerstörung, und selbst die stumpfen Türken empfanden Mitleid bei dem Anblicke der schmählichen Verstümmelung. „Als der türkische Disdar," so erzählt ein Augenzeuge, „die letzte der Metopen ausbrechen und dabei einen großen Theil des prächtigen Gesimses nebst einer der Triglyphen unter den rohen Händen von Elgin's gedungenen Arbeitern herabstürzen und zerschmettern sah, nahm er seine Pfeife aus dem Munde, trocknete eine Thräne ab und sagte in einem bittenden Tone zu dem Helfershelfer des Lords, dem neben ihm stehenden Italiener Lusieni: „„Laßt es genug sein!"""

Und um das Maß des Unheils zu füllen, verursachte Elgin's Plünderung zu der Verwüstung des edelsten Bauwerkes und seines Bilderschmuckes noch einen letzten unersetzlichen Verlust. Ein ganzes Schiff, mit seinem Raube beladen, scheiterte bei Cerigo, und die Fluthen des Meeres begruben für ewig die herrlichsten Werke höchster menschlicher Kunst.

Die Festfeier zu Eleusis.*

Die Gottheiten des Feld- und Weinbaues wurden von Anfang an als wohlthätige Naturmächte verehrt, deren Wesen im Naturleben sich offenbare; in das Bereich des Heldenthums und der Heldendichtung wurden sie wenig hineingezogen und erhielten dadurch auch kein so scharfes Gepräge der Menschenart. Als aber das Volk in Attika emporkam, hob sich auch ihr Kultus, es knüpfte sich eine Reihe neuer Ideen an ihn, und er nahm orientalische Einflüsse von so bedeutendem Gewicht in sich auf, daß er als die Vollendung des Heidenthums bezeichnet werden kann. Demeter, die Erdmutter, ist die Saatgöttin, die Verleiherin und Schirmerin der Kultur, welche mit dem Ackerbau verbunden ist, der Ehe, des reinen Familienlebens; als solcher wurden ihr zu Ehren Feste gefeiert. Die grünende Saat, der Blüthenschmuck des Jahres ist die Tochter der Erde; und wenn das Grün und die Blüthe verwelkt und vom Sturm hinweggerafft wird, dann liegt es nahe, das Muttergefühl der Trauer mitzuempfinden, das aber in jedem neuen Frühlinge wieder in Trost und Heiterkeit verwandelt wird.

Der Mythos stellt dies also dar, daß Kora, die Jungfrau, blumenpflückend vom Gott der Unterwelt geraubt wird, und nun Demeter klagend die Tochter sucht; Zeus verheißt ihr endlich die Wiedervereinigung, aber Kora ist bereits durch den Genuß des Apfels, des Symbols der Verehelichung, die Gattin des Todesgottes, Persephone, geworden, und so wird sie nur im Frühling heraufgesandt, um im Herbst wieder zurückzukehren. Der Schooß der Erde, der die Todten in sein Dunkel aufnimmt, ist zugleich der Grund der Fruchtbarkeit; er birgt die Schätze und spendet den Reichthum, und an das Wiederaufleben der Natur im Lenze knüpft sich leicht die Hoffnung der Auferstehung und Wiedergeburt auch für uns.

Die Arier der Urzeit reden von einem Verschwinden des Sonnen- und Frühlingsgottes, von seinem Hinabgang in die Unterwelt oder von seiner Entrückung in Bergesluft, wie von seiner siegreichen Auferstehung und Wiederkehr. Apollon weilt im Winter von Delphi fern und kehrt im Frühling wieder, und Pausias redet davon, wie die Götter alle dem Hades dienen und die Schrecken des Todes überwinden müssen:

„Auch Demeter ertrug's, es ertrug der starke Herakles,
Poseidon ertrug's, es ertrug Ferntreffer Apollon.
Fronen ein ewiges Jahr in dem Dienst des chthonischen Gottes,
Ares selber ertrug's, der Trotzige, weil es gebot Zeus."

Das Sühn- und Reinigungsfest der Athenetempel läßt es erkennen, wie auch diese Göttin als sterbend und am dritten Tage als auferstehend galt; das Symbol ihres Lebens, die Lampe, verlosch und ward dann von Neuem durch einen Brennspiegel oder durch einen Funken aus geriebenen Hölzern wieder angezündet.

Die kleinasiatischen Semiten sahen im Kreislaufe der Natur Geburt und Tod oder Schlaf ihrer Götter selbst; mit lauter Wehklage ward ihr Verschwinden, Leiden und Sterben, mit wildem Jubel ihr Wiedererscheinen gefeiert. Vortrefflich sagt darüber Döllinger: „Ueber ganz Vorderasien war eine Religion verbreitet, deren Hauptgestalten eine große Naturgöttin und Mutter alles Lebendigen und ein ihr als Gemahl, Liebling oder Sohn verbundener, dem Leiden und dem Tod verfallener Gott waren. Die Wahrnehmung, wie im menschlichen Leben und in der ganzen Natur schon mit der Empfängniß und der Geburt der Schmerz verknüpft ist, wie die Wesen sich gegenseitig zerstören, um eins durch das andere sein Dasein zu fristen, wie immer aus dem Tode neues Leben entsprießt, und gerade aus der Verwesung die Pflanze ihre Nahrung zieht, — dieses allgebietende, unerbittliche Gesetz des Todes aus dem Leben und des Lebens aus dem Tode war es, was in seiner Wirkung auf die Phantasie jene Göttergestalten und die entsprechende Mythe

* Nach M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwicklung.

hervorgerufen hatte. Wie der Mensch sich hineingestellt fühlte in eine stete Umwälzung von Leben und Tod, wie ihm das Universum als Tempel und Grab, als Altar und Sarg erschien, so mußte auch sein dem Naturgebiet angehörender Gott abwechselnd leben und sterben, und wenn ihm das Beste und Kostbarste aus den lebendigen Wesen zum Opfer gebracht wurde, so mußte er selbst auch als ein Opfer des großen Todesgesetzes fallen," — aber, fügen wir hinzu, um es in sich selbst zu überwinden, um siegreich wieder zu erstehen. Attes, Agdestis, Adonig, Osoris sind im Grunde die Personificationen eines und desselben Wesens; Kybele, Astarte, Isis gleichfalls, und leicht ließ, was die Mythe von einem sagt, sich auf den andern Namen übertragen, leicht ließ der Mutterschmerz Demeter's sich mit dem Leid der Isis vergleichen; die den ermordeten Gemahl sucht und beklagt. So bereichern sich die griechischen Göttersagen aus semitischen und ägyptischen Quellen.

Ein Gleiches fand mit dem Gotte des Weines statt. Im Weine haben wir Saft und Kraft des Erdlebens in feuriger Verklärung; der Wein übt eine sorgenbrechende, befreiende, beflügelnde Macht auf das Gemüth, und wenn er die Seele bewältigt, so erhöht er sie auch in der Begeisterung des Rausches; er offenbart die verborgene Wahrheit. Mit dem Weinbau verbindet sich milde, heitere Sitte und freie Bildung.

So feierten die Griechen in Dionysos die segenspendende Naturmacht als eine jugendfrohe, siegreiche, göttliche Persönlichkeit an den Freudentagen der Traubenlese und der Faßöffnung, und der Gott ward als der Befreier und Beseliger gepriesen.

Und dabei fiel die Weinlese in die Zeit des absterbenden Jahres, und die Traube litt unter der Kultur; sie ward eingesargt im Fasse und unter der Erde geborgen, bis der ausgegohrene Wein das Licht grüßen konnte; so war auch Dionysos der Wiedergeborene, den nach dem Tode seiner Mutter Zeus in sich aufgenommen, so ward auch Dionysos zum leidenden, sterbenden und auferstehenden Gotte.

Es war in Kreta, wo die Mythen von Osiris und Adonis mit denen von Dionysos verschmolzen, wo er unter dem Namen Zagreus als ein Sohn des Zeus und der Persephone aufgefaßt, wo er wie Osiris getödtet und zerstückt, von den Titanen zerrissen ward; aber Apollo sammelt und begräbt die zerstreuten Glieder, und Athene überbringt das noch schlagende Herz dem Vater Zeus, der es durch Demeter mit einem neuen Körper bekleiden läßt, während er die Titanen niederblitzt.

Davon, daß Dionysos, der Frühlingsgott, im Kampfe unterliegend, in das Meer, den Urborn alles Lebens, zurückgedrängt werde, aus dem er nach dem Winter wieder hervorsteige, wußte man auch in Thracien zu erzählen. Die kretische Mythe ward in Griechenland durch die Orphiker verbreitet, die in den Dichtungen, welche sie dem alten Sängerheroen unterschoben, überhaupt mehr auf ein pantheistisches Naturleben gegenüber den vielen menschlich gestalteten Göttern hinsteuerten. Nach ihnen ging aus dem Chaos das Weltei und aus diesem der weltbildende Eros hervor; aber Zeus hat ihn sammt der Welt verschlungen, um sie wieder aus sich selbst zu entfalten, so daß er Alles aus sich an's Licht gebiert und Anfang, Mitte, Ende ist.

Die Orphiker bedienten sich zum Bilde der Weltschöpfung gern des Mischkruges, in welchem die verschiedenen Elemente zusammengebracht, des Gewebes, in welchem die mannigfaltigen Fäden verknüpft werden.

Aber die gegenwärtige Welt war ihnen nicht die vollendete; einer ihrer Dichter sagt vom Urgeiste: „Durch dein Lächeln hast du die Götter entsprießen lassen, aber deine Thränen sind die Menschen, die unglückseligen." Die Welt ist der zerrissene Gott, Streit und Gegensatz herrschen in ihr, und die Seele ist in sie hinabgestoßen als in einen Kerker, daß sie aus dem Gefängnisse des Leibes durch allmählige Läuterung und stufenweises Emporsteigen sich befreie; ein seliger Friede soll Ende und Ziel der Dinge, das Reich des Dionysos sein.

Zur Zeit der Pisistratiden wurde diese Auffassung in ein System gebracht, Orpheus selbst durch den Mythus verherrlicht; wie die Macht seiner Töne Felsen und Bäume bewegt habe, so sollte sie

auch die Mächte der Unterwelt bezwungen haben, als er, von Liebe zur verstorbenen Gattin erfüllt, hinabgestiegen in das Schattenreich, um sie zurückzuholen.

Dadurch ward er dann selber in den Mysterien ein Vorbild, an welchem man die todüberwindende Macht der Liebe anschaute.

Von besonderer Wichtigkeit aber war es ferner, daß die Aegypter mit der Mythe des Osiris den Glauben an die Unsterblichkeit verbunden hatten. Der Gott, der Sichtbarkeit entrückt, ist nun der Richter und der Herr der Todten, und die Seligen gehen ein in sein Reich, um mit ihm ein unvergängliches Leben der Wonne zu theilen.

Der Glaube an die Unzerstörbarkeit der Seele und an einer Vergeltung im Jenseits war vornehmlich in Aegypten ausgebildet, und die griechischen Weisen bekennen sich hier als Schüler seiner Priester. Die Aussicht auf Unsterblichkeit giebt auch dem gegenwärtigen Leben einen viel höhern, erst den geistigen Werth, und durch den Glauben an sie Trost, Hoffnung, Reinheit, Freude in das Gemüth des Volkes zu pflanzen war die Hauptsache in den eleusischen Mysterien, welche andere verwandte religiöse Uebungen bald so überragte, wie die Athener an Bildung überhaupt in Griechenland hervorstrahlten.

Schon der in epischem Tone sich ergießende alterthümliche Hymnus an die Demeter, besingt vornehmlich den Raub ihrer Tochter, den Mutterschmerz und die Freude des Wiedersehens, so daß im Mythus Leid, Tod und Wiederaufleben als allgemeines Geschick dargestellt wird.

In das Haus des Keleus als Magd und Kinderpflegerin aufgenommen, wollte die Göttin dem Knaben Demophoon irdische Unsterblichkeit und Befreiung von den Schwächen des Alters bereiten, indem sie ihn mit Ambrosia einrieb und des Nachts geheim vor den Eltern ins Feuer legte, um das Sterbliche an ihm auszubrennen; aber Metanera, die Mutter, lauerte einmal auf, sah es und erhub laute Wehklage. Da nahm Demeter das Kind aus dem Feuer, offenbarte sich als Göttin und schied.

Das immerwährende Leben auf Erden ist verscherzt und unmöglich geworden, aber weil das Kind im Arm Demeters geschlummert, so verleiht sie dafür ihm ewige Ehre und richtet die heiligen Weihen ein, durch die uns die Hoffnung eines künftigen bessern und unvergänglichen Daseins wird. Doch das Leben muß durch den Tod hindurchgehen, um ihn zu überwinden. Daß auch die Götter des Todes Leben spenden, daß es ein Wiedererwachen zu neuem Lichte gebe, dies ward im Hinabsteigen und Wiederaufkommen Kora's dargestellt; der Kreislauf der Natur ward dem Menschen zur anschaulichen Bürgschaft, daß auch für ihn ein neues Leben aus dem Tode hervorgehe. Aus der schrecklichen Todesgöttin Persephone ward die holde Jungfrau, die der Erde die Blüthe des Frühlings schenkt. Das Samenkorn, das in die Erde gesenkt wird, sprießt wieder hervor; es ward zum Symbol des Menschen, den man im Schooß der Erde birgt als eine Saat für die Ewigkeit; — das Weizenkorn muß ersterben, daß es Frucht bringe, es wird gesäet verweslich und auferstehen unverweslich, wie es bei Johannes und Paulus wohl nicht ohne Bezug auf den griechischen Glauben heißt.

Zunächst aber haben wir festzuhalten, daß in den Mysterien keine Lehre vorgetragen oder der denkenden Betrachtung durch Vernunftschlüsse angeeignet wurde, sondern daß in echt hellenischem Geist durch die ästhetische Anschauung auf eine ihr und dem Gefühl eindringliche Weise das Räthsel des Daseins gelöst und sein Geheimniß offenbart wurde. Ein religiöses Schauspiel ward aufgeführt und das Volk durch die vorhergehende Weihe wie durch die lebendige Theilnahme am Chorgesang in dasselbe mit hineingezogen; aus dem Schmerz des Todes und dem Schrecken der Nacht brach ein wunderbares Licht und ein trostvolles Bild seligen ewigen Lebens hervor; darum hieß das Heiligthum von Eleusis das schauervollste und heiterste zugleich, Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude folgten erschütternd und besänftigend einander. Im Schicksal der Götter sah der Mensch das Vorbild seines eigenen Looses, und die Symbole des Naturlebens gaben ihm eine sinnliche Gewißheit dessen, was seine Einbildungskraft ergriffen, was seiner Ahnung auf-

gegangen. Aristoteles sagt ausdrücklich, daß die Eingeweihten nicht etwas lernen sollten, sondern an sich etwas erfahren und geschickt gemacht werden zu einer höhern Stimmung. Es war ein gottesdienstliches Drama, das als ein zusammenhängendes Kunstganzes die beseligende Wirkung der Kunst auf das Gemüth übte. Hierfür ward man vorbereitet, und die gewonnene Stimmung sollte heilig gehalten, nicht durch das Geschwätz des Tages entweiht werden.

Die Eleusinien waren eine mehrtägige Festfeier und eine öffentliche Angelegenheit; Priester aus dem Geschlecht der Eumolpiden, der Schönsingenden, standen ihnen vor und hießen Hierophanten, die das Heilige zeigen, weil es mehr Sache der Darstellung, der Anschauung als Lehre war. Das Ganze war ein in mehrere Acte gegliedertes Drama; Opfer, Aufzüge, Reinigungen und Festgesänge umgaben einen jeden.

Die kleinen Mysterien gingen den großen ein halbes Jahr voraus, sie bildeten die Einleitung im Frühlingsanfang. Es ward dargestellt, wie der mystische Dionysos durch Zeus und Persephone erzeugt, von den Titanen zerrissen, aber von den Göttern wieder zusammengefügt, belebt und an Demeters Brust gelegt ward. Der Ruf, daß kein Unreiner nahen soll, eröffnete die Feier. Und wenn wir gern zugeben, daß rein und unrein von den so vielfach im Aeußern befangenen Hellenen auch äußerlich genommen ward, so heißt es doch bei Aristophanes, daß denen allein Sonne und fröhliches Licht gehöre, die eingeweiht sind und ein frommes Leben führen gegen Fremde und Mitbürger. Und wir erinnern an den Spruch der Pythia:

„Rein von Herzen erschien im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Pilgrim, aber dem Bösen
Wüsche das Weltmeer selbst nimmer die Sünde hinweg."

Die großen Eleusinien fanden im September statt. Sie begannen am ersten Tage mit der Versammlung. Am folgenden Tage berief der Herold den feierlichen Aufzug zur Reinigung an's Meer. Das Heiligthum sollte nur betreten, wer mit reinen Händen und reiner Seele komme. Im Vorhof ward ein Opfer gebracht, den neu Einzuweihenden eine Purpurbinde gereicht.

Die erste Darstellung war der Raub der Proserpina: vor der blumenpflückenden Jungfrau that ein Abgrund sich auf, und Hades führte sie hinab in sein Reich. Leidvoll die Tochter suchend, irrte Demeter einher. Und das Volk fühlte mit ihr und that ihr nach. Klagend, Fackeln in den Händen, zogen die Theilnehmenden über die Hügel und durch die Thäler von Eleusis; sie sahen am Weg, der von Megara kommt, den Stein der Trauer, wo die Göttin gesessen, ohne zu lächeln, sie saßen am Jungfrauenbrunnen, wo des Keleus Töchter die Göttin fanden, sie fasteten mit ihr und genossen dann mit ihr gemeinsam die gewisse Speise, den geweihten Trank. Wo aber Baubo und Jambe die Göttin mit derben Späßen und Geberden erheitert hatten, da thaten auch die Festgenossen ein Gleiches.

Nun zog man in das Innere des Tempels, dessen dunkle Räume Fackeln erhellten. Der Priester wies die heiligen Geräthe vor, die Sargkiste und den Fruchtkorb; es war der Wechsel zwischen Tod und Leben, den man dadurch veranschaulichte, daß man den immergrünen Myrthenkranz, das Rad als Zeichen des Umschwungs, und den Hesperidenapfel der Unsterblichkeit aus dem Korb in die Kiste und aus der Kiste in den Korb legte. Die Wiedervereinigung Demeters mit der Tochter ward nun so dargestellt, daß Demeter in die Unterwelt hinabstieg, daß die Eingeweihten ihr folgten in die unterirdischen Tempelräume. „Zuerst Irrgänge", sagt Plutarch, „mühevolles Umherschweifen und gefährliche erfolglose Wege in der Finsterniß, dann folgten Schrecknisse, Schauer und Zittern, Angstschweiß und Entsetzen; wer es zum ersten Mal mitmachte, glaubte sich in den Zustand eines Sterbenden versetzt."

Es war ein Bild vom Irren und Suchen der Seele, die ihr Ziel nicht kennt; sie sollte das Todtenbeben und das Grauen der Vernichtung, der Verdammniß empfinden. Das Gespenst der Unterwelt, die Fackeln der Erinnyen wurden erblickt.

Dann aber kam die beseligende Schau, die höchste Weihe. „Ein wunderbares Licht brach aus der Dunkelheit hervor, melodische Stimmen erklangen, man sah strahlende Gegenden und Auen und Reigentänze in ihnen und empfing den feierlichen Eindruck heiliger Worte und Erscheinungen.“ Die Eingeweihten erhielten eine schweigend abgeschnittene Aehre, in der Frucht des vollbrachten Lebens den Keim eines zukünftigen. Die Eingeweihten empfingen den Kranz des Sieges und der Vollendung und freigeworden gesellten sie sich den Seligen und Reinen.

Sie kehrten hierauf an das Licht des Tages zurück und holten unter lautem Jubel im feierlichen Zuge aus Athen das Bild des Dionysos nach Eleusis, wo der Gott Beisitzer der vereinten Göttinnen wurde. Die Nacht hindurch ward ihre Vereinigung mit Fackeltänzen gefeiert. Der Gott selbst hieß des nächtliches Festes lichtbringender Stern; die Fackel bezeichnet das Licht des Lebens, das die Finsterniß, die Nacht des Todes, überwindet. Demeter, die fruchtbringende Königin, ward in Liedern gepriesen, und die Geweihten, des fröhlichen Lichtes froh, tanzten ihr den Reigen.

So wirkten alle Künste zusammen, um das Gemüth aus Angst und Spannung zu Trost und Freude zu führen, und aus den wechselnden Erschütterungen der Seele ihr am Ende ein Bild des seligen Lebens zu entfalten, das sie nun im religiösen Glauben festhalten sollte. Dem Geweihten ward es zu Theil, die Ungeweihten lagen jetzt wie in Zukunft im Schlamm der Sinnlichkeit oder trieben ein zweckloses Geschäft, Wasser in ein durchlöchertes Faß tragend. Aber drei Mal selig preist Sophokles die Sterblichen, welche der Weihen von Eleusis theilhaftig geworden, denn für sie ist seliges Leben in der Unterwelt, für die Andern Drangsal und Noth. Ihre Frömmigkeit stirbt nicht mit den Geweihten, die Tugend bleibt unverloren. Und Pindar singt, daß die Eingeweihten des Lebens Ende und den gottverliehenen Anfang kennen.

Nicht durch Lehrvortrag und Gründe also, sondern durch künstlerische Darstellung und als ein eigenes Erlebniß ward die Kunde der Anschauung und dem Gemüthe eingepflanzt. Das spätere Nachdenken mochte das Sinnbildliche deuten, dem Griechenthum war im Bilde der Sinn unmittelbar gegenwärtig.

Ohne uns die besonderen Deutungen anzueignen, die Schelling den Mysterien giebt, können wir doch mit ihm von der Wirkung derselben bemerken: „Alles was das menschliche Leben Schmerzliches und schwer Ueberwindliches hat, hatte auch der Gott bestanden; daher sagte man: Kein Eingeweihter ist betrübt. Denn wer konnte noch über die gemeinen Unfälle des Lebens klagen, der das große Schicksal des Ganzen und den unausweislichen Weg gesehen, den der Gott selbst wandelt — zur Herrlichkeit; und was Aristoteles von der Tragödie sagt, daß sie durch Mitleid und Furcht, die sie in einem großen und erhabenen Sinne erregt, von eben diesen Leidenschaften (wie sie nämlich die Menschen in Bezug auf sich selbst und ihre persönlichen Schicksale empfinden) reinige und befreie, eben dies konnte in noch höherem Maß von den Mysterien gesagt werden, wo dargestellte Götterleiden über alles Mitleid und über alle Furcht vor Menschlichem erhoben.“

Cicero behauptet, unter all dem Trefflichen, welches die Welt Athen verdanke, sei nichts Besseres als jene Mysterien, welche die rohe Menschheit zur Menschlichkeit gesänftigt haben und gelehrt nicht blos die Weise, mit Freuden zu leben, sondern auch verliehen, mit einer bessern Hoffnung zu sterben. Welcker führt an, wie ein späterer Lehrer zu Athen, Sipatros, es betont, daß die Weihe die Seele zur Erwägung ihrer Verwandtschaft mit dem Göttlichen leite und zu aller Tugend bereitwillig mache.

Die eleusinischen Mysterien gehören zu den Erscheinungen, welche die alte Welt auf das Christenthum vorbereiteten. Böckh sagt in einer seiner Reden: „Nur die ahnungsvollsten Mythen erhielten sich bis spät herab in den Mysterien, welche in Verbindung mit Weihen und Reinigungen nicht zwar durch Lehre, aber durch heilige Anschauungen einen heitern und freudigen Blick aus dem Diesseits und dem Endlichen in das Jenseits und das Unendliche eröffnete. Ja wie heftig auch die eleusi-

nischen Priester noch in den letzten Zeiten sich gegen das Christenthum sträubten, hat man doch nicht ohne allen Grund gemuthmaßt, daß die in ihnen fortlebenden edlern und reinern Formen des Mythus dem Christenthum förderlich gewesen und die Gemüther für dasselbe empfänglicher gemacht haben."

Des Perikles Rede auf die gefallenen Athener.*

Es wird dem Leser sicherlich von Interesse sein, sich über den „Redner Perikles" ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Deshalb mag eine Rede des großen Mannes hier eine Stelle finden:

Die meisten Redner, die schon an dieser Stätte sprachen, rühmten den Gesetzgeber, der durch ein Gesetz eine Rede mit einer Handlung verbunden, weil über dem Grab gefallener Krieger auch ein Wort sich zieme. Mir jedoch schiene es genügend, Männer, die sich durch Thaten hervorgethan, durch eine That auch zu ehren, wie ihre vom Vaterlande besorgte Bestattung jetzt vor euren Augen auch thut, und nicht das Verdienst Vieler von Einem abhängig zu machen, daß es Glauben finde, je nachdem es gut oder minder gut gesprochen.

Denn das rechte Maß zu halten, ist schwer; und dann genügt es kaum zur vollen Erhärtung der Wahrheit. Der einsichtsvolle und wohlwollende Zuhörer glaubt noch zu wenig für sein Wünschen und Wissen gesagt, und dem Unkundigen scheint manches Wort übertrieben, aus Mißgunst, wenn er etwa hört, was sein Vermögen übersteigt, denn fremdes Lob erträgt der Mensch nur so lange, als er sich selbst fähig dünkt zu dem, wovon er hört; was darüber hinausweicht, betrachtet er mit Neid und mag nicht daran glauben. Haben jedoch unsere Vorfahren dies so für Recht erkannt, so muß auch ich dem Gesetze folgen und eines Jeden Wunsch und Erwartung möglichst zu befriedigen suchen.

Vor Allem will ich mit unsern Ahnen beginnen; denn ihrer mit Ehren zu gedenken, gebietet die Gerechtigkeit und ziemt zugleich einer solchen Feier. Sie haben dieses Land an ihre Nachkommen bis heut als ein freies Land vererbt, durch ihren Muth. Verdienen schon sie Lob und Preis, so noch mehr unsre Väter; denn diese sind's, die zu dem, was sie überkommen, die große Macht, die wir besitzen, nicht ohne Anstrengung noch hinzu erworben und auf uns jetzt Lobrede vererbt haben. Aber wir Männer im höhern Alter erweiterten sie noch mehr und rüsteten unser Vaterland mit Allem aus, was für den Krieg und Frieden stark macht. Die Waffenthaten, denen wir das verdanken, und die Angriffe der Barbaren und Griechen, die unsere Väter muthig zurückschlugen, will ich übergehen und nicht Worte machen über das, was ihr selbst wißt; aber die Grundsätze, die uns so weit gebracht, die Staatseinrichtung und besonders die Denkart, der wir diese Größe verdanken, die will ich schildern und dann auf das Lob der Gefallenen übergehen; denn ein solches Wort dünkt mir dieser Stunde würdig und der ganzen Versammlung, Mitbürgern und Fremden, dienlich.

Die Verfassung, unter der wir leben, wetteifert mit keiner fremden Gesetzgebung, und wir selbst sind mehr ein Vorbild für Manchen, als Nachahmer Anderer. Denn dem Namen nach heißt sie, weil an der Verwaltung nicht einige Wenige, sondern sehr Viele Theil nehmen, Volksherrschaft; aber während die Gesetze in Privatsachen allein ein gleiches Recht geben, erhält bei der Wahl zu Staatsmännern Jeder nur nach dem Maße, in dem er sich durch etwas hervorthut, den Vorzug, nicht nach einer Klasse, nur nach seinem Werthe; und wer in Armuth lebt, aber dem Lande zu nützen vermag, findet in seinem niedern Stande kein Hinderniß. Wie Freisinnigkeit im öffentlichen Leben herrscht, so zürnen wir auch — gegenüber einer wechselseitigen, grämlichen Beobachtung eines täglichen Thuns und Lassens — auf Keinen, der thut, was ihn freut, lassen ihn nicht einen Aerger fühlen, der, ohne zu schaden, doch dem Auge weh thut.

* Nach Thucydides.

Harmlos im Privatverkehr, achten wir das öffentliche Recht mittelst Gehorsam gegen die jedesmalige Obrigkeit und aus Furcht vor den Gesetzen, darunter besonders vor solchen, die zu Gunsten unschuldig Verfolgter bestehen, und vor allen denen, die, ohne geschrieben zu sein, ihrem Uebertreter nach allgemeinem Urtheile Schande bringen.

Noch mehr: dem Geiste gewähren wir reichlichere Erholungen von der Arbeit, als irgend ein Land, durch Kampfspiele und Opferfeste, deren Feier das ganze Jahr füllt, und daheim durch geschmackvolle Anstalten, deren alltäglicher Genuß die Finsterniß verscheucht. Auch zieht die Größe unserer Stadt aus allen Ländern Alles herbei und setzt uns in den Stand, die Güter aller andern Völker ebenso als unser Eigenthum zu genießen, wie die Erzeugnisse unseres Landes.

Auch in der Sorge für das Kriegswesen unterscheiden wir uns von unseren Gegnern. Wir öffnen unser Land Jedem wie ein Gemeingut, und keine Fremdenausweisung hält Jemand ab, etwas zu lernen oder zu schauen, dessen unverwehrter Anblick auch dem Feind etwa nützen könnte; denn unser Vertrauen beruht weniger auf künstlichen Anstalten und Täuschungen, als auf unserem Muthe im Augenblick des Handelns. In der Erziehung erstreben Jene schon von Kindheit an die Tapferkeit auf dem Wege mühseliger Uebung; wir leben behaglich und gehen doch gleich tapfer in Gefahr und Kampf.

Der Beweis liegt vor: den Lacedämoniern, die als Staatenbund, nicht als ein einziger Staat, unser Land mit Krieg überziehen, halten wir Stand, und beim Angriff auf ein fremdes Land tragen wir auf fremdem Boden und über einen Feind, der für Haus und Hof kämpft, dennoch meistens leicht den Sieg davon. Unserer Gesammtmacht ist noch kein Feind begegnet, weil wir zugleich für eine Seemacht Sorge tragen und zugleich zu Lande nach vielen Seiten hin Truppen aus unserer Mitte senden. Trifft der Feind irgendwo mit einem Theile unserer Truppen zusammen, so rühmt er sich, wenn er siegt, unsere Gesammtmacht geschlagen zu haben, und im Fall seiner Niederlage, nur unserer Gesammtmacht erlegen zu sein. Wollen wir nun lieber mit Sorglosigkeit, als mittelst Uebung im Dulden, und lieber mit muthigem Sinn, als mit gesetzlicher Tapferkeit fechten, so wird uns der Vortheil, ohne uns für künftiges Ungemach im Voraus abzuquälen, im Ungemach selbst doch nicht weniger Muth zeigen, als sie, die sich unschlüssig plagen.

Wie wir hierin Achtung verdienen, so auch in anderen Dingen. Denn wir lieben die Schönheit, gepaart mit Einfachheit, und die Bildung, frei von Verweichlichung. Unsern Reichthum verwenden wir lieber zum rechtzeitigen Handeln, als zur Ruhmredigkeit. Seine Armuth zu bekennen, entehrt Keinen, wohl aber, ihr nicht durch Thätigkeit zu entgehen. Der Staatsmann kann neben den Landesgeschäften zugleich auch die seinigen besorgen, und der Arbeiter sich mit den Landesangelegenheiten vollständig vertraut machen; denn wer an diesen keinen Antheil nimmt, den nennen wir, mehr als Andere, nicht einen stillen Mann, sondern einen Schwächling. Auch pflegen wir die Landesfragen selbst richtig zu beurtheilen und zu erwägen, weil wir glauben, daß das Wort der That keinen Schaden bringe, wohl aber der Mangel an richtiger Belehrung durch das Wort, bevor man zur That schreitet. Denn auch der Vorzug ist uns eigen, die kühnsten Pläne zu entwerfen und sie zugleich am eifrigsten zu erwägen, während andern Völkern nur die Unkenntniß Muth, die Ueberlegung dagegen Furcht einflößt. Aber die Lebensgefahren und die Lebensfreuden gründlich kennen und darum doch nicht vor dem Kampfe zurückbeben, das heißt doch wohl die höchste Seelenstärke. Auch an Großmuth bilden wir einen Gegensatz gegen die meisten Völker; denn auf Grund erzeigter, nicht empfangener Wohlthaten schließen wir unsere Freundschaften; der Wohlthäter aber bewahrt seine Gunst treuer gegen den Empfänger, gleich als eine Pflicht der Liebe; wer aber einen Gegendienst schuldet, den macht das Bewußtsein, die Großmuth nur als Schuldner zu vergelten, ohne sich Dank zu verdienen, zu einem laueren Freunde. Auch sind wir das einzige Volk, das furchtlos jedem beisteht, ohne Berechnung seines

eigenen Vortheils, blos um die Freiheit treulich zu fördern.

Mit einem Wort, ich nenne unser ganzes Land eine Bildungsschule für Griechenland, und jeder seiner Bürger zeigt sich, wie es mir scheint, zu den verschiedensten Arten der Thätigkeit mit der größten Gewandtheit und Feinheit tüchtig. Daß dies nicht Großsprecherei, sondern Wahrheit und Wirklichkeit ist, das bezeugt die Macht unseres Vaterlandes, die wir dieser Gesinnung verdanken. Denn Athen ist das einzige Land, das mit größeren Kräften, als verlautbart, zum Kampfe schreitet, das einzige, das keinem angreifenden Feinde den Schmerz macht, solchem Gegner zu unterliegen, und das seinen Unterthanen keinen Tadel zuzieht, als gehorchten sie unwürdigen Oberherren. Und große Wahrzeichen werden uns die Bewunderung der Nachwelt wie der Mitwelt verschaffen; denn wir lassen unsere Macht wahrlich nicht unbezeugt und bedürfen keines Homer's und keines Lobredners, der durch seine Worte für den Augenblick ergötze, während die Wahrheit der Vorstellung Abbruch thut; nein, unser Muth hat zu jedem Meere und zu jedem Lande sich den Zugang erzwungen, und allenthalben ewige Denkmäler von Strafen und Wohlthaten errichtet. Ein solches Vaterland ist's, für das hier diese Männer fochten und fielen, weil sie sich's nicht wollten rauben lassen, und so muß auch Jeder, der sie überlebt, für das Vaterland zu sterben entschlossen sein.

Darum hab' ich auch so ausführlich von unserem Vaterlande gesprochen, theils euch zu belehren, daß wir um etwas ganz Anderes kämpfen, als Alle, denen es nicht angehört, theils die Preiswürdigkeit der Männer, an deren Grab ich jetzt spreche, durch Beweise in's Licht zu stellen. Was ich ausgesprochen, ist das höchste Lob; denn was ich an unserem Vaterlande gepriesen, das verdankt es der Tapferkeit dieser und ähnlich gesinnter Männer. Nicht bei vielen Griechen möchte das Wort in gleichem Maße der Wirklichkeit die Waage halten, wie bei diesen. Ich meine, was die Tapferkeit eines Mannes beweist, was sie zuerst offenbart und zuletzt besiegelt, das ist ein Ende, wie das der Todten. Denn auch bei Männern von sonst geringerem Werthe ist's billig, ihren Heldenmuth im Kampfe für das Vaterland über alles Andere zu stellen; sie haben das Schlimmste durch Gutes ausgetilgt und dadurch dem Gemeinwohl mehr genützt, als durch ihr Privatleben geschadet. Keinen dieser Todten hat der Wunsch, seinen Reichthum noch länger zu genießen, seiner Thatkraft beraubt, und keinen die Hoffnung, seiner Armuth zu entgehen und vielleicht noch reich zu werden, zur Furcht vor dem Tode verleitet; nein, sie hielten die Züchtigung des Feindes für ein größeres Gut, als dieses Alles, und wollten durch den Kampf, den schönsten in ihren Augen, vor Allem den Feind strafen und dann erst jenen Gütern nachstreben; sie stellten den noch ungewissen Erfolg der Hoffnung anheim, aber wollten für das schon ersichtliche Gut voll Selbstvertrauen handeln und dabei lieber kämpfen und sterben, als sich durch Unterwerfung retten; sie flohen den Unglimpf und bestanden mit ihrem Leben den Kampf und sind in einem kurzen Augenblick der Entscheidung, mehr mit Hochgefühl, als mit Todesschauer, vom Dasein geschieden.

So haben sich diese Männer würdig ihres Vaterlandes gezeigt; wer sie überlebt, muß sich dem Feinde gegenüber zwar mehr Glück, aber nicht weniger Muth wünschen; muß nicht blos den Werth dieser Denkart besprechen, über die sich so viel sagen läßt, was ihr eben so gut wißt, wenn man den Muth gegen den Feind preisen will; nein, er muß auch thatkräftig unser mächtiges Vaterland täglich beschauen und sich als seinen Liebhaber zeigen und, wenn er seine Herrlichkeit erkennt, bedenken, daß Männer von Muth und Pflichtbewußtsein und thätigem Ehrgefühl diese Macht einst gründeten, und wenn ihnen ein Unternehmen mißlang, darum nicht auch glaubten, dem Vaterlande ihre Kraft entziehen zu dürfen, sondern ihm das schönste Opfer brachten, denn ihr Leben gaben sie für das Ganze hin und erwarben sich dadurch den unvergänglichen Ruhm und ein herrliches Grab, nicht das Grab, in dem sie liegen, sondern jenes, in welchem ihr Ruhm bei jedem Anlaß zu Wort und That in ewigem Gedächtniß bleibt. Denn die ganze Erde ist das Grab ausgezeich-

neter Männer, und nicht blos eine Säulenschrift in ihrer Heimath zeugt von ihnen; auch im fremden Lande lebt das Andenken mehr an ihre Gesinnung, als an ihr Thun ungeschrieben bei Jedem fort. Diesen nun eifert nach und sucht das Glück in der Freiheit und die Freiheit in dem Muthe. Und wollet Schlacht und Kampf nicht verschmähen; denn nicht dem Unglücklichen, der nichts zu hoffen hat, ziemt's, zur Aufopferung seines Lebens bereit zu sein, sondern dem, der im Leben einen Umschlag zum Gegentheil nicht zu fürchten hat, und bei einer Niederlage am meisten betheiligt ist. Denn den hochherzigen Mann schmerzt jede aus Feigheit erlittene Demüthigung mehr als der Tod, der in kräftiger Thätigkeit und gemeinsamer Hoffnung sich gar nicht fühlbar macht.

Deshalb will ich auch die anwesenden Eltern dieser Männer weniger beklagen, als trösten. Sie wissen ja, daß sie in vielfachem Unglück groß geworden, und daß der glücklich ist, den das schönste Unglück trifft, wie es ihr Tod ist und euer Schmerz um sie, deren glücklich durchlebtem Leben ein gleich glücklicher Tod entsprach. Ich weiß zwar, ihr seid schwer zu überzeugen, ihr, die das Glück Anderer oft an das einst genossene eigene mahnt, da nicht die Entbehrung eines nie gekosteten, nur der Verlust eines schon gewohnten Gutes schmerzt. Aber seid stark! wer noch in rüstigem Alter steht, in Hoffnung auf andere Kinder; denn ein Haus läßt der nachgeborene Sohn den verlorenen verschmerzen, und dem Vaterland bringt das zwiefachen Vortheil: es schützt vor Entvölkerung und fördert die Vorsicht; denn wer nicht gleichfalls Kinder einsetzt und gefährdet, der kann unmöglich bei der Berathung recht und billig stimmen; wer aber unter unter euch das Mannesalter schon überschritten und, was reiner Gewinn ist, den größeren Theil des Lebens das Glück genossen hat, der muß denken, daß der Rest des Lebens kurz ist, und Trost im Ruhme seiner Kinder finden. Denn nur die Ehrliebe altert nicht, und den abgelebten Greis erfreuet nicht, wie Mancher behauptet, ein Gewinn, den er macht, sondern die Achtung, die er genießt.

Doch den anwesenden Söhnen und Brüdern der Gefallenen seh' ich eine schwere Aufgabe gestellt. Die Todten pflegt Jedermann zu preisen, und schwerlich wird man euch an ausgezeichnetem Verdienst ihnen gleich, nein, euch bedeutend nachsetzen. Denn der Lebende hegt Neid gegen Jeden, der ihm gleich steht; nur was ihm nicht entgegentritt, das achtet er mit neidloser Liebe.

Soll ich nun auch von eurer Pflicht ein Wort sprechen, ihr Frauen, die ihr von nun an als Wittwen lebt, so mag ein kurzer Zuspruch Alles sagen: euch gereicht's zum großen Ruhme, eurer Natur treu zu bleiben, und die verdient ihn, deren Tugenden oder Fehler die Männer am wenigsten besprechen.

So hab' auch ich, wie das Gesetz will, Alles, was ich Zweckdienliches wußte, gesprochen, und thatsächlich sind die Bestatteten theils schon jetzt geehrt, theils wird ihre Kinder das Vaterland von nun an von Staatswegen bis zur Altersreife auferziehen; dadurch setzt es einen Ehrenkranz für solchen Wettkampf aus, zum Frommen dieser Todten und der Lebenden; denn je größer der Preis, der des Verdienstes in einem Lande harrt, desto tüchtigere Bürger zählt ein solches Land. — Nun weint euch aus, Jeder über die Seinen, und dann entfernt euch.

Stellung des Künstlers im hellenischen Leben.*

Ueber die Stellung des Künstlerstandes im griechischen Leben sind zum Theil sehr unrichtige Ansichten verbreitet.

„Der griechische Künstler," sagt ein gelehrter Philolog unserer Zeit, „war seiner bürgerlichen Stellung nach wesentlich Handwerker. Selbst den Sprachen des Alterthums fehlt der scharfe Gegensatz, welchen die neueren durch Kunst und Handwerk ausdrücken. Und wenn auch die großen Leistungen, zu denen sich die Technik der Skulptur und Malerei all-

* Nach Ad. Stahr, Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

mählig erhob, die Künste in manchen Augen dem Range der liberalen Künste näherten, so müssen wir uns doch das ästhetische Bedürfniß der klassischen Völker in so hohem Grade entwickelt vorstellen, daß selbst die größten Künstler darum nicht aus dem Bereiche der Banausoi heraustraten, die um Lohn für den gemeinen Bedarf des Lebens arbeiteten. Nur ihren schwächeren Kunstverwandten gegenüber gelang es Einzelnen, sich durch den Vorzug ihrer Werke die Anerkennung der Mit- und Nachwelt zu verschaffen, die ihre Namen schon im Alterthum mit dem verdienten Glanze umgiebt. Als Stand aber stehen sie fortwährend unter dem Publikum, dessen Zwecken der Künstler doch nur als Werkzeug zu dienen scheint. Und die eigene Werkthätigkeit, deren sich doch auch der Meister nicht entschlagen kann, läßt fortwährend zwischen ihm und dem Handarbeiter eine Verwandtschaft übrig, die das herrschende Vorurtheil um so weniger umgehen konnte, je weniger der Handwerker, wie bei uns, in zünftiger Abgeschlossenheit der freien Kunst entgegenstand." *

So weit der unten genannte Alterthumsforscher. Allein diese Ansicht, welche als die allgemein verbreitete gelten kann, bedarf wesentlicher Berichtigung. Und zwar einer so wesentlichen, daß ungefähr nichts von ihr stehen bleibt, sobald man die Sache einer gründlichen Prüfung unterzieht.

Sieht man den Hauptinhalt jener Ansicht genauer an, so findet sich darin, wie mich dünkt, so ziemlich dieselbe Anschauungsweise, welche auch heutigen Tages noch bei der Masse der Menschen gang und gäbe ist, sobald es sich um die bürgerliche Schätzung des Künstlerstandes handelt. Der große Haufe nennt noch heute die Kunst ein brodloses Handwerk. Der Beamte, der Kaufmann, der reiche Industrielle betrachtet es immer noch als eine Art von Unglück, wenn sein Sohn eine Kunst als Lebensberuf erwählt, zumal eine der bildenden Künste, die bei uns nur in den allerseltensten Fällen ihrem Jünger zu „Gut und Geld und Ehre und Herrlichkeit der Welt" verhelfen. Es giebt kaum einen Staatsbeamten, dem nicht seine gesicherte Existenz, sein bestimmter Rang, die Ansicht von der Wichtigkeit seines Berufs und von dem Werthe seiner Thätigkeit für Staat und Menschheit, in seinem Bewußtsein ebenso wie in den Augen der Masse, ein großes Uebergewicht bürgerlichen Ansehens über den Künstler im Allgemeinen, der, wenn er nicht eine Celebrität ersten Ranges ist und durch erworbenen Reichthum oder, was das Beste, durch eine Staatsanstellung seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten vermag, immer als eine Art Paria, als ein Vagabond angesehen wird, bei dem man nicht recht weiß, wohin man ihn rangiren soll. Bildhauer, Maler und Musiker als akademische Professoren, Galleriedirectoren, Hofmaler, Kapellmeister und dergleichen haben sich einer ganz anderen bürgerlichen Schätzung zu erfreuen, als Bildhauer, Maler und Musiker schlechtweg. Aber diese Schätzung gilt eben vorwiegend nicht dem Künstler, sondern dem durch den Staats- oder Hofstempel in die bürgerliche und gesellschaftliche Rangordnung einregistrirten Beamten.

Statt also von der geringen Achtung zu reden, in welcher bei den Alten die Künstler standen, wird man vielmehr bei genauerem Zusehen auch hier ein menschliches Uebergewicht über uns in der Gesundheit ihrer Ansichten anerkennen müssen.

Man beruft sich, um die geringe Schätzung des Künstlerstandes im Alterthum und selbst bei den Griechen zu beweisen, zunächst auf einige Aussprüche des Platon und Aristoteles. Sehen wir uns also diese einmal genauer an.

Ein junger Athener aus einem altvornehmen und reichen Hause, Hippokrates, des Apollodoros Sohn, voll Ehrgeiz, sich als Staatsmann und Redner auszuzeichnen, kommt zum Sokrates und bittet denselben, ihn bei dem so eben auf seiner philosophisch-virtuosistischen Kunst- und Rundreise durch Griechenland in Athen eingetroffenen berühmten Sophisten Protagoras als Schüler einzuführen. „Du willst doch hoffentlich," fragt Sokrates den jungen Mann, „nicht selbst ein solcher Sophist werden, der in Hellas umherzieht und für Geld seine Weisheitskünste

* K. F. Hermann. Ueber die Studien der griechischen Künstler.

lehrt? Ich denke bei aller Bewunderung, die du dem Protagoras als Weisheitslehrer zollst, würdest du das für eine Schande halten." — „Wenn ich aufrichtig sein soll, ja!" erwiedert erröthend über den bloßen Gedanken der junge, reiche und vornehme Aristokrat, und Sokrates fährt fort: „Ich verstehe! Nicht wahr? Protagoras soll dir als Lehrer in seiner Kunst nur das sein und geben, was dir deine Lehrer in der Literatur, in der Musik und in den gymnastischen Künsten gewesen sind, deren Unterricht du nicht genossen hast in der Absicht, von jenen Dingen Metier zu machen, sondern nur der vollständigen Bildung wegen, wie sich's für den freien Mann geziemt, der nicht Profession von irgend einer Kunst macht."

Dieser Ausspruch Platon's, den man zu Anfange seines Protagoras findet, enthält eine Ansicht, welche in den platonischen Werken mehrmals wiederholt wird, und welche allerdings als die Ansicht des gesammten hellenischen Alterthums gelten kann. Aber was besagt sie denn eigentlich? Im Grunde doch wohl nichts Anderes, als was unter ähnlichen äußeren Umständen und Verhältnissen der betreffenden Personen noch heutigen Tages allgemein geltende Ansicht ist. Wir stehen nämlich in jener Stelle Platon's auf durchaus aristokratischem Boden, auf dem Boden der durch Adel und Reichthum bevorzugten Gesellschaft. Jener junge Athener ist mit nichts Geringerem in unserer Zeit zu vergleichen, als mit einem jungen englischen Lord, oder mit dem Sohn und Erben eines reichen und vornehmen deutschen Aristokraten und Grundbesitzers oder vornehmen Staatsmannes, d. h. mit einem jungen Menschen, dem eine glänzende Laufbahn im Parlament, auf dem Richterstuhle, im Staats- und Kriegsdienste oder in der Diplomatie offen steht, und der auch vollkommen bereit ist, sich aller, ihm durch seine Stellung und Geburt dargebotenenen Vortheile zu bedienen. Nun frage man sich einmal einfach, ob ein solcher junger Gentleman und moderner Aristokrat unserer Tage nicht ebenfalls über den Gedanken unwillig erröthen würde, wollte man seine Lust, einen berühmten reisenden Virtuosen, Vorleser und dergleichen zu hören, oder den Unterricht eines berühmten Musikers, Bildhauers oder Malers zu genießen, was beiläufig in jenen Tagen Platon's bei jungen, vornehmen Athenern so wenig wie bei uns unerhört war, — so auslegen, als beabsichtige er selbst eine ähnliche Carrière zu machen und für Geld zu spielen, zu malen oder Vorlesungen zu halten?

Man hat eben eine Hauptsache nicht berücksichtigt. Nämlich Platon sowohl, wie Aristoteles, der, wie wir bald sehen werden, hierin mit seinem großen Lehrer völlig übereinstimmt, gehen in solchen Urtheilen, welche die bürgerliche Stellung des Künstlerstandes herabzusetzen scheinen, und in ihren Ansichten über die Verhältnisse des freien Mannes, des bevorrechteten Staatsbürgers, zur Kunst und ihrer Ausübung von allgemeinen staatspädagogischen Anschauungen aus. Beide haben den Staatsbürger, haben die Erziehung des edel- und freigeborenen Atheners zum Staatsbürger im antik republikanischen Sinne, also zum politisch wirksamen, heute gehorchenden, morgen regierenden Mitgliede eines Gemeinwesens im Auge, das nicht, wie der heutige Staat, ein bureaukratisches Abstraktum, sondern ein lebendiger Organismus, der Inbegriff und das Werk, ja man kann sagen, das Kunstwerk der Bürger selbst ist, welche ihn ausmachen. Dieser Staat nahm den ganzen Menschen, der sich ihm als Bürger weihte, in Anspruch. Um in Wahrheit und Wirklichkeit ein Bürger im antiken Sinne, ein politischer Mensch zu sein, und als wirksames Mitglied dieser Gesellschaft — Koinonie nennen sie die Hellenen — an dem großen Kunstwerke, Staat genannt, erhaltend und vertheidigend, fördernd und bildend mitzuarbeiten, dazu gehörte vor Allem Ungetheiltheit des Lebens und Strebens.

Dies ungetheilte Streben des Vollbürgers einer hellenischen Republik haben Platon und Aristoteles, die beiden großen Vertreter des über sich selbst denkenden politischen Hellenenthums, im Auge, wenn sie im Geiste ihrer Zeit und ihres Volkes von dem Maße sprechen, mit welchem sich der junge Staatsbürger an der bildenden

Kunst, wie an der Kunst überhaupt, betheiligen solle und dürfe. Und was sie darüber sagen, ist so vernünftig, so in der Natur der Sache begründet, daß es noch heute eben so wahr ist und dieselbe Geltung verdient, wie vor mehr als zwei Jahrtausenden. Ihre Ansicht läuft nämlich auf den einfachen Satz hinaus, daß Niemand zweien Herren dienen, d. h. in unserem Falle, daß Niemand zu gleicher Zeit bildender Künstler von Profession und praktischer Staatsbürger eines hellenischen Freistaates sein kann. Dabei ist die höchste Anschauung von dem Werthe und der Würde der Kunst und folgeweise auch der wahren Künstler so wenig ausgeschlossen, daß unserer Zeit nur eine gleich hohe und edle Ansicht von beiden zu wünschen wäre, wie sie das gebildete hellenische Alterthum besaß.

Platon also wie Aristoteles sprechen überall, wo sie das Verhältniß eines freigeborenen Hellenen zur Kunst und insbesondere zur bildenden Kunst erwähnen, als Staatspädagogen. Ihre Grundsätze und Urtheile sind pädagogische Anweisungen und Vorschriften für die Bildung des künftigen Staatsbürgers. Dadurch bestimmt sich der Werth, den sie auf die verschiedenen Künste als Bildungsmittel legen, bestimmt sich das Ziel und der Zweck, welchen man bei dem Unterrichte der Staatsjugend im Auge haben soll. Dies Ziel, diesen Zweck nannte, wie wir gesehen, der platonische Sokrates Bildung, das heißt gleichmäßige, harmonische Entwickelung aller menschlichen Anlagen und Kräfte. Ebenso Aristoteles. Hören wir diesen größten Staatsweisen, so sind Gesundheit und Schönheit des Leibes, Sicherheit seiner selbst, Geschick und Fertigkeit zu den Verrichtungen des Bürgers im Frieden oder im Kriege, die Vortheile, welche dem jungen Hellenen die Gymnastik verschaffen soll. Nicht einseitig zum Athleten und Krieger soll er abgerichtet werden, denn ein solcher gilt in der Schätzung des Aristoteles nicht viel besser, als ein wildes Thier, und er tadelt einen spartanischen Militärstaat sehr, daß derselbe bei seiner Jugenderziehung keine andere als eine solche Abrichtung vorzugsweise im Auge habe.

Was die Gymnastik für die harmonische Ausbildung des Leibes, das ist die Musik für die allseitige Entwicklung der Seelenstimmung. Gesang und Musik soll der junge künftige hellenische Staatsbürger treiben, nicht um ein Virtuose, ein Musiker von Profession zu werden — denn beides paßt nicht für seine eigentliche Bestimmung, — sondern um die sittlich erziehende und veredelnde Kraft dieser reinsten aller Künste an sich zu erfahren, um im Stande zu sein, nach der Arbeit wahrhafte Erholung zu genießen, und in der Muße, die das Ziel und der Zweck aller menschlichen Arbeit, sich des würdigsten und edelsten Genusses zu erfreuen. „Man lernt wahrhaft nur das kennen, was man selbst treibt," dieser Grundsatz steht obenan bei Aristoteles, so oft er das Verhältniß des zu erziehenden hellenischen Staatsbürgers zu den Künsten bespricht. Der freie, edle hellenische Knabe und Jüngling soll darum auch die Kunst des Zeichnens lernen — zur Zeit des Aristoteles gab es öffentliche Schulen dafür in manchen hellenischen Städten, — damit er durch solche Kunstübungen Auge und Sinn für die Schönheit der Formen bilde und schärfe und so auch zugleich im Stande sei, die Meisterwerke der Künstler zu genießen und richtig zu beurtheilen. Wie verbreitet die Kunstübung durch Jugendunterricht auch nach Aristoteles in Ländern griechischer Bildung war, zeigt u. A. auch der Umstand, daß der unglückliche Sohn des von den Römern besiegten Königs Perseus von Macedonien Anfangs in Rom seinen Unterhalt durch künstlerische Arbeiten in Erz und edlen Metallen verdiente, bis man ihm dort eine Art Schreiberstelle in der Verwaltung gab.

Es mochte auch zu Aristoteles' Zeit manchen Philister geben, der an den Staatspädagogen die Frage richtete: „was denn solcher Kunstunterricht für Nutzen schaffe?" — Auch für diese Art Leute hat Aristoteles ein beschwichtigendes Trostwort, indem er ihnen erwiedert: „der so Ausgebildete werde dadurch in den Stand gesetzt sein, sich beim Ankauf oder Verkauf von Kunstwerken und kunstvollem Hausrath vor Betrug und Schaden zu hüten." Aber gieb solchen banausischen Menschen, den Philistern von damals, diesen Trost nicht auf den Weg, ohne zugleich das

unsterbliche Wort hinzuzufügen: „Jedoch bei allen Dingen nach dem Nutzen zu fragen, geziemt sich am wenigsten für den hochsinnigen und freien Menschen.“ Zu solchen hochsinnigen und freien Menschen aber, die nicht nach dem „Nutzen“ des Schönen und der Kunst fragen sollen, wollte Aristoteles, wollte das Hellenenthum die Jugend erzogen und zwar von Staatswegen erzogen und gebildet wissen, durch die Veredlerin der Menschheit, die Kunst.

Aristoteles ist der Maßstab für die gesammte selbstbewußte Bildungshöhe des Hellenenthums; und gerade er besaß die höchste Ansicht von dem Werthe und der Würde der Kunst. Er dachte nicht minder groß von ihr wie Schiller, wenn dieser dem Menschen zuruft: „Im Fleiß kann dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein; dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern, die Kunst, o Mensch, hast du allein!“ Denn dieses große Wort ist ein echt hellenisches. „Die Kunst, sagt Aristoteles,“ ist ausschließliches Eigenthum des Menschen, der sich durch ihren Besitz von allen übrigen lebenden Wesen unterscheidet. Sie ist es, welche den höchsten Lebenszweck der Tugend und Sittlichkeit verwirklichen hilft. Das künstlerische Schaffen, wie das sinnige und verständnißvolle Betrachten und Genießen des Kunstwerks, gehört nicht nur zu den höchsten Genüssen, sondern auch zu jenen höchsten Thätigkeiten des Geistes, die ihren Zweck in sich selber haben. Darum ist beides der edelste und reinste, ja göttlich zu nennende Genuß der Muße, ein Genuß, in dessen unverkümmertem Besitze die vollkommene, die göttliche Glückseligkeit besteht, und der dem mühebeladenen Menschengeschlechte als ersehntes Ziel der anstrengenden Arbeit in Kriegs- und Staatsgeschäften tröstlich entgegenleuchtet. Unterschieden von der Erholung, welche im Ruhenlassen der zuvor angespannten Seelenkräfte besteht, ist diese Muße vielmehr reine göttliche Thätigkeit, eine Thätigkeit, die an sich und in sich selber Zweck und Ziel allen Strebens ist, während Kriegs- und Staatsgeschäfte ihre Zwecke und Ziele außerhalb der mit ihnen verbundenen Thätigkeit haben und eben darum die Glückseligkeit, das Ziel allen menschlichen Strebens, nicht in sich schließen. Sie erzeugen vielmehr in dem wahren Menschen nur die Sehnsucht nach dem Genusse jener Muße, deren edelste Ausfüllung die künstlerische Thätigkeit ist und das Betrachten des Schönen, welches die Kunst erschafft und verwirklicht. Denn der Künstler ist Schöpfer, und die Kunst schafft organisch bildend wie die Natur, aber nicht wie sie bewußtlos, sondern mit Bewußtsein. Nicht das Einzelne und Besondere des zufälligen Seins, sondern das Bleibende und Wesentliche, das Allgemeine, die Idee, welche sich in dem besondern Dasein giebt, sie ist es, welche in dem Künstler wirksam ist und in seinem Werke als die belebende Seele das Ganze von innen herausgestaltet. Der Künstler ist Herrscher über das Einzelne und Besondere; und dieses ist für ihn nur das Material, über welches er schöpferisch frei gebietet, um in dem harmonisch gegliederten, von der Idee der Schönheit beseelten Kunstwerke das Vollkommene darzustellen, welches eben so schwer zu erreichen ist im Gebiete der praktischen Thätigkeit.“

So dachte der Schöpfer und Vollender der hellenischen Aesthetik über Werth und Würde der Kunst und des künstlerischen Schaffens. Und das Volk, dem er angehörte, dessen verkörpertes Selbstbewußtsein diesen größten aller Denker darstellt, es sollte gering gedacht haben von den Genien, denen ein Gott die Gabe solchen künstlerischen Schaffens verliehen? Es sollte die Künstler gering geachtet haben im Leben, deren schöpferische Thätigkeit ihm sein Leben erst lebenswerth machte?

Dies Volk, das einen Gott sich erschuf, der selbst ein Dichter und Musiker, und einen andern, der der erste war aller bildenden Künstler; dies Volk, das den Ursprung der Kunst an die verehrte Heroengestalt seines Dädalos knüpfte, und dem „Erfinder der Kunst“ fast göttliche Ehre erwies; dies Volk, das den Schöpfer der Antigone aus Dankbarkeit für den ihm durch das herrliche Kunstwerk gewährten Genuß zum Feldherrn erwählte; das seinen großen Künstlern neben seinen Staatsmännern und Kriegshelden, Philosophen und Dichtern Statuen errichtete;

das dem Phidias erlaubte, auf das Kunstwerk aller Kunstwerke, auf das Bildniß des olympischen Zeus, die stolze Inschrift zu setzen: Phidias, der Athener, Charmidas Sohn, hat mich geschaffen! — dies Volk, dem es nicht zu viel Ehre schien, neben den Bildsäulen seiner Götter die Bildsäulen der Meister aufzurichten, deren Kunst jene ins Leben gerufen hatte; dies Volk soll ein erniedrigendes Vorurtheil gehegt haben gegen den Stand und Beruf seiner Künstler? Nimmermehr.

Allerdings erscheint auch die Kunst und mit ihr der Künstler im antiken Leben in gewisser Weise dienend den höheren Zwecken des Staates und der Religion, dienend dem großen Lebenskunstwerke der ganzen Koinonie, des ganzen einheitlichen Vereins freier Menschen und Bürger. Aber nicht anders und nicht mehr, wie auch jede andre Kraft und Thätigkeit des Leibes und der Seele diesem Ganzen dienend und geweiht war. Und eben so ist es neben dem höchsten Begriffe, den das gebildete Hellenenthum von der Kunst hegte, im Wesen dieses Volks begründet, daß es einen Unterschied machte zwischen der Thätigkeit des freischaffenden, des schöpferischen Künstlers, und zwischen dem Thun des sklavisch an einen äußerlichen Zweck gebundenen und diesem um Lohn dienenden Handwerkers. Aber auch noch einen andern Unterschied machte es unter den Künsten und den Künstlern selbst, einen Unterschied, der auf das Allerinnigste zusammenhängt mit der gesammten antik hellenischen Lebensanschauung. Jede niedre Körperanstrengung, jede Beschäftigung, jedes Thun, zu welchem vorzugsweise der Leib und seine Kraft als physisches Mittel benutzt wird, galt dem Hellenen als unwürdig eines freien Mannes, eines hellenischen Vollbürgers. „Die niedrigsten Thätigkeiten“, sagt Aristoteles, „sind die, bei welchen der Krieger am meisten mitgenommen wird, wie die verächtlichsten die sind, welche die geringste innere Tüchtigkeit erfordern.“ Dies gilt, wie er ausdrücklich hinzufügt, auch von der Thätigkeit des Künstlers und des Handwerkers.

Darnach stuft sich die Schätzung ab, in welcher die Kunstthätigkeiten und die, welche sie üben, für das hellenische Bewußtsein stehen. Obenan rangirt darnach der Dichter, dessen Material das körperlose Wort ist und der Gedanke die Empfindung, die er ausdrückt. Ein Aeschylus und Sophokles, Euripides, Pindar und Aristophanes waren fürstengleiche Männer, den Angesehensten gleich in ihrem Volk und Staate, den Besten befreundet.

In der bauenden und bildenden Kunst ist es, wie in der Ausübung der Musik, wieder nur das Mehr oder Minder der rein körperlichen Thätigkeit, welche den Künstler von dem Kunsthandwerker, den erfindenden Schöpfer von dem handwerkernden Macher, dem Banausos, unterscheidet. „Nicht die Handwerker und Steinmetzen, welche den Riß ausgeführt haben, sind die Erbauer des Tempels, sondern dem Baumeister, der den Plan ersann, gehört schlechthin“, wie Aristoteles sagt, „das Werk und seine Ehre; denn wie die denkende Vernunft die Werkmeisterin der Tugend ist, so ist der Baumeister die denkende Vernunft, die das Kunstwerk erschafft.“ Und wie der griechische Denker das musikalische Virtuosenthum für die Jugenderziehung der Staatsbürger verwirft, weil die Erwerbung solcher Virtuosität Leib- und Seele schwächt und ungeschickt macht zu den Verrichtungen eines freien hellenischen Bürgers, so verliert nach seinem Urtheil jede Uebung einer Thätigkeit an Werth und Ehre für den ganzen und vollkommenen Menschen, die den, welcher sie übt, allzu sehr an die Materie bindet, und ihn zwingt, im Kampfe mit ihrer Ueberwältigung sich allzusehr abzuarbeiten.

Solche Arbeit war, nach der Ansicht des ganzen Alterthums, Sache nicht des freien Mannes, sondern dessen, der ihm sein freies Dasein möglich machte, des Sklaven.

Und dem Sklaven zunächst, der das Werkzeug eines einzelnen Andern ist, für den er die Nothwendigkeiten des Lebens beschafft, steht der Tagearbeiter und Handarbeiter, der Sitzende besonders, der „Banausos“, wie ihn die Griechen nannten, der um Lohn arbeitet für die äußern Bedürfnisse des Allgemeinen. Die Kunst war Ehrensache des Freien, das Handwerk und die Körperarbeit Lebensbürde des Knechts oder des Einsassen, des banausischen Tagwerkers. Aber wenn gleich

kein vollfreier Mann, und nach Aristoteles' innigster Ueberzeugung, auch nicht berechtigt, Vollbürger zu sein im besten Staat, in der wahren republikanischen Politeia, ist der freie Handwerker doch lange noch kein Sklave. Denn er wählt seinen Beruf nach eigenem Entschluß und übt ihn nicht für einen Herrn, sondern als freier Mensch für Alle.

Auch liegt das Unwürdige des „Banausischen" nicht etwa im Handwerk allein, oder auch nur in ihm selbst überhaupt, sondern in seinen Folgen, in deren Wirkung auf den sittlichen und geistigen Zustand des ganzen Menschen. Und in dieser Beziehung ist nach Aristoteles' Ansicht jede Thätigkeit, jede Kunst, ja selbst jede Wissenschaft für eine unwürdige, niedrige, banausische zu achten, wenn sie von der Art ist, oder wenn sie geübt wird, daß sie den Menschen an seiner Gesammttugend und Tüchtigkeit schädigt und ihn dadurch behindert an der Erfüllung seines Berufs und seiner Bestimmung: ein freier, schöner, an Leib und Seele kräftiger und tüchtiger Mensch und Bürger zu sein.

Ich will die Stelle des Aristoteles ganz mittheilen, weil sie beherzigenswerth ist für unser, durch banausische Uebung so mancher Wissenschaft und Kunst, durch die Hetzjagd der Examina und durch die Schul- und Wissenschaftszüchterei an Leib und Seele vielfach verkrüppeltes Geschlecht. „Die Thätigkeiten", sagt der griechische Weise, „zerfallen in solche, die einem Freien wohl anstehen, und solche, die ihm nicht geziemen. Offenbar also dürfen unter den nützlichen nur solche Beschäftigungen getrieben werden (nämlich von dem zum Staatsbürger auszubildenden freien hellenischen Knaben und Jünglinge), die den, welcher sie treibt, nicht zu einem Handwerker (Banausos) machen und an seiner leiblichen und geistigen Menschenwürde schädigen. Für solche den Menschen erniedrigende Beschäftigung ist aber jede Thätigkeit, ist jede Kunst und jede Wissenschaft (genauer: „jedes Lernen einer Wissenschaft") zu achten, sobald sie den Leib oder die Seele oder das Denkvermögen der Freien untüchtig machen zum würdigen Genuß des Daseins und zu den verschiedenen Beschäftigungen der ihnen eigenthümlichen Tugend, will sagen: zu ihrer vollkommenen Tüchtigkeit als Menschen und Bürger. Darum nennen wir auch alle die Künste und Fertigkeiten, die eine Verschlechterung des gesunden harmonischen Körperzustandes zur Folge haben, eben so gut banausische (niedrige), wie die Verrichtungen des niedrigen Tagelöhners. Denn sie machen das Denken und die Denkart des Menschen unfrei und kümmerlich."

Auch im hellenischen Alterthum war das Handwerk ein rühmliches Geschäft, das keinen freien Bürger verunehrte. Bei Homer schon sieht man überall, wie die sinnig geübte Thätigkeit des Handwerkers hochgeehrt ward. Der geschickte Goldschmied, der für den König Nestor die Hörner des Opferstiers vergoldet, der trefflichste der Lederarbeiter, welcher den großen Schild des Ajax verfertigt hatte, werden sogar werth gehalten, mit Namen genannt zu werden.

Und erscheinen nicht in jenen heroischen Zeiten die Könige und Königsfrauen selbst mit edlem Handwerk beschäftigt? Odysseus zimmert sich selbst sein Bettgestell, und Penelope und Nausikaa sind geschickte Weberinnen, wie viele andere fürstliche Frauen. Götter und Göttinnen sind Schutzherren und Schirmerinnen des Handwerks: Hephästos der Schmiede, Pallas der Weber und Zimmerer, Prometheus der Schöpfergebilde, ja, der Gott Hephästos hielt es nicht für zu gering, wie wir bei Homer lesen, ein Werk des Dädalos nachzuahmen.

Und sehen wir denn nicht überhaupt Kunst und Kunsthandwerk der Hellenen in den ältesten Zeiten auf das Engste verknüpft mit Religion und Kultus, als deren Diener gleichsam die Künstler erscheinen? Wird nicht durch die Sage, welche den Thonbildner Prometheus den ersten Mann, den göttlichen Erzkünstler Hephästos das erste Weib erschaffen ließ, die früheste Anwendung der Bildformerei als ein heiliges Werk gefeiert? Und nannten nicht die Sagen der ältesten Pflanzstätten der Kunst in Hellas mit dankbarem Stolze die Namen der ersten großen Meister, welche gleichsam als Heroen an der Spitze der Kunstanfänge

stehen, wie Dädalos zu Athen, Prometheus in dem kunstreichen Sikyon, Epeios, der Zimmerer des trojanischen Pferdes, in Argos und Smilis in Aegina?

Doch kehren wir zurück zur historischen Zeit der Hellenen. Allerdings haben sie im gewöhnlichen Leben zuweilen den Handwerker Künstler genannt, aber nie einen wirklichen Künstler Handwerker.

Phidias und Polygnot sind allerdings Demiurgen nach der griechischen Sprachbezeichnung, und Demiurgen werden auch die griechischen Handwerker benannt. Aber nie ist es einem gebildeten Alten eingefallen, jene Künstler und ihres Gleichen mit der Bezeichnung zu benennen, welche vorzugsweise, ja genau genommen ausschließlich, nur den Handwerkern als solchen zukommt.

Diese Bezeichnung ist Cheironax. Ein Cheironax heißt wörtlich Einer, der seine Hände in der Gewalt hat und zu brauchen versteht. Dies ist der Handwerker, wie wir ihn auffassen, im Gegensatz zum Künstler. Anders verhält es sich mit dem Worte Demiurgos. Dies Wort bedeutet seinem Ursprunge nach einen Menschen, der für das Allgemeine, für das Volk (Demos) Schönes, Nützliches und Gutes schafft und arbeitet. Es hat also eine unendlich weitere, umfassendere Bedeutung, als das erstgenannte. Darum heißen schon bei Homer nicht nur die Zimmerleute, sondern auch die Herolde, Aerzte, ja sogar die Sänger und Dichter Demiurgen.

Diese umfassende Bedeutung blieb in Kraft, ja sie dehnte sich noch weiter aus mit dem Wachsen der republikanischen Freiheit bei den Griechen. In der Blüthezeit des hellenischen Lebens bezeichnete man mit diesem Ausdrucke alle Menschen und alle Thätigkeiten, welche für das Leben des Allgemeinen, des Volkes, das Nützliche und Nothwendige oder das Gute und Schöne wirkten und schafften. Der Baumeister, der dem Griechen seine Tempel errichtete, der Bildhauer, der ihm seine Götter und Heroen zu leiblichem Dasein erschuf, der Maler, der die großen Thaten seiner Helden, die siegreichen Kämpfe der Ahnen oder der Gegenwart in Farben verherrlicht vor die Augen stellte, der Sänger und Musiker, der ihm Herz und Sinn durch seines Gesanges und Spiels Kunst entzückte, sie alle hießen dem Griechen Demiurgos.

Und weit gefehlt, daß dieses Wort an und für sich einen gemeinen und verächtlichen Nebenbegriff gehabt hätte, brauchte es der Grieche selbst zur Bezeichnung derjenigen Thätigkeit, welche in seinen Augen, in den Augen des politischen Menschen, des freien hellenischen Staatsbürgers, die höchste war und die höchste Ehre gab: zur Bezeichnung der Thätigkeit des Staatsmannes. Denn nicht nur bei den dorischen Griechen in Sparta allein, sondern auch in vielen andern Staaten hießen die höchsten Regierungsbehörden Demiurgen, ihr Thun Demiurgie, d. h. Arbeit für das Wohl des Allgemeinen. Ja, selbst die Gottheit mit diesem Worte zu bezeichnen, trugen die griechischen Philosophen kein Bedenken, und der Schöpfer, Erhalter und Regierer dieses großen Gesammtkunstwerkes, Weltall, Kosmos genannt, führt bei ihnen den Namen eines Demiurgos der Welt.

Daneben freilich galt das Wort auch als Bezeichnung nicht nur jedes nützlichen Geschäfts, jedes Handwerks und Gewerbes, dessen Thätigkeit das Allgemeine nicht entbehren konnte, — vom Arzt herab bis zum Brot- und Kuchenbäcker.

Wir sehen also: nicht in dem Worte, nicht in dem Namen Demiurgos an und für sich liegt das Herabsetzende, das Verächtliche oder doch Geringschätzende, sondern darauf kommt es an, wer es ist, der diesen Namen führt, und welcher Art die Thätigkeit, die damit bezeichnet wird. Es läßt sich beweisen, daß der Stand des Künstlers, daß der Künstler, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, sich im ganzen hellenischen Alterthum einer bürgerlichen Achtung und Schätzung, einer Verehrung und begeisternden Bewunderung seines Volkes erfreute, von welcher die neuern Zeiten noch weit entfernt sind.

Neuntes Buch.

Die Zeit der inneren Kämpfe,

oder vom peloponnesischen Kriege bis zur macedonischen Herrschaft.*

Der peloponnesische Krieg.

(431 bis 404 v. Chr.)

Perikles hatte mit Sparta einen dreißigjährigen Waffenstillstand geschlossen. Vierzehn Jahre hielt der Frieden zwischen Athen und Sparta. Dann brach der

* Nach W. Zimmermann, Weltgeschichte. Mit Hinzufügungen aus Xenophon, Hellenische Geschichte, G. R. Sievers, Geschichte Griechenlands, G. Grote, History of Greece, W. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde, und A. Böckh, Haushaltung der Athener.

Digitized by Google

peloponnesische Krieg aus, dessen Ende die Demüthigung Athens und die Brücke zur macedonischen Herrschaft war.

An der Spannung zwischen den Athenern und ihren Bundesgenossen waren diese wie jene schuld. Die Bundesgenossen Kleinasiens waren durch die lange Knechtschaft unter Persien und durch den Einfluß des orientalischen Lebens verwöhnt und verweichlicht: sie wollten sich weder anstrengen, noch leisten, wie es dem Bunde, seinen Gesetzen und Zwecken gemäß war. Die Athener waren im Rechte, wenn sie die Zügel des Bundes gegen die Weigernden und Säumigen straffer anzogen, aber ihnen schadete die Härte und Grausamkeit, womit sie, wie auf Naxos, so anderwärts widerspenstige, aufständische und abfällige Bundesglieder bestraften. Die Bundesgenossen trugen die Bundesvorstandschaft Athens jetzt nur wie eine Zwingherrschaft; die andern freien Staaten sahen mit Furcht auf die Uebermacht und die Fortschritte Athens; die Sympathie wandte sich von Athen ab und Sparta zu.

In Athen selbst wuchs der Uebermuth und die Herrschsucht des Volkes und die Unternehmungslust. Die Einen wollten Aegypten und die persischen Seeprovinzen erobern, die Andern Sicilien, die Etrusker und Karthager unterwerfen. Perikles wollte nur den Frieden; ihn zu erhalten, soll er zehn Talente aus der Staatskasse jährlich verausgabt haben, um die einflußreichsten Spartaner damit zu bestechen. Es gelang ihm auch, die Eroberungsgelüste der Athener zu bemeistern, und er schrieb eine Nationalversammlung aller Griechen aus, welche von jeder griechischen Stadt beschickt werden sollte. Er hatte dabei den Gedanken, alle Griechen in Europa und Asien in einen Bund zu vereinen, und durch Athens Stellung wäre bald von selbst dann der Staatenbund ein Bundesstaat geworden, mit Athen an der Spitze.

Dieser große nationale Gedanke scheiterte an dem Widerstande Sparta's.

Die Eifersucht und die Spannung zwischen Athen und Sparta und die immer schärfer hervortretenden Sonderinteressen beider Staaten hatten den Bruch zwischen Sparta und Athen und den Bruderkampf auf Tod und Leben zwischen beiden um die Obmacht lange vorbereitet. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, und der lange angesammelte Brennstoff brach in hellen Flammen aus.

Dieser kleine Anlaß war eine Streitigkeit Korinths mit seiner Tochterstadt Korcyra — über die Enkelstadt Epidamnos an der illyrischen Küste. Korcyra hatte eine bedeutende Seemacht, Korinth war die Hauptseemacht im peloponnesischen Bunde; die Seeinteressen Athens durften Korcyra nicht unterliegen lassen, weil sonst Korinth sich mit der korcyräischen Seemacht verstärkte, und der atheniſchen unbequem wurde.

So stand Athen den Korcygräern bei in einer Seeschlacht, aber erst, als diese nahe am Unterliegen waren.

Korinth verleitete nun Potidäa, eine Stadt des athenischen Bundes, zum Abfall, es nahm die Hülfe Sparta's in Anspruch und der andern peloponnesischen Bundesgenossen, und bald war ganz Griechenland in den Bund hineingezogen, der ein Kampf wurde eben so sehr des dorischen Stammes mit dem ionischen, als des aristokratischen Princips mit dem demokratischen.

Denn wie in Athen, so hatte Perikles in allen Staaten des athenischen Bundes die aristokratische Partei gestürzt, die demokratische Verfassung durchgeführt, und die vertriebenen Aristokraten hatten den Schutz Sparta's gesucht; die in den Städten zurückgebliebenen Aristokraten bildeten die spartanisch gesinnte Partei innerhalb der Städte selbst, die zum athenischen Bunde gehörten.

So war Griechenland im Ganzen in zwei Kriegslager gespalten, und außerhalb des Peloponnes wiederholte sich das in den meisten einzelnen Städten; es stand eine Partei gegen die andere theils in Waffen, theils in Widerspruch.

Sparta hatte selbst in Athen eine Partei sich gebildet und arbeitete durch diese an dem Sturze des Perikles. Umsonst. Um wenigstens alles Gehässige des Krieges auf ihn zu wälzen, stellte es Friedensbedingungen, die er um seiner selbst und um Athens willen unmöglich annehmen konnte. Perikles aber stieg nur in dem Vertrauen der Athener, je mehr

er sie zum Vertrauen auf sich selbst ermuthigte: er hatte für den lange vorausgesehenen Krieg Vorbereitungen getroffen, im Staatsschatz 6000 Talente, und die reichsten Vorräthe in vielen Magazinen aufgehäuft.

Im Frühjahre 431 begannen die Feindseligkeiten mit gegenseitigen Verwüstungen. Die Athener verheerten mit ihren Flotten die peloponnesischen Küsten, zu Hause vertheidigten sie sich hinter ihren Städten und überließen den Peloponnesiern das platte Land. Dadurch wurden die Städte, vor allem Athen, mit Menschen überfüllt. Alle Straßen waren voll von Baracken, worin die Landbewohner untergebracht waren. Von Aegypten herüber wurde die Pest eingeschleppt. Fürchterlich wüthete diese in dem menschenvollen Athen. Die entsprechende Wirkung blieb nicht aus. Die Einen drückte Entsetzen und Stumpfsinn nieder, die Andern stürzten sich in die wildesten Genüsse; der Tod mähete in der Stadt, während außerhalb der Mauern die Peloponnesier mit Brand und Plünderung wütheten.

Des Perikles Feinde schrieen jetzt, er sei an allem Unglück schuld: das Volk strafte ihn um fünfzig Talente und schloß ihn von der Staatsverwaltung aus. Seine Freunde, seine Verwandte, einen nach dem andern, tödtete die Pest. Auch einen Sohn raffte sie ihm hinweg. Er trug es wie ein Mann, daß der Tod ihn so rasch entlaubte, daß sein Volk ihn verkannte. Die Pest nahm auch den zweiten und letzten Sohn. Als er diesem, gemäß der griechischen Sitte, den Todtenkranz aufsetzte, war der Schmerz größer, als er, ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Bald darauf wandte sich ihm das Volk wieder zu und legte die Oberleitung des Staates aufs Neue in seine Hände. Aber seine Kraft war gebrochen, die Pest ergriff auch ihn und warf ihn auf das Sterbelager. Die angesehensten Männer der Stadt, die herzugeeilt waren, rühmten, ihn bewußtlos wähnend, seine Tugenden und seine Thaten, als er, plötzlich sich aufrichtend, die Worte sprach: Ich wundere mich, daß ihr von mir rühmt, was ich mit so vielen Kriegern gemeinschaftlich habe, aber das Beste vergesset, daß kein Athener um meinetwillen ein schwarzes Kleid anlegen durfte! — Darauf sank er nieder und starb.

Jetzt waren die Parteien des Zügels gänzlich ledig: der Geist, der die Massen und ihre Leidenschaften so oft beschworen hatte, war hinweggegangen.

Kleon, ein Geschäftsmann, der vorzugsweise einen ausgedehnten Landhandel betrieb, mit derber Volksberedtsamkeit, schlau, im Kriege kühn und glücklich, schon lange der Führer der äußersten demokratischen Schattirung, leitete eine Zeit lang Athen, und mit ihm herrschte die Kriegspartei. Er war blutgierig und habsüchtig; ehe er zur Gewalt gelangt war, war sein Vermögen gering, bei seinem Tode betrug es fünfzig Talente.

Kleon nahm auf der Insel Sphakteria die ganze spartanische Besatzung gefangen. Aber in der Schlacht bei Amphipolis fand er den Heldentod; mit ihm zugleich fand ihn sein Gegner, der spartanische Feldherr Brasidas; die Athener waren im Nachtheil geblieben.

Mit Kleon's Tode sank der Einfluß der Kriegspartei, Athen schloß mit Sparta einen fünfzigjährigen Frieden.

Aber schon nach sechs Jahren erneuerten sich die Feindseligkeiten. Alcibiades trat auf.

Alcibiades.

Hören wir zunächst die Schilderung, die L. Stacke von ihm entwirft. Alcibiades, der verwandt mit Perikles war, stammte aus einem reichen und edlen Geschlechte, das bis auf Ajax hinaufreichte. Die Natur hatte ihn mit den glänzendsten Gaben des Körpers und der Seele ausgestattet; er besaß eine sehr schöne Gestalt, einen lebhaften, durchdringenden Geist, eine einschmeichelnde Stimme, die durch ein leises Anstoßen mit der Zunge — er konnte den Buchstaben R nicht aussprechen — nur um so lieblicher ward. Dagegen fehlte ihm aber auch nicht jener Leichtsinn und ausgelassene Muthwille, der überhaupt ein Zug des damaligen atheni-

schen Volkes war. Bei solchen Gaben war es kein Wunder, daß er schon als Knabe die Aufmerksamkeit der Athener auf sich zog, daß manche witzige Aeußerung, mancher lose Streich später von ihm erzählt ward.

Einst übte er sich mit einem stärkeren Knaben im Ringen, und um nicht zu unterliegen, biß er ihn in den Arm. Als sein Gegner vorwurfsvoll äußerte: Du beißest ja, Alcibiades, wie die Weiber! antwortete er: Nein, wie die Löwen! — Ein andermal spielte er mit mehreren Knaben auf der Straße Würfel, und er war gerade am Wurf, als ein Wagen gefahren kam. Alcibiades bat den Fuhrmann, zu warten, da dieser aber nicht auf ihn hörte, legte er sich quer vor die Pferde auf die Straße und sagte: Nun fahre zu, wenn du willst! Der Fuhrmann sah sich genöthigt, seitwärts abzulenken. — Einst beabsichtigte er, seinen Vormund Perikles zu besuchen. Als ihm gesagt wurde, dieser sei beschäftigt und denke gerade darüber nach, wie er den Athenern Rechenschaft ablege, äußerte er: Wäre es nicht besser, darüber nachzudenken, wie er ihnen keine Rechenschaft mehr abzulegen brauche?

Als Jüngling befreundete er sich innig mit dem weisen Sokrates, der den bis dahin leichtsinnigen und übermüthigen Jüngling so für sich zu gewinnen wußte, daß er wißbegierig dessen Lehren anhörte und seinen Tadel ruhig über sich ergehen ließ. Leider schlug aber Alcibiades, wenn er unter das Volk kam, die Lehren des Weisen wieder in den Wind. Auf dem Feldzuge nach Potidäa, den er und Sokrates mitmachten, fiel einst Alcibiades verwundet nieder: da deckte ihn der Weise mit seinem Schilde und rettete ihm das Leben. Als nach der Schlacht der Preis der Tapferkeit dem Sokrates zuerkannt werden sollte, bat dieser die Richter, ihn dem Alcibiades zu ertheilen. — In der für die Athener unglücklichen Schlacht bei Delion zog sich Sokrates zu Fuß mit wenigen Gefährten unter steter Verfolgung der Feinde zurück. Da sprengte Alcibiades, der den Feldzug zu Pferde mitmachte, heran und rettete dem Weisen das Leben.

Einst machte Alcibiades mit seinen Gefährten eine Wette, daß er dem Hipponikus, einem reichen und angesehenen Athener, eine Ohrfeige geben wollte, und er führte dies in der That auch aus, noch dazu auf offener Straße. Jedermann war über diese Frechheit empört. Am andern Tage begab sich Alcibiades zum Hipponikus, bat ihn demüthig um Verzeihung und bot seinen entblößten Rücken zur verdienten Geißelung dar. Hipponikus verzieh ihm und wurde in der Folge so für Alcibiades eingenommen, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab.

Alcibiades besaß einen Hund von ausgezeichneter Schönheit, den er für einen sehr hohen Preis gekauft hatte. Diesem schnitt er den Schwanz ab, der die Zierde des Thieres war. Als ihm die Freunde vorstellten, daß alle Athener dieses Streiches wegen auf ihn schimpften, sagte er lachend: Das will ich eben; mögen die Athener dies von mir sagen, damit sie nichts Schlimmeres von mir sagen!

Einst ging Alcibiades auf den Marktplatz, als gerade das Volk versammelt war. Bei seiner Ankunft schrie das Volk seinem Liebling freudig entgegen, so daß er darüber ganz die Wachtel vergaß, die auf dem Busen unter seinem Gewande saß. Da suchte der Vogel seine Freiheit und flog davon, und das ganze Volk verließ die Versammlung und stürmte der Wachtel nach, um seinem Lieblinge sich gefällig zu erweisen. Antiochos, der sie fing, ward dafür Alcibiades' Freund.

Seine Mitbürger suchte er an Aufwand und glänzender Pracht zu übertreffen. Auf den olympischen Wettkämpfen erschien er mit sieben Wagen, was noch kein König gethan hatte, und trug mit dreien den Sieg davon.

Kehren wir hiernach zu der Darstellung W. Zimmermann's zurück.

Alcibiades, der vor Begierde brannte, sich Feldherrnruhm zu erwerben, war mit dem geschlossenen „fünfzigjährigen" Frieden nicht einverstanden. Er verführte die Massen zu schwindelhaften Unternehmungen, namentlich zu einer Seefahrt nach Sicilien, deren Zweck es sein sollte, diese Insel und Unteritalien zu erobern, somit also die Uebermacht des dorischen Syrakus zu brechen. Die Flotte, die aus dem Hafen lief, war größer, als alle früher von Athen ausgerüsteten Flotten,

und Alcibiades erhielt den Oberbefehl über dieselbe.

In dem Angriff auf diese ihre Verbündeten sahen die Spartaner einen Angriff auf sich selbst. Kaum hatte Alcibiades Kantana besetzt, so wurde er zurückgerufen, um sich wegen einer Anklage zu reinigen. Aber er entwich — nach Sparta, zu den Feinden und wirkte von da aus gegen seine Vaterstadt. Heer und Flotte der Athener fanden im Kampfe gegen die vereinigte Macht von Syrakus, Sparta und dem Peloponnes ihren Untergang. Die Spartaner begingen den Nationalverrath, daß sie sich an Persien wandten und von dem persischen Könige Geld und Schiffe sich geben ließen. Alcibiades gewann die Führer der athenischen Flotte auf Samos, gerade zu der Zeit, da durch eine Vereinigung von einflußreichen Aristokraten in Athen die Verfassung umgestürzt worden war; dort herrschte jetzt eine kleine Zahl, die Oligarchie der Reichen. Heer und Flotte auf Samos aber, das jetzt der Hauptplatz der Volkspartei war, erkannte diese Herrschaft nicht an, kamen und lösten sie auf und gaben Athen eine neue Verfassung, in der aristokratische und demokratische Elemente sich mischten. Alcibiades wurde zurückgerufen und wieder Feldherr.

Vier Jahre lang war Alcibiades im Felde glücklich gegen die Spartaner. Während er eines Tages abwesend war, erlitt die Flotte von der peloponnesischen unter Lysander einen Verlust, er wurde abgesetzt und zog sich auf seine Besitzungen am Hellespont zurück.

Im Jahre darauf schlug Lysander unter Mitwirkung der vereinigten Seemacht der Peloponnesier und der Perser die athenische Flotte so entscheidend, daß der athenische Feldherr Conon mit nur neun Schiffen von einhundertundachtzig nach Cypern entkam. Alle Staaten des athenischen Bundes, außer Samos, unterwarf Lysander, stürzte die demokratischen Verfassungen in denselben und führte aristokratische ein. Athen selbst wurde zur See und zu Land eingeschlossen und sah sich nach vier Monaten durch Hunger zur Uebergabe gezwungen.

Unter Flötenspiel ließ Lysander die gewaltigen Mauern der Weltstadt schleifen, alle Schiffe sich ausliefern, die Festungswerke des Piräus niederreißen. Da jauchzten die Bundesgenossen Spartas, zum Theil auch die Athens. Theben hatte auf einer Versammlung in Sparta verlangt, Athen solle von der Erde vertilgt werden. Sparta hatte das zurückgewiesen, aber die ausgelieferten Schiffe verbrannte es, machte Athen zu einer spartanischen Unterthanenstadt und setzte über die Stadt eine oligarchische Regierung von dreißig Kriegsobersten, „dreißig Tyrannen", aus der spartanisch gesinnten Partei.

Unter dem Schutz einer spartanischen Besetzung übten diese Dreißig eine Schreckensherrschaft über Leben und Eigenthum. Wer mißliebig war, wurde hingerichtet, eingekerkert oder verbannt und sein Gut eingezogen. Die Sykophanten, gewerbsmäßige falsche Angeber, bezeichneten die Opfer. Unter den Geächteten war auch Alcibiades, der sich nach Phrygien zu dem persischen Stadthalter Pharnabaz begab. Dieser verrieth ihn. Den Spartanern und den dreißig Tyrannen zu lieb, wurde er von demselben durch ausgesandte Mörder unter den Flammen seines von ihnen angezündeten Landhauses mit Pfeilen erschossen.

Sparta, dann Theben an der Spitze.

So hatte Sparta mit persischer Hülfe die erste Macht Griechenlands, den ersten Staat der damaligen Welt, Athen, gestürzt. Griechenland selbst hatte sich erschöpft in dem langen Bruderkampfe des peloponnesischen Krieges, und zu der physischen Erschöpfung kam die Unsittlichkeit, die sich reißend durch alle Kreise der Bevölkerung und über alle Staaten verbreitete. Dem sittlichen Verfall aber ging die Mißachtung des Glaubens der Väter, der religiöse Verfall, voraus. Die Religion war die Lebensquelle aller griechischen Thätigkeiten und Einrichtungen gewesen; als das Volk sich von ihn abwandte, verlor sich in ihm mit der Scheu

vor dem Heiligen die Hoheit der Gefühle und der Gedanken, die Griechenland groß gemacht hatten; der Geist verfiel wie die Sitte; die Vaterlandsliebe wich der Selbstsucht.

Sparta war sittlich entarteter als die andern Staaten, nur körperlich noch kräftiger als sie. Die öffentlichen Mahlzeiten waren abgeschafft, man schwelgte zu Hause. Die Ehre der freiwilligen Armuth an Silber und Gold hatte Sparta abgeschüttelt, es war geld- und goldgierig geworden. Das besiegte Persien hatte Sparta mit seinen Lastern angesteckt, und die Selbstsucht Sparta's fraß den letzten Rest von Nationalgeist in ihm auf.

Erreicht war von ihm das Erstrebte: es hatte — auf dem Wege des Verraths — das Uebergewicht, ja die Herrschaft in Griechenland gewonnen. Sein zweiter Verrath war, daß es in allen Staaten das stürzte, was für den griechischen Geist und für griechisches Staatsleben allein geeignet, was ihm naturgemäß war, die demokratische Verfassung. Ueberall setzte es Tyrannen ein, ein Schreckensregiment, eine Hand voll Reicher und Kriegsobersten, die rohe Gewalt spartanischer Besatzungen, die Rache einer lange unterdrückt gewesenen aristokratischen Partei, die sich an der Freiheit, an Gut und Blut ihrer Mitbürger sättigte.

In Athen hatte man Alles entwaffnet, bis auf die aristokratische Partei, aus der die Dreißig entnommen waren. Nur einer darunter, Theramenes, verabscheuete die Gräuel. Dafür zwangen ihn Kritias und die andern Tyrannen zum Giftbecher, und jetzt wurde schamlos geraubt, eingekerkert, die Wollust der Hinrichtungen genossen, maßlos. Die Dreißig hatten den letzten Widerspruch in ihrem eigenen Schooße todtgemacht. Tausende flohen jetzt erst aus Athen. Einer der Geächteten war Thrasybul, der Feldherr der Athener.

Die Blut- und Schreckensherrschaft war so hoch gestiegen, daß Thrasybul schon im folgenden Jahre mit einer Hand voll Flüchtlinge, mit nur siebenzig, in Attika einfallen und sich reißend schnell mit den Unzufriedenen so verstärken konnte, daß er wie im Flug die Tyrannen verjagte, und als sie einen Versuch zur Rückkehr machten, sie gefangen nahm und vor Gericht stellte, das ihren Tod beschloß und sie hinrichten ließ. Nun wurde die ganze Verfassung des Freistaats wieder hergestellt, wie sie in der Blüthezeit desselben gewesen war. Der Form nach war die alte Republik wieder da; aber die Menschen dazu, die alten Republikaner, fehlten.

Zu Ende des peloponnesischen Krieges hatte das Söldnerwesen sich vollends herrschend gemacht, der Bürger mochte nur noch zu Schiff dienen, die Meisten hatten sich bei zunehmendem Luxus der Waffenführung entzogen. Es vollendete den schnellen Untergang Athens, daß die Wehrpflicht aufhörte Bürger- und Ehrensache zu sein, und daß der Waffendienst zum Handwerke fremder Söldner herabgesunken war. Selbst Thrasybul hatte mit einem Zustrom von Söldnern sich verstärkt, als er Athen befreite, und gerade vollends durch diesen Befreiungskampf füllte sich Athen mit Söldnern. Es waren Kriegskundige, diese Söldner, ganze Soldaten; aber daß sie den Kern der athenischen Heere bildeten, das gab einen traurigen Kontrast gegen die Heere aus der Zeit der athenischen Größe; denn diese Leute hatten kein Vaterland; es war darunter der Auswurf von ganz Griechenland; Abenteurer mit allen Lastern und Fehlern einer in vieljährigem Bürgerkriege verwilderten Soldateska. Selbst die Bürgerschaft Athens war nach dem langen grausamen Kriege und den Hinrichtungen der Schreckensherrschaft eine ganz andere geworden, ein Gemisch aus allen Gegenden und Stämmen Griechenlands; funfzig Jahre hatten mit Krieg, Seuchen und Blutgerichten so unter Athens Bürgern gewüthet, daß ein großer Theil der alten Familien ganz ausgestorben war.

Bezeichnend aber ist es für die Rückkehr der freien Verfassung nach Athen, daß das Erste eine allgemeine Amnestie war, eine Erklärung, daß alles Unrecht, was vor Thrasybuls Siege begangen worden, vergeben sei. Die Merkmale der Unterdrücker der Freiheit waren Blut und Schrecken gewesen: die der erlösten Freiheit dagegen waren Milde und Versöhnlichkeit.

Athens Verfall.

Athen hatte folgende Wandlungen durchgemacht: Sein Glück gründete Solon durch die freie Verfassung. Diese bildete sich nach und nach zur reinen Demokratie aus. In ihr entfalteten sich alle Blüthen des Geistes. Dadurch wurde Athen der mächtigste Staat in Griechenland. Dadurch wurde es reich. In der höchsten Blüthe des Staats barg sich der Wurm: die sittliche Entartung des Volks. Die Genußsucht und der Hang zu Pracht und Glanz erzeugten die Goldgier, die Habsucht, den Eigennutz. Staatsmänner mit solchen Eigenschaften waren leicht bestechlich; die Staatsämter und die Stellen im Kriege wurden zu Erwerbsmitteln herabgewürdigt. Die Kriegsobersten raubten im Kriege wie Räuber. So sammelte sich in einzelnen Familien ungeheures Privatvermögen; sie wurden immer reicher, der Staat immer ärmer, da ihm durch solche Verwalter immer mehr an Besitzungen und Macht, wie an Einkünften verloren ging. Handel und das Gewerbe nahmen ab, sie zogen sich von Athen nach andern Städten. Die in Schrankenlosigkeit ausgeartete Freiheit des Volkes verwilderte dasselbe, und im Mittelpunkte höchster geistiger Bildung entwickelten sich Rohheit, Unmenschlichkeit und asiatische Lasterhaftigkeit — gerade wie im Schooße der modernen Hauptstadt der Weltbildung, in Paris.

So war es in Athen. In Sparta hatte sich die lykurgische Verfassung so in sein Gegentheil verkehrt, daß spartanische Bürger Solddienst bei den Persern suchten, und Spartas Könige auf Eroberungen in Asien ausgingen.

Das Reich der Perser war seit der Zeit des Darius immer mehr verfallen, am meisten zuletzt durch die Kriege mit Griechenland. Der persische Hof war ein Sitz der Schmeichelei, der Ränke, des Verraths und des Mordes geworden. Die Empörungen der Statthalter folgten sich. Artaxerxes (Mnemon) saß seit 404 v. Chr. auf dem Throne. Seine Mutter wollte ihrem jüngeren Sohne Korebh (Cyrus d. J.) die Herrschaft des Reiches zuwenden, und in Kleinasien, dessen größten Theil er als Statthalter inne hatte, bereitete er die Mittel dazu vor. Er war es, der die Einmischung der Griechen in die inneren Zwistigkeiten des Perserreichs herbeirief. Mit 13,000 griechischen Söldnern und 70,000 Asiaten rückte Cyrus auf Babel.

Xenophon giebt uns folgende Schilderung des Cyrus:

Er war seit Cyrus dem Aelteren unter allen Persern der würdigste, ein Diadem zu tragen. Schon als Knabe, da er mit seinem Bruder und den andern Knaben erzogen ward, hatte er es in jeder Hinsicht Allen zuvor gethan. Die Kinder der persischen Großen nämlich werden am Hofe erzogen, wo sie Gelegenheit haben, ihren Geist zu bilden, und nichts Unanständiges zu hören und zu sehen bekommen. Sie hören es auch, wenn Einer vom König ausgezeichnet oder mit Schimpf belegt wird, so daß sie gleich von Kindheit an die Kunst zu befehlen und zu gehorchen lernen. Hier zeichnete sich Cyrus vor allen seinen Gespielen durch ein sittsames, bescheidenes Betragen aus und bewies gegen Aeltere mehr Folgsamkeit, als Andere, die unter seinem Stande waren. Er saß gern zu Pferde und wußte auch sehr gut mit Pferden umzugehen; auch in kriegerischen Künsten, dem Bogenschießen und Wurfspießwerfen, zeigte er die größte Gelehrigkeit und Fertigkeit. Als es sein reiferes Alter erlaubte, war er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und bewies dabei den kühnsten Muth. Einst, da ein Bär auf ihn loskam, nahm er nicht die Flucht, sondern setzte sich zur Wehr, und ob ihn dieser gleich vom Pferde riß und ihm einige Wunden beibrachte, wovon er hinterher sichtbare Narben trug, erlegte er ihn doch und versetzte Den, der ihm zuerst zu Hülfe kam, in beneidenswerthe Glücksumstände.

Da er von seinem Vater zum Satrapen über Lydien, Großphrygien und Cappadocien und zum Oberbefehlshaber über Alle gesetzt war, die sich zur Musterung in der kastolischen Ebene versammeln

mußten, so zeigte er durch die That, wie viel es ihm gelte, bei Bündnissen Zusagen auf's Pünktlichste zu halten. Daher setzten auch die ihm untergebenen Städte das vollste Vertrauen auf ihn; auch Einzelne, selbst Feinde, besorgten nichts von ihm, so wie er einmal sich mit ihnen verglichen hatte.

Aus diesem Grunde traten alle Städte, da es zum Kriege ging, zu ihm über. Sichtlich strebte er Dem, der ihm Gutes erwiesen, als Dem, der ihn beleidigt hatte, im Uebermaß zu vergelten, und er äußerte einmal den Wunsch, nur so lange zu leben, bis er es Freunden und Feinden durch Wiedervergeltung zuvorgethan hätte. In unsern Tagen, ist es daher wohl der einzige Mann, für den so viele Menschen Schätze, Vaterland und selbst ihr Leben bereitwillig dahingegeben hätten.

Doch konnte auch Keiner sagen, daß er sich von Verleumdern und Bösewichtern zum Besten haben ließ; im Gegentheil, seine Rache war schonungslos.

Sah er, daß Einer den Ruf der Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit zu behaupten strebte, so suchte er ihn auf jede Weise in Rücksicht seines Vermögens über Diejenigen zu stellen, die sich durch ungerechte Mittel zu erheben suchten. So ging nicht nur in der Verwaltung seines Landes Alles auf ehrenhaftem Fuße, sondern er hatte auch ein Heer, auf das er sich verlassen konnte. Denn hohe und niedere Kriegsbefehlshaber kamen an seinen Hof, um in seine Dienste zu treten, nicht sowohl des Geldes wegen, als weil sie unter Cyrus zu dienen schon für größeren Vortheil hielten, als des monatlichen Soldes wegen. Auch ließ er, wenn man in andern Dingen seinen Willen zu vollstrecken wußte, solchen Eifer nie unbelohnt und hatte deshalb zu jedem Geschäft die willigsten und thätigsten Leute. Wenn er einen tüchtigen Wirthschafter hatte, der das Land, über das er gesetzt war, in Aufnahme brachte und dabei auf redlichem Wege seinen Wohlstand verbesserte, so entzog er ihm nichts, sondern gab ihm noch mehr dazu. Dies machte Lust; man verbesserte getrost seinen Erwerb und suchte ihn vor Cyrus nicht geheim zu halten; denn man wußte von ihm, daß er Keinen beneidete, der seinen Reichthum sehen ließ, Denen aber auf jede Weise die Flügel beschnitt, die damit hinter dem Berge hielten. So Viele er sich zu Freunden machte, deren Ergebenheit und Tüchtigkeit für seine etwaigen Unternehmungen er erprobte, denen suchte er, wie Alle einstimmig gestehen, auf jede Art gefällig zu werden. Denn wie er sich für seine Zwecke des Beistandes seiner Freunde versah, so suchte er seinerseits denselben jeglichen Vorschub zu leisten. Niemand bekam aus mancherlei Veranlassungen so viel Geschenke wie er; er ließ sie aber meistens seinen Freunden mit Rücksicht auf ihren besonderen Geschmack zugute kommen. Von dem Waffenschmuck und Kleiderputz, den er erhielt, äußerte er: er könne die schönen Sachen nicht alle zu eigener Zierde gebrauchen, des Mannes schönster Schmuck aber sei, seine Freunde zu schmücken. Daß er im Wohlthun, bei bedeutenden Mitteln, seine Freunde übertraf, ist weniger zu verwundern, als es ihm Ehre brachte, daß er es ihnen auch in zuvorkommender Aufmerksamkeit und dem Eifer, ihnen zu Gefallen zu leben, zuvorthat. Oft sendete er ihnen halbe Fäßchen Wein, wenn er besonders lieblichen bekommen hatte, und ließ sagen, schon lange habe er keinen so trefflichen über den Mund gebracht: Cyrus sendet ihn dir, damit du mit denen, die du lieb hast, trinken magst; — oft halbe Gänse, halbe Brote und dergleichen mehr, wobei er durch die Ueberbringer sagen ließ: Dein Cyrus, dem es gemundet hat, wünscht den Genuß mit dir zu theilen. — Wenn es an Futter gebrach, welches er bei seiner Fürsorge und der Menge seiner Diener noch am besten auftreiben konnte, ließ er seinen Freunden davon bringen, um es ihren Pferden vorzuwerfen, „damit diese, wenn sie seine Freunde trügen, nicht hungern dürften." Während der Reise rief er, wo er erwarten konnte, von Vielen beobachtet zu werden, seine Freunde zu sich heran und besprach sich mit ihnen über ernsthafte Gegenstände, damit man sehen möchte, wen er in Ehren halte. Dem zu Folge, was ich gehört habe, ward wohl nie Jemand von so vielen Hellenen und Barbaren geliebt.

So weit Xenophon.

Diesem jungen Cyrus also stand ein

Hülfsheer der Hellenen bei, bei dem sich auch Xenophon befand. Bei Kunaxa kam es zur Schlacht. Die Griechen siegten, aber Cyrus fiel im Zweikampfe mit seinem Bruder. Auf das ging das asiatische Heer des Cyrus zu Artaxerxes über. Die Perser sicherten den Griechen freien Abzug zu, nahmen dann die Anführer derselben bei einer Unterredung listig gefangen, der König ließ sie in Ketten vor sich bringen und hinrichten. Der Athener Xenophon redete den noch übrigen zehntausend Griechen Muth ein. Sie wählten neue Anführer und ihn zum Ersten darunter der That nach, dem Namen nach war es ein Spartaner. Xenophon führte die Zehntausend vom östlichen Ufer des Tigris an mitten durch das feindliche Land und Heer, achthundert Stunden weit, durch Mesopotamien, Medien, Armenien, am südlichen Ufer des schwarzen Meeres hin bis nach Thracien zurück, unter fortwährenden Mühsalen und Kämpfen mit den persischen Heeresmassen, ohne Kenntniß der Gegenden, ohne Karten, ohne sichere Wegweiser, durch Wildnisse und Gebirgsschluchten und durch eine barbarische Bevölkerung, die von Haß gegen die Griechen erfüllt war.

Das ist der berühmte Rückzug der Zehntausend, eine der glänzendsten Kriegsthaten des Alterthums. Darin zeigte sich, wie im Sinken noch griechischer Geist und Muth gegenüber asiatischer Unmacht, griechische Bildung gegenüber medisch-babylonischer Prahlerei und Verkommenheit überlegen war.

Nach dem Rückzuge der Griechen suchten die Perser die kleinasiatischen Griechen wieder zu unterwerfen. Der spartanische König Agesilaos zog mit achttausend Peloponnesiern diesen zu Hülfe, ein Mann von alter Spartanersitte und ein großer Feldherr. Er drang in's Herz des persischen Reiches, in Begleitung Xenophon's. Verstärkt durch die Zuzüge der kleinasiatischen Griechen, gedachte er im Frühlinge 394 v. Chr. auf Babel vorzudringen und das persische Reich zu zertrümmern.

Da hatte persisches Gold im Innern Griechenlands selbst eine Erhebung der Städte Korinth, Theben und Argos veranlaßt.

Sparta's Verrath an Griechenland.

Athen war durch Bedrückung seiner Bundesgenossen gefallen. Ungewarnt dadurch, that Sparta wie Athen: sobald es wieder das Haupt aller Staaten des griechischen Festlandes war, machte es, da es auf Alcibiades' Rath sich in eine Seemacht verwandelt hatte, die Inseln und Küstenstädte Kleinasiens sich unterthänig. Es stürzte auch hier die freien Verfassungen und legte die Herrschaft in die Hände von Tyrannen, die spartanisch gesinnt waren und auf spartanische Söldner sich stützten.

Selbst Dionysius der Aeltere, der Tyrann von Syrakus, wurde von Sparta unterstützt. Dieser hatte sich als Parteiführer aus den Bürgerkämpfen die Fürstenkrone herausgefischt, dann mit den Geldern des Staats ein Söldnerheer geworben und alle freien Städte Siciliens und mehrere Unteritaliens sich unterworfen.

Dieser grausame und aus Argwohn ruhelose Tyrann, unter dem Sicilien viel Elend zu erdulden hatte, wollte nicht blos den Beschützer der Kunst und Wissenschaft spielen, sondern als Dichter bewundert sein. Seine Poesien waren aber so elend, daß Einer lieber in die Steinbrüche zur Strafarbeit verbannt sein, als seine Verse anhören, geschweige sie loben wollte.

Wie Sparta die kleinasiatischen Grenzstädte bedrückte, so verbitterte es im Mutterlande durch Uebermuth und Willkür die Gemüther, und es ward dem persischen Hofe leicht, durch Gold und einen schlauen Unterhändler die einflußreichsten Männer in Korinth, Theben, Argos und andern Staaten zu gewinnen, daß sie einen Bund gegen Sparta schlossen. Athen trat demselben bei. Die Spartaner, welche die Abfälligen strafen wollten, wurden bei Haliartos geschlagen, Lysander fiel in der Schlacht, Korinth wurde der Waffenplatz aller Gegner Sparta's, und Sparta, in der Noth, rief Agesilaos aus Asien zurück.

Die Perser hatten Lust. Der Athener Konon war in den persischen Dienst getreten und leitete auf der persischen Flotte die Seeschlacht bei Knidos, in welcher die Seemacht der Spartaner nahezu vernichtet wurde. Alle griechischen Städte in Kleinasien und auf den Inseln verjagten jetzt ihre spartanischen Unterdrücker. Mit persischen Geldern sandte Konon den Rath nach Athen, die Befestigungen der Stadt und des Hafens schleunigst wieder herzustellen. Die Feldherrnkunst des Agesilaos behauptete zwar bald nach der Vernichtung der Flotte, an der Spitze des Landheeres der Spartaner gegen die Gesammtmacht der Verbündeten, das Schlachtfeld bei Koronea, aber mit solchem Verluste, daß er vorerst den Krieg nicht fortzusetzen vermochte.

Athen hob sich wieder, es baute seine Mauern und schuf wunderbar schnell eine neue Seemacht, während die persische Flotte die Küsten Lakoniens verheerte. Zugleich brachte in Athen Iphikrates, eines Schusters Sohn, ein Landheer auf, fast ganz aus Söldnern. Iphikrates ist der berühmteste „Condottiere" des Alterthums, der Schöpfer einer neuen Taktik, welcher die Söldnerschaaren zum gefügigen Werkzeuge der Führer machte.

Sieben Jahre währte der Krieg, der, nach dem Waffenplatze der Verbündeten, der „Korinthische" genannt wird, von 394—387 v. Chr. Fünf Jahre unterhandelte Sparta mit dem persischen Hofe, diesen von der Unterstützung Athens abzuziehen, durch den gewandten spartanischen Unterhändler Antalkides.

Diesem gelang es endlich, es dahin zu bringen, daß Persien und Sparta den andern Griechen einen Frieden vorschrieben, worin Artaxerxes für Recht erkannte, daß alle Städte Kleinasiens und die Inseln Klagomenä und Cypern der Herrschaft der Perser gehorchen, alle übrigen griechischen Städte unabhängig sein sollten.

Durch den Hauptverrath an der griechischen Nation, durch diesen schimpflichen Frieden, übertrug Sparta dem persischen Hofe die Rolle des Schiedsrichters und Gebieters; es gab die Westküste Kleinasiens mit allen griechischen Pflanzstädten den Persern preis; es brach die Kraft Griechenlands, indem es durch die Erklärung der Unabhängigkeit aller Städte dem athenischen Staate die von ihm abhängigen Inseln und Städte entzog, die Staatenbündnisse auflöste und in eine Menge vereinzelter freier Städe auseinanderlegte. Es gab endlich dem persischen Hofe einen Vorwand, sich stets in die Angelegenheiten Griechenlands einzumischen, durch den letzten Punkt des Friedens, nach welchem der Perserkönig in Verbindung mit denjenigen griechischen Staaten, welche den Frieden annehmen, diejenigen zu Wasser und zu Lande bekriegen sollte, welche ihn nicht annehmen oder dagegen handeln würden.

So tief war das selbstsüchtige Sparta gesunken, daß es seine Ehre und die Nationalehre und Freiheit preisgab, damit es selbst in Griechenland despotisiren könnte.

Thebens Vorherrschaft.

Wie es überall gewaltherrisch verfuhr, überfiel Sparta mitten im Frieden die Burg von Theben, ließ Ismenias, das Haupt der Volkspartei, hinrichten, verbannte die letztere, richtete in Theben eine Gewaltherrschaft ein und stellte an die Spitze derselben Archias, Philippus und Leontiadas.

Die vielen Hunderte der Flüchtlinge fanden Schutz in Athen. Nach einigen Jahren, an einem stürmischen Decemberabend, schlichen sich zwölf Flüchtlinge, deren Führer Pelopidas war, in die Thore von Theben ein und erschlugen die von den Spartanern eingesetzten Gewaltherren.

Diesen Vorgang schildert G. R. Sievers* in folgender Weise:

Pelopidas stellte seinen Mitverbannten vor, wie schmachvoll und frevelhaft es sein würde, wenn sie zugäben, daß ihre Vaterstadt durch die Oligarchen und durch

* G. R. Sievers, Geschichte Griechenlands.

die Spartaner tyrannisirt werde. Er forderte sie auf, für das höchste Gut auch das Leben einzusetzen; er erinnerte sie an die Kühnheit des Thrasybulus: wie dieser einst Athen von Theben aus befreit hätte, so müßten sie Theben von Athen aus befreien.

Und doch wäre es bei aller Vaterlandsliebe und Kühnheit den Flüchtlingen nimmermehr gelungen, die Tyrannen zu stürzen, wenn ihnen nicht von Theben aus Hülfe und Mitwirkung geworden wäre. Es war eine Anzahl patriotisch gesinnter Männer in Theben zurückgeblieben. Einige von diesen wußten ihre Gesinnung so zu verbergen, daß die Machthaber sie für die Ihrigen hielten und sie sogar mit ihrem Vertrauen beschenkten, wie Charon und Phyllidas; diese sollten ihnen den Untergang bereiten. Phyllidas war sogar Schreiber bei dem Polemarchen und wurde als solcher mit einem Auftrage nach Athen gesandt. Hier setzte er sich mit seinen flüchtigen Landsleuten in Verbindung und verabredete mit ihnen den Plan der Befreiung. Eine Anzahl Flüchtlinge sollte sich an einem Abende unvermerkt in die Stadt einschleichen und in dem Hause des wohlgesinnten Charon mit denen zusammentreffen, welche in Theben für die Verschwörung gewonnen sein würden. Phyllidas aber wollte die Machthaber, denen er schon vor längerer Zeit ein Festmahl und Tänzerinnen versprochen hatte, in seinem Hause bewirthen und trunken machen, dann sollten die Verschworenen über sie herfallen.

An dem bestimmten Tage versammelten sich nun die Flüchtlinge in der Gegend von Thria und beschlossen, daß, während die Mehrzahl hier blieb, wenige von ihnen es versuchen sollten, nach Theben zu gelangen, um die Tyrannen zu tödten. Nachdem jene zwölf Mann unter Führung des Pelopidas den Cithäron überschritten, sich wie Landleute gekleidet und dann sich getrennt hatten, schlichen sie sich einzeln in die Stadt ein und gelangten in das Haus des Charon. Hier trafen nach und nach alle Verschworenen — ihrer waren im Ganzen achtundvierzig — zusammen, und der Weissager war beschäftigt, für das glückliche Gelingen der That zu opfern, als sich ein lautes Klopfen an der Thür vernehmen ließ und alsbald gemeldet wurde, daß zwei Diener des Archias draußen wären, die schon lange geklopft hätten und mit Ungestüm eingelassen zu werden begehrten.

So sehr diese Botschaft beunruhigen mußte, so verlor Charon doch nicht die Gegenwart des Geistes. Er befahl, sie hereinzulassen und trat ihnen entgegen mit einem Kranze auf dem Haupte, als wenn er geopfert und getrunken hätte. Die Diener brachten ihm den Befehl, sogleich zu Archias zu kommen.

Jetzt glaubten Alle, daß der Plan verrathen sei, und daß sie sämmtlich umkommen würden, ohne einmal etwas Ruhmwürdiges vollbracht zu haben. Gleichwohl schien es nöthig, daß Charon dem Befehle Folge leistete, denn es war doch möglich, daß die Machthaber ihm irgend etwas aufzutragen Willens waren, oder daß sie nichts Bestimmtes wußten; durch sein Erscheinen konnte vielleicht der Verdacht, wenn ein solcher vorhanden war, beseitigt werden.

Charon trat also den Weg zu den Polemarchen an. Diese hatten sich unterdessen beim Phyllidas ganz den Freuden des Mahles überlassen, und Archias war in einem solchen Zustande, daß er kaum aufstehen konnte, um dem eintretenden Charon entgegen zu gehen.

Mit leichter Mühe gelang es Letzterem, den Archias, dem nur dunkle Gerüchte über die Ankunft der Flüchtlinge zu Ohren gekommen waren, zu beruhigen. Und die Polemarchen fingen wieder an zu zechen und gaben sich der ausgelassensten Freude hin; denn Phyllidas versicherte, daß die Tänzerinnen bald erscheinen würden.

Kaum aber hatte sich Charon entfernt, als dem Archias ein Brief aus Athen gebracht wurde, mit der dringenden Aufforderung, ihn sogleich zu lesen. Der Brief enthielt, wie es sich später auswies, eine ins Einzelne gehende Darstellung der Verschwörung. Archias legte den Brief uneröffnet unter sein Polster mit den Worten: Auf morgen das Wichtige! und ließ sich nicht weiter stören.

Als Charon nach seinem Hause zurückkam, waren die Verschworenen beschäftigt, sich zu bewaffnen und bereit, das Werk zu beginnen; seine unvermuthete Wieder-

kehr und seine Mittheilungen ermuthigte sie nicht wenig. Sie hatten sich in zwei Abtheilungen gesondert, da Phyllidas auf den Wunsch des Archias den Leontiadas nicht mit eingeladen hatte.

Während nun die Einen, nur mit Dolchen bewaffnet, nach dem Hause des Leontiadas aufbrachen, zogen die Andern zu Phyllidas; sie hatten Frauenkleider über ihre Panzer gezogen und hielten sich dicke Tannen- und Fichtenkränze vor, mit welchen sie ihr Gesicht beschatteten.

Als sie sich nun an die Thür des Speisegemaches aufstellten, erhob sich freudiges Geräusch und Beifallklatschen unter den Gästen, welche meinten, daß die Tänzerinnen gekommen seien. Nachdem aber die Verschworenen im Kreise umhergeschaut und jeder seinen Gegner erspäht hatte, zogen sie die Dolche und stürzten zwischen den Tischen hin auf den Archias und Philippus zu. Einige von den Dienern versuchten Widerstand zu leisten, wurden aber niedergemacht, die übrigen eingesperrt, damit das Geschehene nicht zu früh durch sie ruchbar werde.

Dennoch wußte man nicht, ob dem Pelopidas und seinen Genossen ihr Werk gelungen sei. Schwieriger mußte die Ueberwältigung des Leontiadas werden, da dieser ein an Körper wie an Geist kräftiger Mann war und sich nicht in einem Zustand, wie Archias und Philippus, befand. Nachdem die Verschworenen lange an der Thür geklopft hatten, wurde ihnen endlich aufgemacht, da sie vorgaben, einen Brief von Kallistratus aus Athen abgeben zu wollen. So wie die Thür nur halb geöffnet war, drangen sie hinein, warfen die Diener nieder und eilten auf das Schlafgemach des Leontiadas zu. Dieser, durch den Lärmen wach geworden, war aufgesprungen, hatte den Dolch gezogen und sich auf die Schwelle der Thür hingestellt. Hier empfing er den zuerst auf ihn eindringenden Kephisodorus und stieß ihn nieder; dann wurde er mit dem Pelopidas handgemein, und ein heftiger Kampf entspann sich, der noch durch die Enge der Thür und den Körper des Gefallenen, der dazwischen lag erschwert wurde. Pelopidas erhielt eine Wunde an dem Haupte, überwältigte aber endlich den Gegner, warf ihn nieder und tödtete ihn über dem halbentseelten Körper des Freundes, der den Tyrannen noch sterben sah, dem Pelopidas die Rechte reichte und dann heiter verschied.

Mit dem anbrechenden Morgen trafen von der Grenze Flüchtlinge ein, und eine Volksversammlung wurde gehalten. Zu dieser führten Epaminondas und Gorgidas die Tyrannenmörder, welche, wie Schutzflehende, Kränze vorhielten und die Bürger zum Kampf für das Vaterland und die Götter aufriefen. Bei diesem Anblick erhob sich die ganze Volksversammlung mit freudigem Zuruf und Beifallsklatschen und empfing die Männer als Wohlthäter und Retter.

So weit Sievers.

Theben war frei und erhob sich unter der Leitung des Pelopidas und Epaminondas schnell zur Macht. Pelopidas bildete aus begeisterten Jünglingen „die heilige Schaar." Die ganze Kriegsmacht wurde aus Bürgern, nicht aus Söldnern zusammengesetzt. Die heilige Schaar war Kern und Vorbild des Heeres.

Epaminondas, ein heller, ruhiger Feldherrngeist, erfindsam und überraschend, führte im Juli 371 v. Chr. seine Mitbürger zur Entscheidungsschlacht bei Leuktra, unweit Platäa, gegen das spartanische Heer. Die Thebaner erschreckte unterweges ein unglückliches Vorzeichen. Da rief Epaminondas ihnen die Worte Homers zu: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu retten!"

Die Spartaner waren an Zahl überlegen. Epaminondas suchte die spartanische Phalanx dadurch zu überwältigen, daß er dem rechten feindlichen Flügel auf seinem linken Flügel den Kern seines Heeres in bedeutend erhöhter Masse entgegenstellte. So war der eine seiner Flügel unverhältnißmäßig stark an Zahl, der andre nur schwach besetzt; diesem befahl er, sich zurückzuziehen. Das ist die berühmte „schiefe Schlachtordnung." Durch diese Aufstellung, durch die Tapferkeit des Pelopidas und der heiligen Schaar und durch die thebische Reiterei siegte Epaminondas. Die Spartaner wurden geschlagen, wie noch nie. Zum ersten Male kehrte ein spartanisches Bürgerheer dem Feinde den Rücken. Darauf setzte das Gesetz schwere

Strafe. Aber der alte Agesilaos rieth, „heute das Gesetz schlafen zu lassen."

In einer Reihe Staaten stand das Volk auf und errang die von Sparta bisher niedergehaltene Freiheit wieder. Mit ihnen verstärkten sich die Thebaner unter Epaminondas und Pelopidas zu einer Heeresmacht von 50,000 Kriegern. Fast erlag ihnen die Stadt Sparta selbst. Epaminondas stellte die Freiheit Messeniens wieder her. Viermal fiel er in den Peloponnes ein, zweimal kam er bis vor Sparta.

Athen, auf die Fortschritte Thebens eifersüchtig, die es anfangs unterstützt hatte, verband sich jetzt mit Sparta. Aber bei Mantinea siegten die Thebaner über das vereinte Heer der Athener und Spartaner.

Ueber den Feldherrn, das Heer und die Schlacht sagt Xenophon: Daß Epaminondas aber sein Heer so gebildet, daß es bei Tage und bei Nacht durch keine Anstrengung sich ermüden ließ, daß es keiner Gefahr sich entzog, und selbst, wenn ihm die Lebensmittel nur sparsam zugemessen waren, ihm doch willig gehorchte, dies scheint nur wahrhafte Bewunderung zu verdienen. Denn als er ihnen zum letzten Male seine Befehle ertheilte, sich zur Schlacht gefaßt zu halten, so putzten auf sein Geheiß die Reiter mit vielem Eifer ihre Helme blank, und die schwerbewaffneten arkadischen Keulenträger bemalten ihre Rüstung, als wären sie Thebaner: alle schärften ihre Lanzen und Schwerter und machten ihre Schilde glänzend. Als er sie, so gerüstet, aufbrechen ließ, so handelte er auf eine merkwürde Weise. Zuerst nämlich stellte er sie, wie zu erwarten war, in Ordnung; indem er dies that, schien er anzudeuten, daß er sich zur Schlacht rüste. Als er jedoch das Heer nach seinem Plane geordnet hatte, so führte er es nicht auf dem kürzesten Weg gegen die Feinde; sondern ließ es nach den westlichen Bergen von Tegea und gegenüber von der Stadt hinziehen: so daß er die Feinde glauben machte, er werde an diesem Tage kein Treffen liefern. Und wirklich, als er am Fuß des Gebirges angekommen war, und seine Phalanx entwickelt hatte, ließ er unter den Anhöhen Halt machen: so daß es aussah, als ob er ein Lager schlagen wolle. Durch diese Anstalten entfernte er bei den meisten Feinden den Gedanken an eine Rüstung zur Schlacht und veranlaßte, daß man die Anordnung zu derselben aufgab. Als er aber die nach der Richtung des Flügels bisher bewegten Schaaren sich hatte schwenken und eine Fronte bilden lassen, und so den Keil, bei dem er sich befand, verstärkt hatte, gebot er, die Waffen wieder zu erheben und zog vorwärts, und sie folgten ihm. Als die Feinde ihn unerwartet anrücken sahen, so war keiner im Stande, ruhig zu bleiben: sondern die Einen liefen auf ihren Posten, Andere stellten sich in Ordnung, Andere zäumten die Pferde, Andere legten die Panzer an; und Alle schienen sich mehr leidend als thätig verhalten zu wollen. Er führte aber sein Heer wie ein Kriegsschiff mit der Spitze gegen den Feind, in der Hoffnung, wo er auch angreifen und durchbrechen würde, das ganze feindliche Heer zu werfen: denn er hatte den Plan, mit dem Kern seiner Leute anzugreifen; den schwächsten Theil aber hielt er in einiger Entfernung, überzeugt, daß, wenn derselbe zurückgedrängt wurde, dies die Seinigen sehr entmuthigen und den Feinden Stärke verleihen würde. Uebrigens hatten die Feinde ihre Reiterei auch so dicht hintereinander, wie eine Schaar von Schwerbewaffneten, aufgestellt, und keine Beiläufer darunter gemischt. Epaminondas aber bildete auch mit seiner Reiterei einen starken Keil und gab ihr Beiläufer vom Fußvolk zu, in der Hoffnung, daß, wenn er die Reiterschaaren sprengen würde, er die ganze feindliche Linie besiegt haben werde: Denn es ist sehr schwer, Leute zu finden, die gern Stand halten, wenn sie von den Ihrigen Einige fliehen sehen. Und damit auch die Athener auf dem linken Flügel dem nächststehenden nicht zu Hülfe kommen möchten, stellte er auf einigen Hügeln Reiter und schweres Fußvolk ihnen entgegen, um auch bei ihnen die Besorgniß zu erregen, sie möchten, wenn sie sich in den Kampf mischten, durch Jene von hinten angegriffen werden. So ordnete er das Treffen; und seine Erwartung täuschte ihn nicht. Denn er siegte auf dem Punkte, wo er angriff und

bewirkte eine allgemeine Flucht unter den Feinden.

Soweit Xenophon.

Mitten in der heißen Schlacht wurde Epaminondas von einem Wurfspeer in die Brust getroffen, als er eben mit der schiefen Schlachtordnung die feindliche Schlachtreihe durchbrach. Da der Wurfspieß eiserne Widerhaken hatte, war sein Leben ohne Rettung verloren. Das fühlte Epaminondas, aber er fragte vor Allem, ob sein Schild gerettet sei. Man zeigte ihm denselben, und er küßte ihn als den Gefährten seiner Kämpfe und Siege. Auf ihn gelehnt, harrete er des Ausgangs der Schlacht. Als der Sieg für die Thebaner entschieden war, sagte er: Nicht das Ende meines Lebens, sondern der Anfang desselben ist gekommen. Jetzt wird euer Epaminondas geboren, weil er so stirbt. Unter meiner Führung ist Theben das Haupt Griechenlands geworden; das muthige Sparta liegt darnieder; Griechenland ist frei. Ich habe keine Söhne, aber ich hinterlasse zwei herrliche Töchter, die Siege von Leuktra und Mantinea! — Damit zog er das Eisen aus der Brust und verschied ruhig und heiter.

Epaminondas ist jedenfalls den Edelsten der Griechen zuzuzählen, denjenigen, in denen sich der griechische Nationalcharakter von seiner guten Seite am schönsten ausspricht. Mehrmals war es dem Neide gelungen, ihn aus seiner Feldherrnstelle zu verdrängen; er diente dann als gemeiner Krieger, und hatten die Anführer einen Fehler begannen, so rettete er, die Hintenansetzung vergessend, das Heer. Charakteristisch für seinen edlen Sinn ist seine unmittelbar nach dem Sieg von Leuktra gethane Aeußerung: der schönste Lohn seines Sieges beruhe in der Vorstellung der Freude, welche seine Eltern über die Siegesbotschaft empfangen würden.

Der Pelopides war einige Zeit vorher in Thessalien gefallen; mit diesen beiden Helden schwand der kurze Glanz Thebens hin

Epaminondas, der Thebaner.*

Es wird dem Leser ohne Zweifel willkommen sein, über den vortrefflichen Epaminondas noch Einiges zu vernehmen.

Epaminondas stammte aus einer eher armen als reichen Familie, doch gehörte sie zu den ältesten Geschlechtern in Theben, den Sparti, deren heroische Vorfahren der Sage nach aus den von Kadmus gesäeten Drachenzähnen entsprossen waren. Zur Zeit der Befreiung Thebens vom Joche der Tyrannen scheint er in mittleren Jahren gestanden zu haben. Pelopidas war jünger und aus einer sehr reichen Familie; zwischen beiden herrschte eine sehr innige Freundschaft, die in einer Schlacht die Probe bestanden hatte, in der beide neben einander fochten, und wo Epaminondas um den Preis mehrerer Wunden und der größtmöglichsten Gefahr das Leben seines verwundeten Freundes gerettet hatte.

Epaminondas hatte mit Pünktlichkeit die militärischen und gymnastischen Pflichten erfüllt, die jedem thebanischen Bürger oblagen. Es heißt aber, daß er in den Gymnasien mehr nach Behendigkeit, als nach Stärke, mehr nach den flinken Bewegungen eines Läufers und Ringers, als nach der muskulösen Wucht strebte, die der böotische Faustkämpfer zum Theil durch übermäßige Nahrung erkaufte. Er lernte auch Tanz und Musik: was zu dieser Zeit nicht nur Lautenspiel oder Flötenblasen bedeutete, sondern Alles, was zur anmuthigen und ausdrucksvollen Anwendung der Stimme oder des Körpers gehörte — rhythmische Aussprache, eingeübt durch Recitiren von Dichtern, und geschulte Bewegungen, um an einem Festchor theilnehmen zu können. Die Verbindung der gymnastischen und musikalischen Zucht war zu einem vollkommenen griechischen Bürger erforderlich: jene herrschte in Theben mehr auf der Flöte, in Athen mehr auf der Lyra, die der Stimme des Spielenden die Begleitung gestattete. Man hörte den Athener Alcibiades bemerken, daß Flötenspiel eine passende Beschäftigung für die Thebaner sei, da sie nicht zu sprechen wüßten; und

* Nach G. Grote, History of Greece.

im Allgemeinen war die Bemerkung über die Landsleute Pindar's eben so wahr als verächtlich.

In diesem wichtigen Punkte machte Epaminondas eine glänzende Ausnahme. Er hatte nicht nur Lyra und Flöte von den besten Meistern gelernt, sondern er bewies auch, abweichend von seinem Freunde Pelopidas, von seinen frühesten Jahren ab einen glühenden geistigen Trieb, der selbst an einem Athener bemerkenswerth gewesen sein würde. Er suchte mit Eifer die Unterhaltung der ihm zugänglichen Philosophen, zu denen Simmias und Spintharus gehörten, beide früher Genossen des Sokrates, so daß der anregende Einfluß der sokrate'schen Methode zum Theil aus zweiter Hand den Weg zu Epaminondas fand. Der hochbejahrte Mann aber, dem er sich besonders widmete, und den er nicht nur als Schüler hörte, sondern beinahe als Sohn verehrte, war ein verbannter Tarentiner Namens Lysis: ein Mitglied der Brüderschaft der Pythagoräer, der in Theben Obdach gesucht hatte. Durch Geduld und Ausdauer im Zuhören und durch Gleichgültigkeit gegen Prunken mit eigenem Sprechen zeichnete er sich so aus, daß Spintharus nach zahlreichen Unterhaltungen mit ihm versicherte, daß er nie Jemanden getroffen habe, der mehr verstände und weniger spräche.

Diese Zurückhaltung kam jedoch nicht daher, weil er die Sprache nicht in der Gewalt hatte, im Gegentheil, es zeigte sich, als Epaminondas die öffentliche Laufbahn antrat, daß seine Beredtsamkeit nicht nur unter den Thebanern hervorrage, sondern auch den bedeutendsten Gegnern in Athen gewachsen sei. Er war aber wesentlich bescheiden und dem Ehrgeize fremd, wozu sich noch eine starke Wißbegierde und ein großer Scharfsinn gesellten.

Wenig durch persönlichen Ehrgeiz bewegt und nie um Volksthümlichkeit durch unwürdige Mittel buhlend, war Epaminondas gegen Geld noch gleichgültiger. Bis zum Ende seines Lebens blieb er in genügsamer Armuth und hinterließ nicht so viel, daß die Kosten seines Leichenbegängnisses bezahlt werden konnten; er wies nicht nur Bestechungsanträge Fremder zurück, sondern auch die dringenden Anerbietungen von Freunden. Wie er von zwei Schwächen frei war, von denen nicht wenige sonst ausgezeichnete griechische Staatsmänner irre geleitet wurden, so fand sich in seinem Charakter auch in hohem Grade Milde in politischen Feindschaften, Abneigung vor harter Behandlung besiegter Feinde. Wenn es je Männer gab, deren Handlungsweise eine blutige Vergeltung zu rechtfertigen schien, so waren es Leontidas und seine Mitverräther. Sie hatten dem Feinde die Thore geöffnet und Ismenias, einen der ersten Männer Thebens, getödtet. Doch Epaminondas mißbilligte den Plan des Pelopidas und anderer Verbannten, Jene zu ermorden. Keine seiner Tugenden fanden seine spätern Bewunderer so schwer nachzuahmen, als diese Beherrschung der Leidenschaft, des Grolles und der Rache.

Kaum ein Charakter in der griechischen Geschichte ist mit so viel Uebereinstimmigkeit beurtheilt worden, wie der des Epaminondas. Alle haben ihm eine aufrichtige und herzliche, Einige eine begeisterte Bewunderung gezollt. Cicero erklärt ihn für den ersten Mann Griechenlands. Polybius trägt sein Urtheil in einer kaum weniger bedeutsamen und lobenden Weise vor, wenn er es auch nicht mit solchem Nachdruck in ein einziges Wort zusammenfaßt. Die besten Männer der That, die den Krieger und Patrioten in sich vereinigten, nahmen Epaminondas zu ihrem Vorbilde. Mit ihm hob sich und sank die Würde und der Einfluß Thebens. Die Periode seines politischen Lebens umfaßt sechszehn Jahre. Ein Uebergewicht ohne Gleichen übte er in den letzten acht Jahren aus. Alles, was wir aus dieser ganzen Periode wissen, bestätigt vollkommen das Urtheil des Cicero und des Polybius, denen die Mittel zu Gebote standen, weit mehr zu wissen. Und dies ist der Fall — man lasse es bemerkt sein —, obwohl Epaminondas nach einer strengen Norm geprüft wird. Denn der Hauptzeuge aus jener Zeit ist ihm entschieden feindlich. Sogar Xenophon entdeckt in dem Todfeinde Sparta's weder Missethat, noch Unterlassungssünden, und erwähnt von ihm nur Ehrenwerthes. Viel Rühmenswerthes dagegen unterdrückt Xenophon, über An-

deres geht er leicht hinweg. In dem letzten Feldzuge vor der Schlacht bei Mantinea (durch die Sparta keinen persönlichen Verlust erlitt, und wo der Tod des Epaminondas jede vorgefaßte Meinung besänftigte) wurde kein so gewaltsamer Druck auf die Treue des Geschichtsschreibers ausgeübt. Demnach enthält das Schlußkapitel des Geschichtswerkes von Xenophon eine große, unbedingte Lobrede auf die kriegerischen Verdienste des Epaminondas: auf seine kühnen Unternehmungen, seine umfassende Vorsicht, seine Sorgfalt, die Krieger nicht ohne Noth aufzuopfern, auf seine ausgezeichnete Mannszucht, seine treffliche Taktik, seine Fertigkeit, auf den schwachen Punkt des Feindes den Schlag auszuführen. Das damals zuerst ersonnene Manöver, eine unwiderstehliche Angriffskraft auf einen Punkt der feindlichen Linie wirken zu lassen, und das übrige Heer bis zur Entscheidung des Kampfes zurückzuhalten, — wird nebst seiner siegreichen Wirkung von Xenophon ausdrücklich in der Schlacht bei Mantinea erwähnt, obwohl seine Schilderung der Schlacht bei Leuktra über das gleiche Verfahren hinwegschlüpft, als ob es so etwas Alltägliches wäre. Ein Vergleich des Epaminondas mit Agesilaos zeigt, wie viel höher der erstere selbst in der Erzählung Xenophon's, des eifrigen Lobredners des andern, steht. Wie deutlich sehen wir, daß nur die tödtliche Speerwunde bei Mantinea den thebanischen Feldherrn hinderte, die Frucht einer Reihe bewunderungswürdiger Anordnungen zu reifen und Schiedsrichter des Peloponnes, Sparta mit eingerechnet, zu werden!

Des Epaminondas kriegerische Verdienste allein, hätten sie sich ohne etwas Preiswürdiges sonst nur bei einem Feldherrn gefunden, würden ihn zu einem Manne von hohem, originellen Genius gestempelt und ihn über jeden andern Griechen vor ihm und zu derselben Zeit erhoben haben. Es ist aber die eigenthümliche Vortrefflichkeit dieses großen Mannes, daß wir nicht genöthigt sind, von einer Seite seines Charakters zu borgen, um die Mängel einer andern aufzuwiegen. Sein glänzendes kriegerisches Talent wurde nie durch persönliche Zwecke, nie durch Habsucht, Ehrgeiz oder sich überhebende Eitelkeit befleckt. Von Natur besaß er so wenig Ehrgeiz, daß seine Freunde ihn sogar bisweilen des Stumpfsinns anklagten. Sobald aber die gefährliche Lage Thebens es erheischte, entwickelte er so viel Energie bei seiner Vertheidigung, wie die ehrgeizigsten Bürger, ohne Ruhm oder Ehrerbietung als etwas Gebührendes von seinen Mitbürgern zu fordern. Und seine persönliche Eitelkeit war selbst nach dem großartigen Erfolge von Leuktra so schwach angeregt, daß er in Thessalien als gemeiner Hoplite in den Reihen diente und in der Stadt das Amt einer unbedeutenden Straßenobrigkeit, unter dem Namen Telarchus, verwaltete, — ein glänzendes Beispiel der Fähigkeit und des guten Willens, zu herrschen und sich in Gehorsam unterzuordnen, deren Verbindung Aristoteles für den charakteristischen Zug des würdigen Bürgers erklärt. Häufig wurde er von politischen Feinden und Tadlern angegriffen, was Bedingung der hervorragenden Stellung in jedem freien Staate ist; doch keine dieser Ursachen störte die würdevolle Ruhe seiner politischen Haltung. Wie er nie durch unwürdige Künste um Popularität buhlte, so trug er Unpopularität ohne Murren und ohne den Pflichten gegen das Vaterland zu entsagen.

Gegen politische Gegner zu Hause war er immer gleich mild und, was bei den Beispielen und der Sitte der griechischen Welt noch merkwürdiger ist, das Gefühl der Rache fremden Feinden gegenüber war ihm stets fern. Seine Freundschaft mit Pelopidas wurde in den funfzehn Jahren ihrer gemeinsamen politischen Laufbahn nie gestört, und für beide ist diese Abwesenheit der Eifersucht ehrenvoll, für Pelopidas, den reicheren und unbedeutenderen, ehrenvoller. Beiden und ihrem harmonischen Zusammenwirken verdankte Theben seinen kurzdauernden Glanz und Einfluß. Wenn wir sie jedoch mit einander vergleichen, so vermissen wir bei Pelopidas nicht nur das strategische Genie und die hervortretende Beredtsamkeit, sondern auch die beständige Wachsamkeit und Klugheit, die seinen Freund auszeichnete.

In keinem andern damals lebenden Manne fand sich dieselbe Vereinigung des Soldaten, des Feldherrn, des Redners

und des Patrioten. In der ganzen griechischen Geschichte finden wir nur bei Perikles dieselbe vielseitige Vortrefflichkeit, denn, obwohl dem Epaminondas als Feldherr weit nachstehend, muß Perikles für den größten Staatsmann gelten. Es ist aber von Beiden gleich wahr, daß keiner ausschließlich aus der Schule der Praxis und Erfahrung hervorging. Sie brachten Beide in diese Schule einen Geist, der, in der Unterhaltung mit den unterrichtetsten Philosophen geübt, zu mannigfaltigen Combinationen in einem weiteren Kreise von Gegenständen geschult war, als die, welche vor die öffentliche Versammlung kamen.

Was Epaminondas gethan haben würde, wenn er den Sieg bei Mantinea überlebt hätte, läßt sich im Hinblick auf seinen Charakter und auf das, was er bis dahin gethan, ahnen. Er würde sich dann auf der Zinne des Ruhms und einer Fülle der Macht befunden haben, wie sie nie ein Grieche besaß, ohne sie zu mißbrauchen. Gerechtfertigt ist die Vermuthung, daß er auch dieser großen Prüfung mehr als jeder andere Grieche seiner Zeit gewachsen gewesen wäre, und daß sein frühzeitiger Tod ihn von einer für ihn selber eben so ehrenvollen, als für Theben und Griechenland wohlthätigen Zukunft ausschloß.

Von dem Privatleben des Epaminondas wissen wir kaum etwas. Es heißt, daß er nicht verheirathet war, und wir finden kurze Anspielungen auf Freundschaften, denen er ergeben gewesen sein soll. Unter den Landleuten von Pindar war ein inniges Verhältniß zwischen gereiften Männern und edlen Jünglingen häufiger, als in andern Theilen Griechenlands. Es wurde durch ausgetauschte Eide am Grabe des Jolaus bekräftigt und galt für das festeste Band der Treue in der Stunde der Schlacht. Asopichus und Kaphisodorus werden als die Jünglinge genannt, denen Epaminondas mit Innigkeit und Treue anhing. Der Erstere focht mit verzweifelter Tapferkeit in der Schlacht bei Leuktra und ließ nach dem Siege ein Bild der leuktrischen Trophäe in seinen Schild schnitzen, den er in Delphi weihete; der Zweite fiel mit seinem berühmten Freunde und Feldherrn auf dem Felde bei Mantinea und wurde dicht an seiner Seite begraben.

Griechenlands Ermattung.

Wir kehren zur Darstellung W. Zimmermann's zurück.

Nach der Schlacht bei Mantinea zeigte sich eine allgemeine Ermattung unter den griechischen Staaten. Persische Gesandte vermittelten einen Frieden: Athen und Sparta hatten die Perser dazu angerufen. In dem düstern Gemälde der langen Bruderkämpfe, welche die griechischen Staaten zerrütteten und abmatteten, erlöschen jetzt die letzten hellen und anziehenden Punkte.

Ein Jahr nach der Schlacht bei Mantinea starb Agesilaos, achtzigjährig, wie er als siegreicher Held von einem Zuge nach Aegypten auf dem Heimwege war: ein furchtbarer Meeressturm, der ihn in einen cyrenischen Hafen warf, war sein Sterbegesang.

Athen verlor seine letzten tüchtigen Feldherren in Iphikrates, Chabrias und Thimotheos. Persische Einmischung zwang Athen abermals, auf seine Seeherrschaft zu verzichten, die es über eine Anzahl Seestaaten sich neu begründet, aber wie das erste Mal mißbraucht hatte. Sparta blieb eine gebrochene Macht. Theben konnte sich nicht auf seiner Höhe halten: es wuchs ihm weder ein Pelopidas, noch ein Epaminondas nach.

So war kein Staat jetzt mehr in Griechenland, der ein Uebergewicht gehabt hätte und Mittelpunkt und Leiter der anderen Staaten hätte sein können: es war keine Autorität mehr in Griechenland. Denn wie Athen, wie Sparta, so war auch das delphische Orakel, die religiös-nationale Einheit Griechenlands, so der Amphiktionenbund herabgekommen. Den Sprüchen des letzteren gehorchte nur noch, wer wollte und so weit er wollte.

Mit dem Verfalle der Religion war es so weit gekommen, daß die Phocier in einem Kriege mit den Thebanern und

Thessaliern das delphische Orakel mit den Waffen einnahmen und den Tempelschatz plünderten, um Söldner zu werben. Aus diesem reichen Schatze konnten sie den Söldnern viel höheren Sold als Andere zahlen; sie konnten daraus Summen nehmen zu ausgedehnter Bestechung. Die einflußreichsten Männer von Sparta und Athen ließen sich von ihnen bestechen, und beide Staaten nahmen sich der Phocier an gegen das übrige Griechenland, welches, die Tempelräuber zur Strafe zu ziehen, in den Waffen war. Zehn Jahre wüthete dieser phocische („heilige") Krieg, in welchem bei Vielen das sittliche und religiöse Gefühl ganz unterging. Nicht nur zur Führung des Krieges vergriffen sich die Phocier an den Weihgeschenken, sondern sie vergeudeten sie für ihre Sinnenlust. Tänzerinnen und Citherspielerinnen wurden mit den goldenen Lorbeerkränzen und den goldenen Bechern beschenkt, die aus der Reihe geweihter Kleinodien des Tempels genommen wurden, und sie zeigten sich damit öffentlich an den Festen. Die ungeheure Menge des baaren Geldes, wie der edlen Metalle, die seit Jahrhunderten in Delphi aufgehäuft war und nun durch den Tempelraub plötzlich in Verkehr kam, beschleunigte die allgemeine Entsittlichung.

Mit dem frevelnden Eingriffe in das delphische Heiligthum war nicht nur eine Gewaltthat überhaupt geschehen, sondern eine Gewaltthat ganz besonderer Art: es war damit in's Herz des griechischen Lebens hineingegriffen, der letzte Haltpunkt der nationalen Einheit war damit durchrissen.

Die nördlichen Griechen riefen in der Bedrängniß dieses abscheulichen Krieges den macedonischen König Philipp gegen die Phocier zu Hülfe. Der Einmischung Philipp's in die Angelegenheiten Griechenlands folgte rasch der Untergang der griechischen Freiheit.

Charakter des peloponnesischen Krieges.*

Der Unstern, welcher in diesem heillosen Kriege für die Hellenen aufging, schien sich selbst in den Naturerscheinungen jener Zeit zu offenbaren; die Erde bebte fast in jedem Jahr während des Krieges, der Aetna warf Feuer aus. Sonnenfinsternisse, Dürre, Hungersnoth und Pest ängstigten die Völker, und in Masse wurden die Wackersten getilgt.

Ueberboten aber wurden die Schrecknisse der Natur durch die Leidenschaften der Menschen; Selbstsucht und Rachgier, Wuth und Haß, schnöde, feile Gewinnsucht und blutgierige Grausamkeit wetteiferten, Bürgerfamilien auszutreiben, Städte in Trümmer zu legen, Besiegte und Wehrlose zu schlachten, und dem Heiligsten, das die Hellenen hatten, Hohn zu bieten. Was unter den mancherlei Abwandlungen des politischen Verhältnisses der Hellenen zu einander im Kriegsverkehre sich lange mit einer gewissen Stetigkeit behauptet hatte, Unverletzlichkeit der Herolde und Weihestätten, Verschonung und Auslösung der Gefangenen u. s. w., wurde auf's Gröblichste verletzt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Peloponnesier den Anfang des Frevels machten. Mit einem empörenden Bruche des Völkerrechts erschlugen die Megarer den zu ihnen gesandten athenischen Herold Antemokritos, als eben der Krieg beginnen sollte.

Dieser That entsprach der Rachebeschluß Athens: Feindschaft ohne Vertrag und ohne Verkündigung, Tod für den auf attischen Boden bewaffneten Megarer; Zusatz zum Schwur der Feldherrn, jährlich zwei Mal in Megaris einzufallen.

Will man Aufwallung blinder Hitze zur Entschuldigung der Frevelthat der Megarer anführen — es fehlt auch nicht an einem hinterlistig angelegten bösen Anschlage der Peloponnesier im Beginn des Krieges, begleitet von Ruchlosigkeit gegen das Geweihte. Es ist der Versuch der Thebäer, sich Platääs zu bemächtigen, dessen Selbstständigkeit seit langer Zeit anerkannt und durch die Besorgung des Tempels und Festes des Befreiers Zeus bis zur Unverletzlichkeit verbürgt war. Freilich verschonte Platää darauf die

* Nach W. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde.

thebäischen Gefangenen nicht. Bald aber wurde es von beiden Seiten Kriegsgebrauch, die Gefangenen zu tödten; freier Abzug der Besatzung einer zur Uebergabe genöthigten Feste kam selten vor; man führte die Männer zum Tode, das wehrlose Alter und Geschlecht in die Knechtschaft.

So geschah es mit Platää, eine Gräuelthat, über die das eigene Gewissen nachher die Spartaner quälte.

Athen befleckte sich mit dem Blute der Aegineten, die zu Anfang des Krieges von ihrer Insel vertrieben, nachher von ihrem Wohnort Thyrea weggeholt und umgebracht wurden; die durch den blutdürstigen Kleon betriebene und schon beschlossene Niedermetzelung der Mytilenäer wurde nur an den tausend in Athen gefangenen vollstreckt.

Fast als einziges Beispiel der Menschlichkeit ist anzuführen, daß dem edlen Rhodier Dorieus, welcher von den Athenern aus Rhodus vertrieben und nach Thurioi geflüchtet, von dort Schiffe gegen Athen geführt und von Konon gefangen genommen war, Leben und Freiheit geschenkt wurde.

Syrakus verhängte qualvolle Gefangenschaft in den Steinbrüchen, die langsamen Tod brachte, oder Knechtschaft über die gefangenen Athener und deren Verbündete.

Lysandros endete die Kette der Greuel mit Hinrichtung der dreitausend athenischen Gefangenen von Aegos Potamoi.

Schlimmer noch als diese gegen Feinde, welche die Waffen geführt, ausgelassene Wuth, war die Mordlust der Spartaner, die schon im Anfange des Krieges Kaufleute auf angehaltenen Schiffen, selbst aus parteilosen Städten, umbrachten. Peloponnesische Gesandte von den Perserkönig, ergriffen und den Athenern ausgeliefert, wurden von diesen, etwa nach Art des heutigen Verfahrens gegen Kundschafter getödtet. Bruch des Worts war in solchen Dingen kein Anstoß; auch Männer; die sich sonst als brav zeigten, übten Trug, um zu morden.

Die gegenseitige Erbitterung verzehrte jede aus dem Innern des gemeinschaftlichen Volksthums erwachte Trautheit und Sühne, selbst was durch Götterrecht geweiht schien. So wie durch die Vertilgung Platää's Zeus des Befreiers Heiligthum entweiht wurde, so brachen die Spartaner im Haß gegen Elis die olympische Befriedung, die Athener aber vertrieben des delischen Eilands Bewohner; die Pfleger der höchsten Nationalheiligthümer, des delphischen Gottes und des olympischen Zeus Diener, nahmen auf's schmählichste Partei. Die Peloponnesier borgten daher Gelder und sandten Kriegsleute hin. Der Amphiktionenrath, welcher in der nächsten Zeit nach dem Perserkriege patriotischen Sinn durch den Aufruf eines Preises für den Kopf des Verräthers Ephialtes, die Inschrift auf die Helden von Thermopylä, den Beschluß der Austreibung der delopischen Seeräuber von Skyros, kund gethan hatte, war gänzlich zur Schattenversammlung geworden, und während des gesammten Lauf's des Krieges ist von ihm nicht Rath noch That ausgegangen.

Indem nun so das Edelste aus dem hellenischen Volksthum entwich, öffnete der entartete Sinn um so leichter sich der Lockungen nichtswürdiger Barbaren, und die herrliche Mannheit der Hellenen gab sich hin für hinterlistig dargebotenes Geld.

Dieses Gemälde erhält aber seine volle grausenhafte Beleuchtung erst durch die Fackel der Bürgerfehden, die zerstörende Flamme der Zwietracht, welche die trautesten Vereine auseinandersprengte. Dieses Weh wurde viel verderblicher, als was die kriegsführenden Feinde übereinander brachten, aber allerdings gerade dadurch, daß die innere Parteiung sich an die Waffen außerhalb schloß, so zerstörend. Parteiung keimte im Anfange des Krieges fast überall auf; durch den Lauf desselben wurde sie genährt und entwickelt. Durchgehends herrschte Verrath, Stimmen auf Herbeiziehung auswärtigen Beistandes zur Ueberwältigung der Mitbürger oder doch durch die Beschickungen von und nach außen aufgeregter Argwohn und Verleumdung, die endlich auch den Arglosen auf schwarze Gedanken brachten.

Die griechischen Münzen.*

Die willkürlichen und rohen Zeichen, welche zur Unterscheidung der Münzen in Anwendung gebracht waren, wurden zur sinnvoll bedeutsamen Gestalt, und die Ausbildung der letzteren folgte den Schritten, welche die Kunst in ihrer Entwickelung that. Neben die einfachen Sinnbilder trat die Darstellung mythischer Figuren, in Bezug auf die besondere Landschaft, der die Münze angehörte; neben diese nicht selten eine reichere Composition, welche auf Ereignisse der Gegenwart hindeutete, in derjenigen idealen Weise, wie solche Ereignisse überhaupt durch die griechische Sculptur festgehalten wurden. In den späteren Zeiten der griechischen Kunst erscheinen sodann auf den Münzen die Bildnisse der Fürsten, in denen die künstlerische Darstellung wiederum ein eigenthümliches Element gewinnt.

Die Einführung des geprägten Silbergeldes gehört der Zeit um die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. an; Aegina war die erste Münzstätte. Lange Zeit hindurch bediente man sich nur einfacher und roh angedeuteter Zeichen, einer Schildkröte auf den äginatischen, eines Schildes auf den böotischen Münzen, einer Gorgonenmaske auf denen von Athen u. s. w.; auf der Rückseite dieser Münzen zeigen sich die durch einen Vorsprung, der sie beim Prägen festhielt, hervorgebrachten Vertiefungen.

Mit dem Beginne des höheren Aufschwunges der Kunst, seit dem sechsten Jahrhundert, werden die alterthümlichen Zeichen mehr oder weniger kunstreich gebildet; Götterköpfe und ganze Figuren treten an ihre Stelle, die Vertiefungen der Rückseite erhalten ebenfalls eine künstlerische Bildung, oder es werden auch statt ihrer erhabene Darstellungen angebracht. Höher entwickelt zeigen sich diese Bildungen im Verlauf des fünften, besonders jedoch erst des vierten Jahrhunderts.

Die athenischen Münzen sind durchweg sehr einfach. An die Stelle des rohen Gorgonenhauptes tritt zumeist ein Athenekopf, auf der Rückseite eine Eule, beides die höhere Blüthezeit hindurch im strengen Stile gebildet und erst später etwas freier behandelt. Die Münzen von Argos und Sicyon sind ebenfalls sehr einfach und von verhältnißmäßig strenger Form, obgleich namentlich die Chimära auf den sicyonischen Münzen in sehr schöner Zeichnung erscheint. Von hoher Bedeutung sind im eigentlichen Griechenlande zunächst die dem vierten Jahrhunderte angehörigen Münzen von Arkadien, namentlich die von Pheneos und Stymphalos; diesen reihen sich vornehmlich an die von Opus im Lande der Lokrer, sowie die von einigen griechischen Inseln, namentlich Naxos und Creta.

Die größte Mannigfaltigkeit und die vorzüglichste Ausbildung des Münzgepräges gehört Großgriechenland und Sicilien an. Beides entwickelt sich hier schon in den Zeiten der alterthümlichen Kunst zu namhafter Bedeutung. Die Numi incusi der unteritalienischen Städte sind schon in dieser Periode durch lebendige Charakteristik ihrer bildlichen Darstellungen, die sicilischen, namentlich die von Gela und Syracus, durch geschmackvolle Behandlung ausgezeichnet. Einige Münzen aus der letzteren Zeit des fünften Jahrhunderts stehen hier in nahem Verhältniß zu der ersten hohen Blüthenperiode der Kunst, namentlich die von Agrigent, mit der Scylla auf der einen und zwei Adlern über einem Hasen auf der andern Seite. Die reichste Meisterschaft aber entfaltet sich in den Münzen dieser Gegenden, die dem vierten Jahrhundert angehören, sowohl in denen der großgriechischen Städte, als ganz besonders in denen von Syracus, die zumeist den Kopf einer weiblichen Gottheit auf der einen und die Darstellung eines siegreichen Viergespannes auf der andern Seite haben. Auch die sicilischen Münzen des dritten Jahrhunderts sind mehrfach noch durch eigenthümliche Anmuth ausgezeichnet.

Dann sind vornehmlich die Münzen der nördlichen Grenzländer von Griechenland, die von Macedonien und Thracien,

* Nach Fr. Kugler, Kunstgeschichte.

hervorzuheben. Bemerkenswerthe Arbeiten wurden auch hier schon in den Zeiten der alterthümlichen Kunst gefertigt, theils in einem rohen Stile, theils aber auch in sehr geistreicher Behandlung, unter den letzteren namentlich die Alexander's I. von Macedonien, eines Zeitgenossen der Perserkriege. In geläuterten Kunstformen erscheinen vornehmlich die Münzen von Byzanz und die des Königs Philipp, Vaters von Alexander dem Großen.

Die Münzen des großen Alexander, auch die der näheren Nachfolger in den verschiedenen Staaten seines Reiches, stehen, was Zeichnung und Ausführung betrifft, den Arbeiten der Blüthezeit noch ziemlich nahe. Jetzt beginnt der Gebrauch, statt der Bilder der Götter die Köpfe der Fürsten auf den Vorderseiten der Münzen darzustellen, und auch diese werden zunächst noch auf mannigfach geistreiche Weise behandelt. Bald aber sinkt die Arbeit zum Handwerk herab.

Geld und Geist.*

Auf allen niedrigen Kulturstufen herrscht Bedürfnißlosigkeit. Die Arbeit wird nur geschätzt, so weit sie zum Kampf des Lebens dient; die Arbeit des Helden, die mit Muth gepaarte Kraft, die Gewandtheit des Körpers erringen sich die höchste Ehre und Werthschätzung. Es erscheint als Schlaffheit, im Schweiße des Angesichts zu erwerben, was im blutigen Kampfe erobert werden kann, sagt Tacitus. So war es bei den alten Deutschen, so in der hellenischen Welt.

Die nothwendige Folge war, daß der Sieger den Besiegten, der Stärkere den Schwächeren zwang, diejenigen Dienste für ihn zu thun, die zur Befriedigung der Lebensnothdurft immer dringender wurden. Mit der Sklaverei entstand eine Ueberschätzung der geistigen Arbeit und eine Unterschätzung der sogenannten niedern, materiellen Arbeit, der Handarbeit. Die Herrschenden nahmen für sich die Führung des Staates und die Geschäfte des Krieges, sie beanspruchten für sich die Uebung der Künste und Wissenschaften, während die Beherrschten gebunden waren an die niederen Arbeiten des Lebens. Darum nannte Cleomenes den Homer einen Dichter für die Spartaner, den Hesoid einen Dichter für die Heloten.

Aber das Entehrende lag nicht so sehr in der Arbeit an sich, als darin, daß sie als Erwerbszweig getrieben wurde. Die alten Könige des Homer verfertigten ihre Waffen selbst, Penelope sitzt mit ihren Mägden am Webestuhl, König Demetrius Poliorketes, ein Meister der Schiffs- und Kriegsbaukunst, leitet selbst die Arbeit an den Maschinen und auf den Werften und nimmt Axt und Richtschnur selbst zur Hand. Aber darum blieb Jeder, der von der Arbeit lebte, doch ein Banause (ein Mann, der eine eines Freien unwürdige Beschäftigung trieb).

Und diese Ansichten theilten auch die alten Weisen, ein Sokrates, ein Xenophon, ein Platon, ein Aristoteles. Mögen Schmiede, Zimmerleute, Schuster u. s. w. auch in ihrem Fache gescheidt sein, sagt Xenophon, die meisten sind Sklavenseelen, die wissen nicht, was schön, was gut und gerecht ist. Hochherzigkeit und edle Gesinnung sucht man vergeblich bei ihnen.

So waren Kunst und Wissenschaft Kinder der Muße, und die Muße ist eine Gunst des äußerlichen Glücks. Die ersten griechischen Weisen waren erhaben über die Noth des Lebens und schätzten den Reichthum nur nach seinen höhern Zwecken, und kamen auch manche dabei durch ihre Sorglosigkeit im Lebensdrange zu kurz, was that's? Nicht nur die Träger der Geistesarbeit schätzten ihre Gaben über allen Erwerb hoch, das griechische Volk theilte diese Anschauung. Es erkannte in dem Genius eine göttliche Gabe, die zu ehren selbst Ehre war. Es fehlte nie an der Gönnerschaft von Fürsten und Städten und einzelner reichen Bürger. Nahmen doch Könige Geschenke, warum sollten es nicht Sänger, Dichter und Weise? Pindar erhielt für sein schönes Lobgedicht der Athener, wofür ihn die Thebaner in Strafe nahmen, von den

* Aus der Abhandlung von Bonna Meyer: Geld und Geist

Athenern ein Geschenk von 10,000 Drachmen (2000 Thlr.), Sokrates, ein so stoisches Leben er auch führte, konnte von seinem kleinen Vermögen von fünf Minen (75 Thlr.) nicht leben. Er bedurfte der Unterstützung von Gönnern.

Doch diese Munificenz der Fürsten und Städte und Bürger hatte auch ihre Kehrseite. Sie gewährte keine dauernde Sicherheit des Lebens und führte allmählich zu bedenklicher Abhängigkeit. Es mußte sich von selbst eine Neigung nach einer Aenderung der Verhältnisse herausstellen. Dies geschah zuerst bei denjenigen geistigen Arbeiten, die in geregelten, festen Leistungen bestanden, bei den dem Handwerk näherstehenden Künsten und Wissenschaften, der Baukunst, der Arzneikunde und dem Jugendunterricht, dann bei Musikern, Schauspielern und Dichtern. Diesen wurden oft für die damalige Zeit, in denen noch wenig Geld im Umlauf war, sehr bedeutende Gehälter zugestanden. Der berühmte Arzt Demokedes von Croton hatte ein Gehalt von einem Talent Silber (1500 Thlr.), bis ihn Polykrates für zwei Talente (3000 Thlr.) nach Samos zog. Doch auch sie wurden nur dann besonders hoch geschätzt, wenn zugleich die Tugend der Uneigennützigkeit an ihnen erkannt war.

Am spätesten fanden die Weisheitslehrer lohnende Anerkennung. Die Weisheit schien am wenigsten zu äußerer Verwerthung geeignet, und die griechischen Wanderlehrer, die Sophisten, hatten lange Zeit nicht blos mit den Vorurtheilen des Volkes, sondern noch weit mehr mit dem Spotte und der Verachtung ihrer vornehmen Collegen zu kämpfen, welche die Verwerthung der Wissenschaft als einen Frevel gegen dieselbe ansahen. Platon nannte sie Krämer des Geistes.

Allein der peloponnesische Krieg brachte eine große Umwälzung in dem äußeren und inneren Leben des griechischen Volkes hervor. Land und Aecker waren verwüstet, das Volk war verwüstet, der Zwang der Noth trieb zur Arbeit, und diejenigen, welche noch in Wohlhabenheit verblieben waren, hatten nicht mehr, als der eigene Genuß forderte. So wurden nun auch Kunst und Wissenschaft zum Gewerbe und den allgemeinen Erwerbsquellen unterthan. Die Concurrenz setzte die Preise herab; es entstand ein Haschen und Buhlen um Geld; Kunst und Wissenschaft sanken in dem Maße, als sie der Menge zu gefallen strebten; die Dichtkunst, welche früher die großen Geschicke des Menschen- und Völkerlebens zum Gegenstande gehabt hatte, verstieg sich, um dem niedrigen Geschmack des Publikums zu fröhnen, in die Miseren des kleinen Familienlebens; die Malerei, welche früher nur den höchsten Idealen der Schönheit den Pinsel geführt hatte, erging sich in dem behaglichen Stillleben von Barbierstuben und Schusterwerkstätten; die Blüthe griechischer Kunst und Wissenschaft welkte hin in dem concurrirenden Streben nach materiellem Erwerb.

Gesellschaftliche Zustände.*

Armenpflege.

Im Alterthume waren die Verkehrsverhältnisse nicht in dem Grade entwickelt, wie sie es heute sind, die Kosten des Unterhalts durch die Genügsamkeit der niedern Klassen und die Wohlfeilheit der Lebensmittel gering; die ungeheure Proletariermasse endlich, die von den Sklaven gebildet wurde, war vor dem Verhungern dadurch geschützt, daß sie von den Herren ernährt werden mußte.

In Athen war das Princip der gegenseitigen Unterstützung in Noth und der Vereinigung der Kräfte zum Schutze vor Verarmung, das in neuester Zeit in freien Genossenschaften aller Art wirksam befolgt wird, theilweise bereits zur Geltung gelangt. Es bestand eine Zahl von geschlossenen Gesellschaften, deren Mitglieder monatliche Beiträge zahlten, um eintretender Geldverlegenheit oder Noth abhelfen zu können. Der Empfänger war verpflichtet, die Unterstützungssumme zurück-

* Nach H. Göll, Kulturbilder aus Hellas und Rom.

zuerstatten, wenn er in bessere Umstände kam, und die Gesetze begünstigten diese Vorschußvereine durch Entscheidung ihrer Rechtshändel binnen Monatsfrist. Dann wurde aber auch von Seiten des Staats für gebrechliche und arbeitsunfähige Bürger, deren Vermögen die Summe von drei Minen (75 Thaler) nicht erreichte, gesorgt.

Schon Solon ließ den im Kriege verkrüppelten Bürgern eine kleine Unterstützung auszahlen, die später auf alle Arbeitsunfähigen ausgedehnt wurde. Sie betrug täglich einen Obolos (1 Sgr. 3 Pf.), später das Doppelte, und wurde durch einen Volksbeschluß zuerkannt, während dem Rathe der Fünfhundert die monatliche Prüfung der Unterstützungswürdigkeit zukam.

Der Staat verwendete auf solche Almosen jährlich 7—15,000 Thaler und unterhielt auch die Kinder der im Kriege Gefallenen bis zur Mündigwerdung. Plutarch erzählt es dem Demetrius Phalereus nach, daß das Volk auf Antrag des letzteren den beiden Töchtern des Aristides täglich drei Obolen und später jeder habe eine Drachme reichen lassen, und dem Kallisthenes, daß die Enkelin des Aristides 500 Drachmen empfangen habe.

Armenhäuser, Spitäler und andere Armenanstalten gab es nicht. Die Speisung auf öffentliche Kosten war keine Unterstützung, sondern eine Ehrenbezeigung, die den Siegern in den olympischen Spielen, siegreichen Feldherren und verdienten Staatsmännern zu Theil wurde, oder mit der amtlichen Stellung verbunden war.

Außerdem gab es noch mancherlei öffentliche Spenden, die gelegentlich freilich von Demagogen ausgebeutet wurden, um die Gunst und die Stimmen des Volkes zu gewinnen. Dahin gehört das Verkaufen des Getreides aus den Getreidemagazinen um einen niedrigen Preis, zuweilen auch die Schenkung desselben, die durchs Loos ertheilten Güteranweisungen in eroberten Ländern, die von Themistokles abgeschaffte Vertheilung der aus der Verpachtung der lauriotischen Silberbergwerke fließenden Einkünfte, und vorzüglich die von Perikles eingeführte Zahlung der Eintrittsgelder zu den Theatervorstellungen, aus denen aber nach und nach ein Beitrag zur fröhlichen Feier aller athenischen Feste wurde. Den Gesammtbetrag dieser jährlichen Festgelder veranschlagt man auf wenigstens 40,000 Thaler. Diese Verschleuderung des Nationalvermögens nannte der feile Redner Demades den Kitt der Demokratie, wogegen Aristoteles treffend bemerkt, eine derartige Unterstützung gleiche einem durchlöcherten Fasse; man solle lieber den Armen die Mittel schaffen, sich ein Stück Feld zu kaufen oder einen Handel anzufangen. Dasselbe meint auch Plautus, wenn er sagt: „Einem Bettler dient man schlecht, wenn man ihm giebt, was er ißt oder trinkt. Man verliert nur, was man schenkt, und giebt das Leben Jenes dem Elende preis.“

Handwerker, Fabrikanten, Zünfte.

Interessant bleibt es, die unbeschränkte Gewerbefreiheit, nach der unser Zeitalter unaufhaltsam strebt, bereits im Alterthum, besonders bei den Griechen, vorhanden zu sehen. In Hellas wurde der Grund zur Verachtung jeder Lohnarbeit schon durch die Wanderungen und damit verbundenen Eroberungen der verschiedenen Stämme gelegt. Die neuen Landesherren griffen überall zu den besten Theilen des Grundbesitzes und überließen den Besiegten neben kleineren Ackerloosen die verschiedenen Zweige des Erwerbs, als Beschäftigungen, die des Vollbürgers unwürdig waren. Hierzu kam, daß die zahlreichen Sklaven, von denen in manchen Städten, wie Epidamnos, die Handwerke ausschließlich getrieben wurden, den Freien eine schädliche und demüthigende Concurrenz bereiteten. Endlich herrschte das allgemeine Vorurtheil, daß die körperliche und geistige Tüchtigkeit des Mannes durch die Handarbeit beeinträchtigt werde, und daß das ängstliche Trachten nach Unterhalt und Gewinn sich nicht mit Bildung und Gesinnung vertrage, die der freie Staatsbürger zur Beschlußfassung über das Wohl des Vaterlandes und zur uneigennützigen

Verwaltung der öffentlichen Aemter nöthig habe.

Was den Körper betrifft, so schwächte allerdings denselben die sitzende Lebensart, hinderte an den gymnastischen Uebungen, und also auch an der Erfüllung der ersten Pflicht des griechischen Bürgers, der Vertheidigung des Vaterlandes, während Jagd und Ackerbau zum Kriegsdienste abhärteten. Deshalb mag auch im alten Theben ein Gesetz Alle vom Staatsdienst ausgeschlossen haben, die sich nicht zehn Jahre lang jedes Gewerbes enthalten hatten, — eine Maßregel, die auch einmal in Athen beantragt, doch nicht genehmigt wurde.

Hinsichtlich der Einwirkung auf die Gesinnungen lassen wir einen Ausspruch des Sokrates folgen: „Es giebt eine doppelte Beschäftigung, je nachdem man für den Leib oder für den Geist sorgt, und die erste ist eine dienende; durch sie ist es möglich, den Körper mit Allem zu versorgen: mit Speise, wenn er hungert; mit Trank, wenn er dürstet, mit Kleidern, Decken, Schuhen, wenn er friert. Auf den ersten Blick scheinen nur die Krämer, Kaufleute, Bäcker, Köche, Weber, Schuster, Gerber, da sie alle Bedürfnisse befriedigen, die rechten Pfleger des Körpers zu sein. Anders aber verhält sich die Sache, wenn man bedenkt, daß es außerdem eine Gymnastik und Heilkunde giebt, welchen in Wahrheit die Pflege des Körpers gebührt, insofern sie nach der Wohlfahrt des Körpers den Gebrauch jener Künste regeln und also die Herrinnen derselben sind, während jene für sklavisch, dienend, eines Freien unwürdig gelten." Auch bei Xenophon nennt Sokrates die meisten Handwerker „Sklavenseelen."

Demgemäß wollte Platon in seinem idealen Staate die Handwerker und Tagelöhner nur geduldet wissen und meinte, man müsse die Bürger höherer Klasse zu diesem Stande degradiren, wenn sie sich Feigheit oder sonstige Schlechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Auch Aristoteles weist den Handwerkern ihre Stelle zunächst den Sklaven an und macht nur den Unterschied in der Knechtschaft, daß die Sklaven nur einem Herrn dienen, jene aber Jedermann. Daß die Handarbeit den Geist abstumpfe, plumpe, ungeschliffene Leute erzeuge und überhaupt den freien Bürger herabwürdige, spricht er außerdem bestimmt aus. Demosthenes sagt geradezu: „Es ist nach meiner Meinung nie möglich, daß derjenige, welcher sich mit geringen und verächtlichen Dingen abgiebt, zu großen und thatkräftigen Gesinnungen gelangen könne, denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so muß auch ihre Gesinnung sein!"

Aehnlich äußert sich Plutarch: „In manchen Dingen folgt der Bewunderung eines Werkes nicht sogleich der Trieb, dasselbe zu thun, oft geschieht auch das Gegentheil, daß wir uns an einem Meisterstücke ergötzen und den Meister gering achten, wie wir etwa an Salben und Purpur Wohlgefallen finden, die Färber und Salbenhändler aber für geringe Handwerksleute halten." Antisthenes sagte daher auch, als er vernahm, daß Ismenias ein geschickter Flötenspieler wäre: „Dennoch ist er ein gemeiner Mensch; denn sonst würde er nicht ein so geschickter Flötenspieler sein."

Ueberall wurde die Kunst verachtet, sobald der Gelderwerb als Hauptzweck vorwaltete. Dagegen wird vom Maler Polygnot ausdrücklich rühmend erwähnt, daß er nie für Geld gemalt habe, und wenn der macedonische König Aeropos ein geschickter Tischler und Drechsler war, und der jüngere Dionys in der von seinem Vater aus Argwohn über ihn verhängten Einsamkeit Wagen, Leuchter, Stühle und Tische verfertigte, so wurden solche fürstliche Dilettanten eben so wenig durch die Arbeit entehrt, als das Ansehen des Handwerkerstandes durch sie gehoben.

Bei den Spartanern waren Gewerbe und Künste, Schifffahrt und Handel für den Vollbürger verpönt. Der Einzelne sollte gegen alles materielle Sonderinteresse gleichgültig sein und sein ganzes Leben dem Staatszwecke widmen. Als daher der König Agesilaos, um es erkennbar zu machen, wie viele von ihnen eigentlich Krieger wären, befohlen hatte, die Bundesgenossen sollten sich alle zusammen und an einem Orte, und die Lacedämonier an einem anderen niedersetzen, und er dann ausrufen ließ, daß erstlich alle Töpfer, hernach alle Schneider, ferner alle Zimmerleute und Maurer und endlich alle übrigen Handwerksleute und die Künstler auf-

stehen sollten, erhoben sich beinahe alle Bundesgenossen, während alle Spartaner sitzen blieben. Wenn freilich ein Vollblutspartaner verarmte und den monatlichen Beitrag zu den Gemeindemahlzeiten (etwas über $^3/_4$ preußische Scheffel Mehl oder Gerstengraupe, 22 Quart Wein, fünf Pfund Käse, $2^1/_2$ Pfund Feigen und ungefähr 20 Sgr. in baarem Gelde) nicht mehr entrichten konnte, so wurde er aus der Zahl der Bürger ausgestoßen und verfiel einem nach der damaligen Ansicht sehr traurigen Schicksale. Da er sich zum schimpflichen Handwerke nicht bequemen konnte, mußte er in fremden Heeren um Sold dienen. Das war das Bitterste, was ein Adliger jener Zeit über sich ergehen lassen mußte.

Im Gegensatze zu Sparta, waren im stammverwandten Korinth Gewerbe und Handel die Quelle des sprichwörtlich gewordenen Reichthums, und seine Einwohner „verachteten", wie Herodot sagt, „unter allen Hellenen die Handwerker am wenigsten."

In Athen herrschte ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der Absicht der Gesetze und der Praxis und allgemeinen Volksstimme. Der strenge Drakon bestrafte den Müssiggang mit dem Verlust der bürgerlichen Rechte. Solon gab ein Gesetz, daß ein Sohn nicht verbunden sein sollte, seinen alten Vater zu ernähren, wenn derselbe ihn keine Kunst hätte lernen lassen, und trug dem Areopag auf, darüber zu wachen, daß Jeder seinen Unterhalt nachweise, und die Müssiggänger, welche dreimal ohne Beschäftigung angetroffen wären, zu bestrafen — eine Einrichtung, die Pisistratos verschärft haben soll. Und daß wirklich Nachfrage in dieser Beziehung gehalten wurde, ist außer Zweifel. Denn Plutarch erzählt: „Einst hielt sich ein Spartaner zu Athen auf, zu einer Zeit, wo eben Gericht gehalten wurde. Als er nun hörte, daß Einer des Müssigganges wegen bestraft worden wäre und deshalb trauerte, auch von seinen Freunden, die Mitleid mit ihm hätten und ihn bedauerten, nach Hause begleitet würde, so bat er seine Umgebung, man möchte ihm doch denjenigen zeigen, der wegen einer freigeborenen Männern so anständigen Sache bestraft worden wäre," und Athenäos berichtet eine Anekdote von zwei Schülern Platon's, Menedemos und Asklepiades, welche von den Areopagiten gefragt wurden, wie es käme, daß sie, ohne etwas zu besitzen und ohne etwas Anderes zu thun, als philosophische Vorträge zu besuchen, so wohl aussähen. Sie ließen darauf einen Müller als Zeugen rufen, und dieser sagte aus, daß sie Nachts in seiner Mühle jeder zwei Drachmen verdienten. Voll Bewunderung beschenkte sie der Areopag mit 200 Drachmen. Aber wenn nun auch außerdem Thucidides den Perikles in seiner Leichenrede sagen läßt, daß in Athen nicht die Armuth, sondern das vielmehr für eine Schande gehalten werde, die Armuth nicht durch Arbeit zu vermeiden, so geht doch aus vielen Stellen hervor, daß dort die eigenhändige Betreibung eines Gewerbes und die Arbeit überhaupt in Mißachtung stand. Selbst wenn die Noth drängte, bequemte man sich schwer dazu, die Hände zu regen. So erzählt Xenophon, daß es Sokrates viel Mühe gekostet habe, einen Bekannten, Namens Aristarchos, der während der Herrschaft der dreißig Tyrannen mehrere verwandte Frauen in sein Haus aufgenommen hatte und nun in die größte Verlegenheit gekommen war, weil er wegen der Kriegsunruhen aus seinen Feldern und Häusern nichts einnahm, zu überreden, die Weiber mit Weberei zu beschäftigen. Dennoch gab es außer den Schutzverwandten oder Metöken, die sich fast ausschließlich von Gewerben nährten und bereicherten, eine große Menge von Handwerkern unter den Bürgern. Man sieht dies schon daraus, daß Sokrates bei Xenophon dem jungen Charmides, der sich scheute, als Redner in der Volksversammlung aufzutreten, dadurch Muth einflößte, daß er zu ihm sagte: „Vor den Tuchscheerern, oder vor den Handelsleuten, oder vor den Schustern, oder vor den Zimmerleuten, oder vor den Schmieden, oder vor denen, die auf dem Markte verkaufen und darauf ausgehen, was sie wohlfeil eingekauft, theuer wieder an den Mann zu bringen, wirst du dich doch nicht fürchten. Aus lauter solchen Leuten aber besteht die Volksversammlung." Der für die Besucher der Volksversammlung ausgesetzte Sold von 3 Obolen (3 Sgr.

9 Pf.) und der eben so hohe Richterlohn für die Geschworenen waren es, welcher die Handwerker zu diesem Bürgerdienste herbeilockte; daß sie sich dadurch mit dem Lastträger auf gleiche Linie stellten, wie Aristophanes ihnen vorwirft, kümmerte sie nicht.

Rechnet man nun hinzu, wie viele Zeit durch Betheiligung an den zahlreichen Festen, Spielen und Opfern für den Gewerbtreibenden verloren ging, wie manche Stunde vielleicht auch mit den Besuchern verschwatzt wurde, die nach der stehenden Sitte der spätern Zeit sich in den Handwerksstätten täglich einfanden, um Neuigkeitskrämerei und Kannegießerei zu treiben: so fragt man billig: wie war es möglich, daß diese mäßige, arbeitsscheue Klasse ihre Existenz behauptete, oder gar nach und nach verbesserte? Die allerdings bedeutende Wohlfeilheit des Lebens erklärt nicht genug; wohl aber reicht der Umstand hin, das Räthsel zu lösen, daß die meisten Handwerker ihr Gewerbe durch Sklaven betreiben ließen.

Wir setzen, um dies zu beweisen, nur aus der witzigen Rede des Krüppels bei Lysias folgende Worte her: „Ich habe ein Handwerk, welches mir wenig einträgt und welches ich selbst mühselig betreibe; Jemanden aber, der es mir verrichtete, konnte ich mir nicht kaufen.“

Ja, wer den Preis eines Sklaven nicht erschwingen konnte, half sich dadurch, daß er fremde Sklaven miethete; denn der griechische Leibeigene galt für ein zinsentragendes Kapital, und wenn sein Herr nicht selbst den Nutzen aus ihm ziehen konnte, gab er ihn gern gegen eine bestimmte Abgabe an Andre ab. So sagt Aeschines, indem er Timarchs Vermögen berechnete, daß derselbe neun, des Schuhmacherhandwerks kundige Sklaven besitze, von denen ihm jeder täglich zwei Obolen, der Werkführer aber drei einbringe. Ebenso wurde für die in die Bergwerke geliehenen Sklaven täglich ein Obolos (= 1 Sgr. 3 Pf.) gezahlt.

Noch häufiger freilich als diese Vermiethung war die Benutzung der Sklaven von Seiten der Herrn für eigene Rechnung. Der Herr war dann Fabrikant und zog aus dem Erlöse der gefertigten Waaren seinen Gewinn, was besonders bei solchen Gewerben geschah, die ein größeres Kapital zur Beschaffung des Materials erforderten. Der Aufseher der Fabriksklaven war ein Sklave oder ein Freigelassener und lieferte dem Herrn den Gewinn der Arbeit ab. Demosthenes' Vater besaß zwei Fabriken, 32 Stahlklingenarbeiter, von denen ein Theil je 125 oder 126 Thaler und die übrigen wenigstens nicht niedriger als 75 Thaler an Werth veranschlagt wurden, und von denen er jährlich 750 Thaler reine Einkünfte bezog. Außerdem besaß er 20 Bettgestellmacher, die nach Abzug der Abgaben 300 Thaler Einkünfte gewährten. Den Verbrauch an Elfenbein berechnet der Sohn auf 50 Thaler monatlich, den Werth des nach des Vaters Tode vorhandenen Metalls an Eisen, Holz und Elfenbein auf 2000 Thaler, an Gelläpfeln und Erz auf 1750 Thaler.

Lysias und sein Bruder Polemarchos, reiche Metöken aus Syrakus, betrieben durch 120 Sklaven eine Schildfabrik, in welcher sich bei ihrer Verhaftung durch die Dreißig 700 vorräthige Schilde und 7000 Thaler baares Geld befanden.

Als reiche Fabrikanten seiner Zeit nennt Sokrates bei Xenophon den Gerstengraupenmüller Nausicydes, der außerdem Vieh mästete und so viel verdiente, daß er mehrere Mal kostspielige Staatsleistungen übernehmen konnte; den luxuriös lebenden Bäcker Kiribos, die Schneider Demeas und Menoe und endlich die vielen Kleidermacher im benachbarten Megara.

Der Vater des Redners Isokrates besaß eine Fabrik musikalischer Instrumente; der bekannte Kleon erbte von seinem Vater eine von Sklaven betriebene Gerberei, deren Fabrikate nicht immer von der beste Qualität gewesen sein sollen. Sein Zeitgenosse, der Demagog Hyperbolos, erwarb sich als Lampenfabrikant einen ansehnlichen Gewinn; jedoch, wie Aristophanes behauptet, durch Betrug, indem er Blei zum Lampenerze mischte. Wie viele Sklaven übrigens zu Athen in Fabriken beschäftigt wurden, ergiebt sich daraus, daß im peloponnesischen Kriege einmal 20,000 Fabriksklaven von Athen nach Dekelea übergelaufen sind.

Neben dieser allgemein üblichen Art und Weise, das Handwerk zu betreiben,

kann man sich nur schwer eine gesetzliche Beschränkung der Gewerbefreiheit oder Gilden von Handwerkern denken, und in Wahrheit findet sich auch von zunftmäßiger Gebundenheit des Handwerkerstandes nirgends eine sichre Spur (nur Zusammenkünfte der Kaufleute werden erwähnt). Ebenso wenig gab es eigentliche Monopole, d. h. ausschließliche Berechtigungen der Einzelnen zu einer Art des Handels. Die Griechen und Römer verstanden unter dem Wort auch weniger das Recht des Alleinverkaufs, das der Staat sich in manchen Fällen vorbehielt, als den durch Spekulation und Aufkäuferei erlangten faktischen Alleinvertrieb selbst. In diesem Sinne erzählt Aristoteles, der Milesier Thales, dem vorgeworfen worden wäre, daß die Philosophie nichts eintrage, habe, um dies zu widerlegen, einst, nachdem er aus meteorologischen Gründen auf eine bevorstehende reiche Olivenernte geschlossen hätte, darauf hin mit einem kleinen Kapital, das er als Angeld verwendete, bedeutende Kaufkontrakte auf Oel in Milet und Chios für den nächsten Sommer abgeschlossen und dann als Alleinverkäufer großen Profit gemacht, und auch ein Sicilianer habe zur Zeit des Dionysios einmal alles Eisen aufgekauft und damit Monopol getrieben, worauf er vom Tyrannen aus Syrakus verwiesen worden sei. Ebenso nennt der ältere Plinius den Ankauf der von den Walkern gebrauchten Igelfelle ein Monopol. Merkwürdig war das in Sybaris bestehende Gesetz, daß, wenn ein Koch eine leckere Speise erfunden hatte, kein anderer innerhalb eines Jahres dieselbe bereiten durfte.

Die Milizen und Landsknechte des griechischen Alterthums.

Das heroische Zeitalter zeigt nach den homerischen Gedichten bereits eine ziemlich hohe Ausbildung des Kriegswesens. Der Mann trotzte damals auf seine Waffen und betheiligte sich gern bei den oft genug vorkommenden Rache- und Raubkriegen. Dem Könige Heerfolge zu leisten, wird als eine unverweigerliche Verpflichtung dargestellt, der man aus Furcht vor öffentlicher Schande und schwerer Strafe sich nie entzog. Jedes Haus scheint wenigstens einen Mann gestellt zu haben, und in Familien, wo mehrere Söhne waren, entschied das Loos, wer mit in den Kampf ziehen mußte. So sagt Hermes, als er sich für einen Sohn des Myrmidonen Polyktor ausgiebt, daß ihn unter seinen sieben Brüdern das Loos getroffen habe, dem Achilleus nach Troja zu folgen. Doch muß man beinahe glauben, daß man sich auch von der Verpflichtung loskaufen konnte, wenn man an einer andern Stelle der Iliade liest, daß ein reicher Sikionier dem Agamemnon eine Stute geschenkt habe, um nicht an der Heerfahrt theilnehmen zu müssen. Plutarch freilich sieht darin blos einen Beweis für die Klugheit des Anführers einem Feigling gegenüber.

In der historischen Zeit, nachdem die Vergewaltigung vieler Staaten durch übermächtige Tyrannen überwunden war, findet man überall gleiche Bestandtheile der Kriegsmacht vor: das Heer war die Nation und die Nation das Heer. Stehende Heere in Friedenszeiten, die in unsern Tagen bei dem künstlichst organisirten Steuersystemen die Staaten aussaugen, würden nicht blos die Finanzkräfte der griechischen Republiken überstiegen haben, sondern auch als leicht zur Tyrannei führende und deshalb verfassungsgefährliche Einrichtungen angesehen worden sein. Auch wurde die heimische Bevölkerung, mit Ausnahme der zu jeder Zeit gleichsam im Feldlager lebenden Spartaner, durch ihre bestimmten täglichen Beschäftigungen abgehalten, eine längere Zeit sich dem Kriege zu widmen: sie betrachtete den Kriegsdienst nicht als Hauptsache und war gewohnt, bei Einbruch der kälteren Jahreszeit vom Feldherrn nach Hause entlassen zu werden. Ein Heer aber aus Fremden oder gar Sklaven zu bilden, das verabscheuten in der guten Zeit alle Hellenen ohne Ausnahme, und wenn die Noth unausweislich zu diesem Auskunftsmittel drängt, so enthob man dieselbe nach Beendigung des Krieges ihres verachteten Standes, so wie z. B. die Spartaner im peloponnesischen Kriege vielen Heloten, die Athener nach den Schlachten bei den

Arginusen und bei Chäronea den mitausgezogenen Sklaven die Freiheit schenkten. Diese Ausschließung aller Nichtbürger vom Waffendienste wird durch die Stellung des Bürgers zum Staate gerechtfertigt. Bei dem innigen Zusammenhange des Heerwesens mit dem gesammten Staatsorganismus war der Kriegsdienst einestheils wohl eine Pflicht des freien Bürgers, der keineswegs wie der Miethling um Geld und Lohn sein Leben für Andere wagte und deren Hab und Gut zu schützen sich verpflichtete, sondern die Bewahrung und Vertheidigung der heiligsten Güter selbstbewußt übernahm, anderntheils aber auch ein Recht, das Jeder als eine Ehre für sich beanspruchte.

Vom Nichtbürger und Unfreien setzte man voraus, daß er ein geringeres Interesse am Staate habe, ja, daß er sich deshalb wohl gar gegen des Staates Vortheil gebrauchen lassen könne, und vermied es daher, ihm die Waffen in die Hände zu geben. Sogar die Gewerbtreibenden waren in manchen Staaten, wie auch in Athen, zum regelmäßigen Dienst nicht verbunden, da sie unmöglich für ihre Ausrüstung und Verpflegung sorgen konnten, und außerdem wegen der durch die sitzende Lebensart herbeigeführten Vernachlässigung des Körpers für untauglich zum Kriegsdienste gehalten wurden. Deshalb sagt Aristoteles: „Wo es eine große Menge Handwerker giebt, da kann der Staat volkreich und doch seine Kriegsmacht schwach sein.“ Hinsichts des Dienstes zur See räth Aristoteles — und in der Praxis geschah es auch schon in früherer Zeit so — das Matrosenvolk unbedenklich aus Angehörigen fremder Staaten bestehen zu lassen, die Seesoldaten aber stets aus der Bürgerschaft zu nehmen.

In Athen erfolgte auf die Wehrhaftmachung der jungen Leute zuerst ein zweijähriger Dienst im Lande, indem sie als Sicherheitswächter die Wachthäuser zu beziehen und das Land zu durchstreifen hatten. Bedurfte der Staat einer Kriegsmacht, so erfolgte, wenn nicht die ganze dienstpflichtige Mannschaft erforderlich war, ein Aufgebot nach Altersklassen, entweder nach den einzelnen Jahrgängen bis zu den Sechszigjährigen, oder in wechselnder Reihenfolge, je nach dem Beschlusse des Volks. Es wurde dabei eine für jeden Stamm und Gau genau geführte Musterrolle zu Grunde gelegt, die zu Jedermanns Einsicht öffentlich auslag.

Nur Wenige außer den Gebrechlichen waren vom Kriegsdienste befreit: die Senatoren, die Pächter gewisser Zölle, die Großhändler und Rheder, welche durch ihr Geschäft von der Heimath fern gehalten wurden. Entzog sich ein Verpflichteter dem Dienste, so traf ihn der Verlust aller bürgerlichen und politischen Rechte.

Den größten Theil der Kriegsmacht Athens bildeten die in früherer Zeit fast ausschließlich zur Anwendung kommenden schwergepanzerten Fußsoldaten. Aus Bürgern der ersten Vermögensklasse bestehend, war diese Waffengattung zu allen Zeiten die geehrteste; es hatte auch jeder Hoplit seinen Diener, der ihm Schild und Speisevorrath auf dem Marsche nachzutragen hatte, und Thucydides erwähnt deshalb besonders, daß nach der unglücklichen Belagerung von Syrakus die Schwerbewaffneten und Reiter aus Mißtrauen oder Mangel an Knechten ihre Rüstung und Speisevorräthe selbst getragen hätten.

Diesem schweren Truppenkörper zur Seite kämpfte nun wohl auch leichteres Fußvolk und Reiterei; aber die Anwendung des ersten fällt meist erst in die Zeit, in der die Söldnerheere aufkamen. Mit der griechischen Reiterei aber war es überhaupt, mit Ausnahme der thessalischen, übel bestellt. Schon die Bodenbeschaffenheit des Landes begünstigte die Pferdezucht nicht, und da auch der Unterhalt der Pferde ziemlich kostspielig war (zu Aristophanes' Zeit wurde ein Roß edler Art auf 300 Thlr. geschätzt), so wurde der Reiterdienst nur den reichen Bürgern aufgebürdet, die dann zur Entschädigung auch in Friedenszeiten eine Art Ehrengarde bildeten und bei feierlichen Aufzügen in vollem Glanze erschienen. Jeder Stamm stellte 100 Reiter, das ganze Geschwader bestand aus zwei Abtheilungen, jede 500 Mann stark. Die mittlere Gesammtstärke der schweren Fußsoldaten in der perikleischen Zeit betrug 13,000 Mann. Hierzu kam aber noch eine aus den jüngsten und aus den

älteren Milizen bestehende Landwehr von 16,000 Mann.

Die Kosten der Ausrüstung wurden von den Bürgern selbst getragen, und von Löhnung war zuerst keine Rede. Als aber im peloponnesischen Kriege die Feldzüge sich häuften und von längerer Dauer wurden, erachtete Perikles die Einführung des Soldes für eine nothwendige Maßregel, zu deren Ausführung auch die nach Athen verlegte Bundeskasse die Mittel darbot. Auch sahen die Athener im Solde nicht, wie in jedem andern Lohne, eine Erniedrigung, sondern sie betrachteten denselben als eine Art von natürlicher Entschädigung. Die Zahlung beschränkte sich blos auf die Feldzüge und war nicht immer von gleicher Höhe. Gewöhnlich bekam der Fußsoldat täglich zwei Obolen Sold und, da an Einquartirung noch nicht gedacht wurde, eben so viel für die Verpflegung (ungefähr 5 Sgr. im Ganzen), der Hauptmann das Doppelte, der Feldherr das Vierfache: eine Steigerung, die unsern Offizieren nicht behagen dürfte, die aber mit dem demokratischen Prinzip im Einklang stand. Als die Athener im peloponnesischen Kriege Potidäa belagerten, empfing wegen der Größe der Entfernung der Schwerbewaffnete zwei Drachmen täglich (15 Sgr.), eine für ihn und eine zweite für den Diener. Die Kosten der Reiterei im Frieden schlägt Xenophon jährlich auf 60,000 Thaler an, was, wenn man die Verschiedenheit des Geldwerthes mit in Anschlag bringt, den Unterhaltungskosten eines Kavallerieregiments in heutiger Zeit beinahe gleichkommen mag.

Wie wohl der athenische Staat durch seinen L[illegible]del und seine Industrie schon früh auf das Seewesen hingewiesen war und bald den Schwerpunkt seiner ganzen Macht in die Flotte legte, so lehrt doch die Geschichte, mit welchem Enthusiasmus und welcher Tapferkeit die athenischen Milizen sich stets geschlagen haben, und selbst das Schlachtfeld von Chäronea, über dem die Sonne der griechischen Freiheit unterging, bezeugt, daß die athenischen Bürger jener gesunkenen Zeit für's Vaterland zu fechten und zu sterben verstanden.

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Verfassung des Staates selbst in manchen Städten einer strengen, auf unbedingte Unterordnung gebauten Disciplin hinderlich war. Vorzüglich störte die Mehrzahl von zehn Feldherrn (Strategen), die jährlich vom Volke gewählt wurden, und die in den Perserkriegen sogar täglich den Oberbefehl unter sich wechseln ließen, die zweckmäßige Einheit der Führung. Und wenn auch später die Feldherrn selten sämmtlich in den Krieg gesandt wurden, wenn auch zuweilen ein bewährter Kriegsmann, der gar nicht zu den zehn Strategen gehörte, mit der Oberführung auf längere Zeit betraut wurde, so ist doch das Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit der Wahl nicht nur der Feldherren, sondern auch der Hauptleute durch Volksabstimmung gerechtfertigt genug, und was half den Feldherrn die unumschränkteste Vollmacht, wenn sie nach beendigter Amtsführung zur Rechenschaft vor die Volksgerichte gezogen und selbst mit dem Tode bestraft werden konnten? Timotheos und Iphikrates z. B. wurden im Bundesgenossenkrieg von ihrem Mit-Strategen Chares, dem sie sich im Kriegsrathe hinsichtlich eines zu liefernden Treffens widersetzt hatten, vor dem Volke angeklagt, der Feldherrnwürde entsetzt und zu bedeutender Geldbuße verurtheilt. Auch ihr Zeitgenosse Kephisodotos wurde abgesetzt, um 7500 Thaler bestraft, ja er war nahe daran, zum Tode verurtheilt zu werden, weil er einen ungünstigen Vertrag geschlossen hatte. Am berüchtigsten aber ist das Schicksal jener sechs Feldherrn, die im Jahre 406 nach einem großen Seesiege in der Nähe von Lesbos den Giftbecher leeren mußten, weil sie nach der Schlacht durch einen Sturm verhindert gewesen waren, die Leichen und Schiffstrümmer zu sammeln. Demosthenes rügte diese Unsitte mit treffenden Worten: „Es ist jetzt schimpflicher Weise dahin gekommen, daß jeder eurer Feldherrn zwei- oder dreimal vor euch auf den Tod angeklagt wird, gegen die Feinde aber Keiner von ihnen auch nur einmal auf den Tod zu kämpfen wagt, sondern den Tod der Menschenräuber und Kleiderdiebe dem rühmlichen vorzieht; denn nur der Uebelthäter soll verurtheilt sterben, der Feldherr aber im Kampfe gegen die Feinde."

Außerdem war aber auch im athenischen Bürger das Gefühl der politischen Gleichberechtigung zu stark, als daß er sich leicht in blinder Unterwürfigkeit der strengen Ordnung der Kriegszucht gefügt hätte. „Die größte Schwierigkeit liegt darin," schreibt der Feldherr Nikias von Syrakus an seine Landsleute, „daß ich als Feldherr solchen Unordnungen nicht steuern kann, weil eure Gemüther so schwer zu lenken sind." Auch Xenophon legt einem Redner, der im thebanischen Kriege zum Bündniß mit Sparta räth, die Worte in den Mund: „In Hinsicht auf etwas sehr Wichtiges, auf den Gehorsam gegen die Befehlenden, sind jene am stärksten zu Lande, ihr zur See."

Besondere strafbare Vergehen, wie Feigheit, Verlassen des angewiesenen Postens, Wegwerfen der Waffen, wurden von besonderen Gerichten bestraft, wenn der Oberfeldherr nicht bereits Strafe verhängt hatte. Daß letztere auch in Stockschlägen bestehen konnte, lehrt Plutarch im Leben des Aristides, wo es von Pausanias heißt: „Er betrug sich gegen die Häupter der Bundesgenossen hart und gebieterisch und ließ die gemeinen Soldaten mit Schlägen strafen, oder sie zwingen, daß sie zur Strafe den ganzen Tag über einen eisernen Anker auf den Schultern tragen mußten. Ja, es durfte sich keiner von den übrigen Griechen sein Lager eher bereiten und sich aus den Bächen Wasser holen, als bis es die Lacedämonier schon gethan hatten, so daß sogar ihre Sklaven Alle, die sich dem Wasser nähern wollten, mit Peitschen wegtrieben."

Dagegen belohnte man die Tapfern durch öffentliche Bekränzung, Errichtung von Standbildern und Austheilung von eroberten Landstrecken, und ehrte die Gefallenen durch feierliche Bestattung, wobei die besten Redner die Lobreden hielten.

Das spartanische Heer übertraf das der übrigen Staaten durch eine sorgfältigere Gliederung, ausgezeichnete Einschulung und seltene Sicherheit in allen Zweigen des Kriegsdienstes. Jeder spartanische Vollbürger war Soldat bis zum sechszigsten Jahre und weiter nichts als Soldat. Die friedlichen Gewerbe, welche für die Krieger anderer Staaten doch die Hauptsache waren, kannten sie nicht und überließen sie ihren Schutzgenossen und Heloten.

Xenophon nennt die Lacedämonier Künstler im Kriegshandwerk, während die übrigen Hellenen sich demselben nur aus dem Stegreif oder als Dilettanten hinzugeben pflegten. Und deshalb urtheilte schon Platon über die spartanische Verfassung sehr richtig: sie bilde zwar zu kriegerischer Tüchtigkeit aus, aber nicht zu wahren sittlichen und geistigen Trefflichkeiten, in welchen jene Tüchtigkeit auch, und zwar noch in höherem Grade, aber doch nur als ein einzelner Bestandtheil enthalten sei.

In der Eintheilung des Heeres waren in Sparta ähnliche Beziehungen zu den politisch-lokalen Abtheilungen des Volks vorherrschend, wie in Athen. Die Grundlagen derselben bildeten die von Lykurg gestifteten Verbrüderungen und Kameradschaften. Vier Enomotien, Rotten von 25—36 Mann, bildeten ein Lochos, und aus vier solchen Abtheilungen bestand eine Mora, die ein Polemarch, Kriegsoberster, befehligte, und deren das Land sechs hatte. Es giebt dies blos eine Gesammtzahl von 2400 Soldaten. Jedoch wechselt theils die Stärke der Moren bedeutend, theils sind ihnen stets so viel Periöken oder Unterthanen beigemischt, die ebenfalls als schwerbewaffnete Fußsoldaten dienten, daß sich bestimmte Zahlen gar nicht ermitteln lassen.

Zum Vorpostendienst im Lager und als Vor- und Nachtrab auf dem Marsche wurden die Skiriten gebraucht, ein aus den Bewohnern der Landschaft Skiritis formirtes leichtes Fußvolk.

Unausgesetzte Uebungen im Marschiren, in Wendungen und Evolutionen aller Art, die selbst im Lager zweimal des Tages stattfinden mußten, erzeugten jene vielbewunderte taktische Virtuosität, vermöge welcher ein spartanisches Heer blitzschnell sich aufstellte und bewegte. Hierzu kam aber auch noch der bereits erwähnte unbedingte Gehorsam gegen die Befehle der Oberen. „Wenn der König das Heer anführt," schreibt Thucidides, „so ist er es, der über das Ganze befiehlt, und er ertheilt den Polemarchen seine Aufträge, diese den Lochagen, diese den Pentekontateren, diese den Enemotarchen, und diese

endlich ihren Kriegern. Alle Befehle, die sie dem Heere ertheilen wollen, werden auf diese Art und mit Schnelligkeit verbreitet. Denn beinahe das ganze lacedämonische Heer besteht aus Anführern, und die Sorge der Ausführung dessen, was geschehen soll, fällt Vielen anheim."

Die Nationalheere der Hellenen behaupteten nur so lange ihren Ruhm, als die aufopfernde Liebe zum Vaterlande alle Bürger beseelte, als das öffentliche Leben und der sittliche Charakter der Nation auf seinem Höhepunkte beharrte. Als aber während des peloponnesischen Krieges, besonders in Athen, mit der wachsenden Entfesselung und Schrankenlosigkeit aller Leidenschaften und Anmaßungen, Genußsucht und Egoismus alle Stände ergriff und der Gemeinsinn und Patriotismus schwand, da verschmähten es die griechischen Bürgerschaften, auch die Waffen ferner zu führen, die Palästren und Gymnasien wurden spärlich besucht, und die Sitte, durch fremde Miethlinge die Kriege ausfechten zu lassen, nahm überhand.

Die frühesten Spuren solcher Söldnerdienste, wenn man zuerst auf die Nationalität der Dienenden sieht, findet sich außerhalb Griechenlands bei dem halbgriechischen Volke der Karier in Kleinasien. Durch ihre Hülfe soll schon der ägyptische König Psammetich die Herrschaft über ganz Aegypten gewonnen haben, und später schweiften sie, wie Strabon sagt, „durch ganz Griechenland, für Sold Kriegsdienste leistend". Besonders darum haftete auch an ihrem Namen die Schmach feiler und sklavischer Gesinnung.

Eben so gern verdingten sich die Kreter als Bogenschützen und Schleuderer, und sie standen gleichfalls wegen Unzuverlässigkeit und Unredlichkeit in schlechtem Rufe. Neben ihnen, die man später überall, auch bei den römischen Heeren, als stehende Heerestheile trifft, wird am häufigsten der Arkadier Erwähnung gethan. Ihr Land, von Gebirgen ganz durchzogen, bestimmte durch seine Natur die Bewohner zu Hirten und Jägern. Doch glich das Leben derselben keineswegs den idyllischen Schilderungen alter und neuer Dichter; sondern außer Mangel an Intelligenz zeigte dieses Völkchen eine große Liebe zum Kriegshandwerke, und da ihre Heimath sie nur kärglich nähren konnte, so suchten sie, gleich den Schweizern, fleißig auswärtige Solddienste. Dem Xerxes sollen sie, wie Herodot berichtet, bereits ihre Dienste angeboten haben. Ueber die Hälfte der 10,000 Söldner des jungen Cyrus bestand, nach Xenophon's Zeugniß, aus Arkadiern und Archäern.

Auch Thucydides sagt, indem er die Bundesgenossen der Athener und Syrakusaner aufzählt: „Die Mantineer aber und die übrigen arkadischen Söldner, die gewohnt sind, gegen jeden Feind, den man ihnen anweist, zu fechten, achteten auch jetzt, durch den Gewinn bewogen, ihre Landsleute, die mit den Korinthiern gekommen waren, ohne Berücksichtigung der Verwandtschaft, für ihre Feinde."

In der griechischen Geschichte findet man solche gedungene Söldner zuerst als Trabanten und Leibwächter der Tyrannen, die, wie auch Xenophon sagt, keine Freude daran fanden, waffentüchtige und wohlbewehrte Bürger zu haben, sondern fremde Truppen für geeigneter erachteten, um ihre Herrschaft zu stützen. Der berühmte Glückspilz Polykrates von Samos gewann und erhielt seine auf Gewalt gebaute Herrschaft nur durch Miethstruppen. Auch Pisistratos bemächtigte sich mit Hülfe der ihm vom unvorsichtigen Volke selbst bewilligten fünfzig Keulenträger der athenischen Burg und der Oberherrschaft, und sein Sohn Hippias behauptete sich lange Zeit, selbst den Spartanern gegenüber, durch thessalische Reiter. Große Heere endlich, aus allerlei fremdem Kriegsvolk zusammengesetzt, stellten die syrakusanischen Könige in ihren vielen bürgerlichen und auswärtigen Kriegen in's Feld. Der ältere Dionys sandte im thebanischen Kriege seinen Freunden, den Lacedämoniern, mehrmals Hülfsheere, deren keltiberische Reiterei den Feinden großen Respect einflößte.

In Griechenland selbst kam bereits zu Anfange des peloponnesischen Krieges das Söldnerwesen auf. Zur Belagerung von Potidäa schickten die Korinthier eine Abtheilung Freiwilliger und gemietheter Peloponnesier. Sowohl Kleon, der Athener, als sein Gegner Brasidas nahmen Thracier in Sold. Auch später miethete Athen 1300 thracische Barbaren, entließ sie aber

bald wieder, da ihm die Kosten, täglich einen Vierteltbaler für den Mann, zu groß waren, und benutzte sie dann dazu, auf dem Heimwege die Küsten Böotiens grausam verheeren zu lassen.

Die fortgesetzt fühlbarer werdenden Folgen des langjährigen Krieges wirkten aber rasch befördernd auf die Entwicklung des Söldnerthums. Eine Masse Menschen wurde durch den Krieg ihres Unterhalts und Vermögens beraubt und griff gern in der Noth zu jedem Erwerbszweig. Außerdem weckte der Krieg selbst die Rauflust und die Sucht nach Abenteuern.

Am meisten aber wohl strömten zu den Fahnen der Söldnerheere jene Unzahl Heimathloser, die durch die blinde Parteiwuth der siegenden Oligarchen und Demokraten vertrieben worden waren. Man kann sich kaum einen richtigen Begriff davon bilden, in welchem Umfange dergleichen Verbannungen damals stattgefunden haben. Schon lange vor dem peloponnesischen Kriege, im Jahre 510 v. Chr., hatte der spartanische König Kleomenes, der Erste, auf einmal 700 Familien aus Athen vertrieben. Gleich beim Beginn des Krieges zwangen die Athener die wehrlosen Einwohner Aeginas, ihre Heimath zu verlassen. Lysander nöthigte nach Eroberung Athens die ganze Demokratie der Insel Samos zum Auswandern, und Isokrates behauptet von seiner Zeit, daß es mehr Verbannte und Flüchtige aus einer einzelnen Stadt gegeben habe, als in alten Zeiten aus dem ganzen Peloponnes. Es war leichter, damals aus den Heimathslosen ein großes Heer zusammenzubringen als aus den Bürgern. Der macedonische König Philipp schlägt Lysander vor, an der kleinasiatischen Küste des Hellesponts und Pontus Städte zu erbauen und die wegen Mangels der täglichen Nahrung Herumschweifenden und Schaden jeder Art Anrichtenden anzusiedeln. „Wenn wir sie nicht hindern werden, sich zusammenzurotten, dadurch, daß wir ihnen Unterhalt verschaffen, werden sie zu solcher Menge anwachsen, daß sie den Hellenen nicht weniger furchtbar werden als den Barbaren."

Demosthenes drang später bei den Athenern darauf, daß unter den 2000 Fußsoldaten, die er zum Schutze der chalcidischen Städte auszusenden vorschlug, 500 Bürger wären, gleichsam als Aufseher der Söldner, die sonst nur diejenigen Kriege liebten, die ihnen Gewinn brächten, und am liebsten mit reichen Bundesgenossen anbänden. Deshalb glauben wir gern, was Plutarch erzählt, daß nämlich beim Heransegeln athenischer Flotten in jener Zeit die Bundesgenossen Mauern und Häfen bewehrt und Heerden, Sklaven, Weiber und Kinder vom Lande in die Städte geschafft hätten.

Wie schnell übrigens die Zahl der Söldner in den sechszig Jahren zwischen dem Ende des peloponnesischen Krieges und der Regierungszeit Philipps von Macedonien zugenommen haben muß, erhellt aus des Isokrates Behauptung, daß noch zur Zeit des jüngeren Cyrus diejenigen, welche in den Städten werben ließen, mehr Geld auf die Geschenke zu verwenden gehabt hätten, die sie den Werbern geben mußten, als auf den Sold für die Soldaten, während zu seiner Zeit sogleich ganze Schaaren von Söldnern angeworben wurden.

Aber zugestehen muß man auch, daß die eigentliche Kriegskunst, die Taktik und Strategik, durch das Söldnerwesen entschiedene Fortschritte machte. Aus Leuten, die den Krieg als Handwerk betrachteten, ließen sich natürlich viel tauglichere Werkzeuge für die Zwecke des Krieges heranziehen. Das meiste Verdienst in Benutzung dieses Vortheils erwarben sich die beiden Athener Iphikrates und Chabrias. Jener schuf die schwere Bürgermiliz in eine leichtere Truppengattung um, welcher er anstatt des großen Ovalschildes die kleine, halbmondförmige Pelta der Thracier, anstatt des metallnen Brustpanzers und Lederkollers den linnenen mit Erz plattirten Panzer, außerdem aber längere Spieße und Schwerter zuertheilte und so eine große Beweglichkeit und Schnelligkeit ermöglichte. Chabrias erfand dagegen eine unserer Quarréformirung ähnliche Aufstellung, um den Angriff eines überlegenen Feindes abzuhalten. Von der Bildung eines aus Lanzknechten bestehenden Heeres, seiner Einrichtung und der Schwierigkeit, es zu regieren und in Gehorsam zu erhalten, giebt die Anabasis

Xenophons die beste Vorstellung, wenn man die Kriegslisten Polyäns zur Ergänzung herbeizieht. Der jüngere Cyrus gab erprobten Führern, wie dem spartanischen Flüchtling Klearch und dem Böotier Proxenos, Auftrag und Geld, Werbungen anzustellen. Diese erlangten dadurch zugleich den Anspruch auf die obersten Befehlshaberstellen und sandten nun wieder untere Führer aus, die Heerhaufen von 100 Mann zusammen zubringen hatten. Natürlich fand auch damals schon ein besonderer Zudrang zu den Führerstellen statt, und von Iphikrates wird erzählt, daß er, um die Tüchtigsten herauszufinden, einen panischen Schrecken gleich anfangs verbreiten ließ und dann beobachtete, wer das Hasenpanier ergriff oder nicht. Bei der Werbung schlichen sich manche Sklaven mit ein, wie Xenophon erwähnt; ja sogar von den Hauptleuten wurden Einzelne später fortgejagt, weil sie sich als Barbaren herausgestellt hatten.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Söldnerheere war es, daß in ihnen, wie bei den Bürgermilizen die Stämme, so hier die Landsleute, Verwandte, Freunde und Nachbaren zusammenhielten und besondere Heeresabtheilungen bildeten, wodurch wohl die gegenseitige Aufmunterung und der Zusammenhalt befördert, aber schwerlich für die Disciplin ein Nutzen gestiftet wurde.

Was den Sold anlangt, so zahlte der persische Prinz nicht mehr, als damals und auch später in Griechenland selbst üblich gewesen zu sein scheint, nämlich nach unserm Gelde monatlich 5 Thaler dem Gemeinen, 10 Thaler dem Hauptmann, 20 Thaler dem Feldherrn. Wie schon bemerkt, galt die Hälfte dieser Summe als Verpflegungsgeld, weil sich der Soldat seine Lebensmittel selbst kaufen mußte. Durch diesen Umstand litten die Soldaten oft große Einbuße; in Lydien z. B. fand das griechische Heer so hohe Getreidepreise, daß der Mann täglich siebenmal mehr für Brot hätte ausgeben müssen, als er Ersatz dafür bekam, während ihm in Athen zu derselben Zeit seine Ration 3—5 Pfennige gekostet hätte. Als Cyrus endlich seinen eigentlichen Plan dem Heere nicht mehr verheimlichen konnte, versprach er auch den Soldaten Erhöhung des Soldes um die Hälfte.

Ein Handgeld beim Werben wird zwar nicht erwähnt; es scheint aber, als habe die Vorausbezahlung eines Theils der Löhnung dafür gegolten, wenn in dem von Menander entlehnten „bramarbasirenden Soldaten" des Plautus der Söldnerhauptmann sagt:

„Mich dünkt, nun ist die Stunde da, zum Markt zu geh'n,
Daß den Rekruten, die ich gestern einrollirt,
Ich die bedung'ne Löhnung nun auszahlen kann;
König Seleukus dringt in mich mit Freundlichkeit,
Daß ich Rekruten ihm werben und bedingen soll."

Die Beschaffung des Sold's, als des Hauptnervs für die Thätigkeit der Lanzknechte aller Zeiten, machte den griechischen Heerführern oft eben so viel Mühe und Sorge als den italienischen und deutschen Kondottieri des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Wenn Iphikrates seinen Kriegern den Lohn nicht zahlen konnte, führte er sie in öde Gegenden, damit sie so wenig als möglich verzehrten; hatte er aber Ueberfluß an Geld, so brachte er sie in Städte, wo sie leicht und schnell ihren Verdienst los werden konnten, damit sie dann gern wieder an neue Unternehmungen gingen. Auch pflegte er den vierten Theil des Soldes inne zu behalten, um sich vor Desertion zu schützen. Als einst bei Geldmangel seine Soldaten in Aufruhr waren, ließ er Männer, als Perser verkleidet, in die Versammlung treten und melden, daß sie vorausgeschickt wären, um die Ankunft einer persischen Geldsendung anzuzeigen, worauf die Empörer auseinander gingen. Recht erfinderisch war auch der athenische Feldherr Thimotheos in Geldverlegenheiten, indem er nicht nur seinen Siegelabdruck als Münze ausgab, um ihn später wieder einzulösen, sondern auch Silberdrachmen mit drei Viertheilen Kupfergehalt schlagen ließ.

Viel Klugheit, Energie, auch imponirendes Aeußere gehörte dazu, als Feldherr die zügellosen Söldnerschaaren zu dressiren und Gehorsam, Pünktlichkeit und Ehrgefühl wachzurufen. Außer Iphikrates soll diese Kunst im hohen Grade der thessalische Fürst Jason von Pherä verstanden haben. Natürlich hätte eine solche Schule für die

Milizen nicht gepaßt, und wo die Einheit der Führung fehlte, erreichte auch bei den Söldnern die Kriegskunst nie diese Höhe der Ausbildung. Im griechischen Heere des Cyrus wollten die Soldaten um alle Pläne wissen und in berathenden Versammlungen dafür gewonnen werden. Ja sie versagen offen den Gehorsam, weigern sich, weiter zu marschiren, drohen, sich andere Führer wählen zu wollen, kurz, wollen fein säuberlich behandelt sein. Wenn es ihnen bei einem Führer nicht gefiel, liefen sie mit Sack und Pack zum andern über. Zuweilen nahm wohl auch ein Strateg den Stock in die Hand, aber, wenn er zuschlug, mußte er gewärtig sein, sich, wie Xenophon selbst, später der Menge gegenüber öffentlich verantworten zu müssen, züchtigte er aber gar den Söldner einer fremden Truppenabtheilung, so konnte es ihm noch übler bekommen, wie Klearchs Beispiel lehrt, dem eine Holzaxt und viele Steine nachflogen, als er nach der That so unvorsichtig war, durch das Lager derselben Abtheilung zu reiten. Der rohe spartanische Feldherr Mnasippos freilich wagte es sogar, seine Hauptleute zu schlagen, die ihm vorgehalten hatten, wie schwer er sei, die Leute in Gehorsam zu halten, wenn dieselben nicht den schuldigen Sold bekämen. Steine aufzuheben und damit zu werfen, scheint übrigens allenthalben bei den Lanzknechten Mode gewesen zu sein, um dem Zorn und Haß Luft zu machen. Denn auch von den karthagischen Söldnern erzählt Polybios, daß sie, von verschiedenerlei Nation und Sprache, doch Alle das einzige Wort „Wirf!“ verstanden. „Wenn daher Jemand dieses Wort zu rufen begann, so warfen sie von allen Seiten so geschwind mit Steinen, daß Niemand entfliehen konnte, der sich einmal genähert hatte.“

Das Feldlager bot einen bunten, belebten Anblick nicht nur durch eine Menge von Dienern aller Art, Herolden, Trompetern, Schildträgern, Priestern, Aerzten und Handwerkern, sondern auch durch die Kaufleute und Marketender, die auf Wagen und Landthieren den Mundvorrath mitführten. Die Truppen wurden von besondern Fechtmeistern unterwiesen, beschäftigten sich außerdem mit der Zubereitung von Mahlzeiten, mit Opfern und Spielen zur Feier heimischer Feste und hatten bei lustigen Gelagen ihre Freude an Spaßmachern und mimischen Tänzern.

Die Beute, besonders der Erlös aus den Gefangenen, wurde nach Abzug der allgemeinen Ausgaben nach Beendigung des Krieges an die Soldaten vertheilt. Die Griechen thaten dies, als sie das schwarze Meer erreicht hatten. Manche, die aus Beutegier und Abenteuerlust ausgezogen waren, glückte es, viel Geld zusammenzuraffen. Sie verpraßten dann in ihrer Heimath gewöhnlich den Gewinn schneller, als er ihnen zugefallen war.

Die Leibeigenen und Sklaven.

Wenn man sich darüber wundert, wie es möglich war, daß bei einem Volke, welches den Werth der persönlichen Freiheit so tief erkannte und so hoch schätzte, wie das hellenische, beinahe der ganzen dienenden und arbeitenden Klasse das Recht auf gleichen Anspruch mit den Vollbürgern des Staats entzogen war; wenn man sich deshalb vom christlichen und philanthropischen Standpunkte aus berufen fühlt, das klassische Alterthum dieses Fleckens wegen überhaupt herabzusetzen: so muß man erstens bedenken, daß die Anerkennung der allgemeinen Menschenwürde, welche erst in der neuern Zeit angefangen hat, die Aufhebung der Sklaverei zu veranlassen, der griechischen Nation noch sehr fern lag, und daß die griechischen Sklaven fast ausschließlich überwundene oder gekaufte Angehörige fremder Völker waren, die der Hellene als von Natur sich untergeordnete und zur Knechtschaft bestimmte Geschöpfe betrachtete. Jede spätere Generation wuchs in der vorgefundenen Annahme einer wirklichen Rassenverschiedenheit auf, und da der freie Bürger gerade der damit beschäftigten Sklaven willen jede Handarbeit haßte und seine ganze Zeit damit verwandte, den öffentlichen Versammlungen beizuwohnen, die Redner anzuhören, sich in den Gymnasien zu üben und Feste mitzufeiern, so wäre es ihm wohl noch viel schwerer gefallen, seine Sklaven frei

zu geben, als dem amerikanischen Plantagenbesitzer; denn wo hätten in Hellas die freien Arbeiter und Diener herkommen sollen?

Selbst die bedeutendsten Philosophen vermochten die Frage über die Rechtmäßigkeit des Sklavenstandes nicht vorurtheilslos zu erörtern. Denn zwar hatten Einige, wie Aristoteles berichtet, schon richtig behauptet, daß es nur dem Gesetze nach Sklaven geben könne, keineswegs aber der Natur der Sache nach, die keinen Unterschied zwischen Freien und Unfreien mache, und in einem Fragmente des Komikers Philemon heißt es: „Auch wenn Jemand Sklave ist, besitzt er dasselbe Fleisch und Blut; denn auf der Natur Geheiß wird Keiner je eine Sklave, sondern Fortuna würdigt seinen Leib dazu herab;" allein wir wissen, wie Platon und Aristoteles über diese Frage dachten. Hier sei noch Folgendes beigefügt: Indem Aristoteles eine besondere Sklaventugend annahm, die eben so wie die des Weibes und des Kindes von der des Mannes verschieden wäre, und überhaupt die moralische Tugend von der natürlichen Bestimmung, über Andere zu herrschen, abhängig machte, gelangte er von falscher Voraussetzung zu falschem Schlusse und behauptete endlich ebenfalls, der allgemeinen Ansicht seiner Landsleute gemäß, daß die Hellenen, vermöge ihrer größern geistigen Regsamkeit zum Herrschen bestimmt, nicht rechtmäßig zu Sklaven werden könnten, wohl aber die Barbaren, die nur unter sich frei geboren wären, den Griechen gegenüber sich ins Joch beugen müßten. Daher nennt er auch den Sklaven ein „beseeltes Werkzeug," jedes Werkzeug aber einen „unbeseelten Sklaven," und sagt, daß sich letzteres hinsichtlich des Gebrauches wenig vom Hausthier unterscheide. Ueberhaupt ist ihm die unbedingte Nothwendigkeit der Sklaven der letzte Grund der Sklaverei, und dies führt ihn auch zu der merkwürdigen Aeußerung: „Wenn die Instrumente auf den bloßen Wink oder Befehl des Herrn ihr Werk verrichten könnten, wie die Dreifüße des Dädalos und Hephästos, so daß das Weberschiff von freien Stücken webte und das Plektron die Laute schlüge, so bedürften weder die Architekten der Gehilfen, noch die Herren der Sklaven." Freilich — und das muß man ferner zur Entschuldigung des Alterthums in Anschlag bringen — war auch das Staatsleben, wie es in Hellas bestand, und wie es nach platonischen und aristokratischen Ideen sein sollte, nur unter Voraussetzung der Sklaverei möglich, und ohne dieselbe wäre vielleicht die volle Harmonie des griechischen Wesens in der Geschichte gar nicht zur Erscheinung gekommen. Es war, wie schon angedeutet, nothwendig, daß der Bürgerstand den Handwerksarbeiten und damit zugleich der den Geist niederdrückenden, den Körper ermattenden Mühen um des Lebens Nothdurft entnommen war, damit der zur Theilnahme an der öffentlichen Gewalt berechtigte freie Bürger in voller Unabhängigkeit sich um die Angelegenheiten des Staats kümmern konnte.

Dadurch ist natürlich die Sklaverei keineswegs gerechtfertigt; aber man kann einmal nicht dem Nationalstolze der Hellenen etwas zumuthen wollen, das bei den christlichen Völkern so viele Jahrhunderte gebraucht hat, um zur vollen Anerkennung zu gelangen, während es doch klar im Prinzipe der Religion gelegen hat. Außerdem ist ja der Zustand, der aus der Leibeigenschaft Entlassenen noch heut in manchen Ländern beinahe noch erbärmlicher als früher, wo sie wenigstens vor dem Hungertode geschützt waren.

Es herrschte unter den Griechen selbst die Annahme, daß es einst eine Zeit gegeben habe, wo die Sklaverei noch nicht eingeführt war. Herodot erwähnt ausdrücklich, daß vor der Zeit der Vertreibung der Pelasger die Athenerinnen sich noch selbst zum Wasserholen bequemt hätten, weil ihnen die Sklaven fehlten, und Pherekrates, ein Vorgänger des Aristophanes, bezeugt es ebenfalls, daß in der frühesten Zeit die Weiber das Getreide auf der Handmühle mahlen und alle häuslichen Arbeiten selbst verrichten mußten.

Die Entstehung der Sklaverei in Griechenland muß man sehr weit zurück, vielleicht in die Periode der Rohheit und Unsicherheit setzen, die zwischen dem patriarchalischen Pelasgerthume und dem

heroischen Zeitalter in der Mitte lag. Denn in dem letzteren, wie es von Homer geschildert wird, war das Sklavenwesen schon allgemein verbreitet. Der Dichter rechnet eine große Anzahl Sklaven zu den Kennzeichen eines reichen Mannes und theilt dem Hause des Odysseus fünfzig Sklavinnen zu, von denen zwölf täglich in der Mühle beschäftigt sind und zwanzig auf einmal Wasser holen. Die Mehrzahl dieser unfreien Dienerschaft waren allerdings Kriegsgefangene, und dieses Schicksal traf gewöhnlich Weiber und Kinder, da die Männer, die nicht im Kampfe fielen, meist erschlagen wurden; aber es wurde auch bereits Handel und Tausch mit Menschen getrieben. Handel und Schifffahrt der damaligen Phönicier und Griechen war größtentheils Freibeuterei, und die aus fernen Ländern geraubten Menschen und Thiere wurden nach andern gebracht und vertauscht. Dieses Loos hatte die Wärterin des Odysseus, Euryklea, gehabt, für welche Laertes zwanzig Rinder zahlte, und der treue Eumäos, ein Königssohn. Auch im Lager zu Troja tauschten die Griechen schon Sklaven gegen Wein und andere Bedürfnisse.

Die Behandlung, die nach Homer den Sklaven zu Theil ward, ist mild und human und bildet einen grellen Contrast zu den geringschätzigen und drückenden von Seiten der spätern, besonders der römischen Herren. Der Abstand zwischen den Freien und Sklaven war trotz der Rechtlosigkeit der letzteren doch keine große Kluft. Es herrschte ein freundliches und ziemlich vertrautes Verhältniß zwischen Herren und Dienern, und oft nährt sich die Stellung des Sklaven dem eines Familiengliedes. Die Frau des Hauses sitzt mitten unter ihren Sklavinnen, die sie durch ihre Unterhaltungen aufheitern, läßt sich von den älteren ganz herzlich „mein Kind" anreden und nennt sie dagegen „Freundinnen" und „Mütterchen." Die Königstochter Nausikaa wäscht mit ihren Sklavinnen zusammen Kleider, nimmt in ihrer Gesellschaft ihr Mahl ein und spielt mit ihnen Ball. Odysseus und Telemach lassen sich bei der Begrüßung von den Dienern und Dienerinnen freundschaftlich auf Haupt und Schultern küssen. Der Sauhirt Eumäos, wie der Rinderhirt Philoitios, wird in Anerkennung seiner persönlichen Tüchtigkeit „der Göttliche" genannt, und beide erhalten von Odysseus das Versprechen: „Ich will euch ein Weib und Güter zum Eigenthum geben und euch in meiner Nähe Häuser bauen, und ihr sollt Freunde und Brüder meinem Telemach sein." — Die Treue und Pflichterfüllung der Sklaven ist überall rühmlich, und von Strafen werden nur zwei Fälle erwähnt, wo der an dem Herrn verübte Verrath mit dem Tode vergolten wird.

Neben den eigentlichen Sklaven noch Leibeigene bei Homer nachzuweisen, wie sie in späteren Zeiten als Unterthanen der herrschenden Bevölkerung sich in verschiedenen Ländern vorfinden, ist nicht möglich, und es fällt nicht unwahrscheinlich deren Entstehung erst in die Zeit nach dem trojanischen Kriege, besonders in die Periode der dorischen Wanderungen und Eroberungszüge. Denn man findet sie besonders da, wo dorische Stämme sich eingedrängt haben. Am bekanntesten in dieser Beziehung ist der leibeigene Bauernstand Lakoniens, die Heloten. Sie werden von einigen alten Schriftstellern als Staatssklaven bezeichnet und in so fern nicht mit Unrecht, als sie vom Staate dem Einzelnen zum Gebrauch überlassen wurden, ohne daß die Besitzer das Recht hatten, sie zu verkaufen, freizulassen oder vom Gute zu trennen. Der Staat benutzte sie auch in Kriegszeiten als Schildknappen, Troßknechte und Leichtbewaffnete. Bei dem Ertrag der Aecker hatten sie den Herren eine Abgabe von ungefähr 82 preußischen Scheffeln Gerste für jedes Ackerloos und andere verhältnißmäßig Oel und Wein abzuliefern. Wie viel ihnen selbst dann geblieben, läßt sich nicht ermitteln, da man weder die Größe der unter sich gleichen Güter, noch die Zahl der sie bearbeitenden Leibeigenen kennt. Aber es war mit einem Fluche belegt, mehr von ihnen zu verlangen, und daß sie etwas erübrigen konnten, sieht man daraus, daß der König Kleomenes, der Dritte, 750,000 Thaler zusammenbrachte, als er im Kriege gegen Antigonos allen Heloten die Freiheit gab, die 125 Thaler erlegen konnten. Nichtsdestoweniger war

die Lage der Heloten im Allgemeinen eine sehr gedrückte, wie das Nähere unter „Sparta" schon mitgetheilt worden ist. (Siehe S. 184.)

Gleich den Heloten waren auch die alten Landeseinwohner auf Kreta von den dorischen Siegern geknechtet worden. Die Alten theilten dieselben in zwei Klassen, die Klaroten oder Aphamioten, welche, wie die Heloten, die den Privaten zuertheilten Ländereien bebauten, und die Mnoiten, welche auf den beträchtlichen Staatsdomänen arbeiteten und wie die frühern russischen Domänen- oder Kornbauern ein erträgliches Loos hatten.

Nach Strabon hatten auch die megarisch-dorischen Erbauer des pontinischen Heraklea die dort hausenden Mariandyner zu einem hörigen Verhältniß gezwungen und verkauften sie auch unter sich, jedoch nicht aus dem Lande.

Verhältnißmäßig am besten aber scheinen sich die Penesten gestanden zu haben, äolische Einwohner Thessaliens, die sich den unter herakliдischen Fürsten eindringenden thesprotischen Thessaliern unter der Bedingung ergeben hatten, daß sie von den Siegern nicht außer Landes geschafft und nicht getödtet werden sollten; dagegen entrichteten sie eine bestimmte Abgabe von dem Lande, das sie bebauten. Wie der Geschichtsschreiber Archemachos behauptet, waren viele Penesten reicher als ihre Herren.

Außerdem gab es noch in Sikyon, Argos und Byzanz leibeigene, an die Scholle gebundene Sklaven.

In Attika und im übrigen Griechenland fehlte diese Klasse ganz, und die Sklaven waren dort immer freies Besitzthum, das von einer Hand in die andere überging. Während aber in den nachhomerischen Zeiten das Bedürfniß nach Sklaven stieg, nahm die Zahl der Befehdungen und damit die der Kriegsgefangenen ab. In den Kriegen der Griechen untereinander wurde es bald stehende Sitte, die Gefangenen gegen Lösegeld frei zu geben, weil sich das Nationalgefühl sträubte, Angehörige desselben Stammes zur Dienstbarkeit zu erniedrigen. Diese Rücksicht wurde nur in Fällen besonderer Erbitterung aus den Augen gesetzt, wie während des peloponnesischen Krieges zwischen Athen und der Insel Samos, indem die Athener den kriegsgefangenen Samiern ihr Stadtwappen, die Eule, auf die Stirn brannten, die Samier dagegen den Athenern ein Schiff.

In einigen durch das Staats- und Privatrecht bedingten Fällen konnte freilich in Athen selbst der Freigeborene leibeigen werden, z. B. der aus Kriegsgefangenschaft Losgekaufte, wenn er seinem Befreier das Lösegeld nicht zurückzahlte, der Fremde, der sich ins Bürgerrecht eingeschlichen hatte, der Schutzgenosse, wenn er die Abgaben nicht zahlte, der Freigelassene, wenn er die seinem Patrone schuldigen Pietätspflichten verletzte.

Die Knechtung und der Verkauf des armen verschuldeten Volkes von Seiten der reichen, vornehmen Gläubiger war durch die solonische Gesetzgebung gründlich beseitigt worden.

Außer den genannten Fällen wurden in der historischen Zeit alle Sklaven, die außer den im Lande geborenen nöthig waren, um das Bedürfniß zu decken, aus barbarischen Ländern eingeführt. Die Insel Chios hatte im Alterthum den zweifelhaften Ruhm, am frühesten regelmäßigen Sklavenhandel getrieben zu haben. Dort wurden auch die Landgüter von gekauften Barbaren bestellt, und die üppigen und reichen Insulaner hatten ihren Ueberfluß an solcher Bevölkerung später zu bereuen. Schon während des peloponnesischen Krieges gingen die chiischen Sklaven zahlreich zu den Athenern über und thaten ihren Herrn besonders wegen ihrer Ortskenntniß großen Schaden. Auch später brauchte der athenische Söldnerführer Iphikrates nur im benachbarten Mitylene zu äußern, er müsse eine Menge Schilde anfertigen lassen, um sie den Sklaven der Chier zu senden, als die Insulaner in Furcht geriethen, ihm Geld schickten und ein Bündniß schlossen. Die von den Chiern aber längst befürchtete Gefahr einer allgemeinen Empörung erschien später doch und brachte ihnen selbst das Sklavenjoch.

Zu der Zeit des gesunkenen Griechenlands erhob sich außerdem das heilige Eiland Delos zu dem Hauptstapelplatze des Sklavenhandels. Strabon erzählt, daß durch die Sorglosigkeit der cilicischen

und syrischen Könige in jenen Gegenden sich die Seeräuberei gemehrt habe, daß der große Gewinn, den sie aus dem Menschenhandel zogen, außerordentlich verlockend für die Flibustier gewesen sei, daß die Könige von Aegypten, Cypern und die Rhodier, zum Theil aus Feindschaft gegen die Syrer diesem Handwerk durch die Finger gesehen hätten. Auf diese Weise wären oft an einem Tage Myriaden gekauft und verkauft worden, und der Absatz hätte so leicht stattgefunden, daß es zum Sprichwort ward: „Auf Delos landen, ablanden und verkaufen ist Eins."

In Kleinasien waren es vorzüglich die Provinzen Lydien, Phrygien, Mysien, Paphlagonien, Kappadocien, welche die Sklaven lieferten; außerdem Thracien und die nördlichen scythischen Länder.

Natürlich war auch der Sklavenmarkt in Athen ein vielbesuchter, die dazu bestimmten Orte selbst hießen, wie überhaupt die einzelnen Abtheilungen des athenischen Marktes „Ringe," und wir bekommen eine Vorstellung von ihnen aus einem Fragmente Menanders, wo es heißt: „Bei den Göttern, bald kommt es mir vor, als sähe ich mich schon in dem Ringe ausgekleidet, im Kreise herumlaufen und verhandelt werden."

Wie in Rom machte auch hier das Gesetz den Händler für bedeutende Fehler und Gebrechen verantwortlich. Der Streit wurde nach Platon von Aerzten verhandelt, die die Parteien mit gegenseitiger Uebereinstimmung wählten, und wenn der Beklagte des absichtlichen Betruges überführt wurde, so mußte er das Doppelte des Kaufpreises, sonst nur die erhaltene Summe bezahlen.

Der Markt war in Athen aber kein stehender, sondern wurde, wie unsere Jahrmärkte, in längeren Zwischenräumen und zwar, wie es scheint, jedesmal am letzten Monatstage gehalten, an welchen Terminen überhaupt ein größerer Geschäftsverkehr herrschte, da die Landbewohner sich an denselben in großer Zahl einstellten. In den „Rittern" des Aristophanes heißt es an einer Stelle: „Dieser kaufte am vergangenen Neumonde einen Sklaven, einem paphlagonischen Gerber," und in Alciphrons Briefen erzählt Jemand, daß er des Kauftags wegen einen Sklaven „Neumond" gekauft habe.

Ein vielbesuchter Sklavenmarkt scheint auch in den am südlichen Vorgebirge Attika's liegenden Städtchen Sunium abgehalten worden zu sein. Wenigstens sagt der Parasit Phormio bei Terenz zur Ausrede, er wolle nach Sunium auf die Messe gehen, um eine Sklavin zu kaufen.

Wer zur Strafe in die Sklaverei verkauft wurde, den versteigerte wahrscheinlich ein Herold, und wie es dabei zuging, läßt sich vielleicht aus der scherzhaften Versteigerung Lucians erkennen. Die Preise waren je nach dem Werthe des Artikels sehr verschieden. Xenophon sagt in den Denkwürdigkeiten des Sokrates: „Unter den Sklaven ist mancher zwei Minen (50 Thaler) werth, mancher nicht einmal die Hälfte, mancher fünf Minen (125 Thaler), mancher auch zehn; Nikias soll für einen Aufseher in den Silberbergwerken gar ein Talent (1500 Thaler) gezahlt haben: Eben so heißt es bei Platon: „Einen Handwerkssklaven kauft man für fünf, höchstens sechs Minen, einen Baumeister wohl kaum für tausend Drachmen (= 100 Minen oder 2500 Thaler)." Demosthenes veranschlagt die Stahlklingenarbeiter seines Vaters auf je drei bis fünf Minen, die Bettgestellmacher aber nur auf je zwei. Hetären und Citherspielerinnen werden bei Plautus und Terenz mit 500—700 Thaler bezahlt, und auch die durch Demosthenes berüchtigt gewordene Abenteuerin Neära wurde für 750 Thaler verkauft.

Unter den gekauften Barbaren, die Platon „unbestreitbare Sklaven" nennt, gab es natürlich noch viele von Sklavinnen geborene Sklaven. Sklavenehen waren erlaubt, wenn die Herren nichts dagegen einzuwenden hatten.

Der Zahl nach besaß Attika nicht die meisten Sklaven, sondern nächst den Chioten kamen nach Aristoteles die Aegineten mit 470,000, dann Korinth mit 460,000 Sklaven. Ueber Athen berichtet Athenäos nach dem Annalisten Ktesikles, daß eine 309 v. Chr. angestellte Volkszählung: 21,000 Bürger, 10,000 Schutzgenossen und 400,000 Sklaven ergeben habe. So fällt es denn gar nicht auf, daß, wie

oben bemerkt, im peloponnesischen Kriege auf einmal 20,000 Sklaven entliefen.

Zu Bedienungen und Verrichtungen, die heutzutage gemiethetes Hausgesinde übernimmt, haben die Griechen im Ganzen nicht so viele Individuen verwendet als die Römer. Wie viele der Anstand ungefähr erforderte, ist aus einzelnen Stellen ersichtlich. Der Verräther Aeschines z. B. will seine Unbestechlichkeit darthun, indem er in einem Briefe schreibt: „Nachdem ich so viel Talente als Verräther der griechischen Freiheit hätte einnehmen müssen, sitze ich hier mit sieben Sklaven."

Beim Ausgehen ließen sich die Männer gewöhnlich von einem Diener begleiten, den ängstliche Herren sich vorausgehen ließen. Eine größere Anzahl war auffallend, und Demosthenes wirft es deshalb seinem Feinde Midias vor, daß er mit einem Gespann weißer sikyonischer Rosse fahre und mit drei oder vier Dienern über den Markt fege.

Die Frauen dagegen begnügten sich gar nicht lange mit der ihnen auf ihren seltenen Ausgängen gestatteten einen Dienerin. In den kleinasiatischen Städten und während der Römerherrschaft auch in Griechenland war die Zahl der begleitenden Zofen und Eunuchen eine noch viel bedeutendere.

Für besondere Geschäfte in größeren Häusern waren ferner als Diener angestellt: erstens der Hofmeister, zuweilen auch eine Schaffnerin. Sie hatten den ganzen Haushalt unter sich, gaben das Nöthige aus den Vorrathskammern her und hielten die Thüren nach griechischer Sitte unter Siegel. Dann gab es noch besondere Einkäufer für den Markt, da es sich für die Hausfrau keineswegs ziemte, zum Krämer und Victualienhändler zu gehen. Doch fand sich das Amt des Einkäufers nur in wenigen Häusern von Sklaven besetzt: im Allgemeinen galt es als Regel, daß der Mann selbst einkaufte. Endlich bediente man sich natürlich der Sklaven als Mundschenke, Pädagogen, Wasserträger, Thürhüter, auch Weber, Stricker u. s. w.

Zu der männlichen Bedienung kam ein ansehnliches Personal von Sklavinnen hinzu, das zum Reinhalten des Hauses, zur Wartung der Kinder, zur Fertigung vieler häuslicher Bedürfnisse, die wir fertig zu kaufen pflegen, zum Mahlen und endlich zur speciellen Bedienung der Hausfrau nöthig war.

An der Spitze der Zofen stand die eigentliche Kammerjungfer, gewöhnlich eine im Hause geborene und auferzogene jüngere Sklavin. Eigentliche Luxussklaven, Musiker, Tänzer und Schauspieler, fingen die Griechen erst an sich zu halten, als römische Sitten bei ihnen Eingang gefunden hatten. Wohl aber kauften sich reichere Leute zum Staate Neger und Eunuchen. Throphrast rechnet es zum charakteristischen Merkmale eines in kleinlichen Dingen ehrsüchtigen Menschen, wenn Jemand Sorge dafür trage, daß ihn ein Schwarzer auf der Straße begleite, und im Eunuchen des Terenz wird eine Liebhaberin also angeredet: „Hast Du je bemerkt, daß meine Freigebigkeit Grenzen habe? Habe ich Dir nicht sofort auf deinen Wunsch ein Mädchen aus Aethiopien geschafft? Dann wolltest Du einen Eunuchen haben, blos weil große Herrschaften solche haben; ich habe einen gefunden, und gestern für beide zwanzig Minen gezahlt."

Eine große Anzahl der attischen Sklaven bearbeitete nun auch wohl unter Aufsehern, die ebenfalls Sklaven waren, die Landgrundstücke ihrer Herrn. Aber dennoch würden alle die genannten Verrichtungen nicht hinreichen, die große Sklavensumme im Ganzen zu erklären, wenn nicht der größere Theil als Handwerker und Tagelöhner beschäftigt gewesen wäre. Die Griechen waren eben als Sklavenhalter mehr auf den Nutzen bedacht und auf die Zinsen, die der Kaufschilling tragen mußte, als die Römer, für welche die Sklaven größtentheils der Eitelkeit und Bequemlichkeit wegen da waren. Selbst der arme Bürger in Athen suchte sich einen Sklaven zu erschwingen, der ihn in seinem Handwerk als Geselle unterstützte und vertrat. Ja, jener arme Krüppel, für den der Redner Lysias eine launige Vertheidigungsrede fertigte und der vom Staat täglich einen Obolos (15 Pfennige) Unterstützung erhielt, klagt darüber, daß er sich noch keinen Sklaven habe kaufen können, der das Handwerk für ihn selbst treibe! Viele Griechen

legten nun aber auch für solche Gewerbe, die ein größeres Kapital zur Anschaffung des Materials erforderten, Fabriken an und ließen, oft ohne etwas vom Geschäft zu verstehen, ihre Sklaven unter Aufsehern für ihre Rechnung arbeiten. So war es bei dem älteren Demosthenes der Fall, auch Lysias und sein Bruder Polemarch beschäftigten 120 Sklaven in einer Schildfabrik. Wie schon erwähnt, hatten die 32 Stahlarbeiter des Demosthenes durchschnittlich 4 Minen = 100 Thaler, im Ganzen 3200 Thaler im Ankaufe gekostet. Der Redner rechnet nun in der ersten Rede gegen seinen ungetreuen Vormund Aphobos aus, daß diese Fabrik jährlich 30 Minen = 750 Thaler Nettogewinn abwarf, also über 23 Procent. Die 20 Sklaven der Bettstellfabrik hatten einen Preis von 40 Minen = 1000 Thaler gehabt und ergaben 12 Minen Gewinn = 30 Procent.

Auf diese Weise gelangten Viele zu Reichthum, wie auch z. B. der Vater des Isokrates durch eine Flötenfabrik so viel Vermögen erwarb, daß er die Kosten der Staatsleistungen tragen und seinen Söhnen eine anständige Erziehung geben konnte.

Am meisten rentirte der Grubenbetrieb durch Sklaven. So beschäftigten der reiche Nikias 1000, ein gewisser Hipponikos 600, Philemonides 300 theils in den Silbergruben Lauriums, theils am Pangäos in Thracien, und Xenophon meint, daß überhaupt viele Myriaden Sklaven auch von Seiten des Staats vortheilhaft auch in den Bergwerken beschäftigt werden könnten.

Man blieb aber bei der eigenen Ausnutzung der Menschenkräfte nicht stehen, sondern wucherte mit dem Kapitale und zwar auf bequemere und sichere Weise noch weiter, indem man die Sklaven gegen einen höhern oder geringern Zins, je nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit vermiethete. So verdingte der genannte Nikias seine 1000 Bergleute an den Thracier Sosias gegen einen täglichen Zins von einem Obolos für den Kopf. Es betrug dies jährlich gegen 15,200 Thaler. Aber auch andere Sklavenbesitzer ließen sehr häufig ihre Sklaven auf eigene Faust sich nähren und sich eine bestimmte Abgabe zahlen. Timarchos, der Gegner des Aeschines, besaß 9—10 Schuhmachersklaven, von denen ihm jeder täglich 2 Obolen und der Vorsteher 3 entrichtete.

Auf ähnliche Weise nahmen solche Sklaven Ernten und Weinlesen in Pacht, vermietheten sich als Kutscher, Bediente und Handwerker jeder Art, und auch die Tagelöhner, die nach Art unserer Dienstmänner am Markte auf Arbeit warteten, waren wohl größtentheils Sklaven. In derselben Weise lieh man ferner dem Staat seine Sklaven zum Ruder- und Matrosendienst auf die Flotte. Außerdem wurden in Schenken und Garküchen, selbst bei Krämern, Geldwechslern und Großhändlern die Geschäfte durch Sklaven besorgt, und manche solcher Kommis genossen großes Vertrauen und machten weite Reisen für ihre Herren.

Der Verdienst der auf eigene Rechnung arbeitenden Sklaven muß nach der Arbeit verschieden gewesen sein und läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen. Die Arbeit an der Hand- oder Stampfmühle war wohl beschwerlich und wird selten freiwillig gesucht worden sein, aber im Allgemeinen ist doch anzunehmen, daß der Arbeitslohn eines fleißigen Sklaven die 4 Obolen des Kriegssoldes überstiegen habe.

Bei dieser Einträglichkeit des Sklavenbesitzers war die vom atheniscchen Staate erhobene Sklavenpersonalsteuer von 3 Obolen für den Kopf sehr mäßig.

Eine eximirte Stellung unter den Sklaven nahmen die öffentlichen ein. Sie bewegten sich freier, eben weil kein Einzelner ihr Herr war, hatten ihren besonderen Hausstand und wurden als Diener der öffentlichen Beamten benutzt, als Herolde, Schreiber, Büttel, Henker, Gefangenwächter, Münzarbeiter u. s. w. Zu ihnen gehörten auch die als Polizeiwache fungirenden scythischen Bogenschützen, die Anfangs 300, dann 600, endlich 1200 Mann stark waren. Nach Aristoteles machte sogar einst ein gewisser Diophantos den Vorschlag, daß der Staat zur Beschaffung aller Handwerksarbeiten für öffentliche Zwecke Sklaven verwenden sollte, was aber nicht zur Ausführung kam.

Wenn ein neu gekaufter Sklave in das athenische Haus trat, wurde er zum Heerde getragen, dort niedergesetzt und dann mit Datteln, Backwerk, Mandeln,

Feigen und Nüssen überschüttet. Da dieselbe Sitte beim Empfang eines neuen Brautpaares herrschte, so könnte man leicht dies Symbol auf eine angenehme und glückliche Zukunft des armen Burschen zu deuten geneigt sein. Es galt jedoch die gute Vorbedeutung, die man erzielte, nicht dem Sklaven, sondern dem Hause, auf das der über ihm ausgeschüttete Reichthum gleichsam herabträufeln sollte. Das Schicksal, welches ihn selbst erwartete, richtete sich natürlich nach dem Vermögen, dem Bildungsgrade, der Gemüthsart des Herrn. Im Allgemeinen aber zeichnete sich die Behandlung der Sklaven in Griechenland vor der römischen vortheilhaft aus, und namentlich genossen die Athener, wie in andern Dingen, so auch dem Sklaven gegenüber des Rufs einer größeren Humanität.

Aristoteles sieht in der Ungebundenheit des attischen Sklaven eine Rückwirkung der freien Verfassung; viel zum vertraulicheren Verkehre zwischen Herren und Sklaven, von dem die Komiker auf jeder Seite Belege liefern, trug aber auch jedenfalls die größere Elasticität und Geschmeidigkeit des ionischen Stammcharakters bei und nebenher die Furcht vor Empörung bei starkem Drucke. Die Geschwätzigkeit der griechischen Sklaven bildet einen grellen Gegensatz zum stummen Gehorsam der römischen. Demosthenes sagt zu seinen Mitbürgern: „Ihr glaubt ja auch sonst, daß die Freimüthigkeit im Reden allen Einwohnern des Staats gemeinsam sein müsse und laßt daher sowohl die Fremden als auch die Sklaven an derselben Theil nehmen, und man kann wohl bei euch viele Sklaven finden, die mehr Freiheit haben, zu reden was sie wollen, als in einigen andern Staaten die Bürger selbst.“

Die Namen der griechischen Sklaven bezeichneten entweder ihre Herkunft und Nation, oder es waren wirklich griechische. Nur gewisse Namen, denen Religion oder Geschichte eine höhere Bedeutung verliehen hatte, scheute man sich den Sklaven beizulegen. Auch in ihrer äußern Erscheinung unterschieden sie sich nicht von dem freien Handwerker. Wie die ganze arbeitende Klasse trugen sie einen Chiton oder Leibrock, der nur ein Armloch für den linken Arm hatte, während der rechte und die Hälfte der Brust vollkommen unbedeckt blieb; dazu kam eine eiförmige Leder- oder Filzkappe und im Winter Schuhe. Nur am kurzgeschorenen Haupthaar erkannte man den Sklaven, während der attische Bürger je nach seinem Geschmack und der Mode das Haar bald länger, bald kürzer geschnitten oder gelockt trug. Es war ferner keinem Freien erlaubt, einen fremden Sklaven zu schlagen, und auf die von dem Herrn deshalb angestellte Kriminalklage konnte der Schuldige in schwere Geldstrafe verurtheilt werden. Auch insofern war die Gesetzgebung mild gegen die Sklaven, als sie im Gegensatze zu der römischen dem Herrn nicht erlaubte, seine Sklaven zu tödten. „Selbst diejenigen, welche ihre Herren ermordet haben,“ sagt der Redner Antiphon, „sogar wenn sie auf frischer That ertappt werden, können nicht von den Angehörigen getödtet werden, sondern werden nach unsern Gesetzen der Obrigkeit übergeben.“ Dennoch genügte, wie aus einer andern Stelle desselben Schriftstellers erhellt, für den, welcher seinen Sklaven getödtet hatte, die gewöhnliche Blutsühnung durch Gebet und Opfer. Dann kam dem gemißhandelten Sklaven auch das Asylrecht der Tempel zu Gute. In Athen diente ihnen besonders der Tempel des Theseus als Zufluchtsstätte, und sie konnten von dort aus darauf antragen, an einen andern Herrn verkauft zu werden. Waren ihre Klagen freilich ungegründet, so wurden sie genöthigt, in das Haus zurückzukehren. Als die Spartaner im dritten messinischen Kriege die in den Tempel Poseidons auf dem Vorgebirge Tänaron geflüchteten Heloten herausgerissen und hingerichtet hatten, betrachtete man das bald nachher erfolgte Erdbeben als eine Strafe für jene Versündigung. Endlich gab es in manchen Staaten, wie in Thessalien und Kreta, Sklavenfeste nach Art der römischen Saturnalien, während welcher die Sklaven auch einmal die Rolle der Herren spielen durften.

Auch das seltene Vorkommen von Sklavenaufständen im eigentlichen Griechenland spricht für ein erträglicheres Loos. Nur einmal in der attischen Ge-

schichte wird eine Empörung der laurio-tischen Grubensklaven erwähnt, die ihre Wächter niedermachten und lange Zeit Attika brandschätzten.

Aber trotz aller dieser Einrichtungen zur Erleichterung des Sklavenjoches blickte dennoch auch in Athen allenthalben die Geringschätzung der Person und die Mißachtung der natürlichen Rechte deutlich durch. Selbst das Verbot, einen fremden Sklaven zu schlagen, erklärt Xenophon nur durch die Rücksicht auf eine mögliche Verwechslung der Freien mit Sklaven. Obgleich sie dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnen durften, so war ihnen doch durch ein solonisches Gesetz der Besuch der Gymnasien und Ringschulen verboten und ebenso der Volksversammlungen.

Hinsichtlich des Eigenthumsrechts war die Willkür des Herrn ohne Schranken; er konnte den Sklaven verkaufen, verschenken, sogar verpfänden. Wenn ihm auch das Recht über Leben und Tod nicht zustand, so konnte er ihn doch züchtigen, wie er wollte. Und hinsichtlich der Strafen machte selbst Platon grundsätzlich einen Unterschied zwischen Freien und Leibeigenen. Zurechtweisung und Warnung, sagte er, gehöre nur für Freie, bei den Sklaven müßten strengere Mittel angewendet werden. Noch deutlicher äußert sich Demosthenes in folgenden Worten: „Wenn ihr bei euch selbst erwägen wollt, welcher Unterschied zwischen einem Sklaven und einem Freigebornen sei, so werdet ihr denselben hauptsächlich darin finden, daß bei dem Sklaven der Körper für alle Vergehungen büßt, bei Freien aber dieses Züchtigungsmittel nur im äußersten Falle zur Anwendung kommt.“ Schläge wurden wohl am häufigsten vertheilt; auch Fußfesseln wurden oft angelegt, um das Entlaufen zu hindern, und in den attischen Bergwerken sollen alle Sklaven gefesselt gearbeitet haben. Auch Handschellen und Handeisen wendete man der Sicherheit wegen an. Eine Strafe dagegen war es, mit den Füßen in den Bock gelegt zu werden, und von noch schlimmerer Art war ein Holz, das fünf Löcher für Hals, Füße und Hände hatte. Den Dieben und Läuflingen wurde ein Zeichen auf die Stirn gebrannt, was natürlich die Inhaber später auf jede Weise zu verbergen trachteten. Daher heißt es bei Diphilos von einem betrügerischen Fischhändler: „Er ließ sein Haar wachsen, als wäre es einer Gottheit geweiht; dies aber war nicht der wahre Grund, sondern als Gebrandmarkter trug er dasselbe als Verhang der Stirn.“ Wenn ferner auch bei Mißhandlungen, die sie von Fremden erfuhren, der Herr das Recht der Klage hatte, so war es für sie doch schmachvoll, daß ihnen alle Gegenwehr und Selbsthilfe verboten war. Platon sagt im Gorgias: „Es kommt dem Manne nicht zu, Beleidigungen zu erdulden, sondern nur dem Sklaven, für welchen der Tod wünschenswerther ist, als das Leben, weil er sich weder gegen Mißhandlungen und Beleidigungen wehren kann, noch irgend einen Andern dagegen schützen.“

Noch weiter und am schimpflichsten wird ihre Rechtsunfähigkeit bezeugt durch die Ungiltigkeit aller ihrer Aussagen vor Gericht, die nicht durch die Folter erzwungen waren. Ja, man legte diesen durch körperliche Qualen erpreßten Sklavenaussagen eine größere processualische Beweiskraft bei, als den Zeugnissen und Eiden freier Leute. Gerade zu spricht dies der Redner Isäos in den Worten aus: „Wenn Sklaven und Freie vor Gericht stehen, und es soll etwas bei der Untersuchung herauskommen, so bedient ihr euch nicht der Zeugnisse der Freien, sondern foltert die Sklaven und sucht so den wirklichen Thatbestand zu ergründen.“ Behauptet doch sogar Demosthenes, daß gefolterte Sklaven noch niemals einer unwahren Aussage überführt worden wären!

Die Verschiedenheit der Behandlung wirkte natürlich auf die Sinnesart der Sklaven zurück, und daß erstere sehr verschieden war, sieht man z. B. aus Platons Beschreibung: „Einige schenken dem Sklavengeschlecht gar kein Vertrauen und bemühen sich die Seelen der Leibeigenen durch Peitschen und Knuten der Natur der Thiere gemäß zu sklavischen umzubilden, Andere thun von diesem Allem das Gegentheil.“ Die Folgen der Behandlung schildert auch Xenophon, wenn er schreibt: „Wenn ich Dir nun zeige, daß hier die Sklaven alle gefesselt sind, und dennoch häufig entlaufen, dort aber alle ledig und freiwillig arbeiten und

bleiben: scheint Dir dies nicht hinsichts der Verwaltung des Hauswesens bemerkungswerth zu sein?" Aber wenn wir auch annehmen müssen, daß Onkel Thoms Hütte bereits unter dem sonnigen Himmel von Hellas gestanden hat, so gilt doch das von Seneka erwähnte Sprüchwort: „So viel Sklaven, so viel Feinde", weniger von den Griechen, und selbst Aristoteles mußte eingestehen, daß sich die Natur oft vergreife und dem Sklaven die edlere Natur der Freien schenke.

Freilassungen kamen in Griechenland nicht selten vor, am häufigsten durch testamentarische Verfügung. Auch gelang es den Sklaven oft, so viel zu ersparen, um die vom Herrn geforderte Summe erlegen zu können. Dann pflegte eine öffentliche Bekanntmachung im Theater, in der Volksversammlung oder vor Gericht zu erfolgen, und die Freigelassenen traten in das Verhältniß der Metöken oder Schutzgenossen, blieben aber in einem gewissen Abhängigkeitszustande ihren Patronen gegenüber, dessen Verletzung sie in die Sklaverei zurückführen konnte. Oft blieben sie auch im Dienste ihrer früheren Besitzer; oft mag aber freilich eingetreten sein, was Demosthenes erwähnt: „Schlechte und undankbare Sklaven pflegen, wenn sie zur Freiheit gelangt sind, ihren früheren Herren keinen Dank für ihre Freilassung zu zollen, sondern dieselben vielmehr vor allen andern Menschen zu hassen, als diejenigen, die darum wissen, daß sie im Sklavenstande gelebt haben."

Die Grabdenkmale der Griechen.*

Nicht auf gemeinsamen Begräbnißplätzen, sondern vereinzelt an den Abhängen der Berge, den Ufern der Bäche wurden in Athen die Todten bestattet. Ein einfacher Hügel diente in ältester Zeit als Gedenkzeichen. In der Unterwelt wird Odysseus von dem Schatten eines Schiffers gebeten, er möge ihn in der Nähe des Meeres ein Grab bereiten und ein Ruder darauf legen.

Sobald die Kunst in Griechenland eine Heimath gefunden, begann sie auch den Tod mit ihren Gaben zu schmücken; es wurde Sitte, die Gräber mit Symbolen zu zieren, die zu dem Geschlecht, dem Alter, der Lebensweise der Verstorbenen in Beziehung standen. Ein Arbeitskörbchen oder ein Spiegel und Kamm deuteten an, daß unter dem Hügel eine junge Frau ruhte, die in der Schlacht Gefallenen erhielten als Denkmal einen Löwen.

Im fünften Jahrhundert v. Chr. entfaltete der griechische Grabkultus seine edelsten Blüthen. Statt vereinzelter Symbole begegnen uns ganze Gestalten, vielfältig auch ausgeführte Gruppen. Auf Kindergräbern finden wir häufig als Schmuck einen Knaben mit seinem Hündchen, ein Mädchen, das mit der Puppe oder einem kleinen Vogel spielt. Ein Jüngling, der in einer Rolle liest, sollte daran erinnern, daß der Verstorbene wissenschaftlichen Studien zugethan gewesen, ein Kämpfer, der sich von dem Staub der Palästra reinigt, ein Krieger, der Waffen anlegt, waren sehr gebräuchliche Motive. In Familienbildern stellt sich uns der Dahingeschiedene dar, umgeben von den Seinigen, über Alle scheint der Ausdruck einer ruhigen Trauer ergossen. Der Todte blickt nicht hoffnungsvoll in die Zukunft, sondern sein Auge bleibt wehmüthig zurückgewandt auf das süße Leben. Schon Lessing hat darauf hingewiesen, daß diese milde Behandlung des Schmerzes aus keinem ethischen, sondern aus einem rein ästhetischen Grunde entsprang; aus dem Wesen der plastischen Kunst ergab sich jene in sich gefaßte Würde, deren Gepräge alle uns bekannten Grabmale tragen.

* Nach einem Vortrage von Friedrichs.

Rückschau.*

Ueberschaut man das ganze Gebäude des attischen Staatshaushalts, welcher, Sparta und Kreta ausgenommen, die Verwaltung der andern hellenischen Freistaaten mehr oder weniger ähnlich war, so erkennt man, daß Vieles klug und zweckmäßig berechnet und eingerichtet war, und daß es an Erfahrung und Einsicht nicht mangelte, auch manche Verhältnisse ausgebildeter waren als in vielen der heutigen Staaten; ja daß auch die Fehler mit Tugenden zusammenhingen und schwer entfernt werden konnten, wenn nicht die Freiheit, aller Tugenden Quell, gefährdet werden sollte.

Die Hellenen waren weder arm noch gleichgültig gegen Reichthum; aber die im Umlauf begriffene Masse des edlen Metalls hatte noch keine solche Größe erreicht, wie in neueren Zeiten in europäischen Staaten, daher mit wenigem Gelde viel geleistet wurde; und da das Vermögen einen hohen Ertrag gab, konnte der Einzelne für den Staat verhältnißmäßig viel leisten, ohne das Vermögen selbst anzugreifen. Uebrigens waren die Finanzen einfach und kunstlos, man sorgte selten über das laufende Jahr hinaus, wenn nicht große Hülfsmittel für große Plane zu Gebote standen, wie bei den Tributen; über Veruntreuung und Unterschleif dachte man leichtsinnig; ohne seine Kräfte zu kennen, gab man auf einmal viel aus und gerieth hernach in Verlegenheit. Athen machte einen edlen Aufwand auf die Verehrung der Götter, auf bleibende Denkmäler erhabener Gesinnungen, großer Thaten und vollkommen ausgebildeten Kunstsinnes; aber auch der Bauch, der unterste der Stände im Menschen, wollte Befriedigung.

So gewöhnte man die Bürger durch Spenden und Besoldungen in Friedenszeiten an Trägheit und an den Gedanken, der Staat sei verpflichtet sie zu ernähren: und da selbst der Geringste hierdurch Lust und Muße zur Staatsverwaltung bekam, war dieses ein Beförderungsmittel der Pöbelherrschaft; es wurde eine Aufgabe der Staatsmänner, wie sie vom öffentlichen Gute und Einkommen, nicht durch den eigenen Fleiß und Erwerb, die Volksmasse unterhalten und bereichern konnten, indem man das gemeine Wesen gleichsam als ein gemeinschaftliches Privateigenthum ansah, dessen Ertrag unter die Einzelnen müßte vertheilt werden. Und doch scheinen Spenden und Besoldungen nirgends weniger nothwendig als in Staaten, worin Sklaverei herkömmlich ist. Die Entwürdigung des größeren Theils der Bevölkerung erlaubt den Herrn auf Kosten desselben und mit dessen Kräften einen leichteren Erwerb ihres Unterhaltes und giebt ihnen Muße zur Verwaltung des Staates; dagegen wo keine Sklaven sind, kann nicht so leicht der Erwerbende zugleich regieren und der Regierende erwerben, was Platon bereits in seinem Entwurf des vollkommenen Staates wollte. Weniger Entschuldigung bedarf der Kriegersold, welchen Athen früh eingeführt hatte: aber dieser sowohl als die übrigen Kriegsanstrengungen überstiegen die inneren Kräfte des Staates; die Verschwendung zu Hause, der Aufwand im Felde, die schlechte Verwaltung hier und dort erzeugte die Bedrückung der Bundesgenossen, deren Tributpflichtigkeit Athen verhaßt machte; um seine auf außen gegründete Macht zu erhalten, mußte es Unrecht auf Unrecht häufen und durch harte Strafen abschrecken oder einem Mächtigeren die Rolle abtreten, welche zu spielen unter allen Hellenen Athen doch am würdigsten war, und zu welcher die Umstände selbst diesen Staat gedrängt und hingeführt hatten. Da aber das unnatürliche Zwangsverhältniß nur eine Zeitlang dauern, eine freiwillige Verbindung aber unter den Hellenen wenig Kraft gewinnen konnte, außer auf kurze Zeit, wie gegen Persien; so mußte Athen und mit ihm Hellas untergehen, wenn auch Philipp von Macedonien nicht gekommen wäre, weil irgend ein Anderer an ihnen zum Philipp geworden sein würde.

* Nach A. Böckh, Die Haushaltung der Athener.

Zehntes Buch.

Dichter, Künstler und Weise der letzteren Zeit Griechenlands.

Aeschylus.*

Die dramatische Dichtkunst der Hellenen entwickelte sich aus den Choraufzügen, welche bei den Festen des Dionysos stattzufinden pflegten. Die Gesänge des Chors (Dithyramben), verbunden mit Musik und Geberdenspiel, bezogen sich auf die Geschichte des Gottes, und schon früh kam es vor, daß der Chorführer (Koryphäe) abwechselnd mit dem Chore und zu demselben sprach.

Zur Zeit Solons nun trat Thespis in Athen als Begründer der Tragödie

* Nach C. Wernicke, Geschichte des Alterthums, ebenso die Abschnitte von „Sophokles“ bis „Lysias und Isokrates.“

Digitized by Google

auf. Man erzählt, er sei in Begleitung geschminkter Genossen mit einem Karren herumgezogen, von welchem herab er seine Vorstellungen gegeben habe. Das ist aber ein Irrthum, der wahrscheinlich aus der Verwechslung der Komödie und Tragödie entstanden ist. Thespis stellt nicht nur immer einen aus dem Chore auf, um demselben zu antworten, sondern er gab diesem Chorführer auch die Rolle des Schauspielers, indem er ihn eine bestimmte Handlung (Drama) aus dem Sagenkreise des Gottes darstellen ließ, ihn auf einen erhöhten Platz stellte und ihm eine seiner Rolle angemessene Maske gab.

Man nannte diese ernsteren Schauspiele Tragödie d. i. „Bocksgesang", von dem Bocke, der bei den Festen des Dionysos, welchem dies Thier geweiht war, geopfert wurde.

Später band man sich bei der Wahl des Stoffes nicht blos an die Geschichte des Gottes; jedoch gehörten die Tragödien immer der fernen mythischen Heroenzeit an, damit auch der Anblick des Leidens die Zuschauer ergötzen könne, und als Phrynichus, ein Schüler des Thespis, welcher die Tragödie zuerst zu einem Kunstwerke erhob, die Einnahme von Milet durch die Perser darstellte, verurtheilten ihn die Athener zu einer Geldstrafe, weil er durch Darstellung des Unglücks einer befreundeten Stadt, dessen Anschauung die Zuschauer aufs Tiefste ergriffen hatte, das Fest entweiht habe.

Auch bei ihm hatte der Chor noch die Hauptrolle. Mehr in den Hintergrund trat dasselbe erst, als Aeschylus statt eines Schauspielers zwei aufstellte. Dadurch wurde ein geregelter Dialog zu einer fortlaufenden Darstellung der Begebenheit herbeigeführt, und das Gespräch erhielt ein entschiedenes Uebergewicht über den Chorgesang.

Aeschylus war 525 v. Chr. zu Eleusis oder Dekeleia in Attika aus angesehenem Geschlechte geboren. Mit begeisterter Tapferkeit hatte er an den siegreichen Kämpfen der Athener gegen die Perser Theil genommen. Bei Marathon hatte er viele rühmliche Wunden erhalten; auch bei Salamis und Platäa hatte er mitgekämpft, und wie er selbst erglüht war für die Freiheit, die er mit errungen geholfen, so wollte er nun durch seine Tragödien seine Mitbürger zu der nämlichen hochherzigen Gesinnung entflammen.

Und in der That übte Aeschylus den gewaltigsten Einfluß auf seine Zeit. Er hat siebenzig Tragödien geschrieben, von denen uns aber nur sieben erhalten sind. Den Stoff lieferte ihm namentlich der Sagenkreis des trojanischen Krieges mit den sich daran schließenden Schicksalen der Königshäuser des Laios und der Atriden; er selbst sagte, „er habe sich am Schmause Homers genährt". Nur erhabene Charactere führt er vor, größer, als der Mensch sein kann. Götter und Titanen traten auf, in kühner, gewaltiger Sprache redend; selbst der Rhythmus in seinen Versen ist ein so gewaltiger, daß einer der größten Kenner des Alterthums mit Recht von ihm sagt: „Der eiserne Tritt des Gewaltigen klingt nicht wie anderes Gepolter". Die kühnste unter den uns erhaltenen Tragödien des Dichters ist: „Der gefesselte Prometheus," welche die Bestrafung dieses Titanen für den Raub des himmlischen Feuers zum Gegenstande hat, und in welcher nur Götter auftraten. — Wie außerordentlich der Eindruck gewesen sein muß, den seine Tragödien auf die Zuschauer hervorbrachten, erhellt daraus, daß, wie uns erzählt wird, einige Knaben, welche der Aufführung seiner „Eumeniden" beiwohnten, wo die Schreckgestalten von fünfzig Eumeniden, die den Chor bilden, schlafend am Boden liegen und dann, eine nach der andern erwachend, sich gegenseitig zur Verfolgung ihres Opfers reizen, seien vor Furcht und Entsetzen gestorben.

Wenn es nun auch nicht sicher ist, daß er, deshalb angeklagt, er habe neue Götter eingeführt, indem die Athener glaubten, es gäbe nur drei Eumeniden, von seinen wankelmüthigen Mitbürgern, die ihm noch so eben den Siegespreis zuerkannt hatten, aus Athen verbannt sei, so kam er doch in Verdacht, daß er die Mysterien der Religion verriethe. Es erhob sich ein Tumult im Theater gegen ihn, und nur mit Mühe retteten die Mitglieder des Areopag ihn aus der Lebensgefahr, indem sie ihn vor Gericht zogen und ihn dann frei sprachen.

Während ihm dies den Aufenthalt in

Athen verleidete, so mußte er auch den Schmerz erleben, daß er in einem dramatischen Wettkampfe mit Sophokles von diesem besiegt wurde. Er begab sich deshalb nach Sicilien an den Hof des Königs Hiero von Syrakus, wo er schon früher, einer Einladung des prachtliebenden Fürsten folgend, gewesen war, und wo er jetzt die ehrenvollste Aufnahme fand. Er starb in einem Alter von siebenzig Jahren bei der Stadt Gela in Sicilien. Die Bewohner der Stadt errichteten ihm ein prächtiges Grabmal; die Athener aber ehrten das Andenken des als Mensch und als Dichter gleich ausgezeichneten Mannes nach seinem Tode durch Errichtung einer Bildsäule, und so oft eines seiner Stücke aufgeführt wurde, weiheten sie ihm, wie einem Lebenden, den Siegeskranz.

Sophokles.

Zur höchsten Vollendung wurde die Tragödie durch Sophokles erhoben. Die Familie des 496 v. Chr. in dem Flecken Kolonos bei Athen geborenen Dichters war angesehen und begütert, und er genoß eine höchst sorgfältige Erziehung. Gleich sein erstes Auftreten als Tragödiendichter in seinem achtzehnten Jahre verschaffte ihm einen glänzenden Triumph. Cimon brachte damals die Gebeine des Theseus nach Athen zurück, und bei dieser Gelegenheit sollte eine neue Tragödie aufgeführt werden. Sophokles stritt mit dem dreißig Jahre älteren Aeschylus um den Preis. Die Zuschauer schwankten; da übertrug der Archon den mit Cimon heimgekehrten zehn Feldherrn die Entscheidung, und sie erkannten dem jungen Sophokles den Sieg zu. Er schrieb hundertundsechs dramatische Stücke, von denen uns aber ebenfalls nur sieben erhalten sind. Zwanzigmal gewann er den Preis; den schönsten Sieg aber verschaffte ihm seine Tragödie Antigone, worin er in der heldenmüthigen Tochter des Oedipus das schönste Ideal reiner Weiblichkeit aufstellte. Die Athener wählten ihn wegen der Herrlichkeit dieser Dichtung für das nächste Jahr zum Feldherrn. Hochgeschätzt von seinen Mitbürgern, gepriesen selbst im fernen Auslande (man nannte ihn wegen der Lieblichkeit seiner Dichtungen die attische Biene), unberührt von Mißgunst, erreichte der heitre, lebensfrohe Dichter ein seltenes Alter. Erst im neunzigsten Jahre seines Lebens fand er einen schönen Tod, wie man sagt, vor Freude. Sein Andenken aber blieb fort und fort in Ehren. Die Athener weiheten ihm einen Heroendienst, und seine Werke wurden durch das Talent der vorzüglichsten Schauspieler verherrlicht.

In der That aber ist auch Sophokles der vollendetste Meister der antiken Tragödie. Die Handlung ist bei ihm kunstvoller geordnet und entwickelt. Er stellt Charaktere dar, welche durch sittlichen Adel sich über das Schicksal erheben. Er läßt sie in Gegensätze und Widersprüche gegeneinander gerathen, die sich erst dann lösen, wenn sie, durch harte Schläge geläutert, erkennen, daß der Einzelne sich dem allgemeinen Gesetze der freien sittlichen Nothwendigkeit unterordnen müsse. So geben seine Tragödien, ausgezeichnet auch durch die einfache Würde der Sprache, ein bewegtes, seelenvolles Gemälde von dem Kampfe des Menschen gegen das Schicksal, von der Nichtigkeit der Menschen, von der dem Frevel auf dem Fuße folgenden Strafe, und im fernen Hintergrunde steht die Gottheit, die Entschlüsse der Klugen und Gewaltigen leitend mit unwiderstehlicher Macht, und die durch den menschlichen Eigenwillen gestörte Harmonie bewahrend.

Euripides.

Neben Sophokles war der Lieblingsdichter der Athener Euripides, geboren zu Salamis an dem nämlichen Tage, an welchem die Griechen unter Themistokles daselbst den glänzenden Sieg über die Perser erfochten. Schon früh beschäftigte

er sich eifrig mit dem Studium der Philosophie und der Beredtsamkeit, und er wurde ein vertrauter Freund des weisen Sokrates. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre trat er als dramatischer Dichter auf; aber auf den Verkehr mit wenigen Gleichgesinnten sich beschränkend und dem öffentlichen Leben durchaus fern bleibend, gelang es ihm erst später, allgemeinere Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden; ja er erregte sogar wiederholt bei dem Publikum im Theater Anstoß, und die Komödiendichter rügten seine Fehler mit scharfem Witze. Dazu kam, daß er auch im häuslichen Kreise nicht glücklich war. Seine erste Frau mußte er wegen Treulosigkeit verstoßen, und die zweite Ehe, die er schloß, brachte ihm kein größeres Glück.

Dies Alles verleidete dem Dichter den Aufenthalt in Athen, und er verließ daher noch in hohem Alter die Stadt und begab sich, einer Einladung des macedonischen Königs Archelaus folgend, an den Hof desselben. Er fand dort die ehrenvollste Aufnahme; aber auch jetzt sollte sein Glück nicht von Dauer sein. Auf Veranstaltung einheimischer Feinde, die ihm seinen Ruhm mißgönnten, fand er durch den Biß von Jagdhunden in einem Alter von vierundsiebenzig Jahren seinen Tod.

Die Athener, dadurch zu sorglichster Theilnahme angeregt, erbaten sich seine Gebeine; doch der König lieferte sie nicht aus und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal mit der Inschrift:

„Nie, Euripides, wird Dein Andenken erlöschen.“

Aber auch die Athener erbauten ihm ein Denkmal mit der Inschrift:

„Ganz Griechenland ist das Denkmal
des Euripides; Macedoniens Erde deckt
nur seine Gebeine.“

Später wurde seine Bildsäule im Theater zu Athen aufgestellt. Auch der große Sophokles ehrte ihn und noch mehr sich selbst dadurch, daß er bei der Nachricht von seinem Tode Trauerkleider anlegte und seine Schauspieler unbekränzt auftreten ließ.

Euripides steht entschieden auf dem Wendepunkte der antiken dramatischen Kunst. Er lebte in einer Zeit, wo leidenschaftliche Kühnheit an die Stelle des alten ruhigen Heldenmuthes, Weichlichkeit und Empfindelei an die Stelle einfacher, strenger Sitte zu treten begannen; die Stürme der Pöbelherrschaft brachen über Athen herein; Willkür und Leidenschaft herrschten in allen Verhältnissen des Lebens.

Euripides verstand seine Zeit, und indem er sich ihr hingab und den Neigungen seiner Zeitgenossen sich anschloß, ihrer politischen Streitsucht, ihrem Hange zu Grübeleien und ihrer Vorliebe für die Beredtsamkeit huldigte, wurde er der Leiter derselben. Daher gewann die Tragödie bei ihm eine ganz andere Gestalt als bei seinen Vorgängern. Zwar behandelte er die nämlichen Mythenkreise, aber ihm war der Glaube an die Mythen verloren gegangen; es fehlte ihm die religiöse Hingabe an das Alterthum und seine Götter- und Heroenwelt. Er übertrug daher die heroischen Namen und Sagen auf Gestalten der Gegenwart. Sophokles sagte: „Er selbst stelle die Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides, wie sie sind.“

Euripides hat im Ganzen fünfundsiebenzig Tragödien geschrieben, von denen uns siebzehn erhalten sind. Die berühmteste und schon im Alterthum am höchsten bewunderte derselben ist die „Medea“, in welcher alle Vorzüge des Dichters vereinigt erscheinen, ein musterhaftes Gemälde menschlicher Leidenschaft, ausgezeichnet durch den wahrsten Ausdruck des bis zur furchtbarsten That der Rache sich steigernden Schmerzes gekränkter Liebe.

Das griechische Theater.

Der Staat selbst trug für eine würdige Darstellung der dramatischen Schöpfungen eifrig Sorge. Wegen der Aufführung hatte der Dichter sich zunächst an den Archon zu wenden. Erkannte derselbe die Stücke der Darstellung für würdig, so wies er dem Dichter drei Schauspieler zu, welche vom Staate ihre Bezahlung empfingen, und einen Chor, dessen Besorgung einzelnen Bürgern als Ehrensache übertragen wurde. Diese hatten für den Unterricht des Chors, für Speise, Trank, Bekleidung, Schmuck, Kränze, Maske, Sold, kurz für die ganze Ausrüstung desselben zu sorgen.

Eigene Lehrer begannen darauf den Unterricht des Chors, der Dichter selbst den der Schauspieler. Bei der Vorstellung waren besondere Richter zugegen, um zu entscheiden, welchem Dichter der Preis gebühre. Dieser bestand in einer Geldsumme; ein viel größerer Preis aber war die Ehre, in welcher der siegreiche Dichter beim Volke stand. Mit Epheu bekränzt, der einen lang herabwallenden Wollenstreifen umschlang, wurde er nach der Vorstellung als geweihter Priester des Gottes den Zuschauern vorgeführt, und eine Inschrift an dem Postamente eines mit herrlichen Kunstdarstellungen geschmückten Dreifußes, welcher als Weihgeschenk in einem Tempel aufgestellt wurde, verkündete den Namen des sieggekrönten Dichters noch den kommenden Geschlechtern.

In Athen fanden die Vorstellungen in dem Lenaeum, einem dem Dionysos geweihten Platze statt. Das Theater war ursprünglich nur ein ebener, an der Seite offener Tanzplatz (die Orchestra), dem noch ein Gerüst mit einer Rückwand hinzugefügt wurde. Auch die Sitze für die Zuschauer bestanden längere Zeit aus einem Brettergerüste; erst um das Jahr 500 v. Chr. erhielt Athen ein steinernes Theater, welches dreißigtausend Menschen faßte.

Man baute in Griechenland gern die Theater an den Abhang eines Berges hinan, wo möglich mit der Aussicht auf das Meer. Sie hatten die Form des Halbkreises. An der gradlinien Seite desselben befand sich die Bühne für die Schauspieler. Die Hinterwand stellte gewöhnlich einen Palast oder etwas Aehnliches dar, mit drei Thüren, von denen die mittlere für die Könige, die rechte für die Personen zweiten Ranges und die linke für niedre Personen bestimmt war. Neben den beiden Seitenthüren befanden sich zuweilen auch noch zwei andere, welche nach der Stadt oder dem Meere zu führen schienen. Häufig diente als Hintergrund die natürliche Landschaft, was sehr gut möglich war, da man bei Tage spielte und die Theater unbedeckt waren. Vor der Hinterwand und mit ihr parallel befanden sich rechts und links schmale Wände, auf welchen Landschaften abgebildet waren. Sie bestanden, wie der Hintergrund, entweder aus Brettern oder aus Tapeten. Um nöthigenfalls, was jedoch selten geschah, die Scene ändern zu können, war eine Vorrichtung angebracht, mittelst welcher die Hinterwand ganz oder theilweise nach beiden Seiten auseinander geschoben werden konnte, so daß man in der Mitte entweder ein inneres Gemach oder einen neuen Hintergrund sah.

Zur Nachahmung des Donners, zur Unsichtbarmachung von Personen, zur Herbeiführung derselben durch die Luft, wie zu andern Veränderungen auf der Bühne, waren Maschinerien angebracht, die um so vollkommner sein mußten, da die Vorstellungen, wie bemerkt, bei Tage stattfanden.

Einen Vorhang hatte die Bühne nicht; ebenso war auch das Drama nicht in verschiedene Acte getheilt. Bei Anfang und Schluß aber und während der Zwischenpause, die der Gesang des Chores ausfüllte, war die Bühne leer.

Schon wegen dieser Einfachheit der Bühne und wegen der beständigen Anwesenheit des Chors war Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung ein Haupterforderniß der antiken Tragödie.

Die Handlung, die sich fast ganz auf der Bühne abwickelte, dehnte sich nicht über die Dauer eines Tages aus und hielt sich fast immer auf dem nämlichen Schauplatze; nur die ältere Tragödie, besonders bei Aeschylus, überschritt häufig diese Schranken.

Unmittelbar vor der Bühne befand sich das vorzüglich für die Handlung bestimmte Proscenium und vor diesem, etwas niedriger, die Orchestra. In ihrer Mitte stand die Thymele, ein Altar der Dionysos, bei dem sich die Flötenspieler befanden, welche Gesang und Tanz des Chores begleiteten. Zwischen diesem Altar und dem Proscenium befand sich der Chor, der sich singend und tanzend um die Thymele bewegte.

Der Halbkreis des Theaters selbst enthielt die Sitze für die Zuschauer, in terrassenförmig aufsteigenden Reihen, welche durch Treppen und bis zur Theaterwand durchgehende Gänge mit einander verbunden waren, auf dem Felsboden angelegt.

Im Theater zu Athen betrug die Zahl dieser Sitzreihen sechsunddreißig. Vorn

saßen die Richter über das Schauspiel, Priester, Feldherrn, obrigkeitliche Personen; auch im Uebrigen fand eine Verschiedenartigkeit der Sitze statt. Säulengänge, welche das Ganze umgaben, dienten zum Aufenthalt für die Zuschauer in den Zwischenpausen.

Die Schauspieler trugen eine ihrer Rolle angemessene Maske und ebenso zu derselben passende Gewänder. Ein langer, faltenreicher Rock, zusammengehalten durch einen reich gestickten, hochsitzenden Gurt, reichte bis auf die Füße nieder; darüber wurde ein kostbares, mit Purpur und Goldsaum geschmücktes Schleppgewand geworfen. Ein orientalisch wallender Haaraufsatz schmückte das Haupt.

In der Tragödie, wo es darauf ankam, Heroengestalten darzustellen, trugen die Schauspieler hohe Schuhe mit dicken Sohlen und Stelzen, welche man Kothurne nannte; Brust und Glieder waren stark wattirt, die Arme durch Handschuhe verlängert, um der ganzen Erscheinung etwas Uebermenschliches zu geben.

Die Vorstellungen begonnen am frühen Morgen, und man aß und trank während derselben. Aber nicht Alle wohnten der ganzen Vorstellung bei. Manche verließen das Theater vor dem Schluß derselben; Andere kamen später, zuweilen wohl auch erst dann, wenn die Kasse bereits geschlossen war, und sie kein Eintrittsgeld mehr zu zahlen brauchten.

Anfangs nämlich war der Eintritt jeden Bürger umsonst gestattet gewesen; dies führte aber einen so ungeheuren Andrang herbei, daß es selbst zu thätlichen Zusammenstößen kam. Deshalb wurde ein Eintrittsgeld von zwei Obolen* für jede Person festgesetzt. Anfangs mußte diese Jeder selbst bezahlen; Perikles aber führte es ein, daß den ärmern Bürgern das Geld aus Staatskassen erstattet wurde, und zur Zeit des Demosthenes genoß mindestens die Hälfte der Bürger diese Vergünstigung. Dafür wurde das Publikum während der Vorstellung mit Wein, Backwerk und dergleichen bewirthet.

Zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung waren Stabträger angestellt. Dennoch ging es während der Vorstellung nicht besonders ruhig zu. Das Publikum gab unter lautem Lärmen durch Zurufen und Händeklatschen seinen Beifall, durch Pfeifen und Pochen sein Mißfallen zu erkennen; auch einzelne Zuschauer, die sich irgendwie mißfällig gemacht hatten, wurden mit Pfeifen und Schnalzen der Zunge empfangen. Ja, dem Dichter und den Schauspielern gab das Publikum sein Mißfallen zuweilen so handgreiflich zu erkennen, daß es dieselben mit Steinwürfen aus dem Theater jagte. Besonders unruhig ging es in den Komödien (s. unten) zu, in denen die Dichter und Schauspieler selbst die Zuschauer durch Späße aller Art, z. B. durch Auswerfen von Nüssen und Feigen unter das Publikum, zu schallendem Gelächter und lautem Lärmen veranlaßten. In der That aber hat es auch nie ein Publikum gegeben, welches ein so lebhaftes Interesse für das Schauspiel gehabt und die Leistungen der Dichter und Schauspieler so trefflich zu beurtheilen gewußt hätte, wie das atheniſche. Es ist nur ein Athen gewesen, sagt unser großer Lessing, es wird nur ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, so zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von der Bühne herabgestürmt zu werden.

Aristophanes.

Wie sich die Tragödie aus den feierlichen Chorgesängen bei den Dionysfesten entwickelte, so entstand die Komödie aus den bei denselben stattfindenden Umzügen der mit Schilf und Epheu bekränzten und mit Weinhefen und Ruß geschminkten Landleute und Winzer, bei denen man der übermüthigsten Laune und derben Spott den freiesten Spielraum ließ, und bei welchen die sich Begegnenden sich mit den muthwilligsten Witzen unter einander neckten. So führten sie in lustigem Aufzuge (Komos) den zum Opfer bestimmten Bock zum Altar des Gottes, und es

* Nach unserem Gelde etwa 27 Pfennige.

folgten auf die ernsten Gesänge des tragischen Chors und die Lieder der Satyrn nun auch die des Komos, des komischen Chors.

Auch die Komödie entwickelte sich. Während anfangs einzelne Festgenossen Gegenstand des Spottes waren, richtete sich später derselbe auf das ganze Staatswesen und einzelne bedeutende Staatsmänner (wie schon Perikles), deren Fehler und Mißgriffe mit dem schärfsten Witz gegeißelt und mit unbeschränkter Freimüthigkeit angegriffen wurden.

Besonders in den stürmischen Zeiten der Pöbelherrschaft nach dem Tode des Perikles schwangen die Komödiendichter schonungslos die Geißel gegen jegliches Laster und jegliche Verderbniß der guten alten Sitte; sie entfalteten mit beredtsamen Worten ein Gemälde der trostlosen Gegenwart, und mitten durch den zügellosen Schmerz blickt der tiefste sittliche Ernst hindurch.

Zur höchsten Blüthe gelangte die alte Komödie durch Aristophanes in Athen, einen Zeitgenossen des Perikles und des Sokrates. Er ist nicht nur der geistreichste und witzigste aller alten Komödiendichter gewesen, sondern zugleich auch der einzige, durch den wir das Wesen der ältern attischen Komödie kennen zu lernen vermögen, da die Werke der übrigen Komödiendichter jener Zeit bis auf einige geringe Bruchstücke sämmtlich verloren gegangen sind.

Ueber die Lebensumstände dieses Mannes haben wir nur sehr spärliche Nachrichten; dagegen sind uns elf seiner Komödien erhalten worden. Für das vortrefflichste seiner Stücke hielt Aristophanes selbst „Die Wolken," worin er den Sokrates auf die Bühne brachte, womit er aber bei der Aufführung gänzlich durchfiel. Das letzte Drama, in welchem sein Geist sich in vollem Glanze entfaltete, waren „Die Frösche." In demselben kritisirt er mit scharfem Witze die Tragödie des Euripides zu Gunsten des Aeschylus und der ältern Dichter. Er gewann damit den ersten Preis und erhielt nicht nur wegen seiner patriotischen Rathschläge den Olivenkranz, sondern die Aufführung des Stückes mußte auch, was eine besondre Auszeichnung war, sogleich wiederholt werden.

Aristophanes wollte keineswegs blos belustigen und unterhalten, er wollte ein Lehrer der Erwachsenen sein und ihr sittliches und bürgerliches Wohl fördern. Die Komödie sollte, wie er meinte, die Menschen besser machen. Mit furchtloser Rücksichtslosigkeit trat er deshalb gegen die Mächtigen im Staate wie gegen die verkehrten und verderblichen Neigungen seiner Mitbürger auf, und seine Komödien geben ein treues Gemälde des öffentlichen Lebens und der Sitten des damaligen Athens. Dabei sprudeln sie von einer unerschöpflichen Fülle des treffendsten Witzes, der freilich mitunter in eine schonungslose Derbheit ausartete, die nach unsern Begriffen von Anstand anstößig erscheint, aber dem damaligen Zeitgeiste in Athen vollkommen angemessen und ein wohlberechneter Stachel war, um abzuschrecken und zu läutern.

Der Ruhm des Aristophanes war im Alterthum allgemein. Man nannte ihn vorzugsweise den Komiker, und selbst der weise Platon las seine Komödien fleißig und empfahl sie als einen Spiegel des attischen Staates.

Herodot.

In der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. gelangte auch die Geschichtschreibung zu der höchsten Vollendung, die sie in Griechenland je erreicht hat.

Schon in den epischen Gedichten war eine geschichtliche Grundlage vorhanden. Seit dem sechsten Jahrhundert machte man zur bequemeren Uebersicht Auszüge aus denselben in prosaischer Form; besonders wurden auf diese Weise die Sagen (Logoi) über die Gründung von Städten und dergleichen von den sogenannten Logographen gesammelt; den würdigsten und reichhaltigsten Stoff aber erhielt die neu entstehende Geschichtsschreibung durch die Perserkriege und den Ruhm, den dieselben über ganz Griechenland verbreiteten.

Um 450 v. Chr. verfaßte Herodot aus

Halikarnassus in Kleinasien (384—408) das erste geschichtliche Werk in griechischer Sprache, welches in neun Büchern die Geschichte der Perserkriege bis zur Schlacht bei Mykale zum Hauptgegenstande hat. Unterstützt durch ein bedeutendes Vermögen machte er Reisen nach allen Gegenden der Erde, überall die Länder mit der größten Sorgfalt erforschend; so hielt er sich namentlich längere Zeit in Aegypten auf, und noch 444 v. Chr., in einem Alter von vierzig Jahren, ging er mit einer griechischen Colonie nach Thurii in Unteritalien, um auch die Geschichte dieses Landes kennen zu lernen. Die Früchte seiner reichen Beobachtungen und Forschungen legte er in seinem Geschichtswerke nieder, in welchem er uns wie in einem anmuthigen Gemälde, die ihm bekannt gewordenen Völker der Erde in ihrer Geschichte wie in ihren Sitten und Gewohnheiten vorführt. Bald geleitet er uns zu den bis dahin unbekannten Nationen des fernen Ostens und Südens; bald erzählt er uns von den großen Thaten seines eigenen Volks, und überall weiß er durch einfache Natürlichkeit und bezaubernde Kunstlosigkeit der Darstellung, wie durch treuherzige Gemüthlichkeit zu fesseln. Ungeheuchelte Frömmigkeit und glühende Vaterlandsliebe leuchten überall aus dem Werke hervor. Die Anschaulichkeit und Genauigkeit der Schilderung trägt noch ganz den Charakter der epischen Gedichte; auch darin schließt sich Herodot an die Weise derselben an, daß er überall die Leitung der Gottheit durchblicken läßt, während die Menschen nur als Werkzeuge in der Hand einer höhern Macht erscheinen.

Thucydides.

Zur höchsten künstlerischen Vollendung wurde die Geschichtsschreibung durch Thucydides erhoben. Thucydides war ungefähr zehn Jahre später als Herodot, im Jahre 474 v. Chr. zu Athen geboren und gehörte durch seinen Vater Olorus der Familie Cimons an. Im peloponnesischen Kriege bekleidete er eine Feldherrnstelle; er wurde aber von den Athenern abgesetzt und auf zwanzig Jahre verbannt, weil er zum Entsatze einer von den Spartanern bedrängten Stadt um eine Nacht zu spät gekommen war. Er ging nach Thracien, wo er Landgüter besaß, und auch als er später nach Athen zurückberufen wurde, kehrte er wieder nach Thracien zurück, wo er in hohem Alter 391 v. Chr. starb. Während seiner Verbannung sammelte er mit großer Sorgfalt und bedeutenden Kosten die Materialien zu seinem Meisterwerke, der Geschichte des peloponnesischen Krieges, von dem er leider nur die acht Bücher vollenden konnte, welche die ersten zwanzig Jahre des Krieges umfassen. Er stellt nicht Alles mehr allein als ein Werk höherer göttlicher Leitung dar, so daß die eigene Thätigkeit der Menschen ganz in den Hintergrund träte; vielmehr hebt er gerade die letztere besonders hervor. Er läßt den Glauben vorwalten, „daß der Mensch sein Schicksal in der Hand halte, und die Götter mit ihm oder gegen ihn sind nach seinem Thun.“ Und indem er nun nicht blos die äußeren Ereignisse darstellt, sondern überall auf die Ursachen derselben zurückgeht, und die Beweggründe der handelnden Personen aufsucht, enthüllt er den Entwicklungsgang der Ereignisse mit bewunderswürdiger Klarheit und zeichnet zugleich den Charakter der handelnden Personen mit der größten Feinheit und Schärfe. Dabei ist er, was für den Geschichtsschreiber eins der größten Verdienste ist, unparteiisch gegen Jeden, selbst gegen seine persönlichen Gegner.

Xenophon.

Das Werk des Thucidides suchte Xenophon in seiner „Hellenischen Geschichte,“ die bis zur Schlacht bei Mantinea reicht, fortzusetzen; derselbe hat jedoch seinen großen Vorgänger weder in der Meisterhaftigkeit der Darstellung noch in der

Unparteilichkeit zu erreichen vermocht. Xenophon war um das Jahr 450 zu Athen geboren. Frühzeitig wurde er ein eifriger Schüler des großen Sokrates, der ihn sehr lieb hatte und ihm auch in einer Schlacht das Leben rettete. Später nahm er an einem Zuge gegen den Perserkönig Artaxerxes Theil, gegen welchen die Griechen dessen Bruder Cyrus d. J. unterstützten. Nachdem Cyrus in der Schlacht bei Kunaxa, dreißig Stunden von Babylon, gefallen war, gerieth das etwa noch zehntausend Mann starke griechische Hülfsheer in die größte Bedrängniß. Da war es Xenophon, der sich an die Spitze desselben stellte und es unter Gefahren aller Art mitten durch feindliche und zum Theil verödete Länder auf einem fast 500 Meilen langen Wege glücklich zurückführte.

Die Geschichte dieses meisterhaften „Rückzuges der Griechen" ist sein vorzüglichstes Werk. Obgleich er freilich auch hierin den Thucydides nicht erreicht, so ist es doch ausgezeichnet durch Einfachheit und Anmuth der Darstellung, der doch dabei die größte Schärfe und Bestimmtheit nicht fehlt. Die Griechen haben ihn deshalb bald die „attische Biene," bald die „attische Muse" genannt.

Wegen seiner Vorliebe für Sparta (er war namentlich ein vertrauter Freund des Agesilaus) wurde er später aus Athen verbannt, und er lebte nun an verschiedenen Orten, meistens auf einem Landgute in der Nähe von Olympia, ganz zurückgezogen von allen Staatsgeschäften, nur der Beschäftigung mit der Wissenschaft. Zuletzt ging er nach Korinth, wo er in sehr hohem Alter starb.

Außer seinen schon genannten Geschichtswerken sind noch seine „Denkwürdigkeiten" aus dem Leben des Sokrates zu erwähnen, in welchem er seinem Lehrer, dessen Leben und Lehre er treu und mit ansprechender Einfachheit darstellt, ein schönes Denkmal der Liebe gesetzt hat.

Lysias und Isokrates.

Fast in die nämliche Zeit mit der Blüthe der Geschichtsschreibung fällt die der Beredtsamkeit. Schon Solon hatte die athenischen Bürger auf öffentliche Rede in Volksversammlungen angewiesen; zu voller Bedeutsamkeit aber gelangte die Redekunst erst da, als sich zur Zeit des Perikles die Demokratie vollständig ausgebildet hatte. Perikles erkannte sehr wohl die hohe Bedeutung der Beredtsamkeit und ihre Wichtigkeit für die Verwaltung des Staates. Er selbst war ausgezeichnet durch die Kraft seiner Rede, obgleich er dieselbe nie dazu anwandte, um die Gunst des Volkes zu buhlen. Im Laufe des peloponnesischen Krieges nun steigerte sich die Bedeutsamkeit der öffentlichen Rede zur außerordentlichsten Höhe. Der Einfluß der Redner überwog oft selbst die Macht der Feldherren, und es kam dabei weniger auf ruhige Entwicklung als auf Ueberredung einer leichtgläubigen Menge an, die nur dadurch zu erreichen war, daß man sich der augenblicklich herrschenden Gefühle und der günstigen Thatsachen geschickt zu bemächtigen wußte. So wurde nun die Beredtsamkeit als Kunst ausgebildet, und als einer der ersten und größten Redner jener Zeit ist Lysias zu nennen. Sein Vater, ein reicher Bürger von Syrakus, war auf Zureden seines Gastfreundes Perikles nach Athen gezogen, wo er bis an seinen Tod als Schutzverwandter lebte. Hier wurde Lysias im Jahre 458 v. Chr. geboren. Er erhielt die sorgfältigste Erziehung; nach dem Tode des Vaters aber begab er sich, noch nicht sechszehn Jahre alt, im Jahre 444 v. Chr. nach Thurium in Unteritalien, wohin eben eine Colonie abging. Er blieb dort über dreißig Jahr, gelangte zu großem Ansehen und Reichthum und bildete sich namentlich auch in der Beredtsamkeit aus. Wegen seiner demokratischen Gesinnung zur Flucht genöthigt, ging er im Jahre 411 nach Athen zurück, wo er eine große Schildfabrik gründete. Durch die dreißig Tyrannen seines Vermögens beraubt, floh er, und nun war er besonders thätig für deren Sturz. Nachdem dieser erfolgt war, kehrte er nach Athen zurück und erwarb

nun bis an seinen in hohem Alter erfolgten Tod seinen Unterhalt damit, daß er für Andere Prozeßreden schrieb. Dieselben zeichneten sich sowohl durch Einfachheit und Anmuth des Vortrages als besonders auch dadurch aus, daß Lysias es meisterhaft verstand, sich in den Charakter dessen zu versetzen, für den er die Rede schrieb, so daß wir in den uns noch erhaltenen Reden die treffendsten Gemälde der damaligen Verhältnisse aus allen Sphären des Lebens besitzen.

Nächstdem ist Isokrates zu erwähnen, geboren zu Athen im Jahre 436 v. Chr. Sein Vater besaß daselbst eine Flötenfabrik und lebte in ziemlichem Wohlstande, so daß er dem Knaben eine vortreffliche Erziehung konnte geben lassen. Namentlich genoß dieser auch den Umgang des weisen Sokrates, der bereits Ungewöhnliches von ihm erwartete; jedoch betrat er nie eine öffentliche Laufbahn, weil ihm dazu, wie er selbst sagte, sowohl eine kräftige Stimme als der Muth fehlte, welcher der Volksmenge gegenüber so nöthig sei. Im peloponnesischen Kriege verlor sein Vater sein Vermögen, und nach dem Sturz der dreißig Tyrannen sah sich Isokrates deshalb genöthigt, seinen Unterhalt damit zu verdienen, daß er gerichtliche Reden für Andere schrieb. Er ging darauf als Lehrer der Beredtsamkeit nach Chios, kehrte jedoch in der Folge wieder nach Athen zurück und wirkte nun daselbst auf Schüler und Freunde theils durch Umgang und Unterricht, theils durch geschriebene Reden, die bald weite Verbreitung fanden. Er gelangte dadurch zu großem Ansehen, und das Honorar, welches er von seinen Schülern empfing, verschaffte ihm zugleich eine durchaus sorgenfreie Lage. Vor Allem suchte er bei seinem Unterrichte auf die sittliche Bildung seiner Schüler einzuwirken; denn wer Reden verfertigen wolle, sagte er, die des Lobes würdig seien, der müsse sich mit großen und würdigen Gedanken befassen und sich an ihre Betrachtung gewöhnen. Bis in sein vierundneunzigstes Lebensjahr genoß er einer ungetrübten Gesundheit, und eine Krankheit, an welcher er seitdem litt, hinderte ihn wenigstens nicht an der Fortsetzung seiner Thätigkeit. Aber er liebte sein Vaterland über Alles. Ein Krieg gegen Persien unter Philipps Leitung, hoffte er, würde die Feindschaft der Hellenen unter einander tilgen. Er wurde furchtbar enttäuscht. Die Nachricht von der Schlacht bei Chaeronea brach dem achtundneunzigjährigen Greise das Herz; er enthielt sich aller Nahrung und starb nach wenigen Tagen.

Demosthenes.*

Demosthenes war um 385 v. Chr. geboren. Sein Vater gehörte zu den angesehnsten Bürgern Athens, und wenn dieser der Messerschmied genannt wurde, so ist das nur so zu verstehen, daß er eine Messerfabrik besaß, die er durch Sclaven betreiben ließ. Zum Unglück für den jungen Demosthenes starb der Vater, als der Sohn erst sieben Jahre alt war. Er hinterließ demselben ein ansehnliches Vermögen von wenig unter fünfzehn Talenten; aber dasselbe wurde von den Vormündern auf die gewissenloseste Art theils vernachlässigt, theils sogar geplündert: selbst den Lehrern des Demosthenes entzogen dieselben den ihnen gebührenden Ehrensold, so daß seine erste Jugendbildung ebenso deshalb wie seiner Körperschwäche wegen unvollkommen blieb. Denn er war von Kindheit auf sehr zart und kränklich. Doch hielt ihn diese körperliche Schwäche nicht ab, sich mit größtem Eifer den Studien zu widmen.

Den ersten Anstoß zu seiner geistigen Entwicklung soll eine Rede des großen athenischen Redners Kallistratus gegeben haben. Da dieser vielen Beifall fand, ja allgemein angestaunt und endlich vom Volke nach Hause begleitet und mit Lob überschüttet wurde, so regte diese Huldigung den Ehrgeiz des Knaben an und richtete seine bewundernde Aufmerksamkeit auf eine Macht der Rede, die sich Alles unterwarf und geneigt machte. Von dieser

* Nach K. Henneberger, Griechische Geschichte in Biographien.

Zeit an soll er alle kindischen Spiele aufgegeben haben. Er las mit dem größten Fleiße die Werke der griechischen Schriftsteller, um sich ihre Darstellungs- und Ausdrucksweise anzueignen und schrieb die Geschichte des Thucydides achtmal ab.

Seine erste Probe als Redner legte er in dem Proceß ab, den er gegen seine ungetreuen Vormünder angestrengt hatte. Er gewann den Proceß, erhielt aber nur einen unbedeutenden Theil seines Vermögens zurück.

In dem Proceß gegen seine Vormünder hatte es sich um eine Privatangelegenheit gehandelt. Als er aber zum ersten Male in einer allgemeinen Angelegenheit vor dem Volke auftrat, entstand alsbald Lärm und Gelächter: seine Rede schien an Verwirrung der Sätze und an allzu peinlicher Feile zu leiden. Dazu kamen andre Hindernisse: seine Stimme war schwach, seine Aussprache undeutlich, sein Athem kurz, so daß die Sätze nur zerrissen herauskamen. Als er nun unmuthig über seinen Mißerfolg im Piräus umherschweifte, soll ein alter Mann ihm versichert haben, er spreche ganz ähnlich wie Perikles und solle sich nur nicht abschrecken lassen, sondern die Schwierigkeiten zu überwinden suchen.

Aber auch sein zweiter Versuch brachte ihm dasselbe Geschick — er ward wiederum verlacht.

Nun klagte er seinem Freunde, dem Schauspieler Satyrus sein Leid. Er studiere mehr als irgend einer, sagte er, er lasse es sich sauer werden und habe die beste Kraft seiner Jugend auf die Kunst der Rede verwendet: Dennoch möge ihn das Volk nicht hören, während es auf unwissende und trunkene Schiffsknechte horche, von denen die Rednerbühne beherrscht werde. Satyrus versprach, der Sache abzuhelfen, wenn Demosthenes ihm irgend eine Rede aus Sophokles und Euripides vorsprechen wolle. Als Letzteres geschehen war, wiederholte Satyrus die Rede in einem so lebendigem Vortrage und so ausdrucksvollem Minenspiele, daß Demosthenes in Erstaunen gerieth, indem er etwas ganz Neues und dabei ungleich Besseres zu hören glaubte. Es wurde ihm klar, wie viel Reiz der Rede aus dem angemessenen Vortrage erwächst, so daß er alles Studium für nichts hielt ohne den rechten Vortrag des zu Sagenden. Er ließ sich darauf ein unterirdisches Gemach bauen, wohin er sich zurückzog, um Geberden und Stimme einzuüben. Auch verschor er sich das Haupt auf einer Seite, um sich dadurch auf Monate zu zwingen, zu Hause zu bleiben, ferner richtete er sein Lager so unbequem ein, daß ihm das Aufstehen nach kurzer Ruhe als eine Wohlthat erschien. Weil er aber die Gewohnheit hatte, beim Sprechen mit der rechten Achsel zu zucken, was sich unschön, ja lächerlich ausnahm, so hing er an der Decke einen Degen auf und nahm dann bei seinen Redeübungen eine Stellung, in der das Ausüben jenes Fehlers ihm Verwundungen seiner Achsel zuzog. Auch stellte er einen Spiegel auf, der ihn in ganzer Figur wiedergab, und in welchem er seine Haltung und Bewegung beobachtete, um sie zu verbessern. Als sein Haar wieder gewachsen war, besuchte er oft einsame Orte der Meeresküste und mühete sich, um seine Stimme zu stärken, das Getöse der brandenden Wellen zu überschreien; auch wollte er sich dadurch zugleich daran gewöhnen, durch Getöse bei der Rede nicht gestört zu werden. Aller Verkehr mit Menschen diente ihm, sobald er in sein unterirdisches Gemach zurückgekehrt war, zum Studium, indem er sich die Sachen und deren Begründung durch Nachdenken klar zu machen suchte und die gehörten Reden in der mannigfachsten Weise umänderte. Daher kam es, daß ihm von mancher Seite Talent abgesprochen wurde und man ihm nur mühsam errungene Geschicklichkeit zugestehen wollte. Als Beweis dafür ward angeführt, daß er niemals aus dem Stegreif spreche, ja selbst, wenn er in einer Versammlung zugegen sei und das Volk ihn rufe, er doch schweige. Daher dann einer seiner Verkleinerer spottete: die Reden des Demosthenes röchen nach dem Oel der Nachtlampe, bei der sie gearbeitet seien. Und er leugnete gar nicht, daß er, wenn auch nicht die ganze Rede, doch einen Theil oder einen Entwurf derselben vorher aufschreibe. Er pflegte hinzuzusetzen, daß es für einen Volksfreund sich gezieme, seine Reden vorher zu studieren, und daß nur ein Aristokrat, der mehr durch Gewalt

als durch Ueberredung zu lenken geneigt sei, es über sich vermögen werde, zu sprechen, ohne die dem Volke schuldige Verbreitung haben vorausgehen zu lassen. Ich würde mich schämen, sagte er, zu einem so großen Volke aus dem Stegreif zu sprechen. — Einzelne Fälle, wo er dennoch unvorbereitet sprach, brachten eine um so größere Wirkung hervor.

Wir kehren zu den Bemühungen zurück, die er auf die Beseitigung der Hindernisse verwandte, welche ihm sein Körper entgegen stellte. Das Lispeln und Stottern der Zunge beseitigte er, indem er kleine Steinchen in den Mund nahm und sich so zu sprechen übte. Die Stimme stärkte er dadurch, daß er auf Abhänge lief und während des Laufens Reden und Verse hersagte. Folgender Zug beweist, welches Gewicht er jetzt auf den Vortrag legte. Ein Mann beklagte sich bei ihm, von einem andern geschlagen worden zu sein, und bat um seinen Beistand. Aber du kannst, entgegnete Demosthenes, unmöglich so mißhandelt worden sein! — Da begann der Mann zu schreien: Wie, Demosthenes, nicht mißhandelt? — Beim Zeus, entgegnete Demosthenes, jetzt sprichst du wie ein Mißhandelter und Geschlagener.

Dafür, daß er in seinen Reden gelegentlich einen treffenden Scherz nicht verschmähte, einige Beispiele. Es handelte sich um einen Dieb, der der Eherne hieß. Dieser ließ sich in seiner Vertheidigung beikommen, auf das Demosthenes Arbeiten bei der Nachtlampe anzuspielen. Ihm entgegnete Demosthenes: Ich begreife, daß dich meine Lampe stört; ihr aber, ihr Männer von Athen, wundert euch nicht, wenn solche Diebstähle vorkommen, so lange wir eherne Diebe und Wände von Lehm haben! — Einmal zeigten sich die Athener bei seiner Rede über eine Staatsangelegenheit unaufmerksam. Ich will euch, begann er plötzlich, eine kleine Geschichte erzählen. Alles schwieg und merkte auf. Er fuhr fort: Ein Jüngling hatte in heißer Sommerzeit einen Esel gemiethet nach Megara. Als es nun Mittag wurde und die Sonne brannte, wünschte sowohl der Miether als der Eseltreiber sich in den Schatten der Sonne zu setzen. Und so geriethen sie in Streit, indem der eine behauptete, er habe nur den Esel vermiethet, nicht den Schatten des Esels, der andere dagegen geltend machte, daß ihm als dem Miether des Esels auch die Benutzung von dessen Schatten zustehen müsse. — Nachdem Demosthenes so weit erzählt, wandte er sich zum Weggehen. Aber die Zuhörer baten ihn, die Geschichte zu Ende zu erzählen. Das hatte er erwartet. Also über einen Eselsschatten, sagte er, seid ihr sehr geneigt reden zu hören, aber für die wichtigsten Angelegenheiten des Landes seid ihr taub und unzugänglich? —

Langsam, aber stetig entwickelte sich seine Kunst, so daß er zuletzt als der gefeierteste Redner seines Volkes galt.

Ueber seine fernern Schicksale erfolgt das Nähere weiterhin.

Polygnotus, Apollodorus und Zeuxis.*

Ueber die griechische Bildhauerkunst ist berichtet worden; wir haben nun noch der Kunst der Malerei zu gedenken. Sie entfaltete sich zu eben so hoher Vollendung als jene, jedoch gelangte sie später zur Geltung. Die ersten Anfänge der Malerei finden wir in Korinth, wo man die aus Thon gearbeiteten Vasen bemalte, und zwar erhielten die gelben Gefäße arabeskenartige Thierdarstellungen in rother, brauner und violetter, die rothen Vasen meist mythologische Darstellungen in schwarzer Farbe. Anfangs waren diese Figuren sehr roh und unförmlich. Erst zur Zeit des Perikles gelangte die Malerei gleichzeitig mit der Sculptur zu höherer Bedeutung. Cimons Freund Polygnotus aus Kasos, der Gründer einer attischen Malerschule, schmückte die Stoa Poikile in Athen, die Propyläen und mehrere attische Tempel, so wie den Tempel zu Delphi mit Gemälden. Man rühmte an denselben genaue, ausdrucksvolle und zierliche Zeichnung und großartige und

* Nach C. Wernicke, Geschichte des Alterthums. — Ebenso die folgenden beiden Abschnitte.

scharfe Auffassung des Charakters in den Figuren. Seine Frauengestalten trugen das Gepräge hoher Anmuth. — Ein bedeutender Fortschritt war es, daß der Athener Apollodorus um das Jahr 720 in seinen Gemälden Licht und Schatten anbrachte. Indem er so die Beleuchtung einführte und die Färbung erst recht wirksam machte, begründete er eigentlich erst die selbstständige Entwicklung der Malerkunst. — Eine neue Entwicklungsstufe der Malerei beginnt mit Zeuxis aus Herakleа in Unteritalien, welcher die Entdeckung des Apollodorus weiter ausbildete. Er scheint in der Darstellung zarter weiblicher Anmuth und erhabener Würde gleich ausgezeichnet zu sein, und man rühmte an seinen Gemälden blendend schöne Darstellung, vermißte aber in denselben den Ernst, die Tiefe und die sittliche Strenge der früheren Meister.

Parrhasius.

Zeuxis wurde noch übertroffen von seinem Zeitgenossen Parhasius aus Ephesus. Man erzählt, Zeuxis haben einst Trauben von so täuschender Natürlichkeit gemalt, daß die Vögel kamen und daran pickten; nun aber malte Parrhasius eine leinene Decke, durch die er selbst den Zeuxis täuschte, indem dieser durchaus das hinter derselben verborgene Gemälde sehen wollte. Parrhasius war der Erste, welcher die Verhältnisse in seinen Gemälden genauer beachtete, und man rühmte an denselben besonders die Anmuth, die ausdrucksvolle Lebendigkeit und das Sprechende in der Gesichtsbildung, die gefällige Anordnung und feine Ausführung des Haares, vor Allem aber die Feinheit und Rundung in den äußern Umrissen. Es soll ihm gelungen sein, seine Gemälde so aus der Oberfläche herauszuarbeiten, daß man glaubte, man könne sie herausgreifen. Eins seiner gerühmtesten Gemälde waren zwei Athleten, ein Schwerbewaffneter, der nach dem Laufe zu schwitzen schien, und ein andrer, den man beim Ablegen der Waffen glaubte aufathmen zu hören.

Spätere Künstler bedienten sich seiner Zeichnungen, von denen sich viele auf Holz und Pergament erhalten hatten, als Studien und hielten seine Heroen- und Göttergestalten gleichsam als Ideale fest, so daß sein Name fast sprichwörtlich wurde als der eines großen Künstlers, ja daß man ihn den Gesetzgeber in der Malerei nannte. Dennoch wurde er in einem Malerwettstreite von Thimantes besiegt. Von diesem Thimantes war besonders berühmt ein Gemälde, welches die Opferung der Iphigenia darstellte, und in welchem er bei den Umstehenden die verschiedenen Grade der Theilnahme, den tiefen Schmerz des Vaters aber durch gänzliche Verhüllung des Hauses höchst gelungen ausgedrückt hatte.

Nicht aus schnöder Gewinnsucht schufen jene großen Meister ihre Gemälde; mehr als einer derselben verlangte für seine Kunstwerke keinen Lohn, wie z. B. Polygnotus die Stoa Poikile umsonst mit seinen Gemälden schmückte; gleichwohl aber förderte der Staat die Bestrebungen der Künstler durch zahlreiche Bestellungen und Ankauf von Gemälden. Der höchste Lohn jedoch war für dieselben die Ehre, die ihnen im reichsten Maße zu Theil wurde. Nicht nur, daß sie die Anerkennung eines feingebildeten, kunstsinnigen Volkes genossen, die so groß war, daß man nach fernen Orten hinreiste, blos deshalb, weil daselbst berühmte Gemälde zu sehen waren; auch an öffentlicher Ehre fehlte es ihnen nicht. In Athen erhielten die Künstler, welche im Wettstreite den Sieg gewannen, öffentliche Speisung im Prytaneum; dem Polygnotus ertheilte Athen das Bürgerrecht, und die Amphiktionen veranstalteten für ihn freie Bewirthung in allen zum Bunde gehörigen Gemeinden.

Je größer freilich der Ruhm und die Ehre war, die den Künstlern zu Theil wurde, um so leichter konnten sie sich auch zu ungemessenem Stolze verleiten lassen. Zeuxis verschenkte zuletzt seine Werke, weil sie unbezahlbar seien, und ließ seine Helena für Geld sehen. Parrhasius nannte sich selbst den Vollender der Kunst und setzte eitle Inschriften auf seine Ge-

mälde. Er führte ein schwelgerisches Leben nach Art persischer Satrapen; er trug ein Purpurgewand, auf dem Haupte einen goldenen Kranz, in der Hand einen mit goldenen Ranken umschlungenen Stab, und an den Füßen mit goldenen Bändern befestigte Sandalen. Ja, er ging in seinem Hochmuth so weit, sich für einen Abkömmling des Apollon auszugeben, weil dieser den Beinamen Parrhasius führte, und dieselbe eitle Gesinnung veranlaßte ihn, einen Hermes nach seinem eigenen Bilde zu malen.

Apelles und Protogenes.

Ganz das Gegentheil von dem Allen war Apelles, der größte aller hellenischen Maler. Apelles von Geburt ein Jonier, hatte seine erste künstlerische Bildung in Ephesus erhalten; die höhere Vollendung aber erlangte er in Sicyon. Auch dort bestand nämlich eine berühmte Malerschule, die sich besonders durch wissenschaftliche Ausbildung der Kunst und große Genauigkeit und Leichtigkeit in der Zeichnung hervorthat. Große Künstler gingen aus dieser Schule hervor; so ist namentlich zu erwähnen Pausias aus Sicyon, als Maler von Kinderfiguren, Thier- und Blumenstücken, und als der Erste, der mit zierlichen, aus einzelnen Kinderfiguren, Blumen und Arabesken bestehenden Bildern die Felder der Decken in den Zimmern schmückte.

Alle diese Künstler wurden jedoch von Apelles weit übertroffen. Leider haben wir zwar von keinem seiner Werke eine Copie; ja, selbst ausführliche Beschreibungen durch Solche, welche sie noch gesehen haben, fehlen uns; aber das wissen wir, daß über seine vollendete Meisterschaft unter den Alten nur eine Stimme war. Mit der wissenschaftlichen Strenge der sicyonischen Schule vereinigte er Anmuth, sinnlichen Reiz und blühendes Colorit. Am vollendetsten treten diese Vorzüge in den berühmtesten unter seinen Gemälden, dem Bilde der Aphrodite, hervor, das er für seine Vaterstadt Kos malte. Er stellte die Göttin dar, wie sie aus dem Meere emporsteigt und das von dem Meerwasser noch triefende Haar mit den Händen ausdrückt. Noch ein zweites Bild der Göttin begann er. Bereits hatte er Haupt und Brust vollendet, als der Tod ihn überraschte; kein anderer Meister wagte es, das Bild zu vollenden.

Wie sich in diesen Bildern die ganze Fülle der Anmuth vereinigte, in welche er selbst den Vorzug seiner Gemälde versetzte, so wußte er auch großartige Gegenstände mit großer Kunst darzustellen. Er wagte es sogar, ein Gewitter zu malen, weshalb man von ihm sagte, er sei der Maler des nicht zu Malenden gewesen; denn er habe mit den Farben donnern und blitzen können. Dabei besaß er eine außerordentliche Feinheit der Zeichnung. Einst habe er, ward erzählt, den Maler Protogenes aus Karien besucht und, da er ihn zu Hause nicht getroffen, über eine große Tafel mit dem Pinsel eine Linie gezogen. Als Protogenes bei seiner Rückkehr die Linie sah, rief er aus: Diese Linie kann nur Apelles gemacht haben! — Er nahm den Pinsel, zog in der Linie eine noch viel feinere und ging wieder fort. Bald darauf kam Apelles zurück, und als er bemerkte, was Protogenes gethan hatte, zog er mit einer andern Farbe in der zweiten Linie noch eine dritte, so daß eine größere Feinheit nicht mehr möglich war. Jahrhunderte lang wurde die Tafel mit jenen drei Linien als ein Wunderwerk aufbewahrt, bis sie im kaiserlichen Palaste in Rom verbrannte.

Apelles war aber so groß als Mensch wie als Künstler. Dieselbe Gemüthlichkeit, die sich in seinen Gemälden aussprach, bildete auch den Grundton seines ganzen Lebens; von Stolz und kleinlicher Künstlereifersucht wußte seine große Seele nichts. Den deutlichsten Beweis davon gab er durch sein Benehmen gegen Protogenes. Dieser Mann hatte es ohne Lehrer durch eigenen Fleiß und genaues Studium der Natur zu großer Vollkommenheit in der Kunst gebracht. Sein größtes Meisterstück war das für Rhodos gemalte Bild des Stadtthores Jalysos. Dasselbe war so berühmt, daß Demetrius Poliorcetes bei

der Belagerung von Rhodos die schwächste Seite der Stadt nicht angriff, weil sich daselbst jenes Gemälde befand, das er keiner Gefahr aussetzen wollte. Anfangs aber schätzten die Rhodier die Arbeiten des Protogenes gar nicht nach Verdienst. Da kaufte Apelles, der ihn besonders seiner Gründlichkeit wegen sehr hoch hielt, eins seiner Gemälde für nicht weniger als funfzig Talente und ließ aussprengen, er wolle es als sein eigenes verkaufen. Durch diesen Edelmuth bewirkter, daß die Rhodeir nun auf einmal den Werth des Protogenes erkannten und von nun ab außerordentlich hohe Preise für seine Gemälde bezahlten. So erkannte Apelles überhaupt bei andern Künstlern ihre Verdienste gern und freudig an. Ebenso gab er viel auf das Urtheil des Publikums. Um dasselbe kennen zu lernen, pflegte er seine Gemälde öffentlich auszustellen, und er achtete dann darauf, was die Vorbeigehenden sagten. So hatte er einst ein Gemälde ausgestellt und sich in der Nähe verborgen. Ein Schuster, der vorüberging, tadelte etwas an dem Schuh der Figur, und der Künstler beeilte sich alsbald, den Fehler zu verbessern. Als aber der Schuster nun wiederkam und an der ganzen Figur mancherlei auszusetzen fand, sprang Apelles hervor und rief dem Menschen, der über Dinge urtheilen wollte, die er nicht verstand, unwillig zu: Schuster, bleib bei deinem Leisten! —

Leider sind uns die Meisterwerke der hellenischen Maler sämmtlich verloren gegangen. Nur dunkle Nachrichten oder höchstens sehr späte Nachbildungen kennen wir davon.

Sokrates.*

Während zur Zeit des Perikles die Sittenverderbniß schon sich zu entwickeln begann, tüchtige Männer in ihren besten Absichten allenthalben gehemmt und behindert wurden, lebte in Athen ein Mann, der frühzeitig zu der Erkenntniß gelangte, daß es höhere Güter als irdischen Glanz und sinnliches Vergnügen gebe, nach denen der Mensch trachten soll. Dieser Mann war Sokrates. Emsig strebend nach dem Wahren, dem Guten und dem Schönen, lernte er bald erkennen, wie wenig man eigentlich zum Leben bedürfe; darum gewöhnte er sich auch, so gering als möglich sich zu kleiden und zu nähren. Er lebte einzig und allein der Ausbildung seiner selbst und anderer Menschen. Weil ihm das Treiben vieler Männer des Staates nicht gefiel, bewarb er sich nie um Staatsämter, doch war er stets bereit, wo es nöthig war, dem Vaterlande im Kriege als tapfrer Soldat und im Frieden als ein das Gute und Heilsame stets förderuder Bürger zu dienen. Die gewöhnlichen Fehler derer, die sich von dem öffentlichen Leben zurückziehen, um allerlei Träumen nachzuhängen, vermied er; er hielt das für eine schädliche Verirrung, die das träge Gemüth noch träger macht, und eine gewisse kränkliche Unzufriedenheit mit der Welt erzeugt. Kein Augenblick des wachenden Menschen, pflegte er zu sagen, sollte anders als durch gespannte Thätigkeit des vernünftigen, denkenden Geistes ausgefüllt werden, und nur hohe, edle und reine Gedanken sollten ihn beschäftigen. Der erklärteste Feind aber war er von derjenigen Klasse von Menschen, die sich Sophisten, d. h. Weise, nannten und mit spitzfindigen Lehren, die weder besser noch weiser machen, das Volk blendeten, Verstand und Herz desselben verwirrten. Er folgte aber auch nicht denjenigen Philosophen, die sich nur mit tiefsinnigen Forschungen über den Ursprung der Welt, das Wesen der Gottheit und der menschlichen Seele beschäftigen; er hatte vielmehr durch Nachdenken und Studium gefunden, daß hier der menschlichen Vernunft unübersteigliche Grenzen gesetzt sind, und daß aus jenen Forschungen weder für den Leib noch für die Seele ein Gewinn zu erwarten stehe. Darum wollte er nichts weiter als die menschliche Seele und das kennen lernen, was gut und böse ist. Indem er hierüber nachdachte und die Ergebnisse seiner Untersuchungen auf das Leben anwandte,

* Nach Chr. Oeser, bearbeitet von C. G. Neudecker, Weltgeschichte.

schuf er eine neue Wissenschaft, die Moral oder Sittenlehre; er untersuchte nun, was Pflicht und Tugend an sich ist, was einzelne Tugenden, z. B. Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit, Dankbarkeit und dergleichen seien und was uns zu deren Aneignung antreiben müsse. Er las zwar darüber die Schriften weiser Männer, besonders der Dichter und Geschichtsschreiber, aber am meisten lernte er aus dem Umgange mit Menschen, die er aller Orten, auf dem Markte, in den Gymnasien, in den Handwerksstuben besuchte, um sie zu belehren und sich an ihnen zu belehren. Unablässig forschte er, wie es in seiner eigenen Seele und bei Anderen in Hinsicht auf Neigung und Einsicht stehe und nannte das ein elendes Leben, in welchem nicht auf diese Art geforscht würde.

Seine Lehre bestand in folgenden Grundsätzen, die er gesprächsweise Anderen so mittheilte, daß er sie durch Fragen aus ihrem eigenen Verstande entwickelte.

Es ist nur ein Gott, der Alles geschaffen hat und auch erhält.

Diesem Wesen sollen wir mehr durch gute Handlungen als durch reichliche Opfer unsere Verehrung bezeigen.

Der bessere Theil unsers Wesens ist die Seele, die auch ein Geist ist, mit mannigfachen Fähigkeiten ausgerüstet und unsterblich.

Die Güter dieser Erde: Geld, Gut, Ehre, Macht und sinnlicher Genuß können den Menschen nicht wirklich beglücken; das höchste Gut des Menschen ist die Tugend. Zu ihr gelangt man durch Selbstprüfung, durch Thätigkeit und durch die Ausbildung der Seele.

Doch wir wollen diese Lehren lieber in der von Sokrates eigenthümlichen Art, wie sein Schüler Xenophon sie der Nachwelt überliefert hat (Sokrates selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen), vortragen und den großen Weisen selbst sprechen lassen:

Wenn schon der Leib ein bewundrungswürdiges Werk Gottes ist, wie viel mehr müssen wir über die Seele staunen, welcher der Leib als Wohnung dient! Sie setzt den Leib in Bewegung, und der Leib ist daher, wie Alles, was durch eine andere Kraft in Bewegung gesetzt werden muß, endlich und vergänglich. Die Seele aber, die sich durch eigene Kraft bewegt und den Grund ihres Lebens, d. h. ihrer Thätigkeit, in sich trägt, wird auch nie aufhören, sich zu bewegen, wird unsterblich fortleben und ewig sein.

In diesem Leben ist zwar die Erkenntniß der Seele schwach, denn sie wird beständig von dem Leibe, mit dem sie enge verbunden ist, zur Erde herabgezogen und vermag das volle Licht der göttlichen Wahrheit gar nicht zu ertragen. Wenn wir aber einmal frei von den Fesseln dieser Hülle emporschweben, dann werden wir das Licht und die Wahrheit selbst schauen und das gegenwärtige Leben wird uns in der Erinnerung als ein dunkler Zustand erscheinen, in den wir niemals wiederzukehren wünschen werden; denn, wie Euripides sagt, wer weiß, ob das Leben nicht Todsein ist und Sterben Leben?

Von dem aber, was die Seele in diesem Leben weiß und vermag, ist die Höchste die Erkenntniß und die Anbetung der Gottheit, der wir unser Leben verdanken. Wie wir unsere eigenen und fremden Seelen nicht sehen, wohl aber ihr Dasein an ihren Wirkungen wahrnehmen, so können wir Gott nicht mit den leiblichen Augen sehen, ihn aber wohl aus seinen Werken erkennen.

In diesen Lehren blieb Sokrates immer bei dem herrschenden Volksglauben des Götterdienstes und hieß auch seine Freunde (denn so nannte er seine Schüler) es so zu machen. Ohngeachtet er nur einen Gott dachte und glaubte, sprach er doch immer von mehreren Göttern, um das unwissende Volk, das sich nicht so leicht zu solcher Idee erheben konnte, nicht zu ärgern.

Wenn man zu den Göttern betet, sagte er, soll man ihnen nicht vorschreiben, was man wünsche, sondern

sie nur um das Gute bitten; die Götter wissen am besten, was uns gut ist. Auch kommt es bei Opfern nicht auf die Kostbarkeiten derselben, sondern auf die Gesinnung allein an, mit der wir das Opfer darbringen; der beste Gottesdienst ist aber ein frommer und rechtschaffener Lebenswandel.

In jedem einzelnen Menschen wohnt ein doppelter Wille: ein vernünfter und ein sinnlicher. Diese sich entgegengesetzten Willenskräfte streiten beständig mit einander; wo nun in einer Menschenseele die Vernünftigkeit den Sieg davon trägt, da entsteht diejenige vernunftgemäße Lebensweise, die wir Tugend nennen. Um aber dem vernünftigen Willen diesen Sieg zu verschaffen, brauchen wir Einsicht und Wissen, d. h. nicht Gelehrsamkeit, sondern ein Wissen, welches jedem zu seinem besonderen Berufe und zum Heile seiner Seele nothwendig ist.

Die meisten Menschen leben wie im Traume, so daß sie nicht wissen, was sie thun; sie fassen nur gewisse Meinungen und kommen nicht bis zur vernünftigen Einsicht. Darum giebt es zweierlei Menschen: sinnliche und vernünftige. Jene halten sich nur an die sinnlichen Güter des Lebens; weil aber diese nicht von uns selbst abhängen, sondern uns genommen werden können, und, wie alles Sinnliche, vergänglich sind, so kann ihre Glückseligkeit nicht dauerhaft sein. Die Vernünftigen hingegen streben nach Tugend und Wahrheit, die sich jeder Mensch erwerben kann, die einmal erworben nicht verloren gehen und darum haben sie das wahre und höchste Gut erwählt.

Auf diese Weise belehrte Sokrates allenthalben und ohne Unterschied alle Menschen, die ihm Gehör schenkten; aber zur tieferen Einsicht in seine Lehre konnte er nur diejenigen führen, die sich gänzlich mit Vertrauen seiner Unterweisung hingaben. Die Art, in der er seinen Schülern seine Lehren beibrachte, bestand darin, daß er durch Fragen die Wahrheit aus ihrer Seele entwickelte, daß er also sie durch Selbstthätigkeit, durch Selbstdenken in den Besitz der Wahrheit gelangen ließ.

Sokrates bildete eine Zahl trefflicher Männer, aber das Volk begriff ihn nicht, und die Gewalthaber des Freistaates, die eben nach dem peloponnesischen Kriege nichts weniger als tugendhafte Menschen waren, haßten ihn, weil sie Ursache hatten, zu fürchten, seine Schüler würden sie dereinst aus ihren Stellungen verdrängen, an die Stelle des Lasters und der Sinnlichkeit die Tugend und Vernunft im Volke verbreiten; denn sie wußten, daß sich ein tugendhaftes und vernünftiges Volk von Bösewichtern auf die Länge nicht beherrschen läßt. Darum verklagten sie den Edlen und gaben vor: er verachte die Götter und verführe die Jugend. Sein Schüler Plato kam, ihn durch eine Rede zu vertheidigen, wurde aber zurückgewiesen, und Sokrates vertheidigte sich darauf selbst vor seinen Richtern auf eine würdige Weise. Dies erbitterte sie noch mehr, weil sie nun die Gewalt seiner Lehrweise erst recht kennen lernten und Alles für ihre eigene Sicherheit meinten befürchten zu müssen, wenn er für unschuldig erklärt würde So verurtheilten sie ihn zum Tode, ließen ihm aber die Wahl der Todesart. Seine Freunde entwarfen einen Fluchtplan; als sie ihm aber davon Kenntniß gaben, entschied er sich gegen die Ausführung. Einmal, sagte er, sei kein Land vorhanden, in dem man dem Tode entgehen könne, fürs Andre bewies er den Freunden, daß selbst eine ungerechte Verurtheilung nicht berechtigte, ungehorsam gegen die Gesetze des Vaterlandes zu sein.

Der Tag, an dem er den Tod erleiden sollte, kam. Schon am frühen Morgen waren seine Freunde bei ihm. Auch Xantippe kam; sie trug das jüngste Kind auf dem Arm und wehklagte herzzerreißend. Sokrates, der den Anblick ihres Jammers nicht ertragen konnte, nahm Abschied von ihr und ließ sie hinwegführen. Dann führte er mit den Freunden ein Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele. Dasselbe ist uns unter dem Namen „Phaedon" von Platon aufbewahrt worden. Auf die Frage eines seiner Schüler, wie er begraben sein wolle, antwortete er:

Wie es euch beliebt, wenn ihr mich dann nämlich haben werdet und ich euch nicht entgehe. Ich kann euch doch nicht überzeugen, daß nur der der eigentliche Sokrates ist, welcher jetzt mit euch spricht, und nicht der todte Leib, den ihr bald sehen werdet; den mögt ihr begraben, wie ihr wollt! — Darauf forderte Sokrates den Trank, den man für ihn bereitet hatte, und bewies seinen Schülern, die ihn baten, noch damit zu warten, daß es eine Thorheit sein würde, jetzt noch mit dem Leben geizen zu wollen. Mit heitrer Miene, als säße er mit den Freunden beim Mahle, nahm er den Giftbecher und fragte, ob es erlaubt sei, den Göttern davon zu spenden. Auf die Bemerkung, es reiche der Trank nur gerade hin, um ihn aus dem Leben zu bringen, sagte er: So laßt uns wenigstens beten, daß der Uebergang leicht sei. Ihr Götter, verleihet mir eine glückliche Reise! — Nach diesen Worten leerte er den Becher in einem Zuge, während seine Schüler in laute Wehklagen ausbrachen. Nun erinnerte er sie daran, daß er die Weiber weggesandt, weil er gern in den letzten Augenblicken von Männern habe umgeben sein wollen. Dann legte er sich auf sein Lager und verhüllte sein Angesicht. So starb der Weise in einem Alter von siebenzig Jahren.

Erst nach seinem Tode gewann das richtige Urtheil über ihn allgemeine Geltung. Es entstand ein förmlicher Aufstand, seine Ankläger und seine Richter wurden zur Verantwortung gezogen. Einer wurde hingerichtet, die übrigen traf Verbannung und Verachtung; später legten sie selbst Hand an sich. Dem Sokrates aber wurde eine Bildsäule errichtet. Zu seinen vorzüglichsten Schülern gehörten Xenophon und Platon, welche uns in ihren Schriften den Kern seiner Lehre überliefert haben.

Ein Urtheil über Sokrates.*

Der Wahrheitsfreund wird gern noch einige Augenblicke bei dem Bilde verweilen, das in dem vorigen Abschnitte ihm vor die Seele getreten ist; er wird gern noch das Urtheil eines hervorragenden Denkers der Gegenwart über einen der weisesten Männer Griechenlands vernehmen.

E. v. Lasaulx vergleicht das Leben Sokrates' mit dem Leben des Heilandes. Nachdem er betont hat, daß es ihm nicht in den Sinn kommen könne, den Menschen Sokrates dem Gottmenschen Christus gleichstellen zu wollen, fährt er fort:

Der Name Sokrates bedeutet einen Heilkräftigen: ganz wie der Name Jesus mit Heilung zusammenhängt. Beide Männer tragen sonach ihren Charakter und ihre Bedeutung in ihrem Namen. Bei der Geburt Christi sind Magier aus dem Morgenlande gekommen, ihn anzubeten; dem Sokrates soll ein Magier, der aus Syrien nach Athen gekommen war, seinen gewaltsamen Tod vorausgesagt haben. Auch die Art, wie Beide ihre Jünger beriefen, zeigt auffallende Aehnlichkeiten. Als Jesus zum galiläischen Meere kam, fand er zwei Brüder, Simon und Andreas, die ihre Netze auswarfen, um Fische zu fangen, und sprach zu ihnen: „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen." Als Sokrates einst durch die Straßen Athens ging und in einer engen Gasse den Xenophon begegnete, versperrte er diesem durch Vorhalten seines Stabes den Weg mit der Frage: „wo hier diese oder jene gute Lebensmittel zu kaufen wären?" und als ihm Xenophon dieses antwortete, frug er weiter: „Weißt du auch, wo hier gute und edle Menschen gebildet werden?" Als dem Jünglinge hierauf das Blut in die Wangen stieg, sagte Sokrates: „Folge mir denn und lerne es!" Und von der Stunde an ward Xenophon sein treuer Zuhörer. Und ebenso auffallend erinnert Nikodemus, der aus Menschenfurcht Nachts zu Christus kam, um den Meister zu hören, an Euklides, der mit Lebensgefahr zur Nachtzeit von Megara nach Athen ging, um den Sokrates zu hören. Ja, auch das öffentliche Auftreten und die ganze volksthüm-

* Nach E. v. Lasaulx, Eine historische Charakterparallele.

liche Lehrart Beider stehen einander sehr nahe. Wie Christus am See, am Jakobsbrunnen, im Tempel und in der Halle Salomons lehrte, so Sokrates auf dem Markte, in der Halle Zeus' des Befreiers u. s. w. Beide in den einfachsten Gleichnissen und Sinnsprüchen die größten Wahrheiten lehrend, wie es ja überall das sicherste Zeichen des Genius ist, das Erhabenste als etwas ihm Gleichartiges einfach darzustellen. Beide Männer waren eben darum auch Freunde der Kinder und liebten es selbst mit ihnen zu spielen, der eigene freilich im eigenen Hause, der Andere in dem größeren seines Vaters, als Freund und Lehrer von Allen.

Und ebenso haben gleicherweise Beide mehr noch durch ihr Leben als durch ihre Lehre gewirkt, vorzugsweise auf sittliche Besserung dringend, und was sie lehrten, auch übend, strenger gegen sich selbst als gegen Andere. Sokrates sagt wiederholt, er lehre nicht sowohl durch Worte, als durch Werke; und bei Christus waren ja im vollkommensten Sinne Leben, Lehre und Werke gleichartig. Beide lehrten durch Wort und That, daß man die reine Wahrheit nur mit reiner Seele zu ergreifen vermöge, indem es dem Nichtreinen durchaus nicht gestattet sei, das Reine zu erfassen; so daß, wer sich zu dem Göttlichen erheben und die Urgründe aller Dinge erkennen wolle, zuerst und vor Allem seine Seele reinigen müsse von den Leidenschaften.

Wunderkräftig in dem Sinne wie Christus, war Sokrates allerdings nicht; aber etwas von den magischen Kräften, die jenem natürlich waren, findet sich in denkwürdiger Weise auch bei diesem. Von Christus wird erzählt, ein krankes, blutflüssiges Weib habe einst den Saum seines Kleides berührt und sei genesen, indem eine Kraft von ihm ausging durch die Berührung; und von Sokrates bezeugt Aristides Folgendes: „Gelernt habe ich niemals etwas von ihm, innere Fortschritte aber habe ich gemacht, so oft ich bei ihm gewesen bin, wenn auch nur in Einem Hause mit ihm, mehr aber, wenn auch in Einem Zimmer, und noch mehr, wenn ich ihn ansah, und am meisten und besten fühlte ich mich gefördert, wenn ich neben ihm saß und ihn berührte." —

Ebenso haben beide Männer gegen die herrschende Sitte zuweilen mit Personen verkehrt, deren ganze Sinnesart der ihrigen sehr fremd war. Wie Christus einst mit einer buhlerischen Samariterin am Jakobsbrunnen sich unterredet und ihr seine göttliche Natur enthüllt hat, so sprach Sokrates einst mit der schönen Hetäre Theodota und lehrte sie mit gewohnter Ironie, wie sie am besten die Männer gewinnen können. Wird doch auch dadurch die Sonne nicht befleckt, daß sie über Gute und Böse, über reine und unreine Wasser scheinet.

Auch in den Lehren Beider findet sich Einiges, was überraschend ähnlich ist. Dem Sokrates wird im Gegensatz zu der Maxime des ganzen Alterthums: daß es gerecht ist, Jedem zu geben, was ihm gebühre, dem Freunde Gutes, dem Feinde Böses; die Feinde im Schaden, die Freunde im Wohlthun zu übertreffen, einstimmig der Satz zugeschrieben: den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen; lieber Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun, ja letzteres unter keiner Voraussetzung, auch denen nicht, von welchen man Unrecht erlitten hat. — Noch ein Schritt weiter, oder vielmehr nur die Consequenz dieses Satzes gezogen, und wir sind bei der Feindesliebe, die Christus empfiehlt. Ebenso sprachen beide Männer fast mit denselben Worten die große Wahrheit aus und bewährten sie durch ihr Leben: man müsse im Conflicte verschiedenartiger Aufforderungen und Pflichten Gott mehr gehorchen als den Menschen, auch wenn die Erfüllung dieses Grundsatzes das zeitliche Leben koste.

Ja, auch die ganze Macht der Persönlichkeit dieser beiden Männer und ihre unwiderstehliche Redekraft wird fast mit denselben Worten bezeugt. Aristoxenos versichert, es sei ihm niemals Einer vorgekommen, der eine solche Ueberredungskraft besessen habe, wie Sokrates, und der an Stimme und Mund und in der ganzen Erscheinung und Eigenthümlichkeit seines Wesens ihm gleichgekommen wäre, besonders wenn er ruhig und nicht zornig gewesen. „Im Reden," sagt Alcibiades bei Platon von Sokrates, „besiegt er alle Menschen; ja bei seinen Reden pocht mir das Herz und sie pressen mir Thränen

aus, und ich glaube, es lohne sich nicht zu leben, wenn ich so bleibe, wie ich bin, d. h. wenn ich ihnen nicht folge, ganz wie von Christus seine Jünger sagen: „er habe Worte des ewigen Lebens, darin eine göttliche Kraft sei, die Jeden, der sie vernehme, mächtig ergreife;“ ja unser Herz brannte in uns, da er mit uns redete.“ Haben doch selbst die Knechte der Pharisäer und Hohenpriester von ihm gesagt: „kein Mensch habe je so geredet, wie dieser.“

Auch die vielbesprochene Ironie des Sokrates bildet höchst merkwürdig sowohl einen Gegensatz als eine Paralelle zu dem heiligen Ernste Christi. Dieser war selbst der Heilige, darum sprach er auch von dem Heiligen wie von etwas ihm Natürlichen; Sokrates aber unterschied sehr wohl sich selbst von der ihm beiwohnenden göttlichen Stimme und konnte darum, wenn er sprach, nicht anders sprechen, als mit einer gewissen Ironie, die eben aus einem solchen Verhältniß der innern Duplicität des Bewußtseins nothwendig hervorgeht.

Ich will dies an einem Beispiele zeigen, welches, obgleich eine Kleinigkeit, den Unterschied Beider charakterisch darthut. Sokrates bekam einmal von einem unverschämten Menschen auf offener Straße eine Ohrfeige und erwiederte darauf ironisch: „es sei ärgerlich, daß der Mensch nicht wisse, wann er mit einem Helm versehen ausgehen solle!“ wozu Seneca die Bemerkung macht, daß es bei solchen Unbilden nicht darauf ankäme, wie sie begangen, sondern, wie sie ertragen würden. Als Christus etwas Aehnliches erfuhr, erwiederte er nicht ironisch, sondern mit einem heiligen Ernste: „Wenn ich übel geredet habe, so beweise es; habe ich aber recht geredet, was schlägt du mich?“ Ganz aber fehlt die Ironie, die bei Sokrates so stark hervortritt, auch bei Christus nicht; die Apogryphen enthalten darüber so Manches, was mir vollkommen echt erscheint. Arabische Schriftsteller führen als Ausspruch Christi Folgendes an: „Ich habe Blinde sehend und Aussätzige gesund gemacht, die Dummen aber zu heilen, war ich nicht im Stande;“ was ganz an die sokratische Lehre von der Ausbildung der rechten Erkenntniß, und daß alles Böse auf Unwissenheit beruhe, erinnert. In den apogryphischen Akten des Pilatus wird die Unterredung Christi mit Pilatus folgendermaßen vorgeführt: Spricht Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Jesus aber antwortet ihm: „Die Wahrheit ist vom Himmel.“ Darauf Jener: „Also ist auf Erden keine Wahrheit?“ Antwortet Jesus: „Ich bin die Wahrheit, und du siehst, wie diese auf Erden verurtheilt wird von denen, die hier Gewalt haben.“ Das ist echt sokratische Ironie, die gewiß auch Christus nicht fremd war, obgleich sie in den abgekürzten Erzählungen unserer Evangelien übergangen wird, als nicht zu den kirchlichen Zwecken passend, für welche sie geschrieben sind.

Am wunderbarsten aber tritt uns diese Aehnlichkeit beider Männer in alle dem entgegen, was sich auf ihre letzten Lebensschicksale bezieht. Hier entsprechen sich fast Zug für Zug.

Wie Christus in Jerusalem von den Pharisäern verfolgt und angeklagt wurde, den heuchlerischen Zeloten für das alte Judenthum; so Sokrates von den Demokraten Athens, welche in ähnlicher Weise für die alte Volksreligion und Staatsverfassung eiferten: wie die Einen dem Herrn vorwarfen, er verführe das Volk, so die Andern dem Sokrates, er verderbe die Jugend.

Hier wie dort und zu allen Zeiten sind es die Gesetzeseiferer, welche den Trägern der neuen, bessern Lehre feindselig sich widersetzen.

Und ebenso läßt sich das von Platen geschilderte „Gastmahl“ (es wird weiter unten vorgeführt werden) mit dem Liebesmahle Christi und seiner Jünger vergleichen. Wie hier der Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, an der Brust Christi ruhte: so sitzt dort Alcibiades an der Seite des Sokrates; der Gegensatz zwischen dem sinnlich Schönen und Liederlichen und dem geistig Schönen und Jungfräulichen ist allerdings charakteristisch, aber ganz der beiderseitigen Situation entsprechend. Sokrates wird dort geschildert im Glanze eines hellenischen Festmahls, von der Liebe begeistert und ihre Geheimnisse lehrend, daß wie sie selbst dämonischer Natur, aus Göttlichen und Menschlichen gemischt ist, nur durch sie

auch unsere sterbliche Natur an der Unsterblichkeit Theil nimmt; während das Liebesmahl Christi ein Abschiedsmahl ist, bei welchem der Meister in einem ganz andern Kelche der Liebe das Blut der Rebe zu seinem eigenen weiht und zu seinem Gedächtniß einsetzt, bis sie Alle dereinst im Hause des Vaters das ewige Gastmahl feiern würden.

Der Phädon dann ist, wie mit Recht bemerkt wurde, die Ergänzung des Gastmahls: wie bei diesem der Lebensbecher unter den Freunden kreiste, so steht dort der Todesbecher im Hintergrunde, und der scheidende Weise zeigt mit derselben Heiterkeit seinen trauernden Freunden, daß das wahre Wesen des Menschen, seine Seele, unsterblich ist; ganz wie auch Christus in den Abschiedsreden bei Johannes seinen Jüngern Alles wiederholt, was er als feste, ewige Wahrheit in ihnen zurücklassen möchte: „Glaubet an Gott und an mich, bleibet in mir, wie ich in euch; ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben; wer meine Gebote hält, der ist es, der mich liebet; meinen Frieden lasse ich euch."

Als weitere augenscheinliche Paralellen bieten sich dar: daß Jesus von einem treulosen Schüler für 30 Silberlinge verrathen und verkauft wurde, während Sokrates seine treuen Schüler für 30 Minen loskaufen wollten, und daß, wie der Verräther Judas sich erhenkte, und auch Pilatus, der den Herrn des Lebens zum Tode verurtheilt, sich später selbst den Tod gegeben: ganz eben so auch die Ankläger des Sokrates, verachtet und verflucht von Allen, zuletzt sich selbst erhenkten; wie es ja oft bemerkt worden ist, daß große Missethäter zuletzt das Leben hassen und ihm durch eigene Hand zu entfliehen suchen.

Folgen wir weiter dem Gange ihrer Schicksale, so zeigt sich, daß auch ihren Richtern gegenüber Sokrates und Christus ganz dieselbe Haltung hatten: an dem Einen hebt Cicero den unerschrockenen Freimuth, an dem Andern Origenes die große muthige Verachtung hervor. Beide bezeugen im Angesichte des Todes, daß sie als Märtyrer der Wahrheit fallen. „Was andern Menschen für Ehre gilt," sagt Sokrates, „das lasse ich gern fahren und will der Wahrheit folgen, die mir über Alles geht, in der That versuchen, als der Beste zu leben und zu sterben, und auch alle anderen Menschen, so viel ich vermag, hierzu ermahnen;" ganz wie Christus von sich sagte: „Dazu bin ich geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe."

Und Beide bezeugen dann laut, daß ihre Verfolger sich am meisten schadeten. Sokrates sagte: „Nicht mir ist dieser Tod, sondern euch ist er eine Schande, nicht mir füget ihr Schaden zu, sondern euch selbst," und Christus spricht: „Ihr suchet mich zu tödten, mich, einen Menschen, der die Wahrheit zu euch gesprochen, die ich von Gott gehört habe; ihr aber, ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder."

Ja, wie Christus selbst vor seinem Tode über Jerusalem geweint und ihm vorausgesagt hat, daß, weil es die dargebotene Gnade verkannt und was zu seinem Frieden gedient, von sich gestoßen, es zur Strafe dafür in kurzer Zeit von Feinden umzingelt und dem Erdboden gleichgemacht werden; ganz so hat auch Sokrates, die Kräfte der Zukunft vorempfindend, den Athenern geweissagt, es werde alsbald nach seinem Tode die Strafe über sie kommen und eine viel strengere Rechenschaft von ihnen gefordert werden, als er von ihnen verlangt habe.

Und das macedonische und das römische Schwert hat die Worte Beider vollstreckt.

Ferner wie Christus vor seiner Kreuzigung von jüdischen und römischen Knechten gegeißelt wurde, so auch Sokrates, zwar nicht roh und materiell, sondern wie unter Athenern, fein und geistreich durch die Komödienschreiber, deren Stücke, obgleich lange vor seinem Tode gegeben, doch, wie er selbst bezeugt, zu seiner Verurtheilung wesentlich mitgewirkt haben.

Auch das eigenthümliche Fest, welches nach der Verurtheilung Beider in Athen wie in Jerusalem eintrat, ist, wie so Vieles in dieser Wundergeschichte, ein überraschend ähnlicher Zufall. Dem Sokrates gab die dadurch herbeigeführte Verzögerung seiner Hinrichtung Gelegenheit, mit seinen Freunden bis zum letzten Hauche sich unterreden zu können. Und auch was

hier vorging, hat seine Parallele in den Abschiedsreden Christi.

Als Sokrates an seinem Sterbelager in Gesprächen über die Unsterblichkeit der Seele den Gedanken ausgesprochen, nunmehr bald von allen menschlichen Uebeln erlöst zu werden, hatte er es zu beklagen, daß einige seiner Schüler trostlos sich zeigten. Ganz wie auch die Jünger Jesu seine Abschiedsreden, in denen er von seinem Heimgange sprach, mit traurigem Herzen aufnahmen, und, die ideale Auffassung ihres Meisters wenig verstehend, ganz die irdische geltend machten, so daß auch er mit Wehmuth zu einem der Seinigen sprach: „So lange Zeit nun bin ich bei euch, und du kennst mich nicht, Philippus?"

Und gleicherweise entspricht eine andre Stelle Platons fast wörtlich einer johanneischen. Den Schülern des Sokrates, die bis an's Ende bei ihm ausharreten, war zu Muthe, „als wenn sie neu des Vaters beraubt das übrige Leben als Waise hinbringen mußten;" und um dasselbe Gefühl des Verlassenseins zu beschwichtigen, sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Ich werde euch nicht als Waise zurücklassen." Wie ferner der römische Centurier bei der Kreuzigung Christi, als er den Unschuldigen sterben gesehen und seine letzten Worte vernommen hatte, („Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!") erschüttert von der innern Größe dessen, der hier äußerlich unterlag, mit soldatischem Freimuthe offen bekannte: „Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen;" ganz ebenso bezeugte der Gefängnißwärter von dem sterbenden Sokrates: „daß er der hochherzigste, sanfteste und beste unter allen Menschen gewesen sei, die er je gekannt habe."

Und damit nichts fehle an der vollständigen Paralelle zwischen Beiden, so wird, der Auferstehung Christi gegenüber, auch von Sokrates bezeugt, daß er nicht nur geistig in seinen Jüngern auferstanden sei, — Beweis hierfür die Schriften Platons, die für immer philosophische Evangelien bleiben, — sondern es wird ausdrücklich berichtet, daß Sokrates nach seinem Tode dem Chier Kyrsas erschienen sei, der, um ihn zu sehen, nach Athen gekommen, ihn nicht mehr am Leben fand und sich dann in der Nähe seines Grabes niedergesetzt hatte und eingeschlafen war.

Ja, selbst lange nach ihrem Heimgange sind beide Männer auch von ihren Schülern in ganz ähnlicher Weise verschieden aufgefaßt worden. Beide haben bekanntlich selbst nichts geschrieben (sie wollten ihre Lehre nicht auf die Haut der Thiere, sondern in die Herzen der Menschen eingraben), sondern erst ihren Jüngern verdanken wir, was uns von ihnen bekannt ist: und auch hier entspricht die doppelte Auffassung des Sokrates, die realistische durch Xenophon und die idealistische durch Platon, ganz und gar der zwiefachen Auffassung Christi in den somatischen Evangelien der Synoptiker und dem pneumatischen Evangelium des Johannes.

Ein charakteristischer Unterschied Beider, der uns in einem denkwürdigen Selbstbekenntniß entgegentritt, ist folgender: Sokrates sagte, nichts gewähre dem Menschen eine so große Freude, als das Bewußtsein, selbst besser zu werden und auch seine Freunde besser zu machen. Dieses Bewußtsein verlasse ihn keinen Augenblick, „und ich weiß, daß mir die Nachwelt einst das Zeugniß geben wird, daß ich keinem Menschen Unrecht gethan, keinen schlechter gemacht, wohl aber stets mich bemüht habe, meine Freunde besser zu machen." Christus dagegen durfte an seine Widersacher kühn die Frage richten: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?"

Den Sokrates hat das delphische Orakel für den Weisesten seines Volkes erklärt; von Christus aber wird gesagt: in ihm seien verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß; denn in ihm wohne leibhaftig die ganze Fülle der Gottheit.

Alle und jede Religion, auch die christliche nicht ausgenommen, vermag ihren Bekennern nichts Höheres zu geben, als einen den Tod überwindenden Glauben; dem Sokrates ist Tod und Leben gleich, Leben ist ihm Sterben und Sterben ist ihm Leben; Christus aber ist selbst der Ueberwinder des Todes, er ist die Auferstehung und das Leben.

Der Aelteste von den uns erhaltenen Apologeten des Christenthums, Justinius Martyr, vor seiner Bekehrung Platoniker,

behauptet mit Recht: „daß der Same des göttlichen Logos allen Menschen, der ganzen Menschheit eingeboren sei, und daß, wer diesem Logos gemäß lebe, ein Christ sei, auch wenn seine Zeitgenossen ihn für einen Atheisten erklärten, wie unter den Hellenen Herakletos und Sokrates gewesen, und Alle, die ihnen ähnlich seien; denn auch Sokrates habe Christum theilweise voraus erkannt.“ Ist es ja doch überhaupt die Logoslehre des Johannes (der an demselben Orte lebte und lehrte, wo sechs Jahrhunderte vor ihm Herakletos gelebt und philosophirt hatte) ohne die Lehre des Herakletos und des Platonischen Sokrates, von dem das Weltall durchdringenden Logos gar nicht verständlich.

Auch hat Sokrates selbst ausdrücklich und wiederholt bekannt: wenn bei dem jetzigen Weltzustande etwas solle gebessert werden, so könne dies nur durch Vermittlung eines himmlischen, göttlichen Wesens geschehen; er selbst bezeichnete dann anderswo dieses höhere Wesen als einen göttlichen Logos, auf dem, als einem festen Schiffe, man sicher und gefahrlos durch die Fluten des Lebens sich wagen könne. Und als Ideal eines wahrhaft Gerechten stellt er dann einen solchen auf, „der, ohne selbst irgend ein Unrecht zu thun, den größten Schein der Ungerechtigkeit habe, damit er ganz in der Gerechtigkeit sich bewähre, und der dann gefesselt, gegeißelt, gefoltert, mit glühendem Eisen geblendet an beiden Augen, und nachdem er alle Leiden erduldet, zuletzt noch gekreuzigt werde.“

Wer nunmehr den Sokrates unter den Propheten nicht leiden will, den muß man mit Hamann fragen: wer der Propheten Vater sei? und ob sich unser Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwiesen hat? „der in vergangenen Zeiten alle Heiden ihre eigenen Wege hat wandeln lassen, die Zeiten der Unwissenheit übersehend, wie wohl er sich unter ihnen nicht unbezeugt gelassen hat.“

Ich nehme darum keinen Anstand, offen und zuversichtlich zu behaupten, daß keine unter allen alttestamentlichen Persönlichkeiten ein so vollständiges Vorbild Christi ist als der Grieche Sokrates; und daß ebenso unzweifelhaft das Beste der christlichen Lebenslehre dem Hellenismus ungleich näher steht, als dem Judaismus.

Platon.*

Der Kampf gegen die Sophisten wurde nach dem Tode des Sokrates von seinen Schülern fortgesetzt; keiner derselben hatte des Meisters Lehren so tief aufgefaßt als Platon, den schon seine Zeitgenossen „den Göttlichen“ nannten.

Sein ursprünglicher Name ist Aristokles; wegen der Breite seiner Stirn oder seiner Brust ward er Platon, d. h. der Breite, genannt, und dieser Name ist der gebräuchliche für ihn geworden.

Platon ward 430 v. Chr. geboren, unmittelbar vor dem Tode des Perikles. Mit den glücklichsten körperlichen und geistigen Anlagen ausgestattet, Anmuth und Würde in seinem Wesen vereinigend, aus einem hochberühmten Geschlechte, — er leitete seine Abkunft von Solon und Kodrus her, — beschäftigte er sich in seiner Jugend, neben den körperlichen Uebungen, mit der Malerei, der Musik, der Poesie, — er dichtete Dithyramben und Tragödien, — aber er entsagte dem Allen, als er Sokrates kennen gelernt hatte, und widmete sich, von diesem als Freund und Lehrer angeleitet, ganz der Philosophie. Kurz vor seinem Erwachen an dem Tage, an welchem er Platon kennen lernte, wird erzählt, träumte Sokrates: er habe einen jungen Schwan auf seinen Knieen sitzen, dessen Flügel schnell wuchsen und der darauf zum Himmel emporflog. Der Tod seines Meisters erschütterte den edlen Platon auf das Tiefste und flößte ihm ein unaustilgbares Mißtrauen, eine bleibende Abneigung gegen die atheniſche Verfassung und gegen die Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten ein, welchen er, als Angehöriger einer angesehenen Familie, — er war Neffe des Kritias, — sich zu widmen alle äußere Aufforderung hatte, und wozu er auch früher entschie-

* Nach G. Pfizer, Geschichte der Griechen.

den Neigung gehabt haben soll. Dagegen dachte er viel über die Sitten und Staatsverfassungen überhaupt, insbesondere die seiner Zeit nach und faßte den Plan, durch Philosophie, durch Aufklärung und Besserung eine wohlthätige Reform auf jenen Gebieten zu bewirken. Seiner Pflicht als Bürger genügte er, indem er, wie Sokrates, rühmlich in drei Feldzügen für das Vaterland kämpfte.

Acht Jahre lang hatte er mit Sokrates in persönlichem Verkehr gestanden; nach dessen Tode floh er nach Megara zu Euklides, unternahm von dort aus große Reisen, nach Italien, Cyrene in Afrika und Aegypten, um, wie einst Solon, die Sitten und Staatsverfassungen verschiedener Völker durch eigenen Augenschein kennen zu lernen, und widmete sich nebenher fortgesetzt dem Studium der Philosophie, besonders der pythagoräischen. Auch in der Mathematik, welcher von Pythagoras eine hohe Bedeutung beigelegt worden war, brachte er es sehr weit. In Sicilien machte er die Bekanntschaft Dions, des Schwagers des älteren Dionysius, welche von großer Wichtigkeit für sein ganzes Leben ward. Nach Athen zurückgekehrt, etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre, trat er in der durch ihn unsterblich gewordenen Akademie, — einem Lusthaine oder Spaziergang, wo sich ein Gymnasium befand, — als Lehrer auf und lebte daselbst, dem Treiben der Athener wenig hold und daher aller Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten sich enthaltend, in hohem Ansehen bis an sein Ende. Als er einmal bei den olympischen Spielen erschien, heftete sich Aller Augen auf ihn, und die lebhaftesten Zeichen und Zurufe bezeugten die Bewunderung, welche ganz Griechenland für diesen außerordentlichen Mann hegte.

Dieser reichbegabte Geist vereinigte mit dem Sinn und der Anlage für die strenge und trockene Mathematik, zu deren ernstem, den Geist schärfenden und kräftigenden Studium er alle seine Schüler hinwies, einen Schwung der Phantasie, welcher ihn den größten Dichtern gleichstellt und wodurch seine mit der vollendetsten Kunst ausgearbeiteten Schriften eben so reizend und genußreich werden, als sie gedankenreich und belehrend sind, obwohl dadurch auch oft die Scheidung des philosophischen Gedankens vom dichterischen Bilde erschwert wird, so daß man ihm schon vorgeworfen hat, nicht selten Beides vermengt und statt der durch strenges Denken erreichten Wahrheit willkürliche und gefällige Träume und Phantasien gegeben zu haben.

Aber selbst die Bilder und Träume Platons sind sinnvoller und gedankenreicher als die Philosopheme mancher nüchternen Denker, und der freilich nicht ganz leicht zu hebende Schatz echt philosophischer Gedanken und Erkenntnisse, der in seinen tiefsinnigen, reizend eingekleideten Schriften ruht, ist unermeßlich.

Beinahe sämmtliche Schriften, die wir von ihm besitzen, sind Gespräche, in welchen er seinen Lehrer Sokrates zur Hauptperson macht. Die Philosophie, welche Platon ihm in den Mund legt, ist freilich wohl nicht genau die des Sokrates, aber sie ist doch durchaus von dem sittlichen Geiste durchweht, welcher den Sokrates auszeichnete, auch in ihr ist alle Erkenntniß fortgesetzt auf den handelnden Menschen, auf die Sittlichkeit bezogen; und wenn zur Zeit Platon's die Sitten und Handlungen der Griechen großentheils das Gepräge tiefer Entartung, der heftigsten Leidenschaften und der rücksichtslosesten Selbstsucht an sich tragen: so ist es ein Trost, in den Schöpfungen der Philosophen einer Reinheit und Erhabenheit der Gedanken und Gesinnungen, einen Aufschwung des Geistes in das Reich des Uebersinnlichen, einen tiefgewurzelten Glauben an die Macht des Guten und Schönen zu begegnen, wie sie nur in den geweihetesten Gemüthern zu finden sind, und deren Geltung und Wirkung jene Zeit siegreich überdauert hat und noch lange überdauern wird.

In den Schriften Platon's wird auf dem Wege der Untersuchung vorgeführt, nicht nur was das Wahre, das Schöne und Gute an sich sei, sondern auch, wie es sich im Leben, in der Wirklichkeit darstelle, und wie es durch die That verwirklicht werden könne und müsse; namentlich wie das Wesen der Gerechtigkeit sich im vollkommenen Staate ausprägen solle.

Davon handelt die berühmte Schrift:

Von der Republik. Gegenüber den bestehenden Staatseinrichtungen und Sitten, dem öffentlichen und häuslichen Leben, besonders der Athener seiner Zeit, entwirft Platon ein sehr ausgeführtes Bild eines Staates, in welchem die Gerechtigkeit im vollsten Sinne und weitesten Umfange lebendig und herrschend wäre und nicht nur die Verfassung, sondern das Thun und Treiben, das gesammte Leben jedes Einzelnen regele.

Die Grundzüge dieses Staates sind nicht gänzlich ersonnen und erträumt; Platon fand sie bis auf einen gewissen Grad in der lykurgischen Staatseinrichtung und Lebensordnung, die er nur noch folgerichtiger auszubilden und von manchen Mängeln zu befreien suchte; eine Aristokratie im wahren Sinne sollte es sein, d. h. eine Herrschaft der Weisesten und Besten; die wahren Philosophen sollten Könige sein. Nicht eher, lehrte er, werde die Menschheit ihrer Leiden ledig werden, als bis entweder die echten Philosophen zur Herrschaft in den Staaten gelangten, oder die Herrscher durch eine göttliche Fügung zur echten Philosophie hingeführt würden.

Eine Hauptaufgabe des Staats setzte er in die gemeinsame und öffentliche Erziehung der Jugend, als der Söhne und Töchter nicht einzelner Bürger, sondern des Gemeinwesens.

Darüber möge zum Schluß dieser Schilderung ein Wort gesagt werden.

Durch unparteiische Bevorzugung blos der Tugend und durch Gemeinschaft des Eigenthums sollten die Fehler und schlimmen Früchte des falschen Ehrgeizes, des Neides, der Habgier ausgeschlossen werden. Um der Weichlichkeit, der Ueppigkeit und dem Sittenverderben vorzubeugen, sollten die darauf berechneten Gewerbe und Künste in diesem Staate nicht geduldet, von Musenkünsten nur die ernsteren und strengeren, nur männliche, kriegerische Melodien, zur Tugend, zur Mannhaftigkeit und Todesverachtung begeisternde Gesänge und Dichtungen zugelassen, die dramatischen und auch diejenigen epischen Dichter, welche thörichte und schädliche Fabeln verbreiten, überhaupt alle, die die Gemüther verweichlichen und verschlechtern, ebenso wie täuschende Redner, Gaukler und Tänzer verbannt werden.

Einen Staat nach diesen Gesetzen zu gründen und zu ordnen, war freilich Platon nicht Gelegenheit gegeben; aber seine Gedanken von einer richtigen Staatsverfassung wenigstens theilweise zu verwirklichen, schien sich ihm eine Aussicht zu eröffnen.

Es ist oben erzählt worden, daß Platon auf Sicilien mit Dion, dem Schwager des älteren Dionysius, bekannt geworden war. Dionysius starb, und sein Sohn, der jüngere Dionysius folgte ihm in der Herrschaft.

Der junge Herrscher war ein Mann von schwachem Character, aber von tyrannischen Launen und besaß theils einen wirklichen Trieb nach höherer Bildung, Geschmack an philosophischen Studien oder doch Unterhaltungen, theils die Eitelkeit, damit zu glänzen, und so lud er den Freund seines Oheims Dion, den damals schon mehr als sechszigjährigen Platon, zu sich nach Syracus ein.

Dion war bereits ein eifriger Schüler Platon's geworden, und er hoffte nun, seinen nicht unempfänglichen, einen guten Willen zeigenden Neffen Dionysius ebenfalls für die Lehre des Weisen zu gewinnen und so das Glück von Syracus auf einer sichern Grundlage herstellen zu können.

Den gemeinsamen dringenden Bitten Dion's und des Dionysius' folgte Platon, gereizt durch die Hoffnung, seine Gedanken von den Gesetzen und Verfassungen der Staaten durch glückliche Einwirkung auf einen mächtigen Herrscher ins Leben einführen zu können, und wohl auch, um dem Vorwurf auszuweichen, als beschränke sich seine Philosophie auf Worte und Lehren, scheue aber die That und die Gefahr.

In Sicilien angekommen, wurde er mit großen Ehren empfangen; der König selbst holte ihn im Hafen ein, führte ihn auf einem mit vier weißen Rossen bespannten Wagen im Triumph durch die ungeheure Volksmenge nach der Stadt, opferte den Göttern, daß sie dem Lande eine solche Gnade hätten zu Theil werden lassen, und gebot, daß dem Philosophen jederzeit

die Pforten seines Palastes offen stehen sollten.

Dionysius fand am Umgange mit dem Weisen selbst großen Genuß; aber einerseits wurden die Feinde Dion's auf dessen und Platon's Einfluß mehr und mehr eifersüchtig und verleumdeten den Dion bei Dionysius, als trachte er nach der Herrschaft des Landes, andererseits entstand in Dionysius selbst Eifersucht auf Dion wegen des Vorzugs, welchen Platon ihm gab.

Die Folge war, daß Dion plötzlich gezwungen ward, das Land zu verlassen. Nun bewarb sich Dionysius eifrig um Platon's Freundschaft, hatte häufige Unterredungen mit ihm, zeigte aber keine Lust, im Leben und Handeln sich als Philosoph zu erweisen. Nachdem auf diese Art Platon, der längst begehrt hatte, nach Athen zurückzukehren, von Dionysius hingehalten worden war, ließ er ihn endlich, als ein Krieg mit Karthago ausbrach, ziehen, gegen das Versprechen, mit dem Frieden wieder zu kommen, wogegen er die Rückberufung Dion's zusagte.

Nachdem der Krieg beendet war, lud Dionysius, große Sehnsucht nach der Philosophie vorgebend, Platon von Neuem nach Syracus ein, und dieser, obwohl damals schon nahe an siebzig Jahren, entschloß sich noch einmal zu der Reise, zum Theil wohl auf dringendes Zureden Dions, der immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Neffen auf einen guten Weg zu bringen, und der nun auch seiner Rückberufung entgegensah. Aber so freundlich und ehrend der Tyrann auch diesmal den Weisen aufnahm, so blieb doch dessen Fürsprache für Dion ergebnißlos. Der Philosophie Platon's lieh Dionysius zwar sein Ohr, ließ sich aber in seinem Thun, in der Art und Weise seines Regierens nicht bestimmen, und als Platon abreisen wollte, hinderte ihn der Tyrann, der seinen Umgang und den Ruhm, der Freund eines so berühmten Weisen zu sein, nicht verlieren wollte, fast gewaltsam daran, indem er ihn, wenn auch in ehrenvoller, doch immerhin in Gefangenschaft hielt. Sogar Platon's Leben soll eine Zeit lang bedroht gewesen sein. Endlich legten sich die Pythagoräer von Tarent, welche Bürgen für Platon's Freiheit und Sicherheit geworden waren, ins Mittel und bewirkten, daß er entlassen ward.

So endete der Versuch, durch Philosophie auf die Staatsverfassung Siciliens einzuwirken. Später soll Platon die Aufforderung von Cyrene und den Arkadiern, ihr Gesetzgeber zu werden, abgelehnt haben, sei es, daß er überhaupt sich dazu nicht berufen glaubte, oder daß sie, wie berichtet wird, die erste Bedingung, die er ihnen stellte, alles Eigenthum der Einzelnen abzuschaffen und Gütergemeinschaft einzuführen, nicht annehmen wollten.

Friedlich verlebte er, in ungeschwächter Geisteskraft, den Rest seines Lebens in Athen, bis er im einundachtzigsten Jahre, an seinem Geburtstage eines plötzlichen und sanften Todes starb.

Platon über die öffentliche Erziehung.*

Für Platon giebt es nichts Göttlicheres, als die Erziehung, denn wenn die Jugend recht und gut erzogen wird, so ist die Fahrt durchs Leben glücklich. „Alle andern Vorschriften sind gering zu achten gegen die eine große, die sich auf die Pflege, Wartung und Entwicklung der Kinder, und wer in dieser einen hochwichtigen Angelegenheit nicht vernachläßigt ist, der wird auch als Mann mäßig sein und alle seine Pflichten sicher erfüllen. Nur durch die Erziehung gewinnt die Staatsverfassung den rechten Anfangspunkt und wächst gleich einem Kreise, denn von tüchtigen Naturen werden wieder noch tüchtigere erzeugt und erzogen."

Erziehung definirt Platon als die Leitung der von dem Gesetze vorgeschriebenen und von den ältesten und trefflichsten Männern gut geheißenen Lebensweise, die als solche in der Jugend Gesinnungen erzeugt, welche von ihr, wenn sie erwachsen ist, gebilligt werden können, indem sie einsieht, daß sie, noch ehe ihre Vernunft

* Nach Karl Schmidt und Wich. Lange, Geschichte der Erziehung.

gebildet war, dasjenige zu hassen und zu lieben gewöhnt worden, was sie hassen und lieben soll.

Das Kind muß sogleich nach der Geburt hinsichtlich seiner körperlichen und geistigen Ausbildung in Behandlung genommen werden. Die geistige Behandlung muß um so sorgfältiger sein, als die Kinder in dieser ersten Zeit alle Eindrücke tief aufnehmen. Verzärtelung macht sie mürrisch, zornmüthig und über jede Kleinigkeit empfindlich; zu großer Zwang kleinmüthig, sklavisch und zum Umgange mit Menschen untauglich. Vorzüglich sollen sie vor Schmerz, schreckhaften Vorstellungen und aller Betrübniß bewahrt bleiben, damit ihr Gemüth munter und sanft werde. Durch Freiheit von Affecten wird Freiheit des Körpers und der Seele befördert.

Vom dritten bis zum sechsten Jahre erlaube man den Knaben und Mädchen Spiele, die für dieses Alter natürlich sind, und von den Kindern, wenn sie zusammenkommen, von selbst wohl erfunden werden; vermeide aber auch fernerhin Verhätschelung, ohne gerade beschimpfende und verhöhnende Strafen anzuwenden; denn es entsteht sonst Erbitterung, so wie auf der andern Seite Straflosigkeit nur Verzärtlung hervorbringen würde. Die Spiele bieten übrigens den Vortheil, daß man durch sie den Neigungen der Kinder eine bestimmte Richtung auf ihren künftigen ernsten Beruf geben kann: der künftige Baumeister muß schon als Knabe Häuser bauen, der künftige Zimmermeister die Meßkunst spielend treiben. Erziehe darum die Knaben mehr im freien Spiel; dann kannst du auch besser beobachten, wozu ein Jeder Anlage hat. Ueberhaupt ist bei dem Lernen die freie Lust möglichst zu wecken, was gerade dadurch geschieht, daß spielend gelernt wird: das Kind lernt beim Spiel, und es können ihm dabei allerlei Kenntnisse und Fertigkeiten, namentlich solche, die sich auf Krieg und Geometrie beziehen, beigebracht werden. Endlich aber wird durch das Spiel auch der Charakter gebildet, wenn nämlich dieselben Spiele unverändert beibehalten werden, denn nur wo die Spiele der Kinder gesetzlich sind, werden aus den Kindern gesetzliche Männer. Die Bildung durch Musenkunst besteht für die Kinder zuerst in Erzählen von Märchen, aber nur solchen, in welchen Gott so vorgestellt wird, wie er ist, sei es von epischen, lyrischen oder dramatischen Dichtern. Die ethische Erziehung beruht in diesem Alter besonders auf der Autorität, dem persönlichen, auf geistige und sittliche Ueberlegenheit gegründeten Ansehen des Lehrenden. Dadurch müssen sie sich ein Uebergewicht über die Schüler sichern. Schläge sind nur gestattet bei Nichtachtung des Alters und Uebertretung eines Erziehungsgesetzes. Das Scham- und Ehrgefühl soll so zeitig als möglich geweckt werden; die Eltern sollen den Kindern nicht Haufen Geldes, sondern einen tiefen Grund tugendhafter Scham hinterlassen.

Nach vollbrachtem sechsten Lebensjahre theilen sich die beiden Geschlechter, und jedes Geschlecht geht zu seinem bestimmten Unterrichtsgegenstande über. Denn auch das weibliche Geschlecht muß in den herkömmlichen Gegenständen unterwiesen werden. Die Mädchen sollen die Leibesübungen wie die Knaben mitmachen, in der musischen Bildung aber besonders die Musik üben, die der Mäßigung, der Sanftmuth und Bescheidenheit näher kommt. Gymnastik und Musenkunst nebst aller Wissenschaft sind überhaupt die Unterrichtsgegenstände für die Kinder vom sechsten Jahre ab. Dabei müssen Musik und Gymnastik im Unterrichte verbunden werden, um einen besonnene und tapfern Geist zu erzeugen.

Der erste Unterricht in der Gymnastik geht vom 7. bis zum 10. Jahre: er muß von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß der Körper, wenn er in gutem Zustande ist, durch seine Trefflichkeit nicht sowohl auch die Seele vervollkommnet, sondern vielmehr eine treffliche Seele durch ihre Vorzüglichkeit so viel als möglich auch den Körper vorzüglich macht, da ja die Seele eher als der Körper und dieser, später erschaffen, seiner Natur nach unter der Herrschaft der Seele steht. Die beste Gymnastik ist einfach und will, daß man sich den Uebungen und Mühen mehr unterziehe, um den Muth zu wecken, als die Stärke.

Der erste Unterricht in der Musenkunst hat von der Sprache und deren Elemen-

ten auszugehen. Er beginnt mit dem 10. Jahre und zwar mit Kennenlernen der Buchstaben mittelst des Gesichts und Gehörs, damit nicht ihre Zusammenfügung verwirre; schon beim Lesen sollen denkübende Vergleiche angestellt werden, Unbekanntes an Bekanntes haltend. Die eigentliche Musik ist vom 14. bis 16. Jahre ein nothwendiger Unterrichtsgegenstand: ihr Zweck ist nicht das Vergnügen, sondern die richtige Nachahmung des Guten und Schönen. „Wenn die Knaben das Kitharaspiel erlernen, werden sie zugleich mit den Liedern guter lyrischer Dichter bekannt, müssen ihre Stimme dem Saitenspiel anpassen und die Melodien sich einprägen; dadurch gewöhnen sie sich an rechtes Maß und schöne Ordnung und werden geschickter in Worten und Werken. Denn das Leben des Menschen bedarf des Gleichmaßes und der armanischen Stimmung." —

Die ersten Wissenschaften zur geistigen Bildung sind Mathematik und Astronomie, — zugleich das Vorspiel zur höchsten Wissenschaft, der Dialectik, welche die Begriffe feststellt und das Wesen so wie die innern Verhältnisse der Dinge angiebt.

Bei aller geistigen Bildung ist aber festzuhalten, daß Unwissenheit nicht das größte Uebel, sondern Kunde von Vielem und Vielwisserei mit schlechter Erziehung viel schädlicher als Unwissenheit ist. Darum soll die Jugend nicht mit zu vielen Kenntnissen überhäuft werden, und soll man sich in Allem großer Klarheit und lebendiger Anschaulichkeit befleißigen, so wie an Ordnung und gehörige Benutzung der Zeit gewöhnen. —

Die ethische Bildung umfaßt die Gesammterziehung des ganzen Menschen und stellt die Gerechtigkeit als höchstes Ziel des Einzelnen auf. Denn das höchste Princip der Sittenlehre ist, daß wir Gott, dem Schöpfer aller Dinge, dem heiligsten, weisesten und vollkommensten Wesen, so viel möglich ähnlich werden. Indem Gott nun wollte, daß, so wie die Welt, insonderheit die Menschen als sterbliche Wesen, vollkommen wären oder würden, hat er die Seelen derselben vor ihrer Vereinigung mit den Körpern die Urbilder, nach denen auf der Erde Alles geschaffen ist, vor Allem aber die höchste Idee vom Gerechten und Guten, mitgetheilt. Mit dem Falle jedoch zur Körperwelt verdunkelten sich den Seelen dieselben, so daß sie hier in ihnen schlafen. Sie nun aufzuwecken, und sie in sich zur Klarheit zu bringen, müssen die Seelen unablässig bemüht sein, denn nur, wenn sie zur Erkenntniß der höchsten Idee, der des Guten aufsteigen, werden sie Gott, der das Gute an sich selbst ist, immer ähnlicher werden. Um dahin zu gelangen, müssen wir den göttlichen Antheil in uns, die Vernunft, recht frei und zum vollkommen herrschenden Vermögen in uns machen; wer aber dies vollbracht hat, der übt die höchste Sittlichkeit oder die Gerechtigkeit, welche im Leben das höchste Gut ist, weil wir nach ihr sowohl um ihrer selbst willen, als wegen ihrer Folgen streben müssen, insofern wir nämlich glückselig sein wollen. Gerecht ist Einer, wenn ein jedes der seiner Seele inwohnenden Vermögen das Seinige verrichtet, wenn nämlich die Vernunft herrscht, weil sie weise ist und für die gesammte Seele Fürsorge zu tragen hat, — wenn der Muth oder das sittliche Gefühl mit der Vernunft im Bunde ist und ihr dient, welches Verhältniß dadurch Einklang erhält, daß bei der rechten Mischung der Musik und Gymnastik das eine Vermögen durch schöne Reden und Wissenschaften angespornt und genährt, das andere aber durch Melodie und Tact besänftigt, beruhigt und gemildert wird, — und wenn endlich diese beiden so erzogenen und in Wahrheit in dem Ihrigen unterrichteten und gebildeten Vermögen der Begehrung vorstehen und diese in ihrem Uebergewicht und ihrer Unersättlichkeit beschränken, damit sie nicht, durch Anfüllung der Lust des Leibes groß und stark geworden, aufhöre, das Ihrige zu thun, also zu dienen und nicht die anderen unterjoche. Die Gerechtigkeit besteht demnach nicht in den äußern Handlungen, die von dem Menschen zu verrichten sind, sondern in seiner wahrhaft innern Thätigkeit in Bezug auf ihn selbst und das Seinige, indem er nicht zuläßt, daß eines der Vermögen in ihm Fremdartiges verrichte, oder daß sich die Vermögen gegenseitig in ihre Bestimmung einmischen, sondern indem er jeg-

liches auf seine Bestimmung anweist, sich selbst beherrscht und ordnet, sein selbst Freund ist, die drei aber vollkommen eben so in Zusammenhang bringt, wie die Hauptglieder des harmonischen Dreiklangs, den Grundton, den dritten und fünften, und wenn noch Etwas zwischen diesen liegt, auch dieses Alles verbindet.

Die Gerechtigkeit ist an und für sich das Beste, und Jeder muß darum das Gerechte thun. Zugleich aber ist das Gerechte der Gottheit lieb, das Ungerechte aber verhaßt; darum wird auch wohl der nie von den Göttern vernachlässigt, der sich beeifert, gerecht, und indem er die Tugend übt, soweit es dem Menschen möglich ist, Gott ähnlich zu werden.

Die echten Laufkünstler, die bis an's Ende aushalten, erlangen den Preis und werden gekrönt. Einen solchen Ausgang hat es oft auch mit den Gerechten: am Ende jedes Geschäftes und Verhältnisses und des Lebens selbst werden sie gepriesen und tragen auch bei den Menschen den Preis davon.

Dieses Alles aber ist nichts, in Menge und Größe mit Demjenigen verglichen, was Jeglichem nach dem Tode erwartet, wie wir aus den heiligen Mythen über das Leben in der andern Welt lernen können. Denn diese ganze Zeit von der Kindheit bis zum Alter ist doch gegen die Ewigkeit gar kurz, ja so gut wohl als gar nichts, und das Wagniß zeigt sich nun erst recht furchtbar, wenn Jemand die Seele vernachlässigen wollte, für die es nach dem Tode keine Sicherheit und kein Heil geben kann, als nur wenn sie so gut und vernünftig als möglich ist. Deshalb ist vorzüglich dafür zu sorgen, daß Jeder von uns mit Hintenansetzung aller andern Kenntnisse nur dieser Kenntniß nachspüre und ihr Lehrling werde, um die schlechtere und bessere Lebensweise scheiden zu können, die schlechtere diejenige nennend, welche die Seele dahin bringt, ungerecht zu werden, die bessere aber, welche sie gerecht macht.

Platon ist der reinste Aus- und Abdruck des griechischen Geistes.

Aristoteles.*

Aristoteles, geboren 384 v. Chr. zu Stagria, verlor früh seine Eltern und begab sich in seinem siebenzehnten Lebensjahre nach Athen, wo er nach einiger Zeit Platon's Schüler ward. Er blieb zwanzig Jahre in Athen und scheint gegen das Ende dieser Periode als Lehrer, namentlich in der Beredtsamkeit aufgetreten zu sein. Nach seines großen Meisters Tode begab er sich nach Kleinasien, und von hier wurde er im einundvierzigsten Jahre seines Lebens von Philipp von Macedonien zur Erziehung Alexanders berufen. (Ueber sein Wirken am Hofe Philipps weiter unten Näheres.) Acht Jahr später kehrte er nach Athen zurück. Er trat hier in dem Lyceum als Lehrer der Philosophie auf. Entweder von dem Theile dieses Gymnasiums, wo er lehrte, einer Bahn zum Spazierengehen, oder weil er umherwandelnd zu lehren pflegte, erhielt er dem Namen Peripatetiker. Er soll täglich zwei Mal Schüler um sich versammelt haben, am Morgen und am Abende; in den Frühstunden führte er eine auserwählte Zahl von Zuhörern in die strengeren und tiefer eingehenderen Theile der Philosophie ein; in den Abendstunden trug er einem größeren Kreise von Schülern die leichtern Theile der Philosophie vor.

Aristoteles war ein Mann von erstaunlichen intellectuellen Fähigkeiten, umfassendem tiefen Geiste, durchdringendem Verstande, von einem praktischen, auf das wirkliche Leben gerichteten Blick, von edelster Gesinnung. Als charakteristische Züge werden von ihm angeführt eine große Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens, eine besondere Gabe überzeugender Beredtsamkeit und eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres, seine Kleidung und Pflege des Körpers.

Um die wissenschaftliche Bedeutung des Aristoteles zu verstehen, muß man sich an die damaligen Kulturverhältnisse Griechenlands erinnern. In Griechenland hatte nach der Periode des originellen

* Nach G. Zeiß, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte.

Schaffens in Literatur und Kunst die Periode der Reflexion und des Verständnisses des bisher Gewonnenen und Erlebten begonnen. Noch aber wurden die Schöpfungen auf den bezeichneten Gebieten in frischer und unmittelbarer Anschauung aufgefaßt. Aristoteles hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die mathematischen Wissenschaften in der nächstfolgenden Zeit aufblüheten und mit Erfolg getrieben wurden. Auf seinen logischen Untersuchungen beruht das Gebäude der Mathematik, welches in dem folgenden Zeitraum aufgestellt worden ist. Er hat zwischen der Mathematik und der Naturphilosophie, mit welcher jene bisher innig verbunden war, eine bestimmte Grenzlinie gezogen, die Mathematik in reine und angewandte geschieden, die Arithmetik von der Geometrie getrennt und die angewandte Mathematik, namentlich die Mechanik, Statik und Optik zum Range von Wissenschaften erhoben. Die Chemie, Physik und theoretische Astronomie, für welche bisher noch nichts geleistet worden war, hat er fast ganz neu geschaffen. Die Schriften endlich, in welchen er die Erscheinungen und Gesetze der Natur zu erklären suchte, haben allein die Bemühungen nach der Erkenntniß jener Gesetze in den nächstfolgenden Jahrhunderten angeregt. — Den Naturwissenschaften gab er nicht nur durch seine tiefsinnigen und größtentheils neuen Untersuchungen und ihre Resultate eine philosophische Grundlage, sondern er zeigte auch zuerst den Weg einer umfassenden und genauen Beobachtung und naturwissenschaftlichen Forschung. Er war der Begründer der Zoologie und Anatomie. Nicht minder ist er als der Gründer der wissenschaftlichen Botanik anzusehen. Der Umfang seiner Leistungen ist im höchsten Grade bewunderungswerth.

Die größten Verdienste erwarb er sich um die Philosophie. Seit Aristoteles ist die Logik eine vollendende Wissenschaft, welche keine wesentliche Verbesserung mehr erfahren hat. Bei der Abfassung seiner Logik hatte er außer dem rein philosophischen Zweck auch die Bildung für das Staatsleben im Auge. Er betrachtete diese Wissenschaft für die Grundlage, auf welcher die weitere Ausbildung des Redners beruhe. Er verfaßte auch besondere rhetorische Schriften und wurde der eigentliche Schöpfer der Rhetorik. Was er an Schriften dieser Art vorfand, war unbedeutend und einseitig. Er ist ferner der Schöpfer der Theorie der Dichtkunst und der Kunstphilosophie überhaupt.

In der Ethik oder Moral verdankt die Nachwelt ihm die genaue Erforschung der wichtigsten Fragen, über den Willen, die Freiheit, die Zurechnung u. s. w. Er betrachtet die Ethik als eine Einleitung in die Lehre vom Staate und geht von dem Gedanken aus, daß das Leben des Staats und das des einzelnen Bürgers einen und denselben Zweck haben, und daß dieser in Beiden durch dieselben Mittel erreicht werde. Die Staatswissenschaft stützt sich nach ihm auf die Ethik oder auf die Lehre von der Tugend, von dem wahren Glück und von den Sitten, die jeder Einzelne annehmen muß. In seiner Schrift „Die Politik" hält sich Aristoteles an das Wirkliche und Ausführbare und untersucht, welche von den Verfassungen, die bestanden haben, die vorzüglichste sei. Durch seine Vorführung aller bestehenden Verfassungen, so wie durch seine zahlreichen Schriften über die früheren griechischen Schriftsteller, vornehmlich Dichter und Philosophen, wurde er der Begründer der antiquarischen und literarhistorischen und überhaupt der philosophischen Studien, welche in der alexandrischen Periode auf dieser Grundlage mit so großem Erfolge weiter geführt wurden.

Aristoteles über die öffentliche Erziehung.*

Gern wird, das darf vorausgesetzt werden, der Leser auch dieses Weisen Ansichten über öffentliche Erziehung vernehmen; sind doch auch sie im hohem Grade geeignet, Geist und Gemüth zu befruchten.

Der Mensch — davon geht Aristoteles bei seinen Erziehungsgrundsätzen aus —

* Nach Karl Schmidt und Wich. Lange, Geschichte der Erziehung.

wird das, was er wird, durch Natur, Gewöhnung und Belehrung. Gewöhnung und Belehrung machen die Erziehung, und sie müssen immer beisammen sein, nur aber so, daß die Gewöhnung am frühesten eintritt. Die Belehrung hat einen innern Zweck, denn es ziemt sich nicht für edle Gemüther, nach dem Nutzen dessen zu fragen, was man lernt. Die Erziehung soll die Seele für die Lehre des Sittlichen vorbereiten, wie man das Land zubereitet, ehe man den Samen hineinstreut. Erst wenn das Gemüth zum Guten geneigt ist, kann mit Nutzen das Sittliche folgen, und dann erst, wenn gute Gewöhnung da ist, haben die Grundsätze veredelnden Einfluß. Immer aber muß das letzte Ziel der Natur, vernünftige Ausbildung, im Auge behalten werden, und immer nur darf die Erziehung Ergänzung der Natur sein.

In den ersten fünf Lebensjahren soll das Kind weder mit Lernen noch mit harter Arbeit beschäftigt werden, weil dadurch sein Wachsthum aufgehalten wird. Doch müssen die Kinder schon in dieser Zeit vor Unthätigkeit bewahrt bleiben. Ihre angemessene Thätigkeit ist das Spiel. Die Spiele müssen größtentheils Nachahmungen dessen sein, was späterhin mit Ernst getrieben wird. Eben so ist Sorgfalt auf die Erzählungen und Märchen zu verwenden, die dieses Alter zu hören bekommt. Alles Häßliche ist aus dem Kreise der Kinder zu verbannen. Darum sollen sie auch so wenig als möglich unter Sclaven sein, damit sie nicht sehen und hören, was einem Freien unanständig ist: das Nachahmen ist dem Menschen von Jugend auf angeboren, und hierin unterscheidet sich der Mensch von allen andern Wesen, daß er das nachahmungsliebendste Geschöpf ist. Auch unzählige Gemälde und derlei Schriften sind aus dem jugendlichen Kreise zu verbannen. Anzuleiten ist vielmehr das Kind, daß es Freude empfinde an dem, was tugendgemäß Lust erregen soll, und umgekehrt auch in richtiger Weise Schmerz habe, denn ein zur Gewohnheit gewordener Affect wird schwer weggeschafft, die richtige Lust ist aber von der Tugend untrennbar. — Nach Verlauf des fünften Jahres müssen die Kinder in den beiden folgenden Jahren Zuschauer und Zuhörer dessen sein, was sie nachher zu lernen haben. In der ganzen Behandlung der Kinder aber ist auch die natürliche Verschiedenheit der beiden Geschlechter zu berücksichtigen, denn das Weib ist namentlich in Hinsicht der Tugenden schwächer und wegen seiner Furchtsamkeit mehr zum Hüten, der Mann aber stärker und wegen seiner Tapferkeit zum Abwehren bestimmt. Das Weib muß sich deshalb besonders Mäßigkeit und Arbeitsliebe ohne Niedrigkeit angewöhnen.

Vom siebenten Jahre an beginnt der eigentliche Unterricht. Von hier ab bis zur Mannbarkeit wird gelernt und werden Leibesübungen getrieben; dann die nächsten drei Jahre nur musikalischer und wissenschaftlicher Unterricht; nachher bis zum einundzwanzigsten Jahre schwere Uebungen und bestimmte Diät, theils um den Verirrungen des Geschlechtstriebes vorzubeugen, theils um die Jünglinge für den Krieg und andre körperliche Anstrengungen fähig zu machen.

Die Aufgabe des Unterrichts, wie die der Erziehung ist es, die Kinder als unvollendete Wesen zu vollendeten Bürgern zu erziehen, weil sie einst an der bürgerlichen Gesellschaft Theil nehmen sollen, und weil der Staat ohne die Bildung des Einzelnen nicht zur Vollendung gelangen kann.

Das Ziel der Erziehung ist, die Kinder und überhaupt die Altersstufen, die der Erziehung bedürfen, so zu bilden, daß sie Alles können, am meisten aber das Schöne, — im Kriege leben, friedliche Geschäfte führen, die Muße genießen und Jegliches, was nothwendig und nützlich ist, thun. Diese Bildung muß in einem wohleingerichteten Staate für Alle sein, weil Alle einen gemeinschaftlichen Zweck, Bürger zu werden, haben. Auch muß sie vom Staate, nicht von Einzelnen ausgehen und muß die Uebung in den gemeinsamen Lehrgegenständen gemeinsam sein, da jeder Bürger ein Theil des Staates ist, und es naturgemäß ist, daß die Sorge für den Einzelnen und Besonderen der des Ganzen untergeordnet ist.

Gemäß der Verschiedenheit der menschlichen Seele und der sich hierauf stützenden Tugenden ist die Erziehung eine intellectuelle durch Unterricht und eine sitt-

liche Angewöhnung. Die itellectuelle Erziehung darf von der des Leibes nicht getrennt werden, da die geistige Bildung auf der körperlichen ruht. Darum muß die Jugend zuerst in der Gymnastik unterrichtet werden, wobei jedoch nicht dahin zu streben ist, daß der Körper eine athletische Beschaffenheit erhalte, denn weder bei den Thieren noch bei den Völkern sehen wir die Tapferkeit als Begleiterin der wildesten, sondern der besonnenen und löwenartigen Charaktere: dem Schönen nicht dem thierisch Wilden gebührt der Kampfpreis.

Unter den Künsten soll vor Allem die Musik getrieben werden. Sie ist die am vollkommensten nachahmende Kunst, weil sie nicht allein das geistig Innere, sondern auch Handlungen in der lebendigsten Nachahmung vor die Seele führt. Der Zweck ihres Erlernens ist nicht blos das Vergnügen, sondern auch die würdige Ausfüllung der Mußestunden. Natürlich soll die Erziehung den Musikunterricht nur so weit in ihr Gebiet ziehen, als nöthig ist, um an schönen Melodien und Rythmen Wohlgefallen zu empfinden.

Weitere wichtige Unterrichtsgegenstände sind sodann Grammatik und Rhetorik: in Rücksicht auf die Grammatik sind vorzugsweise die Dichter zu lesen, da sie die Begebenheiten darstellen, wie sie auf eine bestimmte Art geschehen sein könnten, wodurch sie sich auch von den Historikern unterscheiden, die das Geschehene schildern. Weiterhin ist die Zeichenkunst für die Jugend nützlich um die Werke der Künstler richtig beurtheilen zu lernen; durch sie wird der Sinn für körperliche Schönheit gebildet und geschärft. Unter den specifisch sogenannten Wissenschaften nimmt für die Bildung der Jugend die Mathematik nur einen untergeordneten Rang ein: sie nimmt gar keine Rücksicht auf das Gute und Böse; auch giebt es in der Wirklichkeit nichts so Gerades und Rundes, wie der Geometer annimmt, endlich hebt die Mathematik das Schöne nicht besonders hervor. Die Dialektik hingegen ist nützlich zur eigenen Verstandesbildung, zum Umgange mit Anderen, um sie zu überzeugen, und zur Erlernung der philosophischen Wissenschaft, um leichter das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Die Philosophie aber ist das Mittel zur höchsten menschlich-politischen Bildung und zur Glückseligkeit; die gebietendste der Wissenschaften ist diejenige, welche erkennt, weswegen ein Jedes geschehen muß, und dies ist denn in Jedem das Gute, überhaupt aber das Beste in der ganzen Natur.

Die höchste Aufgabe der Erziehung ist die sittliche Bildung: ohne sittliche Bildung ist der Mensch das verachtetste und wildeste aller Geschöpfe, weil er bei seiner Unsittlichkeit von Natur die Waffen der Klugheit und des Geistes besitzt, deren er sich gerade recht zu dem Entgegengesetzten bedienen kann. Die sittliche Erziehung soll die Tugend im Jünglinge ausbilden: die Tugend ist ein vernunftgemäßes, durch die Gewöhnung befestigtes Verhalten, welches zugleich der Natur nicht widerspricht.

Es sind also drei Bedingungen nöthig, um uns zu guten Menschen zu machen: Naturanlage, Gewöhnung oder Sitte und Unterweisung. Das höchste Ziel, das hier vornehmlich erstrebt werden soll, ist die Gottähnlichkeit.

Damit hat Aristoteles das Höchste ausgesprochen, was die vorchristliche Zeit denken konnte. Auf einer Seite bleibt er noch dem hellenischen Staatsleben treu: er beschränkt die Tugend in voller Ausübung auf ein bevorrechtetes Bürgerthum und bezieht deshalb auch die Erziehung nur auf den frei geborenen Knaben mit Hintenansetzung des weiblichen Geschlechts und der arbeitenden Klassen und mit geringer Berücksichtigung der Sclaven. Aber zugleich geht seine Forderung, im Gegensatz zur bürgerlichen, auf die rein menschliche Tugend. Der gesammten Menschenbildung hat er in der Gottähnlichkeit das höchste Ziel gesetzt, und durch seine Erziehung des Menschen zum Familiengliede, zum Staatsbürger und zum vernünftig-sittlichen Wesen mittelst gleichmäßiger, stufenweiser Entwicklung der leiblichen und geistigen Anlagen die ewigen Grundlagen der naturgemäßen Pädagogik gegeben.

Digitized by Google

Platons Gastmahl.*

In wechselnden Bildern und mythischen Erzählungen lehrt Platon in Bezug auf die menschliche Seele, daß sie ewiger Art und aus der Idealwelt in die irdische herabgekommen sei, um nach dem Tode gerichtet, wieder erhöht, oder von Neuem der Sinnlichkeit dahingegeben zu werden, bis sie von dieser sich innerlich frei macht und in den Himmel zurückkehrt.

Dreifach ist der Mensch gestaltet; Sinnlichkeit, Muth oder Gemüth und Geist sind die Stufen des in ihm vereinten Lebens. Die Vernunft wohnt im Kopfe, der Muth in der Brust, der Bauch ist der Sitz der sinnlichen Begierde. Durch die Kraft des Muthes herrscht die Vernunft über die Sinnlichkeit. Aber der Mensch kann weder leiblich noch geistig sein Leben für sich allein genießen, sondern nur in der Gemeinschaft seine Bestimmung erreichen. Die Menschheit wie der Staat sind ein Mensch im Großen.

Mit plastischer Anschaulichkeit sagt Platon von den Völkern der damaligen Geschichte, daß die Einen, wie die handeltreibenden und gewerbfleißigen Phönicier, vornehmlich für die irdischen Bedürfnisse sorgen und dem Bauche, den sinnlichen Genüssen, dienen, die Andern, wie die nordischen Thracier, hauptsächlich durch Muth und Tapferkeit hervorragen und wirken, den Hellenen aber die Vernunfteinsicht eigne.

Wie den leiblichen Organismus in Bauch, Brust und Kopf, so gliedert er den Staat in die Stände der Handarbeiter, der Gewerbtreibenden, dann der muthigen Vollstrecker und Wächter der Ordnung, endlich der weisen Regenten, der Gesetzgeber und Erzieher des Volks. Der Staat soll die Verwirklichung der Gerechtigkeit sein, welcher die drei Tugenden der Weisheit, der Tapferkeit und der Mäßigung harmonisch in sich begreift. Die Weisheit findet in den Regenten, die Tapferkeit in den Vertheidigern und Hütern der öffentlichen Ordnung, die Mäßigung in den Gewerbtreibenden ihre Träger. Die Weisen müssen herrschen oder die Herrscher weise sein, sonst ist kein Heil zu hoffen. Der Staat selber ist ein Kunstwerk der Sittlichkeit; was ihr nicht frommt unter den Künsten, das wird aus dem Staat verbannt. Alles Individuelle soll dem Ganzen dienen, die Idee des Ganzen verwirklichen helfen. Die platonische Republik ist einerseits das folgerichtig durchgeführte Ideal des Hellenenthums, welchem der Mensch im Bürger aufgeht, der Bürger nicht sich selbst, sondern der Gemeinde lebt und in ihrer Wohlordnung sein Glück und seine Freiheit hat; auch Eigenthum und Erziehung sind öffentlich und gemeinsam und selbst die Ehe und Familie wird dem Staate geopfert, nach seinem Zwecke wird der Verkehr der Männer und Frauen bestimmt, für seine Zwecke werden die Kinder unterrichtet und nach Maßgabe ihrer Bildung einem oder dem anderen Stande eingefügt. Andrerseits wird durch die Aufhebung des Privatbesitzes und durch die Fürsorge des Ganzen für alles Einzelne die platonische Republik das erste socialistische Buch, das erste Werk, das auf phantasievolle Weise das Bild eines Zustandes entwirft, in welchem der Noth der Menschen abgeholfen und die Gesellschaft durch Einsicht und sittliche Gesinnung zur Gemeinsamkeit des Wohlstandes, der Freiheit und Bildung kommen solle. Das Ziel bleibt bestehen, aber nicht durch Beeinträchtigung des individuellen Lebens, sondern durch seine Pflege wird es erreicht werden. Das Germanenthum macht die freie Persönlichkeit zum Ausgangspunkt und Zweck des Staats; Christus sagt: das Gesetz ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Die individuelle Selbstbestimmung und Freiheit, der Privatbesitz als Organ des eigenen Willens, der persönlichen Liebe und die auf sie gegründete einige dauernde Ehe und Familie sind Lebensgüter edler Art; sie sollen nicht einem fraglichen Gemeinwohl geopfert werden, Wohl und Weh wird nur in der Seele der Einzelnen empfunden; aber es

* Aus dem gleichbenannten Aufsatz von Moritz Cariere, Westermanns Monatshefte, Febr. 1866.

giebt eine allgemeine Ordnung der Dinge zu schaffen um die Liebe also walten und sorgen zu lassen, daß es Jedem möglich werde, jene Güter zu erlangen, mit Menschen ein Mensch zu sein.

Wenden wir uns nun zum Gastmahl.

Der Dichter Agathon hat in der Tragödie den Preis genommen; seine Freunde feiern das Siegesfest; sie haben am ersten Tage dem Wein tüchtig zugesprochen, jetzt am zweiten soll jeder nach Belieben trinken, während sie rechts herum den Eros, die Liebe, mit Reden preisen wollen.

So versetzt uns Platon in eine anziehende Situation und entfaltete sein dramatisches Talent, die einzelnen Charaktere durch ihre Reden zu zeichnen und uns Schritt vor Schritt immer tiefer in das Heiligthum der Weisheit einzuführen, bis endlich Sokrates das Wort ergreift und die tiefsten und herrlichsten Gedanken vorträgt.

Der jugendliche Phädrus beginnt. Er schließt an die Mythologie und die Dichter sich an und vertritt damit die erste Stufe in der Geschichte des Geistes, die religiös-poetische Kultur. Er führt aus, wie unter den Göttern Eros der älteste und herrlichste sei und der hülfreichste für die Menschen zum Besitz der Tugend und Glückseligkeit im Leben und im Tode. Hesiodos und Parmenidas haben die Macht der Liebe, die weltbildende, an die Spitze der Weltentwicklung gestellt. Die Scham vor dem Schändlichen, das Streben nach dem Edlen ist am stärksten, wenn die gegenwärtig sind, welche wir lieben; die Liebe verleiht den Muth, der den Tod überwindet, wenn Alcestis für den Gatten in die Unterwelt geht, wenn Achill, den Patroklos zu rächen, gegen Hektor kämpft, obwohl er weiß, daß er bald nach diesem sterben werde. Dafür ward ihnen Ruhm und seliges Leben zu Theil.

Die zweite mitgetheilte Rede, die des Pausanias, bezeichnet die Stufe erwachenden Verstandes, der zwischen Sinnlichkeit und Geist, zwischen Recht und Unrecht unterscheidet und damit einen zwiefachen Eros annimmt, wie es eine zwiefache Aphrodite giebt, die Göttin der himmlischen und der gemeinen Liebe. Die gemeine richtet sich auf den Leib und auf den vorübergehenden Sinnengenuß, die edle aber auf die Seele und die dauernde Beseligung. Nicht jeder Eros ist preiswerth, sondern nur derjenige, welcher uns anweist, schön zu lieben. Schändlich ist es, einem Schlechten und auf schlechte Art gefällig zu sein, sich hinzugeben; schön aber, einem Guten und auf edle Art. Mit der entfliehenden Blüthe des Leibes, den er liebt, verschwindet auch der gemeine Liebhaber und flattert davon, viele Versprechungen zu Schanden machend. Der Liebhaber eines Gemüths aber, welches gut ist, bleibt zeitlebens, denn mit dem Bleibenden hat er sich verschmolzen. Der himmlische Eros ist es, der die Liebenden wie die Geliebten zur Tugend antreibt, weil er auf das Gute gerichtet ist und darum dem Einzelnen wie dem Staate Heil bringt.

Eryximachos, der Arzt, folgt als Sprecher der Naturphilosophie, er überträgt auf das All, was der Vorgänger von den Menschen gesagt: Auch in der Natur giebt es gute und schlechte Verbindungen ihrer Stoffe und Kräfte; aus den ersten folgt die Gesundheit des Menschen wie die gedeihliche Witterung und Fruchtbarkeit der Erde; aus den andern Krankheit, Unwetter, Mißwachs. Die Heilkunde ist auch eine Liebeskunst, die Erkenntniß dessen, was sich anzieht und abstößt, das Einführen des Gehörigen, das Entfernen des Schädlichen aus dem Organismus. Die Musik ist die Liebeskunst im Reiche der Töne, indem sie die zusammenfügt, welche harmonisch mit einander verschmelzen. Und die Priester, die durch Opfer und Wahrsagung die Gemeinschaft der Götter und Menschen erhalten, sie trachten beide in die Beziehung der rechten Liebe zu bringen. Das Eine in sich selbst unterschieden eint sich selbst, dies große Wort Heraklit's wird hier ausdrücklich erwähnt, die Liebe ist die Harmonie, die Einheit im Unterschiede, die Einigung, der das Mannigfaltige fähig ist, weil es einem gemeinsamen Lebensgrunde entspringt; ohne den Gegensatz keine Liebe, aber sie ist seine Versöhnung.

Nun kommt der geniale Komödiendichter Aristophanes an die Reihe. Er kleidet den Tiefsinn des Gedankens in das Gewand der Dichtung. Die Liebe ist der Zug und Trieb der Seele nach Lebens-

vollendung und dadurch erlangter Beseligung. Die Menschen, sagt Aristophanes, waren ursprünglich ganz, mit zwei Gesichtern, vier Armen und Beinen, hochsinnig und gewaltig, aber bald auch voll Uebermuths. Den gedachte Zeus zu dämpfen und sprach: Ich will Jeden in zwei Hälften zerschneiden, so werden sie schwächer sein; werden sie aber noch weiter freveln und nicht Ruhe halten, so will ich sie noch einmal mitten durch die Nase zerspalten, und sie mögen dann auf einem Beine fortkommen wie ein Kreisel. Dies gesagt, zertheilt er sie in zwei Hälften, wie man Früchte zerschneidet, Apollon heilte die Wunde, richtete die Glieder und zog die Haut zurecht, und nun sehnt sich jedes nach seiner andern Hälfte. Von daher ist die Liebe dem Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wieder herzustellen und zu heilen, aus Zweien Eins zu machen und glücklich zu werden. Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen, und Jeder sucht nun seine andere Hälfte. Wenn aber Einer seine wahre eigne Hälfte antrifft, dann werden sie wunderbar entzückt zu herzlicher Einigung und Liebe und wollen nimmer von einander lassen, und wenn Hephästos sie zusammenschmiedete und zusammenschmölze, daß aus zweien Eins würde, und sie im Leben und im Tode und im Jenseits vereinigt blieben, so wäre ihnen das höchste Heil wiederfahren.

Dieser launigen Rede folgt eine gar blumenreiche von Agathon; sie giebt uns ein Bild der zierlichen Redekunst, wie sie von Sophisten gelehrt ward. Sie preist den Eros als den jüngsten, den ewig jungen Gott, der darum der Jugend hold ist; als den schönsten und tapfersten zugleich, da er auch den Kriegsgott bezwingt; als den Meister der Kunst, denn Jeder wird ein Dichter und wäre er auch vordem den Musen fremd, wenn der Liebesgott ihn berührt. Der aber könnte die Poesie nicht lehren und verleihen, wenn er sie nicht selber besäße und verstünde. Und dann ergießt sich ein Strom volltöniger Worte, die oft reimend zusammenklingen und wie ein Rausch uns fortreißen, wenn es von Eros heißt, er sei Mildheit verleihend, Wildheit zerstreuend, Begründer des Wohlwollens, Verhinderer des Uebelwollens, günstig im Guten, im Wanken und Bangen, im Verlangen und in Gedanken der beste Leiter, Lenker, Retter, Rather, aller Anmuth und Behaglichkeit Vater, aller Götter und Menschen Zier, als Anführer der schönste und beste, welchem jeder Mann folgen muß, lobsingend aufs Herzlichste in den herrlichen Gesang mit einstimmend, welchen anstimmend er aller Götter- und Menschensinn erweicht.

Der Zauber dieser Worte ruft ein lautes Beifalljauchzen hervor; nur Sokrates sagt, daß er fast zum Stein verstummt sei, wie er das gorgische Haupt am Schlusse der Rede erblickt; ein Wortspiel auf die Gorgonen und den Sophisten Gorgias. Denn er habe in seiner Einfalt gedacht, man müsse die Wahrheit reden in jedem Stück von dem zu Prüfenden, jetzt aber sehe er, man müsse der zu lobenden Sache nur recht viel Wohlklingendes beilegen, möge es sich nun so verhalten oder nicht. Und sogleich verwickelt er den Agathon in ein Gespräch, indem er sich stellt, als wolle er sich durch einige Fragen unterrichten. Man liebt doch wohl das, was man bedarf? fragt er. Man begehrt, was man nicht hat? Strebt die Liebe nach dem Schönen? —

Gewiß. —

Was aber nach der Schönheit strebt, sie also noch nicht besitzt, ist das schön? —

Nicht füglich. —

Und doch nanntest du den Eros den schönsten der Götter. —

Ich weiß dir nicht zu widersprechen, Sokrates. —

Der Wahrheit, lieber Agathon, vermagst du nicht zu widersprechen; denn dem Sokrates zu widersprechen, das ist gar nichts Schweres.

Und nun erzählt Sokrates ein Gespräch über die Liebe, das er mit einer weisen Mantineerin, Deotima, geführt, die ihn auf den rechten Weg gewiesen habe. Die Liebe als das Verlangen und Streben nach dem Guten und Schönen, lehrt Deotima, ist dessen noch nicht theilhaftig, sonst würde sie es nicht erst begehren; darum nennen wir den Eros auch keinen Gott, sondern er gehört zu den Mächten, welche Götter und Menschen mit einander vermitteln, Unsterbliches und Sterbliches

verbinden. Solche Mächte nennen wir Dämonen; sie überbringen den Göttern die Opfer und Gebete der Menschen, den Menschen die Gebote und Gewährungen der Götter; die Liebe ist das Band, daß das Himmlische und Irdische zu einem Ganzen verknüpft.

Dies veranschaulicht zunächst ein platonischer Mythos. Als Aphrodite geboren war, schmausten die Götter und unter ihnen auch Poros, der Reichthum oder Ueberfluß, der Weisheit Sohn. Da kam Penia, die Armuth, und stand, eine Gabe heischend, an der Thür. Der Reichthum aber ging nektarberauscht in den Garten des Zeus und entschlummerte. Da ruhete die Armuth neben ihm und empfing den Eros, die Liebe. Und weil er am Geburtsfeste der Schönheitsgöttin empfangen und ein Freund des Schönen ist, darum befindet sich Eros im Gefolge Aphrodite's. Als Sohn seiner Mutter, der Armuth, ist er selber arm und immer der Dürftigkeit Genosse, der unbedeckt vor den Thüren schläft. Aber er stellt dem Guten und Schönen nach und ist vom Vater her keck und rüstig, ein gewaltiger Jäger, sinnreich, sein ganzes Leben lang philosophirend, ein arger Zauberer und Ränkeschmied, weder wie ein Unsterblicher geartet, noch wie ein Sterblicher, bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch welkend und hinsterbend, doch immer wieder auflebend nach des Vaters Natur. Die Liebe können wir sagen ist ein Sehnen und Verlangen und zugleich ein Haben und Genügen, der Wunsch des Bedürfnisses und die Wonnen des Empfindens und Erlangens.

Darum sagt Platon, Eros sei der Armuth des Reichthums Kind und stehe auch immer in der Mitte zwischen Unverstand und Weisheit, und darum philosophire er immer. Denn Philosophie ist das Streben nach Weisheit; kein Gott strebt weise zu werden, weil er bereits im Besitz der Weisheit ist; eben so wenig philosophirt der Unverständige, denn ihm fehlt der Drang nach Wahrheit, und das ist eben das Arge am Unverstande, daß er, ohne schön, gut und vernünftig, doch sich selber genug zu sein dünkt. Die Weisheit gehört zu dem Schönsten, und Eros ist Liebe zum Schönen, darum steht er philosophisch zwischen den Weisen und Unverständigen mitten inne. Wer ihn für einen Gott hält, der verwechselt das Ziel der Liebe mit der Liebe selbst; das Geliebte und Liebenswerthe ist das Schöne, Vollendete, Seligzupreisende; der Liebende aber strebt nach ihm um der Glückseligkeit willen. Die Liebe geht darauf, daß man selbst das Gute immer haben will. Darum trachtet sie nach der Unsterblichkeit. Das Sterbliche wird aber des Ewigen dadurch theilhaftig, daß es sich fortpflanzt, daß es sich selbst in einem Andern wieder erzeugt, in welchem es auch nach dem Tode fortlebt, und darum ist die Liebe das Verlangen der Seele, im Schönen Schönes zu erzeugen und dadurch geht sie auf die Unsterblichkeit. Darum lassen sogar die Thiere sich selbst vom Hunger quälen, um ihre Jungen zu ernähren, oder vertheidigen sie mit Gefahr des eigenen Lebens und sterben für sie, weil sie in ihnen fortdauern. Denn die sterbliche Natur sucht nach Vermögen immer zu sein und unsterblich; sie vermag es aber nur so, daß sie sich in einem Andern wieder erzeugt und das Junge statt des Alten bleibt. So ist auch der Einzelne derselbe und doch ein andrer, als Kind, Mann und Greis, sowohl dem Leibe nach, wo die Stoffe immerdar wechseln, als dem Geiste nach, wo Vorstellungen und Gefühle entstehen und vergehen. So erhält sich die Gattung im Wechsel der Individuen, aber die Idee, der Gattungsbegriff, ist für Platon eben das wahre Sein, das sich in der Mannigfaltigkeit des Werdens und der Erscheinungen spiegelt. Die Menschen aber treibt die Ehrliebe, sich einen Namen bei der Nachwelt zu machen, und sie gehen in Gefahr und Tod für den Nachruhm und die Fortdauer der Tugend, denn sie lieben das Unsterbliche. Die einen nun wollen in ihren Kindern fortleben, die andern aber, die auch in der Seele Zeugungskraft haben, in ihren Werken, wie Lykurg und Solon in ihren Gesetzen, die zum Heile der Hellenen gereichen. Denn was der Seele zu erzeugen ziemt, ist Weisheit und Tugend, deren Erzeuger auch alle Dichter und erfinderischen Künstler sind. Wer aber Weisheit, Besonnenheit, Gerechtigkeit in seinem

Gemüthe trägt von Jugend auf, der wird das Schöne suchen, um es zu befruchten mit den Gaben des Geistes. Darum erfreut er sich an schönen Leibern und schönen Seelen, vorzüglich aber wo Beides zusammentrifft, und unternimmt es, ihnen das Wahre und Edle einzupflanzen und in ihnen zu erziehen. Wer auf diese Art liebt, der schauet zuerst in der Jugend schönen Gestalten nach, dann hält er aber die Schönheit in den Seelen für weit herrlicher als die in den Leibern und auf die hohe See der Schönheit sich begebend, sieht er sie in den Handlungen und Gesinnungen, in den Gedanken und Erkenntnissen, bis er endlich die rechte Weihe empfängt und Eines erblickt, ein wunderbar Schönes, das weder entsteht und vergeht, noch wächst und welkt, sondern an und für sich selbst ewig ist und überall in Allem wiederstrahlt und erscheint, so daß die andern Dinge schön sind, insofern sie an ihm Theil haben. Stufenweis also sollen wir von schönen Gestalten zu schönen Sitten und Gedanken und von ihnen in der Vollendung der Liebeskunst zur Idee der Schönheit, zum Schönen selbst uns erheben, und an dieser Stelle des Leben ist es dem Menschen erst lebenswerth, wo er das Schöne selbst anschaut, das er nicht vergleichen mag mit köstlichem Geräth und Schmuck, noch mit holden Jünglingen und Mädchen, noch verwechseln mit vergänglichem Flitterkram, denn es ist das Eine, Ewige, Göttliche, es ist eins mit dem Wahren und Guten, und wer es selbst berührt hat, nicht blos seine Abbilder in der Erscheinungswelt, der wird auch nicht blos Abbilder der Tugend, sondern die Tugend selbst erzeugen und auferziehen. Wer aber wahre Tugend erzeugt und aufzieht, dem gebührt von den Göttern geliebt zu werden und unsterblich zu sein.

So ist denn die platonische Liebe der begeisterte Aufschwung der Seele zum Ideal, der philosophische Trieb nach dem Ewigen und Einen, durch dessen Gegenwert alles Besondere schön erscheint; die schönen Erscheinungen mahnen oder erinnern den Geist an das Eine, das ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Wechsel zu Grunde liegt, an das Urbild, dessen Abbilder sie sind, an das Göttliche; beim Anblick der irdischen Schönheit fühlt die Seele, wie ihr das Schwunggefieder sproßt und wächst, das sie wieder zu ihrer himmlischen Heimath emporträgt. Die Liebe, das Verlangen nach dem Guten und der Glückseligkeit, ist der Alles bewegende Trieb des unsterblichen Lebens; die Schönheit ist es, welche die ewige Sehnsucht der Menschenseele nach dem Göttlichen erweckt und befriedigt. Dem Sinnenmenschen ist schon der Anblick der Leibesschönheit und die Vereinigung mit ihr die höchste Lust, und er findet in seinen Kindern die Fortsetzung des eigenen Daseins, eine irdische Unsterblichkeit; der geistige Mensch erfreut sich der schönen Seele, um in ihr und mit ihr hohe Gedanken, edle Gesinnungen und große Thaten zu erzeugen und sich über das Vergängliche zum Idealen zu erheben, und der Philosoph ist der rechte Liebhaber, der selbst in der Anschauung des Wahren und Guten lebt und dies sein ewiges Theil auch andern Gemüthern mitzutheilen, sein eigenes geistiges Wesen in ihnen fortzupflanzen und sie mit sich zum Göttlichen emporzuführen strebt.

Und daß Sokrates dieser rechte Liebhaber, dieser echte Philosoph und Priester des Eros sei, das ist der Sinn der genialen Rede, die nun zum Schlusse der jugendliche Alcibiades hält, der, trunken von Wein, geschmückt mit Kränzen und geleitet von Flötenspielerinnen, spät zu dem Gastmahl kommt. In des Sokrates Nähe kann er Niemand preisen, wie diesen selbst. Er vergleicht den körperlich häßlichen, geistig schönen Mann mit den Silenosmasken in den Werkstätten der Bildhauer, die nur das äußerliche und abnehmbare Gehäuse für Götterbilder seien. So ein Silen, wie der Flötenspieler Marsyas, sei Sokrates, und Alcibiades bekennt, ganz bezaubert zu sein von seinen Reden, daß ihm das Herz poche und die Thräne hervorbreche, wenn er ihn höre, und in Unruhe gerathe, weil er einsehe, daß er sich in einem knechtischen Zustande befinde, ein Sclave seiner Begierde sei und die Angelegenheiten Athens leiten wolle, während er sich selber nicht beherrsche und die eigene Seele vernachlässige.

Von diesem Marsyas bekennt Alcibiades

oft so bewegt worden zu sein, daß er glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn er so bliebe, wie er wäre und nicht nach Sokrates Lehre lebte. Aeußerlich stelle er sich an, als ob er nichts wisse, inwendig aber, wenn man ihn aufthut, was meint ihr wohl, wie vieler Weisheit und Besonnenheit er voll ist? Golden und wunderherrlich sind die Götterbilder, die er in sich trägt. Nicht sinnliche Lust ist es, die ihn zu den schönen Gestalten der Jugend führt, sondern das Bestreben, ihre Seelen zu veredeln und seine Weisheit und Tugend ihnen einzupflanzen. Das hat Alkibiades an sich selbst erfahren.

Und er schildert nun den Sokrates, wie er eben so tapfer im Krieg, ebenso abgehärtet gegen die Beschwerden des Lebens, wie froh unter der Fröhlichen sein, aber weder in der Schlacht noch beim Becher die Besonnenheit und Geistesklarheit verliere; er schildert ihn ergriffen von einem Gedanken, dem er nachsinnt, und stehen bleibt die ganze Nacht hindurch, bis er die aufgehende Sonne mit einem Dankgebet begrüßt. So sei Sokrates mit keinem andern Menschen zu vergleichen, ein wunderbares Original er selbst und seine Reden, die gleichfalls jenen Silenen ähnlich sind, scheinbar sich um das Alltägliche drehen und vom Gewöhnlichen ausgehen, um den tiefsten Sinn und höchsten Zweck des Lebens auszusprechen. Denn wenn einer des Sokrates Reden hören will, so werden sie ihm anfangs ganz lächerlich vorkommen, in solche Worte sind sie äußerlich eingehüllt, wie in das Fell eines Satyrs. Denn von Last-Eseln spricht er, von Schustern und Gerbern und scheint immer auf dieselbe Art nur dasselbe zu sagen, so daß jeder unerfahrene und unverständige Mensch über seine Reden spotten muß. Wenn sie aber einer geöffnet sieht und inwendig hineintritt, so findet er, daß sie Vernunft haben und ganz göttlich sind und die schönsten Götterbilder von Tugend in sich enthalten, und auf Alles abzwecken, was dem zu untersuchen gebührt, der gut und edel werden will.

Von nun an wird stark gebechert. Einige gehen nach Haus. Andere schlafen ein, aber Agathon, Aristophanes und Sokrates bleiben wach, trinken aus einem großen Pokal und führen Gespräche; Sokrates will Beide nöthigen, einzugestehen, es gehöre für einen und denselben, Tragödien und Komödien dichten zu können, und der kunstverständige Tragiker sei auch Komiker.

Beide entschlummern, als der Tag anbricht, aber Sokrates nimmt ein Bad und geht ins Lyceum und hält sich dort den Tag über auf, um erst Abend sich nach Hause und zur Ruhe zu begeben. Seine Forderung, daß der rechte Dramatiker in der Tragödie und in der Komödie groß sein soll, klingt uns wie eine Weissagung auf Shakespeare; und Sokrates in der unerschöpflichen Fülle und Frische seines Geistes zwischen dem Tragiker und Komiker wird uns zum Bilde des echten Humors, der ja auch das Rührende und Lächerliche, Erhabene und Niedrige in einander verwebt, und gleich ihm und seinen Reden uns durch barocke Formen und seltsamen Scherz verblüfft und ergötzt, während er uns durch Sinnigkeit und Tiefe des Gehalts ergreift und befriedigt.

Alexander und Aristoteles.

Elftes Buch.

Die macedonischen Reiche.

Macedonien bis zur Zeit Philipps.*

Das Land.

Das alte Macedonien vor Philipps Zeiten reichte im Süden bis an den Olymp und das kambunische Gebirge, durch welche es von Thessalien und Epirus getrennt wurde, und im Osten bis zum Fluß Strymon, der die Grenze gegen Thracien bildete, im Norden und Westen waren die Grenzen gegen Päonien und Illyrien unbestimmt.

Das Land bildet eine große, auf drei Seiten von hohen Gebirgen amphitheatralisch umschlossene, aber auch von mehreren niedern Bergreihen durchzogene Ebene, von der Küste her erstrecken sich weite Thäler bis tief ins Innere. Alle diese Thäler wetteifern an Fruchtbarkeit mit den gesegnetsten Gegenden Griechenlands,

* Nach G. Zeiß, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte.

Digitized by Google

mit welchem Macedonien auch fast alle Produkte gemein hat.

Die glückliche Bodenbildung Griechenlands finden wir in Macedonien nicht; während dort die einzelnen Flußgebiete oder Gebirge ein Ganzes für sich bilden und nur wenig zusammenhängen, tritt uns in Macedonien ein System von Flüssen und Gebirgsketten entgegen. Der Charakter des hellenischen Bodens hört schon in Thessalien auf, wo das ganze Land im Gegensatz zu Griechenland eine von einem Gebirgsring umgürtete und von einem Flußsystem bewässerte Ebene bildet. Die See, welche mit ihren zahllosen Buchten so wichtig ist für das eigentliche Griechenland, ist in Thessalien fast ohne alle Bedeutung; die Vortheile der bedeutenden Küstenausdehnung gehen für das innere Land verloren durch die hohen Gebirge, die sich nahe der ganzen Küste entlang ziehen. Die Beschaffenheit von Macedonien hält gleichsam die Mitte zwischen der von Thessalien und Griechenland. Die dem Meere zugewandte Ebene ist die Wiege, wenn nicht des Volkes, so doch des Staates. Außer dem Grenzstrom Strymon münden alle Gewässer des Landes, wie die Radien eines Halbkreises, in dem schmalen Küstensaum von wenigen Meilen. Während die übrigen Landschaften in ihren Gebirgsthälern ein zwar beschränktes, aber geschütztes Ganzes ausmachten, hatte diese Küstenebene für sich allein etwas Haltloses; hingegen als Theil eines größeren, jene Binnenländer umfassenden Reichs, konnte sie aus der Benutzung ihrer natürlichen Lage die bedeutendsten Vortheile ziehen.

Die älteste Bevölkerung.

In den einsamen Gebirgsthälern Macedoniens hielten sich bis in ziemlich späte Zeit Reste aller Völker, welche von Osten oder Norden nach Griechenland gezogen waren. Die ursprüngliche Bevölkerung Macedoniens bildete der große pelasgische Völkerstamm, dessen Hauptsitz Griechenland war, und Thracier, welche vorzugsweise in Pierien und Helikon wohnten, aber auch die ganze Küste von Strymon bis zum Hellespont inne hatten. Das ganze, ursprünglich mit pelasgischen Stämmen bevölkerte Land, nördlich vom Olymp, wurde lange vor dem troischen Zuge von Phrygiern, Mysiern und Teukrern, verwandten kleinasischen Völkern, überschwemmt, und es blieben wohl nur die im obern Theil von Macedonien gelegene Landschaft Orestis und die Halbinsel Chalcidice verschont.

Die Landschaft Orestis war der Ursitz der Macedonier, mit denen eingewanderte Dorier zu einem Volk verschmolzen. Dahin deutet die schon lange vor Alexander allgemein anerkannte Abstammung der macedonischen Königsfamilie von Herakles. Aber nicht nur die Könige, sondern auch ein Theil des Volkes stammte von den Doriern. In Folge der Wanderung der Thessalier, ungefähr 60 Jahr nach der Zerstörung von Troja, wurden die Macedonier aus der Landschaft Orestis verdrängt und wanderten nach Illyrien. Von dort zogen sie dann später wieder nach der macedonischen Landschaft Lyncestis und von da in die Küstenebene Emathia. Die erste Eroberung der Macedonier beschränkte sich auf den von Edessa aus zwischen dem Lydias und Haliakmon bis ans Meer sich erstreckenden Landstrich. Die älteste Hauptstadt war Edessa oder Aegä, welches auch später, als Pella die Hauptstadt des Reiches geworden war, die Begräbnißstadt der macedonischen Könige und der geheiligte Mittelpunkt des Reiches blieb.

Sprache, Religion und gesellschaftliche Einrichtungen.

Die Macedonier redeten die griechische Sprache und zwar eine Mundart, welche der äolischen oder altgriechischen und der dorischen am meisten verwandt war. Die Religion der Griechen war auch die ihre; in besonderem Ansehen standen Zeus und die beiden vorzugsweise dorischen Gottheiten Apollo und Herakles. Bei den Macedoniern hatte sich in den Sitten wie in der Verfassung Vieles aus der heroi-

schen Zeit erhalten; sie liebten den Krieg, die Jagd und den Waffentanz; sie saßen, wie die homerischen Helden, beim Gastmahle, und nur wer einen Eber im Anlauf erlegt hatte, durfte liegen; sie waren rüstige Trinker, und die Frauen waren bei ihnen wie bei den Griechen vom Gastmahle ausgeschlossen. Das Königsthum, welches einst in allen griechischen Staaten bestanden hatte, wurde außer in Sparta und bei den Molossern, auch in Macedonien bis in die spätern Zeiten beibehalten. Der macedonische König leitete, wie der der homerischen Zeit, die Berathung der Volksversammlung, war der höchste Richter, Opferpriester und Heerführer. Er galt aber nur für den Höchsten unter freien Männern, seine Regierungsgewalt war beschränkt; ihm wurde keine sclavische Verehrung erwiesen; der Macedonier nahm nur den Helm ab, wenn er mit seinem Könige sprach. Das Ansehen des Königs hing von seinen kriegerischen Talenten ab. Wie in allen roheren, zumal auf Eroberung gegründeten Staaten, so war auch in Macedonien die politische Verfassung mit der militärischen verschmolzen. Es gab mehrere, durch Geburt, Reichthum und ihre Stellung unterschiedene Klassen; denn die Macedonier waren Eroberer, bei denen sich überall eine Aristokratie findet. Die in Alexanders Kriegswesen oft genannten Hetären waren die herrschenden dorisch-macedonischen Geschlechter oder der macedonische Adel, die Gefolgschaften der Könige, welche sie auf ihren Wanderungen geführt hatten; die alten Einwohner des Landes scheinen Grundeigenthümer geblieben zu sein, denen jedoch gewisse Beschränkungen auferlegt worden waren; die Hetären unterschieden sich von ihnen nur durch ihre von der Geburt und dem größeren Grundbesitz abhängige höhere Stellung. Das Verhältniß zwischen den Hetären und den alten Einwohnern bildete sich weniger schroff aus als zwischen den Spartanern und Periöken, weil die Hetären sich über das ganze Land zerstreuten, und Aegä, obgleich Sitz des Königs und Hauptstadt des Reichs, doch nicht wie Sparta einziger Sitz des herrschenden Stammes war. Die Aristokratie der Grundbesitzer mit dem Könige an der Spitze hatte ein Uebergewicht über die Städte, welche lange Zeit keine erhebliche Bedeutung erlangten. Es bestand wahrscheinlich eine Landgemeindenverfassung, und die einzelnen Gemeinden hatten in geringeren und nicht das Ganze betreffenden Fällen die richterliche und vollziehende Gewalt. Die Hetären der einzelnen Gaue bildeten politische und militärische, bis zu einem gewissen Grade selbstständige Körperschaften.

Die macedonische Geschichte vor Philipp.

Der erste macedonische König und also auch der Eroberer des Landes war Perdikkas. Unter dem Könige Amyntas I. wurde 513 v. Chr. durch den persischen Feldherrn Megabazus Macedonien in Abhängigkeit von Persien gebracht. Amyntas, Sohn Alexander I., mußte sich im Jahre 480 v. Chr. dem Zuge des Xerxes anschließen, obgleich sein Herz, wie er dies vor der Schlacht bei Platää zu erkennen gab, für die Hellenen schlug. Nach der Schlacht aber trat er offen als Feind der Perser auf und verfolgte die durch Macedonien fliehenden Reste des persischen Heeres mit solchem Eifer, daß ihm die Athener ihr Bürgerrecht verliehen. Der geistige Aufschwung der Hellenen nach den Perserkriegen äußerte seinen Einfluß auch auf Macedonien, das in jeder Hinsicht Hellas sich zu nähern suchte. Perdikkas II., welcher in der ersten Hälfte des peloponnesischen Krieges regierte, wußte mit schlauer und hinterlistiger Politik den blutigen Krieg, welchen die griechischen Staaten mit einander führten, zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht zu benutzen. Unter ihm trat Macedonien durch seine äußere Macht ebenbürtig in das griechische Staatensystem ein, aber sein innerer Zustand berechtigte die Hellenen, es noch als ein barbarisches Land anzusehen. Der Sohn des Perdikkas, Archelaus, wollte auch in dieser Hinsicht den Griechen nicht nahe stehen; er baute feste Plätze, deren es bis jetzt wenige gegeben hatte, legte Straßen an, beförderte Ackerbau und Gewerbe und verbesserte die schon von seinem Vater getroffenen

Einrichtungen in der Heeresbewaffnung, namentlich bei der Reiterei. Während das übrige Hellas durch den peloponnesischen Krieg verwirrt und zerrissen wurde, verbreitete sich unter des Archelaus Leitung in Macedonien das Licht höherer und zeitgemäßiger Bildung; sein Hof, der Sammelplatz von Dichtern und Künstlern und der Vereinigungspunkt des macedonischen Adels, wurde das Vorbild für das Volk und dessen fortschreitende Entwicklung. Archelaus galt in dem Munde vieler Zeitgenossen für den reichsten und glücklichsten Mann. Freilich fehlte es auch nicht an Griechen, welche die Bestrebung des Archelaus lächerlich fanden, dem rohen Stamme seiner Macedonier das aufpfropfen zu wollen, was die Hellenen auf ihrem Boden Herrliches gepflanzt hatten. Archelaus war wenig gebildet, abergläubisch, grausam und den Ausschweifungen ergeben. Er hegte die Kunst zur Befriedigung einer freieren und raffinirten Sinnlichkeit und weil sie dem am äußern Schein hängenden großen Haufen Stoff zur Bewunderung gab.

Nach dem Tode des Archelaus sah Macedonien vierzig Jahre hindurch (von 399 bis 360) nur selten glückliche Zeiten, fast ununterbrochen folgte Unglück auf Unglück, äußere Feinde im Osten und Westen, im Innern die Wuth der Parteien. Am Ende dieses Zeitraums schien alles Unheil das Land treffen zu wollen; der König Perdikkas III. war mit 4000 Macedoniern auf dem Schlachtfelde gefallen; die räuberischen Illyrier hatten einen Theil von Macedonien besetzt, und die rohen Päonier verwüsteten einen andern Theil des Landes; Athen sandte ein Heer, um Argäus, der auf den Thron Anspruch machte, zu unterstützen; die Thracier rüsteten sich zu einem Einfalle, um den bereits zwei Mal vertriebenen Thronräuber Pausanias als Herrscher einzusetzen; und bei all diesem Unglück saß ein Kind auf dem Throne, Amyntas III., Perdikkas Sohn.

In dieser bedenklichen Lage trat Philipp II. auf, der Bruder des in der Schlacht gefallenen Königs Perdikkas III.; er wurde der Retter seines Vaterlandes und der Begründer von Macedoniens weltgeschichtlicher Größe. Anfangs regierte er als Vormund seines jungen Neffen Amyntas, bald aber, nachdem er die Freiheit der Macedonier gerettet hatte, wurde er von dem Volke als König anerkannt.

König Philipp.

Philipp war in seinen jungen Jahren von Pelopidas als Geißel mit nach Theben genommen worden und hatte dort in täglichem Verkehr mit Epaminondas und dessen Freunden drei Jahre verlebt. Von Theben aus hatte er andere griechische Städte besucht, war mit Plato und Aristoteles und andern großen Männern in Berührung gekommen, und hatte Kunst und Wissenschaft, die bürgerlichen Einrichtungen und das Kriegswesen der Griechen kennen gelernt. Alles dies war für den nicht wenig begabten Philipp von entschiedenem Einfluß gewesen.

Philipp besaß die Talente des Feldherrn, Staatsmannes und Alleinherrschers. Das Endziel seiner Pläne war die Ausdehnung der macedonischen Macht über ganz Griechenland. Die griechischen Staaten erleichterten ihm ein Vorschreiten auf seiner Bahn durch Zersplitterung ihrer Kräfte und durch fortgesetzte gegenseitige Befehdung. Mit feiner Berechnung benutzte Philipp die Zeitverhältnisse, gewann das Vertrauen der griechischen Staaten, schürte unbemerkt das Feuer der Zwietracht und nahm dann unter dem Scheine des Rechts und der Mäßigung seinen Vortheil wahr.

Mit Eifer war Philipp bemüht, griechische Sitten und griechische Bildung in seinem Lande zu befestigen und zu verbreiten. Er war nicht frei von sittlichen Fehlern; freilich sind dieselben von den ihm feindlich gesinnten griechischen Schriftstellern bedeutend übertrieben dargestellt worden. Seine Neigung zum Trunke findet in den Sitten der Macedonier einige Entschuldigung. Wenn er bisweilen Possenreißer, Sänger und Tänzer vor sich ließ, so that er dies theils zur eigenen Erheiterung nach angestrengter Arbeit, theils um dem thessalischen Adel den Aufenthalt an seinem Hofe angenehm

zu machen. Im Kreise seiner Feldherrn und Freunde lebte er mäßig und einfach; nur bei festlichen Gelegenheiten, und wenn Gesandte griechischer Staaten anwesend waren, suchte er durch großartige Pracht Eindruck zu machen und durch Zuvorkommenheit und Freundlichkeit selbst die feindlich gesinnten Gesandten zu gewinnen. Die niedere Gesinnung vieler griechischer Gesandten der damaligen Zeit verschafften seinem Golde den Eingang. Das macedonische Volk sah mit Stolz auf seinen König und dessen Hof, an dem stets viele Glieder der edelsten Geschlechter versammelt waren.

So wenig wie später sein großer Sohn Alexander, ging Philipp darauf aus, die Monarchie in eine Despotie umzuwandeln. Wohl aber ließ er es sein Bestreben sein, die Aristokratie zu einer völlig militärischen zu machen. Indem er die einzelnen Glieder des dem Kriegsdienste sich widmenden Adels in geordneten Zusammenhang und in unmittelbare Abhängigkeit von sich brachte, erhöhte er seine politische Macht und legte den festen Grund zu einem monarchischen Militärstaate. Schon die Söhne des Adels zog er an seinen Hof, ließ ihnen Lesevorträge halten und bereitete ihnen eine Stellung, wie die Pagen späterer Zeit sie an den Höfen hatten. Sie mußten mitunter fast sclavische Dienste verrichten, ja sie wurden vom Könige bisweilen sogar mit Schlägen bestraft. Das war das geeignetste Mittel, um den unabhängigen Sinn der hohen Hetärengeschlechter in dem jungen Nachwuchs zu ersticken.

Den Kern von Philipps Heere bildete die macedonische Nationalmacht. Die Kriegspflichtigkeit der Macedonier zur Bildung eines stehenden Nationalheeres bewirkte, daß sich die verschiedenen Landschaften des Reiches als ein Ganzes, als eine Nation fühlen lernten. Ein Heer dieser Art mußte den Söldnerschaaren der griechischen Staaten überlegen sein. Das Fußvolk bildete die sogenannte Phalanx. Um sich den Adel völlig dienstbar zu machen, führte Philipp eine bestimmte Rangordnung ein. Das Agema der Hetären, d. h. die Schaar der Genossen hatte den ersten Rang im ganzen Heere und bestand aus den angesehensten Adligen; die Aufnahme in diese Leibgarde hing vom Könige ab; das gab diesem eine bedeutende Macht und löste das feste Zusammenhalten des Adels, indem der militärische Ehrgeiz über den Corporationsgeist siegte. Die höchste Ehre war es, unter die sehr wenigen Leibwächter aufgenommen zu werden. Ursprünglich stand es wohl nicht in dem Belieben des Königs, ihrer Geburt nach nicht berechtigte Personen unter die Hetären aufzunehmen. Das änderte sich unter Philipp, mehr noch später unter Alexander. Eigene Abtheilungen bildeten die Hypaspisten, das ist die Schildtragenden, und die Argyraspiden, das ist die Schaar mit silbernen Schilden. Außerdem verschaffte sich Philipp aus den Truppen der unterworfenen oder verbündeten Völker noch eine andere Macht. Er benutzte diese Truppen nach ihrer nationalen Bewaffnungs- und Streitart: den thessalischen Adel als schwergerüstete Reiter, die thracischen Stämme theils als Bogenschützen, theils als leichte Reiter.

Philipps erste Kriege gegen Griechenland.

Nachdem Philipp seinen Thron befestigt und sein Land beruhigt hatte, trachtete er zunächst danach, die griechischen Pflanzstädte an der Küste von Macedonien zu erobern und die Athener von diesen Küsten zu verdrängen.

Die Aufmerksamkeit der Athener war damals auf den Bundesgenossenkrieg gerichtet. Veranlaßt durch die Bedrückung der Athener sagten sich nämlich Chios, Byzanz, Rhodus und Kos von der Bundesgenossenschaft los und führten, unterstützt von dem karischen Fürsten Mausolus einen Krieg mit Athen. Dieser endete damit, daß Athen die Unabhängigkeit jener Staaten anerkannte.

Durch diesen Krieg in Anspruch genommen und zugleich auf Eubäa in Streitigkeit mit den Thebanern verwickelt, ließen sich die Athener über Philipps gefährliche Entwürfe täuschen. Dessen Augenmerk war zunächst auf Amphipolis ge-

richtet. Um seine Absicht zu verbergen und die Athener zu beruhigen, versprach er diesen, Amphipolis für sie zu erobern, wenn sie dagegen ihm die in ihrer Gewalt befindliche macedonische Küstenstadt Pydna überlassen wollten.

Als aber Philipp Amphipolis erobert hatte, vereinigte er die Stadt mit seinem Reiche. Darauf eroberte er auch die Städte Pydna, Potidäa und Athemus, überließ aber dieselben den Olynthiern, um diese wegen seiner Fortschritte zu beruhigen. Hierauf benutzte er die Streitigkeiten der thracischen Fürsten, um sich der reichen Goldwerke im Gebirge Pangäus zu bemächtigen. Zur Behauptung derselben legte er in ihrer Nähe die feste Stadt Philippi an. Noch während dieser Eroberungen in Thracien faßte er in dem durch innere Unruhen zerrütteten Thessalien festen Fuß. Auch wußte er durch die Anmuth seines Umgangs, seine Fröhlichkeit, sein Wohlgefallen an Witz und Scherz sich unter den Thessaliern Anhang zu verschaffen.

Der phocische oder dritte heilige Krieg (356 bis 346 v. Chr.) bot dem Könige Philipp die Gelegenheit, auf eine gewissermaßen rechtmäßige Weise zur Oberherrschaft in Griechenland zu gelangen.

Nach der Schlacht bei Leuktra hatten die Thebaner ihren Einfluß benutzt, um den Amphiktionenbund zur Demüthigung ihnen verhaßter Staaten zu gebrauchen. Sie hatten die Spartaner wegen der Besetzung der Burg von Theben und die mit Sparta befreundeten Phocier wegen des Anbaues gewisser wüster Ländereien, welche zum heiligen Bezirk des delphischen Gottes gehörten, angeklagt und die Verurtheilung beider Staaten zu einer hohen Geldbuße bewirkt. Da Sparta und Phocis die Strafsumme nicht zahlten, so wurden sie mit Krieg bedroht. Die Phocier ernannten den Philomelus, einen ihrer Mitbürger, zum Anführer, und dieser war darauf bedacht, ein Bündniß mit Sparta zu schließen.

Die Spartaner aber ließen sich nur herbei, den Philomelus heimlich mit Geld zu unterstützen; mit diesem Gelde warb er Söldner. Darauf besetzte er die Stadt und den Tempel zu Delphi und vernichtete die Säule, auf welcher der Urtheilsspruch gegen Phocis und Sparta eingegraben war; er erklärte, daß er sich an dem Tempel und dessen Schätzen nicht vergreifen, sondern nur das alte Recht der Phocier zur Aufsicht über den Tempel geltend machen und ein ungerechtes Urtheil abwehren wolle.

Die Thebaner hatten gehofft, ganz Griechenland gegen die Phocier und Spartaner aufzuregen, aber nur die Böotier, die Lokrer und Thessalier, mit Ausnahme der Tyrannen von Pherä, ergriffen die Waffen, um die Phocier aus Delphi zu vertreiben. Letztere wurden in ihrer Vertheidigung durch die Beschaffenheit ihres kleinen und unzugänglichen Berglandes, durch ihre auf felsigen Anhöhen liegenden wohlbefestigten Städte, durch ihren Muth und ihre Liebe zur Freiheit, durch das Vertrauen auf Sparta und Athen, welche ihnen geneigt und gegen die Thebaner feindlich gesinnt waren, endlich durch den Besitz der großen, in Delphi befindlichen Schätze unterstützt. Philomelus verwandelte sogleich einen Theil dieser Schätze in Geld, vermehrte sein Söldnerheer bis auf 10,000 Mann und befestigte Delphi.

Der heiligste Tempel von Griechenland blieb zehn Jahre in dem Besitz der Tempelräuber, und der frevelhafte Raub wurde im Verlauf des Krieges noch einige Male wiederholt; die von den frommen Voreltern gestifteten Weihgeschenke kamen in den Handel und wurden zu profanen Zwecken bestimmt. Durch diese schamlose Verletzung des vornehmsten Heiligthums Griechenlands mußte der bereits wankende Glaube tief erschüttert werden.

Im ersten Jahre wurde der Krieg mit großer Grausamkeit geführt, da beide Theile die Gefangenen hinrichteten. Im nächstfolgenden Jahre wurde Philomelus in einem Treffen geschlagen, worauf er sich, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, von einem Felsen stürzte. Sein Bruder Onamarchus führte das geschlagene Heer nach Delphi zurück und wurde zum Feldherrn gewählt. Er griff ohne Scheu die Tempelschätze an, vergrößerte sein Heer, gewann die Tyrannen von Pherä, Lykophron und Phitholaus für sich und trat mit Athen und Sparta in eine enge Verbindung. Gestützt auf einen solchen

Beistand, brandschatzte er Doris und Lokris und eroberten Orchomenos in Böotien.

Nun aber riefen die Thessalier den macedonischen König gegen die Tyrannen von Pheräa zu Hülfe.

Philipp erschien und besiegte die Tyrannen, wie auch die ihnen zu Hülfe geschickten 7000 Phocier. Als aber Orchomenos mit dem phocischen Hauptheere in Thessalien eingerückt war, mußte sich Philipp nach zwei für ihn unglücklichen Treffen nach Macedonien zurückziehen.

Bald jedoch kehrte er mit verstärkter Macht zurück. In zwei Schlachten wurden die Phocier geschlagen, 6000 derselben und Onomarchos getödtet und 3000 gefangene Phocier als fluchbeladene Tempelräuber ins Meer gestürzt. Die Tyrannen von Pherä vermochten sich nicht zu behaupten und zogen mit ihren Soldtruppen nach Phocis.

Unter dem Vorwande, die geschlagenen Phocier in ihrem Lande aufzusuchen, gedachte sich jetzt Philipp des Passes von Thermopylä bemächtigen; allein die Athener waren — in der Voraussicht dessen, was Philipp beabsichtigte — mit einer Flotte herbeigeeilt und hatten den wichtigen Paß besetzt. Philipp vermochte deshalb aus seinem Glück nur den Vortheil für sich in Anspruch nehmen, daß er in Thessalien seine Herrschaft befestigte. Er besetzte einige thessalische feste Plätze mit macedonischen Truppen, löste die allgemeine Bundesversammlung der Thessalier auf, theilte das Land in vier Bezirke und ordnete die Verfassung der einzelnen Städte und Landschaften in einer Weise, daß er nicht blos den thessalischen Adel, sondern auch das Volk für sich gewann.

Nachdem Philipp neue Erwerbungen in Thracien gemacht hatte, wandte er sich gegen Olynth, um mit dem Besitze dieser mächtigen Stadt die chalcidische Halbinsel und einen außerordentlich guten Hafen in seine Gewalt zu bringen.

Die Olynther vertheidigten sich tapfer, und die Belagerung zog sich hin. Sie hatten aber bald erkannt, daß sie, wenn nicht Hülfe von auswärts komme, sie dem mächtigen Feinde unfehlbar wieder unterliegen müßten. Sie wandten sich an Athen um Beistand.

Niemand durchschauete die Gefahr, in der sich Griechenland, dem eroberungssüchtigen Könige Philipp gegenüber, befand, so klar als Demosthenes, weshalb er für kräftigsten Beistand der Olynthier sprach.

Demosthenes gegen Philipp.*

Demosthenes stand an der Spitze der Partei in Athen, die in der Einmischung Philipps in die Landesangelegenheiten die Gefährdung der Freiheit und Unabhängigkeit Griechenlands erblickte. In dieser schweren Zeit für Griechenland trat überhaupt das innerste Wesen des großen Mannes erst vollkommen klar zu Tage. In seinen Reden fand der Philosoph Panätius als leitenden Gedanken, daß man nur das Gute und zwar um seiner selbst willen zu erstreben habe: er habe nicht das Angenehmste oder Leichteste, nicht einmal immer das Nützlichste seinen Mitbürgern empfohlen, sondern oft gezeigt, daß Sicherheit und Rettung erst in zweiter Linie stehen, wenn es sich um Recht und Ehre handele. Unbestechlich stand er seinem großen Gegner gegenüber. Und auch dem Volke gegenüber zeigte er sich von seltener Unabhängigkeit des Charakters. Was er ihnen sagte, wozu er sie ermunterte, das war den in Unthätigkeit erschlafften Athenern freilich meist wenig angenehm zu hören. Und als sie ihm einst eine Anklage übertrugen, die er mißbilligte, da trat er dem tobenden Volke mit den Worten entgegen: „Euer Rathgeber werde ich bleiben, oft sehr gegen euren Willen; aber zu eurem Sykophanten werdet ihr mich nie machen!" Dagegen stellte er einen gewissen Antiphon, den er beschuldigte und überwies, daß er im Auftrage Philipps habe die Schiffswerften Athens anzünden wollen, vor das Gericht des Areopag, obgleich das Volk, welches den Menschen

* Nach A. Henneberger, Griechische Geschichte und Demosthenes, übersetzt von H. A. Pabst und Hauffer, Fünf Bücher.

freigesprochen hatte, sich dadurch äußerst beleidigt fühlte. Schon lange vor Ausbruch der Feindseligkeiten verfolgte Demosthenes den Gegner seines Vaterlandes mit unermüdlicher Aufmerksamkeit und nahm jede sich darbietende Gelegenheit wahr, die Athener auf die ihnen drohende Gefahr zu verweisen. Daher war auch Philipps Augenmerk auf diesen unermüdlichen Feind seiner Absichten gerichtet, und als die Athener eine Gesandtschaft von zehn Männern, unter ihnen den Demosthenes, nach Macedonien schickte, bemühte sich Philipp bei der ihnen ertheilten Audienz vorzüglich die Rede dieses zu widerlegen. Im Uebrigen ließ er ihn seine Ungnade fühlen, indem er den Aeschinus und andere Mitglieder der Gesandtschaft mit Aufmerksamkeiten und Ehrenbezeugungen sichtlich bevorzugte. Und als diese, nachdem sie heimgekehrt, in Wiedervergeltung der ihnen zugewandten Freundlichkeit den macedonischen König als redefertig und sehr schön und endlich gar als einen vortrefflichen Zecher rühmten, bemerkte Demosthenes spöttisch, das Erste sei ein Lob für einen Sophisten, das Zweite für ein Frauenzimmer, das Dritte für einen Schwamm, keines aber von dem Dreifachen ein Lob für einen König.

Zu Gunsten der Olynthier, die sich an die Athener um Beistand gegen Philipp gewandt hatten, bestieg Demosthenes drei Mal die Rednerbühne.

Hören wir seine erste olynthische Rede!

„Großen Schätzen würdet ihr es, wie ich glaube, vorziehen, Männer von Athen, wenn es euch klar würde, was bei dem Gegenstande, der jetzt zur Berathung vorliegt, eurem Staate von Vortheil sei. Gerade, weil sich dies also verhält, ist es eure Pflicht, willig diejenigen anzuhören, welche euch ihren Rath zu ertheilen geneigt sind. Ihr müsset es nämlich nicht blos anhören und ergreifen, sondern es erscheint mir ein glücklicher Umstand für eure Verhältnisse, daß Manchen hier plötzlich und unerwartet Vieles, was zweckmäßig ist, zu sagen einfällt, so daß ihr dann aus dem Allen leicht das, was das Beste ist, wählen könnet.“

„Die jetzigen Umstände fordern euch nun fast mit lauter Stimme auf, dieser Sache euch mit allem Eifer anzunehmen, wenn ihr überhaupt für euer Wohl sorgen wollt. Und doch ist unser Benehmen dabei von der Art — ich weiß selbst nicht, wie ich es bezeichnen soll. Meine Meinung ist nun die, daß wir jetzt die Hilfsleistung beschließen und aufs schnellste uns rüsten, um von hier aus den Hilfszug abzusenden, damit euch nicht dasselbe widerfahre, was schon früher geschah, und daß wir Gesandte, um hievon Nachricht zu geben, nach Olynth schicken. Denn es ist gar sehr zu besorgen, daß Philipp als ein schlauer Mann, der von den Umständen Nutzen zu ziehen weiß, indem er bald nachgiebt, wo es die Sache mit sich bringt, bald droht, in welchem Falle er Glauben verdient, bald uns, weil wir abwesend sind, anschwärzt, durch einen entscheidenden Schlag die Sache zu seinem Vortheil wenden und die Macht an sich reißen möchte.“

„Gleichwohl kann man sagen: eben das, was ihn so unbesiegbar macht, ist zugleich das größte Glück für euch; denn daß er in Allem, in öffentlichen und geheimen Geschäften, allein entscheidet, daß er in einer Person Feldhauptmann und Volksbeherrscher und Schatzmeister ist und überall selbst bei seinem Heere sich befindet, das gewährt ihm allerdings großen Vorschub für den Krieg, um rasch und im rechten Augenblicke zu handeln, aber für eine Aussöhnung mit Olynth, die er gern bewerkstelligen möchte, gereicht es ihm zum Nachtheil; denn die Olynther wissen wohl, daß es sich bei ihrem Krieg nicht um Ehre oder um einen Gebietstheil handelt, sondern um Vertreibung aus ihrem Vaterlande und Abführung in die Sclaverei; sie wissen, wie er mit jenen Amphipoliten verfahren ist, die ihm ihre Stadt übergaben, und mit jenen Pydnäern, die ihn bei sich aufnahmen. Ueberhaupt genießt ein Tyrann bei Republiken kein Vertrauen, besonders wenn er ihr Grenznachbar ist. Wenn ihr das begreift, Athener, und Alles überlegt, was zu überlegen ist, so müßt ihr, behaupte ich, Eifer beweisen und mehr als je an den Krieg denken, müßt bereitwillig Kriegssteuer zahlen und persönlich ins Feld ziehen und es an nichts fehlen lassen. Denn ihr habt keinen Grund und keine

Ausrede mehr, das nicht thun zu wollen, was ihr thun müßt. Was ihr Alle so oft behauptet habt, man müsse Olynth mit Philippos in Krieg verwickeln, das hat sich jetzt von selbst gemacht und noch dazu auf die günstigste Weise für euch. Hätten nämlich die Olynthier erst auf euer Zureden den Krieg begonnen, dann wären sie unzuverlässige Bundesgenossen, die wahrscheinlich nur eine zeitlang gleichgesinnt blieben; da aber ihr Haß nur eine Folge seiner Anschuldigungen gegen sie ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß ihre Feindschaft um ihrer eigenen Befürchtungen und Erfahrungen willen auch Bestand habe. Man darf jetzt einen solchen Augenblick, der sich unerwartet dargeboten hat, nicht aus der Hand lassen und nicht wieder die nämlichen Erfahrungen machen, welche man früher so oft gemacht hat. Denn hätten wir damals, als wir von dem Hülfszug zu Gunsten Euböa's zurückkamen, als Hierax und Stratokles aus Amphipolis von dieser Bühne aus uns aufforderten, mit der Flotte auszulaufen und ihre Stadt zu besetzen, — hätten wir damals den nämlichen Eifer für unser Wohl bewiesen, wie für das Euböa's, dann fiel Amphipolis schon damals in eure Gewalt, und ihr bliebt von allen nachherigen Umständlichkeiten frei! Und wiederum, als die Belagerung von Pydna, Potidäa u. s. w. (um nicht bei ihrer Aufzählung aufzuhalten) zu unsern Ohren kam, — wären wir damals der ersten besten dieser Plätze bereitwillig und, wie sich's gehört, in Person zu Hülfe gezogen, dann hätten wir jetzt an Philipp einen leichter besiegbaren und weit schwächeren Feind. So aber, da wir jederzeit die Gegenwart außer Acht ließen und meinten, die Zukunft werde sich von selbst günstig gestalten, haben wir den Philippos wachsen lassen, Athener, und ihn so groß gemacht, wie noch kein König von Macedonien je war. Jetzt ist nun ungerufen für Athen eine günstige Gelegenheit erschienen, diese, die uns Olynth bietet, so günstig als irgend eine der früheren; und wer die Gaben der Götter richtig zu schätzen weiß, der ist ihnen, scheint mir, großen Dank schuldig, wenn auch gar Manches nicht so steht, wie es stehen sollte. Denn die mannigfachen Verluste, die wir erlitten, muß er billigerweise unserer Sorglosigkeit zuschreiben; daß aber diese nicht schon längst uns getroffen haben, und daß sich uns als Ersatz dafür eine Bundesgenossenschaft darbietet, wenn wir sie benutzen wollen, das betracht' ich als ein Gnadengeschenk der Götter. Aber ich meine, es ist ähnlich, wie mit dem Erwerb eines Vermögens. Nämlich wenn ein Mensch Alles, was er gewonnen hat, auch behält, so weiß er dem Schicksal großen Dank; hat er es aber unvermerkt verschwendet, so läßt er auch seine Dankbarkeit für die genossene Gunst mit verschwinden. So auch im Staatsleben: wer eine günstige Gelegenheit nicht gehörig benutzt hat, der denkt nicht an das Gute, das ihm doch die Götter gewährten, denn nach dem endlichen Erfolge beurtheilt er Alles, was ihm zu Gebote stand. Darum müssen wir mit allem Ernst an das denken, was uns noch zu thun übrig bleibt, und durch dessen zweckdienlichere Behandlung die Unehre unseres früheren Benehmens austilgen. Geben wir aber auch dieses Volk preis, und unterjocht jener Mensch Olynthos, dann möcht' ich wissen, was ihn noch hindern kann, hinzuziehen, wohin er will. Bedenkt und betrachtet denn Keiner von euch, Athener, auf welche Weise der anfangs so unmächtige Philipp so groß geworden ist? Nachdem er erst Amphipolis, später Pydna weggenommen, überzog er Thessalien; darauf, als er in Pherä, Pagasä, Magnesia Alles nach seinem Sinn geordnet hatte, ging er nach Thracien. Dann, als er dort Könige theils vertrieben, theils eingesetzt hatte, verfiel er in eine Krankheit. Kaum genesen, griff er, ohne sich Ruhe zu gönnen, sogleich Olynthos an.

Wozu dies jetzt? könnte Einer sagen. Damit ihr Zweierlei erkennen und einsehen lernt, Athener; erstens den großen Nachtheil, den es bringt, bei jeder Gelegenheit etwas preiszugeben, und zweitens, die rastlose Thätigkeit, in der Philipp lebt und webt, und die ihm nicht erlaubt, mit dem erreichten Zweck sich zu begnügen und Ruhe zu halten. Wenn es nun seine Ueberzeugung ist, immer noch mehr thun zu müssen, als was schon gethan ist, die eure dagegen, nichts kräftig angreifen zu

dürfen, so bedenkt, wie dies aller Aussicht nach enden wird. Bei den Göttern, wer von euch ist so einfältig, nicht zu wissen, daß der Krieg sich von dort hierher ziehen wird, wenn wir ihn außer Acht lassen? Aber thun wir das, dann fürcht' ich, daß es uns geht wie einem Menschen, der leichtsinnig Gelder gegen große Zinsen borgt und nach kurz dauerndem Ueberfluß auch sein Stammvermögen abtreten muß: daß wir nämlich erst vor Aller Augen gegen große Opfer in Leichtsinn dahin lebten und immer nur fragten, was uns freut, und dann später uns gezwungen sehen, viel Lästiges, das wir nicht thun wollten, doch zu thun, und um unser Hab' und Gut im eigenen Lande kämpfen müssen.

Vielleicht sagt Jemand: Tadeln ist leicht, und das könne Jeder; ein Rathgeber aber habe nachzuweisen, was in der gegenwärtigen Sachlage zu thun sei. Ich weiß das gar wohl, Athener, daß ihr gar oft nicht den Schuldigen, sondern den Redner, der zuletzt über die Sache gesprochen hat, zum Gegenstande eures Zornes macht, wenn etwas nicht nach eurem Sinn ausgeht. Gleichwohl halte ich es nicht für recht, aus Rücksicht auf meine eigene Sicherheit das, was nach meiner Ansicht euch frommt, mit Schüchternheit auszusprechen. Ich behaupte, daß ihr auf zweierlei Weise der Lage der Dinge zu Hülfe kommen müßt: erstens, indem ihr den Olynthiern ihre Städte erhaltet und zu diesem Zweck die erforderlichen Truppen hinschickt; zweitens, indem ihr sein Land angreift. Wenn ihr Eins von Beiden vernachlässigt, dann, fürcht' ich, schlägt euer Unternehmen fehl; denn wenn ihr sein Land verheert, er aber das geschehen läßt und indessen Olynthos in seine Gewalt bringt, so ist er leicht wieder in seinem Lande und vertheidigt sich; wenn ihr aber blos nach Olynthos Hülfe schickt, er dagegen die Belagerung fortsetzt, und den Gang der Dinge beobachtet, indem er sein Land außer Gefahr sieht, so wird er endlich über die Belagerten Herr. Darum ist eine starke und zwiefache Hülfe nöthig.

Das ist meine Ansicht von dem Hülfszuge. Was die Geldmittel betrifft, so habt ihr Geld für den Krieg, Athener, mehr als irgend Jemand. Aber das laßt ihr euch nach eurem Belieben auszahlen. Wenn ihr dieses Geld für die Truppen hergebt, so braucht ihr gar keine Geldquelle weiter; wo nicht, dann braucht ihr deren noch oder habt vielmehr gar keine. Wie, sagt vielleicht Einer, du stellst den Antrag, diese Gelder sollen die Kriegskasse sein? Nein, ich wahrlich nicht; ich meine nur, daß man Truppen in's Feld stellen muß, und daß wer Geld empfängt, folgerechter Weise auch seine Pflicht erfüllen muß; eure Ansicht dagegen ist, daß ihr das Geld nur so, ohne Arbeit, zu empfangen habt, für die Festtage. So bleibt, mein' ich, nichts übrig, als daß Alles zahle, viel, wenn man viel braucht, und wenig, wenn man wenig braucht. Aber Geld braucht man, und ohne Geld kann von Allem, was geschehen muß, nichts geschehen. Mancher macht noch andre Geldquellen namhaft; unter diesen wählt nun die, welche auch die beste scheint — und geht nun an's Werk, so lange es noch Zeit ist!

Es verdient aber Beachtung und Erwägung, in welchem Zustande sich Philipps Macht jetzt befindet. In keinem so schlagfertigen, als es aussieht, und wie man bei einer oberflächlichen Betrachtung behaupten möchte, und nicht am besten für ihn; auch würde er den Krieg nimmer begonnen haben, wenn er geglaubt hätte, ihn führen zu müssen. Durch seine bloße Erscheinung hoffte er damals Alles zu unterwerfen, und darin hatte er sich getäuscht. Diese für ihn unerwartete Wendung der Dinge ist das Erste, was ihn nun verwirrt und sehr entmuthigt; das Zweite, seine Verhältnisse zu den Thessalern. Denn dies war doch gewiß schon von je her ein seinem Wesen nach unzuverlässiges Volk für Jedermann, ganz besonders aber zeigt es sich jetzt gegen ihn, so wie es immer war; denn sie haben beschlossen, ihm Pagasä abzufordern, haben ihn gehindert, Magnesia zu befestigen; ich hörte auch sagen, sie wollen ihm sogar die Einkünfte von ihren Häfen und von ihren Märkten nicht länger überlassen, denn diese seien zur Bestreitung der thessalischen Bundeskosten nöthig; die dürfe Philipp nicht in Beschlag nehmen. Verliert er diese Gelder, dann kommt er mit der

Verpflegung seiner Miethstruppen sehr in die Enge. Und vollends Päonien, Illyrien, kurz alle diese Länder, das darf man glauben, wollen lieber unabhängig und freie Völker sein, als Sclaven. Denn theils sind sie nicht gewohnt irgend Jemand zu gehorchen, theils ist er ein übermüthiger Herr, wie sie behaupten. Und, bei Gott! das ist auch nicht unglaublich, sollt' ich denken, denn unverdientes Glück ist für den Unverständigen eine Aufforderung zu schlechter Denkart; weshalb auch so oft ein Gut schwieriger zu bewahren scheint, als zu erwerben. Darum müßt ihr, Athener, die Verlegenheit des Philippos als eine Gelegenheit für euch betrachten und bereitwillig Hand mit an's Werk legen, müßt Gesandte überall hinschicken, wo es Noth thut, müßt in Person zu Felde ziehen, müßt alle andere Staaten zur Theilnahme auffordern; denn fände Philipp einen so günstigen Augenblick euch zu schaden, und bräche in unserer Nähe ein Krieg aus, wie bereit, glaubt ihr, würde er sein, euch anzugreifen! Und doch schämt ihr euch nicht, wenn euch der Muth fehlt, im günstigen Augenblicke das zu thun, was ihr, im Fall er's vermöchte, von ihm zu erleiden hättet?

Auch dürft ihr nicht übersehen, daß ihr jetzt die Wahl habt, den Krieg dort zu führen, oder ihn hier bei euch geführt zu sehen. Denn wenn Olynth Widerstand leistet, so führt ihr dort den Krieg und verheert sein Land, ohne für den Genuß eures bisherigen Eigenthums und eures eigenen Landes fürchten zu müssen. Hat Philipp einmal jene Städte in Besitz, wer hindert ihn dann noch, hierher zu ziehen? Die Thebaner? Es klingt vielleicht allzuhart, aber sie nehmen gern an einem Einfall in unser Land Theil. Allein die Phocier? sie, die ihr eigen Land nicht schützen können, wenn nicht ihr oder sonst Jemand ihnen beisteht! — „Aber, Freund, er wird gar nicht wollen!“ Das wäre doch die seltsamste Erscheinung, wenn er einen Plan, dem er jetzt, auf die Gefahr hin ein Thor zu heißen, verlauten ließ, dann, wenn er ihn ausführen kann, nicht ausführen würde. Aber welch' großer Unterschied es ist, ob wir hier oder dort Krieg führen, das, glaub' ich, bedarf gar keines Wortes. Denn müßtet ihr in Person auch nur dreißig Tage außerhalb der Stadt im Lager stehen und allen Bedarf aus dem Lande ziehen, die Landbauer unter euch würden, ohne daß ein Feind im Lande stände, mehr Schaden davon haben, als alle eure Ausgaben im vorigen Krieg betrugen. Und wenn nun der Krieg gar in das Land kömmt, wie groß muß dann nicht euer Schaden sein! Und dazu noch die Mißhandlungen! und überdies die Schande, die für jeden Vernünftigen so arg ist als irgend ein Schaden!

Alles das müßt ihr nun in's Auge fassen und darum insgesammt mithelfen und den Krieg dahin verweisen: die Wohlhabenden, um fernerhin ihr Land ohne Sorgen zu bauen, indem sie für ihren großen Besitz (der ihnen gegönnt sei!) ein kleines Opfer bringen; die Waffenfähigen, um sich Kriegserfahrung in Philipps Land zu erwerben und dann furchtbare Wächter ihres eigenen unversehrten Landes zu werden; die Redner, um sich die Verantwortlichkeit für ihr Wirken zu erleichtern; denn je nach der Wendung, welche die Dinge nehmen, werdet ihr auch ihre Thätigkeit richten. Möge der Verlauf ein guter sein, um Jedermanns willen!

Vom Falle Olynths bis zum Tode Philipps.*

Fall Olynths und Siegesfest.

Mit Mühe bewirkte es Demosthenes, daß ein Bündniß zwischen Olynth und Athen zu Stande kam, aber es gelang ihm nicht, seine Mitbürger dahin zu bringen, daß sie selbst das Schwert ergriffen, um gegen Philipp zu kämpfen. Ein Söldner-

* Nach Adolph Streckfuß, Weltgeschichte.

heer unter der Führung des schwelgerischen Feldherrn Chares wurde den Olynthern zu Hülfe gesandt, und diesem folgte ein zweites, dessen Oberbefehl einem Miethlinge, dem wüsten Charidemus, der für Geld Jedem seine Dienste verkaufte, anvertraut wurde.

Mit solchen Mitteln war Philipp nicht erfolgreich zu bekämpfen. Wenn die Söldnerheere vorübergehend auch einige Vortheile erzielten, so schadeten sie den Olynthiern durch ihre Plünderungssucht und Beutegier doch mehr als sie nützten. Zu spät setzte Demosthenes es durch, daß endlich ein drittes aus athenischen Bürgern bestehendes Heer unter Chares Führung entsendet wurde; es kam an, als die Stadt bereits gefallen war.

Philipp hatte bei dem Kampfe gegen Olynth alle die Mittel in Bewegung gesetzt, durch welche er zu siegen gewohnt war. Die Tapferkeit seiner Krieger wurde unterstützt durch sein gutes Geld, mit diesem erkaufte er zwei Verräther, angesehene Männer in der Stadt, die Anführer der olynthischen Reiterei, und durch ihre Hülfe gelang es ihm, Olynth (348) zur Ergebung zu zwingen. Das Schicksal der Besiegten war hart. Philipp durfte die Bürger nicht in ihren Besitzungen lassen, es wäre eine Unklugheit gewesen, hätte er ihrer zweifelhaften Treue einen so wichtigen Platz anvertraut; er verkaufte sämmtliche Olynther, Männer, Weiber und Kinder, in die Sclaverei.* Ihre Besitzthümer zog er ein, seine beiden Stiefbrüder, die in Olynth vor seinen Verfolgungen Schutz gesucht hatten, und die nun in seine Gewalt gefallen waren, ließ er hinrichten, um sie auf die sicherste Weise unschädlich zu machen.

Seine Siege und Eroberungen auf Chalcidice verherrlichte Philipp durch ein glänzendes Fest, welches er zu Ehren des olympischen Zeus in Macedonien gab. Er hatte Gäste aus allen griechischen Staaten zu demselben eingeladen. Dichter und Schauspieler kamen, um sich der Gastfreiheit des Königs zu erfreuen. Prächtige Spiele wurden gefeiert, gymnastische Schaustellungen und dichterische Wettkämpfe fanden statt. Die Sieger empfingen reiche Geschenke von Philipp. Unter den Gästen befanden sich auch die Athener Satyrus und Neoptolemus, der erste ein Komiker, der andre ein tragischer Schauspieler. Satyrus benutzte die Gelegenheit, um für die Töchter eines Freundes, welche in Olynth zu Gefangenen gemacht worden waren, die Freiheit zu erwirken. Er schlug alle Geschenke aus und erbat sich nur die beiden Sclavinnen, indem er zugleich offen aussprach, er werde, falls der König ihm seinen Wunsch gewähre, Jenen nicht nur die Freiheit geben, sondern sie auch aussteuern und verheirathen. Philipp kam dem Wunsche des Satyrus nach, obgleich die beiden jungen Mädchen die Töchter eines Mannes waren, den Philipp als seinen persönlichen Feind betrachtet hatte.

Friedens-Verhandlungen.

Nach dem Falle Olynths hatte sich die Macht Philipps in einem solchen Maße vermehrt, daß die Athener die ernstesten Besorgnisse vor derselben empfanden. Nicht nur Demosthenes, auch andre Redner traten mit der Forderung auf, daß die übrigen griechischen Staaten zu einem Bündnisse gegen Philipp eingeladen werden sollten. Mit besonderem Eifer nahm sich der Volksredner Aeschines dieses Vorschlages an.

Aeschines, der als Nebenbuhler und Feind des Demosthenes sich einen geschichtlichen Namen erworben hat, war etwa um sechs Jahr älter als jener. Er war niederem Stande entsprossen und hatte sich nur mühsam emporgearbeitet. In früheren Jahren war er Schauspieler gewesen, später hatte er als Schreiber bei den Gerichten gearbeitet und war dann öffentlicher Schreiber in den Volksversammlungen geworden; in diesem Amte hatte er die Staatsgeschäfte kennen gelernt und war endlich in die Reihe der

* Von dem bedauernswürdigen Loose, welches die olynthischen Sclaven traf, giebt uns Seneka ein Bild. Ein alter Mann aus Olynth wurde von dem Maler Pharrhasius gekauft und von ihm zum Modell für eines seiner Bilder benutzt. Er malte den gemarterten Prometheus. Um den Gesichtszügen auf dem Bilde einen möglichst naturgetreuen Ausdruck zu geben, ließ er jenen Unglücklichen auf die schmerzhafteste Weise foltern! —

politischen Redner getreten. Ausgestattet mit natürlichen Vorzügen, mit einer athletischen Gestalt, einer gewaltigen Stimme und einer hervorragenden Begabung eines leichten Redeflusses, stand er nur Demosthenes in der Beredtsamkeit nach.

Seinem Wunsche gemäß gingen Gesandtschaften nach den verschiedenen griechischen Staaten ab; er selbst gehörte einer Gesandtschaft an: aber der Erfolg war ein trauriger. Die gegenseitige Eifersucht der Staaten ließ es zu einem einmüthigen Entschlusse, den äußern Feind abzuwehren, nicht kommen.

Sollte Athen den Krieg allein fortführen? Dazu fühlten sich die Bürger zu schwach. Ihr Handel hatte durch die macedonischen Kaperschiffe gelitten, ihre Besatzungen auf den Inseln waren bedroht, ja sie durften eine Landung kühner macedonischer Schiffsführer auf Attika nicht zu den Unmöglichkeiten rechnen. Unter diesen Umständen wünschte das Volk von Athen Frieden mit Philipp zu schließen, und es wurde dieser Wunsch genährt durch viele angesehene Männer, durch die Verwandten der bei der Einnahme Olynths in die macedonische Gefangenschaft Gekommenen, sowie durch heimliche Freunde des Königs, dessen Gold auch in Athen gewirkt hatte. Besonders thätig nach dieser Richtung hin zeigten sich die ebenfalls bei dem olympischen Feste anwesend gewesenen Schauspieler Aristodemus und Neoptolemus; sie rühmten die große Liebeswürdigkeit des Königs, die Achtung und Freundschaft, mit der er stets von den Athenern gesprochen habe. So kam es, daß die Sehnsucht nach dem Frieden allgemein ward in Athen, und sich selbst Demosthenes diesem Zuge nicht widersetzte.

Es ward eine Gesandtschaft, zu der auch Demosthenes und Aeschines gehörten, an den König von Macedonien gesendet. Philipp empfing die Gesandten mit hinreißender Liebeswürdigkeit, er bewirthete sie prächtig, jeden Einzelnen hörte er an, und als Demosthenes, wie Aeschines erzählt, in seiner vorbereitenden Rede stecken blieb, weil ihn die fremde Umgebung verwirrte, suchte ihm Philipp durch freundliche Worte Muth einzusprechen. Im Geheimen aber that er noch mehr; er bemühte sich, einzelne Männer der Gesandtschaft durch Bestechung für sich zu gewinnen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß ihm dies bei Aeschines und Andern gelang; bei Demosthenes versuchte er es gar nicht; er war klug genug, zu erkennen, daß derselbe nicht zu bestechen sei.

Philipps Mund floß über von Freundschaftsversicherungen für die Athener, und er versprach, Gesandte nach Athen zu schicken, welche bestimmte Friedensvorschläge überbringen sollten. Dann entließ er die Gesandtschaft.

Hierauf brach er mit seinem Heere nach Thracien auf, um dort den Krieg fortzusetzen, jedoch nicht ohne den Athenern das Versprechen gegeben zu haben, während der Friedensunterhandlungen gegen die athenischen Besitzungen in Chersones sich aller Feindseligkeiten zu enthalten.

Philipp macht sich zum Herrn der Thermopylen.

Die Gesandtschaft war dem Könige Philipp im höchsten Grade willkommen gewesen, denn gerade zur damaligen Zeit kam ihm Alles darauf an, die Athener unthätig zu erhalten. Bot sich ihm doch abermals die Gelegenheit, den Schlüssel Griechenlands, den Paß von Thermopylä, zu gewinnen!

Der heilige Krieg hatte ohne Unterbrechung fortgedauert, die sich bekämpfenden Parteien befanden sich in äußerster Erschöpfung. Theben vermochte den Krieg kaum mehr fortzuführen, ein großer Theil von Böotien war von phocischen Soldtruppen besetzt. Aber auch die Lage der Phocier war eine üble geworden, die Tempelschätze versiegten, und es fehlte an Geld, die Söldner zu bezahlen.

Die Thebaner, welche nicht hoffen durften, ohne fremde Unterstützung zu siegen, wendeten sich an Philipp und baten diesen um Beistand.

Nichts konnte dem Könige von Macedonien erwünschter kommen, als diese Bitte. Er machte den Thebanern glänzende Versprechungen. Freilich war auch noch nöthig, die Wachsamkeit der Athener einzuschläfern und ihr Augenmerk von dem

Passe abzulenken. Dahin ging das Streben der bestochenen Parteigänger Philipps in Athen, dies war der eigentliche Zweck der Friedensunterhandlungen, die von dem schlauen König in die Länge gezogen wurden.

Die erwarteten macedonischen Gesandten kamen in Athen an: es waren die angesehnsten Feldherrn Philipps, Männer, welche sein höchstes Vertrauen besaßen.

Nun gab es lange Unterhandlungen. Die Athener wollten den Frieden nur schließen, wenn auch ihre Bundesgenossen, der thracische König Kersobleptes, gegen den Philipp Krieg führte, und die Phocier in denselben aufgenommen würden; dem Könige Philipp dagegen kam es gerade darauf an, die Friedensunterhandlungen zu benutzen, um Thracien ganz und gar zu erobern und durch den Kampf gegen die Thracier sich den Besitz der Thermopylen zu sichern. Durch seine geschickten Unterhändler und seine bestochenen Parteigänger, unter letzteren Aeschines, gelang es ihm, die Athener vollständig zu täuschen.

Die macedonischen Gesandten weigerten sich, die Phocier in den Friedensvertrag zu ziehen, aber sie gaben, unterstützt von Aeschines, zu verstehen, Philipp sei den Thebanern im Herzen abgeneigt, für den Augenblick freilich könne er nicht mit dem offenen Feinde derselben, den Phociern, ein Bündniß schließen, dies solle aber geschehen, sobald erst der Friede mit Athen eine Thatsache sei. Die Athener gingen in die ihnen damit gelegte Falle, und sie beschworen den Frieden, ohne die Phocier in denselben einzuschließen; darauf schickten sie eine Gesandtschaft zu Philipp und ließen ihn auffordern, nun auch seinerseits den Frieden zu beschwören.

Philipp befand sich zu dieser Zeit gerade in Thracien; er hatte den König Kersobleptes besiegt und, entgegen seinem früher gegebenen Versprechen, auch athenische Städte angegriffen und in Besitz genommen. Es kam ihm nun darauf an, in seinem Eroberungszuge nicht gestört zu werden; dazu boten ihm die bestochenen Gesandten Athens bereitwillig die Hand. Sie reisten, wie sehr auch Demosthenes, der sich unter ihnen befand, zur Eile antrieb, so langsam als möglich. Endlich traf die Gesandtschaft in der macedonischen Hauptstadt Pella ein; Philipp war nicht hier, er befand sich auf dem Kriegsschauplatze in Thracien. Anstatt ihm nachzureisen, verweilte die Gesandtschaft in Pella, bis der König von seinem thracischen Siegeszuge zurückkehrte.

Und auch hiermit nicht genug! Durch trügerische Versprechungen ließen sich die Gesandten hinhalten; die Eidesleistung wurde verschoben, bis Philipp seine Rüstungen zum phocischen Kriege vollendet hatte. Die Gesandten begleiteten den König dann auf seinem Zuge nach Thessalien, und erst in Pherä empfingen sie den Friedenseid, bei welchem Philipp die Phocier ausdrücklich ausschloß; dann kehrten sie nach Athen zurück.

Demosthenes war nicht in Zweifel darüber, daß ein Theil seiner Genossen, Aeschines und Andre, Verräther seien. Er sprach dies offen im Senate aus, er forderte noch im letzten Augenblicke, daß die Athener sofort fünfzig Dreiruderer zum Schutze der Thermopylen entsenden möchte. Der Senat theilte seine Besorgniß, er berief eine Volksversammlung, in dieser aber verstand es Aeschines durch eine glanzvolle Rede, jede Besorgniß des Volkes zu heben. Philipp, so versicherte er, komme als Freund der Phocier, als Feind Thebens! Die verhaßten Thebaner werde er züchtigen, sobald er durch die Thermopylen in Mittelgriechenland eingerückt sei.

Mit donnerndem Jubelruf begrüßte die leicht bewegliche Menge die Rede des Aeschines, und als nun Demosthenes es versuchen wollte, die Getäuschten aufzuklären, erhoben die Freunde des Verräthers ein solches Geschrei, daß seine Stimme übertönt wurde; er mußte abtreten.

Philipp rückte inzwischen gegen den Paß der Thermopylen vor; auch die Phocier hatte er durch trügerische Versprechungen, durch Hinweis auf den mit ihren Freunden, den Athenern, geschlossenen Frieden zu täuschen verstanden. Mit Phaläkus schloß er ein Abkommen; er gestattete dem Feldherrn mit seinem Heere freien Abzug nach dem Peloponnes, die übrigen Phocier übergaben sich dem

Sieger auf Gnade und Ungnade. Ohne Schwertstreich hatte Philipp durch seine List den wichtigsten Paß genommen und Phocien erobert.

Jetzt warf er die Maske ab und setzte die Thebaner wieder in den Besitz der von den Phociern eingenommenen Städte Orchomenos, Koronea u. s. w., wonach er darauf ausging, sich durch Vermittlung des Amphiktionenbundes eine feste Stellung in Griechenland zu begründen.

Der Rath der Amphiktionen trat zusammen, um das Urtheil der Phocier zu sprechen. Es war strenge genug: Alle diejenigen Phocier, welche am Tempelraube theilgenommen hatten, wurden verflucht, sie sollten niedergemacht werden, wo man sie traf; die Uebrigen wurden gezwungen, ihre Waffen abzugeben, ihre Städte wurden zerstört, sie durften fortan nur in Dörfern leben, ihr Land wurde zum Eigenthum des delphischen Gottes gemacht, für dessen Tempel sie außerdem fast unerschwingliche Jahres-Tribute zu zahlen hatten. Ihr Recht, im Rathe der Amphiktionen mitzustimmen, ward für erloschen erklärt.

Philipp von Macedonien dagegen erhielt jetzt Sitz und Stimme im Amphiktionenrathe, ihm wurde sogar die hohe Ehre zuerkannt, fortan bei den pythischen Spielen den Vorsitz zu führen. Damit belohnten die Amphiktionen das Verdienst, welches sich Philipp von Macedonien um die Beendigung des unheilvollen heiligen Krieges erworben hatte.

Nun schaueten die Athener mit Schrecken auf die Früchte, welche ihr übermäßiges Vertrauen, ihr leichtgläubig geschlossener Friede gezeitigt hatte. Für die Sache selbst half es nichts, daß sich jetzt wüthende Stimmen gegen Aeschines und seine Freunde erhoben. Aber sie wollten unter diesen Umständen wenigstens nichts mit dem Amphiktionenrathe zu thun haben, den Platz für Athen unbesetzt lassen. Bald jedoch mußten sie auch davon abstehen. Demosthenes hatte selbst dazu gerathen, weil er fürchtete, Philipp werde sonst mit Leichtigkeit ein allgemeines Bündniß gegen die Athener zu Stande bringen.

Philipp gegen Perinth.

Philipp benutzte den errungenen Sieg mit bewundrungswürdiger Mäßigung und Zurückhaltung. Schon damals wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, sich die Hegemonie über Griechenland zu verschaffen, wenn gleich erst nach schweren Kämpfen; noch hatte er nicht festen Fuß gefaßt, noch erschien er den Griechen als ein Fremder, als Halbbarbar. Die Griechen würden, hätte er sie jetzt mit Gewalt niedergeworfen, jeden günstigen Augenblick benutzt haben, sich wieder zu befreien. Klaren Blicks durchschauete Philipp die Sachlage, und er zeigte sich deshalb als der maßvollste Freund der Griechen. Für jetzt zufrieden damit, daß er den Schlüssel Mittelgriechenlands, die Thermopylen, in seine Gewalt bekommen hatte, zog er, eine genügende Besatzung zurücklassend, sein Heer nach Thracien, um ihm daselbst Beschäftigung zu geben; er war bemüht, ehe er sich in einen entscheidenen Kampf mit den Griechen einließ, durch sein Gold in den einzelnen Staaten Bundesgenossen zu werben. Seine Bemühungen hatten den besten Erfolg; es gelang durch Unterhändler, die er aussandte, mitten im feindlichen Lager eine starke macedonische Partei zu bilden.

Gleiche Folgen hatte das persönliche Verhalten des Königs. Er zeigte die größte Liebeswürdigkeit gegen alle griechischen Gelehrten, Dichter und Künstler; an seinem glanzvollen Hofe fanden selbst politische Flüchtlinge die ehrenvollste Aufnahme. So schuf er sich eine Schaar eifriger Lobredner.

Einzig Athen hätte ihn noch können gefährlich werden. Mit feinberechnender Klugheit war Philipp deshalb bestrebt, trotz des beschworenen Friedens, die Macht dieses Staates zu untergraben. Auf der Insel Euböa verstärkte er seinen Einfluß; die athenischen Bundesgenossen schwächte und bekriegte er mit dem größten Eifer und richtete namentlich auf die athenischen Besitzungen an der Küste des Chersonnes sein Augenmerk, um durch Eroberung derselben die Seemacht Athens zu brechen.

Demosthenes durchschauete den Trug-

vollen; er legte die Absichten desselben dem Volke dar. Seine Philippiken — die gegen Philipp gehaltenen Reden — sind wahre Meisterwerke der Redekunst. Sie hatten Erfolg; die Bestrebungen Philipps, mit Hülfe seiner bestochenen Parteigänger durch falsche Freundschaftsversicherungen den Athenern in Sicherheit zu wiegen, erwiesen sich mehr und mehr als wirkungslos.

Demosthenes drang auf offenen Krieg, so lange es noch Zeit zu einem solchen sei.

Um diese Zeit geschah es, daß Philipp die mächtige Handelstadt Perinth am Ufer des Propontis mit großer Truppenmacht angriff. Die Perinther vertheidigten sich tapfer, vergeblich bemühte sich Philipp, mit Hülfe neuer Belagerungsgeräthe die Stadt zu überwinden. Sie erhielt von vielen Seiten Hülfe. Die schnell emporblühende Macht des Königs der Macedonier hatte auch den König von Persien besorgt gemacht, und da es ihm hochwichtig erschien, die reiche Handelsstadt am europäischen Gestade vor dem macedonischen Einfluß zu sichern, unterstützte er die Perinther durch Geld- und Getreide-Sendungen.

Einen andern starken Bundesgenossen fanden die Perinther in der Stadt Byzanz. Die Byzantiner sahen es deutlich vor Augen, daß, wenn Perinth überwunden sei, ihnen das gleiche Schicksal bevorstehe; sie gedachten an Philipps erheuchelte Freundschaft für Olynth und an das tragische Geschick, von welchem darauf die einst mächtige Stadt ereilt worden war. Deshalb entsendeten sie nicht nur selbst Hülfstruppen nach Perinth, sie forderten auch Athen zu einer Betheiligung an dem Hülfszuge auf, obgleich sie sich früher gegen eine Verbindung mit der attischen Hauptstadt aus Mißtrauen gegen die Athener ausgesprochen hatten.

Die Aufforderung der Byzantiner traf anfangs auf großen Widerstand in Athen, denn der Haß gegen diese Stadt war groß. Eine feurige Rede des Demosthenes aber verscheuchte jedes Bedenken, und die Athener sandten 120 Schiffe mit einem tüchtigen Heere aus, um Byzanz und Perinth im Kampfe gegen Philipp zu unterstützen. Chares, der durch sein wüstes Leben bei allen früheren athenischen Bundesgenossen berüchtigte Feldherr, führte die Truppen; der Widerwille gegen ihn war aber so groß, daß die Byzantiner sich weigerten, ihn aufzunehmen; sie fürchteten, er werde seine Gewalt mißbrauchen, um unter dem Schein der Bundesgenossenschaft verrätherisch ihre Freiheit zu vernichten. Erst als Phocion den Oberbefehl übernahm, trauten sie der athenischen Hülfe, denn Phocion's Redlichkeit war in der ganzen altgriechischen Welt bekannt und über jeden Zweifel erhaben.

Da nun auch die reichen Inseln Chios, Rhodus und Kos Hülfstruppen gesandt hatten, gelang es, den König nach mehreren zu Lande siegreich wider ihn bestandenen Kämpfen, und nachdem auch seine Flotte geschlagen worden war, zu zwingen, daß er auf die Durchführung seines Planes, festen Fuß am Hellespont zu fassen, verzichtete.

Athens Hülfe hatte zu diesem wichtigen Erfolge das Meiste beigetragen; Phocion erkämpfte sich reiche Siegeslorbeeren, und es gelang ihm auch, auf Euböa die Besatzungen Philipps zu vertreiben und die macedonische Partei auf dieser Insel zu unterdrücken.

Philipp besaß die große, wenigen Eroberern eigene Kunst, in ein Mißlingen sich finden zu können; niemals suchte er starrköpfig den Sieg zu erzwingen; ein Unternehmen, welches er nicht durchzuführen vermochte, gab er stets im rechten Augenblicke auf, sich vorbehaltend, es im geeignetem Zeitpunkte wieder aufzunehmen. Jetzt zog er sich nach Macedonien zurück und richtete die Waffen seiner Krieger gegen die barbarischen Scythenstämme an der Donau. Anfangs bekämpfte er sie mit Erfolg, aber auch hier war ihm das Glück nicht dauernd günstig, denn auf dem Rückmarsch wurde er von den Feinden plötzlich überfallen und seiner gesammten Beute beraubt, ja er erhielt in dem Kampfe selbst eine schwere Verwundung, die ihn aufs Krankenlager warf, und von der eine Lähmung zurück blieb.

Kaum war er von seinem Krankenlager aufgestanden, als er den von ihm lange erwarteten und ersehnten Ruf enthielt, thatkräftig in Griechenland einzuschreiten.

Berufung Philipps.

Der Amphiktionenrath hatte im Frühjahr 339 seine gewöhnliche Versammlung abgehalten. Bei derselben befand sich unter den Gesandten Athens auch der Redner Aeschines, der sich schon früher als der treueste Freund Philipps erwiesen hatte, und dieser veranlaßte, daß dem Könige von Neuem die willkommene Gelegenheit geboten ward, sich in die griechischen Wirren zu mischen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Aeschines im Einverständnisse mit Philipp und im Auftrage desselben handelte. Er freilich hat dies in Abrede gestellt.

Aeschines erzählt: Auf jener Versammlung habe der Gesandte der Lokrer von Amphissa sich höchst feindselig gegen Athen gezeigt und gedroht, eine schwere Anklage gegen die Athener erheben zu wollen, weil sie im Bündniß mit den tempelschänderischen Phociern gestanden hätten. Da habe er, Aeschines, sich angeregt gefühlt, ernstlich darüber nachzusinnen, wie einer solchen Anklage zuvorzukommen sei, und im rechten Augenblicke sei ihm eingefallen, daß er dazu ein furchtbares Mittel besitze.

Im ersten heiligen Kriege war nach der Zerstörung von Cirrha die fruchtbare, dieser Stadt gehörige Ebene dem delphischen Gotte geweiht worden; der ganze Raum zwischen dem Tempel des Apollo und dem Meere sollte nie wieder von Menschen bepflügt, bepflanzt und auf die Dauer bewohnt werden, er war ausschließlich zur Weide des Opferviehes bestimmt. Darauf war ein Eid geschworen, die Zuwiderhandelnden mit furchtbaren Verwünschen bedroht worden.

Eine Zeit lang blieb das geweihte Land unbenutzt liegen, bald aber zeigte sich die Nothwendigkeit einer Aenderung. Die zahlreichen, das Orakel besuchenden Wallfahrer verlangten bei ihrer Ankunft nach irgend einem Unterkommen, und es versuchten deshalb die Lokrer von Amphissa, sich zu diesem Zwecke das Tempelland zu nutze zu machen. Sie baueten am Meere Häuser, in denen die Wallfahrer Aufnahme fanden. So entstand allgemach eine Stadt, die umliegenden Felder wurden nach und nach beackert.

Darüber war einige Zeit vergangen, und niemals hatten die Amphiktionen daran gedacht, ein Unternehmen zu hindern, oder gar zu bestrafen, welches allen Besuchern des Orakels willkommen sein mußte.

Jetzt plötzlich schmiedete Aeschines aus dem alten, fast allgemein in Vergessenheit gekommenen Verbote eine furchtbare Anklage gegen die Lokrer von Aphissa.

Vom Tempelgebiete, wo der Amphiktionenrath versammelt war, konnte man die cirrhanische Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken. Auf sie zeigend, rief Aeschines den Amphiktionen zu: „Sehet dort die Ebene, welche von den Bürgern Amphissas mit Landgütern besetzt worden ist! Dort liegt vor euren Augen der Hafen — er ist umgeben von Verschanzungen! In dem geweihten Hafen haben die Amphisser Zölle errichtet und ziehen daraus ihren Gewinn! —“ Aeschines rief den Amphiktionen den Fluch, der auf die Zuwiderhandelnden gesetzt war, ins Gedächtniß zurück und fuhr darauf fort: „Hier stehe ich, bereit, den Gott und das geweihte Besitzthum, dem Eid unserer Väter gemäß, mit Hand, Fuß und Stimme, mit allen meinen Kräften zu vertheidigen!“ Aeschines beschwor die Amphiktionen, dem alten Gebot endlich Gültigkeit zu verschaffen, und es gelang ihm, die Versammlung zu folgender Beschlußnahme fortzureißen: In der Frühe des nächsten Morgens findet sich die ganze Bevölkerung von Delphi, Männer und Jünglinge, Frauen und Sclaven, mit Spaten und Hacken auf der Opferstelle ein, und es vereinen sich dort die amphiktionischen Gesandten mit den Delphiern, um den Frevel zu sühnen.

Kaum war der nächste Morgen angebrochen, als die seltsame Zusammenkunft stattfand. An der Spitze des delphischen Volkes zogen die Amphiktionen, geführt von Aeschines, nach dem Hafen. Sie überfielen die harmlosen, nichts Arges ahnenden Bewohner der neuen Ansiedlung, diese flüchteten, ohne einen Widerstand

versucht zu haben; dann warf sich der wilde Troß auf die Häuser und legte Feuer an, die Schätze wurden geraubt, die Hafeneinrichtungen zerstört, die Felder verwüstet.

Inzwischen hatten die Bürger von Amphissa durch Boten erfahren, daß ihre Ansiedlung am Hafen zerstört werden sollte, und nun verkündigten ihnen auch die Feuersäulen in der Ferne die Ausführung jenes barbarischen Beschlusses. Sie griffen zu den Waffen, stürmten nach der Brandstelle, griffen die Plünderer mit Macht an, und nur mit Mühe retteten sich die Amphiktionen.

Dieser Vorgang sollte neues Unheil gebären. Schon am folgenden Tage rief der Vorsitzende des Amphiktionenraths, der Thessalier Kottyphus, eine amphiktionische Ekklesia zusammen. Die Amphisser wurden des Frevels gegen den delphischen Gott und gegen die heiligen Personen der Amphiktionen bezüchtigt, über ihre Bestrafung sollte in einer Versammlung der Amphiktionen zu Thermopylä beschlossen werden.

Als Aeschines in der Volksversammlung zu Athen Bericht erstattete, übersah Demosthenes augenblicklich die Tragweite der gefaßten Beschlüsse. „Ihr bringt uns Krieg nach Attika, einen amphiktionischen Krieg!“ rief er, aber die Freunde des Aeschines überschrieen ihn. Bald jedoch kam die Menge zu sich, die Athener erkannten die Gefahr, welche durch Aeschines heraufbeschworen worden war. Senat und Volksversammlung beschlossen übereinstimmend, sich an der außerordentlichen Amphiktionenversammlung nicht zu betheiligen, dagegen aber sich durch ihren Gesandten in den regelmäßigen Versammlungen nach wie vor vertreten zu lassen.

Die beschlossene außerordentliche Versammlung fand in Thermopylä statt; in derselben ward der Amphiktionenkrieg gegen Amphissa beschlossen, und dem Thessalier Kottyphus der Oberbefehl über das Heer anvertraut. Athen und Theben weigerten sich, Hülfstruppen zu dem Heere zu senden, die übrigen Stände zeigten sich lau und widerwillig. So vermochte denn Kottyphus, da ihm nur eine geringe Heermacht zu Gebote stand, nichts auszurichten.

In der regelmäßigen Herbstversammlung der Amphiktionen, bei der auch Aeschines als atheniſcher Gesandter anwesend war, ward nun, um eine kräftigere Kriegsführung zu erzielen, beschlossen, den König Philipp, der zwei Stimmen im Amphiktionenrathe besaß, zum Beistande aufzurufen, ja ihm den Oberbefehl über die vereinte Streitmacht anzuvertrauen.

Ein solcher Beschluß war dem Könige hochwillkommen; an der Spitze seines Heeres zog er durch Thessalien und den Paß der Thermopylen nach Phocis, überall verkündend, der Krieg gelte lediglich den gottlosen Lokrern von Amphissa und solle einzig in der Absicht geführt werden, den delphischen Gott zu rächen. Die Mitglieder des Amphiktionenbundes begleiteten den König, die amphiktionischen Truppen schlossen sich seinem Heere an.

Schlacht bei Chäronea.

Schon auf seinem Zuge nach Phocis verrieth Philipp indeß seine wahren Absichten. Als er Elatea, die zerstörte Hauptstadt des Landes, erreichte, machte er mit seinem Heere Halt und ließ die Mauern wieder herstellen. Wollte er nur den delphischen Gott rächen, so hatte er nicht nöthig, sich aufzuhalten durch einen Festungsbau. Es war augenscheinlich, daß er die Stadt zu einem festen Platze erheben wollte, um noch Absichten auszuführen, die außerhalb seiner Ankündigung lagen. Als die Befestigungen vollendet waren, verhehlte er auch seine Absichten nicht mehr; durch Gesandte ließ er in Theben verkünden, er sei gekommen, um die Athener, die mit den Lokrern von Amphissa gemeinsame Sache gemacht hätten — von Athen waren den bedrohten Amphissaten allerdings Hülfstruppen gesendet worden, — anzugreifen; er forderte deshalb Theben auf, mit ihm ein Bündniß zu schließen, ihm mindestens aber freien Durchzug durch Böotien zu gestatten.

Philipp hatte Ursache zu hoffen, daß seine Gesandten in Theben freundliche Aufnahme finden würden, denn Theben und Athen lebten seit langer Zeit in

Feindschaft, diese wie jene Stadt strebte danach, über die andere das Uebergewicht zu erlangen.

Die Nachricht von der Besitzergreifung Elateas durch Philipp und von dem Beginn der Wiederherstellung der Befestigungswerke wurde durch Eilboten nach Athen gebracht. Es war Abend, die Prytanen saßen beim Mahle. Keinem konnte es zweifelhaft sein, auf was Philipp es abgesehen habe. Da Gefahr im Verzuge war, wurde für den nächsten Morgen eine Volksversammlung angesagt. Schon in der Frühe des Morgens war der Marktplatz dicht von Männern besetzt. Als der Senat erschien, machten die Prytanen den Versammelten Mittheilungen von dem, was ihnen der Eilbote verkündet hatte. Darauf forderte Demosthenes das Volk auf, durch eine Gesandtschaft Theben ein Bündniß anzubieten. Gehe dies Theben ein, so sei damit zugleich die Gefahr beschworen, daß es sich mit Philipp gegen Athen verbinde. Sein Antrag wurde ohne Widerspruch angenommen, selbst Aeschines wagte es nicht, Einrede zu erheben. Demosthenes wurde als einer der zehn Gesandten, welche sich nach Theben begeben sollten, erwählt. Die athenischen Gesandten trafen mit einer Gesandtschaft Philipps in Theben zusammen. Eine Volksversammlung wurde berufen, vor der beide Gesandtschaften sich aussprechen sollten. Zuerst trat der Byzantiner Python auf, der Führer der macedonischen Gesandten. Er schilderte in gewandter Weise die großen Vortheile, welche die Thebaner von der Bundesgenossenschaft Philipps gewinnen würden.

Die Rede Pythons machte einen bedeutenden Eindruck. Demosthenes antwortete. Der Streiter für Griechenlands Freiheit und Unabhängigkeit bot die ganze Macht seines Wortes auf, um die Thebaner für das Bündniß mit Athen zu gewinnen, und er siegte, das Bündniß wurde geschlossen.

Athen und Theben rüsteten nun mit dem höchsten Eifer, aus vielen griechischen Landschaften schlossen sich tapfre Männer freiwillig der athenischen und thebanischen Streitmacht an. Chares und Lysikles erhielten den Oberbefehl der zum Theil aus athenischen Bürgern, zum Theil aus Söldlingen bestehenden athenischen Heeresmacht. Sie zogen mit derselben nach Böotien, und so groß war das Vertrauen, welches die Thebaner auf die attische Bundestreue setzten, daß sie sogar den Bundesgenossen gestatteten, in Theben selbst einzurücken.

Während des Frühlings und des Sommers des Jahres 338 fanden heftige Kämpfe zwischen den feindlichen Heeren statt, sie waren zum Theil mit Glück für die Verbündeten gekrönt. Schon überließen sich die Athener der Freude über die gewonnenen Siege, sie feierten Siegesfeste und brachten den Göttern Dankopfer. Aber ihre Freude sollte bald genug in schwere Betrübniß verwandelt werden. Philipp, der sich die Freigebung der Grenze erzwang, rückte mit seinem mehr als 30,000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern zählenden Heere in Böotien ein; hier in der großen böotischen Ebene kam es im August 338 bei Chäronea zur entscheidenden Schlacht.

Philipp selbst griff die athenische Streitmacht an, sein junger, damals neunzehnjähriger Sohn Alexander, der später den Namen des Großen sich erwarb, kämpfte gegen die Thebaner. Wohl stritten die Griechen mit ihrer alten Tapferkeit, die Athener drangen eine kurze Zeit sogar siegreich vor, und frohlockend riefen schon die athenischen Feldherrn aus: „Laßt uns die Feinde bis nach Macedonien verfolgen!“ Ihr Jubel verwandelte sich jedoch in Schrecken, als sie es sehen mußten, daß die Thebaner trotz ihrer todesmuthigen Tapferkeit zurückgeworfen wurden. Die berühmte heilige Schaar wich freilich nicht von der Stelle, die 300 heldenmüthigen Jünglinge fielen bis zum letzten; dann aber vermochten die Uebrigen dem gewaltigen Andrange der macedonischen Phalanx nicht mehr zu widerstehen, sie ergriffen die Flucht, und nun mußten auch die Athener weichen.

Die Schlacht war verloren und damit der Widerstand, welchen Theben und Athen den macedonischen Eroberer zu leisten vermochten, gebrochen. Kein Landheer schützte Athen mehr. Wenn Philipp in Attika einrückte, konnten sich die Bürger nur noch auf ihre festen Mauern und ihre Flotte verlassen.

Die Nachricht von der verlorenen

Schlacht erregte in Athen grenzenlose Bestürzung; stand doch der Feind nur drei bis vier Tagemärsche von der Stadt entfernt! —

Eine Volksversammlung wurde berufen, in dieser gewann ein ruhigerer Geist Platz, es wurde beschlossen, die Bevölkerung des offenen Landes hinter den Mauern der verschiedenen festen Plätze zu sichern und den Piräus in Vertheidigungszustand zu setzen. An alle Bürger erging die Aufforderung, die Waffen zum Schutze des Vaterlandes zu ergreifen.

Demosthenes, der bei Chäronea mitgekämpft hatte, und dem seine Feinde fälschlich nachsagten, er sei dort feige geflohen, war die Seele aller Maßregel zur Vertheidigung der Stadt. Schon dieser letzte Umstand beweist die Haltlosigkeit der ihm gemachten Vorwürfe. Denn wahrlich, einem Feiglinge würden die Athener, welche ihre in der Schlacht bei Chäronea besiegten Feldherrn zum Tode verurtheilten, sicherlich die Leitung ihrer Angelegenheiten in der jetzigen schweren Stunde nicht anvertraut haben!

Philipp überließ sich nach der Schlacht einer ungezügelten Freude über seinen glänzenden Erfolg. Er gab seinen Freunden zur Siegesfeier ein schwelgerisches Festgelage, bei dem er selbst eine solche Menge ungemischten Weines trank, daß er sich berauschte. In der durch den Wein erzeugten Stimmung durchschritt er die Reihen der Gefangenen und verspottete sie. Da rief ihm der athenische Redner Demades, der sich unter ihnen befand, die Worte zu: „Das Schicksal hat dir Agamemnons Rolle zugewiesen; schämst du dich nicht, wie ein Thersites zu handeln?" — Trotz des Rausches fühlte Philipp sich von dem Verweise getroffen; er riß die Kränze, mit denen er zur Siegesfeier sein Haupt geschmückt hatte, ab und entfernte sich schweigend. Dem freimüthigen Athener ließ er die Fesseln abnehmen, ja er zog ihn sogar, um ihn vor Allen zu ehren, in seine Gesellschaft.

Sieg und Tod.

Das nächste Ziel des Eroberers war Theben. Ob Philipp bei der Einnahme der früher so mächtigen Stadt Widerstand gefunden hat, wissen wir nicht, bekannt ist nur, daß er der Stadt Herr ward und sie mit größter Härte behandelte. Viele der vornehmsten Bürger, welche gegen das macedonische Bündniß gewirkt hatten, wurden hingerichtet, Andere verbannt, ihr Vermögen zog der König ein. Die Verfassung Thebens stieß er — entgegen seiner sonst geübten Verfahrungsweise — um. Er setzte einen Rath von dreihundert Bürgern ein, die Burg der Stadt erhielt eine macedonische Besatzung, welche die Dreihundert bei Ausübung ihrer Gewalt zu beschützen hatte. Die von Athen beherrschten böotischen Städte wurden befreit und bildeten fortan eigene, sich selbst regierende Gemeinden.

Versöhnlicher dagegen zeigte sich Philipp gegen die Athener. Er sagte es sich, daß es ihm, wenn überhaupt, nur nach schweren Kämpfen, gelingen würde, die attische Hauptstadt zu erobern; er erinnerte sich der Tapferkeit und zähen Ausdauer, durch welche die Athener sich zu allen Zeiten hervorgethan hatten, wenn es die Vertheidigung ihrer Freiheit galt, auch waren ihm die kräftigen Rüstungen derselben nicht unbekannt geblieben. Die athenische Flotte beherrschte noch immer das Meer, sie war der macedonischen an Zahl der Schiffe überlegen, Philipp nahm daher Anstand, in Attika einzufallen; einen Sieg, gewonnen durch Unterhandlung, zog er stets dem durch Waffengewalt vor.

In Athen war der Boden für Unterhandlungen günstig. Wenn auch die Bürgerschaft sich entschlossen zeigte, die Freiheit der Stadt bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, so verhehlte sie sich doch die Gefahren eines Kampfes mit dem übermächtigen Feinde keineswegs, und sie war daher sehr geneigt, einen Frieden selbst unter wenig günstigen Bedingungen zu schließen. Trotzdem aber fuhren die Bürger fort, für den Krieg zu rüsten.

Vergebens mühte sich die bestochene Partei Philipps, Verdacht gegen Demosthenes im Volke zu erregen; alle ihre Angriffe schlugen fehl, das Volk von Athen

vertraute seinem Führer. Die Freunde Philipps konnten nur auf eine Versöhnung mit dem Könige durch einen Friedensvertrag hoffen. Aeschines, der bis dahin jede Verbindung mit Philipp abgeleugnet hatte, rühmte sich jetzt öffentlich der Freundschaft, welche ihm der macedonische Fürst bewiesen habe, und er erbat sich, als Gesandter zu ihm zu gehen, um den Frieden zu vermitteln. Er wurde mit einigen Andern zu dem Sieger geschickt, um mit ihm in Verhandlung zu treten.

Philipp zeigte sich milder und versöhnlicher, als die Athener zu hoffen gewagt hatten. Er gestattete, daß die Leichen der gefallenen Athener feierlich bestattet würden, er gab die Gefangenen ohne Lösegeld frei, ja er überließ sogar die Stadt Oropus, welche bisher von den Thebanern besetzt gewesen war, an Attika; dagegen forderte er, daß von den Athenern seine Hegenomie über ganz Griechenland anerkannt würde.

So schwer es den stolzen Athenern werden mochte, auf solche Bedingungen einzugehen, sie thaten es. Der Friede wurde geschlossen. Philipp hatte ohne weitere Gewalt der Waffen sein Ziel erreicht, und er setzte nun seinen Eroberungszug nach dem Peloponnes fort. Nur im Gebiete von Sparta fand er Widerstand, die übrigen peloponnesischen Staaten unterwarfen sich gern seiner Herrschaft, indem sie dieselbe der der verhaßten Spartaner vorzogen. Der König verwüstete das lakonische Land, Sparta selbst aber griff er nicht an. Sparta war die einzige Stadt, welche ihre Freiheit mit fester Entschlossenheit behauptete und sich nie dazu herbeiließ, die Oberherrlichkeit des Macedoniers anzuerkennen.

Der Congreß aller griechischen Staaten wurde nach Korinth berufen; hier verkündete Philipp den Hellenen, daß er entschlossen sei, einen großen Feldzug gegen den König von Persien zu unternehmen, er fühle sich berufen, Rache zu nehmen für den Eroberungszug, den seiner Zeit Xerxes gegen Griechenland ausgeführt, seine Aufgabe sei es, die asiatischen Griechen vom persischen Joch zu befreien.

Gehorsam beugten sich die versammelten Gesandten dem Willen des Herrschers, einstimmig ernannten sie Philipp zum Führer des griechischen Heeres, welches an dem Feldzuge gegen Persien theilnehmen sollte, und überließen es ihm, die Truppenzahl der einzelnen Staaten zu bestimmen.

Sparta allein war auf dem Congresse nicht vertreten; die übrigen Staaten beugten sich dem Willen des Königs. Sie verpflichteten sich, zum Zuge eine wohlgerüstete Flotte zu stellen, deren obere Leitung ebenfalls dem Könige Philipp zugesprochen ward. Mit der Seeherrschaft Athens war es für immer vorbei.

Im Frühjahr 336 sandte Philipp einen Theil des Heeres unter Parmenio und Attalus nach Asien; er beabsichtigte in kurzer Frist nachzufolgen.

Diodor erzählt: „Philipp wünschte, mit Genehmigung der Götter in diesen Krieg zu ziehen und befragte daher die Pythia, ob er den Perserkönig überwinden werde. Er empfing folgenden Spruch:

Nah ist das Ende, bekränzt der Stier, schon harret der Opferer!

Philipp faßte den zweideutigen Spruch so auf, wie es seinem Vortheile entsprach, als ob nämlich das Orakel weissagte, der Perser werde gleich einem Opferthiere fallen. In der Wahrheit aber verhielt es sich nicht so, sondern der Sinn war im Gegentheil, bei einer Festfeier und unter Opfern für die Götter werde Philipp wie ein bekränzter Stier geschlachtet werden."

Philipp stand in der That am Ziele seiner Tage; in dem Augenblicke, in welchem er an die Ausführung seines kühnsten Eroberungsplanes zu gehen gedachte, traf ihn die Hand eines Mörders.

Philipp hatte sich von seiner Gemahlin Olympias, deren wilder, heftiger Sinn ihn zurückstieß, geschieden. Olympias wird von den alten Schriftstellern als eine der grausamsten, rachgierigsten und eifersüchtigsten Frauen ihrer Zeit geschildert. Bald nach der Trennung von Olympias vermählte sich der König mit Kleopatra, einer Nichte des Macedoniers Attalus. Olympias war zu ihrem Bruder, den König Alexander von Epirus, gegangen und hatte versucht, diesen gegen Philipp aufzureizen.

Es kam nun dem Könige Philipp, der alle seine Streitkräfte gegen Persien aufgeboten hatte, darauf an, keinen gefährlichen Feind in Griechenland zurückzulassen. Deshalb suchte er Alexander von Epirus zu versöhnen und gab ihm seine und seiner geschiedenen Gemahlin Olympias Tochter Kleopatra zur Ehe.

Im August des Jahres 336 wurde die Hochzeit des epirotischen Königs zu Aegä in Macedonien gefeiert; Philipp bot Alles auf, um das Hochzeitfest so glänzend als möglich zu machen. Schwelgerische Gastmähler, prächtige Kampfspiele, tragische Darstellungen, zu denen die besten hellenischen Schauspieler gewonnen waren, und viele andere Vergnügungen folgten einander. Aus fast allen griechischen Staaten waren Gesandte gekommen, um den König zu beglückwünschen. Wie weit die Schmeichelei für den Herrscher ging, zeigte ein Aufzug, bei welchem die Bildsäulen der zwölf Hauptgötter, von Meisterhänden verfertigt, ins Theater getragen wurden, ihnen folgte unmittelbar die Bildsäule Philipps, die als dreizehnter Gott geehrt wurde.

Philipp war in frohester, sorglosester Stimmung. Unbewaffnet trat er unter die Menge, von der er, wie er meinte, eine Gefahr nicht zu befürchten habe. Er that dies auch, als er in das bereits dicht von Zuschauern umdrängte Theater zu gehen sich anschickte. Da er dem Volke seine Zuversicht und sein Zutrauen zeigen wollte, winkte er seiner Leibwache, zurückzubleiben.

Als er die Thür des Theaters erreicht hatte, stürzte plötzlich ein Mann auf ihn ein, der unter dem Mantel ein gallisches Schwert verborgen hielt; der Mörder riß das Schwert hervor, durchstieß den König und tödtete ihn auf der Stelle.

Die Wachen eilten herbei, sie verfolgten den Mörder, der sich flüchtete und das Thor zu gewinnen suchte, an dem ein Pferd für ihn bereit stand. Schon hatte er das Pferd erreicht, schon war er im Begriffe, sich auf dasselbe zu schwingen, da blieb sein Fuß an einer Weinrebe hängen, er strauchelte, und der dadurch bewirkte kurze Aufschub genügte, seine Flucht zu vereiteln. Die Wachen warfen sich auf ihn und stießen ihn nieder.

Der Mörder Pausanias war ein früherer Günstling des Königs, der von dem Feldherrn Attalus schwer beleidigt worden war und sich vergeblich bemüht hatte, dafür Genugthuung von Philipp zu erhalten. Rachegefühle und Anreizung der Königin Olympias hatten ihn zu dem Morde getrieben.

Diodor erzählt auch, der Sophist Hermokrates habe, ohne dies selbst zu wollen, den Pausanias zu seiner Frevelthat angetrieben. Auf die Frage des Letzteren an ihn, was wohl Jemand thun müsse, um sich berühmt zu machen, habe Hermokrates ihm geantwortet, es dürfe nur derjenige, der sich berühmt machen wolle, einen hochberühmten Mann umbringen, dann werde sich sein Andenken zugleich mit dem des Getödteten erhalten. Durch diese Aeußerung soll Pausanias in seinem Vorhaben bestärkt worden sein.

Alexander bis zu seiner Thronbesteigung.*

Wir haben uns jetzt mit Philipps Sohn, Alexander, zu beschäftigen, den die Welt den Großen genannt hat; die Betrachtung seines Lebens wird es ergeben, in wie weit er diese ehrende Bezeichnung verdient hat.

Zunächst gedenken wir seiner Jugendzeit.

Alexander, geboren 356 v. Chr., war wie sein Vater Philipp, nicht ein Grieche, sondern ein bis zu einem gewissen Grade mit griechischer Gesinnung und griechischem Geiste getränkter Macedonier. Allerdings waren seine Ahnen einige Jahrhunderte früher aus Argos eingewandert, aber die Könige Macedoniens hatten jedwede Spur einer solchen Nationalität, durch die sie sich ursprünglich von ihren Unterthanen unterschieden haben mochten, längst verloren. Der Grundzug in Philipps Charakter war macedonisch, nicht griechisch: es war der Selbstwille eines barbarischen Fürsten, nicht jenes Gefühl für gegen-

* Nach G. Grote, Geschichte Griechenlands, und K. Schmidt, Geschichte der Erziehung.

seitige Pflichten und Rechte in der Gesellschaft, welches mehr oder weniger selbst die mächtigsten Glieder einer griechischen Gemeinde, gleichviel ob einer oligarchischen oder demokratischen, beseelte und auszeichnete. Dies gilt noch weit mehr von Alexander, welcher die heftige Sinnesart seiner rasend leidenschaftlichen Mutter Olympias geerbt hatte.

Ein Verwandter der Olympias, Namens Leonidas, und ein gewisser Lysimachos werden als die ersten Lehrer genannt, denen Alexanders Kindheit anvertraut war. Schon als Knabe lernte er mit Achill, der nach dem Stammbaum sein Ahn von mütterlicher Seite war, sympathisiren. Sein Lehrer Lysimachos gewann sein Herz dadurch, daß er sich selbst Phönix, den Alexander Achill und den Philipp Peleus nannte. Von des Knaben Alexander poetischen Vorträgen besitzen wir noch eine Anekdote, die eben so interessant als unzweifelhaft glaubwürdig und echt ist. Er war zehn Jahr alt, als die athenische Gesandtschaft, zu welcher Demosthenes und Aeschines gehörten, nach Pella kam, um über den Frieden zu verhandeln. Während Philipp die Gesandten in seiner gewohnten angenehmen und heitern Weise bei Tafel unterhielt, recitirte der Knabe Alexander zu ihrem Zeitvertreibe gewisse dichterische Stellen, die er auswendig gelernt hatte, und trug darauf mit einem andern Knaben einen Dialog aus einem griechischen Drama vor.

Im Alter von dreizehn Jahren ward Alexander dem Unterrichte des Aristoteles übergeben, welchen Philipp ausdrücklich zu diesem Behufe zu sich gerufen hatte, und dessen Vater Freund und Arzt von Philipps Vater gewesen war.

Ueber das Verhältniß des Aristoteles zu Alexander sagt Karl Schmidt in seiner Geschichte der Erziehung Folgendes:

„Nie hat ein größerer Lehrer einen größeren Schüler gehabt: wie der Lehrer die geistige Welt eroberte, so unterwarf sich der Schüler die wirkliche Welt durch seine Eroberungen. Aristoteles hat eine großangelegte Individualität groß gezogen, ausgebildet und zur selbstbewußten Selbstständigkeit erhoben, so daß Alexander in vollkommener Gewißheit seiner selbst und in der Unabhängigkeit von engen, beschränkten Plänen, zu dem Gedanken emporstieg, die Welt zu einem gemeinschaftlichen Verkehr zu einen, und daß in ihm das Streben lebendig ward, den Unterschied zwischen Griechen und Barbaren aufzuheben, wie er auch den weltbürgerlichen Ausspruch that, Gott sei zwar der gemeinsame Vater aller Menschen, die besten derselben aber seien ganz besonders seine Kinder. Aristoteles unterrichtete seinen Zögling nach griechischer Weise. In einer eigens dazu veranstalteten Bearbeitung führte er ihn in die Iliade ein und begeisterte ihn so glühend für das homerische Epos, daß es Alexander auf allen seinen Zügen in einem goldenen Kästchen mitführte. In der Musik verstand sich Alexander vortrefflich auf das Saitenspiel mit Gesang; auch bezeugte er musikalischen Künstlern große Verehrung und veranstaltete musikalische Wettkämpfe. Daß sich Alexander in der Gymnastik übte, beweist die symetrische Haltung seines kräftigen Körpers, seine Schnelligkeit im Lauf und seine Ausdauer in anstrengenden Bewegungen. In der Zeichenkunst ward er wahrscheinlich unterrichtet: machte er doch als Mann mit dem größten Maler seiner Zeit, mit dem Apelles, die genaueste Bekanntschaft. Gewiß ist, daß Aristoteles wesentliches Gewicht auf die Uebung in der Beredtsamkeit bei Alexander legte, damit er dadurch innerlich an Geistesklarheit gewinne und äußerlich durch seine Rede überzeuge und siege. Die Geometrie soll Alexander nur getrieben haben, um zu wissen, wie klein die Erde sei, von der er nur den kleinsten Theil beherrsche. Dagegen hat ihn Aristoteles in der Politik unterwiesen, und mit dieser Unterweisung mit den zum Könige berufenen Alexander von seinem Grundsatze, daß die Politik kein Studium für Jünglinge sei, entweder eine Ausnahme gemacht, oder diesen Satz erst in Folge der an Alexander gemachten trüben Erfahrungen ausgesprochen. In der Ethik endlich und in die tiefsten Geheimnisse der Metaphysik ward er gleichfalls eingeführt. Und wie sehr Aristoteles seinen Zögling für die Naturgeschichte interessirt hat, bewies dieser, als er auf seinen Zügen durch Griechenland und Asien 1000 Menschen alles Merkwürdige aus

der Natur sammeln ließ, um es dem geliebten Lehrer zu übersenden.“

Kehren wir hiernach zur Darstellung G. Grote's zurück.

Zu welcher bestimmten Zeit bei Lebzeiten seines Vaters Alexander zum ersten Male Theil am Kriegsdienste genommen, wissen wir nicht. Es wird erzählt, er habe einstmals, noch als ganz junger Mensch, in Abwesenheit seines Vaters persische Gesandte empfangen und sie sowohl durch die Reife seines Benehmens als durch die Angemessenheit seiner Fragen überrascht. Obgleich erst sechszehn Jahr alt, ward ihm doch, während sein Vater gegen Perinth Krieg führte, die Regentschaft anvertraut. Und er bewährte sich in seinem Amte vollkommen. Er warf eine Empörung eines benachbarten thracischen Stammes nieder, nahm eine ihrer Städte und gründete sie von Neuem unter dem Namen Alexandria: die früheste Stadt, welche diesen Namen trug, der in der Folge auf so viele andre von ihm gegründete Städte angewendet ward. An dem Marsche des Philippos nach Griechenland nahm Alexander Theil, befehligte in der Schlacht bei Chäronea den einen Flügel und soll zuerst auf seiner Seite die Oberhand über die thebanische heilige Schaar gewonnen haben.

Trotz solcher Beweise von Vertrauen und solcher thätigen Theilnahme traten doch Umstände ein, die zwischen Vater und Sohn einen bittern Groll erzeugten. Die Verstoßung seiner Mutter Olympias entrüstete den Sohn aufs Aeußerste. Bei der Vermählungsfeier Philipps mit Kleopatra entstand zwischen Vater und Sohn ein heftiger Zwist, bei dem Philipp das Schwert zog, Alexanders Leben bedrohte und an der Ausführung der Drohung nur dadurch behindert ward, daß er vor Trunkenheit zu Boden fiel. Nach diesem Vorgange zog sich Alexander aus Macedonien zurück und begab sich zu dem Bruder seiner Mutter. Ihm zugethane Personen mußten nun ebenfalls das Land verlassen, während der Bruder und der Oheim der neuen Gemahlin Philipps zu hoher Gunst gelangten.

So waren denn Alexanders Aussichten in der letzten Lebenszeit seines Vaters voll Ungewißheit und Gefahr. Die macedonische Thronfolge, wenn sie auch in der nämlichen Familie vererbte, war doch in Bezug auf einzelne Mitglieder derselben nicht sicher gestellt; und zudem bildeten im königlichen Hause von Macedonien gewaltsame Fehden und ewiges Mißtrauen zwischen Vater und Sohn, Söhnen und Brüdern ganz gewöhnliche Erscheinungen. Da nun auch dem Könige von seiner neuen Gemahlin ein Sohn geboren wurde, so stand zwischen Alexander und seiner Mutter einerseits und Kleopatra und ihren Verwandten andrerseits ein mörderischer Kampf in Aussicht.

Diese in der Ferne ersichtlichen Gefahren für Alexander und für das Land wendete das Racheschwert des Pausanias ab. Die Gegenpartei Alexanders war nicht vorbereitet für einen Kampf, der im zwanzigsten Lebensjahre stehende Alexander bestieg den Thron.

Alexander und die Griechen.*

Philipps Ermordung galt den Griechen als Aufruf, sich die Freiheit wieder zu erstreiten. Doch es geschah nicht das Nothwendige. Im Innern der Staaten hatte Verschiedenheit der Interessen Parteiungen erzeugt; Vereinigung zu gleichem Zweck war schon deshalb nicht möglich. Je übereilter Jeder für sich handelte, desto sicherer war das Verderben Aller.

Die Thebaner faßten öffentlich den Beschluß, die Besatzung aus der Burg zu vertreiben. Die Athener gaben die Freude über den Untergang Philipps dadurch zu erkennen, daß sie den Aschenkrug des Mörders Pausanias mit einer goldenen Krone schmückten und den Göttern für die Frevelthat reiche Opfer brachten. Gleiche Gesinnungen traten bei andern griechischen Stämmen zu Tage.

So war die Lage Alexanders allerdings bedenklich genug. Mit den Hellenen hatten sich zu gleicher Zeit die nördlichen

* Nach F. W. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands und A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit.

Völkerstämme, welche die Herrschaft Philipps anerkannt hatten, empört. In Macedonien selbst erhob sich eine starke Partei zu Gunsten des Sohnes seines Oheims Perdikkas, des vierundzwanzigjährigen Amyntas. Diesen und den Atalus ließ Alexander gewaltsam aus dem Wege räumen. Die Gunst der hellenischen Städte suchte er sich zuerst durch freundliche Aufnahme ihrer Gesandten zu sichern. Sobald er aber vernahm, daß ganz Hellas im Begriffe stehe, das Joch der macedonischen Oberherrschaft abzuschütteln, drang er mit Heeresmacht auf einem noch nie betretenen Wege über den Ossa in Thessalien ein, und erhielt ohne Schwertstreich die Huldigung des ganzen Landes.

In den Thermopylen rief Alexander hierauf den Rath der Amphiktionen zusammen, und ohne Weigerung gestand dieser ihm die Hegemonie in Hellas zu. Nun rückte er auf das böotische Gebiet und lagerte in der Nähe von Kadmea. Dies brachte Athen, das sich am meisten an Alexander vergangen hatte, in große Bestürzung. Man beschloß, wie beim ersten Einfalle der Peloponnesier in Attika, Alles vom Lande in die Stadt zu bringen, und die Vertheidigung hinter den Mauern, so gut es die Umstände erlaubten, zu versuchen. Die Klugheit Alexanders, welcher die um Nachsicht flehenden Gesandten der Athener mit Wohlwollen empfing, rettete die Bedrängten.

Bei einer zweiten Versammlung der Hellenen auf dem Isthmus beugten sie sich durch ihre Abgesandten vor dem zwanzigjährigen Jünglinge zu der gemeinsten Schmeichelei. Man wählte ihn, auf sein Verlangen, zum unumschränkten Feldherrn der Hellenen, um die von den Persern erduldete Schmach zu rächen. Blos die Gesandten der Lacedämonier gaben ihren Unwillen durch die Aeußerung zu erkennen: „Die Spartaner sind gewohnt, zu rühmlichen Unternehmungen zu führen, aber nicht geführt zu werden.“ Doch selbst die Pythia zu Delphi heiligte gezwungen Alexanders große Pläne durch den Ausspruch: „Sohn, du bist unüberwindlich!“

Nachdem Alexander Hellas aufs Neue gesichert glaubte, kehrte er nach Macedonien zurück und wandte seine Waffen gegen die Völker des Nordens, die sich empört hatten. Die Illyrier, Thracier, Päonier beugten sich seiner Macht. Das Gerücht von seinem Tode im Gebiete der Triballer fand unzeitigen Glauben in Hellas und regte den unruhigen Geist der Hellenen, ihnen zum Schaden, abermals zu eitler Hoffnung auf.

Athen kam in allgemeine Bewegung, ohne entschieden zu handeln, Sparta schien gleichgültig, bereitete sich aber klug für jeden Fall vor. Nur die Thebaner offenbarten ihre Gesinnung durch entsprechende Thaten. Sie schlossen die macedonische Besatzung der Burg von allen Seiten ein, traten mit den Arkadiern, Eleern und Argivern in Verbindung und empfingen von Demosthenes, der die Athener nicht zu thätiger Hülfsleistung zu vermögen vermochte, Waffen, um die streitbare Menge zu rüsten. Allein noch ehe sie Unterstützung von den befreundeten Staaten erhielten, erschien Alexander selbst mit einem geübten und siegreichen Heere von 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern in Böotien. Als er hier den Thebanern Verzeihung und Frieden bot, wiesen sie nicht nur jeden Antrag stolz zurück, sondern verkündeten auch noch von den Zinnen ihrer Stadt durch Herolde: „Wer Willens sei, mit Hülfe des großen Königs und der Thebaner die Hellenen zu befreien und den Tyrannen von Hellas zu vernichten, der solle sich zu ihnen gesellen.“ Schmerz und Unwillen über die unbesonnene Standhaftigkeit der Thebaner steigerte das Rachegefühl des beleidigten Helden zu gräßlichem Entschlusse.

Die Thebaner mußten, verlassen, allein den letzten Kampf für die Freiheit wagen. Ungünstige Zeichen verkündeten den bevorstehenden Untergang. Die Erinnerung an den Sieg bei Leuktra (unter Epaminondas) richtete indeß in der entscheidenden Stunde die Zaghaftesten auf zum alten Heldenmuthe.

Die Schilderung des Kampfes gegen Theben geben wir nach dem obengenannten Werke Schäfers.

Den dritten Tag lagerten die Macedonier vor Theben, und noch zögerte Alexander, da ging Perdikkas, der als Befehlshaber der Vorhut des Lagers den Außenwerken der Thebaner zunächst stand,

ohne des Königs Signal zum Sturme abzuwarten, mit seinem Heerhaufen vor, schlug die Pallisaden durch und drang in die Umwallung ein. Ihm folgte Amyntas Adromenes Sohn mit der zweiten Heeresabtheilung. Nun führte Alexander auch das übrige Heer vor, und während er seine Kerntruppen und die Schildknappen außerhalb des Walles in Schlachtordnung Halt machen ließ, befahl er den Bogenschützen und den Agrianen, über denselben vorzurücken. Die Thebaner wehrten sich hartnäckig, Perdikkas selber wurde, als er es erzwingen wollte, die innern Verschanzungen zu übersteigen, schwer verwundet und mußte ins Lager zurückgetragen werden: indessen, die mit ihm eingedrungenen Krieger trieben, von den Bogenschützen unterstützt, die Thebaner in den Hohlweg zum Heraklesheiligthum hinauf. Hier aber boten die Bürger mit frischen Kräften dem Feinde wiederum die Spitze und jagten mit jubelndem Kampfgeschrei die Feinde in völliger Unordnung durch die Verschanzungen hindurch: der Kreter Eurybatos, der Anführer der Schützen, und siebenzig seiner Leute fielen, die übrigen flüchteten zu den Schaaren des Königs. Aber in der Verfolgung hatten die Thebaner ihre Reihen gelöst, und als nun Alexander seiner festgeschlossenen Phalanx den Befehl zum Sturme gab, vermochten sie dem mit frischen Kräften geführten Angriffe nicht zu widerstehen, durch die Außenwerke wurden sie auf die Thore und durch diese in die innere Stadt geworfen. Der Schrecken der Flucht, das Gedränge von Fußvolk und Reiterei war so furchtbar, daß die Thore nicht schnell genug geschlossen werden konnten, zumal die Stadtmauer selbst wegen der starken Besetzung der Außenwerke von Vertheidigern entblößt waren: so drang die Spitze der macedonischen Sturmkolonne mit den Fliehenden in die Stadt hinein.

Damit war das Schicksal Thebens entschieden: ein Theil der Feinde wandte sich der innern Seite der Burg zu und fiel mit der Besatzung vereint in die untere Stadt ein, andere Abtheilungen stiegen über die Mauern und eilten im Lauf dem Markt zu.

Noch hielt sich eine kurze Zeit die Hauptschaar der Thebaner in fester Ordnung an dem Heiligthume des Amphion, als aber von allen Seiten die Macedonier und Alexander selber auf sie eindrangen, da machten sich die Reiter Bahn durch die Stadt und ritten hinaus auf die Ebene, und wer zu Fuß war, suchte sich zu retten, wie er konnte.

Damit endete der Kampf, aber nun wütheten und mordeten die erbitterten Feinde unter der Einwohnerschaft und schlimmer als die Macedonier und Thracier die nächsten Stammverwandten. Wer unter das Schwert kam, wehrlos oder bewaffnet, ward niedergemacht, auf den Straßen, in den Häusern, in den Tempeln, weder Weiber noch Kinder wurden verschont.

Wir kehren zur Darstellung Zinkeisens zurück.

Zum Schein überließ der Sieger seinen Bundesgenossen die letzte Entscheidung über Thebens Schicksal. Sträfliche Verbindung mit den Perserkönigen seit Xerxes Zeiten gab den Vorwand zu unmenschlichem Ausspruche. Die Stadt ward nach vorhergegangener Plünderung geschleift, die Einwohner wurden als Sclaven verkauft und das wüste Land unter die Bundesgenossen getheilt. Mehr denn 6000 Thebaner waren im Kampfe gefallen oder hinterher ermordet worden, 30,000 wurden als Sclaven verkauft. Alexander gewann daraus 440 Talente. Priester, Gastfreunde der Macedonier, Pindars Nachkommen, und diejenigen, welche den Abfall widerrathen hatten, behielten die Freiheit, auf den Trümmern ihrer Vaterstadt das Unglück ihrer Mitbürger zu betrauern.

Also ging Theben unter im 28. Jahre nach dem Heldentodte des Epaminondas. Thebens Schicksal verbreitete in ganz Hellas Schreck und Trauer; Alexander soll später nicht ohne Reue daran gedacht haben.

Also gesichert und erfüllt von großen Plänen und Hoffnungen, verließ Alexander Hellas zum zweiten Male und begann mit einem glänzenden Heere, jedoch von wenig Hellenen begleitet, seine Züge gegen Persien. In Macedonien ließ er Antipater, mit einem Heere von 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern, als

Statthalter zurück. Was wäre diese Macht gegen die vereinte Macht von Hellas gewesen?

Der Sieg bei Arbela, welcher die Macht Persiens brach, schien der Wendepunkt, wo die Uebermacht Macedoniens für immer entweder entschieden oder vernichtet werden könne. Die Verhältnisse begünstigten, wie es den Anschein hatte, das Letztere. Darius war noch nicht gänzlich besiegt und hatte Mittel in den Händen, sich durch Miethstruppen zu verstärken; Alexander dagegen durfte es nicht wagen, seine Truppen zu theilen, weil es ihm darum zu thun sein mußte, wenigstens auf einem Punkt die Ueberlegenheit zu behaupten. Thracien war bereits im Aufstande; Memnon, welcher als Feldherr von Alexander selbst dahin geschickt worden war, hatte die von Macedonien abhängigen Barbaren zum Abfall bewegen, und Antipater, welcher mit den zurückgelassenen Truppen auch Hellas sichern sollte, mußte seine ganze Macht gegen die Empörer wenden.

Unter solchen Umständen faßte der junge muthvolle König Agis von Sparta, welcher schon nach der Schlacht bei Issus, von Darius mit Geld und Schiffen unterstützt, mit 8000 vom Schlachtfelde entflohenen Miethstruppen einen glücklichen Zug nach Kreta zu Gunsten der Perser unternommen hatte, den Entschluß, für die Befreiung Griechenlands den Kampf zu wagen. Fast alle Peloponnesier und die Gleichgesinnten jenseits des Isthmus schlossen sich an Sparta an. Bald befand sich Agis an der Spitze von 20,000 Fußgängern und 2000 Reitern. Furcht und das Andenken an Alexanders Wohlwollen hielt Athen ab von der Theilnahme am Aufstande.

Antipater, welcher den Aufstand der Hellenen in seinen Folgen für gefährlicher hielt, als Thraciens Abfall, schloß sogleich mit Memnon einen möglichst vortheilhaften Frieden und eilte nach dem Peloponnes. Durch Hülfsvölker aus Hellas verstärkt, bestand er mit 40,000 Mann bei Megapolis einen harten aber siegreichen Kampf gegen die Peloponnesier. Agis Heldentod vernichtete abermals jede Hoffnung. Antipater überließ ebenfalls die Entscheidung über den Frevel der Spartaner den auf dem Isthmus versammelten Hellenen; diese aber verwiesen sie an Alexander selbst.

Nachdem daher Antipater fünfzig Geißeln aus den edelsten Geschlechtern zu Sparta erhalten hatte, schickten die Lacedämonier eine Gesandtschaft an Alexander, um ihre Unterwerfung zu erklären und Verzeihung zu erbitten. Sparta erhielt sie. Die Achäer und Aetolier allein mußten 120 Talente an Megalopolis zahlen, welches die Theilnahme am Aufstande standhaft verweigert hatte.

Dies geschah im Jahre 330 v. Chr. Seit dieser Zeit verhielten sich die Hellenen ruhig.

Wir kehren nun zu Alexander zurück und begleiten ihn auf seinem Zuge nach Persien.

Zug Alexanders nach Persien.*

Noch nie ist mit so unzulänglichen Mitteln und Streitkräften ein Eroberungszug gegen ein mächtiges Land unternommen worden. Das macedonische Reich, Griechenland eingerechnet, kam an Größe nicht dem fünfzigsten Theil des persischen gleich; das Heer umfaßte 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Pferde; die Flotte war der feindlichen weder an Zahl noch an Uebung gewachsen; der Staatsschatz enthielt nach Beendigung der Rüstungen noch 70 Talente.

Diese Mängel aber wurden ersetzt durch den hochbegabten, von Begeisterung und Siegeshoffnung erfüllten Führer, unter welchem die ausgezeichnetsten in Philipps Schule gebildeten Feldhauptleute Perdikkas, Kraterus, Parmenio, Ptolomäus u. A. dienten, durch die Tapferkeit und unwiderstehliche Kraft der schwerbewaffneten Phalanx, durch die Hingebung der macedonischen und thessalischen Ritterschaft, durch die Kriegslust der Barbaren, die unter Führung ihrer einheimischen Fürsten

* Nach G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte.

und Stammhäupter einherzogen, durch den stolzen Soldatengeist des ganzen Heeres, der mit jedem Siege an Selbstvertrauen gewann.

Das Heer zog auf der Straße von Amphipolis nach Sestus, wo Dreidecker und Lastschiffe bereit standen. Den Kern bildete das schwergerüstete Fußvolk der Macedonier und Griechen; macedonische und thessalische Reiter deckten die beiden Flügel, während illyrische und thracische Bogenschützen und Leichtbewaffnete bei Beschützung des Marsches und Lagers, bei Ueberfällen und Verfolgungen treffliche Dienste leisteten. Leibwächter (Garden) zu Fuß und zu Roß (Agema), aus dem jungen Adel gebildet, umgaben die Person des Königs, Geschichtsschreiber und Gelehrte, wie Anaximenes, Kallisthenes, Aristobulus u. A. befanden sich im Gefolge.

Als sein Schiff am grünen Gestade, wo die Grabhügel des Ajax und des Achilles und Patroklus emporragten, anlegte, schleuderte Alexander vom hohen Bord seine Lanze auf die asiatische Erde und sprang dann, der Erste von Allen, an das jenseitige Ufer. Auf der Stätte, wo das heilige Ilium gestanden, opferte er der Pallas Athene und dem heerdschirmenden Zeus und feierte das Andenken der Heroen durch Wettkämpfe und Spiele. Vor Allen ehrte er das Grab des Achilles, in dem er seinen Ahnherrn und sein Vorbild erblickte. Durch solche Huldigungen und fromme Handlungen, zu denen Alexander von seinem poetischen Sinn und seiner begeisterten Liebe für die homer'sche Heldenzeit und die Religionsmythen der Hellenen geführt ward, weckte er in den Griechen Nationalgefühl, Ruhmbegierde und Kampflust, während er die Macedonier durch seinen ritterlichen Muth, seine Tapferkeit und seine großmüthige Heldennatur begeisterte und an sich fesselte.

Nachdem Alexander Parmenio's Truppen mit seinem Heer verbunden, zog er dem Ufer des Hellespont entlang und gelangte an das Flüßchen Granicus, auf dessen östlicher Seite am steilen Ufer ein persisches Reiterheer und weiter zurück auf den Anhöhen griechische Soldknechte zu Fuß aufgestellt waren. Umsonst hatte der Phocier Memnon, ein Mann von Kraft, Einsicht und Entschlossenheit, die übrigen persischen Feldherrn zu bewegen gesucht, jedes entscheidende Gefecht zu vermeiden und durch einen langsamen, verheerenden Rückzug, wobei man das Land als Einöde hinter sich lasse, den Feind in das Innere zu locken und ihn dadurch wie durch die Landungen der Flotte im Rücken in Noth und Verlegenheit zu bringen; der Stolz der Satrapen verschmähte den Vorschlag des hellenischen Anführers, den sie ohnedies als Fremdling haßten und wegen seiner Gunst bei dem Könige beneideten. Die Ehre der Nation, sagten sie, verlange ein Treffen.

So wurde die blutige Schlacht am Granicus geschlagen, wo trotz der tapfern Gegenwehr der persischen Reiterschaaren die Macedonier den Uebergang über den Fluß erzwangen und, angefeuert durch die heldenmüthige Tapferkeit des Königs, dessen Helmbusch im dichtesten Gedränge winkte, den glänzendsten Sieg über die weit überlegene Streitmacht der Feinde erfochten. Alexander selbst hatte zwei feindliche Reiterführer, darunter des Großkönigs Schwiegersohn Mithridates, vom Pferde gestürzt, wäre aber von dem lydischen Satrapen Spithridates, der bereits über dem Nacken des verwundeten Königs das Schwert geschwungen, sicher getödtet worden, hätte nicht Klitus den Arm des Barbaren mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt und ihm dann den Todesstoß gegeben. Von der reichen Beute schickte er dann nach Athen als Weihgeschenk für die jungfräuliche Burggöttin 300 persische Rüstungen. Der macedonische König ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, als Hellene aufzutreten und seine Unternehmung als einen Rache- und Vergeltungszug für die Zerstörung der Städte und Tempel unter Xerxes hinzustellen.

Das westliche Kleinasien bis zum Taurusgebirge war die Frucht des Sieges am Granicus. Bei seinem ersten Erscheinen vor Sardes übergab die Bürgerschaft und der persische Statthalter die Stadt sammt der fast unübersteiglichen Felsenburg mit den reichen Schätzen dem macedonischen Könige. Zur Ermunterung für Andere lohnte er die Willfährigkeit des Statthalters und der Bürgerschaft, indem er jenen in seiner Nähe behielt und ihn auf alle Weise auszeichnete,

den Lydiern aber die Freiheit und Verfassung ihrer Väter zurückgab. Dieses Verfahren trug seine Früchte; überall wurde Alexander als Befreier vom Joche der Perser, als Begründer milder Gesetze und Regierungsformen gepriesen. Die meisten Griechenstädte an der Küste unterwarfen sich freiwillig und begrüßten mit Freuden den stammverwandten Helden, der ihnen die väterlichen Gesetze und Einrichtungen zurückgab, die alte Volksregierung wieder aufrichtete und die Steuern und Leistungen ermäßigte. Nur in Milet und Halikarnassus leisteten die hellenischen Söldnertruppen Widerstand. Die erstere Stadt, zu Lande angegriffen und durch die macedonische Flotte bei der Hafeninsel Lade von aller Hülfe abgeschnitten, wurde bald zur Unterwerfung genöthigt. Hartnäckiger war der Widerstand der festen Küstenstadt Halikarnassus, wo der tapfere, vom Großkönig zum Oberbefehlshaber ernannte Memnon die Vertheidigung leitete. Stürme und Ausfälle wechselten wochenlang, die Schutzdächer und Belagerungsmaschinen der Macedonier begegnete Memnon mit Feuerbränden und Pechkränzen, und als endlich eine Mauerbresche den Stürmenden einen Weg in die Stadt öffnete, zogen die Truppen in der Nacht ab unter dem Leuchten der Flammen, denen sie selbst die Stadt preisgegeben. Bei Anbruch des Tages nahm Alexander Besitz von dem Trümmerhaufen, dem einzigen Ueberreste der stolzen Hauptstadt des Mausolus.

Die Landschaft Lycien mit den reichen Handels- und Seestädten ergab sich ohne Schwertstreich dem macedonischen Sieger. Auch die Bewohner des felsigen Küstenlandes Pamphylien begrüßte ihn mit freudiger Begeisterung, als er über die „pamphylische Leiter,“ den gefahrvollen, von schäumender Brandung gepeitschten Felsenweg hinzog, die räuberischen Pisiter in ihr Bergland zurückdrängend. Von der Stadt Berga aus zog dann Alexander nordwärts und rückte in Groß-Phrygien ein, um in der Hauptstadt Gordium mit den übrigen Truppen zusammenzutreffen, die von Sardes, Halikarnassus und aus der Heimath sich dort einfanden. Hier war es, wo Alexander den schicksalsvollen Knoten an den uralten Wagen des Sagenkönigs Midas, an dessen Lösung ein Orakelspruch die Herrschaft über Asien geknüpft hatte, mit dem Schwerte löste. In allen Handlungen des großen Königs gab sich die Zuversicht kund, daß das Morgenland mit seiner ganzen Herrlichkeit ihm zufallen würde.

Von Gordium zog Alexander im Sommer in südlicher Richtung dem silicischen Gebirgslande zu. Paphlagonien und das südliche Kapadocien überließ er den eingebornen Landesfürsten, die sich freiwillig unterwarfen und Macedoniens Oberhoheit anerkannten. Oberhalb Tyana erstürmte er die von hohen Felsenwänden eingeschlossenen „silicischen Klausen,“ die, durch Natur und Kunst fast unüberwindlich, von der feigen persischen Besatzung bei Annäherung des macedonischen Heeres nach geringem Widerstande geräumt wurden, und rückte dann in Eilmärschen auf Tarsus los. Kaum hatte er jedoch die Stadt erreicht, so überfiel ihn eine heftige Krankheit, herbeigeführt, wie es heißt, durch ein Bad in dem kalten Bergstrom Cydnus, in dessen klaren Wellen er seinen von Nachtwachen und Sonnenglut erschöpften Körper hatte erfrischen wollen. Von Fieberfrost geschüttelt, wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager, bis die Geschicklichkeit des griechischen Arztes Philippus und sein eigner Glaube an menschliche Tugend und Treue ihn rettete. Ein Schreiben des alten Feldherrn Parmenio hatte nämlich den König vor Philippus gewarnt, als ob derselbe, vom Feinde erkauft, ihn vergiften wollte. Ohne in seinem Vertrauen zu wanken, nahm Alexander jedoch den Heiltrank, indem er zu gleicher Zeit den Brief mit der lügenhaften Angabe dem Arzte darreichte. Philippus, der sich von aller Schuld rein wußte, bemerkte durch sorgfältige Pflege und erheiternde Gespräche die baldige Genesung. Von der Krankheit hergestellt, versicherte sich Alexander der Landschaft Cilicien, deren Besitz ihm wegen der Pässe nach Kleinasien und nach dem obern Lande von höchster Wichtigkeit war.

Schon war Darius von Babylon aufgebrochen, um dem macedonischen Helden in eigner Person entgegen zu treten. In endlosem Zuge bewegten sich die bunten Reiterschaaren, die schwergewaffneten Söld-

nerheere, die Stämme aus dem fernen Iran und vom Indus, hinter ihnen die Wagen mit den königlichen Frauen, mit dem reichgeschmückten Hofstaat und dem ganzen dazu gehörenden Troß.

Voll Selbstvertrauen und Siegeshoffnung wartete Darius die Ankunft seines Gegners nicht ab, sondern rückte über die „Amanischen Thore“ in Cilicien ein, um den Feind dort aufzusuchen. Wohl zagten Anfangs die macedonischen Krieger im Hinblick auf die zwölfmal stärkere Streitmacht der Feinde; als aber Alexander in einer trefflichen Anrede ihren Muth und ihr Ehrgefühl geweckt und durch Hinweisung auf die früheren Thaten und den heiligen Siegespreis, der ihnen bevorstehe, ihre Kampflust entflammt hatte, da konnten sie die Stunde des Angriffs kaum erwarten.

Am nächsten Morgen ward die Schlacht bei Issus geschlagen, worin die überlegene Tapferkeit und geordnete Kriegsweise des macedonisch-griechischen Heeres den glänzendsten Sieg errang. Der Verlust der Perser war ungeheuer; nicht nur die Wahlstatt war mit Todten und Sterbenden bedeckt, ganze Schluchten des Gebirges waren mit Leichen gesperrt, die wie mit einem Wall des Königs Flucht sicherten. Alexander war ihm nachgeeilt; er fand in der Schlucht den Schlachtwagen sammt Schild, Königsmantel und Bogen. Darius selbst aber war auf einem raschen Pferde weit vorausgeeilt und hielt sich erst sicher, als er jenseits des Euphrat war.

Das ganze Lager fiel in die Gewalt Alexanders. Unter den vornehmen Gefangenen befanden sich die Kinder des Darius, seine Mutter und seine Gattin Statira. Sie wurden von dem edelmüthigen Sieger mit allen ihrem Range gebührender Ehrerbietung und Rücksicht behandelt. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich Parmenio der Stadt Damascus mit den Kriegskassen und der ganzen zahlreichen Hofhaltung, die Darius vor der Schlacht dahin geschickt hatte, eine Beute von unermeßlichem Werthe. Darius, durch diese Unfälle tiefgebeugt, bot dem Sieger ganz Vorderasien nebst der Hand seiner Tochter um den Preis des Friedens und unermeßliches Lösegeld für seine Mutter und seine Gattin; aber stolz wies der macedonische König das Anerbieten zurück. Wenn ich Alexander wäre, sagte Parmenio, würde ich um diesen Preis von weiteren Kriegen abstehen. — Auch ich, war die Antwort, wenn ich Parmenio wäre. — Sein Streben war auf den Besitz des ganzen Morgenlandes gerichtet; in Babylon und Susa wollte er seinen glänzenden Herrschersitz aufschlagen. Ehe er aber dem flüchtigen Gegner über den Euphrat folgte, beschloß er zuerst das phönicische Küstenland und Aegypten in seine Gewalt zu bringen, um diese wichtigen Länder, aus denen die Perser ihre Schiffe und Seeleute zogen, nicht unbesiegt im Rücken zu lassen.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem König Ochus und sein Rathgeber Bagoas auf Sidons Brandstätte und auf den zerstörten Heiligthümern in Memphis die persische Herrschaft aufgerichtet; und welche Früchte diese Blutsaat getragen, gab sich bei Alexanders Erscheinen sogleich kund. Denn nur die Inselstadt Tyrus leistete ihm Widerstand. Die klugen Kaufleute, im Besitz einer ansehnlichen Flotte, glaubten ihre feste Felseninsel gegen einen König ohne Seemacht so lange behaupten zu können, bis Darius mit einem neuen Heere herbeieilte; und welchen reichen Lohn würden sie dann von dem dankbaren Großkönig für ihre Treue zu erwarten haben!

Alexander durfte die wichtige Inselveste nicht hinter sich lassen, sollte nicht dieselbe unter Umständen sein ganzes Werk gefährden können. Darum wurde die Belagerung von Tyrus beschlossen, eine der denkwürdigsten Waffenthaten des Alterthums.

Ueber den Meeresarm, welcher Inseltyrus von der Altstadt trennte, ließ Alexander mit unsäglicher Mühe einen Damm aufführen, wozu er Cedern vom Libanon und Steine von der verlassenen und zerstörten Uferstadt verwendete. Wie sehr auch die Einwohner von ihren Mauern und Schiffen durch Wurfgeschosse und Sturm das Werk erschwerten, geschützt von zwei hölzernen Thürmen mit Schirmdecken rückten die Arbeiten Schritt vor Schritt näher an das felsige Gestade der Insel. Während die Soldaten von den

Holzthürmen auf dem Damme die Mauern mit allen Mitteln der Belagerungskunst zu erschüttern und mit Wurfmaschinen und Fallbrücken die Vertheidiger von den Zinnen zu vertreiben sich abmühten, schloß die Flotte die Felseninsel zur Seeseite völlig ein. Aber die Tyrier leisteten verzweifelten Widerstand und trotzten den Angriffen des Feindes mit Gegenerfindungen von eben so viel Kühnheit als Geschicklichkeit. Sie schlossen die engen Hafenmündungen mit dichten Reihen starker Kriegsschiffe und mit Sperrketten ab; sie verhinderten die Annäherung des Feindes durch Einsenkung großer Steinmassen; Taucher zerschnitten die Ankertaue der mit Schirmdächern und Maschinen beladenen Fahrzeuge; durch kühne Ausfälle suchten sie die Einschließung zu durchbrechen. Aber nach einer siebenmonatlichen Belagerung, die von beiden Seiten mit dem größten Aufwand von Kraft, mechanischer Kunst und außerordentlichen Entwürfen geführt, Alles übertraf, was bisher in dieser Art von Griechen und Barbaren unternommen worden, erlag die starke Inselstadt den von allen Seiten anstürmenden macedonischen Kriegern. Die Mauern wurden durchbrochen, die Hafenketten gesprengt, die Straßen und Plätze mit Blut und Leichen bedeckt. Furchtbar wüthete die über den Widerstand und über den Fall so vieler tapferen Streitgenossen ergrimmten Soldaten; 8000 Tyrier fanden den Tod im Kampf; viele angesehene Bürger büßten ihre hartnäckige Vertheidigung am Kreuze; die übrigen Bewohner, so viele sich nicht durch die Flucht gerettet, mehr als 30,000 Seelen, wurden in die Sclaverei verkauft.

Der Fall der meerumgürteten Felsenstadt schreckte die übrigen Bewohner des syrischen Landes vom Widerstande ab. Samaria und Judäa unterwarfen sich ohne Schwertstreich dem macedonischen Könige, der dafür gegen die Bewohnerschaft Milde walten ließ.

Nur die feste Grenzstadt Gaza im Philisterlande, vertrauend ihrer Lage, inmitten der sandigen Küstenebene, ihrer starken Mauern und der Tapferkeit der streitbaren arabischen Söldnertruppen, beschloß zu widerstehen. Erst nach einer mühsamen und langwierigen Belagerung, wobei Alexander selbst eine Wunde erhielt, die ihm viele Schmerzen verursachte, erlag auch dieser feste Platz endlich der Gewalt der Maschinen und riesenhaften Belagerungswerke. Für die Mühen und Beschwerden, die Tyrus und Gaza dem tapfern Könige verursacht hatten, wurde er durch die leichte Unterwerfung Aegyptens entschädigt. Alle Städte des reichen Landes öffneten ihm die Thore und begrüßten den siegreichen Heerführer als Retter von der verhaßten Herrschaft der Perser, die ihre Landesgötter gehöhnt, ihre Heiligthümer entweiht, ihre Priester mißhandelt hatten. Alexander verfuhr gegen die Aegypter rücksichtsvoll und schonend. Er achtete ihre religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten, ihre Gebräuche und Cultusformen; er opferte den ägyptischen Gottheiten, besonders dem Apis. Und um die Verschmelzung des griechischen und ägyptischen Wesens zu befördern, gründete er an einer Stelle, die mit der vorliegenden Insel Pharus den Griechen aus Homers Gesängen bekannt war, die Stadt Alexandria, die vermöge ihrer günstigen Lage an dem westlichen Nilarme bald Mittelpunkt des Verkehrs, des Reichthums und der Weltliteratur und Weltbildung wurde. Mit genialem Scharfblick hatte Alexander die Stelle ausersehen, wo die neue Handels- und Culturstadt, die seinen Namen auf die späteste Nachwelt brachte, erstehen sollte. Als der Bau der Stadt in Angriff genommen war, zog Alexander mit einer kleinen Anzahl auserlesener Truppen dem wüsten Strande des Meeres entlang westwärts nach Parätonium, dem Grenzort der Cyrenäer, deren Gesandte und Geschenke er freundlich annahm, und wandte sich darauf gegen Süden, um das Heiligthum des Zeus Ammon zu erreichen, jenen hochverehrten Orakeltempel des geheimnißvollen Gottes auf der Oase Siwa, die, wie ein grünes Eiland, inmitten des einsamen endlosen Sandmeeres daliegt, „die letzte Stätte des Lebens für die rings ersterbende Natur, der letzte Ruheplatz für den Wandrer in der Wüste.“ Nach einem mühevollen Marsche durch die baumlosen Sandstrecken, wo kein Grasplatz, kein Brunnen Erquickung bot, gelangte das Heer zu dem ersehnten Orte und ergötzte

sich an den dichten Palmen und Olivenhainen, an den herrlichen Feldfrüchten und Wiesen, auf die der Thau des Himmels erquickend herabfiel. Die Priesterschaft nahm den macedonischen König und seine Begleiter gastfreundlich auf, und der Oberpriester begrüßte ihn im Vorhofe des Tempels als Sohn des Gottes, eine Weihe, die um seine Person einen geheimnißvollen Glanz verbreitete und seiner Erscheinung in den Augen der phantasievollen, wundergläubigen Morgenländer die Glorie einer göttlichen Schickung und Berufung verlieh.

Nachdem Alexander in Aegypten zweckmäßige Einrichtungen über Verwaltung und Besteuerung getroffen, durch zuverlässige Besatzungen für die Sicherheit des Landes gesorgt, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten theils Eingebornen, theils macedonischen und hellenischen Beamten übertragen, zog er mit seinem verstärkten Heere auf demselben Wege über Gaza nach Tyrus zurück und gelangte dann von Damascus aus auf der großen Heerstraße an den Euphrat, den er auf zwei großen Brücken bei Thaphacus überschritt. Die persischen Reiter, welche das jenseitige Ufer bewachten, zogen sich bei seiner Annäherung zurück, um sich mit dem großen Heere zu verbinden, das inzwischen Darius aus seinen östlichen Landschaften in der weiten babylonischen Ebene um sich gesammelt und am linken Ufer des Tigris, unweit der Stätte, wo einst die Weltstadt Ninive gestanden, aufgestellt hatte. Parmenio's Vorschlag, den Feind durch einen nächtlichen Ueberfall zu überraschen und in Verwirrung zu setzen, wies Alexander mit den stolzen Worten zurück, er wolle den Sieg nicht stehlen; und so ruhig ging er der Entscheidung entgegen, daß er, nachdem alle Anordnungen auf den folgenden Tag getroffen, bis zum Morgen fest schlief.

Schlacht von Gangamela. Tod des Königs Darius.*

Am Flusse Bumadas, einem Nebenflusse des Tigris, bei dem Städtchen Gangamela, fünfzehn Meilen von Arbela, lagerte Darius mit seinen zahllosen Völkern, entschlossen, in der Ebene, wo seine Massen sich ausbreiten konnten, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Er befand sich mit den königlichen Verwandten und auserlesenen Schaaren inmitten seines Heeres, als er den gefürchteten Feind von der letzten Hügelkette herabsteigen sah. Nur 6000 griechische Söldner vermochte er den feindlichen Hopliten entgegenzustellen, aber er vertraute auf 200 Sichelwagen, die er vorgeschoben hatte. Anfangs hoffte er den Feind, dessen rechter Flügel nur bis über sein Mitteltreffen reichte, mit seinem linken umschließen zu können; bald aber mußte er sehen, wie sich dieser mit der vorbrechenden Spitze immer weiter nach der bedrohten Seite bewegte und endlich die Sichelwagen zu umgehen schien. Er ließ daher skytische und baktrische Reiter die macedonische Ordnung überflügeln, um sie auf ihrer rechten Seite und im Rücken zu fassen. Die anstürmenden Geschwader trafen jedoch auf Päonier und andre Reiterabtheilungen, die beharrlichen Widerstand leisteten, so daß die furchtbare Angriffs-Colonne des Feindes immer weiter rechts anrücken konnte.

Vergeblich verstärken andre Barbarenschwärme die Baktrianer; die Macedonier, viel zahlreicher als bei Issus, rücken aus dem zweiten Treffen den Päoniern zu Hülfe. Nun läßt Darius die Sichelwagen anrennen. Ihnen entgegen werfen sich die Agrianer und Speerschützen des Balakros, machen die Pferde scheu und erlegen mit ihren Geschossen viele der Wagenlenker. Die Hopliten aber öffnen ihre Glieder und schließen, nachdem die Wagen unschädlich hindurchgerollt sind, dieselben wieder.

Nun erhält die gesammte persische Reiterei des linken Flügels Befehl, sich links zu ziehen und die feindliche Angriffs-Colonne von der Seite zu fassen. Bei der Unbeholfenheit der Perser in allen Bewegungen entsteht dadurch eine Lücke, und in diese bricht Alexander mit seinen

* Nach W. Wagner, Hellas.

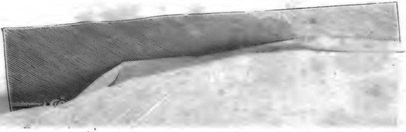
Alexander der Große.

Google

Digitized by Google

Alexander der Große.

Digitized by Google



Alexander der Große.

Digitized by Google

Tod des Darius.

Digitized by Google

gewappneten Hetären, an welche sich andre Heerhaufen anschließen. Nach blutigem Gemetzel wird der persische linke Flügel in die Flucht geschlagen.

Der beschleunigten Bewegung hatte jedoch ein Theil der Phalangen nicht zu folgen vermocht; auf diese werfen sich indische und parthische Reiterschaaren, durchbrechen das Mitteltreffen und fallen über das Gepäck her. Während die Nachhut sich gegen sie wendet, greift die übrige persische Reiterei in Massen die andere Seite des macedonischen Flügels an, der schon in der Vorderfront bedrängt ist.

Aber schon eilt Alexander an der Spitze der siegreichen Ritterschaft den Bedrängten zu Hülfe. Er wirft Alles nieder, was Widerstand leistet, und setzt die Verfolgung bis zur Abenddämmerung fort. Und schon um Mitternacht bricht er wieder auf, um dem Feinde nicht Zeit zur Sammlung zu gönnen. Er erreicht noch an diesem Tage Arbela, fünfzehn Meilen vom Schlachtfelde. Hier fallen Waffen, Gepäck und große Summen Geldes in seine Gewalt, während Parmenio Elephanten, Kameele und Kostbarkeiten im Lager erbeutet.

Den geschlagenen Darius seinem traurigen Schicksal überlassend, wandte sich Alexander sogleich nach Süden, um weitere Früchte seines Sieges einzuernten. Babylon öffnete ihm die Thore und empfing ihn mit beinahe göttlichen Ehren. Rauschende Feste wurden in der üppigen Stadt gefeiert. Nachdem der König die Verwaltung der reichen Provinzen am Euphrat und Tigris geordnet hatte, trat er seinen Marsch auf Susa, der vornehmsten Hauptstadt des Perserreichs, an. Derselbe glich einem Siegeszuge. Als der König aber die Gebirge, welche die susianischen Provinzen von dem persischen Stammlande trennen, erreicht hatte, stellte sich ihm das Aufgebot des Landes entgegen. Erst nach mehrtägigen furchtbaren Kämpfen gelang es ihm, der Engpässe Herr zu werden. Nun aber lag ihm auch Persepolis mit ihren Palästen und Reichthümern offen, und er rückte in diese Königsstadt ein.

Nicht ohne Staunen betrachtete er mit seinen Macedoniern den Bau des königlichen Palastes, der Zeugniß gab, daß die Kunst nicht unbekannt im Lande der Barbaren war. In drei Terrassen erhob sich das zum Theil in Felsen gemeißelte Gebäude. Eine Doppeltreppe, breit wie eine Heerstraße, führte zum Portikus der ersten Terrasse, wo die Eingangspfeiler mit phantastischen Thiergestalten vortraten. Eine andre Doppeltreppe, deren Wände mit Reliefs geschmückt waren, bildete den Zugang zu einer Säulenhalle und zwei geräumigen Sälen der zweiten Terrasse, über welcher eine dritte die eigentliche Wohnung mit vielen Sälen trug. Die Reliefs stellten den König bald im Kampfe, bald als Sieger, bald in seinem Privatleben dar; ebenso war sein Gefolge und zwar in vielen Abstufungen dargestellt, und dazwischen sah man geflügelte Thiergestalten mit Menschenhäuptern, Löwen, Einhörner, Greife und ganze Thiergruppen. Die ungeheuren Räume waren zum Theil durch kostbare Teppiche in Gemächer abgetheilt, wie man aus der Säulenstellung noch jetzt wahrnehmen kann, da der Steinbau erhalten ist.

Alexander soll bei einem festlichen Gelag nach dem Wunsche der atheniſchen Hetäre Thais selbst die Fackel in den Palast geschleudert haben, um die Verwüstung Athens durch Xerxes zu rächen. Indessen ist diese Nachricht unverbürgt. Wurde wirklich Feuer angelegt, so zerstörte es nur die Teppiche und das wenige Holzwerk.

Bei der entfernteren Stadt Pasargada befand sich das mit Kostbarkeiten reichgeschmückte Grab des Cyrus, des ersten persischen Königs. Alexander besuchte es und bestätigte die dabei wachehaltenden Magier in ihrem Hüteramte. Es ward aber später gegen seinen Willen, vielleicht von einer wilden Horde, geplündert.

Nachdem Alexander vier Monate in dem alten Persien verweilt hatte, brach er auf, um den flüchtigen Perserkönig in Ekbatana, der Hauptstadt von Medien, aufzusuchen. Für diesen Zweck traf er in der Einrichtung seines Heeres viele Abänderungen, die den Umständen angemessen waren. Er hatte es nicht mehr mit großen Massen zu thun, sondern mit Bevölkerungen, die bald da, bald dort, bald im Angriff, bald auf der Flucht Widerstand leisteten und Sicherheit suchten.

Daher vermehrte er namentlich seine leichtgerüsteten Schaaren zu Fuß und zu Roß. Nachdem er Ekbatana erreicht hatte, vernahm er, Darius habe seine Flucht in die östlichen Provinzen fortgesetzt, und nun drang er durch unwegsame Gebirge gegen Osten vor. Sobald er aber die weitere Nachricht erhielt, sein Gegner sei von seinen eigenen Satrapen verrathen und werde von ihnen fortgeschleppt, eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts, so daß ihm zuletzt nur noch einige hundert der bestberittenen Reiter zu folgen vermochten. Einer derselben fand den unglücklichen Darius, den die Verräther zum Tode verurtheilt hatten, und reichte ihm noch einen Trunk Wassers, das letzte Labsal des sterbenden Königs. Als bald darauf Alexander erschien, bedeckte er den Leichnam mit seinem eigenen Königsmantel.

Alexander betrachtete sich nur als Erber und Rächer des Erschlagenen und setzte die Verfolgung der Mörder beharrlich fort. Hyrkanien und Parthien vom kaspischen Meere bis nach dem heutigen Herat durchzog und unterwarf er in beständigen Kämpfen mit den Eingebornen und den noch wilderen Skythen, wendete sich dann westlich den indischen Gebirgen zu und dann wieder nördlich gegen Baktrien (jetzt Balkh in der Tatarei), wo Bessus sich zum Könige erklärt hatte. Ueberall legte er an geeigneten Stellen Städte an, die er zum Theil nach seinem Namen nannte.

Rückkehr Alexanders.*

Alexander war in Indien eingedrungen, hatte den Indus überschritten, den König Poros, der ihm mit einem an Zahl dem seinen weit überlegenen Heere und dreihundert Elephanten entgegen gezogen war, geschlagen, den Hyphasis, den östlichsten Strom des Fünfstromlands (Pendschab), erreicht und gedachte seinen Zug fortzusetzen — da entstand Mißvergnügen unter den Macedoniern. Sie klagten, daß Anstrengungen aus Anstrengungen, Gefahren aus Gefahren hervorwüchsen; ja mit der Entfernung aus der Heimath, sowie durch die Ungesundheit des Klimas sich mehrten. Hiervon benachrichtigt, berief Alexander eine Versammlung und sprach:

„Ich habe von den Ansichten und Bedenken gehört, welche ihr über den bevorstehenden Feldzug hegt, und komme, um euch für meine Ueberzeugung zu gewinnen, oder um mich von euch bereden zu lassen. Zuvörderst hoffe ich, daß ihr mit meiner Führung zufrieden seid und freudig bedenkt, wie gering ursprünglich unser Reich war, und zu welcher beispiellosen Größe wir es erhoben haben. Nur noch Weniges ist zu thun übrig, bald erreichen wir den Ganges und das indische Meer, und dann ist in diesen Gegenden Alles erobert und gesichert. Fügen wir nächstdem Libyen bis zu den Säulen des Herkules unserm Reiche hinzu, so wird es die Grenzen haben, welche Gott der Erde gesetzt hat; lassen wir aber etwas unvollendet zurück, so folgen Empörungen, Angriffe und daraus doppelte Anstrengungen. Jeder sichere Sieg erleichtert den folgenden, immer furchtsamer werden die noch übrigen Feinde; wie unrühmlich dagegen, wenn wir müßig in Macedonien verweilt hätten, wie unrühmlich, wenn wir nicht das Wenige dem Vielen hinzufügen wollten! Auch Herkules, auch Dionysos verschmähten die Ruhe der Heimath, und uns muß kein Ziel unerreichbar erscheinen, da wir Aornos eroberten, welches Herkules zu nehmen nicht im Stande war. Ich habe alle Gefahr, allen Gewinn mit euch getheilt, und daher könnt ihr keinen Grund zur Klage hernehmen. Es hat der Erfolg bis jetzt die höchsten Erwartungen übertroffen; dennoch verspreche ich, diejenigen, welche nach der Heimath verlangen, zurückzuschicken oder zurückzuführen, die Ausharrenden aber so zu belohnen, daß jeder Entfernte sie beneiden soll. Ein tapfrer Mann hat kein anderes Ziel als die Anstrengungen selbst, welche schöne Thaten mit sich führen; nur dadurch wird uns das Leben süß, nur dadurch bleibt uns, wenn wir sterben, unsterblicher Ruhm!"

Dieser Anrede folgte eine lange Stille,

* Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.

und als der König wiederholt zum Sprechen aufforderte, trat endlich Könus hervor und sagte:

„Die ertheilte Erlaubniß entschuldigt den Inhalt meiner Worte; unziemende Nebengründe wird bei meinem Ansehen, Alter und dem Rufe unbestrittener Tapferkeit Niemand vermuthen. Ich rathe zur Rückkehr: denn die Thaten sind groß und zahlreich genug, von den Griechen und Macedoniern blieben nicht Viele mehr übrig, die meisten erlagen dem ungewohnten Himmelsstriche und den Feinden, oder wurden als Ausgediente in den Städten angesiedelt; ja die Thessalier zogen schon von Baktra aus in ihre Heimath. Alle fühlen Sehnsucht nach Eltern, Weibern, Kindern, Vaterland, und diese Sehnsucht wächst in dem Maße, als man Ehre, Ruhm und Erfahrung erwirbt. Unwillige sind ungeschickt zu großen Thaten; kehre deshalb, o König, zu deiner Mutter, zur Anordnung der hellenischen Angelegenheiten zurück und beginne dann, wenn es anders dir gut dünkt, einen neuen Zug mit kräftigeren Soldaten, welche der Kriegsnoth unkundig sind und dem Ruhme und der Ehre um so begieriger folgen. Unter deiner Führung dürfen wir zwar von dem Feinde Nichts besorgen, aber durch ein göttliches Geschick widerfährt oft den Menschen, was sie am wenigsten erwarten, was sie am wenigsten glauben abwehren zu müssen; und so wie überall, so soll uns auch im Glück Besonnenheit und Mäßigung leiten."

Ein Gemurmel erhob sich, Manche weinten; da sah Alexander, daß die Stimmung seiner Ansicht nicht günstig war, und er entließ unwillig die Versammlung. Am folgenden Tage erklärte er den wiederum Berufenen: er werde weiter gehen, und es würden sich genug finden, die ihn begleiteten; wer nicht wolle, möge umkehren und zu Hause verkünden, wie der König von ihnen mitten unter den Feinden verlassen worden sei. — Drei Tage lang verschloß er sich jetzt in sein Zelt und hoffte eine Aenderung jener Ansichten: die tiefe Stille aber war ein Zeichen, daß des Königs Zorn die Macedonier zwar schmerze, ihr Sinn aber unverändert bleibe. Dennoch opferte Alexander für den Uebergang über den Strom; als aber auch hier die Zeichen ungünstig fielen, erklärte er seinen Entschluß, er wolle umkehren, — und allgemein äußerte man darüber lebhafte Freude.

Die Absichten Alexanders werden vielfach noch mißdeutet. Was kann man dem Einwande entgegensetzen: er habe ja genug gehabt? — als: daß er auch in Macedonien schon genug hatte, genug, wenn er, wie Diogenes, in der Tonne zu leben verstand. Wenig mehr ist erklärt, wenn man ihm eine Berechnung der Handelsvortheile, eine Sehnsucht nach Gold und Gewürz, kurz wiederum ein größeres, handgreifliches Habenwollen unterschiebt. Mit welcher Theilnahme begleiten wir Columbus auf seiner Reise, welche Spannung, Hoffnung, Furcht fühlen wir mit ihm, wie ergreift uns die Besorgniß: jene unbekannte, wundervolle Welt werde durch die furchtsame Lässigkeit seiner Matrosen ihm verborgen bleiben, die große Bahn werde ihm zerrissen werden; — und wie sollten Alexanders, bis auf Columbus in dieser Art nicht wiedergekehrte, in der Weltgeschichte eine nie wiederkehrende Lage anders beurtheilen? Die ganze Erde schien vor ihm offen zu liegen, und aus dieser Laufbahn ward er — welch ein Schmerz! — gewaltsam herausgeworfen: ist es nicht begreiflich, daß nur nach und nach die Ruhe und die Ueberzeugung wiederkehrte: seiner Kraft und Thätigkeit werde es nie an Gegenständen der Uebung und Einwirkung mangeln? Manche, die nur vielleicht bis hierher beistimmen, wollen neben dem Entdecken nicht das Beherrschen dulden. Mit Recht; wenn, wie so oft, der Wunsch des Herrschens eigentlich nur ein Wunsch des Habens ist, bei innerer Leere, Schlechtigkeit und Dummheit; wem aber ein Uebergewicht, die Welt zu regieren, von Gott wahrhaft eingepflanzt ist, wird und soll herrschen, und ihn begeistert das höchste Gefühl, welches seinen edlen Widerschein in dem Gemüthe des Dichters und Geschichtsschreibers findet, die von jenen innern Offenbarungen weissagen.

Alexander errichtete zwölf Altäre, an Höhe den erhabensten Thürmen nichts nachgebend, aber von weit größerem Umfange. Nach mannigfaltigen prachtvollen Spielen und feierlichen Opfern wandte

sich das Heer zum Rückzuge. Um diese Zeit starb Könus und ward ehrenvoll begraben; Alexander äußerte, um so weniger Tage willen habe Könus so lange Reden gehalten, als werde er allein Macedonien wiedersehen!

Kraterus stellte sich beim weiteren Zuge mit einem Theile der Mannschaft auf das rechte, Hephästion mit einem zweiten auf das linke Ufer des Hydaspes; die dritte Abtheilung, vom Könige geführt, bestieg die Schiffe, deren 80 Dreiruderer und an 2000 anderer Art vorhanden waren. Nachdem man den Göttern und den indischen Flüssen Opfer gebracht, nachdem Alexander aus goldener Schale die Spende dargeboten hatte, brachen Alle auf, in prachtvoller, vorgeschriebener Ordnung. Der Chorgesang der Schiffenden hallte zwischen den felsigen, waldbewachsenen Ufern in ungeheurem Echo zurück; vom Lande her ertönten die Antworten der übrigen Macedonier und der Inder, dann trafen alle zusammen in gleichem Loblíede. Welch ein Triumphzug, welch ein plötzliches, herrliches Leben in diesen Wäldern, Gewässern und Felsen! Mehr als zweitausend Jahre sind seitdem verflossen, und jene Ufer haben nie wieder hellenische Gesänge gehört; das Echo ist stumm geblieben bis auf den heutigen Tag, es erklingt nur in unseren Herzen in freudiger Wehmuth.

Am fünften Tage der Fahrt verengte sich das Strombette, man hörte erst Rauschen aus der Ferne, dann ward es immer stärker und stärker, das Wasser wirbelte und schäumte, man nahte dem Zusammenflusse des Hydaspes und Acesines. Die runden Schiffe, welche flach gingen, wurden leicht gerettet; an den langen zerbrach manche Ruderreihe, einige Schiffe gingen sogar unter. Alexander landete deshalb auf dem rechten Ufer und ließ Jegliches herstellen; das Heer traf wieder zusammen, Hephästion führte den Vortrab, Ptolemäus den Nachzug. So gelangte man durch eine wasserlose Wüste in das Land der Maller, das heutige Multan, überraschte und schlug einen Theil der Bewohner und ging dann, trotz alles Widerstandes, über den Hydraotes. Bei dem Nachsetzen der Fliehenden gerieth aber Alexander, weil sich die Maller unerwartet zu einem neuen Kampfe umwandten, in große Gefahr und konnte kaum durch geschickte Bewegungen Zeit gewinnen, bis das Fußvolk zur Unterstützung und glücklichen Entscheidung herbeizueilen im Stande war.

Man umlagerte hierauf die Hauptstadt der Maller, welche sich aber in ihre feste Burg zurückzogen und so heftigen Widerstand leisteten, daß die Macedonier beim Tragen der Sturmleiter zu zögern begannen. Rasch ergriff Alexander deshalb die eine und stieg, vom Schilde gedeckt, die Mauer hinan; Peucestes, Abreas und Leonnatus folgten. Ehe aber mehrere, gleich diesen, die Mauer erklimmt hatten, brach die Leiter, und von allen Seiten beschossen nun die Inder den König, welchen seine Kühnheit und prachtvolle Rüstung auszeichnete. Es war unmöglich, nach außen zurückzuspringen, nur die höchste Tapferkeit konnte vielleicht erretten; deshalb sprang Alexander von der Mauer hinab in die Stadt. Einen indischen Anführer hieb er mit dem Schwerte nieder, zwei andre tödtete er mit Steinwürfen, einen vierten wiederum mit dem Schwerte, so daß keiner mehr zu nahen wagte; aber desto gefährlicher wurden die unzähligen Angriffe aus der Ferne. Abreas, Peucestes und Leonnatus standen zwar dem Könige treulich bei; allein der erste fiel schwer verwundet, Alexander selbst sank von einem Geschoß in die Brust getroffen darnieder, und Peucestes, welcher ihn anfangs mit dem Schilde aus Ilium deckte, ward dann ebenfalls mit Leonnatus verwundet. Aus Mangel an Werkzeugen und Leitern hatten die Macedonier dem Könige nicht sogleich zu folgen vermocht; aber in diesem Augenblicke der allerhöchsten Noth gelang es ihnen, an Nägeln, die sie in die Mauer schlugen, emporzuklimmen und durch die äußerste Anstrengung ein Thor zu sprengen.

Furchtbar war jetzt der Kampf; alle Maller, selbst ihre Weiber und Kinder, wurden von den zürnenden Kriegern getödtet. Kritolaos bemühte sich unterdessen, den Pfeil aus der Brust des Königs herauszuziehen; aber Perdikkas mußte, der Widerhaken halber, mit dem Schwerte erst die Wunde erweitern, wobei von Neuem ein großer Blutverlust stattfand.

Besinnungslos ward Alexander auf dem Schilde weggetragen. Da erhuben die Macedonier unermeßliche Wehklage: wer könne ihn ersetzen, wer sie zurückführen, wer die Feinde besiegen, allseitige Empörungen unterdrücken! — Ohne den König schien ihnen Alles rettungslos verloren. Die Nachricht, daß er lebe, gab zwar schon großen Trost; allein man war der Herstellung doch nicht ganz sicher, und insbesondere hegte die größere Abtheilung des Heeres, welche am Zusammenflusse des Hydraotes und Acesines zurückgeblieben war, ängstliche Zweifel über die Wahrheit der Botschaften. Sobald es sein Zustand irgend erlaubte, segelte deshalb Alexander auf einem Schiffe zu diesem größeren Heere; das Zelt, welches ihn verdeckte, ward nach der Ankunft plötzlich vom Vordertheil hinweggenommen, frei stand er da und streckte die Hände nach den Seinen aus. Jubelgeschrei erhob sich, daß die Felsen widerhallten, man wollte ihn hinwegtragen, er aber eilte ans Land, stieg zu Pferde, ritt durch die Reihen, ging vor den Zelten umher; ein Jeder wollte seine Knie umfassen, sein Kleid berühren; von allen Seiten streute man ihm Blumen und Bänder, und keiner konnte die Thränen der Freude zurückhalten, — so mächtig ist die Herrschaft eines großen Gemüths!

Die Maller und Oxydraker und mehrere indische Völker ergaben sich jetzt ohne Widerstand, stellten Soldaten und erhielten Statthalter; nur der König Musikanus, welchem Alexander anfangs sein Land am untern Indus gelassen hatte, ward bei einer neuen Empörung besiegt, gefangen und mit mehreren Brahmanen, den wahrscheinlichen Urhebern des Abfalls, getödtet. Andre Weise ließ Alexander zu sich kommen und legte ihnen Fragen vor, welche sie, wenn auch nicht tiefsinnig, doch mit einer gewissen Gegenwart des Geistes beantworteten. Kalanus, einer derselben, blieb bei den Macedoniern; die übrigen dagegen erklärten, Alexander könne ihnen weder helfen noch schaden; sie erinnerten ihn sogar, wie wenig Erde zum Grabe nöthig sei. Der König that ihnen keine Gewalt, sondern wußte die Eigenthümlichkeit ihrer Gesinnung zu schätzen; er mochte fühlen, daß das Grab für Alle zwar gleich ist, gleich dieser Durchgangspunkt; aber unermeßlich verschieden das Wichtigere, — das Leben vor dem Tode.

Kraterus zog nun mit einem Theile des Heeres rechts nach Karamanien, Alexander segelte den Indus hinab, Hephästion begleitete zu Lande die Flotte. Da, wo der Strom sich in zwei große Arme theilt und ein Delta, ein Dreieck bildet, ward ein Schiffslager errichtet, und die Bewohner, welche furchtsam gewesen waren, kehrten zurück, als der König verkünden ließ, daß Keinem ein Leid geschehen solle. Auf dem rechten Arme des Indus schiffte Alexander weiter, aber ein Sturm verhinderte den Gebrauch der Ruder und beschädigte einige Fahrzeuge; noch größer ward der Schrecken, als das Wasser schnell abnahm und die Schiffe auf dem Trocknen festsaßen. Es bewirkte dies die den Macedoniern unbekannte Ebbe. Mit der Fluth hoben sich die Schiffe wieder, man erreichte das Meer und brachte feierliche Opfer.

Anfangs gedachte der König, seiner Neigung für ungewöhnliche Unternehmungen gemäß, eine Entdeckungsreise zu wagen und zum persischen Meerbusen zu segeln; dann hielt ihn Wichtigeres ab, und lange wollte, aus Furcht oder Weichlichkeit, keiner den Oberbefehl über die Flotte übernehmen, bis sich endlich Nearchos, Alexanders Freund, dazu erbot, und das Schiffsvolk, im Vertrauen auf ihn und das Glück des Königs, freudig die Fahrt begann. Mit musterhafter Genauigkeit ist das Tagebuch über diese Reise abgefaßt, selbst nach zwei Jahrtausenden bestätigt sich jede Bemerkung. Zu den wilden, rohen Stämmen an der Küste drang niemals ein Eroberer; die nordwärts liegenden Wüsten erschwerten den Zugang, und die höchste Dürftigkeit beschränkte das eigene Aufstreben.

Alexanders Landzug durch Gedrosien war nicht minder eine Entdeckungsreise, als die des Nearchos; ja sie war noch gefährlicher, und die Gefahren waren unerwarteter. Anfangs erreichte man glücklich den Fluß Arabis, auch die Oreiten ergaben sich; dann aber ward das Land allmählich immer öder, und wenn man auch Narden, Myrrhen und Lorbeerbäume

fand, so fehlte doch das Unentbehrlichste, Wasser und Nahrungsmittel. Der König traf alle nur erdenkbaren Maßregeln zur Abhelfung dieses Mangels; allein sie blieben unzureichend, und die entsetzliche Hitze und der tiefe Sand vermehrten das Uebel so sehr, daß man (bei der nothwendigen Eile des Zuges, und weil die Lastthiere theils umgekommen, theils verzehrt waren) viele Ermattete und Kranke hülflos am Wege zurücklassen mußte.

Eines Tages lagerte das Heer an einem fast eingetrockneten Bache, in der Nacht aber schwoll er durch Regengüsse und Bergfluthen so plötzlich an, daß das königliche Feldgeräth verloren ging, Viele im Wasser umkamen, und nicht Wenigere an den Folgen des zu raschen Trinkens starben. Bald nachher erneuerte sich der Wassermangel, und Leichtbewaffnete eilten voraus, Quellen zu suchen. Sie brachten dem Könige, der alle Anstrengungen theilend vor dem Heere zu Fuß herging, in einem Helm aus dem gefundenen dürftigen Vorrathe ein wenig Wasser; er aber goß es aus und trank nicht, da er Erquickung erst zu haben begehrte, wenn er sie mit seinen Kriegern theilen konnte. Endlich verloren die Wegweiser den Weg ganz und gar im Sande, und Alexander behauptete allein gegen alle Uebrigen, man müsse links ziehen; er suchte und fand auch, nur von fünf Kriegern begleitet, das Meeresufer und reichfließende süße Quellen.

Hier ruhete das Heer, wandte sich dann wieder landeinwärts, erreichte endlich Karamanien und vereinigte sich mit Kraterus. Wenn auch die Nachricht gewiß übertrieben ist, daß von 120,000 Fußgängern und 15,000 Reitern nur der vierte Theil übrig geblieben sei, so stimmen die Berichte doch darin überein, daß gegen die Schwierigkeiten dieses Zuges alle Anstrengungen aller Feldzüge nur gering erschienen.

Man hat den König wegen dieser ganzen Unternehmung hart getadelt und hinzugefügt: es möge eine Sage, daß Semiramis und Cyrus auf einem Zuge durch Gedrosien ihr Heer verloren hätten, bei seiner Eitelkeit und Ruhmbegierde wahrscheinlich Hauptbestimmungsgrund der Nachahmung geworden sein. Außer Stande zu entscheiden, ob eine solche Sage vorhanden war, und wie sie wirkte, bemerken wir das näher Liegende, nämlich: daß man das Land und dessen Unfruchtbarkeit nicht kannte, seine Besitznahme aber zur Abrundung des neuen Reiches für nothwendig hielt; ferner, daß man dem Meere und Nearchos nahe bleiben wollte, daß endlich gar kein andrer Weg gegen Abend offen stand, sondern Alexander diesen einschlagen oder stromaufwärts, an 150 Meilen gegen Mitternacht, zurückschiffen mußte.

Dankbar für die Rettung und die indischen Siege zog das Heer prachtvoll geordnet einher, mannigfache Spiele wurden ausgeführt und dabei wahrscheinlich an das Dionysos indische Siegeszüge erinnert. Große, den Göttern gebrachte Opfer bewiesen, daß in jener Erinnerung und Vergleichung noch keine Gleichstellung liegen sollte; ist aber Jemand so ernst gesinnt, daß ihn die Vermischung des Krieges mit Festen, Aufzügen, Hochzeiten und andern Ergötzungen nicht anspricht, der bedenke, daß die Welt damals jugendlicher war als jetzt, und schon bei den Römern alles Aehnliche finsterer und schreckhafter heraustritt.

Fast Niemand hatte erwartet, daß Alexander je aus Indien zurückkehren werde, und deshalb fand er große Frevel der Statthalter zu bestrafen; es geschah mit ernster, gewissenhafter Strenge. Peucestes übernahm die Statthalterschaft von Persis.

Während Hephästion den größten Theil des Heeres durch Karamanien dem Meere entlang nach Persis führte, ging Alexander nach Pasargadä. Hier war, zufolge einer nur mühsam mit früheren Berichten zu vereinigenden Erzählung, das reiche, prachtvolle Grabmal des Cyrus in Alexanders Abwesenheit geplündert, Theile des Sarges beschädigt und der Leichnam herausgeworfen worden. Alexander strafte die Uebelthäter und ließ die Gräber der persischen Könige wieder herstellen.

In Persis erkrankte der indische Weise Kalanus, der sich dem Heere Alexanders angeschlossen hatte, und beschloß sich zu verbrennen. Als der König ihn von diesem Vorsatze nicht abzubringen vermochte, so trug er wenigstens dazu bei, daß die Handlung mit höchster Feierlichkeit vor sich ging. Das Heer versammelte

sich, Kalanus ward zum Holzstoße auf einer schönen Sänfte hingetragen, man sang Hymnen, und es ertönte Musik. Nachdem die feierlichen Gebete beendet, die Opfer dargebracht waren, und nachdem Kalanus für die Macedonier Segen erfleht hatte, loderte das Feuer empor, und der Inder blieb unbeweglich in den Flammen, bis man ihn nicht mehr sah.

Für den Menschen, bemerkt Arrianus bei dieser Veranlassung, ist nichts nutzlos, woraus sich erkennen läßt, daß ein starkes und unbewegliches Gemüth Alles vollbringen kann, was es nur will — und damit wären einseitige Bemerkungen über Kalanus zurückgewiesen; auf daß aber andre ängstliche Gemüther von hier aus nicht übereilte Folgerungen gegen Alexander ziehen, stehe hier schützend das treffende Wort unsers ersten Dichters:

„Als Diogenes still in seiner Sonne sich sonnte,
Und Kalanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippos,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß.“

Damit das Morgenland und das Abendland, Persien und Hellas, verschmolzen würden, feierte Alexander in Susa mit seinen Feldherrn und seinem Heere die prachtvollsten, feierlichsten Hochzeiten, deren die Geschichte Erwähnung thut. Er selbst heirathete Statira, die älteste Tochter des Darius, und Parysatis, die jüngste Tochter des Ochus; Hephästion heirathete Drüpetis, die Tochter des Darius; Kraterus Amastrynen, die Nichte des Königs; es verheiratheten sich gegen 80 Anführer, gegen 10,000 macedonische Krieger. Alle erhielten vom Könige Geschenke und Hochzeitsgut. Nicht minder großmüthig wollte er auch die Schulden der Soldaten bezahlen; aber anfänglich wagten nur wenige sich zu melden, weil sie glaubten, es sei blos ein Versuch, die unlustigen und schlechte Wirthe zu entdecken. Auf Alexanders wiederholte, unwillige Aeußerungen: ein König müsse stets wahr reden und nie listig täuschen, erhöhte sich indessen das Zutrauen, und gewaltige Summen wurden jetzt ausgezahlt. Die Großen empfingen außerdem Belohnungen und die Leibwächter goldene Kränze, ein Ordenszeichen der alten Welt.

Bald nachher beschloß Alexander, die Alten und Verwundeten nach Hause zu entlassen, welches die Macedonier aber unwillig dahin deuteten, als wolle er sie sämmtlich entfernen. Sie zeigten deshalb Neid und Eifersucht auf die geehrten Perser und auf die zahlreichen, macedonisch erzogenen und in das Heer aufgenommenen Kinder der Perser; ihre Widersetzlichkeit steigerte sich zur offenen Meuterei. Alexander wollte von der Bühne herab zu ihnen reden, aber der Lärm währte fort. Da sprang er entschlossen herab, bezeichnete dreizehn der heftigsten Aufwiegler und ließ sie zum Tode abführen. Dieser Muth erschreckte, Alle schwiegen, und er stellte ihnen nachdrücklichst vor: wie sie sonst in Thierfelle gekleidete Hirten, ohne Bildung und in steter Furcht vor den Illyrern und Triballern gewesen wären, und was aus ihnen durch Philipp und durch ihn geworden sei. Jeder Soldat besitze jetzt mehr als er selbst in jener Zeit, wo er gewagt, den persischen Krieg mit Schulden zu beginnen. Wer habe mehr Anstrengungen ertragen, wer sich tapfrer bewiesen, wer mehr Wunden erhalten? Mit Gelde, mit Bildsäulen, mit Kränzen, mit Befreiung von allen heimischen Diensten und Zahlungen wären sie belohnt worden, und dennoch undankbar. Sie möchten nach Hause gehen, wenn sie wollten, und verkünden, daß sie solch einen König den besiegten Feind zu bewachen gelassen hätten; oder sie möchten sich einen Feldherrn wählen, und er wolle sich an die Spitze der Perser stellen und ihnen zeigen, durch wen der Sieg herbeigeführt sei, wem sie zu gehorchen verpflichtet wären.

Rasch entfernte sich jetzt Alexander in sein Zelt, zwei Tage lang zeigte er sich den Macedoniern nicht; am dritten aber berief er die vornehmsten Perser, theilte hohe Würden unter sie aus und bildete eine Leibwache persischer Silberschildner.

Da wurden die Macedonier rathlos und reuig, flehend und weinend umringten sie sein Zelt. Er trat hervor, und Kallines, ein Anführer der Reiterei, äußerte: Die Macedonier wären betrübt, weil er die Perser Verwandte seines Stammes nenne und sie küsse. — Ihr seid alle

meine Verwandten! entgegnete der König, indem er Kallines küßte. Große Opfer wurden jetzt dargebracht und ein allgemeines Versöhnungsfest gefeiert, an welchem alle Völkerschaften theilnahmen. Die Gemüther waren nun wieder einig, und dieser Augenblick höherer Stimmung war wiederum blos durch Alexanders Ueberlegenheit herbeigeführt; seine Nachfolger vermochten nicht Erscheinungen dieser Art herbeizuführen.

Zehntausend Ausgediente wurden jetzt nach Macedonien zurückgeführt, jeder erhielt vollen Sold bis zur Ankunft, ein Talent Silber und Auszeichnungen in der Heimath, unter Anderem einen Ehrensitz in dem Schauspiele.

Der Zwist, in welchem Antipater mit Olympias lebte, und ihre gegenseitigen Klagen über Anmaßung veranlaßten das Gerücht, als gehe der König damit um, jenen zu strafen; wir haben jedoch keine Ursache, zu vermuthen, daß er parteiisch gegen den treuen Diener oder hart gegen die Mutter gewesen sein würde. Das Letztere bestätigt seine Aeußerung: eine Mutterthräne lösche tausend Klagen des Statthalters aus; für Jenes spricht der Umstand, daß er den Sinn der Olympias wohl kannte und ihr keinen Einfluß auf Staatsangelegenheiten verstattete.

Tod Alexanders*

Um diese Zeit traf den König das erste große Unglück, sein Freund Hephästion starb zu Ekbatana an einem Fieber. Alexanders Schmerz über diesen Verlust kannte keine Grenzen und gab sich, gemäß der Heftigkeit aller seiner Leidenschaften, der Liebe wie des Hasses, in ausschweifender Weise kund. Er warf sich auf den Boden neben den Leichnam und blieb hier mehrere Stunden in Thränen liegen; zwei Tage wies er alle Pflege und selbst alle Nahrung von sich; er schnitt sein Haar ab und befahl, daß auch allen Pferden und Maulthieren im Lager die Mähnen kurz geschnitten würden, auch untersagte er alle Musik und jedes Zeichen der Freude im Lager; er ließ die Mauerzinnen der nahen Städte herunterschlagen und den Arzt, welcher den Vorstorbenen behandelt hatte, aufhängen oder kreuzigen.

Alexander weilte noch längere Zeit zu Ekbatana, wo er in übertriebenem Glanze von Festlichkeiten und prunkvoller Lebensweise Zerstreuung in seinem Schmerz suchte. Seine Gemüthsstimmung war in solchem Grade zu Zorn und Wuth geneigt, daß Keiner ohne Furcht ihm nahte, und daß man ihn durch die maßlosesten Schmeicheleien mild und gnädig zu stimmen suchte. Endlich ermannte er sich und fand seinen wahren Trost in der Befriedigung der eigentlichen und vornehmsten Leidenschaft seiner Natur — der Leidenschaft für Kampf. Zwischen Medien und Persien wohnten die Stämme der Kossäer in hohen, unwegsamen und unzugänglichen Gebirgen. Tapfer und beutesüchtig hatten sie die Angriffe der Perserkönige herausgefordert. Alexander führte jetzt ein gewaltiges Heer wider sie und trieb sie trotz der vermehrten, aus der winterlichen Jahreszeit entspringenden Schwierigkeiten von Ort zu Ort vor sich her und folgte ihnen in die höchsten und unzugänglichsten Schlupfwinkel ihrer Berge. Diese Anstrengungen wurden von ihm selbst und Ptolomäus vierzig Tage lang fortgesetzt, bis die ganze männliche Bevölkerung vernichtet war, was als ein angenehmes Opfer für Hephästions Manen galt.

Nicht lange darnach brach Alexander nach Babylon auf. Der Schrecken seines Namens und seiner Thaten hatten sich so weit verbreitet, daß Gesandte selbst aus den fernsten Gegenden kamen, sogar von den Römern, damals einem Volke von nur erst mäßiger Macht. Die griechischen Abgesandten nahten ihm mit Kränzen auf den Häuptern und reichten ihm goldene Kränze dar, gleich als kämen sie in die Nähe einer Gottheit. Die Beweise von Furcht vor seiner Feindschaft und von eifriger Bewerbung um seine Gunst, die er von den fernsten, ihm dem Namen und den Sitten nach ganz unbekannten Stämmen erhielt, waren von der Art, wie sie

* Nach G. Grote, Geschichte Griechenlands.

nie, soweit die Geschichte reicht, einem Sterblichen gegeben worden waren.

Nearchos war inzwischen mit seiner Flotte angekommen; auch war man mit dem Bau der Schiffe aus Cypressenholz und der gewaltigen Docks in voller Thätigkeit begriffen. Er besprach mit Nearchos das Nähere einer Expedition nach Arabien und dem persischen Meerbusen unter gleichmäßiger Verwendung seiner Land- und Seemacht.

Während die Zurüstungen zu dem Feldzuge getroffen wurden, und während der ungeheure Scheiterhaufen für Hephästion errichtet ward, segelte Alexander den Euphrat hinab bis zu dem großen Kanal Pallakopas, gegen neunzig Meilen unterhalb Babylon, einer Schleuse, welche die alten assyrischen Könige zu dem Zwecke angelegt hatten, um bei der Hochfluth des Stroms geöffnet zu werden und dadurch das Wasser in die auf dem westlichen Ufer sich endlos ausdehnenden Sümpfe abzuleiten. Da er erfahren hatte, daß die Schleuse ihrem Zweck nicht gut entsprach, so entwarf er den Plan eines neuen Baues, der etwas weiter unterhalb jener ausgeführt werden sollte. Darauf durchschiffte er den Pallakopas, um die Marschen, so wie die in ihnen errichteten Gräber der alten assyrischen Könige in Augenschein zu nehmen. Sein Fahrzeug selbst steuernd, die mit dem königlichen Diadem geschmückte Kausia (den breitkrämpigen macedonischen Hut) auf dem Haupte, fuhr er eine Zeit lang zwischen diesen Lagunen und Sümpfen hin, die eine solche Ausdehnung hatten, daß seine Flotte sich in ihnen verirrte. Er weilte lange genug hier, um die Anlegung einer neuen Stadt an einer ihm passend scheinenden Stelle anzubefehlen und sogar zu beginnen.

Hierauf begab er sich nach Babylon zurück, um die Leichenfeier für Hephästion auszuführen. Der prachtvolle Scheiterhaufen stand fertig da. Er war zweihundert Fuß hoch, nahm einen viereckigen Raum ein, von welchem jede Seite beinahe ein Feldwegs lang war, und war mit kostbaren Verzierungen überladen, mit denen ihn der theils wahre, theils erheuchelte Eifer macedonischer Führer geschmückt hatte. Die Erfindungskraft der Künstler hatte sich in langen Besprechungen mit dem Könige selbst erschöpft, um, koste es, was es wolle, ein Werk von einziger und staunenswürdiger Pracht hervorzubringen. Die Ausgaben werden auf 12,000 Talenten (= 2,760,000 Pf. Sterl.) angegeben. Alexander harrte des Befehls vom Orakel des Ammon, wohin er Boten gesandt, um anzufragen, bis zu welchem Grad er seinem verstorbenen Freunde mit Recht und ohne Verletzung der Götter Verehrung erweisen dürfe. Die Antwort ward jetzt gebracht und lautete dahin, Hephästion sei als Heros zu verehren, welches die zweite Stufe der Verehrung war. Nun wurde die Todtenfeier begangen. Außerdem gebot Alexander die Errichtung von prachtvollen Kapellen oder heiligen Gebäuden für die Anbetung und Ehrung des Hephästion zu Alexandria in Aegypten, zu Pella in Macedonien und wahrscheinlich auch noch in andern Städten.

Der tiefe Schmerz, den Alexander beim Tode des Hephästion empfand, der ihm nicht nur ein ergebner Freund, sondern auch mit ihm von gleichem Alter und von gleicher überströmender Kraft gewesen war, machte sein Gemüth sowohl für düstere Vorbedeutungen aus zahlreichen Anzeichen empfänglich, als dem eifersüchtigen Mißtrauen selbst gegen älteste Anführer zugänglich. Antipater insbesondere, der nun nicht mehr in Hephästions kräftiger Vermittlung einen Schutz gegen die Verleumdungen der Olympias fand, fiel mehr und mehr in Mißkredit, während sein Sohn Kassander von Seiten Alexanders in Augenblicken des Jähzorns viel von seinen empörenden wilden Ausbrüchen zu leiden hatte.

Die mit der Leichenfeier verbundenen Opfer gingen bis ins Ungeheure. Es wurden so viele Opferthiere dargebracht, daß sie zu einem Gastmahl für das ganze Heer hinreichten, das auch mit Wein im reichsten Maße bewirthet ward. Alexander selbst führte den Vorsitz bei diesem Mahle und gab sich der Fröhlichkeit ganz wie die Uebrigen hin. Bereits des Weines voll, ward er von seinem Freunde Medius beredet, bei ihm zu Abend zu essen und die ganze Nacht noch weiter dem Weine zuzusprechen. Es geschah, und man ergab sich jener wilden, taumelnden Lust, welche von den Griechen „Komos" genannt ward.

Nachdem Alexander am folgenden Tage seinen Rausch ausgeschlafen, aß er abermals bei Medius zu Abend und verschwelgte eine zweite Nacht in derselben wüsten Weise. Es scheint, daß er bereits den Keim zum Fieber in sich trug, welches sich durch seine Unmäßigkeit in so gefährlicher Weise steigerte, daß er nicht nach seinem Palast zurückzukehren vermochte. Er nahm ein Bad und schlief in dem Hause des Medius; am nächsten Morgen vermochte er nicht aufzustehen. Nachdem man ihn zur Darbringung des Opfers (welches seine tägliche Gewohnheit war) auf einem Ruhebette hinausgetragen, sah er sich genöthigt, den ganzen Tag das Bett zu hüten. Dessenungeachtet berief er die Anführer des Heeres und ordnete die Einzelnheiten des bevorstehenden Feldzuges an. Am Abende trug man ihn auf einer Lagerstätte über den Euphrat hinüber in einen Garten, wo er badete und die Nacht ruhete. Das Fieber währte den ganzen Tag über fort, doch unterhielt er sich mit Medius und spielte mit ihm Würfel. Abends badete und opferte er wieder und nahm ein leichtes Essen. In den nächsten zwei Tagen verschlimmerte er das Fieber. Trotzdem besprach sich Alexander mit Nearchos über seine Seeunternehmungen. Am nächsten Morgen war das Fieber sehr heftig. Alexander ruhte den ganzen Tag in einem Badehause des Gartens, beschied abermals die Anführer zu sich und ertheilte ihnen Befehle. Während der nächsten zwei Tage nahm seine Krankheit von Stunde zu Stunde einen bedenklicheren Charakter an. An dem letzten dieser zwei Tage vermochte der König, als er zur Verrichtung des Opfers das Bett verlassen wollte, nur mit großer Anstrengung beim Herausheben behülflich zu sein; selbst dann indessen gab er noch den Anführern in Betreff des beabsichtigten Zuges Befehle. Obgleich am andern Morgen in einem verzweifelten Zustande, strengte er sich dennoch an, sein Opfer darzubringen, worauf er aus dem Gartenhause herüber in den Palast getragen ward und hier den Befehl gab, daß die Anführer in der Halle des Palastes verweilen sollten. Er ließ einige derselben an sein Lager rufen; aber obwohl er sie vollkommen erkannte, so war er doch nun unfähig geworden, ein Wort hervorzubringen. Eines seiner letzten Worte, als er gefragt ward, wem er sein Königreich vermache, soll gewesen sein: „Dem Stärksten!“ und eine seiner letzten Handlungen war, daß er seinen Siegelring vom Finger zog und ihn dem Perdikkas gab.

In diesem Zustande verblieb er zwei Nächte und einen Tag, ohne Besserung und ohne Ruhe. Inzwischen hatte sich die Kunde von seiner Krankheit im Heere verbreitet und es mit Kummer und Bestürzung erfüllt. Viele von den Soldaten, die ihn noch einmal zu sehen wünschten, brachen sich in den Palast Bahn und wurden unbewaffnet zugelassen. Sie gingen an seinem Lager vorüber, mit allen Zeichen des Schmerzes und der Theilnahme; Alexander erkannte sie und bewies ihnen seine freundliche Erkenntlichkeit, so gut er es vermochte, war aber außer Stande, ein Wort zu sprechen. Mehrere von den Anführern schliefen im Serapistempel, in der Hoffnung, vom Gotte in einem Traume zu erfahren, ob sie Alexander als Flehenden in den Tempel bringen sollten, um die göttliche Hülfe auf ihn zu lenken. Der Gott unterrichtete sie in ihren Träumen, es sei besser für Alexander, zu bleiben, wo er wäre. Am Nachmittage verschied er — im Junius 323 v. Chr. — nach einem Leben von 32 Jahren und 8 Monaten und nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten.

Alexanders Tod, der ihn so plötzlich in der Fülle der Gesundheit und Kraft und inmitten hochfliegender Entwürfe dahinraffte, war für alle seine Zeitgenossen nah und fern ein eben so ergreifendes als im allerhöchsten Grade bedeutungsvolles Ereigniß. Als das erste Gerücht davon nach Athen gelangte, that der Redner Demades den Ausruf: „Es kann nicht wahr sein; wäre Alexander todt, die ganze bewohnte Welt würde nach seiner Leiche riechen.“ — Diese zwar rohe, aber kräftige Vergleichung erläutert den unmittelbaren, gewaltigen, weitreichenden Eindruck, den die so plötzliche Dahinraffung des großen Eroberers erzeugte. Jeder von den vielen Gesandten, die vor Kurzem erst aus weiter Ferne gekommen waren, um diesen

ferntreffenden Apollon gnädig zu stimmen, Jedermann unter den Nationen, die diese Boten hergesandt — in Europa, in Asien, in Afrika — sie alle fühlten es, daß sein Tod entweder ihre gegenwärtige Lage oder ihre wahrscheinliche Zukunft berühre.

Macedonien und Griechenland bis zur Zerstörung Corinths.*

Nach dem Tode Alexanders kam es unter den hervorragendsten Feldherren zu blutigen Kriegen, in welchen das Haus des Königs und das der Olympias ausgerottet wurde. Nun fielen die Theile des Reiches den Feldherren als Beute zu: Aegypten und Phönicien an Ptolomäus, Syrien und Oberasien an Seleucus, Macedonien an Antipater. Für Griechenland entsproß aus Alexanders Tode wenig Vortheil. Der verbannte Demosthenes kehrte zwar triumphirend in seine Vaterstadt zurück, und Athen schritt zum Befreiungskampfe von der macedonischen Herrschaft, der auch anfangs mit Glück geführt ward; bald aber folgten den Siegen schwere Niederlagen, die mit der völligen Niederwerfung der Athener endeten. Als der siegreiche Antipater gegen die Stadt anrückte, wandte sich das Volk von seinem unerschrockenen Vertheidiger Demosthenes ab. Er begab sich in einen Tempel Poseidons auf der kleinen Insel Calauria; als ihn aber dort Antipaters Späher auffanden, nahm er Gift und sank sterbend an der Schwelle des Tempels nieder.

Neue Unruhen entstanden nach Antipaters Tode, und es ging die Herrschaft über Macedonien und Griechenland von einer Hand in die andere. Endlich gewann Antigonus den macedonischen Thron, aber die griechischen Staaten geriethen in Fehde gegen einander und schwächten und zerrütteten sich gegenseitig. Darauf bildeten sich in Griechenland zwei Bünde (der ätolische und der achäische Bund), aber auch sie geriethen in Feindschaft unter einander und halfen dadurch das Verderben Griechenlands vollenden. Da bestieg Philipp III. den macedonischen Thron, unter dem die Römer zuerst in Griechenland eindrangen. Philipp wurde besiegt, er mußte den Römern 1000 Talente zahlen, ihnen seinen Sohn als Geißel übergeben, die Flotte ausliefern und die Freiheit Griechenlands anerkennen. Die Römer gaben sich den Anschein, als seien sie nur gekommen, den Unterdrücker Griechenlands zu demüthigen, doch ging ihre Absicht dahin, Griechenland und Macedonien unter die Herrschaft Roms zu bringen. Dies zeigte sich bald, als die Römer die Aetolier bekriegten und sie zwangen, die Oberherrschaft Roms anzuerkennen. Nun erhob sich ein Mann, den man mit Recht den letzten großen Griechen nennt, Philopömen aus Arkadien, dem es wohl gelungen sein würde, den völligen Sturz seines Vaterlands zu verhindern, wenn die Griechen in Bezug auf Gesinnung nicht schon auf einer zu tiefen Stufe gestanden hätten. Selbst die Spartaner, die durch die Gesetze Lykurgs am längsten frei geblieben waren, hatten durch die Herrschaft tyrannischer Könige ihre Freiheit eingebüßt. Philopömen schlug zwei Könige der Spartaner, die sich darauf mit ihm zur Verfechtung der guten Sache, für die er alle griechischen Städte zu gewinnen suchte, verbanden. Allein bald riß Treulosigkeit und Verrath unter den Verbündeten ein, und als Philopömen sich anschickte, die abtrünnige Stadt Messene zu züchtigen, wurde er auf einem Streifzuge von feindlichen Reitern überfallen. Der achtundsiebenzigjährige Held wurde gefangen genommen, eingekerkert und zum Giftbecher verurtheilt. Die Achäer rächten seinen Tod, sie eroberten die Stadt Messene, und es wurden die Urheber des an den trefflichen Philopömen verübten Mords hingerichtet, sein Leichnam aber ward feierlich bestattet.

Nach dem Tode Philipps versuchte dessen Sohn und Nachfolger, der heldenmüthige Perseus, das römische Joch abzuschütteln, und so kam es zum zweiten macedonischen Kriege. Mit ihm zugleich griff Gentius, der König von Illyrien, die Römer an. Letzterer kündigte seine Unterwerfung an, als die Römer naheten,

* Nach Chr. Oeser und Chr. G. Neudecker.

Perseus kämpfte drei Jahre lang und oft siegreich, bis ihn Aemilius Paulus überwältigte. Perseus wurde als Gefangener nach Rom geführt. Da erhob sich Andronicus, ein kühner und unternehmender afrikanischer Sclave, der sich für den Sohn des unglücklichen Perseus ausgab, und es gelang ihm, ganz Macedonien gegen Rom unter Waffen zu bringen. Er wurde von Metellus besiegt und hierauf Rom in eine römische Provinz verwandelt. Jetzt blieb den Römern nur noch eine Macht zu besiegen übrig — die des achäischen Bundes, an dessen Spitze das reiche und prächtige Corinth stand. Die Römer schleppten 1000 der vornehmsten Achäer nach Italien. Ueber die Gewaltthätigkeit entrüstet, erheben sich die Achäer zum Kriege gegen Rom. Der Consul Mummius zog gegen sie zu Felde, und in demselben Jahre, in welchem Carthago fiel, wurde auch Corinth erobert und zerstört, das überwundene Griechenland aber in eine römische Provinz verwandelt. Das war das Ende der griechischen Freiheit, die einst so herrlich geblüht hatte. War aber auch die politische Freiheit Griechenlands vernichtet, so lebte doch die Freiheit des Geistes fort, mit welchem die Hellenen in ihren Colonien und selbst als Gefangene und Sclaven über alle Welttheile unter barbarischen Völkern Kunst, Wissenschaft und Humanität verbreiteten.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.

Völkerbilder aus der alten Welt.

Für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet von

Ferdinand Schmidt.

Rom.

Mit vierzig Illustrationen.

Hamburg 1868.

Vereinsbuchhandlung.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Meinen Lesern biete ich hiermit den angekündigten zweiten Band der Völkerbilder.

Der erste Band beginnt mit der Vorführung der ältesten Sagen. Ein Schleier hüllt das Feld der Geschichte ein; kaum erkennbar dem forschenden Blick, bewegen sich schwankende Gestalten. Und doch, wie wichtig ist diese erste Zeit! Gleiche Gesetze zeigen sich wirksam im Einzelleben wie im Leben der Völker. Je nachdem der Einzelmensch geartet ist, je nachdem gestalten und durchgeistigen sich in ihm die Bilder seiner Erinnerung. Dasselbe gilt vom Völkerleben. So bieten die Sagen belehrende Einblicke in die geistige Welt der ältesten Geschlechter der Menschen.

Endlich weicht allgemach die Sagenwelt, der Morgen wirklicher Geschichte bricht an. Die Schriftsprache tritt in ihren ersten Versuchen auf und hinterläßt uns in Stein gemeißelte Zeichen, die Jahrtausenden trotzen. Aber wider Absicht und Wissen hinterläßt uns diese geschichtliche Zeit auch noch eine andere Schrift, deren Deutung uns fortgesetzt eine Quelle wachsenden Verständnisses der Vergangenheit ist: die Ueberreste gewaltiger Bauwerke. Sie vervollständigen die Kunde von dem häuslichen, dem religiösen und dem staatlichen Leben der ältesten Völker.

Befand sich der Menschengeist bis dahin gleichsam in einem Dämmerleben, so durchbricht er — nach dem Ausspruche Hegels — nun seine Mumienhülle und erscheint als schöner farbiger Schmetterling. Davon giebt die Geschichte Griechenlands Kunde.

Aber Alles, was die Erde geboren, trägt den Keim des Verfalls in sich. Kraft und Leben des Volkes verglüheten, Griechenland ward die Beute eines andern Volkes.

Nun tritt ein Volk in den Vordergrund der Geschichte, dem länger als ein Jahrtausend die Herrschaft der Welt gehören sollte: das Volk der Römer.

Welch ein Schauspiel, welch eine Fülle von Lehren bietet die Geschichte Roms dem denkenden Leser!

In den Römern war ein Volk erstanden, das in eiserner Willenskraft seine Grenzen nach allen Seiten hin fortgesetzt weiter und weiter hinausrückte.

Aber nicht blos Land und Leute, nicht blos materielle Habe machte es sich zu eigen: es trat die Erbschaft des Geisteslebens der Vergangenheit an, bewahrte die geistigen Güter vor jähem Untergange und rettete sie der Zukunft. Denn wahrlich, die Myriaden von Barbaren, die das mittlere Asien gebar, und von deren Abkömmlingen — es sei nur erinnert an die Hunnen und die Mongolen — Europa noch Jahrhunderte später auf's Schwerste bedrängt ward, hätten wohl, wäre das weltbeherrschende Rom nicht vorhanden gewesen, Blüthe und Samen griechischen Kulturlebens bis auf die letzten Spuren vom Erdboden vertilgt.

Anderes verdient nicht minder als bedeutungsvolles Wirken des Volkes der Römer hervorgehoben zu werden. Was es heißt, für ein Ganzes leben, dem Vaterlande willig jegliches Gut opfern, das zeigt die Geschichte Roms an unzähligen Beispielen.

Endlich: Wie die Griechen Unübertroffenes in Kunst und Wissen schufen, so stehen die Römer unerreicht da als Schöpfer der Rechtswissenschaft. Unsere staatlichen Gesetze wurzeln zumeist in dem Staats- und Rechtsleben Roms, daher eine richtige Würdigung des Heut unmöglich ist für den, dem es an der nöthigen Kenntniß der Geschichte Roms fehlt.

Belehrend wie die Betrachtung des Aufsteigens dieses großen Volkes ist auch der Hinblick auf sein Sinken und seinen endlichen Verfall. So lange Gemeinsinn,

Digitized by Google

Sitte und Zucht von der Mehrheit des Volkes werth geachtet wurden, so lange wuchs das Volk; als Selbstsucht und Sittenlosigkeit das Feld gewannen, trat der Verfall ein. Die Geschichte der Römer aufmerksam zu durchwandern, muß daher im hohen Maße befruchtend sein für die Erkenntniß.

Wesentlich handelt es sich auch in diesem Bande um eine Auswahl von Stücken aus Meisterwerken. Wie groß nun aber auch das Gebiet der betreffenden Literatur ist, das der Herausgeber, um dem vorgesteckten Zwecke möglichst zu genügen, zu durchwandern hatte, so war die sich daraus ergebende Arbeit doch die geringere im Vergleich mit derjenigen, die darnach noch auszuführen blieb. Sei es gestattet, in Kürze zu wiederholen und auf den vorliegenden Band in Anwendung zu bringen, was der Herausgeber über seine besondere Thätigkeit dem Vorwort zum I. Bande beigefügt hat: Die Ausführung einer zweckmäßigen Zusammenstellung von Bildern, Gemälden und Characteristiken aus der Geschichte des Alterthums, entnommen aus einer Zahl von Geschichtswerken, mag Vielen als etwas Leichtes erscheinen. Ihnen kann sich der Herausgeber nicht beizählen. Er vielmehr schreckte, von dem Herrn Verleger zur Veranstaltung einer solchen Zusammenstellung aufgefordert, vor der Aufgabe zurück, und erst der Anreiz, der sich für ihn aus der Zusage ergab, es solle ihm in Bezug auf den Umfang keinerlei Beschränkung auferlegt werden, und das Buch in würdigster Ausstattung erscheinen, mäßigte seine Bedenklichkeiten und bestimmte ihn endlich, die Arbeit zu übernehmen. Die Ausführung, bei der der Herr Verleger dem Herausgeber nicht nur durch entsprechende Rathschläge zur Seite stand, sondern demselben auch zur Erlangung von Quellwerken vielfach behülflich war, erforderte einen Zeitraum von einigen Jahren. Bei der Wahl der Geschichtswerke ließ der Herausgeber sich wesentlich durch ein Wort Luden's leiten: „Ich glaube wirklich," äußerte dieser in einem Gespräch mit Göthe, „daß Niemand ein Historiker sein könne, im schönsten Sinne des Wortes, dem die dichterische und gestaltende Kraft fehlt." Göthe ertheilte dieser Auffassung seine volle Zustimmung. Indem es nun galt, die Hauptmomente aus der Geschichte der Römer vorzuführen, durfte dies nicht geschehen durch ein willkürliches Aneinanderreihen von abgerissenen Aufsätzen, sondern es mußte danach gestrebt werden, die aus dem Literaturschatze herausgehobenen Stücke (wenigstens bei weitem die meisten derselben) zu abgeschlossenen Einzelbildern zu gestalten, derart, daß sie nach Abrundung und Stellung neben der Erfüllung ihres Einzelzweckes zugleich als organische Theile in dem Gesammtgemälde, der Geschichte Roms, zu entsprechender Geltung gelangen konnten. Auch hat der Herausgeber es für ersprießlich erachtet, geographische Bilder der Schauplätze, auf denen die wichtigsten Ereignisse stattfanden, diesen voranzustellen. Erwägt der freundliche Leser dazu noch, daß die Oeconomie des Ganzen die Innehaltung eines gewissen Maßes für den Umfang der Einzelbilder nothwendig machte, daß viele der benutzten, in Betreff der Gründlichkeit vortrefflichen Werke des populären Gewandes entbehren, bezügliche Veränderungen demnach, um eine möglichst gleichmäßige und dabei einfache Darstellung zur Durchführung zu bringen, geboten waren, und endlich noch, daß neben den geschichtlichen und geographischen Werken auch die Gebiete der pädagogischen und der kunstgeschichtlichen, namentlich der baugeschichtlichen Literatur in Betracht gezogen worden sind, so wird die oben ausgesprochene Behauptung des Herausgebers, daß es sich bei dieser Arbeit keineswegs um die Lösung einer leichten Aufgabe handelte, gewiß Beistimmung finden.

Der vorliegende Band schließt ab mit der Geschichte Roms; der folgende Band, mit dessen Herstellung sich der Herausgeber bereits beschäftigt, wird die nicht minder bedeutungsvolle Geschichte des Mittelalters bringen.

Möchte auch dieser zweite Band der Völkerbilder billigen Anforderungen genügen und für Schule und Haus eine eben so reiche Verwendung finden, wie einer solchen Band I. der Völkerbilder sich zu erfreuen hat!

Berlin. **Ferdinand Schmidt.**

Inhalt.

Illustrationen.

Notiz für den Buchbinder: die Einheftung der Separatbilder hat nach den oben angegebenen Seiten zu erfolgen.

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß, anbilden lebendige Züge dem Marmor,
Werden beredsam sein im Gericht und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab, und der Stern' Anfänge verkünden:
Du sei, Römer, bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten,
Solcherlei Kunst sei dein, dann friedliche Sitte zu ordnen,
Mild den Ergebnen zu sein und Trotzige niederzukämpfen.

Virgilius.

Erstes Buch.

Rom unter Königen.

Wichtigkeit der römischen Geschichte.*

Die alte Geschichte zerfällt in die Geschichte vor Roms Herrschaft, welche viele Mittelpunkte hat, und in die Geschichte der römischen Herrschaft, wo nur ein Mittelpunkt ist, Rom, dessen Wirkung sich überall hin erstreckt. Andere Völker, wie die Aegypter, haben durch intellectuelle Kraft nach außen gewirkt, aber es fehlte ihnen der Geist; noch andere, wie die barbarischen Völker der Celten und andrer Stämme, wurden wichtig blos durch ihre gewaltigen Eroberungen, Griechenland durch Geist; Rom aber vereinigt Alles, größte politische Vollkommenheit, Macht und Geist. Hier ist die Wirkung noch bleibender und unauslöschlicher geworden als die Griechenlands, sie dauert bis in die entferntesten Jahrhunderte, ja bis auf den heutigen Tag. Die römische Geschichte kann die größten Charactere, Handlungen, Ereignisse aufweisen, sie ist die Entwicklung eines ganzen Völkerlebens, wie die übrige Geschichte nicht Aehnliches kennt.

Die Geschichte des Orients kennen wir in ihrer Entfaltung gar nicht, die Aegypter finden wir schon in Kasten, also in festen Formen, in denen sie alle Jahrhunderte durch bleiben; sie bestehen unwandelbar, wie ihre Mumien uns das Sinnbild geben; alle Veränderungen, die wir an ihnen bemerken, sind bloßes Absterben.

Die Römer sehen wir fast vor unseren Augen heranwachsen; zwar sind auch sie schon früh in festen Formen, aber ihr Entstehen ist uns kein Räthsel.

Die andern Völker sind wie Blumenknospen noch in ihre Blätter gehüllt, sie wachsen heran, aber vor ihrer Entfaltung sterben sie ab oder öffnen sich nur unvollkommen, wie das auch bei dem einzelnen Menschen sich stets wiederfindet, daß unter vielen Tausenden nur wenige nicht in ihrer Entwicklung gehemmt werden.

Betrachten wir zunächst das Hauptland des römischen Staats, die Halbinsel Italien.

Das Land Italien.**

In der ältesten Zeit erstreckte sich der Name Italien nicht auf die ganze Halbinsel; diesen Namen führte vielmehr in der ältesten Zeit ein kleiner Landstrich an der sicilischen Meerenge, auf dem heut die Stadt Cosenca liegt. Dort wohnte der Volksstamm der Italer. Da italus in der alten Sprache Rind bedeutet, und Heerden von Rindern der Hauptreichthum der Bevölkerung waren, so erklärt sich die Entstehung des Namens Italer und Italien leicht. Von den Griechen ward um diese Zeit die ganze Halbinsel häufig Hesperien (Westland) genannt, von dem Italien freilich nur ein Theil war. Im Laufe der Geschichte wurde der Name Italien weiter und weiter, endlich (unter Augustus) bis zu den Alpen hinauf ausgedehnt.

Italien besteht, wie der erste Blick

* Nach B. G. Niebuhr, Vorträge über die römische Geschichte.

** Nach Heinrich Leo, Geschichte von Italien, J. F. Schouw, Grundzüge einer allgemeinen Pflanzen-Geographie, J. Fr. L. Haußmann, Umrisse nach der Natur, und W. Pütz, Characteristiken der Erd- und Völkerkunde.

auf die Karte des Landes zeigt, aus zwei wesentlich von einander verschiedenen Hälften: die eine (nördlich und nordöstlich vom Apennin gelegen) bietet für jede Thätigkeit des gebildeten Lebens Gelegenheit und Mittel, ein mildes Klima, regsame Bewohner und in allen seinen Theilen eine leichte Verbindung; die andere Hälfte, westlich, südlich und südöstlich des Apennins, ist dagegen durch Bergreihen in eine große Anzahl Thäler von geringem Umfange und kleinerer an die Küste stoßender Ebenen zerrissen, welche alle, da sie keine natürliche Beziehung auf einander haben, eines gemeinschaftlichen Mittelpunkts und Verkehrs in dem Grade entbehren, daß zwischen ihnen fast allen die Verbindung von der Seeseite leichter ist, als die zu Lande. Orangengärten, in einigen Gegenden sogar Zuckerrohrpflanzungen stehen hier in ganz geringer Entfernung von den rauhesten Gebirgsgegenden, die nur zu Viehzucht und Jagd Gelegenheit geben, und die Menschen selbst bieten ähnliche Gegensätze der größten Indolenz und zügelloser Leidenschaft in ihrem Character, oder des feinsten Benehmens und fast thierischer Rohheit in ihrer Bildung dar.

Betrachten wir jene nördliche Hälfte näher, jene weite und größtentheils ebene Gegend, zwischen den Alpen und dem Apennin zu beiden Seiten des Po, so bietet sie eine für den Umfang des bezeichneten Landes sehr weite Küste und an derselben von jeher Punkte, welche durch Handel und Verkehr mit den entgegengesetzten Uferländern des adriatischen Meeres in Verbindung standen. Nach Norden und Westen hin begrenzt, scheint diese Gegend zunächst Fremdlingen durch einen Gürtel hoher Gebirge verschlossen; aber fast alle Wege, die durch diese führen, steigen vom Auslande her weniger steil empor, als von der italienischen Seite, oder theilen sich nach der letztern zu in so viele Nebenstraßen, daß nur der Zahl nach unverhältnißmäßig überwiegende Streitkräfte oder das Genie eines Napoleons im Stande sind, dem eindringenden Feinde mit Erfolg entgegenzutreten. Den Bewohnern Frankreichs, Deutschlands und Ungarns ist also in einem gewissen Sinne Italien preisgegeben, und Burgunder, Franken, Bayern, Deutsche überhaupt und Magyaren in früherer, wie Franzosen, Schweizer und Oesterreicher in der spätern Zeit haben über das Schicksal der nördlichen Hälfte Italiens entschieden. Weniger bedeutend war der Einfluß, den die slavische Nation von der Venedig gegenüberliegenden Küste, den die Epiroten, Griechen und Türken auf diesen Theil Italiens gehabt haben, woran aber das politische Elend, in welchem diese Völker seit Jahrhunderten, zum Theil von Anbeginn ihrer Geschichte an, schmachten, mehr Schuld hat, als die Natur Italiens. Nur Venedig ist im Kampfe mit diesen Fremdlingen erstarkt, im Handel mit ihnen reich geworden und hat sie sich zum Theil zu Unterthanen erworben.

Das übrige Italien ist, wie schon erwähnt wurde, in eine Reihe kleinerer, eigenthümlich abgeschlossener Territorien zerrissen, welche sich auf der Ostseite der Halbinsel an einander reihen, und deren Grenzgebirge von dem Apennin, wie die Gräten eines Fisches aus dessen Rückgrate, nach entgegengesetzten Richtungen ausgehen. Die Vereinigung dieser Districte unter eine Herrschaft ist höchst schwierig. In den südlichsten Theilen Italiens, besonders in Calabrien, ist nie auf die Dauer eine andre als jene türkische Art der Staatsverwaltung möglich gewesen, welche sich mit regelmäßig eingehenden Tributen begnügt, und das Uebrige der Natur und dem Interesse untergeordneter Vasallen oder Corporationen überläßt. Sobald fremde Herrscher auf diese jedem unerzogenen Volke so angenehme Weise des Regierens eingingen, konnten sie sich leicht als Gebieter behaupten, mußten aber neu eindringenden Fremdlingen eben so schnell weichen, als sie selbst zu dem Besitze gelangt waren, weil diese Weise des Herrschens in der Brust der Unterworfenen kein Gefühl des Zusammengehörens weder mit dem, welcher zufällig des Landes Fürst ist, noch mit denen, die demselben Oberherrn zugleich gehorchen, entstehen läßt. Dies allein ist der Grund, warum in einem von der Natur so sehr vertheidigten Lande dennoch fast immer Fremdlinge Herrscher waren.

Die große Ausdehnung des Landes nach der geographischen Breite macht, daß Oberitalien eine ganz andere Vegetation besitzt, als die südlichen Theile. Die Vegetation von Oberitalien hat im Ganzen noch große Aehnlichkeit mit der in den wärmeren Gegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz, so wie den an die Alpen stoßenden Theilen Frankreichs. Die Kastanie ist der Schmuck des Waldes, der Wein rankt am Maulbeerbaum; Weizen und Mais, in einigen Gegenden auch Reis, sind die wichtigsten Getreidearten.

Der Eindruck der Gleichförmigkeit, den die Po-Ebene erzeugt, vermindert sich, je näher man dem Gebirge kommt. An dem Ausgange der Alpenthäler sind die Ströme zu Seen erweitert, die den Reiz der Gegenden unbeschreiblich erhöhen. Die Natur zeigt am Langen-, Luganer- und Comor-See Größe mit Fülle und Anmuth in einem Grade vereinigt, wie vielleicht in keiner andern europäischen Gegend. Steile Bergwände werfen die Sonnenstrahlen zurück, denen die gegen Süden gerichteten Thalöffnungen ungehinderten Eingang gestatten. Doch wird das hierdurch erzeugte treibhausartige Klima durch die kühlen, von dem nahen Hochgebirge herabziehenden Lüfte gemäßigt. Wein umrankt die blauen Wasserspiegel, und Kastanien beschatten den Fuß der sie umgebenden Berge. Der Lorbeer verräth die Nähe der für das südliche Europa besonders characteristischen immergrünen Vegetation, und einzelne Pinien und Cypressen sind Verkündigerinnen der eigenthümlichen Baumformen, die erst in Mittel- und Unteritalien allgemeiner erscheinen. Felsen ragen in malerischen Formen über dem Baumwuchs empor; Gießbäche stürzen von ihnen herab, und aus dem in Nadelwald gekleideten Gebirge im Hintergrunde der tiefeingeschnittenen Thäler leuchten hier und da die schneebedeckten Gipfel der höheren Alpen hervor.

Die Apenninen ziehen, so weit sie die Po-Niederungen begrenzen, eine scharfe Scheidewand zwischen der Natur von Oberitalien und den südlichen Theilen der Halbinsel. Das Gebirge beobachtet in dieser Erstreckung zum Theil die Richtung von Westen nach Osten, wodurch die Verschiedenheit der Vegetation an den entgegengesetzten Abhängen besonders auffallend wird. Am nördlichen Abhange stimmen die Gewächse im Ganzen noch mit denen des südlichen Fußes der Alpen überein, wogegen an der südlichen, gegen das Meer jäh sich senkenden Seite des Gebirges die Cultur des Oelbaums sich ausbreitet und mannigfaltige andere immergrüne Bäume und Sträucher erscheinen. In der weitern Erstreckung der Apenninen, in der sie der Hauptrichtung von Nordwest nach Südost folgen, findet kaum ein bemerkbarer Unterschied in der Vegetation der entgegengesetzten Abfälle statt. Die für Mittel- und Unteritalien besonders characteristischen Bäume und Sträucher, zu denen die immergrünen Eichen, die Pistacien, der Erdbeerenstrauch, die Myrte gehören, beschränken sich nur auf die unteren Gebirgs-Verflächungen, vom Meere bis zu 1200 Fuß hinan. In dieser immergrünen Region ist der Oelbaum allgemein verbreitet, und es gedeihen darin Lorbeeren und Pommeranzen. Letztere werden indessen im größeren Theile Italiens nur in einzelnen, durch ihre Lage besonders begünstigten Gegenden, in nicht bedeutender Ausdehnung gezogen, und auch da, wo ihre Kultur von größerem Belange ist, wie in Calabrien, giebt es doch keine eigentlichen Orangen-Haine. Das Culturgewächs hat daher auch bei weitem nicht in dem Grade wie der Oelbaum Einfluß auf die allgemeine Physiognomie der italienischen Landschaft. Ganz eigenthümlich sind aber für diese einzelne, mit ihrer weit ausgebreiteten Krone hoch hervorragende Pinien nebst Gruppen von Cypressen, deren linearer Typus mit dem entgegengesetzten jenes Baumes in einem sonderbaren Contraste steht. In einem noch höheren Grade erhält die Landschaft einen besonderen und völlig fremdartigen Character durch die Dattelpalme, die aber nur an einzelnen, geschützten Stellen, zumal an der Küste und auch hier nur in wenigen Individuen sich darstellt.

Steigt man über die eben bezeichnete, immergrüne Region höher hinan, so sieht man sich von einer Vegetation umgeben, die der in den nordeuropäischen Ländern ähnlicher ist. Die immergrünen Bäume

und Sträucher verschwinden, und an ihre Stelle treten Eichen mit abfallenden Blättern und Kastanien. Diese Bäume halten bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß an; darüber hinaus wird die Buche der vorherrschende Baum, in dessen Begleitung zuweilen verschiedene Nadelhölzer erscheinen. In einer Höhe zwischen fünf- und sechstausend Fuß wird die Buche, gleich der Kiefer, zum kriechenden Strauche, und Alpenpflanzen kommen hier und da zum Vorschein. Diese sind in noch größerer Höhe bis zu etwa 7500 Fuß allgemein verbreitet. Nur einzelne Bergspitzen in den Abruzzen übersteigen diese Region.

Die Vegetation zeigt sich in den mittleren und unteren Theilen Italiens hinsichtlich des Reichthums und der Fülle höchst verschieden. In manchen Gegenden stellt sie sich in großer Ueppigkeit dar, zumal wo mannigfaltigere krystallinische oder vulkanische Gebirgsarten einen günstigeren Boden erzeugen; oder wo, wie besonders in einigen Meeresbuchten, Felsen gegen nachtheilige Winde Schutz gewähren; oder auch wo die Gewässer ein besonders vortheilhaftes Feuchtigkeits-Verhältniß bewirken. Entzückend ist die reiche Vegetation am Fuße des Marmorgebirges von Carrara und Massa und am Abfalle der Apenninen gegen Lucca; an den vulkanischen Höhen von Francati und Albano; an den Felsenküsten von Molo di Gaeta, Sorrento, Salerno, an den Wasserfällen am Terni und Tivoli. Aber so ist es nicht überall. Bei weitem der größte Theil der kalkigen Apenninen ernährt eine kärgliche Vegetation. In den Gesteinspalten wurzeln Myrten, und anderes immergrünes Gesträuch vermag keinen dichten, die Felsen verhüllenden Schluß zu bewirken, und nur im Innern des Gebirges trifft man hin und wieder hochbestandene und geschlossene Waldung. Die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft, welche den Fernen einen unbeschreiblichen Zauber giebt, die hohe Bläue des Himmels, der entzückende Blick auf das warme Meer, der außerordentliche auf den rauchenden Vesuv — dieses zusammengenommen besticht in Italien das Auge des Beobachters und läßt oftmals Gegenden schön erscheinen, die es in Wahrheit nicht sind.

Die vorrömische Zeit Italiens.*

Allgemeines.

Das römische Volk ist erst in dem achten Jahrhundert vor Christo entstanden und aus den Latinern, Etruskern und Samnitern hervorgegangen. Diese drei älteren Völker hatten aber schon lange vor der Gründung der Stadt Rom einen gewissen Grad von Cultur erlangt, ja, Italien bot sogar schon Jahrhunderte vorher vom Fuße der Alpen bis zum Lande der Lukaner hin, das Bild des angebautesten Landes von Europa dar.

Von dieser frühen Blüthe Italiens ist leider nur eine dunkle Kunde zu uns gekommen, und die wenigen noch übrigen Baureste aus jener Zeit werfen nur ein schwaches Licht auf die Urzeit zurück. Eine Geschichte Italiens vor Entstehung Roms zusammenzusetzen, ist nicht möglich; Alles, was wir von den ältesten Zeiten dieses Landes wissen, vermag blos die Ueberzeugung in uns zu erwecken, daß der Zustand derselben ein civilisirter und blühender war.

Wahrscheinlich bestanden die ersten Einwohner von Italien aus Völkerschaften des sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweiges, welche zu Lande von Osten her eingewandert waren. Andere Schaaren desselben Stammes fuhren vermuthlich später über das adriatische Meer nach Italien und ließen sich daselbst nieder, während von Norden her celtische und andre Völker in die Halbinsel eindrangen. Unter diesen verschiedenen Völkerschaften hatten einige schon

* Nach F. C. Schlosser, Weltgeschichte.

früh einen hohen Grad der Cultur erreicht, welche nachher mit der der Griechen, die im südlichen Italien Colonien gründeten, vermischt ward, so daß jene Stämme deshalb oder auch wegen ihrer ursprünglichen Verwandtschaft manche Aehnlichkeit mit den Griechen zeigen. Auf diese Weise würde es sich, in Ermangelung bestimmter und sicherer Beweise, erklären lassen, warum die meisten Urvölker der Halbinsel zugleich Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten unter einander zeigen.

Die drei wichtigsten Urvölker Italiens, die Etrusker, Latiner und Samniter bestanden jedes aus einer Anzahl selbstständiger Städte und Gauen, die mit einander in einen größeren Staatenbund vereinigt waren; alle drei aber scheinen gewisse gemeinschaftliche Feste und Opfer gehabt zu haben und also auch unter sich durch ein allerdings nur loses Band verknüpft gewesen zu sein.

Die Etrusker.

Auf die Etrusker, welche auch Tusker und Tyrrhener hießen, sich selbst aber Rasena nannten und vor der römischen Zeit von den Alpen bis an die Tiber und zuletzt gar noch bis nach Campanien hinein ausgebreitet waren, übten die benachbarten Völker des pelasgischen Zweiges und die in Unteritalien gegründeten griechischen Colonien einen solchen Einfluß aus, daß griechische Sprache, Religion, Sitte und Kunst unter ihnen vielfach Eingang fanden. Die noch übrigen Reste der etruskischen Cultur sind größtentheils aus einer Zeit, wo das Griechische schon in die etruskische Bildung eingedrungen war. Zu den wichtigsten derselben gehören die sogenannten Eugubinischen Tafeln oder sieben kupferne Tafeln, von welchen fünf auf beiden Seiten mit etruskischer, zwei aber mit lateinischer Schrift beschrieben sind. Sie wurden bei der in der Mark Ancona gelegenen Stadt Eugubio gefunden und rühren unstreitig aus einer Zeit her, in welcher Rom bereits erbaut war. Es ist bis jetzt nicht gelungen, sie zu lesen: man hat überhaupt von allen Wörtern der etruskischen Sprache bis jetzt nur zwei mit Zuverlässigkeit zu erklären vermocht.

Ein zweites merkwürdiges Denkmal sind die sogenannten Philistinischen Gräben, deren Ursprung weit über die Gründung Roms hinausgeht. Sie befinden sich in der Gegend von Adria und bestehen aus Ueberresten großer Canäle und Ausgrabungen, durch welche theils der Po eingedämmt und von Ueberschwemmungen abgehalten, theils Sümpfe in trockenes und bebaubares Land verwandelt wurden. An der Mündung des Po selbst finden sich die Spuren von ungeheuren Erdwällen, durch welche die Etrusker die Umgegend vor Ueberschwemmungen sicherten und Culturboden gewannen.

Andere Ueberreste der etruskischen Baukunst sind die Trümmer von Mauern und Gebäuden, die zum Theil ebenfalls mit Bestimmtheit der vorrömischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Dahin gehören namentlich die Ruinen von Volaterrä, dem heutigen Volterra in Toskana. Hier finden sich die zum Theil noch gut erhaltenen Reste einer uralten mit zwei Thoren versehenen Stadtmauer, welche einen Umfang von fast zwei Stunden hatte und aus riesigen Steinblöcken erbaut war. Eben solche ungeheuren, gleichsam für die Ewigkeit errichteten Mauern haben sich von den etruskischen Städten Clusium (dem heutigen Chiusi), Cortona, Arretium (Arezzo), Perusia (Perugia), Volsinii (Volsena) und andern erhalten. In Clusium stand außerdem ein labyrinthartiges Grabmal des Königs Porsenna, welches, nach den Beschreibungen römischer Schriftsteller, einem Feenpalast zu vergleichen wäre und unter Andern nicht weniger als fünf Pyramiden von je siebenzig Fuß Tiefe und Breite enthalten haben soll.

Die Ruinen zeigen, daß die Etrusker schon in sehr früher Zeit eine höhere Cultur hatten und einen größern Wohlstand besaßen, als das eigentliche Eturien später unter der römischen Herrschaft jemals wieder besessen hat. Der überraschende Anblick der angeführten Reste von Städten, Wasserbauten und Kunstwerken und der Umstand, daß die Toskaner sich durch den Ruhm und die Größe der ältesten Bewohner ihres Landes geschmeichelt fühlten, haben freilich in neuerer Zeit viele Uebertreibungen und

Erdichtungen in Betreff der Etrusker hervorgerufen.

Die Grundlage der etruskischen Verfassung war, wie in den asiatischen Urstaaten, die Herrschaft einer besondern Kaste. Die Glieder derselben, welche Lukumonen hießen, waren zugleich die Priester und der Adel des etruskischen Volkes. Sie allein bildeten den freien Theil der Nation und hatten die ganze Regierung in ihrer Gewalt. Die Verfassung war also aristokratisch-hierarchisch; eine Kaste von Patriciern, welche allein den Willen der Götter aus gewissen Zeichen ermitteln zu können behauptete, gebot über ein leibeigenes Volk von Bauern. Jede Stadt war ein Staat für sich und besaß eine Anzahl von kleineren Orten für sich. Die Gesammtheit des Priester-Adels der Stadt war eine regierende Behörde, einer aus ihrer Mitte aber hatte auf Lebenszeit die königliche Würde, welche bei den Etruskern nie erblich war. Dieser König besorgte die Vollziehung der im Senat gefaßten Beschlüsse, führte im Kriege das Heer an, berief und leitete die Versammlungen der herrschenden Kaste, hatte den Vorsitz bei allen Festen und heiligen Handlungen und entschied die Rechtsstreite von geringerer Bedeutung. Die Abzeichen seiner Würde waren das Purpurkleid, der goldene Kranz, das mit dem Bilde des Adlers geschmückte Scepter, eine besondere Art von Sessel, von den Römern der curulische Sessel genannt, und ein den König überall begleitender Lictor oder ein öffentlicher Diener, welche einen Bündel Stäbe mit einer Axt trug.

Zwölf Städte zusammen bildeten einen Staatenbund, wie denn überhaupt die Zahl zwölf bei den Etruskern eine wichtige Rolle spielte, wahrscheinlich weil sie zwölf Hauptgötter verehrten.

Die Etrusker brachten in früherer Zeit diesen ihren Hauptgöttern sogar Menschenopfer. Die Grundlehre ihres Glaubens war ein Geheimniß des Priesteradels und wurde eben so wenig als die heiligen Ceremonien dem Volke mitgetheilt. Sie war, wie bei den orientalischen Völkern, mit überlieferten Schöpfungssagen in eine innige Verbindung gebracht. Die Religion und ihre Ausübung hatte etwas sehr Düstres und drehte sich hauptsächlich um Weissagungen. Ein aus der Erde emporgestiegener Zwerg, Tages, hatte der Sage nach den Etruskern in uralter Zeit die Mittel gezeigt, durch welche man aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Vogelfluge und dem Blitze den Willen der Götter und die Zukunft ersehen könne. Diese Weissagekunst und Zeichendeuterei war die höchste Weisheit des etruskischen Volkes. Alte Bücher, welche zum Theil noch aus der fabelhaften Zeit jenes Zwerges herrühren sollten, gaben Belehrung über die Art und Weise des Wahrsagens und enthielten die Ordnung des Gottesdienstes und das Staatsrecht des Volkes.

Die ganze innere Thätigkeit des etruskischen Volkes ging von dieser feststehenden, überlieferten Weisheit aus. Die Etrusker haben daher auch nie ein selbstständiges geistiges Leben gehabt und keine wahre Wissenschaft hervorzubringen vermocht, obgleich sie Heilkunst und Astronomie trieben und mit Hülfe der letzteren Wissenschaft eine ordentliche Zeitrechnung ausgedacht hatten.

Die Römer entlehnten ihre ganze Priesterweisheit von den Etruskern und nahmen außerdem Vieles von der Staatseinrichtung dieses Volkes so wie die meisten religiösen und bürgerlichen Ceremonien, auch die Musik-Eigenthümlichkeiten von den Etruskern an; sogar die römischen Zahlzeichen sind etruskischen Ursprungs.

Die Kunst der Etrusker ist von der des alten Aegyptens und anderer Priesterstaaten verschieden. Die noch vorhandenen Bauwerke sind zwar, wie die aegyptischen, das Werk eines Volkes, das unter der Leitung einer für edler gehaltenen Kaste im Frohndienste arbeitete, aber mit Ausnahme des zuvor erwähnten Grabmals zu Clusium hatten sie alle einen auf das Wohl der gesammten Bevölkerung gerichteten Zweck und sollten nicht, wie die Pyramiden, die Obelisken und die übermäßige Zahl der aegyptischen Tempel, blos der Eitelkeit und dem Glanze dienen. Sie bestanden in Befestigungen, in Anstalten zur Entwäßerung und zur Abwehr von Ueberschwemmungen, in Hafenbauten u. dgl. m. Auch darin unterscheidet

sich die Kunstthätigkeit der Etrusker von der aegyptischen, daß sie sich nicht gegen die Veredlung abschloß, welche der Verkehr mit den Griechen hervorrief: im Gegentheil, die Mehrzahl der erhaltenen etruskischen Malereien und Bildhauerarbeiten zeigt einen so starken Einfluß des Griechischen, daß es oft unmöglich ist, sie von griechischen Werken zu unterscheiden. Selbst Sagen und Mythen der Griechen wurden von den Etruskern auf ihren bemalten thönernen Gefäßen dargestellt.

Die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens brachte der gebietenden Kaste großen Reichthum. Dazu kam der Ertrag eines blühenden Handels und der noch gewinnreicheren Seeräuberei. Die Letztere ward bei den Etruskern ein förmliches Gewerbe und nahm nach und nach so sehr an Umfang zu, daß die Namen Etrusker und Tyrrhener im Westen des mittelländischen Meeres ebenso verrufen und sprichwörtlich wurden, wie später der Name der cilicischen Seeräuber im Osten. Alles dieses verdarb den Sinn der herrschenden Kaste förmlich und lähmte die Kraft ihrer Herrschaft.

Die priesterlich adligen Herrn der Etrusker liebten ohnedies von jeher die Freuden der Tafel, die Barbarei blutiger Kampfspiele, die orientalische Pracht des Hauswesens und die rauschenden Genüsse des Tanzes und der Musik. Es ist daher kein Wunder, daß ein Volk, bei welchem kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend auf die Erschlaffung des schwelgerischen Adels zurückwirkte, seine eigentliche Kraft einbüßte und nicht etwa einem mächtigen äußern Feinde, sondern seiner eigenen Lebensrichtung und Entartung erlag. Dies mußte um so leichter geschehen, als die innige Verbindung mit den Griechen viel Fremdes in die Kunst, die Wissenschaft und das ganze Leben überhaupt gebracht hatte, das streng hierarchische Regierungssystem aber seiner Natur nach sich nicht nach dem Bedürfnisse der Zeit mildern ließ.

Noch ehe Rom sich zu einer für seine Nachbarn gefährlichen Größe erhoben hatte, war die Kraft der Etrusker gebrochen. Nur während der römischen Königszeit zeigte sich das etruskische Volk als ein gefährlicher Feind für den aufstrebenden jungen Staat. Die Etrusker selbst hatten durch ihre Entartung der Herrschaft der Römer den Weg gebahnt und wurden daher auch noch früher, als die Latiner und Samniter, unter das Joch des römischen Staats gebeugt.

Die Latiner.

Das Volk der Latiner oder Lateiner bewohnte den Küstenstrich, der sich von der untern Tiber bis zum südlichen Ende der pontinischen Sümpfe erstreckt. Es war in dreißig Republiken geschieden, deren Verfassung und Verbindung mit den Staatseinrichtungen der Etrusker viel Aehnlichkeit hatte. Die einzelnen Gemeinden hatten ähnliche, wenn auch nicht völlig so streng hierarchische Einrichtungen, wie die der Etrusker waren, die zwischen ihnen bestehende Verbindung war auch nur lose. Auf Kastenwesen und Priester-Herrschaft deuten die hier und da noch sichtbaren Trümmer von übermäßig großen altlatinischen Bauwerken, denn nur in Priesterstaaten sind dergleichen ungeheure Werke möglich. Von den größeren Staaten des Landes, welche alle auf Anhöhen lagen und eine Art Burg hatten, war Alba Longa am albanischen Berge die berühmteste.

Auch von den Latinern sind uns nur Mythen und Sagen überliefert. Dagegen lassen alle Nachrichten und die noch vorhandenen Trümmer latinischer Bauwerke auf einen überraschend blühenden Zustand des alten Latiums schließen. Man kann mit Bestimmtheit vermuthen, daß dieses Land zu keiner Zeit bevölkerter war und einen schönern Anblick von allgemeinem Wohlstand darbot, als in jenen früheren, außerhalb des Bereichs der Geschichte liegenden Jahrhunderten. Selbst als später das mächtige Volk der Römer die Schätze der reichsten Länder in Latium zusammengehäuft hatte, war der Zustand dieses Landes nicht im Entferntesten mit dem der Urzeit zu vergleichen. Latium zeigte zur Zeit der römischen Größe blos den ungeheuren Reichthum einiger wenigen Familien, neben welchen das Elend des entarteten Pöbels und einer Unzahl von Sclaven nur um so

auffallender hervorstach; in der vorhistorischen Zeit aber war ein großer Wohlstand über das ganze Land und über alle seine Bewohner verbreitet. Da wo jetzt die pontinischen Sümpfe eine weite, nur zur Viehzucht dienende Strecke Landes bilden, lagen damals nicht weniger als drei und zwanzig volkreiche Ortschaften; der Fleiß der Latiner hatte also dieses sechs Meilen lange Sumpfland ebenso in Culturland umgeschaffen, wie die Etrusker durch ihre Canäle und Dämme die Moräste der Lombardei zuerst bewohnbar gemacht hatten. Die Menge von größeren und kleineren latinischen Ortschaften, welche in den Schriften der römischen Geschichtsschreiber aufgeführt werden, läßt auf eine ungemein starke, in einem kleinen Raume zusammenlebende Bevölkerung des Landes schließen; und da zur Ernährung derselben der Boden durchaus gartenartig gebaut sein mußte, so würde schon allein dieser Umstand ein Beweis für die obige Behauptung sein, daß lange vor der Zeit der Römer Latium ebenso, wie ein großer Theil des übrigen Italien, zu den blühendsten Ländern von Europa gehörte.

Die samnitischen Völker.

Der ganze Bergrücken der Apenninen, von der Grenze der Etrusker an bis zum äußersten Süden Italiens hin, wurde nebst einigen anliegenden Ländern von einer Anzahl Völkerschaften bewohnt, welche wahrscheinlich größtentheils einem und demselben Stamme angehörten und die wir deshalb unter dem Namen der Samniter als die berühmtesten von ihnen zusammenfassen.

Die Samniter selbst, die Sabiner, Vestiner, Marser, Marruciner, Peligner, Herniker, Frentaner, Hirpiner und Picenter gehören zu diesen Völkerschaften. Auch die Lukaner waren ein samnitisches Volk; die Bruttier aber, welche im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das südliche Ende von Italien besetzten, sind aus zusammengelaufenen Söldnern und Knechten von verschiedener Herkunft entstanden. Die in der römischen Zeit das Land Campanien bewohnende Völkerschaft war nur halb-samnitisch. Die ältesten Vorfahren der samnitischen Völkerschaften, deren eigentlicher Stammsitz das rauhe Gebirge der Abruzzen gewesen zu sein scheint, waren ein rüstiges Bergvolk und ihre Nachkommen behielten zum Theil sehr lange Zeit diesen Grundzug ihres Characters bei, während seit der Besetzung von Campanien ein anderer Theil zu entarten begann. Namentlich versanken die Picenter und das Mischvolk der Campaner schon früh in Weichlichkeit, und die Lukaner wurden ein eigentliches Räubervolk; dagegen blieben die Samniter, die Sabiner, die Marser, Maruciner und Peligner kriegerische und freiheitsliebende Völkerschaften. Von allen samnitischen Völkerschaften aber bewahrten die Sabiner die alten guten Sitten und den einfachen, frommen und gerechten Sinn der früheren Zeit am strengsten und reinsten.

Die Verfassung, die Sitten und die Lebenseinrichtung der Samniter-Völker verdienen unsere größte Bewunderung. Schon die alten Griechen haben denselben das größte Lob gezollt, indem sie, wegen der Aehnlichkeit des samnitischen Wesens mit den dorischen Einrichtungen und mit dem Grundgedanken des pythagoreischen Systems, die Ansicht aufstellten, es sei Eins aus dem Andern entstanden. Die ganze Einrichtung der Samniter beruhte, wie bei den Etruskern, auf Aristokratie und Cultus; allein die samnitische Aristokratie war nicht von Leibeigenen umgeben, und der Cultus wurde nicht etwa blos durch die Willkür des priesterlichen Adels und nach einem geheimgehaltenen Wissen bestimmt, sondern nach alten, in Schriften niedergelegten Anordnungen und Vorschriften. Die Aristokratie war überdies auch deshalb nicht drückend, weil die samnitischen Völkerschaften keinen Luxus kannten, häusliche Sclaverei bei ihnen entweder gar nicht vorkam oder doch selten war, und wechselseitiges Bedürfniß Alle innig mit einander verband.

Die allgemeine Beschäftigung war Ackerbau und Viehzucht. Mit ihr hing, was auch bei den Latinern der Fall war, die Religion des Landes eng zusammen, und die Nationalfeste, unter denen die zu Cures gehaltenen, vor allen berühmt sind,

bezogen sich darauf. Besondere Priester, welche die Brüderschaft des Feldbaues (fratres arwales) hießen, beschäftigten sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbau, und zwar nicht etwa bloß in seiner Beziehung auf den Cultus, sondern in wissenschaftlicher Hinsicht. Die ganze Einrichtung der religiösen Ceremonien und alle Volksfeste dienten dazu, den Ackerbau des Landes unter der obrigkeitlichen Aufsicht zu erhalten, und durch religiöse Pflichten die Gewohnheitsliebe des Ackermannes zu spornen oder den erwachenden Hang zur Bequemlichkeit zu beschränken. Alle, der Erste wie der Letzte im Volke, trieben den Ackerbau mit eigener Hand. Dieser gedieh dadurch bei den Samnitern in einem eben so hohen Grade, wie bei den Latinern; der älteste Zustand beider Völker bietet uns daher die interessante Erscheinung dar, daß die Landwirthschaft, welche zu allen Zeiten nebst der Jurisprudenz eine echte und nationale Wissenschaft der Italiener war, schon im grauen Alterthume eine dem Lande Italien vorzugsweise eigenthümliche Beschäftigung bildete. Sogar die Entstehung des Weinbaues wird von den Römern auf die Sabiner zurückgeführt. Auch die Viehzucht wurde bei den samnitischen Völkern auf eine vortreffliche Weise betrieben, und sie blieb bei ihnen durch das ganze Alterthum hindurch so vorzüglich, daß selbst das spätere Rom seine Rinder, Maulthiere und Schweine vorzugsweise aus dem samnitischen Gebirge bezog.

Da der Ackerbau bei den Samnitern eine allgemeine Beschäftigung war, so versteht es sich von selbst, daß es in ihrem Lande fast gar keine Städte gab; die wenigen Städte lagen in unzugänglicheren Gegenden des Landes und dienten zum Schutz gegen einbrechende Feinde. Der Fleiß der Samniter war so groß, daß in ihrem durchaus gebirgigen Lande nur äußerst wenige Strecken unbenutzt blieben. Das ganze Gebiet der Monte Matese, welches einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt und seit der Zeit der Samniter nie mehr angebaut worden ist, war damals durch den Fleiß eines glücklichen und abgehärteten Völkleins theils in Ackerland, theils in Weiden umgewandelt und auf eine fast unglaubliche Weise bevölkert. Wie dies möglich war, wird man begreifen, wenn man an den durchaus rüstigen Sinn der Samniter, an ihre gleichsam angeborne Thätigkeitsliebe und an die innige Beziehung denkt, in welcher bei ihnen der Ackerbau zu allen Einrichtungen und Verhältnissen des Lebens stand. Waren ja doch bei den Samnitern auch die Wälder des Gebirgs wegen ihres Einflusses auf das Klima unter öffentliche Aufsicht gestellt! Und wie sehr vereinigte ein vortrefflich angebautes Gebirgsland unter dem italienischen Himmel alle Vortheile der von der Natur am meisten begünstigten Länder in sich! Daher ist es denn eben auch nicht zu verwundern, daß das Land der Samniter so außerordentlich bevölkert war.

Gegen Uebervölkerung schützte ein alter heiliger Brauch. In gefährlichen Zeiten wurde nämlich ein sogenannter heiliger Tanz gelobt, oder mit andern Worten, man verpflichtete sich gegen die Götter, das damals zur Welt gebrachte Vieh zwanzig Jahre später zu opfern und zu lösen, und alle jungen Männer, welche dann zwanzig Jahre alt waren, zur Ansiedlung in andere Länder auszusenden.

Eben so sonderbar und klug zugleich war die Art, wie die Ehen geschlossen wurden. Dies geschah unter obrigkeitlicher Aufsicht und recht eigentlich von Staats wegen. Zu gewissen Zeiten wurde die Jugend versammelt, die jungen Männer geprüft und dann denen, welche für die Besten erkannt worden waren, die Wahl unter den heirathsfähigen Jungfrauen gelassen, den andern aber von der Behörde selbst die Frauen zugetheilt. So diente die Ehe einestheils als ein Mittel, die Jugend zur Thätigkeit anzuspornen, und anderntheils wurden alle jungen Männer auf eine kluge Weise mit Weibern versehen, welche Genossinnen der ländlichen Arbeiten und Vorsteherinnen der kleinen Haushalte waren.

Von Kunstwerken ist bei diesem einfachen und wahrhaft freien Volke nur selten die Rede, und eben so wenig finden sich in diesem Stammlande desselben

Trümmer von kolossalen Bauwerken, wie die Etrusker sie hinterlassen haben.

Dagegen knüpft sich eine besondere Seite der späteren römischen Literatur an die strengen Sitten und den genügsamen Sinn der alten Samniter. Wie nämlich unter den Griechen hauptsächlich in den dorischen oder in den nach Pythagoras Grundsätzen eingerichteten Städten die Gesetze des bürgerlichen Lebens und die frommen Sitten der Väter in Verse eingekleidet und in dieser Form der Jugend eingeprägt wurden, so ging auch von den Samnitern eine Art strenger Sittenlehre zu den Römern über und entwickelte bei diesem in ihrer früheren Zeit eine besondere Gattung der Poesie.

Die alten Samniter, namentlich das wackere Volk der Sabiner, verliehen, als sie mit den Römern innig vereinigt wurden, diesen nicht allein durch ihre unverdorbenen Sitten, ihre moralische Festigkeit, ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Macht und Ansehen unter den Völkern Italiens, sondern sie blieben auch den spätern Römern, die zum Theil ihre Nachkommen waren, Muster der Einfachheit und Biederkeit, so daß der Name sabinische Tugend sprüchwörtlich wurde und in den Werken der römischen Dichter nicht selten erwähnt wird.

Auch zwischen den samnitischen Gemeinden und Cantonen bestand eine Staatsverbindung, welche in gewissen Beziehungen der latinischen und etruskischen ähnlich war. Doch wurde das Band, welches die einzelnen samnitischen Völkerschaften umschlang, nie so schlaff, als in den Staatsbündnissen der beiden anderen Nationen.

Roms erster König.*

Sage vom Ursprung der Stadt Rom.

Aus dem Brande von Troja rettete Aeneas seinen Vater Anchises und seinen Sohn Ascanius. Seine Gemahlin Creusa kam bei der nächtlichen Fahrt um. Die Geretteten bestiegen ein Schiff, fuhren westwärts und landeten, nachdem sie mancherlei Drangsale zu erdulden gehabt hatten, in Latium an der Mündung der Tiber. Anchises war unterwegs gestorben und auf der Insel Sicilien begraben worden.

Der König der Latiner gab dem Aeneas seine Tochter Lavinia zur Gemahlin, und Ascanius, des Aeneas Sohn, baute eine Stadt am Albaner-Berg, Alba Longa, in der vierzehn Nachkommen dieses Geschlechts herrschten.

Der vorletzte König von Alba Longa hatte zwei Söhne, den Numitor und Amulius. Der Jüngere, Amulius, verdrängte seinen Bruder und bemächtigte sich der Herrschaft. Um sich in derselben zu befestigen, tödtete er den Sohn des Numitor und machte dessen Tochter, Rhea Silvia, zur vestalischen Jungfrau. Den vestalischen Jungfrauen war es verboten sich zu vermählen, und so hoffte Amulius auch von Seiten Rheas habe er nun für seinen Thron nichts zu fürchten. Aber er irrte. Zwar nicht mit einem Sterblichen vermählte sich die Jungfrau, aber der Kriegsgott Mars verband sich mit ihr, und sie gebar Zwillinge, den Romulus und den Remus.

Als Amulius vernahm, daß Rhea Silvia Mutter geworden sei, befahl er, sie ins Gefängniß zu werfen, die Knäblein aber auszusetzen. Sie wurden in eine Mulde gethan und diese auf die Tiber gesetzt. Beim Eintritt der Ebbe blieben die Kinder auf dem Trockenen zurück. Auf ihr Geschrei kam eine Wölfin herbei und säugte sie. Als das Faustulus, ein Hirt, sah, erbarmte er sich der armen Kinder, hob sie auf und brachte sie seiner Frau Laurentia.

Die Zwillingsbrüder wuchsen in Schönheit und Kraft des Leibes heran, früh schon durch kühnen Sinn ihre Abkunft von dem Kriegsgotte Mars bekundend. Bald jagten sie wilde Thiere und bekriegten die Räuber in der Umgegend.

* Nach H. Caissian und L. Stacke, Weltgeschichte, mit einem Zusatze aus Max Nägeli, Studien über altatliches und römisches Staats- und Rechtsleben.

Auf einem ihrer Streifzüge ward Remus von den Häschern des Amulius gefangen und vor den König gebracht. Dieser lieferte ihn dem Numitor aus, dessen Güter Jene beraubt hatten. Numitor erkannte aber seinen Enkel, ließ den Romulus herbei rufen und belehrte beide über ihre Ankunft. Sie beschlossen, sich zu rächen, und Numitor billigte ihren Plan. An der Spitze einer Schaar tapfrer Hirtensöhne überfielen hierauf Romulus und Remus ihren grausamen Großoheim Amulius, erschlugen ihn und gaben ihrem Großvater Numitor den Thron von Alba Longa zurück.

Die beiden Brüder wandelte aber die Lust an, da wo sie ausgesetzt und so wunderbar erhalten worden waren, eine Stadt zu erbauen, und der König gab seine Einwilligung dazu. Das Werk ward sogleich begonnen und rasch zu Ende geführt. Nun aber entstand Streit zwischen den Brüdern, denn ein jeder machte Anspruch darauf, der Stadt den Namen zu verleihen und über sie zu gebieten. Auf Anrathen des Großvaters beschlossen sie, den Göttern die Entscheidung anheimzustellen. Romulus begab sich auf den palatinischen, Remus auf den aventinischen Berg. Zuerst erschienen dem Remus, von der Linken zur Rechten fliegend, sechs Geier. Das galt als ein günstiges Zeichen. Unmittelbar darauf aber erblickte Romulus zwölf Geier, und in demselben Augenblick zuckte ein Blitz durch die Luft, dem ein dumpfer Donner nachfolgte. Beide behaupteten aber gesiegt zu haben, Beide wurden vor der sie umgebenden Schaar als Herren und Herrscher der Niederlassung begrüßt. Remus mußte jedoch zurückstehen, als neue, von den Priestern erbetene Götterzeichen für den Bruder sprachen.

Romulus ruft neue Werkverständige herbei und beginnt auf dem palatinischen Berge den Bau der Stadt mit der Construction eines Templum, d. h. er spannt an einen Pflug mit eherner Pflugschaar einen weißen Stier und eine weiße Kuh und pflügt die Stadtmark ab. Die Götter Jupiter, Mars und Vesta ruft er um Gedeihen und Segen für die neue Stadt an, Blitzstrahl und Donner verkünden die Erfüllung des Erbetenen. Rasch erheben sich unter den Händen der geschäftigen Bürger die äußeren Mauern.

Da bricht das den Vorfahren schon so verderbliche Uebel der Herrschsucht mit erhöhter Kraft über die Brüder herein. Remus kann sein Unterliegen nicht verschmerzen, und in trotzigem Spotte springt er, das schwache Bauwerk so verhöhnend, über die neue Mauer. Romulus, ergrimmt hierüber, erschlägt den Bruder mit eigener Hand.

Die blutige That war geschehen, bittre Reue quälte den Brudermörder. In tiefem Kummer ließ er das kaum begonnene Werk ruhen und wollte, während eine pestartige Krankheit unter dem Volke viele Opfer hinraffte, sich selbst tödten. Zuletzt gab er jedoch den Trostworten der Pflegemutter Gehör und beruhigte sich; allein, um den Mord zu sühnen und das Andenken des gleich ihm zur Herrschaft in der neuen Stadt berechtigten Bruders zu ehren, führte er das fortan jährlich zu feiernde, vom Bruder „Remuria“ (Lemuria, am 9., 11., 13. Mai) genannte Sühnefest für die Seelen verstorbener Verwandten ein und trug zugleich doppelte Königsinsignien, indem er, gleich als ob Remus noch lebte, neben seinen eigenen Thron einen zweiten mit dem Zeichen der königlichen Würde stellen ließ. Remus wurde auf dem aventinischen Berge begraben. Die nun rasch sich erhebende Stadt nannte Romulus nach sich Roma und feierte am 21. April ihren Gründungstag. Die Erbauung Roms ward später in das Jahr 753 v. Chr. gesetzt.

Rom unter Romulus.

Der Anfang der Stadt Rom war klein; die ersten Bewohner derselben bestanden theils aus den Gefährten des Romulus und Remus, theils aus Bürgern Alba Longa's. Um die Zahl seiner Bürger zu vergrößern, eröffnete Romulus ein Asyl d. i. Freistätte für alle Leute, welche nach Rom flüchten wollten. Auf diese Weise siedelten aus den benachbarten Städten und Ländern eine Menge Volks, Freie und Sclaven, Gute und Böse, nach Rom über.

Aber den Bürgern der neuen Stadt

Raub der Sabinerinnen.

Digitized by Google

fehlte es an Frauen, und da die benach-

den sollte. Darnach siedelten die Sabiner

Raub der Sabinerinnen.

fehlte es an Frauen, und da die benachbarten Völker ihnen ihre Töchter zu geben keine Lust zeigten, so ersann Romulus eine List. Er veranstaltete zu Ehren des Neptun feierliche Spiele und lud die benachbarten Völker zu denselben ein. Diese kamen auch mit Weib und Kind; insbesondere erschienen viele Sabiner.

Kaum hatten nun die von Romulus veranstalteten Spiele begonnen, so brachen auf ein verabredetes Zeichen die Bürger Roms hervor und raubten gegen siebenhundert Jungfrauen. Entsetzen ergriff die Väter und Mütter der Geraubten; sie flohen, schrien laut über die Verletzung des Gastrechts und riefen den Neptun zum Rächen der erlittenen Schmach an. Zuerst erschienen die Latiner mit einem Heere vor Rom. Sie wurden von Romulus geschlagen, aber auf Fürsprache der Hersilia — diese, eine geraubte Latinerin, war des Romulus Gemahlin geworden — als Bürger Roms in die Stadt aufgenommen.

Hitziger war der Kampf, als die Sabiner vor Rom anlangten. Durch List eroberte ihr König Titus Tatius die römische Burg, welche auf dem kapitolischen Hügel lag. Als nämlich Tarpeja, die Tochter des römischen Befehlshabers, in der Burg Wasser holen wollte, fiel sie den Sabinern in die Hände. Nach vielen Bitten gelobte die Gefangene, ihnen die Burg zu überliefern, wenn die Sabiner ihr außer der Freiheit das gäben, was sie am linken Arm trügen; sie deutete dabei auf die goldenen Armringe der Feinde.

Die Sabiner versprachen dies hoch und theuer. Sobald sie aber in die Burg gelangt waren, schleuderten sie ihre Schilde auf die Jungfrau und tödteten sie; denn auch die Schilde trugen sie am linken Arme. Es kam zum Kampfe zwischen Römern und Sabinern. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Sabiner, da warfen sich händeringend und flehend die geraubten Sabinerinnen mitten unter die Kämpfenden, und es gelang ihnen, sie zum Abschluß eines Friedens zu bewegen, dem zufolge Rom für die Römer und Sabiner eine gemeinschaftliche Stadt sein und die königliche Würde zwischen Romulus und Titus Tatius getheilt werden sollte. Darnach siedelten die Sabiner nach Rom über, erhielten Sitz und Stimme im Senat und blieben, obwohl ihr König bald umkam, auch nachher unter des Romulus Herrschaft daselbst wohnen. Dieser regierte im Ganzen siebenunddreißig Jahre gut und glücklich und verließ auf höchst wunderbare Weise die Welt. Bei einer Heeresschau entstand ein schweres Gewitter; die Sonne verfinsterte sich, der Tag verwandelte sich in Nacht. Als die Sonne sich wieder zeigte, war Romulus verschwunden, und bald ward gesagt, ihn habe der Kriegsgott Mars der Erde entrissen und zum Himmel emporgehoben. Lange Zeit verehrte das römische Volk den Romulus als einen Gott und nannte denselben Quirinus. Des Romulus Tod wird in das Jahr 717 v. Chr. gesetzt.

Numa Pompilius.*

Nach Romulus Tode wählte der Senat nicht sogleich einen neuen König, sondern setzte für sich die Regierung fort. Darüber verfloß ein Jahr, das Zwischenreich (interregnum) genannt. Dem Volke aber gefiel dieser Zustand nicht, die Vielherrschaft erschien ihm drückender, als eines Königs unumschränkte Macht. So sah sich der Senat genöthigt, eine Königswahl vorzunehmen. Nun aber entstand Streit darüber, ob der König aus den römischen oder aus den sabinischen Patriciern zu wählen sei. Man verständigte sich dahin, daß den Römern das Recht der Wahl zustehen, daß aber der zu Erwählende ein Sabiner sein solle. Die Wahl fiel auf den edlen Sabiner Numa Pompilius.

Numa, am gleichen Tage, an welchem Rom gegründet worden, geboren, war der Schwiegersohn des Königs Tatius. Mehr noch als Abstammung und Verwandtschaft hatte der Ruf der Gerechtigkeit und Frömmigkeit ihn empfohlen. Wiewohl durch seine Verheirathung dem Throne nahe stehend, hatte er seinen stillen Wohnort in Cures nicht verlassen, vielmehr nach dem Tode seiner Gattin die Einsamkeit gesucht. Besonders weilte er gern im Thal von Aricia, wo im

* Nach Schlosser, Weltgeschichte, F. D. Gerlach, und J. J. Bachofen, Geschichte der Römer.

dunkeln Walde eine klare Quelle und ein spiegelheller See den Wandrer zum Weilen einladet. Hier waltete Egeria, die den Musen befreundeten Göttin, die den frommen Numa bemerkte und ihm ihre Gunst zuwandte. Sie unterrichtete ihn in den göttlichen Geheimnissen, sie leitete ihn durch ihren Rath und offenbarte ihm die Kunst, selbst von den Göttern Dienste zu erlangen. Seit dieser Zeit stieg Numas Ansehen im Volke nur noch mehr, da Alles, was er sagte und that, mit dem Reiz des Wunderbaren umhüllt war und die Weihe des Göttlichen zu tragen schien.

Numa, an die Spitze Roms gestellt, welches durch Waffengewalt seine Stellung in der Mitte kriegerischer Stämme errungen hatte, und aus verschiedenen Bestandtheilen erwachsen, unter beständigen Kämpfen gegen Außen noch nicht zu innerer Eintracht und Festigkeit gelangt war, erkannte die Nothwendigkeit, den wilden ungebändigten Sinn des Volkes durch Gesetz und Recht zu zügeln und durch die Macht des Glaubens zu bezwingen.

Um zunächst des Volkes Sinn von der Lust an kriegerischen Abenteuern auf die Geschäfte des Friedens hinzulenken, ließ er alles Land ausmessen, welches Romulus durch Waffengewalt erobert hatte, und die Besitzungen der Einzelnen durch Grenzsteine bezeichnen; was übrig blieb als herrenloses Gut, das vertheilte er unter die ärmern Bürger, damit die Liebe zum Eigenthum den Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit erwecke.

Nicht minder wichtig erschien es ihm, die Spaltung der Gemüther unter den verschiedenen Theilen der Bevölkerung zu entfernen und die Stammunterschiede auszugleichen, durch die vielerlei Reibungen entstanden waren. Zuerst nun wird die Erbauung des Janustempels auf die Versöhnung der beiden Elemente des römischen Volkes bezogen; es sollte des Gottes Doppelangesicht die Verbindung beider Stämme zu einem Ganzen klar bezeichnen. Andere wollen in dem Aufbau dieses Tempels den Ausdruck des Wunsches finden, einen dauerhaften Frieden zu begründen.

Eben so ordnete Numa die Verehrung zweier Gottheiten an, welche als Beschützer der öffentlichen Sicherheit und des Vertrauens heilig gehalten werden sollten, die Verehrung des Grenzgottes (Terminus) und der Treue (Fides). Nicht nur wurden die Grenzsteine für heilig und unverletzlich angesehen und alljährlich durch feierliche Umzüge und Opfer neu geweiht, sondern jeder, der einen Grenzstein versetzen würde, sollte verflucht sein und ungestraft von Jeglichem getödtet werden dürfen. Die Heilighaltung der Verträge und des gegebenen Wortes ward an die Verehrung der Treue (Fides) angeknüpft. Sie sollte als unsichtbare Macht alle Rechtsverhältnisse der Bürger beherrschen und Redlichkeit als Grundlage des öffentlichen Lebens verbürgen. Bei ihr war der höchste Schwur, und Treue war der Stolz des römischen Bürgers. Es ist aber recht eigentlich der Grundgedanke des Gesetzgebers gewesen, den Sinn des Volkes in allen Einrichtungen auf die Gottheit hinzulenken, daß es in ihr die allwaltende Fürsorge erkenne, welche überall das Gute schirmt und das Böse straft.

Numa ist Moses und Lykurg der Römer. Es war im achten Jahre seiner Regierung, als eine Seuche in Italien wüthete. Der König, in tiefer Trauer, hatte sich in die Einsamkeit begeben und den schattigen Hain vor dem capenischen Thore aufgesucht, wo er in ernster Feier der Natur sich der Gottheit näher fühlte. Da saß er gedankenvoll am Quell in einer kühlen Grotte, als plötzlich vom wolkenlosen Himmel drei Blitze herniederfuhren, denen drei Donnerschläge folgten. Darauf senkte sich ein eisernes Schild, von unsichtbarer Macht getragen, herab bis zu den Füßen des Königs. Staunen über die wunderbare Erscheinung hatte ihn ergriffen. Da trat ihm plötzlich Egeria, die Göttin des Haines, zur Seite und belehrte ihn, der Schild sei ein Unterpfand des göttlichen Schutzes und der Herrschaft, daher solle er dafür sorgen, daß er nie den Römern entfremdet werden könne. Um das zu verhindern, ließ Numa die geschicktesten Werkmeister der Stadt zusammenkommen und fragte bei ihnen an, wer es übernehmen wolle, elf gleiche Schilde anzufertigen,

und zwar mit solcher Kunst, daß keiner von dem andern zu unterscheiden sei. Die Werkmeister schwiegen, denn die Aufgabe schien ihnen unlösbar. Endlich versprach ein alter Waffenschmied das Werk zu vollbringen. Und es gelang ihm dergestalt, daß selbst der König den von dem Gott der Stadt geschenkten Schild nicht herauszufinden vermochte. Die Schilde wurden im Tempel der Vesta aufbewahrt.

Numa theilte die Priester in acht Classen und bestimmte die Pflichten einer jeden von ihnen. An die Spitze des gesammten Religionswesens stellte er ein Ober-Consistorium, welches dem Staate untergeordnet war, und dessen Leitung ein Oberpriester hatte. Bei seinem Tode, erzählt die Sage, sei die Göttin Egeria in Thränen zerflossen und habe einer aus ihrem Thränenstrom entstandenen Quelle den Namen gegeben.

Rom unter den beiden folgenden Königen.*

Aelteste Staatseinrichtungen.

Zu den zwei Stämmen, aus welchen das römische Volk erwachsen war, gesellte sich bald ein dritter, der der Lucerer. Diese drei Stämme oder Tribus faßten in sich je zehn Curien, jede Curie bestand aus zehn Decurien, jede Decurie wiederum aus einer Anzahl Geschlechter oder Gentes. Diese Eintheilung schloß die sämmtlichen Altbürger von Rom, welche Altväter (Patres) oder Patricier hießen, in sich. Die übrige freie Bevölkerung Roms und seiner Gemarkung bestand in der ersten Zeit aus den Clienten oder Hörigen der Altbürger, deren Stellung auf dem Rechte der Eroberung beruht zu haben scheint.

Das Verhältniß dieser beiden Bestandtheile der ursprünglichen Bevölkerung Roms war indeß ein patriarchalisches: jeder Client hatte einen Patricier als seinen Patron, der ihn vor Gericht vertrat und als Vater (patronus) beschützte; wogegen die Clienten hinwiederum dem Patron zu Diensten waren, ihm seine heirathsfähigen Töchter ausstatten halfen und ihr Geld anboten, um ihn frei zu kaufen, wenn er in Kriegsgefangenschaft gerathen oder vom Staate in eine Vermögensstrafe genommen worden war.

Der Staat, das Regiment, war ausschließlich in den Händen der Altbürgergeschlechter: aus ihnen war der Rath der Alten, der Senat, zusammengesetzt, eine Versammlung von 200 und später, seit dem Hinzutritt der Lucerer, dem „minderen Geschlechte" von 300 Männern, auf deren Rath der König in allen wichtigen Angelegenheiten zu achten hatte. Die Altbürgergeschlechter traten zu den Curienversammlungen zusammen, um über Krieg und Frieden, über die Wahl eines Königs und andere Angelegenheiten der Gemeinde zu beschließen. Denn ist der Thron erledigt, so erneut der Senat einen „einstweiligen König" (interex) der sein Amt nach einigen Tagen einem zweiten übergiebt. Dieser oder ein von ihm weiterhin ernannter Dritter bestimmt nun den neuzuwählenden König und entbietet, in Uebereinstimmung mit dem Senat, das Volk, d. h. die Patricier zur Versammlung. Diese Versammlung bestätigt den Gewählten und überträgt ihm, wenn auch die Götter durch die Auspicien oder Zeichen des Vogelfluges zugestimmt haben, das Recht, dem Volke zu gebieten.

Einmal gewählt, aber ist der König in der That der Herr des Staates, der frei mit der Kraft der Gemeinde schaltet. Das Herkommen bindet ihn zwar an den Rath des Senats, aber er hat das Recht, Senatoren zu ernennen, wenn auch, wie es scheint, die Häupter der Patriciergeschlechter von Rechtswegen im Senate saßen, und der Senat seinerseits darf Rath nur ertheilen, wenn der König ihn darum fragt; wie auch das Volk, das in seinen Comitien nur auf königliche Ladung zusammentritt, blos antwortet, wenn es gefragt wird. Diese Versamm-

* Nach Oskar Jäger, Geschichte der Römer.

lungen tragen noch keinen rednerischen Character: mit Ja oder Nein stimmt das Volk. Sonst gebietet der Herr, den das Volk sich selbst gesetzt hat, im Staate mit derselben Vollgewalt, wie in der Familie der Hausvater. Er erbetet für den Staat die Auspicien von den Göttern; er führt die Quiriten in den Krieg; er spricht an bestimmten Tagen Recht oder läßt es in seinem Namen verwalten. Von ihm ernannt, untersuchen die „Spürer des argen Mords“ (questores parricidii) blutige Verbrechen; richten die Zweimänner (duumviri perduellionis) über hochverrätherische Auflehnung wider die Staatsordnung, und seine Lictoren sind es, welche die Strafe vollziehen; in seinem Namen befehligen, von ihm ernannt, Tribune das Fußvolk und die 300 „Geschwinden“ (celeres), die berittene Leibwache des Königs, und seine Kraft versieht, wenn der König abwesend ist, der praefectus urbi oder Stadtvorsteher der königlichen Geschäfte.

Nur in einem Falle scheint sich die Macht der Gemeinde über die königliche zu erheben: es ist, wenn der verurtheilte Verbrecher von seinem Rechte der Provocation, der Berufung an die Gnade des Volkes, Gebrauch macht.

Roms Wachsthum.

Bald erweiterte sich das Machtgebiet des römischen Volkes. Rom war der Grenzort des latinischen Stammes gegen die Etrusker und behauptete und befestigte sich in häufigen Kämpfen mit Veji, dem nahe gelegenen Hauptorte des südlichen Etruriens. Vom Gebirge her drängten die Sabiner, und auch mit den umliegenden kleineren Orten sah man sich in häufige Fehden verwickelt.

Eben diese latinischen Orte wurden am frühesten überwunden, und sie vermehrten die Kraft des römischen Volkes, indem man ihre Bevölkerung theils geradezu nach Rom verpflanzte, theils ihnen die politische Selbstständigkeit nahm und sie zwang, ihr Recht auf dem römischen Markte zu nehmen. Außerdem trug die günstige Lage zum raschen Wachsthum der Stadt bei. Obwohl seinen ersten Grundbestandtheilen nach ein Ackerbaustaat, mußte Rom durch seine Lage bald ein Handelsstaat werden; dem entsprechend auch das altrömische Stadtwappen ein Schiff war. Der Handelsverkehr versteht sich von selbst an den Grenzen, wo verschiedene Völker sich berühren. Rom aber lag in der Mitte zwischen den zahlreichen Städten Latiums auf der einen, des gewerbfleißigen Etruriens auf der andern Seite und hing durch die Flußmündung, an welcher frühzeitig eine von Rom abhängige Stadt Ostia sich erhob, mit einem Meere zusammen, das von erutischen, punischen, bald auch griechischen Kaufleuten befahren ward.

Diese Umstände, verbunden mit der glücklichen Mischung der Stämme, aus deren Vereinigung Rom erwachsen war, wirkten zusammen, und frühzeitig sehen wir Rom dem Bunde der Latinerstädte und seiner Hauptstadt Alba Longa selbstständig gegenübertreten. Gegenseitige Eifersucht mußte zu einem Zusammenstoß zwischen den beiden Städten früher oder später führen: er erfolgte, wie die Sage berichtet, unter dem dritten römischen Könige, dem kriegerischen Tullus Hostilius.

Die Curiatier und Horatier.

Den ersten Krieg, den Tullus Hostilus aufsuchte, galt dem mächtigen Alba Longa. Die Heere standen einander kampfbereit gegenüber. Da schlug der Dictator von Alba Longa, Mettus Fuffetius, dem römischen Könige vor, den Streit um die Herrschaft durch einen Einzelkampf zur Entscheidung bringen zu lassen. Drei Söhne einer Mutter, die Curiatier, befanden sich beim albanischen Heere, und auch beim römischen Heere befanden sich drei Söhne einer Mutter, die Horatier, die Mütter aber waren Schwestern. Die Curiatier wie die Horatier waren bereit, den Kampf aufzunehmen. Erwartungsvoll beobachten die Krieger beider Heere den Verlauf des Kampfes: bei dem heftigen Zusammenstoße werden die drei Albaner verwundet, zwei der Römer aber fallen schnell nacheinander. Da erhebt sich aus dem albanischen Heere Freudengeschrei, das noch zunimmt, als der dritte der römischen

Kämpfer sich zur Flucht wendet. Die Albaner folgen in Zwischenräumen, je nachdem ihre Wunden es ihnen gestatten. Sie zu trennen, war des Römers Absicht gewesen, der sich jetzt umwendet. Er erschlägt den ersten der Albaner, ehe der zweite diesem zu Hülfe kommen kann. Nun wirft er sich auch auf den Zweiten, und auch er ist gefällt, ehe der Dritte herzugekommen ist. Er hat es nun allein noch mit einem Gegner zu thun, und auch dieser erliegt seinen Streichen. Rom ist Herrin über Alba geworden. Froh zieht das Heer heim, der Sieger mit den erbeuteten Waffen voran. Aber zur schlimmen Stunde tritt ihm am kapenischen Thore seine Schwester entgegen, die vor kurzer Zeit verlobt worden war einem der albanischen Brüder, die den Tod gefunden hatten. Wie sie auf der Schulter des Bruders den Waffenrock, den sie selbst dem Verlobten gewirkt, erblickt und das Blut an ihm bemerkt, flucht sie dem Mörder. Der Bruder, von Wuth ergriffen und sein nicht mächtig, durchbohrt die Verzweifelnde, rufend: So ergehe es fortan jeder Römerin, die gefallene Feinde betrauert! — Ein arger Mord war geschehen, für den nach dem Gesetz blutige Sühne erheischt ward. Bejammernswerth waren die Eltern, die zwei Söhne im Kampfe und darauf die Tochter verloren hatten, und die nun auch noch den dritten Sohn, der als Sieger heimgekehrt war, verlieren sollten. Der König ernannte nach dem Gesetz Zweimänner, damit geschähe, was Rechtens sei. Ihr Spruch verurtheilte den Mörder. Da rieth und erlaubte ihm der König das letzte Mittel, von dem Spruch der königlichen Richter Beruf einzulegen an das Volk. Es geschah. Das Volk, aus Mitleid mit den Eltern, aus Dankbarkeit gegen den Sohn, der seiner Vaterstadt die Herrschaft erstritten, bestimmte für Letzteren eine mildere Sühne als den Tod. Verhüllten Antlitzes mußte er unter einem Balken weggehen, der als Joch quer über die Straße gelegt war. Dieses Joch, der Schwesterbalken genannt, ward von Zeit zu Zeit erneuert. Aber auch das ehrende Siegesdenkmal des Horatiers war den nachgebornen Geschlechtern erhalten, ein Pfeiler, an dem die erbeuteten Rüstungen der Curiatier aufgehängt waren.

Nicht lange nach dem geschilderten Kampfe standen die Römer vereint mit den Albanern im Felde gegen die Vejenter und Fidenanten. Die Albaner suchten Verrath auszuüben gegen die Römer, doch wurde die Absicht rechtzeitig entdeckt und die Ausführung verhindert. Zur Strafe ward die Stadt Alba Longa von den Römern zerstört. Nun war Rom unbestritten die erste Stadt des alten Latinerbundes.

Patricier und Plebejer.

In Bezug auf die inneren Verhältnisse fanden folgenschwere Veränderungen statt. Ein Gegensatz ward hervorgerufen, der sich bedeutungsvoll durch die ganze römische Geschichte zieht. Den Patriciern traten die Plebejer, den Altbürgerlichen die Gemeinde, die Menge (plebs) gegenüber.

Wir fanden in dem ältesten Rom neben den Patriciern deren Hörige oder Clienten; es ist anzunehmen, daß manche Bewohner anderer Latinerstädte, auch wohl politische Flüchtlinge aus etruischen Städten in die wohlgelegene und volkreiche Stadt Rom eingewandert sind. Diese Einwanderer traten wohl anfangs zu irgend welchen Patriciern in das Verhältniß der Clienten, und ihre Anzahl mag bald zu einer erklecklichen Menge gewachsen sein. Der Stand der Handwerker wie der der Kaufleute mag großentheils aus solchen Handwerkern bestanden haben; aber viele waren auch unter diesen Eingewanderten, die in ihrer Heimath eine höhere und angesehnere Stellung bekleidet hatten, wie ja die Ueberlieferung selbst von eingewanderten Königen berichtet. Verstärkt wurde diese Menge durch die nach Rom verpflanzte oder unterthänig (hörig) gewordene Bevölkerungen der kleinen Latinerstädte, welche allmälig mit jenen andern Elementen zu der einen römischen Gemeinde oder Plebs verschmolzen.

Lange Zeit nun waren die Plebejer durch eine tiefe Kluft von den Patriciergeschlechtern getrennt. Denn sie waren zwar frei und genossen den Schutz der

Gesetze, sie durften arbeiten, Grundeigenthum erwerben, Handel treiben wie sie wollten; aber sie hatten nicht Erbe noch Theil an der Regierung des Staats. Das stolze Recht des freien Mannes, den Herrn sich selbst zu setzen, und die Waffe zu führen im Dienste des Landes, war ihnen nicht vertraut. Die Patricier waren „das römische Volk"; sie wählten den König, sie beschlossen den Krieg und fochten ihn aus, ihnen gehörte Beute und Ruhm. Dem Plebejer mochte der Krieg den Acker verheeren und den Handel stören: sein Blut brauchte er nicht einzusetzen für die herrschende Stadt, die ihm nur eine Zufluchtsstätte, eine Heimath, aber nur ein halbes Vaterland war. Auch an der Staatsreligion, der öffentlichen Verehrung der Götter, den Priesterthümern, den Auspicien der Stadt hatten die Plebejer keinen Theil. Da jede höhere Staatswürde dieser Weihe der Auspicien bedurfte, so betrachteten die Patricier jede Betheiligung des Plebejers an einem öffentlichen Amte als göttlicher Ordnung zuwider, als Verunreinigung des Heiligen; und auch gegen Eheverbindungen mit Plebejern schlossen sie stolz und streng sich ab. Eine solche wäre ihnen gleichsam als ein Frevel gegen die Götter erschienen, — es waren die Götter der alten Geschlechter, deren Reinheit nicht durch Beimischung plebejischen Blutes getrübt werden durfte.

So standen sich auf demselben Boden, zwei verschiedenen Völkern gleich, die Patricier und die Plebejer gegenüber.

Centurien-Verfassung.

Auf die Dauer war ein solcher Zustand nicht haltbar; möglich, daß seine Lästigkeit zuerst von den Altbürgern empfunden wurde. Wie jede Kaste, die sich abschließt, verminderten diese Patriciergeschlechter sich rasch, während die Plebejer stärker und stärker wurden, und die Pflicht des Kriegsdienstes drückte dann jene mit doppelter Schwere. Das Verdienst, an die Stelle dieses unhaltbar gewordenen Zustandes eine naturgemäßere Verfassung gesetzt zu haben, schreibt die Ueberlieferung dem sechsten König, dem Servius Tullius, dem römischen Solon, zu.

Die Scheidung des Volks in Patricier und Plebejer beruhte auf der Geburt. Servius gliederte dagegen das Volk nach dem Besitz und Vermögen und faßte das ganze Volk, Patricier und Plebejer, in fünf oder sechs Vermögensklassen, indem er zugleich weise besorgt war, daß diese Neuerung die Rechte der alten Tribus nicht allzu schroff verletze.

Die erste Klasse bildeten diejenigen Patricier oder Plebejer, welche ein steuerbares Vermögen im Werthe von 100,000 Kupferpfunden oder Assen besaßen. Diese Klasse zerfiel in 80 Centurien oder Unterabtheilungen, welchen man noch 18 Centurien der Ritter, d. h. der reichsten Bürger, welche je ein Kriegspferd zu halten verpflichtet waren, zuzählen muß. Die übrigen Klassen setzten in absteigender Linie ein Vermögen von 75,000, 50,000, 25,000 und 11,000 Assen voraus; wer weniger besaß, war capite census oder proletarius, d. h. es kam nur seine Person oder seine Eigenschaft als Familienvater, nicht sein Besitz in Betracht.

Zunächst schien die Bürgerschaft der drei alten Tribus durch diese Verfassung nicht allzuviel zu verlieren. Denn neben den Versammlungen des nunmehr vereinten Volkes nach Centurien blieben die Sonderversammlungen der Patricier nach ihren Curien bestehen und in ihren wichtigsten Rechten ungekränkt; außerdem waren sie auch innerhalb der Centurien zunächst noch die Mächtigeren, da den Reichen (und das mochten damals vorwiegend doch die Patricier sein) ein bedeutender Machtvorsprung in den neuen Versammlungen eingeräumt war. Waren nämlich die 80 Centurien der Höchststeuernden und die 18 Centurien der Ritterschaft, welche mit der Abstimmung begannen, über eine Sache, die zur Beschlußnahme vorlag, einig: so bildeten ihre 98 Centurien schon die Majorität, die Frage war entschieden, und man stimmte nicht weiter; denn die zweite, dritte, vierte Klasse zählte nur je 20, die fünfte 30, alle zusammen, mit Einschluß von zwei Centurien Zinken- und Hornbläsern, zwei Centurien Zimmerleuten und einer Centurie der capite censi, nur 97 Centurien, also weniger als die eine erste Klasse mit den Rittern.

Diese neue Eintheilung der Bürgerschaft einte nicht nur das Volk politisch, sondern diente auch noch andern Zwecken. Die fünf Klassen waren zugleich fünf Waffengattungen. Neben den Rittern bildete die erste Klasse das schwerbewaffnete Fußvolk, mit Helm und Rundschild, Beinschienen und Brustharnisch, Speer und Schwert; bei der zweiten fehlte der Brustharnisch, bei der dritten die Beinschiene, die vierte führte nur Lanze und Wurfspieß, die fünfte waren Schleuderer.

Auch die Eintheilung innerhalb der Centurien selbst, von denen die eine Hälfte (c. juniorum) die jüngern Männer vom siebenzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahr, die andere (c. seniorum) die älteren vom fünfundvierzigsten bis sechzigsten enthielt, diente dem kriegerischen Zweck; jene bildeten das erste Aufgebot, diese die Reserve. Daß diese, die Seniores, obwohl an Kopfzahl schwächer, doch gleich viele Centurien zählten, wie die Juniores, auch zuerst abstimmten, war eine besonnene Einrichtung, die übereilte und heftige Beschlüsse hinderte, dem Alter und der Erfahrung ein Uebergewicht sicherte.

Finanziellen Zwecken diente diese Eintheilung, sofern nach dem eingeschätzten Vermögen die Steuer (tributum) bemessen wurde. Zum Behufe der Erhebung der Steuer nahm dann Servius noch eine andere Eintheilung vor, die auch in politischer Beziehung insofern nicht bedeutungslos war, als in ihr Patricier und Plebejer ebenfalls gleichmäßig begriffen waren. Die Stadt wurde in vier, ihre Umlande in sechsundzwanzig Bezirke oder Tribus getheilt: diese zerfielen in pagi oder Gaue, jene in vici oder Quartiere; der Magister pagi oder der Magister vici nahm dann die Steuereinziehung oder die Truppenaushebung nach dem Census vor.

Weiterhin schritten die römischen Plebs, nachdem sie einmal aufgehört hatten eine unterdrückte Klasse zu sein, von Sieg zu Sieg bis zur völligen Gleichstellung mit den Altbürgern vor.

Tarquinius Priscus.*

Demaratus, ein vornehmer Korinthier, hatte sich unter der Zwingherrschaft des Cypselus nach Etrurien geflüchtet, seinen Wohnsitz in Tarquinii genommen und sich daselbst mit einer Etruskerin vermählt. Seine Gemahlin gebar ihm einen Sohn, dem er den Namen Lucumo gab. Aber als der Sohn eines Ausländers konnte es Lucomo, trotz des Reichthums, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, in Tarquinii nicht zu öffentlichen Ehren und Würden gelangen, eine Zurücksetzung, die seine Gemahlin Tanaquil, eine vornehme Etruskerin von hochstrebendem Geiste, so bitter empfand, daß sie dem Gemahle anlag, aus Tarquinii auszuwandern und sich in Rom niederzulassen. Lucomo folgte ihrem Rathe, und sie begaben sich auf den Weg nach Rom. Der Stadt nahe, ward ihnen ein glückverkündendes Wahrzeichen. Indem sie von einer Höhe herab Rom zu ihren Füßen liegen sahen, ließ sich plötzlich ein Adler aus den Lüften herab, nahm mit seinen Krallen dem Lucomo den Hut vom Haupte, kreiste damit unter großem Geschrei über dem Staunenden herum und setzte ihm dann denselben wieder auf. Tanaquil, als Etruskerin der himmlischen Zeichen kundig, war hoch erfreut und hieß ihren Mann das Kühnste hoffen.

In Rom gelangte Lucius Tarquinius — so nannte man hier den Eingewanderten — bald zu Ansehen und Einfluß. Zuvorkommenheit und Freigebigkeit machten ihn dem Volke, Tapferkeit im Felde und Weisheit im Rath dem Könige Ancus Marcius werth. Sterbend bestellte ihn der König zum Vormund seiner noch unmündigen Söhne. Tarquinius aber trat selbst als Bewerber um die Königswürde auf, und sie ward ihm, als dem Würdigsten, vom Volke einstimmig übertragen.

* Nach A. Schwegler, Römische Geschichte.

Tarquinius zeigte sich bald als ein sehr thatkräftiger und unternehmender Fürst; aber es bedurfte auch eines solchen, um Rom gegen die Gefahren, von denen es rings bedroht war, sicher zu stellen. Die Ersten, die sich wider Roms Herrschaft erhoben, waren die Latiner. Sie sahen den Vertrag, zu dem sie sich hatten unter Ancus Marcius bequemen müssen, mit dessen Tode für erloschen an und fielen plündernd in die römische Markung ein. Tarquinius zog gegen sie ins Feld und nahm die reiche Stadt Apiolä mit Sturm. Darauf trug er seine siegreichen Waffen in die Landschaft jenseits des Anio und eroberte in einer Reihe von Feldzügen eine Zahl von Städten.

Seinen gefährlichsten Krieg hatte Tarquinius mit den Sabinern zu bestehen. Diese streitbaren Männer des Gebirges erschienen so plötzlich vor den Thoren Roms, daß Tarquinius ihnen nicht einmal den Uebergang über den Anio zu wehren vermochte. Die erste, blutige Schlacht blieb unentschieden, der zweiten gab eine gelungene Kriegslist siegreichen Ausgang. Während des Treffens ließ Tarquinius brennende Flöße den Anio hinabtreiben; diese Flöße blieben an der Brücke hängen, welche die Sabiner über den Fluß geschlagen hatten, um einen gesicherten Rückzug zu haben; bald stand die ganze Brücke in lichten Flammen. Die Sabiner, durch diesen Anblick außer Fassung gesetzt, wichen und wandten sich zur Flucht; aber durch die Zerstörung der Brücke war ihnen der Rückzug abgeschnitten, die Meisten wurden niedergehauen oder ertranken im Fluß, nur Wenigen gelang es, sich ins Gebirge zu retten. Sie mußten die Oberhoheit Roms anerkennen.

Wie uns Dionysius erzählt, hatte Tarquinius auch mit den Etruskern zu kämpfen. Diese stellten gegen ihn ein großes Bundesheer ins Feld, wurden aber bei Veji und einige Jahre später bei Eretum so vollständig geschlagen, daß sie sich entschlossen, den römischen König um Einstellung der Feindseligkeiten zu bitten.

Tarquinius erklärte sich hierzu bereit, unter der Bedingung, daß er von den Etruskern durch eine förmliche Erklärung als Haupt ihres Staatenbundes anerkannt werde.

Die etruskischen Abgesandten brachten ihm darauf im Namen des gesammten Etruriens die Abzeichen der Oberherrlichkeit — eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Thronsessel, einen Scepter, auf welchem ein Adler saß, eine purpurne, mit Gold gestickte Tunica und Toga, Abzeichen, welche den herkömmlichen Schmuck der etruskischen Könige bildeten. Auch zwölf Beile in Ruthenbündeln überbrachten sie ihm, entsprechend der Zwölfzahl der etruskischen Cantone. Doch nahm Tarquinius die Insignien nicht eher an, ehe Senat und Volk ihn ermächtigt hatten, sie zu tragen; von da an blieben sie der auszeichnende Ehrenschmuck der römischen Könige.

Tarquinius stand im achtunddreißigsten Jahre seiner ruhmreichen Regierung, im achtzigsten seines Lebens, als er durch Mörderhände den Tod empfing. Die Söhne seines Vorgängers im königlichen Amte hatten es ihm nie vergeben, daß er sie vom väterlichen Thron verdrängt hatte. Ihr Unmuth stieg, als sie in Servius Tullius, dem Eidam des Königs, dessen wahrscheinlichen Nachfolger sahen. Dies zu verhindern und zugleich sich an ihrem Widersacher zu rächen, nahmen sie zwei Meuchelmörder in Dienst, die, als Hirten verkleidet, unter dem Vorwande eines Rechtshandels vor den König traten und den arglosen Greis mit Aexten erschlugen.

Tullia fährt über die Leiche ihres Vaters.

Digitized by Google

Tarquinius zeigte sich bald als ein sehr thatkräftiger und unternehmender Fürst; aber es bedurfte auch eines solchen, um Rom [illegible]

aber bei Veji und einige Jahre später bei Eretum so vollständig geschlagen, daß sie sich entschlossen, den römischen [illegible]

Tullia fährt über die Leiche ihres Vaters.

Digitized by Google

Servius Tullius.*

Ueber Servius Tullius, den sechsten König von Rom, stimmen alle Nachrichten darin überein, daß ihn die Gunst des Glücks aus niedrigem Loose zur höchsten Stufe menschlicher Ehre erhob.

Servius war ein Sohn der Ocrisia, einer Sclavin der Königin, und nach der alterthümlichen Sage sein Vater der Genius des Heerdes.

Dieser höhere Ursprung des Kindes wurde auch durch Wunderdinge beglaubigt. Als der Knabe einst um Mittag in der Vorhalle der Königsburg eingeschlafen war, flammte Feuer aus seinem Haupte hervor. Die Umherstehenden erschraken; die Königin aber erkannte des Wunders Bedeutung und verbot das Feuer zu löschen. Beim Erwachen des Knaben verschwand die Flamme.

Als Jüngling entfaltete Servius frühzeitig echt königliche Eigenschaften; Ehrenhaftigkeit des Characters, Einsicht und Tüchtigkeit in Geschäften, Muth und Tapferkeit im Felde zeichneten ihn vor allen seinen Altersgenossen aus. Er wurde dem Könige und dem Volke gleich werth. Der König erkor ihn, als den Würdigsten der Jünglinge, zu seinem Eidam und überließ ihm, bei zunehmendem Alter, einen Theil der Regierungsgeschäfte.

Man gewöhnte sich allmählich, in Servius den Erben des Thrones zu sehen, und eben dies war es gewesen, was die Söhne des Ancus Marcius zu ihrem Mordanschlage bewogen hatte. Rache hatten sie geübt; sonst aber ward ihr Plan, der ja zugleich auch auf ihre Erhebung zur Königswürde zielte, vereitelt. Auf der Königin Rath und Andringen übernahm Servius, während das Gerücht ausgesprengt wurde, die Wunde des Königs sei nicht tödtlich und Genesung zu hoffen, die Regierungsgewalt, angeblich im Auftrage und als Stellvertreter des verwundeten Königs. Auf dem Königsstuhle sitzend, sprach er Recht und übte fürstliche Freigebigkeit. Als er seine Stellung befestigt hatte, trat er als Bewerber um die Königswürde auf und zwar mit vollständigem Erfolg. Die Söhne des Ancus Marcius waren, als sie ihren Plan gescheitert sahen, aus Rom entwichen.

Was Servius Tullius in friedlicher Weise Großes für die Stadt und die Verwaltung des Staates gethan hat, ist oben mitgetheilt worden. Auch seine auswärtige Politik trägt einen vorherrschend friedlichen Character. Er hat zwar, wie fast alle seine Vorgänger, auch Krieg geführt, nämlich gegen die Etrusker, die wiederum sich von der römischen Oberherrschaft zu befreien strebten, aufs Neue aber unterworfen wurden. Eine Frucht friedlicher Politik dagegen war die Stellung, die er dem römischen Staat im latinischen Staatenbunde zu verschaffen wußte. Es war eben um jene Zeit, daß die Städte des ionischen Bundes auf gemeinsame Kosten den Artemistempel in Ephesus bauten. Diesen Gedanken ergriff Servius, indem er den latinischen Fürsten und Edlen den Vorschlag machte, der Diana ein ähnliches Bundesheiligthum auf gemeinsame Kosten des römischen Volkes und der latinischen Völkerschaft zu erbauen, und zwar in Rom, ein Vorschlag, in dessen Annahme die stillschweigende Anerkennung der römischen Vorstandschaft lag. Der Dianentempel wurde errichtet, und die latinischen Völkerschaften versammelten sich hier zu jährlicher Festfeier, mit der sich, wie gewöhnlich mit dergleichen Festversammlungen, auch Handelsmessen verbanden.

Servius' Ende war tragisch; mit Recht hat es Livius den tragischen Gräueln griechischer Königshäuser zur Seite gestellt. Servius hatte seine zwei Töchter mit den zwei Söhnen des Tarquinius

* Nach A. Schwegler, Römische Geschichte.

Priscus, dem Lucius Tarquinius und dem Aruns Tarquinius, vermählt. Es traf sich, daß in beiden Paaren Gemüther von gänzlich ungleicher Sinnesart zusammenkamen. Die ältere Tullia, die den Lucius zum Gatten hatte, war sanft und fromm, die jüngere Tullia, des Aruns Gattin, dagegen ein Weib von wildem, gewaltthätigem, ruchlosem Gemüthe. Umgekehrt war Aruns ein stiller und anspruchsloser Jüngling, Lucius dagegen stolz und herrschsüchtig und jeder Frevelthat fähig. Unsegen hatten die Bündnisse im Gefolge. Die wilde Tullia, über ihres Mannes Thatenlosigkeit und ihres Vaters langes Leben ergrimmt, wandte sich dem ehrgeizigen, unternehmenden Lucius Tarquinius zu, und trieb ihn zu verbrecherischen Anschlägen. Bald hatten sich Beide, über die Leichen von Bruder und Schwester hinweg, die Hand zur Ehe gereicht.

Nun waren auch die Tage des alten Servius gezählt. Von der frevelhaften Tullia gespornt, die ihm täglich anlag, das Werk zu vollenden, damit ein Bruder- und Schwestermord nicht umsonst verübt sei, that Lucius Tarquinius endlich den letzten Schritt. Nachdem er unter den Patriciern sich einen Anhang gebildet, trat er eines Tages, im königlichen Gewande, von einer Schaar Bewaffneter gefolgt, auf dem Forum auf und ließ, auf dem Königsstuhle vor der Curie sitzend, durch einen Herold die Senatoren entbieten. Die Gerufenen erschienen, und Tarquinius nahm förmlich von dem Throne Besitz.

Inzwischen war Servius, von diesen Vorgängen benachrichtigt, herbeigeeilt; da ergriff ihn der ruchlose Tarquinius und stürzte ihn die steinernen Stufen der Curie hinab. Mühsam raffte der Greis sich auf, gebrochen und blutend, um sich, von wenigen Getreuen gestützt, in seinen Palast zu retten. Aber kaum auf der cyprischen Gasse angekommen, wird er von nachgesandten Meuchelmördern eingeholt und niedergestoßen. Voller noch soll das Maß des Frevels werden. Tullia, auf dem Wege nach der Curie, um dort ihren Gemahl mit dem Königsnamen zu begrüßen, kommt zu der Stelle, auf der ihr Vater blutend und entseelt am Boden liegt. Die Maulthiere schrecken zurück, der Wagenlenker hält die Zügel an; Tullia aber, in der die Gier nach weltlichen Ehren alles menschliche Gefühl erstickt hatte, ergreift selbst die Geißel und treibt das Maulthiergespann über die Leiche ihres Vaters, so daß sein Blut den Wagen und ihr Gewand bespritzt.

Die Gasse, in der so Unerhörtes geschah, ward fortan vom Volke „Gasse des Frevels" genannt.

So endete Servius Tullius nach einer Regierung von vierundvierzig Jahren. Er blieb bei dem Volke in theurem Andenken, als der erste, im engern Sinne des Wortes verfassungsmäßige König, als der Begründer der römischen Volksfreiheit. Wie mild und bürgerlich der Geist seiner Regierung war, erhellt aus der Sage, er habe gegen Ende seines Lebens beabsichtigt, die Alleinherrschaft niederzulegen und eine republikanische Verfassung (das Consulat) einzuführen; nur sein frühzeitiger Tod habe ihn an der Ausführung dieses Planes gehindert, oder vielmehr, eben dieser Plan sei die Ursache gewesen, daß sich die Patricier mit dem jüngern Tarquinius zu seinem Sturze verbunden hätten. Noch lange nachher, als das Königthum längst nicht mehr bestand, feierte das Volk in dankbarer Erinnerung den Geburtstag des volksfreundlichen Fürsten.

Lucretia.*

Lucius Tarquinius war König geworden durch Gewalt und Verbrechen, ohne Wahl durch den Senat, ohne Bestätigung durch die Curien. Da er durch Schrecken, statt durch Gesetz und Recht, das Volk im Zaum hielt, gab man ihm den Beinamen „Superbus". Er herrscht nun mit großer Kraft: bei den Etruskern jenseit des Stromes ist sein Name gefürchtet, schwer lastet sein Joch auf den Latinern, die sich, wie auch die Herniker und einige Städte der Volsker, der römischen Oberhoheit beugen. Sein eigenes Volk bringt er durch erzwungene Steuern, durch harten Frohndienst bei den großen Bauten zur Verzweiflung. Viele der Unglücklichen geben sich den Tod; der Tyrann läßt die Leichen der Selbstmörder ans Kreuz schlagen, um durch solchen Schimpf die Uebrigen abzuschrecken. Die Patricier reizt er durch willkürliche Hinrichtungen, Geldstrafen, Vermögenseinziehungen, durch geflissentliche Geringschätzung des Senats zu tiefem Groll: unbekümmert um beide wandelt er die steile Bahn der Tyrannis weiter, bis endlich der allgemeine Haß die Gelegenheit findet, Rache für die begangenen Frevel zu üben.

Drohende Wahrzeichen verkünden den nahenden Sturm. Adler hatten unweit der Königsburg auf dem Gipfel einer Palme ihr Nest gebaut. Während die Alten nach Atzung ausgeflogen waren, kam ein Geierschwarm herzu, zerstörte das Nest, tödtete die noch ungefiederten Jungen und warf sie auf den Boden und vertrieb darauf die zurückkehrenden Alten von ihrem Horst. Als kurze Zeit darauf der König opferte und eben die Eingeweide des Opferthieres auf dem Altare verbrannte, kroch eine Schlange hervor und raubte das Opferfleisch.

Durch diese und andere Wunderzeichen und Vorbedeutungen erschreckt, beschloß Tarquinius das delphische Orakel um Rath zu fragen, und um keinem Fremden die Antwort des Gottes anvertraut zu sehen, ordnete er zwei seiner Söhne, Titus und Aruns, nach Delphi ab. Die Königssöhne begleitete ihr Vetter Lucius Junius Brutus.

Brutus war ein Schwestersohn des Tarquinius; seine Mutter Tarquinia war mit Junius Brutus, einem edlen Römer, vermählt gewesen und hatte ihm zwei Söhne geboren. Aber der König hatte aus schnöder Habgier erst den Vater, dann den älteren Sohn aus dem Wege geschafft, und der jüngere Sohn hatte sich vor dem gleichen Schicksal nur dadurch zu retten gewußt, daß er die Maske eines Blödsinnigen annahm und seinem Oheim, dem Könige Tarquinius, den Genuß seines Vermögens überließ. Dieser Lucius Junius, um seines Blödsinns willen Brutus beigenannt, machte also, wie bemerkt, die Reise nach Delphi mit.

Brutus überreichte dem Gott, während die Königssöhne kostbare Weihgeschenke darbrachten, nur einen hölzernen Stab; dieser aber, ausgehöhlt, barg einen goldenen — ein geheimes Abbild seines Geistes. —

Als die Söhne des Königs ihren Auftrag vollführt und die Antwort des Orakels entgegen genommen hatten — der Wahrspruch des Orakels lautete, Tarquinius werde fallen, wenn ein Hund mit Menschenstimme reden würde —, kam sie die Lust an, über die eigene Zukunft die Stimme des Gottes zu vernehmen. Sie legten ihm die Frage vor, wer von ihnen der Erbe des väterlichen Thrones werden würde. Wer von euch zuerst die Mutter küßt — lautete die Antwort. Die Königssöhne kamen überein, diesen Wahrspruch vor ihrem Vater geheim zu halten, und, wenn sie heimgekehrt wären, ihrer Mutter den ersten Kuß zugleich zu geben, die Regierung

* Nach Oscar Jäger, Geschichte der Römer, und A. Schwegler, Römische Geschichte.

also gemeinschaftlich zu führen; Brutus aber, der den Sinn des Götterspruches tiefer faßte, fiel, zum Scheine stolpernd, nieder und küßte die Erde, die gemeinsame Mutter aller Sterblichen.

Die Sendung nach Delphi wandte den Lauf der Geschicke nicht; was die Wahrzeichen drohend verkündet, ging schnellen Schrittes in Erfüllung.

Ardea, die Stadt der Rutuler, hatte durch ihren Reichthum die Habgier des Königs gereizt. Er versuchte sie im ersten Sturme zu nehmen, allein sein Angriff ward abgeschlagen. Es blieb ihm nichts übrig, als die Belagerung der wohlbefestigten, auf einem steilen, rund herum schroff abgehauenen Felsen gelegenen Stadt zu unternehmen.

Während so das römische Heer müßig in den Feldhütten lag, saßen eines Tages die Fürstensöhne zechend beisammen; zugegen war auch L. Tarquinius, ein Anverwandter der königlichen Familie, zubenannt Collatinus, von der Stadt Collatia, in der sein Vater, ein Brudersohn des Tarquinius Priscus, von diesem zum Lehnsfürsten eingesetzt worden war. Das Gespräch der jungen Männer fiel auf ihre Frauen; Jeder pries die seine; der Streit wurde hitziger; endlich schlug Collatinus vor, zu Pferde zu steigen und sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß seiner Gemahlin Lucretia der Preis der Schönheit gebühre. Gesagt, gethan; sie flogen auf gespornten Rossen nach Rom, wo sie die königlichen Schwiegertöchter beim üppigen Mahle überraschten; von da nach Collatia, wo die Gattin des Collatinus — es war schon späte Nacht — noch spinnend im Kreise der Mädchen saß.

Lucretia hatte, ohne zu ahnen, um was es sich handelte, gesiegt; ihr ward der Preis der Schönheit zuerkannt; aber sie hatte auch in dem Jüngsten der Königssöhne, Sextus Tarquinius, die Gier nach ihrem Besitz entzündet.

Wenige Tage darauf kam er wieder, ohne Wissen des Collatinus, nur von einem Sclaven begleitet, nach Collatia; als Verwandter fand er in dem Hause der Lucretia gastliche Aufnahme. Um Mitternacht, als Alles in tiefem Schlafe lag, trat er mit gezogenem Schwerte vor Lucretia's Bett und begehrte, daß sie sich ihm ergäbe, indem er kein Mittel der Ueberredung unversucht ließ. Als er die tugendhafte Frau unerschütterlich und selbst gegen Todesgefahr standhaft sah, bestürmte er sie durch Furcht vor Schande. Er drohte, einen erwürgten Sclaven neben ihre Leiche zu legen und darnach zu sagen, er hätte sie im Ehebruche getödtet, ein Rächer der Ehre ihres Mannes. Einen Tod zu erleiden, der ihr Gedächtniß rettungslos beschimpfte — dieser Gedanke betäubte die Unglückliche: sie duldete, was Todesfurcht allein nicht hätte zu erzwingen vermocht.

Als der schnöde Räuber ihrer Ehre fort war, sandte Lucretia, voll namenlosen Grames über ihr Unglück, Boten nach Rom an ihren Vater und in das Lager vor Ardea an ihren Gemahl. Sie möchten ein Jeder mit einem treuen Freunde kommen; aber schleunig, denn Schreckliches habe sich ereignet.

Spurius Lucretius, Lucretia's Vater, kam, begleitet von Publius Valerius, ihr Gemahl Collatinus in Begleitung des Lucius Junius Brutus. Sie fanden Lucretia tief betrübt, in Trauerkleidern, in ihrem Schlafgemach. Lucretia wollte sprechen, aber Scham und Thränen erstickten ihre Stimme. Endlich vermochte sie es zu sagen, welch eine Schandthat ihr widerfahren war, und sie beschwor die Männer, wenn sie Männer wären, diese arge That zu rächen. Darauf zog sie, allen Trost verschmähend, einen unter ihrem Gewande verborgen gehaltenen Dolch hervor und stieß ihn sich ins Herz. So gab sie sich selbst den Tod, damit kein unzüchtiges Weib einst sage, daß auch Lucretia ihre Schande überlebt habe.

Während Gatte und Vater sich ihrem Schmerz überließen, sprach Brutus, die Maske des Blödsinns von sich werfend, das letzte Wort der Rache aus: er zog den blutigen Dolch aus der niedergesunkenen Leiche, hielt ihn in die Höhe und schwur, den Despoten Tarquinius sammt seinem ruchlosen Weibe und allen Kindern seines Stammes mit Feuer und Schwert zu verfolgen und nicht mehr zu dulden, daß in Rom ein König herrsche. Der Dolch ging von Hand zu Hand und

die Andern wiederholten seinen Schwur. Darauf trugen sie die Leiche auf den Markt von Collatia und verkündeten dem Volke das Geschehene. Alles war empört; man schloß die Thore; die junge Mannschaft ergriff die Waffen und zog unter Anführung des Brutus nach Rom.

Hier erregte der Frevel die gleiche Entrüstung. Brutus als Oberster der Ritter berief eine Volksversammlung, fachte den lang verhaltenen Ingrimm der Gemüther zu hellen Flammen an und vermochte das Volk, die Absetzung des Königs und die Verbannung der ganzen Königsfamilie auszusprechen.

Darauf begab er sich in das Lager von Ardea; das Heer empfing ihn frohlockend und trat dem Volksbeschlusse bei. Gleichzeitig war Tarquinius, von diesen Vorgängen unterrichtet, nach Rom geeilt; aber er fand die Thore verschlossen, seine Thronentsetzung ausgesprochen, die Umwälzung vollendet. Er mußte sich der Nothwendigkeit fügen und wanderte mit zwei seiner älteren Söhne nach Cäre ins Etruskerland. Sein jüngster Sohn Sextus ging nach Gabii, wo ihn die Rache für den an Lucretia begangenen Frevel ereilte.

Fünfundzwanzig Jahre hatte die Herrschaft des jüngern Tarquinius gewährt; 244 (nach anderer Tradition 240) die königliche Herrschaft im Ganzen; Tarquinius Superbus war der letzte der sieben Könige Roms.

Grundzüge des Römerthums.*

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß, anbilden lebendige Züge dem Marmor,
Werden beredsam sein im Gericht und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du sei, Römer, bedacht, weltherrschende Macht zu verwalten,
Solcherlei Kunst sei dein, dann friedliche Sitte zu ordnen,
Mild den Ergeb'nen zu sein und Trotzige niederzukämpfen.

So Virgilius. Ist die Leier Apollons das Symbol des Griechenthums, so mögen wir in Schwert und Wage das Wahrzeichen der Römer erkennen. Durch die Gewalt der Waffen arbeiteten sie sich empor, erst zum Bundeshaupt ihres Stammes, dann zur Führerschaft Italiens, dann zur Beherrschung der Erde. Ein ununterbrochener Parteikampf im Innern hält die Kräfte in steter Spannung, aber wie das Rechtsgefühl ihn regelt, daß die Gegensätze auf gesetzlichem Boden sich vertragen lernen, und das Volk Schritt für Schritt vorangeht, so sind Alle der Idee des Ganzen unterthan und immerdar schlagfertig sich nach außen mit gesammter Stärke zu wenden und ihre eigene Lebensordnung auszubreiten. Die heitere Jugend der Menschheit weicht hier dem männlichen Ernste, vor der Phantasie waltet der Verstand, ein practischer Realismus ergreift die Wirklichkeit, um sie nach seinem Sinne zu verwerthen und auszubeuten, nicht sie nach dem Ideale frei zu gestalten. Der Römer macht die Natur sich dienstbar und überträgt ihr seine Zwecke, während der Grieche in Kräfte und Erscheinungen sein eignes Bild hineinschaute und daran sich ergötzte. Der Römer glaubt, die Welt sei um seinetwillen da, er nimmt zugleich mit dem Schwert und mit dem Pflug von den Ländern Besitz und läßt die Völker für sich arbeiten, aber auch an seinem Rechte, seiner Cultur theilnehmen. Wenn der Grieche das Gute in der Form des Schönen, in der natürlichen Harmonie des Geistigen und Sinnlichen erstrebt, so sollte dem Römer das Sittliche und Nützliche identisch sein. Das Große, die Entfaltung einer gewaltigen Naturkraft, ist das Wesen des

* Nach M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung.

Römerthums; statt der Anmuth waltet bei ihm die Würde, die charactervolle Haltung; der selbstherrlich gebietende Geist sieht auf das, was ihm ehrenvoll und seiner Tüchtigkeit geziemend ist, er lernt sich selbst überwinden, ja im Selbstmorde das Leben von sich werfen und sich in das befreiende Schwert stürzen, wenn ihm die Knechtschaft droht.

Jetzt ist der Staat das Höchste. Das Vaterland nimmt alle Kraft in Anspruch, aber es lohnt auch jede Thätigkeit mit Macht und Ruhm. Man pflegt die Kunst zum Schmucke des öffentlichen, zur Freude des privaten Lebens, man pflegt die Wissenschaft, sofern sie practische Weisheit ist, die Dinge nach Maß und Gewicht bestimmen lehrt, die Seele befähigt, ihrer selbst mächtig zu sein und die andern zu führen. Originaler als in der Plastik und Malerei sind die Römer darum in der Architectur, in welcher sowohl die Energie ihres Charakters, als seine Doppelrichtung auf das Nützliche und Monumentale sich ausprägen kann, deren Werke vornehmlich durch Zweckmäßigkeit und Größe hervorragen und ein Ausdruck oder Spiegel des Volksganzen sind. Die Poesie der That übertrifft die Thaten der Poesie, und eigenthümlicher als die freie Dichtung blüht jene, die sich die Belehrung und Besserung der Menschen zum Ziel setzt. Die römische Geschichte selbst ist das tausendjährige Drama einer stetigen Arbeit am Staat. Auf seinem gemeinsamen Boden stehen die Gegensätze des Bewegungstriebes, des rationalen Denkens, wie der erhaltenden Sinnesweise, die mit religiöser Scheu an der Ueberlieferung haftet und durch sie gebunden ist. Aber beide haben das klare Gefühl, daß sie zusammengehören, daß Freiheit und Ordnung in beständiger Ausgleichung das menschliche Leben bedingen, und darum suchte niemals eine Partei der andern sich zu entledigen oder sie zu vertilgen, wie das in Griechenland geschah, und niemals spielte eine übermüthige Phantasie in ihrer Productionslust auch mit den Formen des Staats, um sich in immer neuen zu versuchen und dann sich zu erschöpfen, wie es in Athen vorkam, sondern fest wie in Sparta hielt man am Gegebenen, weil es gut war und sich nützlich erwies, und nur das Gesetz, das erworbene Recht war die Waffe, die Handhabe, um noch andere Vortheile zu gewinnen und sich über weitere Einrichtungen zu vertragen. Diese organische Entwicklung des einen aus dem andern, diese gediegene Begründung und dieser besonnene Fortschritt hat durch den Rechtssinn der Römer aus dem Staat und seiner Geschichte jenes erstaunliche Kunstwerk gemacht, das sie auf politischem Gebiet der Nachwelt ein classisches Vorbild sein läßt. Schon der alte Cato hat es gesagt: die Verfassung Roms ist nicht das Werk Eines Mannes und Eines Menschenalters, sondern der gesammten Nation und der Jahrhunderte. Und gab es auch einzelne Ausschreitungen der Selbstsucht und der Leidenschaft, so bedenke man, daß das sociale, das politische, das religiöse Element stets verflochten waren, und daß der Plebejer nicht blos Erlösung aus der Schuldknechtschaft, sondern auch Antheil an der Regierung von den Patriciern forderte, der die ererbten Heiligthümer gegen die fremden Ansprüche vertheidigte.

Der plastische formale Geist, den wir in Griechenland bewundern, ist auch dem Bruderstamm in Italien eigen, aber er hat sich hier auf die Gestaltung von Staat und Recht gewendet. Die Gliederung des öffentlichen Lebens, die Bestimmung der Rechte des Einzelnen, der Familie, des Volks vollzieht sich mit jener scharfen Klarheit unter der Hand der Gesetzgeber, wie der Marmor unter dem Meißel des hellenischen Künstlers gestaltet ward. Hart und streng hielt Jeder auf das Seine, achtet aber eben so sehr, was des Andern ist. Volksversammlung, Senat, ausführende Beamte stehen auf ihre Weise, in ihren Sphären selbstkräftig da, das energische Zusammenwirken aller Gewalten zum Wohle des Ganzen beruht darauf, daß jede auf ihrem Boden, in ihrem Bereich eigenen Willen und eigene Macht hat. Im Orient war die Scheidung von Religion, Moral und Recht nirgends mit Bestimmtheit vollzogen, das gleiche Gesetz umfaßte alle drei Gebiete und war Göttergebot. Die Griechen begannen den Staat menschlich zu begreifen, Solon ihn kraft des ab-

wägenden Gedankens zu organisiren, und wenn Heraklit auch so schön die Wahrheit festhielt, daß alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen genährt seien, so war doch die Formung derselben nicht das Werk priesterlicher Autorität, sondern bürgerlicher Weisheit und sich berathender Gemeindefreiheit. Doch ging Moral und Recht noch im Staat auf, für dessen Zwecke alles Private ohne eigne Berechtigung in Anspruch genommen wurde. Die Römer erkannten gleichfalls in Gott die sittliche Weltordnung, aber sie unterschieden nun mit sicherem Tact das Innere und das Aeußere, die Gesinnung und die greifbare verkörperte Handlung; nur über diese kann der Mensch richten, nur diese erzwingen. Daher setzten sie diejenigen sittlichen Normen, ohne welche eine menschliche Gemeinschaft nicht bestehen kann, als Rechtsordnung fest und bestimmten die Verhältnisse der Personen zu einander und zu den Sachen natur- und zweckmäßig. Sie erkannten, daß formulirt und ausgesprochen sein muß, was in der Gesellschaft gelten und aufrecht erhalten werden soll, und daß nur gegen die That, welche diese Normen brechen will, nicht gegen die Gesinnung eingeschritten werden soll. Das Recht ist Volksgebot und schließt die Berechtigung auf den Schutz der Staatsgewalt ein. Soll, sagt Bluntschli, die Form dazu dienen, die sittlichen Verhältnisse und den lebendigen Geist in ihnen wirksam zu schützen, so muß sie hart sein wie ein Schild und schneidig wie ein Schwert; das war die große Fertigkeit der Römer, daß sie es verstanden haben, diese Waffe des Rechts vortrefflich zu schmieden. —

Wie die Römer die Verhältnisse des Mein und Dein in Bezug auf Erwerb, Umtausch und Verlust von Gütern, wie sie die Verträge und gegenseitigen Verpflichtungen der Personen präcis und zutreffend bestimmten, so verlangten sie bei allen Schwierigkeiten, daß der Kläger wie der Beklagte die Forderung wie die Einsprache in bündiger Weise begründe und formulire. Die Rechtspflege war früh an das geschriebene Recht gebunden, und dadurch ward das Recht fest, während es zugleich eine leise Umbildung nach den Bedürfnissen des fortschreitenden Lebens empfing durch die alljährlich sich erneuernde Verkündigung der Grundzüge, nach welchen die Oberrichter sich wollten bei ihren Entscheidungen leiten lassen.

So ist der Gedanke des Rechts mittels einer durch Jahrhunderte fortgesetzten Geistesarbeit durch die Römer zuerst in der Weltgeschichte verwirklicht worden; sie zuerst brachte positive Rechtsformen als solche zur Geltung, ohne moralische und politische Motive beizumischen, sie zuerst zollte den erworbenen Rechten eine unbedingte Anerkennung und Heilighaltung. Auch bei ihnen trat das neue Princip einseitig auf, aber die bloße Berechtigung und das rücksichtslose Schalten nach derselben fand in der Religion und Sitte ein Gegengewicht. Der Vater z. B. durfte den Sohn verkaufen, das war sein Recht, dafür war er der Herr im Hause, der nach seinem Ermessen an Leib und Leben strafen konnte; aber die Sitte verlangte den Familienrath zu hören, und die göttliche Gerechtigkeit, wie der Geist der Familie, der als Genius über ihr waltet, würde die ungerechte Vergewaltigung eines ihrer Glieder nicht ungestraft, den priesterlichen Bannspruch nicht unerfüllt lassen. Nach und nach ist von den Römern der ganze Inhalt der Besitz- und Verkehrsverhältnisse durch Rechtsprechen zum deutlichen Bewußtsein und zu mustergültiger Bestimmtheit gebracht worden, und gerade, indem sie aus der Natur der Sache entschieden und die Grundsätze mit verständiger Folgerichtigkeit durchführten, haben sie nicht blos die classische Form, sondern auch, was dieser mit innerer Nothwendigkeit einwohnt, den rechten Inhalt gefunden.

Religion der Römer.*

Die ersten latinischen Ansiedler gründeten gewisse Heiligthümer und stifteten Gottesdienste, um den Staat unter den Schutz der Gottheiten zu stellen; die sabinischen Ansiedler brachten ebenfalls ihre Götter mit.

Von den Latinern empfingen die Römer den Dienst des Jupiter, der Juno, der Diana, der Venus, von den Sabinern den des Quirinus, des Sonnengottes Sol, der Mondgöttin Luna und des Feuergottes Vulkanus. Den Dienst der Vesta finden wir bei den Latinern und Sabinern; ebenso den des Mars; den der Minerva bei Sabinern und Etruskern, bei denen sich auch Mars wieder findet; bei den Etruskern die Verehrung der Hausgötter oder Penaten, von denen man Nahrung oder Gedeihen erwartete. Unter ihrem Schutz stand das Innere des Hauses, und der innerste Raum desselben, wo der Herd stand, war ihr Heiligthum. Außer den Hausgöttern gab es auch Penaten für den ganzen Staat, die als Beförderer der innern Wohlfahrt des Vaterlandes verehrt wurden und auf einem Höhenzuge unmittelbar am Forum ihren Tempel hatten.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der römischen Religion übte die nähere Berührung, in welche Rom seit der Zeit der Tarquinier mit den in Italien wohnenden Griechen kam. An die Stelle der einfachen Symbole, welche früher die Gottheit angedeutet hatten, z. B. einer Lanze oder Aehnliches, traten nun, wie in Griechenland, Götterbilder, und später wurden nicht nur griechische Götterbilder förmlich eingeführt, sondern auch auf die einheimischen Gottheiten wurden griechische Vorstellungen übertragen, und zuletzt verstand kaum noch Jemand außer den Priestern den ursprünglichen Sinn der alten religiösen Gebräuche, die man beibehielt. Auf diese Art gestaltete sich die ganze römische Religion der hellenischen so ähnlich, daß man oft fast nur die Namen der Götter mit einander zu wechseln braucht.

So entspricht Jupiter dem Zeus, Juno der Hera, Minerva der Athene, Venus der Aphrodite, Diana der Artemis, Neptun, anfangs eine ländliche Gottheit, unter deren Schutz die Pferdezucht stand, nahmen die Römer unmittelbar von den Griechen an.

Auch in Rom entstanden Gottheiten. Man theilte den Begriff einer Gottheit in mehrere einzelne Götter; man fügte männlichen Gottheiten die entsprechenden weiblichen hinzu und umgekehrt; man erhob Begriffe von Tugenden zu Göttern, so die Treue, die Tapferkeit, die Eintracht, die Keuschheit; ja man verehrte später sogar eine besondere patricische und eine plebejische Keuschheitsgöttin.

In ähnlicher Weise dachte man sich als Gottheit Alles, was das Gemüth des Menschen bewegt; so die Hoffnung, den Schrecken, alle Beschäftigungen, alle Verhältnisse des menschlichen Lebens erhielten ihre Gottheiten. So war Flora die Göttin der Blumen, Pomona die des Obstes, Annona die des Erntesegens, Ceres, die später der Demeter ganz ähnlich gedacht wurde, die Getreidegöttin. Ja, es gab einen Gott, der das Feld vor Dornen bewahrt, einen des Furchenziehens, des Pflügens, des Eggens. Gottheiten begleiteten und schützten den Menschen von der Geburt an. Levana machte, daß der Vater das neugeborne Kind von der Erde aufhob und es so als das seinige anerkannte; Cunina gewährte ihm sanfte Ruhe in der Wiege; Juventas, der Hebe ähnlich, erhielt ihm die Blüthe der Jugend. Gottheiten geleiteten die Braut in das Haus des Bräutigams und weilten in ihrer Nähe.

Auch die Götter eroberter Städte wurden in Rom aufgenommen. So wuchs die Zahl der Gottheiten außerordentlich und man mußte eigene Bücher anlegen, die von den Priestern bewahrt wurden,

* Nach C. Wernike, Weltgeschichte.

Digitized by Google

Tempel des Jupiter Capitolinus.

Digitized by Google

da es unmöglich war, alle die verschiedenen Götter und die Art ihrer Verehrung im Gedächtniß zu behalten.

Das höchste der Priestercollegien war nach der Vertreibung der Könige das der Pontifices, an deren Spitze der Pontifex maximus stand. Ihren Namen („Brückenbauer") hatten sie davon, weil ihnen das eben so politisch wichtige, als für heilig gehaltene Geschäft oblag, den Bau und das Abbrechen der Brücke über die Tiber zu leiten. Da sie das Geheimniß der Maße und Zahlen kannten, hätten sie auch den Kalender des Staats zu führen, die Neu- und Vollmonde und die Festtage anzugeben und dafür zu sorgen, daß jede gottesdienstliche, wie jede richterliche Handlung am rechten Tage erfolgte. Eigentliche Priester waren sie mithin nicht, aber sie hatten die oberste Aufsicht über den öffentlichen und den Privatgottesdienst. In allen Rechtsstreitigkeiten, welche die Religion betrafen, hatten sie die Entscheidung. Wer ihnen nicht gehorchte, den durften sie bestrafen; sie selbst aber waren keinem Gericht unterworfen und Niemandem Rechenschaft schuldig. Starb einer von ihnen, so wählten die übrigen an seine Stelle einen andern.

Unter den Königen hatten sie eine so hohe Stellung nicht, vielmehr waren sie nicht nur dem Könige selbst, als dem obersten Priester, untergeordnet, sondern auch den andern höhern Priestern, die den Titel Flamen führten. Diese Flamines oder Bindenträger, so genannt von der weißen und rothen wollenen Binde, die sie um den Kopf trugen, waren die eigentlichen Priester. Der höchste unter ihnen, der Flamen des Jupiter, war eine geheiligte Person, und ihm wurde später ein großer Theil der priesterlichen Verrichtungen übertragen, die früher dem Könige obgelegen hatten. Auch Mars und Quirinus hatten einen Flamen, später auch niedere Götter.

Andere Priester waren die Salier, ein aus zwölf patricischen Jünglingen bestehendes Collegium ursprünglich heiliger Tänzer, die besonders dem Mars zugehörten, an dessen Feste im März sie, in buntgesticktem Kleide und mit purpurnem Obergewande geschmückt, einen kegelförmigen Hut auf dem Kopfe, in der Rechten eine Lanze, in der Linken einen der heiligen Schilde haltend, und mit einem Schwerte umgürtet, Hymnen singend durch die Stadt zogen und Waffentänze aufführten.

Eine besonders wichtige Stelle nahmen die Fecialen ein. Sie hatten über die Bundesrechte zu wachen und den Bundesgenossen der Römer, wenn sie von diesen Unrecht erlitten hatten, Genugthuung zu verschaffen. Ohne ihre Mitwirkung durften die Römer weder Krieg führen noch Frieden schließen. Ehe der Krieg gegen einen Staat begonnen wurde, begab sich einer der Fecialen, der von seinen Amtsbrüdern dazu erwählt war, im priesterlichen Schmucke nach dem feindlichen Staate. An der Grenze blieb er stehen und betheuerte unter Anrufung der Götter, er komme, um Genugthuung zu fordern. Dann überschritt er die Grenze und rief den Ersten, der ihm begegnete, zum Zeugen an. Endlich wiederholte er seine Forderung nochmals auf dem Marktplatze der feindlichen Stadt. War nach dreißig Tagen keine Genugthuung geleistet, so rief er die Götter zu Zeugen an, kehrte nach Rom zurück und erklärte nun im Senat mit den übrigen Fecialen, es sei Alles geschehen, was die heiligen Gesetze forderten; wenn sie nun für den Krieg stimmen wollten, so stünde ihnen von Seiten der Götter nichts entgegen.

Ohne diese religiöse Ceremonien durfte kein Krieg geführt werden; ohne solche nahmen die Römer überhaupt kein wichtiges Staatsgeschäft vor; immer suchte man zuvor den Willen der Götter zu erforschen.

Zu diesem Zweck wurden besonders fünf Arten von Beobachtungen angestellt. Man beobachtete nämlich die Erscheinungen am Himmel (Donner, Blitz, Wetterleuchten und dergleichen), den Flug und die Stimme der Vögel, wobei es in der Regel für ein günstiges Zeichen galt, wenn die Vögel rechts von dem mit dem Gesichte nach Osten gewendeten Beschauer erschienen, während bei Himmelserscheinungen die linke Seite glückverheißend war. Ebenso beobachtete man das Fressen der heiligen Hühner, besonders vor dem Eintritt von Schlachten und vor Aussendung von Colonien, und man befürchtete

Unglück, wenn die Hühner nicht fressen wollten. Auch aus seltsamen und widerwärtigen Tönen, die man in entscheidenden Augenblicken vernahm, und endlich aus dem Begegnen vierfüßiger Thiere erkannte man den Willen der Götter. So galt es für ein Unglück, wenn ein Thier, besonders ein Wiesel, über den Weg lief, wenn ein Opferthier vom Altare entfloh oder beim Schlachten brüllte.

Die Beobachtung solcher Zeichen, die sich von selbst darboten, nannte man Auspicium, eine absichtlich angestellte Beobachtung Augurium. Die Augurn, denen dieselbe oblag, waren mit einem scharlachrothen, mit Purpur verbrämten Oberkleide geschmückt und trugen eine kegelförmige Mütze von derselben Farbe und einen Krummstab. Ihre Macht war um so größer, da eben nichts Bedeutendes im Staate geschehen durfte, wenn es nicht durch ihre Zeichen bestätigt war. Was der Augur für unrecht und sündhaft erklärt hatte, durfte nicht geschehen, und wer wider den Anspruch desselben handelte, war des Todes schuldig.

Ebenso durfte auch nichts gegen den Ausspruch des Aufsehers über die sybillinischen Bücher geschehen, die man bei besonders wichtigen Angelegenheiten befragte.

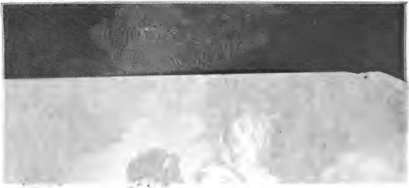
Die sybillinischen Bücher wurden in dem dreifachen Tempel des Jupiter, der Juno und der Minerva aufbewahrt. Ueber den Ursprung derselben berichtet die Sage Folgendes: Eine unbekannte alte Frau kam eines Tages zum Könige Tarquinius Superbus und bot ihm neun Bücher voll Orakelsprüche zum Kaufe an. Der König fand aber den Preis zu hoch und kaufte sie nicht. Die Frau ging fort, verbrannte drei von den Büchern und kam dann zurück, für die noch übrigen sechs denselben Preis fordernd. Man verlachte sie, und sie verbrannte abermals drei von den Büchern. Als sie nun wieder erschien mit den noch übrigen Büchern und erklärte, sie würde auch diese den Flammen überliefern, wenn sie für dieselben nicht die nämliche Summe erhielte, die sie ursprünglich für alle neun gefordert hatte, wurde der König aufmerksam, befragte seine Seher, und durch sie über den Werth des Schatzes belehrt, kaufte er nun die noch vorhandenen Bücher und befahl, sie sorgfältig aufzubewahren, worauf die Alte verschwand. —

Mißbrauchen konnten jedoch so wenig die Aufseher über die sybillinischen Bücher, wie die Augurn ihre Macht; denn sie durften nicht willkürlich, sondern nur im Auftrage der Obrigkeit und in Gegenwart bestimmter Magistratspersonen Beobachtungen anstellen.

Außer ihnen gab es auch Opferschauer (Haruspices), die aus den Eingeweiden der Opferthiere weissagten; dieselben gelangten aber nie zu so großem Ansehen, wie die Augurn.

Ueber den Dienst der Vesta ist hier noch ein Wort hinzuzufügen. Anfangs vier, später sechs Jungfrauen edlen Geschlechts, Vestalinnen genannt, versahen den Dienst der Göttin. Dreißig Jahre lang mußten sich dieselben dem Tempeldienste weihen. Die ersten zehn Jahre wurden sie in den Pflichten desselben unterrichtet, die folgenden zehn Jahre hatten sie den Dienst selbst zu versehen, und die letzten zehn Jahre unterrichteten sie die Neuaufgenommenen. Ihre hauptsächlichste Aufgabe war die Bewahrung des heiligen Feuers, welches beständig auf dem Altare der Göttin brannte und welches für den ganzen Staat dieselbe Bedeutung hatte wie das, welches auf dem Herde im Vorhofe des Hauses brannte, für die Familie. Es wurde als ein großes Unglück für den Staat betrachtet, wenn eine Vestalin das heilige Feuer erlöschen ließ. Die Schuldige wurde hart gestraft, und nicht an irdischem Feuer, sondern nur am reinen Sonnenstrahl durfte ein neues Feuer angezündet werden. Auch noch manche verborgene Heiligthümer des Tempels fanden sich in der Obhut der Vestalinnen. Die Vestalinnen mußten für die Dauer ihres Amtes das Gelübde jungfräulicher Reinheit und Ehelosigkeit ablegen. Nach Ablauf der dreißig Jahre war es ihnen allerdings gestattet, sich zu vermählen; aber die wenigsten machten von dieser Erlaubniß Gebrauch, und von denen, welche es thaten, sagte man, sie hätten kein glückliches Loos gefunden bis an ihr Ende und nur Ursache gehabt, ihren Schritt zu beklagen.

Wenn eine Vestalin das Gelübde der



Die sybillinischen Bücher.

Digitized by Google

Unglück, wenn die Hühner nicht fressen wollten. Auch aus seltsamen und widerwärtigen Tönen, die man in entscheidenden Augenblicken vernahm, und endlich aus dem Begegnen vierfüßiger Thiere er-

er nun die noch vorhandenen Bücher und befahl, sie sorgfältig aufzubewahren, worauf die Alte verschwand. —

Mißbrauchen konnten jedoch so wenig die Aufseher über die sybillinischen Bücher,

Die sibyllinischen Bücher.

Digitized by Google

Keuschheit brach und sich heimlich vermählte, so war sie der furchtbarsten Strafe verfallen. In älteren Zeiten war es Sitte, sie zu Tode zu geißeln, entsetzlicher aber noch war die Strafe, welche später eingeführt wurde. Die Schuldige wurde in eine verdeckte, mit Riemen fest verwahrte Sänfte gesetzt und so über den Markt nach einem bestimmten Thore, dem colliner Thore, getragen, in dessen Nähe sich ein langgestreckter Hügel befand, auf welchem der Missethäterin schon ihr Grab bereitet war. Wer dem Zuge begegnete, schloß sich schweigend und in tiefer Trauer an. Sobald die Grabesstätte erreicht war, lösten die Gerichtsdiener die Bande der Sänfte; der Oberpriester verrichtete ein stilles Gebet und führte dann die Unglückliche ganz verhüllt aus der Sänfte. Er stellte sie auf eine Leiter, die in das Grabgewölbe hinabführte, in welchem sich ein Bett, etwas Brot und Wasser, eine Flasche Milch, Oel und eine brennende Lampe befanden. Während die Unglückliche hinabstieg, wandten die den Zug begleitenden Priester das Gesicht ab, die Leiter wurde sodann wieder herausgezogen und das Grab mit so viel Erde überschüttet, daß der Boden wieder eben war. Keine Todtenfeier fand für die Schuldige statt; kein Denkmal bezeichnete die Stätte, wo sie unter so entsetzlichen Qualen geendet hatte.

Auf der andern Seite genossen die Vestalinnen auch das größte Ansehen und viele Vorrechte. Sie allein durften noch bei Lebzeiten des Vaters ihr Testament machen. Wenn sie öffentlich erschienen, schritt ihnen ein Lictor voran; ebenso genossen sie das schöne Vorrecht, daß einem zum Tode verurtheilten Verbrecher das Leben geschenkt wurde, wenn ihm auf dem Wege zur Hinrichtung eine Vestalin begegnete und wenn dieselbe beschwor, daß diese Begegnung keine absichtliche, sondern eine zufällige gewesen sei.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf das Verhältniß der römischen Religion zur Hellenischen, so ist es klar, daß beide, ungeachtet aller äußerlichen Aehnlichkeit, so verschieden von einander bleiben mußten, wie die Griechen und Römer selbst. Dem Römer galt es für das Höchste, ein guter Hausvater, ein tüchtiger Landwirth, ein treuer Bürger, ein tapfrer Krieger zu sein. So wollte er auch durch die Religion nur das Wohl des Hauses und des Staats befördern. Auf Förderung des Rechts, Erhaltung der Eintracht und des Friedens waren die Götterfeste berechnet; die Ceremonien sollten dazu dienen, den Segen der Götter für Fluren und Heerden und den Sieg über die Feinde zu erflehen, und der Römer hielt es deshalb für seine Pflicht, dieselben recht pünktlich zu beobachten, während es dem Griechen als das Höchste erschien, daß Alles, was zur Verehrung der Götter geschehe, schön sei. Der Römer dachte sich die Götter streng und ernst, wie er selbst war, und so fehlte es der römischen Religion, obgleich sie später ganz in äußerlichen Ceremoniendienst ausartete, doch nicht an sittlicher Kraft. Lange erhielt sie Sittenreinheit unter den Römern; sie erfüllte dieselbe mit begeisterter Liebe zum Vaterlande. Aber daß man selbst durch Menschenopfer, und zwar nicht blos in frühester Zeit, bei großen Gefahren den Zorn der Götter zu besänftigen suchte, daß selbst einzelne Römer, von glühender Vaterlandsliebe und hoher Selbstverleugnung beseelt, sich zu diesem Zweck freiwillig dem Tode weihten, zeugt doch bei allem ernsten sittlichen Sinn von der großen Mangelhaftigkeit der Idee, welche die Römer von ihren Göttern hatten.

Das alte Rom.

Zweites Buch.

Die erste Zeit Roms als Republik.

Kämpfe unter den ersten Consuln.*

Lucius Tarquinius wird genöthigt, Rom zu verlassen.

Zwei Consuln wurden jetzt erwählt — Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius. Unstreitig hätte derselbe Brutus, welcher durch Vertreibung des despotischen Königs so großen und wohlverdienten Ruhm erlangte, das größte Unheil dem Gemeinwesen zugefügt, wenn er aus Verlangen nach der noch nicht gezeitigten Selbstständigkeit einem der früheren Könige den Scepter aus den Händen gewunden hätte. Denn was wäre geschehen, wenn jenes Volk von Hirten und Zusammengelaufenen, die sich aus ihrer Heimath geflüchtet und unter dem Schutz eines unverletzlichen Heiligthums (des Asyls) Freiheit oder wenigstens Straflosigkeit erlangt hatten, ledig der Furcht vor einem Könige, angefangen hätte, durch Tribunenstürme hin und her getrieben zu werden und in der ihm noch fremden Stadt Streitigkeiten anzuknüpfen mit den Vätern, ehe noch die Bande von Weib und Kind und Anhänglichkeit an den Boden selbst, auf welchem man erst durch die Länge der Zeit heimisch wird, sie innerlich vereinigt gehabt hätte? Zersplittert hätte die Zwietracht den noch

*Nach Titus Livius, Römische Geschichte.

Digitized by Google

nicht erstarkten Staat, während milde Mäßigung der Herrschaft ihn hegte und durch Pflege dahin brachte, daß er die edle Frucht der Selbstständigkeit ertragen konnte. Der Selbstständigkeit Anfang aber läßt sich von da an zählen, mehr weil die Censurgewalt eine jährlich wechselnde war, als weil etwas vermindert worden wäre an der königlichen Gewalt. Alle ihre Rechte, alle ihre Ehrenzeichen behielten die ersten Consuln bei. Nur dafür ward gesorgt, daß nicht beide zugleich die Ruthenbündel (Fasces) hätten und der Schrecken so verdoppelt schiene.

Brutus führte mit Einwilligung seines Amtsgenossen die Ruthenbündel zuerst, und er war nunmehr im Behüten der Selbstständigkeit eben so eifrig als vorher in ihrem Erringen. Vor Allem ließ er das Volk, so lange es für die neue Selbstständigkeit glühete (um zu verhindern, daß es später durch königliche Bitten oder Geschenke umgestimmt werden könnte), sich durch einen Eid verpflichten, in Rom keinen König zu dulden. Darauf verstärkte er die durch die Hinrichtungen des Königs verminderte Anzahl der Väter bis auf volle dreihundert durch Aufnahme der Vornehmsten aus dem Ritterstande.

Ferner wurde für den Gottesdienst gesorgt. Weil gewisse öffentliche Opfer von den Königen in eigener Person verrichtet worden waren, so wählte man, damit nicht in irgend einem Punkte die Könige vermißt würden, einen Opferkönig. Dieses Priesterthum ward dem Oberpriester untergeordnet, um zu verhindern, daß das Hinzukommen der Ehre zum Titel der Selbstständigkeit, dem ersten Gegenstande der Sorge, Abbruch thäte. Sie zu wahren, überschritt man jedoch in fürsorglichen Mitteln das Maß. Nahm man doch sogar an dem Namen des zweiten Consul Anstoß! Gar zu sehr, ward gesagt, seien die Tarquiner an's Herrschen gewöhnt. Den Anfang habe Priscus Tarquinius gemacht; darauf sei Servius Tullius König gewesen, und nicht einmal in dieser Zwischenzeit habe Tarquinus, der Despot, den Thron vergessen, sondern ihn, wie ein Erbstück seines Hauses, mit Frevel und Gewalt wieder an sich gerissen.

Aeußerungen dieser Art, anfänglich nur von Einzelnen hingeworfen, um leise die Stimmung zu erforschen, verbreiteten sich durch die ganze Stadt, und die durch den Argwohn beunruhigten Bürger wurden von Brutus zur Volksversammlung zusammen berufen. Zunächst las er den Eid vor: zu Rom keinen König dulden zu wollen, noch überhaupt etwas, was die Freiheit und Selbstständigkeit gefährden könne. Dies müsse man, fügte er darauf hinzu, mit aller Kraft festhalten und nichts gering ansehen, was sich darauf beziehe. Ungern spreche er um der Person willen, und er würde nicht gesprochen haben, ginge ihm nicht die Liebe zum Staate über Alles. Das römische Volk hege die Befürchtung, daß die Selbstständigkeit noch nicht ganz und fest errungen sei: das königliche Geschlecht, der königliche Stamm sei noch, nicht nur in der Stadt, sondern sogar auch im Regimente. Dies gefährde, dies hindre die Freiheit. Diese Furcht, fuhr er fort, entferne du, Lucius Tarquinius, mit freiem Willen. Wir wissen es, wir bekennen es, du hast die Könige vertrieben. Vollende dein Verdienst: entferne von hier den königlichen Namen. Dein Eigenthum werden dir die Bürger nicht nur herausgeben, sondern dir auch, was etwa abgeht, reichlich vergütigen. Gehe als Freund. Entlaste die Bürger von einer vielleicht ungegründeten Furcht!

Dem Consul hatte zuerst das Staunen über einen so unerwarteten und überraschenden Antrag die Sprache genommen. Als er darauf zu reden begann, umringten ihn die ersten Bürger und wiederholten inständig diese Bitte. Zwar sie Alle machten wenig Eindruck auf ihn, als aber Spurius Lucretius, hervorragend durch Alter und Würde, der noch überdies sein Schwäher war, auf alle Weise, bald mit Bitten, bald mit Zureden in ihn drang, er möchte dem einstimmigen Wunsche der Bürger nachgeben, da stieg die Furcht in ihm auf, das Gleiche möchte, wenn seine Amtszeit vorüber sei, nicht nur gewünscht, sondern auch durchgesetzt werden, ja dann möchte wohl gar ihm noch Schimpf zugefügt, sein Eigenthum ihm einbehalten werden. Er legte daher sein Amt nieder und wanderte nach Lavinium aus.

Brutus brachte darauf nach einem Senatsbeschlusse den Antrag an das Volk, daß alle Angehörigen des Tarquinischen Geschlechts verbannt sein sollten. Zum Amtsgenossen ließ er sich den Publius Valerius wählen, mit dessen Hülfe er die Könige verstoßen hatte.

Verschwörungen zu Gunsten der Vertriebenen Königsfamilien.

Niemand zweifelte daran, daß ein Angriffskrieg von Seiten der Tarquinier angestiftet werden würde; dieser jedoch brach später aus, als man allgemein erwartete; hingegen ging, was man nicht befürchtete, durch Hinterlist und Verrath beinahe die Selbstständigkeit verloren.

Es gab unter den jüngeren Römern einige Personen von hoher Geburt, die unter dem Königthume in ihren Lüsten ungebunden gewesen waren, Altersgenossen und Gesellschafter der jungen Tarquinier, gewohnt am Hofe zu leben. Diese Ungebundenheit vermißten sie jetzt, da Alle gleiche Rechte hatten, und klagten gegen einander, daß die Freiheit Anderer für sie zur Sclaverei geworden sei. Ein König sei doch ein Mensch, von dem man Recht, von dem man Unrecht nach Bedarf auswirken könne; da fände Gnade statt und Gunst; er könne zürnen, könne verzeihen und wisse zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Die Gesetze seien ein taubes, unerbittliches Ding, heilsamer und besser für den Schwachen als für den Mächtigen; sie kennen keinen Nachlaß, keine Verzeihung, wenn man die Schranken überschritten; gefährlich sei es bei den vielen menschlichen Schwächen, sein Leben auf die Unsträflichkeit zu stützen.

Zu dieser Zeit erschienen obendrein Gesandte von der Königsfamilie, welche, ohne die beabsichtigte Rückkehr derselben zu erwähnen, nur die Herausgabe der Güter verlangten. Nun galt es im Senat, die Frage zu erörtern: Wie ist es zu verhindern, daß nicht die Verweigerung Anlaß zum Kriege, die Herausgabe Mittel und Werkzeug, ihn zu führen, werde? Unterdessen schmiedeten die Gesandten Pläne, suchten Verbindungen anzuknüpfen und erforschten namentlich die Gesinnungen des jungen Adels. Denjenigen nun, welche für ihre Worte offene Ohren hatten, händigten sie Briefe von den Tarquiniern ein und besprachen sich mit ihnen, wie man die Königsfamilie heimlich bei Nacht in die Stadt einlassen könnte.

Den beiden Brüdern Vitellius und Aquillus wurde die Sache zuerst anvertraut. Die Schwester derselben war des Consuls Brutus Gattin, und aus dieser Ehe waren schon herangewachsene Söhne vorhanden, Titus und Tiberius. Auch diese wurden von ihren Oheimen in's Geheimniß gezogen; außerdem machten sie zu Mitwissenden noch mehrere vornehme Jünglinge.

Unterdessen hatte im Senat derjenige Theil die Oberhand gewonnen, welcher für Herausgabe der Güter stimmte, und eben dies benutzten die Gesandten als Vorwand, länger in der Stadt zu bleiben, weil sie von den Consuln Frist erbeten hätten, um Wagen zum Fortbringen der königlichen Habe herbeizuschaffen, verbrachten aber diese ganze Zeit unter Berathungen mit den Verschwornen und bewirkten durch dringendes Bitten, daß sie ein Schreiben an die Tarquinier mitbekamen: denn wie sollten diese sonst glauben, daß ihnen die Gesandten in so wichtigen Angelegenheiten nicht Grundloses bringen?

Dieses Schreiben, gegeben zur Beglaubigung ihres Wortes, diente dazu, sie ihrer Schuld zu überweisen. Als nämlich den Tag vor ihrer Abreise die Gesandten bei den Vitelliern zu Abend speisten, und die Verschworenen hier ohne Zeugen Vieles von ihrem neuen Plane mit einander redeten, belauschte ihr Gespräch ein Sclave und sah es auch, daß das Schreiben den Gesandten übergeben wurde. Er machte nun sogleich den Consuln Anzeige. Diese verließen ihre Wohnung, und es gelang ihnen, die Verschworenen ohne alles Aufsehen zu verhaften.

Die Frage wegen der königlichen Güter, deren Herausgabe man vorher beschlossen hatte, ward von Neuem an die Väter gebracht. Sie verwarfen nunmehr die Herausgabe, ebenso aber auch die Einziehung für die Schatzkammer. Man gab sie dem Volke zur Plünderung preis, damit dieses durch die Berührung der

königlichen Beute für immer die Hoffnung verlöre, sich mit den Tarquiniern zu versöhnen. Das Ackerfeld des Letzteren, welcher zwischen der Stadt und dem Tiber lag, wurde dem Mars geweiht und hieß von da an das Marsfeld.

Auf die Plünderung der königlichen Habe folgte die Verurtheilung der Verräther und ihre Hinrichtung, welche um so mehr Aufsehen erregte, weil das Consulat dem Vater das Geschäft auflegte, die Strafe an seinen Söhnen zu vollziehen. So machte das Schicksal gerade denjenigen, der nicht einmal bloßer Zuschauer hätte sein sollen, zum Vollstrecker des Todesurtheils. An den Pfahl gebunden standen da die edelsten Jünglinge, unter ihnen des Consuls Söhne, auf die zumeist Aller Augen gerichtet waren. Man beklagte ihre Strafe, noch mehr aber das Verbrechen, womit sie die Strafe verdient hatten. War es doch ihre Absicht gewesen, ihren Vater und ihr Vaterland an einen despotischen König und jetzt erbitterten Verbannten zu verrathen. Die Consuln nahmen ihre Sitze ein, und die Lictoren empfingen Befehl, die Strafe zu vollziehen. Letztere entkleideten, stäubten und enthaupteten die Verurtheilten, indeß die ganze Zeit über Alles auf den Vater schauete, auf seine Augen und den Ausdruck seines Mundes. Unmittelbar nach der Bestrafung der Schuldigen wurde, um nach beiden Seiten hin ein auffallendes Beispiel zur Abwehr von Verbrechen aufzustellen, der Angeber mit der Freiheit, mit dem Bürgerrechte und mit Geld aus dem Schatze belohnt.

Des Tarquinius Kampf gegen Rom.

Auf die Nachricht von allen diesen Vorgängen entbrannte Tarquinius nicht nur von Schmerz über die Vereitlung einer so großen Hoffnung, sondern auch von Haß und Grimm, und da er der List den Zugang versperrt sah, so beschloß er, offenen Krieg zu unternehmen, und zog bittend in Etrurien von Stadt zu Stadt, besonders die Bürger von Veji und Tarquinii anflehend. Andere, sagte er, seien aus der Fremde auf den römischen Thron berufen worden: er, der König gewesen und als solcher das römische Reich durch Krieg vergrößert habe, sei von seinen nächsten Verwandten durch frevelhafte Verschwörung vertrieben worden. Und weil kein Einzelner des Thrones ganz würdig erfunden worden, so hätte Jene in die geraubte Königsmacht sich getheilt, seine Güter seien dem Volke preisgegeben, auf daß Keiner am Verbrechen unbetheiligt sei. Sein Vaterland und seinen Thron wolle er wieder gewinnen und sein undankbares Volk züchtigen. Sie möchten ihm helfen, auch die seit lange von ihnen erlittenen Kränkungen zu rächen sich aufmachen, die oftmaligen Niederlagen ihrer Heerschaaren, die Verkürzung ihres Gebietes.

Die Einwohner von Tarquinii ließen sich durch Namen und Verwandtschaft bestimmen; sie setzten eine Ehre darein, daß ihre Landsleute Könige in Rom seien. Auch die Bürger von Veji sagten ihren Beistand zu. So folgten denn zwei Heere dem Tarquinius, um ihm den Thron wieder zu erringen und die Römer zu züchtigen.

Als der Feind in die römische Mark eingerückt war, zogen die Consuln ihm entgegen. Valerius führte das Fußvolk in Schlachtordnung, Brutus eilte mit den Reitern auf Erkundigung voraus. Auf gleiche Weise bildete bei den Feinden die Reiterei den Vortrab. Befehligt war sie von Aruns Tarquinius, dem Sohne des Königs. Der König selbst folgte mit dem Fußvolk.

Als Aruns von ferne an den Lictoren den Consul, näher darauf den Brutus erkannte, rief er, von Zorn entbrannt: Das ist der Mann der uns aus dem Vaterlande verstoßen hat; seht, da kommt er selber stolz daher, geschmückt mit unseren Ehrenzeichen! Ihr Götter, Rächer der Könige, steht mir bei! — Er giebt dem Rosse die Sporen und sprengt gerade auf den Consul an.

Brutus merkte, daß es ihm gelte. Damals war es Ehre für die Führer, selbst den Kampf zu beginnen. Eifrig stellte Brutus sich daher zum Streite entgegen, und so wüthend rannten sie auf einander los, daß Beide über dem Verlangen, den Feind zu verwunden, sich selbst zu decken vergaßen und, Jeder von des Gegners

Stoß durchstochen, mit der Lanze im Leibe sterbend von den Rossen sanken.

Zugleich begann auch die übrige Reiterei den Kampf, und nicht lange darauf kam das Fußvolk dazu. Hier wurde mit wechselndem Sieg und im Ganzen mit gleichem Glücke gefochten.

Der einbrechende Abend endete den unentschiedenen Kampf. Nachdem also gekämpft worden war, meinten Tarquinius und die Etrusker, eine Fortsetzung des Kampfes für den nächsten Tag nicht wagen zu dürfen. Sie verließen daher das Schlachtfeld. Als es tagte und kein Feind mehr zu sehen war, sammelte der Consul Valerius die Waffenbeute und kehrte triumphirend nach Rom zurück. Seinem Amtsgenossen veranstaltete er ein Leichenbegängniß, so prachtvoll als es damals möglich war. Aber noch größere Ehre widerfuhr dem Todten durch die allgemeine Betrübniß, ausgezeichnet besonders dadurch, daß die Frauen um ihn, wie um einen Vater, ein volles Jahr trauerten, weil er ein so scharfer Rächer der verletzten Keuschheit gewesen sei.

Horatius Cocles.

Für den überlebenden Consul verwandelte sich die Gunst bald darauf in Abneigung, ja in Mißtrauen. Er strebe nach dem Thron, hieß es. Einen Nachfolger an Brutus' Stelle habe er nicht wählen lassen, oben auf der Velia baue er sich ein Haus. Dies werde auf der Höhe eine unüberwindliche Burg sein. Gekränkt durch so unverdiente Aeußerungen, rief der Consul das Volk zusammen und trat mit gesenkten Ruthenbündeln vor der Versammlung auf. Dieser Anblick schmeichelte der Menge: vor ihr gesenkt hätten sich die Zeichen der Gewalt, und es sei anerkannt worden, daß des Volkes Hoheit und Macht größer sei als die des Consuls. Nachdem Stille geboten worden war, pries der Consul seines Amtsgenossen Loos, daß er, nach Befreiung des Vaterlandes, in der höchsten Ehrenstelle, im Kampfe für den Staat, auf dem Gipfelpunkte seines Ruhmes, ehe noch der Neid sich an ihm versucht, den Tod gefunden habe; er hingegen habe seinen Ruhm überlebt, um jetzt Mißtrauen einernten zu müssen. Wird es denn, fuhr er fort, niemals ein Verdienst geben, das in euren Augen dermaßen erprobt wäre, daß kein Verdacht es anzutasten wagt? Wie hätte ich, da ich der erbittertste Feind der Könige bin, es früher gemeint besorgen zu müssen, daß man mich jemals der Begierde nach dem Throne beschuldigen würde? Ich sollte, und wenn ich in der Burg selbst und auf dem Capitol wohnte, es für möglich halten, von meinen Mitbürgern gefürchtet zu werden? An einer solchen Kleinigkeit hängt mein Ruf bei euch? So schwach begründet ist euer Glaube an mich, daß mehr darauf ankommt, wo ich bin, als wer ich bin? Nein, Quiriten, das Haus des Publius Valerius soll eurer Freiheit nicht im Wege stehen: ihr sollet Ruhe haben vor der Velia; ich will mein Haus heruntersetzen nicht nur in die Ebene, sondern unten an den Hügel will ich's stellen, damit ihr über dem verdächtigen Mitbürger wohnet. — Und wie er es gesagt, so ließ er es auch ausführen.

Darauf wurden vom Consul Gesetze vorgeschlagen, welche ihn nicht allein vom Verdachte des Strebens nach dem Throne freisprachen, sondern ihn so ganz in's Gegentheil verwandelten, daß sie ihn sogar zum Manne des Volkes machten. Daher entstand sein Beiname Publicola (der Volksfreund). Vorzüglich angenehm waren der Menge die Vorschläge, daß von den Sprüchen der Staatsbeamten eine Berufung an das gesammte Volk erlaubt, und daß mit Gut und Blut verfehmt sein solle, wer nach dem Throne trachte. Hierauf ließ er sich in Spurius Lucretius einen Amtsgenossen wählen. Dieser starb wenige Tage darauf, worauf an seiner Stelle Horatius Pulvillus gewählt wurde.

Unterdessen hatten die Tarquinier zu Porsena, dem Könige von Clusium, ihre Zuflucht genommen. Sie baten, ihnen zur Erlangung ihrer Rechte Beistand zu leisten. Auch wiesen sie darauf hin, daß man die Sitte nicht aufkommen lassen müsse, Könige zu vertreiben. Die Selbstständigkeit sei an und für sich süß genug. Wenn nicht mit derselben Kraft, womit die Bürger nach ihr strebten, die

Könige ihre Throne schirmten, so werde das Höchste dem Niedrigsten gleich gemacht. Nichts Erhabenes, nichts über das Andre Hervorragendes werde in den Staaten bleiben. Dann sei es aus mit den Königthümern, der schönsten Sache unter Göttern und Menschen.

Porsena fand sowohl, daß zu Rom ein König, als daß ein König von etruskischem Stamme sei, wichtig für die Tusker, und er rückte mit seinem Heere als Feind vor Rom.

Niemals hatte je zuvor den Senat ein solcher Schrecken ergriffen, so mächtig war damals der clusinische Staat, so groß Porsena's Name. Und nicht blos den Feind fürchtete der Senat, sondern die Bevölkerung Roms, die vielleicht in der Angst die Königsfamilie in die Stadt einlassen und sogar um den Preis der Knechtschaft den Frieden annehmen möchte. Auf vielfache Weise bezeigte daher in dieser Zeit der Senat dem Bürgerstande eine fürsorgliche Aufmerksamkeit. Es wurde für Wohlfeilheit der Lebensmittel gesorgt. Von Zoll und Steuern wurde das Volk befreit; die Reichen, welche die Last tragen könnten, sollten zusammenschießen, die Armen leisteten genug Abgaben, indem sie dem Staate Kinder erzögen. Und wirklich erhielt diese Güte der Väter unter den Drangsalen der Belagerung und Hungersnoth die Bürger so einträchtig, daß die Niedrigsten den Namen „König" nicht minder verabscheueten als die Höchsten, und daß nicht Einer in der Folge durch schlechte Mittel bei dem Volke so beliebt war, als damals durch gutes Regiment der ganze Senat.

Als die Feinde erschienen, zog Alles vom Lande in die Stadt, die auf allen Seiten von Bewaffneten bewacht ward. Ein Theil derselben schien durch die Mauern, ein anderer durch den vorüberfließenden Tiber gedeckt. Die Pfahlbrücke hätte beinahe die Feinde hinübergeführt, wäre nicht ein Mann gewesen, Horatius Cocles. Er stand gerade auf seinem Posten an der Brücke aufgestellt, als er das Janiculum in raschem Angriff genommen, die Feinde von dort in vollem Laufe herabrennen, und die Seinigen in der Bestürzung Waffen und Reihen verlassen sah. Da hielt er die Einzelnen an, vertrat ihnen den Weg, beschwor sie bei Göttern und Menschen und betheuerte: ihre Flucht rette sie nicht, sondern bringe ihnen sicheres Verderben; ließen sie in der Brücke einen Uebergang hinter sich, so würden bald mehr Feinde auf dem Palatinum und Capitol sein als jetzt schon auf dem Janiculum. Darum ermahne er, befehle er ihnen, die Brücke mit Eisen, mit Feuer, mit was sie konnten, in der Mitte abzubrechen. Er wolle dem Andrang der Feinde, soweit ein Mann widerstehen könne, die Spitze bieten! — Damit schreitet er allein an den Eingang der Brücke, durch das Wunderbare seiner Kühnheit den Feind in Staunen setzend. Zwei der Römer jedoch kehrten aus der Zahl der über die Brücke Eilenden zurück zu ihm, Spurius Lartius und Titus Herminius, beide durch Geburt und Thaten ausgezeichnet. Mit diesen hielt er den ersten Sturm der Gefahr und den ungestümsten Angriff eine Zeitlang aus. Wie dann nur noch ein kleiner Theil der Brücke aufrecht stand, nöthigte er sie, sich ebenfalls in Sicherheit zu begeben. Jetzt sah er mit wilden Augen ringsum die Häupter der Etrusker drohend an, rief bald Einzelne zum Kampfe heraus, bald höhnte er sie insgesammt. Sclaven despotischer Könige, seien sie gekommen, statt an die eigene Selbstständigkeit zu denken, um die fremde zu bekämpfen. Sie zauderten eine Weile, indem Einer den Andern anblickte, daß er den Kampf beginne. Schamgefühl setzte endlich die Schaar in Bewegung, und mit lautem Geschrei schossen sie von allen Seiten Pfeile nach dem einen Feinde. Da er diese alle mit vorgehaltenem Schilde auffing, und um nichts minder in weitem Schritte festgewurzelt die Brücke behauptete, so wollten sie eben durch einen Anlauf den Mann herunterstürzen, als das Krachen der einstürzenden Brücke und zugleich das Freudengeschrei der Römer über die Beendigung des Werkes sie plötzlich stutzen machte und den Anlauf hemmte. Jetzt rief Cocles: Vater Tibernus, dich rufe ich an mit frommem Glauben, daß du diese Waffen und diesen Krieger gnädig aufnehmen mögest in deinen Fluthen! — Damit sprang er, bewaffnet wie er war, hinab in den Tiber und schwamm trotz

der vielen Pfeile, welche ihm nachflogen, unversehrt hinüber zu den Seinen. Dankbar zeigte sich der Staat gegen eine solche Mannhaftigkeit: es wurde ihm ein Standbild auf dem Wahlplatze (Comitium) errichtet, ihm auch so viel Land gegeben, als er in einem Tage umpflügte.

Cajus Mucius Scaevola.

Als Porsena seinen ersten Versuch, die Stadt zu erstürmen, abgeschlagen sah, entschloß er sich, sie zu belagern, legte eine Besatzung auf das Janiculum und lagerte sich selbst in der Ebene und an den Ufern des Tiber, indem er von allen Orten Schiffe kommen ließ, theils um den Römern jede Zufuhr abzuschneiden, theils um gelegentlich bald da bald dort auf Boote Mannschaften über den Fluß zu setzen; und in Kurzem machte er die ganze römische Mark so unsicher, daß nicht nur die übrige Habe, sondern selbst alles Vieh vom Lande in die Stadt geflüchtet wurde und Niemand dasselbe vor die Thore hinaus zu treiben wagte.

So großen Spielraum gestattete man den Etruskern nicht allein aus Furcht, sondern noch mehr aus List. Denn der Consul Valerius wollte eine Gelegenheit abwarten, wo er Viele zugleich unvermuthet überfallen könnte. Um daher die Plünderer herauszulocken, gab er den Seinigen Befehl, daß am folgenden Tage ihrer Viele zum esquilinischen Thore, das am abgelegensten vom Feinde war, ihr Vieh hinaustreiben sollten, in der Voraussicht, daß die Feinde dies erfahren würden, weil bei der Belagerung und Hungersnoth ungetreue Sclaven übergingen. Wirklich erfuhren sie es durch einen Ueberläufer und setzten in weit größerer Zahl über den Strom, in der Hoffnung, Alles zu erbeuten. Da befahl Valerius dem Titus Herminius, mit einem mäßigen Haufen sich in einen Hinterhalt zu legen, Spurius Lartius aber mußte sich mit einem schlagfertigen Haufen an dem collinischen Thore aufstellen, um dem Feinde die Rückkehr zu versperren. Valerius selbst führte auserlesene Cohorten vom coelinischen Berge her, und diese zeigten sich zuerst dem Feinde. Sobald Herminius das Getümmel vernahm, brach er aus seinem Hinterhalt hervor und fiel den mit Valerius kämpfenden Etruskern in den Rücken. Rechts und links ward das Feldgeschrei erwiedert. So wurden die Plünderer umringt und erschlagen, da sie zum Widerstande zu schwach und zur Flucht alle Wege gesperrt waren. Dies machte den ungeordneten Streifereien ein Ende.

Aber die Einschließung währte noch fort, mit ihr die größte Theurung. Da schien es dem Cajus Mucius, einem edlen Jünglinge, schmählich, daß das römische Volk von denselben Etruskern eingeschlossen sei, deren Heere es so oft aus dem Felde geschlagen. Er beschloß demnach, diese Schmach durch eine große und kühne That zu rächen. Sein erster Gedanke war, auf eigene Faust ins feindliche Lager einzudringen, dann aber kam ihm die Besorgniß, wenn er ohne Erlaubniß der Consuln und ohne Jemand's Wissen ginge, möchte er von den römischen Wachen angehalten, und als ein Ueberläufer angesehen werden. Deshalb trat er vor den Senat und sprach also: Väter, ich beabsichtige über den Tiber zu setzen und wo möglich ins feindliche Lager zu gehen. Doch habe ich weder Raub noch Plünderung im Sinne, ich trage vielmehr Verlangen nach einer größeren That! — Die Väter ertheilten ihre Zustimmung. Mit einem Dolche im Gewande ging er darauf ab. Als er hinkam, stellte er sich in den dichten Haufen, nahe an den Königsstuhl. Es wurde gerade Sold vertheilt, und ein Schreiber, der neben dem Könige fast in gleichem Anzuge saß, war sehr geschäftig, und an ihn wandten sich die Krieger zumeist. Mucius, der sich scheuete zu fragen, welcher von Beiden Porsena war, weil er durch das Nichtkennen des Königs sich zu verrathen fürchtete, folgte auf's Gerathewohl dem Zuge des Geschicks und stieß den Schreiber statt des Königs nieder. Mit dem bluttriefenden Dolche bahnt er sich durch den erschrockenen Haufen einen Weg und eilt davon; aber auf das Geschrei lief Alles herbei, und so wurde er von den königlichen Trabanten ergriffen, zurückgeschleppt und vor des Königs Richterstuhl gestellt. Auch jetzt noch unter so drohendem Geschick, war er mehr furchtbar als furcht-

sam anzuschauen, und er sprach: Ich bin ein römischer Bürger. Mein Name ist Mucius. Als Feind wollte ich den Feind tödten und habe zum Sterben nicht minder Muth als zum Morde bewiesen. Mannhaft handeln und mannhaft leiden ist römisch. Ich bin nicht der Einzige, der solchen Vorsatz gegen dich gehegt, eine lange Reihe hinter mir strebt nach gleicher Ehre. Wohlan also, so gürte dich, wenn du Lust hast zu diesem Wagespiel, jede Stunde um dein Leben zu kämpfen, Schwert und Feind an deines Zeltes Schwelle zu haben. Das ist der Krieg, den wir jungen Römer dir ankündigen; kein Streitheer, keine Schlacht hast du zu fürchten. Einzeln wirst du es mit dem Einzelnen zu thun haben! —

Als der König, ergrimmt, aber auch durch die Gefahr erschreckt, drohend Feuer um ihn legen hieß, wenn er nicht schnell bekenne, welche Nachstellungen er ihm so räthselhaft ankündige, sprach Mucius: Siehe her, damit du dich überzeugst, wie werthlos der Körper Denen ist, welche hohen Ruhm vor Augen haben! Damit legte er seine Rechte in das Opferbecken und briet dieselbe ganz gelassen, als fühle er nicht das Mindeste. Da sprang der König, von Bewunderung wie außer sich, von seinem Sitz auf und gebot, den Jüngling vom Altar zu entfernen. Gehe hin, rief er, du hast gegen dich mehr als Feind gehandelt, als gegen mich! Glück auf würde ich deinem Heldenmuthe zurufen, wenn dieser Heldenmuth meinem Vaterlande diente. — Da sprach Mucius, als wollte er die Güte vergelten: Weil du Heldenmuth zu ehren weißt, so sollst du in Folge deiner Wohlthat von mir erfahren, was du durch deine Drohung nicht vermochtest. Zu Dreihundert haben wir Ersten von Roms Jünglingen uns verschworen, gegen dich auf diesem Wege vorzuschreiten. Mich traf das Loos zuerst; die Andern werden, wie Jeden die Reihe trifft, bis das Schicksal dich in unsere Hände liefert, jeder zu seiner Zeit sich einstellen.

Kaum war Mucius entlassen, der nachher vom Verluste seiner rechten Hand den Beinamen Scävola (Linkhand) empfing, so folgten ihm Gesandte Porsena's nach Rom. Der Vorgang hatte ihn dermaßen mit Besorgniß erfüllt, daß er den Römern selbst Friedensvorschläge machte. Vergebens wurde bei den Verhandlungen auf Wiedereinsetzung des königlichen Geschlechts angetragen. Dagegen wurde die Rückgabe der vegentinischen Ländereien ausgewirkt, und die Römer sahen sich genöthigt, Geißeln zu geben, wenn sie wollten, daß die Besatzung vom Janiculum abziehe. Auf diese Bedingung wurde Friede geschlossen, und Porsena räumte mit seinem Heere das Janiculum und verließ die römische Mark. Die Römer schenkten dem Cajus Mucius für seinen Heldenmuth ein Stück Land.

Clölia.

Da denn also dem Muthe solche Ehre widerfuhr, erwachte auch in den Frauen der Wunsch nach öffentlicher Auszeichnung. Als das Lager der Etrusker gerade nahe am Ufer der Tiber aufgeschlagen war, so wußte eine der Geißeln, die Jungfrau Clölia, die Wachen zu täuschen, schwamm an der Spitze einer Schaar von Jungfrauen unter den feindlichen Geschossen durch den Fluß und brachte alle wohlbehalten zu den Ihrigen nach Rom. Als dies dem Könige gemeldet wurde, schickte er zuerst voll Zorns Gesandte nach Rom, die als Geißel gegebene Clölia zurückzufordern, an den übrigen Jungfrauen sei ihm nicht viel gelegen; bald aber verwandelte sich sein Zorn in Bewunderung. Diese That, sprach er, gehe über die Cocles' und Mucius', und er erklärte laut, er werde zwar, wenn Clölia ihm nicht zurückgegeben würde, den Vertrag als gebrochen betrachten, aber wenn sie ihm ausgeliefert werde, dieselbe unverletzt zu den Ihrigen zurücksenden. Beide Theile hielten Wort. Die Römer gaben das Unterpfand des Friedens vertragsmäßig zurück, und bei dem etruskischen Könige fand der Muth nicht nur keine Gefahr, sondern sogar Ehre. Unter Lobsprüchen bot er der Jungfrau einen Theil der Geißel zum Geschenke an: sie selbst möge nach Belieben wählen. Als Alle vorgeführt wurden, soll sie die Minderjährigen gewählt haben, was nicht nur ihrer Jungfräulichkeit Ehre machte, son-

dern auch von den Geißeln selbst einstimmig gebilligt wurde, daß sie gerade dasjenige Alter aus Feindeshand rette, welches Mißhandlung am ehesten ausgesetzt sei. Den Muth der Jungfrau zu ehren, beschlossen die Römer, ihr ein Standbild zu errichten. Oben auf der heiligen Straße wurde das Bild der Jungfrau aufgestellt.

Bis zum Tode des Appius Claudius.*

Einsetzung der Volkstribunen.

Schon in der ersten Zeit der Republik beginnen die innern Bewegungen, durch welche die Verfassung des Staats sich unter hartnäckigen Kämpfen nach und nach ausbildete. Der Streit zwischen den Plebejern und Patriciern betraf jedoch anfangs nicht die Verfassung selbst, sondern nur die Handhabung der Gesetze, namentlich der Schuldgesetze. Als dieser Zwist zum ersten Male ausbrach, half sich der Staat, wie es heißt, durch die Ernennung eines Dictators. Die Dictatur war latinischen Ursprungs. Auch bei den Latinern ward nämlich, wie bei den Etruskern, einer aus dem Adel auf kürzere oder längere Zeit an die Spitze des Staates gestellt, so oft man bei bedenklichen Umständen das Bedürfniß der königlichen Gewalt empfand. Der auf diese Weise vorübergehend zum König Ernannte führte bei den Latinern den Namen Dictator. In den ersten Zeiten der römischen Republik befand man sich zuweilen in der gleichen Lage und erwählte dann ebenfalls einen mit königlicher Gewalt bekleideten Gebieter des Staats, der ebendenselben Namen führte, aber nicht länger als höchstens sechs Monate die ihm übergebene Macht behalten durfte. Uebrigens wurde in Rom der Dictator anfangs vom Senat, späterhin von den Consuln ernannt, und zwar in der Regel aus den Consularen, also aus der Zahl der Männer, welche schon einmal Consuln gewesen waren. Der Dictator hatte als Hauptzeichen seiner Würde und Macht vierundzwanzig Lictoren vor sich hergehen. Der Nächste nach ihm war der Magister equitum, d. h. der Anführer der Ritter, gerade wie in Griechenland bei dem ätolischen Staatenbunde. Derselbe wurde anfangs vom Senat, in späterer Zeit aber vom Volke oder vom Dictator selbst ernannt.

Der erste Dictator, Titus Lartius, wurde etwa zehn Jahr nach der Vertreibung Tarquins erwählt, als die durch Schulden gedrückte große Masse der Plebejer sich weigerte, gegen die mit Tarquin verbündeten Latiner in's Feld zu rücken. Die Furcht vor unumschränkter Gewalt, mit der er bekleidet war, beugte sogleich den aufrührerischen Sinn der Plebejer, und ohne Widersetzlichkeit folgte daher die aufgebotene Bürgermacht dem Dictator in den Krieg. Weil aber das eigentliche Uebel dadurch nicht gehoben war, so brach die Unzufriedenheit des Volkes bald von Neuem und zu wiederholten Malen aus. Der Grund des Uebels lag in folgenden Verhältnissen.

Die patricischen Familien besaßen nicht nur einen großen Wohlstand, sondern sie erhöhten denselben auch fortwährend dadurch, daß ihre Clienten für sie arbeiteten, und daß sie die dem Staate gehörenden Ländereien ausschließlich ausnutzten oder als ihr Eigenthum ansahen. Ihnen schadeten also auch die beständigen Kriege nicht im mindesten; im Gegentheil, der Kriegsdienst war für sie und ihre Clienten eine angenehme Beschäftigung, ein Spiel, welches der rohen Kraft der herrschenden Klasse entsprach. Ganz anders verhielt es sich mit den Plebejern. Diese versäumten, so lange sie im Felde waren, die Besorgung ihrer Aecker, sie entbehrten also während des Krieges des zu ihrem Unterhalte nöthigen Einkommens und mußten doch, da der Kriegsdienst unentgeltlich, sowohl von dem Ihrigen

* Nach Schlossers Weltgeschichte, mit einer Stelle aus Paul Frank, Geschichte des Alterthums.

zehren, als auch die Grundsteuer zu zahlen fortfahren. Verschuldung war für die ärmeren Plebejer die nothwendige Folge davon. Die Schulden aber mußten in jenen Zeiten besonders drückend sein, weil die Stadt Rom und ihr kleines Gebiet weder Handel noch Bergwerke hatte, ein verarmter Einwohner also, bei dem Mangel an edlen Metallen, baares Geld nur unter den härtesten Bedingungen aufnehmen konnte. Der Zinsfuß betrug wenigstens Zwölf vom Hundert, in den früheren Zeiten mußte sogar Zins vom Zins gegeben werden, und, was das Allerdrückendste war, die Schuldgesetze waren sehr hart und wurden, weil die Richter den Familien der Gläubiger angehörten, ihrer ganzen Strenge nach in Ausführung gebracht. Der Schuldner verfiel, wenn er nicht bezahlen konnte, nicht nur mit seinem gesammten Eigenthume, sondern auch mit seiner Person dem Gläubiger, oder mit andern Worten, der Letztere nahm die Habe des Schuldners und ihn selbst als Unterpfand in Besitz, führte ihn gefesselt in seinen Palast, während die Familie desselben dem Elende preisgegeben war. Ein solcher mit seiner Person verpfändete Bürger hieß in der Sprache der Römer ein Nexus. Er war bis zur Bezahlung des Gläubigers sein Leibeigener, blieb aber während dieser Zeit im Besitze seiner bürgerlichen Rechte. Konnte der Gläubiger sich auf diese Weise nicht bezahlt machen, so ward der Schuldner ihm durch richterlichen Spruch als Addictus d. h. als sein wirklicher Knecht zugesprochen, und damit verlor derselbe einen Theil seines Bürgerrechts.

Die meisten Häuser der Patricier gestalteten sich in Folge dieser drückenden Verhältnisse und Gesetze zu förmlichen Schuldthürmen, und sehr viele Plebejer schmachteten, mit Ketten beladen und zu harter Arbeit gezwungen, in denselben. Daß die Plebejer dadurch zuletzt zur Verzweiflung getrieben werden mußten, kann nicht verwundern. Die reicheren Plebejer und der fremde Adel, der von den Patriciern meistens ebenso behandelt wurde, wie der Landadel von den venetianischen Nobili, bedienten sich des unzufriedenen oder empörten Haufens, um Rechte zu erlangen, welche diesem wenig nützten, dagegen geeignet waren, den nichtpatricischen reichen Familien nach und nach einen Platz neben dem ursprünglich römischen Adel zu verschaffen. Auf diese Weise erhielt die anfangs streng aristokratische Verfassung der Römer allmälig demokratische Zusätze, und es bildete sich neben dem aus der früheren Kaste der Patricier hervorgegangenen Adel ein ganz neuer Adel, welcher jenem immer mehr Rechte zu entreißen wußte.

Dies giebt der innern Geschichte Roms in den ersten Jahrhunderten nach der Vertreibung der Könige ihren eigentlichen Character. Man darf aber, um denselben richtig zu erkennen und vollständig aufzufassen, dabei den Umstand nicht übersehen, daß Rom, im Gegensatz gegen andre Staaten jener Zeit, öfter verwandte Stämme in sich aufnahm und die Sitten derselben mit den seinigen verschmolz. Bei jeder Eroberung blieb nur der dritte Theil des eroberten Gebietes Eigenthum der seitherigen Einwohner, die beiden andern Drittel wurden zur einen Hälfte Staatsdomänen, zur andern Hälfte aber einer Anzahl Römer übergeben, welche als Colonisten dahin auswanderten, aber auch nach verändertem Wohnsitz römische Bürger blieben. Schon dies mußte das Eindringen fremder Elemente in das römische Wesen befördern. Da aber außerdem auch unter den Königen ganze Stadtgemeinden und Stämme geradezu nach Rom oder in die Nähe von Rom versetzt worden waren, so ward dadurch nicht allein das Aneignen fremder Sitten sehr gefördert, sondern auch den Stand der Plebejer stark vermehrt und mit fremden Familien vermischt, die demselben größeres Selbstgefühl verliehen und seine Kraft erhöhten. Vermuthlich lag hierin eine Hauptursache jener allmäligen Veränderung in der Verfassung, da die ärmeren Plebejer, welche der Schuldenlast und ihres Druckes wegen die erste Veranlassung dazu gaben, für sich allein die Sache schwerlich durchgesetzt haben würden.

Nach der Beendigung des latinischen Krieges erhielt das Volk die erwartete Milderung des Schuldgesetzes nicht. Die Schuldner wurden vielmehr mit der

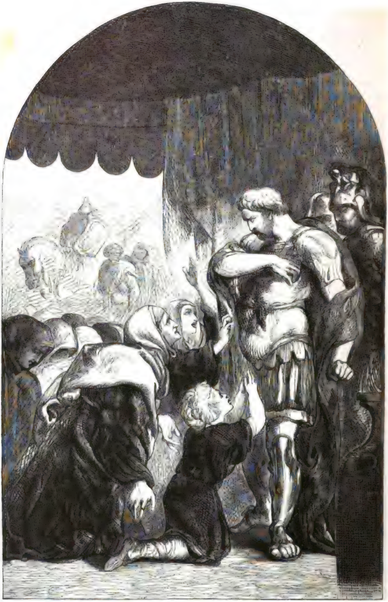
früheren Härte verfolgt, und als die Unzufriedenheit des getäuschten Volkes wieder zum Ausbruche kam, suchte man dasselbe durch unaufhörliche Kriege zu beschäftigen und zu zerstreuen. So oft einer dieser Kriege mit den Volskern, Sabinern oder Aurunkern geendet war, entstanden von Neuem Unruhen. Diese wurden zuletzt immer gefährlicher, die Behörden erfuhren immer mehr Widerstand, und die Gährung ward auf's Höchste gesteigert, als (495 v. Chr.) einer der beiden Consuln Appius Claudius dem Ungestüme des Volkes den seiner Familie eigenthümlichen stolzen Trotz entgegensetzte, während der Andere, Publius Servilius, sich der Sache der Unterdrückten mit dem größten Eifer annahm. Es kam zu einem förmlichen Aufruhr in der Stadt, und nur mit großer Mühe vermochte der Senat den Sturm dadurch zu beschwören, daß er den Consul Servilius zu einem Kriege mit den Volskern ausrücken ließ, und für die Dauer des Krieges die Lage der Schuldner erleichterte. Im nächsten Jahre verweigerte das Volk den Kriegsdienst, der Senat sah sich genöthigt, einen Dictator zu ernennen und dieser, Marcus Valerius, besänftigte das Volk durch Versprechungen. Als Valerius nach glücklich geendigtem Kriege wieder nach Rom zurückgekehrt war, konnte er nicht Wort halten, weil die Patricier nicht nachgaben.

Da brach eine förmliche Empörung aus. Die Plebejer im Heere kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern trennten sich von den Patriciern und beschlossen, an einem andern Ort für sich allein eine Gemeinde zu bilden. Sie erwählten aus ihrer Mitte den Lucius Sicinius zu ihrem Anführer und ließen sich dreitausend Schritt vor der Stadt auf einer Anhöhe nieder, welche später den Namen des heiligen Berges führte. (494 v. Chr.) Sie waren entschlossen, sich hier eine Stadt zu gründen und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Es ward von ihnen eine Art von Verfassung, wenn auch nur eine militärische, eingerichtet.

Die Patricier bequemten sich, um diese Trennung zu beseitigen, zu einigen Zugeständnissen. Die Sage berichtet, die Plebejer hätten sich erst auf das vernünftige Zureden einiger gemäßigten Patricier zur Rückkehr nach Rom verstanden. Menenius Agrippa, ein beim Volk beliebter Patricier, bewog die Plebejer dadurch zur Rückkehr, daß er ihnen folgendes Gleichniß erzählte: Einst empörten sich die Glieder des Körpers gegen den Magen; denn sie wollten es nicht länger dulden, daß dieser allein in behaglicher Ruhe nur immer genießen wollte, was die Glieder durch schwere Arbeit erwarben. Sie versagten ihm also ihren Dienst. Die Hände führten keine Speise mehr zum Munde, der Mund rührte sich nicht, um sie aufzunehmen, die Zähne zermalmten sie nicht — und der Magen ging leer aus, er erhielt keine Nahrung. Was war die Folge? Der Magen schrumpfte zusammen, aber auch der Körper, die Glieder wurden matt und krank, die Arme verloren ihre Kraft zur Arbeit, der Mund die Fähigkeit zum Sprechen. Da merkten die Glieder, daß der Magen es sei, durch den der ganze Körper Kraft und Leben erhalte; sie gaben ihr Vorhaben auf und söhnten sich mit dem Magen wieder aus.

Es kam nach einigen Unterhandlungen zu einem Vertrage, und die Plebejer verließen ihr befestigtes Lager. Was man in Rücksicht auf den Hauptpunkt, die Schulden, bestimmte, wissen wir nicht; wahrscheinlich wurde das seitherige Schuldrecht beibehalten, die Schuld-Contracte der Unvermögenden aufgehoben und den eingekerkerten Schuldnern die Freiheit gegeben.

Viel wichtiger war, daß man den Plebejern einen viel größeren Einfluß auf das Staatswesen einräumte, als sie seither gehabt hatten. Man gab ihnen nämlich das Recht, durch besondere, aus ihrer Mitte gewählte Beamte, Volkstribunen genannt, gegen jeden Mißbrauch der patricischen Gewalt geschützt zu werden. Diese Volkstribunen, deren Zahl anfangs zwei betrug, die aber nach und nach bis auf zehn stieg, wurden für unverletzlich erklärt, und Jeder, welcher Hand an sie legte, war geächtet. Sie hatten dem Senate und den Consuln gegenüber die Befugniß, die Rechte ihres Standes und aller einzelnen Glieder desselben zu wahren. Daher war ihnen das Recht



Coriolan.

Digitized by Google

eingeräumt, den Sitzungen des Senats

Plebejer wurden durch diese wichtige

Digitized by Google

eingeräumt, den Sitzungen des Senats beizuwohnen, in denen sie zwar weder an der Berathung noch an der Abstimmung Theil nahmen, aber jeden gefaßten Beschluß durch das Wort Veto (d. h. ich verbiete es!) für ungültig erklären konnten. Ebenso war ihnen das wichtige Recht zuerkannt worden, die Tribus-Comitien zu berufen, oder mit anderen Worten solche Volksversammlungen zu halten, in denen ohne Rücksicht auf Geburt oder Vermögen blos nach Köpfen gestimmt wurde, und folglich die Masse des Volks das Uebergewicht hatte. Die Volkstribunen konnten endlich auch das Aufgebot der Plebejer zum Kriegsdienst und die Erhebung einer Kriegssteuer hindern; denn da sie selbst unverletzlich waren und jeden Einzelnen in Schutz nehmen durften, so vermochten der Senat und die Consuln ferner nicht, eine von den Tribunen selbst ausgehende thätliche Widersetzung der Plebejer durch Ergreifung und Bestrafung der Leiter derselben zu unterdrücken. Die Tribus-Comitien, welche durch diese plebejische Beamten zusammengerufen werden konnten, beschäftigten sich zwar anfangs nur mit plebejischen Angelegenheiten, nach und nach aber dehnten sie ihre Gewalt mehr und mehr aus; sie bestanden ferner lange Zeit hindurch nur aus Plebejern und waren schon bei der Gründung des Tribunats dadurch unabhängig, daß sie ohne Auspicien, also ohne priesterlich-patricischen Einfluß gehalten wurden.

Zu gleicher Zeit mit dem Tribunat oder doch bald nachher ward noch eine andere plebejische Magistratur eingeführt, oder vielmehr es wurde neben den Volkstribunen, welche Repräsentanten, Schützer und Leiter der Plebejer waren, eine besondere verwaltende Behörde geschaffen. Dies waren die sogenannten plebejischen Aedilen. Sie hatten eine Art von polizeilicher Gewalt, überwachten den Marktverkauf und dienten den Tribunen als untergeordnete Gehülfen.

Coriolanus.

Mit der Einführung des Tribunats war der erste Schritt zur Vernichtung der alten Adelsvorrechte gethan, die Plebejer wurden durch diese wichtige Veränderung eine Staatsgewalt. In den folgenden Zeiten ward die alte Aristokratie in dem Besitze der Gewalt mehr und mehr beschränkt. Schon drei Jahre nach der Errichtung des Tribunats rissen die Plebejer die obergerichtliche Gewalt an sich (491). Dies geschah, als ein junger Patricier, Cajus Marcius Coriolanus, sich der Noth des Volkes bedienen wollte, um demselben die errungenen Vorrechte wieder zu entziehen.

Cajus Marcius hatte sich in dem Kampfe mit den Volskern sehr ausgezeichnet und namentlich Caroli, die Hauptstadt derselben, in die Gewalt der Römer gebracht. Man gab ihm dafür den Beinamen Coriolanus. Bald nachher stellte er sich an die Spitze der strengeren Partei unter den Patriciern, um die Abschaffung des Tribunats zu Stande zu bringen. Zu diesem Zweck ward auf seinen Rath sogar Theurung und Hungersnoth benutzt. Er selbst ging dabei so weit, daß er, als auf Veranlassung des Senats Getreide nach Rom gebracht worden war, Alles aufbot, um zu verhindern, daß dasselbe an irgend einen andern Bürger als an die Patricier und ihre Clienten abgegeben werde. Das Volk, welches damals einige sehr entschiedene Männer zu Tribunen hatte, ward dadurch auf's Höchste entrüstet, und die Tribunen forderten Coriolan vor die Tribus-Comitien, um von denselben gerichtet zu werden. Er weigerte sich, diesem Gebote zu gehorchen, und verhöhnte trotzig die Drohungen der Tribunen; als aber die Stimmung des Volkes immer bedenklicher wurde, war der gegen ihn herannahende Sturm nicht länger zu beschwören. Vergebens boten seine Anhänger in den Tribus-Comitien Bitten und Vorstellungen auf, vergebens erinnerten sie an seine großen Verdienste: die Mehrzahl des Volkes erklärte ihn für schuldig, und er mußte in die Verbannung gehen.

Coriolan, vor Rache glühend, begab sich nach Antium zu seinem Gastfreunde, dem König der Volsker, bot demselben seine Dienste gegen die Römer an und ward mit offenen Armen aufgenommen. Bald darauf erschien Coriolan an der Spitze eines volskischen Heeres im Felde,

unterwarf sich alle mit Rom verbündeten latinischen Städte und griff dann Rom selbst an. Er verwüstete die Ländereien der Plebejer, während er die der Patricier verschonte. In Rom herrschten Mißtrauen und Zwietracht: der Senat vermochte kein Heer gegen Coriolan zusammen zu bringen, weil die Plebejer von der Besorgniß erfüllt waren, man würde sie, wenn sie aus der Stadt ausrückten, ihrem Todfeinde überliefern. Als endlich die Stadt unrettbar verloren schien, entschlossen sich Patricier und Plebejer, den Weg der Güte einzuschlagen. Coriolan's Verbannung ward durch einen Beschluß der Curien und der Tribus widerrufen, worauf sich einige der angesehensten Bürger in das feindliche Lager begaben, um Jenen zur Rückkehr einzuladen. Coriolan erklärte jedoch, nur unter der Bedingung einwilligen zu können, daß den Volskern alle ihnen früher entrissenen Städte zurückgegeben und alle aus Rom verbannten Bürger wieder aufgenommen würden, und er gestattete den Römern eine Bedenkzeit von dreißig Tagen. Diese verlief, ohne daß man sich zur Annahme jener Bedingungen hätte verstehen können, und eine neue Gesandtschaft, welche aus den zehn vornehmsten Senatoren bestand, wurde von Coriolan schnöde zurückgewiesen. Eben so unbeugsam zeigte er sich, als man am folgenden Tage alle Priester der Stadt mit dem gleichen Anliegen an ihn schickte.

Roms Freiheit und Macht schienen jetzt unwiederbringlich verloren zu sein. Da traten die Frauen als Retterinnen der Stadt auf. Die edelsten Matronen begaben sich in das feindliche Lager, von Coriolans Mutter, Veturia, seiner Gemahlin Volumnia und seinen Kindern begleitet. Was der Stolze den Gesandten der Vaterstadt und ihren flehenden Priestern verweigert hatte, das vermochte er nicht länger zu versagen, als Mutter, Gemahlin und Kinder sich vor ihm auf die Kniee warfen und ihn bei Allem, was für sein Herz einen Werth hat, um Schonung für seine Mitbürger anflehten. Mutter, sagte er nachgebend unter Thränen, so erhalte denn statt meiner die Vaterstadt; Rom ist gerettet, aber Dein Sohn ist verloren! —

Am nächsten Morgen hob Coriolan die Belagerung der Stadt auf, nachdem er einen Frieden geschlossen hatte, demgemäß die Volsker wenigstens einen Theil des eroberten Gebietes behielten. Ueber die letzten Schicksale Coriolans haben sich zwei verschiedene Sagen gebildet. Nach der einen lebte er bis in's hohe Greisenalter geehrt unter den Volskern, klagte aber oft, daß erst der Greis fühlen könne, wie herb das Leben in der Fremde sei; nach der andern sei er von den Volskern, weil ihnen der gehoffte Vortheil entgangen sei, getödtet worden.

Spurius Cassius Viscellinus.

Bald brachen zwischen den beiden Ständen von Neuem heftige Zwiste aus, die eine Vermehrung der plebejischen Rechte zur Folge hatten. Sie betrafen den Antheil der Plebejer an den Eroberungen. Es ward nämlich von den Ländereien einer überwundenen Völkerschaft stets ein Drittel für Eigenthum des römischen Staates erklärt, die auf diese Weise erworbenen Staatsdomänen kamen aber nur den Patriciern zu statten. Denn da die Beamten, welche die eroberten Länder zur Benutzung auszutheilen hatten, Patricier waren, so konnten sich die patricischen Familien diese Domänen oder doch die Nutznießung mit leichter Mühe zueignen; sie brachten daher alle diese Ländereien unmittelbar an sich, oder gaben wenigstens nur einen geringen Zehnten von denselben und verstanden es, Eigenthum und Pachtgut so mit einander zu verbinden und zu verwechseln, daß die Entscheidung zwischen Beiden sehr schwer und die Einnahmen des Staates von seinen Domänen sehr gering war. Das römische Volk ward auf diese Weise um die Vortheile seiner unaufhörlichen Kriege betrogen, und die Plebejer nahmen blos an den Lasten derselben Theil.

Was war daher natürlicher, als daß die Gewalt, welche die Plebejer durch die Errichtung des Tribunats erhalten hatten, hauptsächlich zur Aufhebung dieses Verhältnisses angewendet wurde? Indessen waren die Tribunen nicht die Ersten, welche diese Ungerechtigkeit zu heben suchten, sondern einer von den

Patriciern brachte die Sache zuerst zur Anregung.

Dieser Patricier war Spurius Cassius Viscellinus, ein Mann, der schon zwei Mal Consul gewesen war. Außerdem hatte er sich um die Plebejer bereits sehr verdient gemacht, weil er sich einst nach einer Hungersnoth, wie wohl vergebens, große Mühe gegeben, daß dem Volke der Kaufpreis für das damals empfangene Getreide zurückgegeben werde. In seinem dritten Consulat (486 v. Chr.) schlug Cassius das erste sogenannte agrarische oder Acker-Gesetz vor, d. h. er stellte den Antrag, daß auch die Plebejer Antheil an der Benutzung der Staats-Domänen erhalten sollten. Sein Antrag erschütterte die Republik nicht nur während seines eigenen Consulats, sondern derselbe ward auch später öfter wiederholt und veranlaßte jedesmal gefährliche Unruhen, welche bis zum Untergange der Republik einen Hauptgegenstand der römischen Geschichte bilden.

Der Senat, erbittert über einen Consul, der das Standes-Interesse schändlich zu verrathen schien, suchte ihn durch das Volk selbst zu verderben. Er entzog ihm die Gunst desselben dadurch, daß er den Plebejern einen Theil der Staats-Domänen zur Benutzung zu überlassen versprach und den Bemühungen des Consuls den Schein zu geben suchte, als ob dieser sich des Volkes bedienen wolle, um zur königlichen Herrschaft zu gelangen. Die Plebejer ließen sich um so leichter täuschen, da ihnen Cassius als ein ehrgeiziger Mann bekannt war. Sie mißtrauten demselben und thaten, als der den Patriciern so gefährliche Mann von den Curiat-Comitien des Hochverraths angeklagt wurde, nichts zu seiner Rettung. So blieb Spurius Cassius der Rache seiner Standesgenossen überlassen. Diese verurtheilten ihn zum Tode, er ward schmählich hingerichtet, sein Haus unter Verwünschungen niedergerissen.

Genucius.

Nach Cassius Tode mußten die Patricier, unter welchen damals die Familie der Fabier mit Nachdruck auftrat, die von jenem angeregte Sache durch Schrecken, Kabalen und Kriege zu beseitigen. Endlich aber (473 v. Chr.) trat der Tribun Genucius mit der Forderung auf, daß alle die, welche seit Cassius Consuln gewesen wären, dem Volke wegen der Nicht-Erfüllung seines vom Senate gegebenen Versprechens verantwortlich sein müßten. Es beschied zunächst die Consuln des vorhergehenden Jahres vor das Gericht des Volkes. Die Patricier boten Alles auf, um dies zu hintertreiben, aber ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk kam wirklich zur Anhörung und Entscheidung der Anklage zusammen, und die beiden Consuln wären gewiß verurtheilt worden, wenn man nicht in der Nacht vorher den Tribun Genucius ermordet und das bereits versammelte Volk durch die plötzliche Meldung von seinem Tode in Schrecken gesetzt hätte.

Die Sache ward indessen durch die Ermordung des Vertheidigers der Volksrechte nur noch ärger gemacht; denn sie war dadurch blos für den Augenblick beseitigt worden und mußte, wenn sie früher oder später wieder zur Sprache kam, dem natürlichen Gange der Dinge nach dann von Seiten der Plebejer nur um so nachdrücklicher betrieben werden.

Publius Volero.

In demselben Jahre, in welchem Genucius ermordet worden war, erhob sich an seiner Stelle ein Mann, welcher ein eben so entschiedner Feind der Patricier war, aber mehr vom Glücke begünstigt wurde, als sein Vorgänger. Publilius Volero, der in früheren Kriegen schon Hauptmann gewesen war, wurde bei einem neuen Aufgebot durch die Consuln in die Reihe der gemeinen Soldaten gestellt. Er weigerte sich zu gehorchen, die Consuln befahlen hierauf einem ihrer Lictoren, ihn in die gefängliche Haft zu nehmen, Valerio widersetzte sich denselben, rief seine in großer Anzahl anwesenden Mitbürger um Hülfe an, und ward von diesen in dem Maße unterstützt, daß nicht allein die Lictoren die Flucht ergreifen mußten, sondern auch die Consuln sich genöthigt sahen, von dem Forum in das Rathsgebäude zu fliehen.

Die verständigeren unter den Patriciern

fanden es damals bedenklich, Gewalt zu gebrauchen und bewogen daher den Senat, den ganzen Vorfall als ungeschehen zu betrachten. Wenige Wochen darauf ward Volero zum Volkstribunen für das nächste Jahr ernannt.

Als Tribun arbeitete Volero, der nachher auch noch für das folgende Jahr gewählt wurde, weder für seine eigene Angelegenheit, noch wiederholte er den Antrag des Genucius, sondern er strebte, ähnlich den meisten Tribunen älterer Zeit, nach Erweiterung der plebejischen Rechte überhaupt. Er trug darauf an, daß die Volkstribunen und Aedilen nicht mehr in den Comitien der Centurien, sondern in denen der Tribus gewählt werden sollten, oder mit andern Worten, er suchte die Wahl jener beiden Beamten des Volks dem Einflusse der Reichen und des Adels zu entziehen. Die Tribunen und Aedilen waren früher ebenso, wie die übrigen Beamten, in den Centurien-Versammlungen erwählt und von den ganz patricischen Curien-Versammlungen bestätigt worden. In den Ersteren hatten die Reichen, in den Letzteren der Adel alle Gewalt; beide Comitien konnten außerdem nur zufolge eines Senatsbeschlusses berufen werden, hatten einen der Consuln zum Präsidenten und durften nicht eröffnet werden, ohne daß zuvor die Auspicien gehalten worden waren. In den Tribus-Comitien dagegen entschieden blos Plebejer über die vorgetragenen Gegenstände, und es bedurfte für dieselben weder der Auspicien noch der Erlaubniß des Senats, noch der Bestätigung durch die Curien.

Volero blieb nicht bei diesem Vorschlage allein stehen, sondern er beantragte außerdem noch, daß die Tribus-Comitien das Recht erhalten sollten, nicht blos über plebejische Angelegenheiten, sondern auch über alle anderen das öffentliche Wesen betreffenden Gegenstände zu berathschlagen und zu beschließen.

Volero's Anträge gingen, trotz aller Gegenbemühungen des Senats, durch, und es begann damit die Reihe der Veränderungen, durch welche die aristokratische Verfassung Roms nach und nach gänzlich umgestaltet wurde. Die Plebejer, deren Repräsentanten und Leiter durch Volero's Gesetze jedem Einfluß des Adels entzogen waren, durften nun alle Staatsangelegenheiten zum Gegenstande ihrer Berathung machen. Freilich hatten die von ihnen in den Tribus-Comitien gefaßten Beschlüsse, oder, wie dieselben in der römischen Sprache hießen, die Plebiscita, nicht die Kraft von Gesetzen und bedurften, um diese zu erlangen, erst der Bestätigung des Senats und der Curien; allein das Recht, über alle Staatsangelegenheiten mit einander zu berathen, war für die Plebejer jener Zeit ebenso wichtig oder vielmehr noch viel wichtiger und folgenreicher, als die Preßfreiheit der Bürger der constitutionellen Staaten unserer Zeit es ist. Die Bahn war gebrochen und den Tribunen eine so große Macht in die Hände gegeben, daß sich die Vorrechte der Patricier auf die Dauer nicht behaupten ließen.

Als die Plebejer auf diese Weise sich einen festen Boden im Staate erkämpft und den Weg zu den wichtigsten Vorrechten gebahnt hatten, suchten sie zunächst die Schranken hinwegzuräumen, die noch aus dem Kastenwesen der Urzeit des römischen Staates herrührten. Bis dahin waren die Gesetze, nach welchen die Gerechtigkeit gehandhabt wurde, ein Geheimniß der Patricier geblieben, denen sie durch mündliche Ueberlieferung und durch Ceremonien-Bücher mitgetheilt wurden, während man sie vor dem ganzen übrigen Volke geheim hielt. Dieser Vorhang mußte weggezogen werden. Auch die Gewalt, welche die Consuln als Oberrichter besaßen, war allzu groß. Sie mußte daher ebenfalls gebrochen werden. Endlich durfte man auch das uralte Verbot ehelicher Verbindungen zwischen Plebejern und Patriciern nicht länger bestehen lassen, wenn die letzten Spuren der alten Kasten-Einrichtung und der Priesterherrschaft aus Rom verschwinden sollten. Um alles dies zu erreichen, war eine umfassende Gesetzgebung oder mit andern Worten die Abfassung einer Art von Constitution nöthig.

Cincinatus.

Den Vorschlag dazu that im Jahre 462 v. Chr. der Tribun Terentillus Arsa.

Der Staat gerieth dadurch auf einige Jahre in die heftigsten Bewegungen. Anfangs gelang es den Patriciern zwar, die Sache zu hintertreiben; allein im folgenden Jahre trat das ganze Collegium der Tribunen auf's Neue mit jenem Vorschlag auf, und dieser wurde darauf so unablässig und mit so großer Hartnäckigkeit wiederholt, daß man endlich (454 v. Chr.) nicht widerstehen konnte.

Am meisten von allen Patriciern hatte der tapfere Lucius Cincinatus, das Musterbild eines kräftigen, mäßigen, arbeitsamen aristokratischen Römers vom alten Schrot und Korn, so wie sein Sohn Caeso Quinctius dem Begehren der Plebejer Widerstand zu leisten gesucht. Unter der Leitung dieser beiden Männer boten die Patricier Recht und Gewalt gegen den Ungestüm der Tribunen auf, nahmen die sogenannten sibyllinischen Bücher zu Hülfe, warnten auf den vorgeblichen Rath der Götter vor Unruhen und begannen einen Krieg mit den Volskern und den Aequern. Alles war vergeblich. Die Tribunen beschieden sogar den Caeso Quinctius vor das Gericht der Tribus-Comitien, um wegen seines Verfahrens Rede zu stehen. Weder die Bitten seines Vaters, noch seine eigenen und die seiner Standesgenossen konnten ihn retten, so daß er es für besser hielt, den Ausgang seines Processes nicht abzuwarten, sondern aus der Stadt zu fliehen. Da er gleich anfangs, um nicht verhaftet zu werden, Bürgen hatte stellen müssen, so wurden diese zur Zahlung des gesetzlichen Bürgschaftsgeldes verurtheilt. Caeso's Vater entschädigte sie, verarmte aber dadurch so sehr, daß er nur ein einziges Gütchen von geringem Umfange übrig behielt. Auf diesem lebte Cincinatus eine Zeitlang in Zurückgezogenheit und trieb nach altrömischer Weise an der Spitze seiner Clienten den Ackerbau, während sein Sohn in Verbindung mit andern Flüchtlingen einen Ueberfall auf Rom ausführte, wobei er das Leben verlor. Cincinatus ward von seinen ländlichen Beschäftigungen bald wieder nach Rom gerufen, um das Consulat zu übernehmen.

Als Consul wandte er vergebens alle seine Kräfte an, um den drohenden Sturm gegen die patricische Oberherrschaft zu beschwören. Im nächsten Jahre erging es seinen Nachfolgern ebenso, und diese erlitten noch dazu von den Aequern eine Niederlage. Der Senat nahm nun seine Zuflucht zur Dictatur und bekleidete den alten Cicinnatus mit dieser Würde. Die Sage giebt bei dieser Gelegenheit ein schönes Gemälde von dem Character des altrömischen Lebens, indem sie berichtet, daß die Gesandten des Senats, welche dem Cincinatus seine Ernennung anzeigen sollten, ihn auf dem Felde angetroffen hätten, wie er den Pflug mit eigner Hand lenkte. Cincinatus empfing, wie die poetische Tradition weiter hinzu fügt, die Boten des Senats erst, nachdem er sein Arbeitskleid mit der Toga oder dem Staatskleide der Römer vertauscht hatte, in einer feierlichen Audienz. Er nahm das übertragene Amt sogleich an, stellte sich als Dictator an die Spitze des römischen Heeres, schlug die Aequer und legte nach sechszehn Tagen die Dictatur wieder nieder.

Das unablässig fortgesetzte Widerstreben der Patricier fruchtete so wenig, daß sie vielmehr sogar während des heftigsten Kampfes gegen die von den Tribunen geforderte Constitution (457 v. Chr.) diesen die Verdopplung ihrer Zahl zugestehen mußten, wodurch nicht allein die Beschützung jedes einzelnen Plebejers erleichtert ward, sondern namentlich auch das Collegium der Tribunen selbst an Ansehen und Kraft gewann. Schon ein Jahr nachher wurden außerdem den Plebejern die auf dem aventinischen Hügel gelegenen Staatsdomänen zur Vertheilung überlassen, und zu gleicher Zeit ward ihnen das Recht gewährt, daß alle Plebiscite von dem Senat berathen werden mußten und die Tribunen dieselben vertheidigen durften. Endlich gaben die Patricier der Forderung einer allgemeinen, für beide Stände verbindlichen Gesetzgebung nach (454 v. Chr.). Es wurden hierauf drei Senatoren nach Athen gesandt, um zum Behufe der Herstellung derselben die dortige Verfassung kennen zu lernen. Als diese nach zwei Jahren zurückgekehrt waren, ward die Sache selbst endlich ausgeführt.

Das Decemvirat.

Eine aus zehn Patriciern bestehende Commission, die Decemvirn oder Zehnmänner genannt, wurde mit der neuen Gesetzgebung beauftragt (451 v. Chr.). Diesen Gesetzgebern ward zugleich auch die ganze Leitung und Regierung des Staats übertragen, was der Natur der Sache nach geschehen mußte. Die Decemvirn mußten ja doch, um ihre Aufgabe genügend lösen zu können, dem Einfluß jeder höhern oder auch selbst nur gleichen Gewalt entzogen sein. Es ward ihnen daher für die Zeit ihres Amtes eine unumschränkte Macht eingeräumt und jede andere Gewalt, sogar die der Tribunen, aufgehoben. Die den Decemvirn übertragene Regierungsgewalt ward unter ihnen so vertheilt, daß abwechselnd alle zehn Tage ein anderer die Leitung des Staats und die zwölf Lictoren als Zeichen derselben erhielt. Die Tribunen hatten anfangs verlangt, daß die eine Hälfte der Decemvirn aus den Plebejern gewählt werden sollten, nach einigem Streite aber ward den Patriciern allein diese Würde eingeräumt.

Der Hauptzweck und das Hauptergebniß der neuen Gesetzgebung war die Vereinigung der noch immer als zwei Kasten neben einander stehenden Theile der römischen Nation. Dies wurde hauptsächlich dadurch bewirkt, daß die Eintheilung der Bürger nach ihren Wohnbezirken auch auf die Patricier und ihre Clienten ausgedehnt ward. Die Gesammtheit der Tribus, deren Zahl später auf fünfunddreißig erhöht wurde, umfaßte also seit dem Decemvirat ebenso, wie die Centurien, das ganze Volk. Ferner traten in Folge der Gesetzgebung der Decemvirn die Tribus-Comitien als gesetzgebende Versammlung an die Stelle der Centuriat-Comitien, und da in jenen ohne vorher vorgenommene Auspicien und ohne Rücksicht auf Reichthum und Geburt blos nach Köpfen abgestimmt wurde, so erhielt der römische Staat durch diese Aenderung eine entschieden demokratische Grundlage. Dadurch hörte erst seit dem Decemvirat das Kastenwesen auf, oder, wie man es auch ansehen kann, erst von dieser Zeit an bestand Rom nicht mehr aus zwei an einandergefügten Staaten, sondern aus einer einzigen Nation. Das Clienten-Verhältniß blieb zwar bestehen, allein es hörte seit dem Decemvirat nach und nach auf, ein Vasallenthum oder eine Leibeigenschaft zu sein, es ging vielmehr in das Verhältniß des bloßen Schutzes und der Vertheidigung des Geringeren und Armen durch den Vornehmen und Reichen über. Das ebenfalls in dem alten Kastengeiste begründete Verbot der Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern wurde zwar durch die neue Gesetzgebung ausdrücklich wiederholt, aber schon sechs Jahr später aufgegeben.

Nach der Staatsverfassung, welche theils durch das Decemvirat geschaffen, theils unmittelbar nachher eingeführt wurde, waren die Tribus-Comitien die eigentliche gesetzgebende Versammlung des römischen Staats. Diese hatten außerdem die Tribunen, die Aedilen, so wie die später erst eingeführten Quästoren oder Schatzbeamten, kurz alle Magistraten des zweiten Ranges zu erwählen und behielten auch einen Theil der richterlichen Gewalt. Die Centurien-Versammlung dagegen erwählte die Consuln und die andern erst später entstandenen höhern Beamten, sie entschieden über Krieg und Frieden und als höchstes Criminalgericht über alle peinlichen Verbrechen. Die Curien-Versammlungen hatten zwar auch fernerhin das Imperium oder Militär-Commando an die erwählten höhern Beamten zu ertheilen und die von den Centuriat-Comitien gefaßten Beschlüsse zu bestätigen; dies war aber von dieser Zeit an nur noch eine leere Form, so daß man später sogar statt der dreißig Curien meistens nur dreißig Lictoren, welche dieselben repräsentirten, versammelte, um dieser Form zu genügen.

Die große Macht, welche die Tribus-Comitien erhielten, wäre leicht in eine Pöbelherrschaft ausgeartet, wenn man nicht durch einen geschickten Kunstgriff in Rom eben so, wie es Solon in Athen gethan hatte, den ganz armen, ungebildeten und müssigen Theil des Volkes in den Tribus-Versammlungen unschädlich zu machen gewußt hätte, ohne ihn seiner Rechte zu berauben oder ihm durchaus

jeden Einfluß auf das Staatswesen zu versagen. Die Tribus wurden nämlich in städtische und ländliche eingetheilt, also in solche, deren Mitglieder der Mehrzahl nach Gewerbtreibende waren, und in solche, welche meistens nur Güterbesitzer enthielten; die Zahl der Ersteren betrug nicht mehr als vier, während die der Letzteren in den nächsten zwei Jahrhunderten bis auf einunddreißig vermehrt wurde, und in jene versetzte man von Zeit zu Zeit, ohne Rücksicht auf die Wohnbezirke, den ganzen Haufen der Unbegüterten, welcher in diesen sich befand. Man hatte in Folge dieser Maßregel in den Tribus-Comitien nur vier von den fünfunddreißig Stimmen als bedenkliche zu fürchten und kannte also die Seite, von welcher her Gefahr drohte, eben so gut, wie man jetzt in England genau die Orte kennt, an denen bei den Parlaments-Wahlen ein Einfluß des Pöbels zu besorgen ist.

Der Senat erlitt durch das Decemvirat selbst keine Aenderung, sondern behielt seine seitherige Macht und Stellung. Diese ward überhaupt nie auf einmal bedeutend vermehrt oder vermindert, sondern sie änderte sich im Laufe der Zeit allmälig und in Uebereinstimmung mit dem Gange der Dinge überhaupt. Die Mitglieder des Senats waren seit der Vertreibung durch die Consuln ernannt worden; als aber einige Jahre nach dem Decemvirat die neue Magistratur der Censoren eingesetzt ward, übertrug man diesen das Recht, den Senat zu ergänzen. Da auch Plebejer in den Senat gelangen konnten, so war derselbe nicht mehr, wie in älterer Zeit, ein Ausschuß der Patricier-Kaste. Freilich wählte nie das Volk selbst die Senatoren, allein es hatte doch einen Einfluß auf die Ergänzung des Senats; denn es ernannte die Censoren, diesen war es zur Pflicht gemacht, nur die Vorzüglichsten aus der Bürgerschaft aufzunehmen, und außerdem ward schon frühe der Gebrauch eingeführt, daß alle diejenigen, welche zum Amte eines Quästors, das als die nächste Stufe zu den höhern Magistraturen galt, erwählt worden waren, nach Ablauf ihres Amtsjahres in die Reihe der Senatoren eintraten. In der ersten Zeit der Republik, als die Macht des Senats am größten war, hatte er das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, verordnete er die Aushebung des Heeres, erkannte über die Nothwendigkeit, einen Dictator zu ernennen, schrieb Steuern aus, verwaltete die Staatsdomänen, verfügte über dieselben und gab oder entzog dem Heere die Kriegsbeute. Selbst in der späteren Zeit behielt der Senat, obgleich nur unter der Oberhoheit des Volkes, die Aufsicht über die Religion und den Gottesdienst, die Ertheilung der Statthalterschaften in den Provinzen und des Oberbefehlshabers im Kriege, die Bewahrung und Verwendung der öffentlichen Gelder, die Gerichtsbarkeit, die Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten, die Annahme von Fremden und die Ernennung von römischen Gesandten; er bestimmte ferner die Zeit der Volksversammlungen und bereitete alle Angelegenheiten vor, welche in denselben verhandelt werden sollten. Endlich durfte der Senat auch in gefährlichen Zeiten den höheren Beamten vorübergehend eine unbegrenzte Macht ertheilen.

Wir wenden uns jetzt zu der Geschichte der Decemvirn selbst. Im ersten Jahre benahmen sich diese zehn Männer so vortrefflich, daß man mit ihrer Verwaltung allgemein zufrieden war. Auch brachten sie die Gesetzgebung fast ganz zu Stande; am Ende des letzten Jahres behaupteten sie aber, daß die von ihnen entworfenen Gesetze, um vollständig zu sein, noch um den sechsten Theil vermehrt werden müßten, und daß also eine Verlängerung des Decemvirats nöthig sei.

Dieser Antrag fand keine Schwierigkeit. Unter dem Vorsitze des Appius Claudius, welcher die Seele des Collegs der Decemvirn gewesen war, wählte die Centurien-Versammlung von Neuem zehn Männer und zwar von den Patriciern und den Plebejern je fünf. Unter den Ersteren befand sich Appius Claudius selbst. Die Gesetze, welche die neuen Decemvirn den früheren hinzufügten, wurden mit diesen in späterer Zeit auf zwölf Tafeln eingegraben; daher kommt es, daß man alle zusammen gewöhnlich die Gesetze der zwölf Tafeln nennt.

Appius Claudius, dessen neue Collegen

ganz und gar mit ihm einverstanden und zum Theil sogar seine bloßen Creaturen waren, hatte ganz andere Dinge im Auge als die Vervollständigung der Gesetze: eine von ihm geleitete Oligarchie sollte die Regierungsform des römischen Staates werden. Dieses Streben gab sich gleich von Anfang an in dem Auftreten und Benehmen des neuen Gewalthabers zu erkennen. Jeder der zehn Männer erschien beständig nur mit einer Begleitung von zwölf Lictoren, und diese trugen, wie einst zur Zeit der Könige, in ihren Fasces oder Stäbebündeln eine Axt, obgleich im zweiten Jahre der Republik den Consuln verboten worden war, dieses furchtbare Zeichen des Gerichts über Leben und Tod in der Stadt selbst vor sich hertragen zu lassen. Außerdem ward von den Decemvirn gleich im Anfang ihrer Herrschaft das einzige Mittel aufgehoben, durch welches der Bürger sich seither gegen den Mißbrauch der unbeschränkten Gewalt der Decemvirn hatte schützen können: es wurde nämlich nicht gestattet, daß man, wie im vorhergehenden Jahre, von dem Ausspruch eines Decemvirn an seine Collegen appelliren könne. Der Bürger wurde also, während man keine Art von Bedrückung und Gewaltmaßregel scheuete, jedes Schutzes beraubt, und das Decemvirat des zweiten Jahres ward völlig despotisch. Am Ende ihres Amtsjahres aber behielten die Decemvirn, ohne sich wieder wählen zu lassen, eigenmächtig ihre Regierungsgewalt und waren also seitdem Tyrannen in jedem Sinne des Worts.

Virginia.

Lange konnte eine ungesetzliche Regierung, die immer mehr in eine Schreckensherrschaft ausartete und doch zu ihrer Vertheidigung keine bewaffnete Macht besaß, sich unmöglich halten. Sie wurde noch in demselben Jahre von den Kriegern gestürzt, welche die Zehnmänner bei einem Angriff der Aequer und Sabiner hatten ausheben müssen. Die von einigen der Decemvirn befehligten und mit übergroßer Strenge behandelten Truppen waren in allen Kämpfen unglücklich. Als nun die Gewaltherrscher gar Sicinius Dentatus, den einzigen Mann, der die Ehre der römischen Waffen durch außerordentliche Tapferkeit gerettet hatte, wegen seiner Freimüthigkeit auf eine schändliche Weise ermorden ließen, steigerte sich der Unmuth der Soldaten aufs Höchste. Während so im Lager in jedem Augenblicke ein Aufruhr auszubrechen drohte, beging Appius Claudius, welcher in der Stadt zurückgeblieben war, noch ärgern Frevel, als die Ermordung des Sicinius gewesen war. Virginia, eine ausgezeichnet schöne Jungfrau, reizte seine Begierden. Sie war die Tochter des Virginius, eines tapfern Offiziers, und die Verlobte des Icilius, der sich früher als Volkstribun große Verdienste erworben hatte. Ihr Vater hatte sie, als er mit dem Heere auszog, einem nahen Anverwandten übergeben. Um sich ihrer zu bemächtigen, ersann Appius Claudius eine schändliche Kabale. Einer seiner Clienten mußte vor seinem Richterstuhle mit der Behauptung auftreten, Virginia sei eine ihm entlaufene Sclavin. Appius Claudius sprach sie seinem Clienten zu, und Virginia würde sogleich in das Haus desselben abgeführt worden sein, wenn nicht ihr Bräutigam Alles aufgeboten hätte, um sie zu retten. Die bedenkliche Stimmung des von diesem aufgereizten Volkes nöthigte den Tyrannen, seinen Spruch dahin abzuändern, daß Virginia ihren Verwandten einstweilen zurückgegeben und die Ankunft ihres Vaters aus dem Lager bis zum nächsten Tage abgewartet werden sollte. Er ließ jedoch sogleich durch einen Boten seinen Collegen bitten, Virginius an der Rückkehr nach Rom zu hindern; noch ehe aber dieser im Lager erschien, hatte dieser bereits Kenntniß von der Sache erhalten und war nach Rom aufgebrochen. Appius Claudius suchte sich jetzt auf eine andere Weise zu helfen: er ließ falsche Zeugen vor seinem Richterstuhle auftreten, und trotz aller Bemühungen des Virginius wurde die unglückliche Jungfrau dem Clienten des Tyrannen als Sclavin zugesprochen. Vergebens rief der unglückliche Vater das zahlreich versammelte Volk um Schutz und Hülfe an, Appius Claudius gebot seinen Lictoren Gewalt zu gebrauchen. Die Menge ließ sich schrecken, Virginius

aber faßte den Entschluß, seine Tochter, die er nicht mehr retten konnte, durch den Tod vor der Schande zu bewahren. Er bat den Tyrannen um die Erlaubniß, noch einige Worte mit ihr sprechen zu dürfen, ehe sie ihm für immer entrissen würde, führte sie dann an eine nahestehende Fleischerbude, ergriff hier ein Messer und durchbohrte sie.

Mit Entsetzen sah das Volk die unglückliche Virginia durch die Hand ihres eigenen Vaters sterben. Von Virginius und Icilius zur Rache aufgerufen, stürzte die Menge auf die Lictoren des Wüthrichs los, und dieser sah sich genöthigt, in einen Tempel zu fliehen. Der von einem seiner Collegen zusammengerufene Senat sprach sich gegen die Empörung aus. Diese wäre daher gewiß wieder unterdrückt worden, wenn nicht Virginius und Icilius sich schnell zu den beiden Heeren begeben und dieselben zu gewinnen gewußt hätten. Von ihnen geführt, zogen Beide gegen Rom und besetzten den aventinischen Hügel. Nun stand das römische Volk wieder, in zwei Hälften geschieden, gegen einander in Waffen. Der Senat schickte eine Botschaft an die beiden vereinigten Heere ab, diese wiesen aber die Gesandten des Senats zurück und erklärten, sie würden keine anderen Senatoren zur Unterhandlung vor sich lassen, als die beiden Männer, welche seither allein der unrechtmäßigen Gewalt der Zehnmänner sich zu widersetzen gewagt hätten. Diese waren Lucius Valerius Potitus und Marcus Horatius Barbatus. Jedes der beiden Heere wählte sich darauf eine aus zehn Tribunen bestehende leitende Behörde und zog dann unter Anführung derselben vom aventinischen Hügel auf den heiligen Berg. Die Patricier beschlossen anfangs, aller Drohungen ungeachtet, das Decemvirat zu schützen, Valerius und Horatius weigerten sich aber, Unterhändler zwischen Volk und Senat zu sein, so lange die unrechtmäßige Gewalt fortdaure. Erst als das Volk Anstalten zu einer förmlichen Trennung von Rom machte, gaben die Patricier endlich nach und gestanden die Aufhebung des Decemvirats zu. Das Heer kehrte hierauf nach dem aventinischen Hügel zurück und wählte hier unter dem Vorsitz des Pontifex maximus oder Oberpriesters zehn Volkstribunen, unter welchen sich auch Virginius und Icilius befanden. Diese Tribunen unterhandelten mit dem Senat und auf ihren Antrag wurde die alte Verfassung wieder hergestellt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß künftig die Entscheidungen der Tribus-Comitien vollkommene gesetzliche Kraft haben sollten.

Valerius und Horatius, welche nach der Aufhebung des Decemvirats zu Consuln erwählt wurden, ließen diese Bedingung und einige andere für die Plebejer wichtigen Bestimmungen durch die Volksversammlungen zu förmlichen Gesetzen machen. Nach diesen sogenannten zweiten Valerischen Gesetzen waren die Beschlüsse der Tribus-Versammlungen für alle Theile des römischen Volkes bindend, außerdem aber ward noch hinzugefügt, daß kein Beamter mehr eingesetzt werden solle, von dessen Geboten keine Berufung an das Volk stattfinden könne, und daß jeder, der ein solches Amt einführe, sich des Todes schuldig mache und in die Acht verfalle. Appius Claudius und derjenige seiner Collegen, der sich am meisten zu seinem Werkzeuge hergegeben hatte, wurden vor das Gericht der Volksversammlung gestellt. Beide entleibten sich im Gefängniß. Die Uebrigen wurden aus Rom verbannt (449 v. Chr.).

Die Censur.*

Es mag immer sein, daß die Consuln allein den sich mehrenden Geschäften ferner nicht genügten, und daß die Sorge für den Krieg und lange Abwesenheit von Rom sie häufig am Abhalten des Census hinderten, daß man aber gerade, als die Zahl der obersten Magistrate vermehrt wurde, daran dachte, ihnen dieses Geschäft abzunehmen, erklärt sich genügend nur daraus, daß die Patricier nimmermehr die Schützung mit den daran sich knüpfenden Befugnissen bei einem Magistrate zu lassen gesonnen waren, der möglicher Weise von Plebejern verwaltet werden konnte. Der Censoren gab es zwei, beinahe ein Jahrhundert lang wurden sie aus dem Stande der Patricier erwählt und erst zwölf Jahr später (338) wurde gesetzlich festgestellt, daß einer der Censoren Plebejer sein solle.

Anfangs galt der Grundsatz, daß nur Consulare, also Leute, die das Consulamt bekleidet hatten, wählbar seien.

Die Censur ist, wenn man von der Dictatur absieht, die höchste Würde, welche die bürgerliche Verfassung kennt. Diese hohe Geltung der Censur entwickelte sich nach und nach.

Der Census, das erste und hauptsächlichste Geschäft der Censoren, wofür der eigentliche Ausdruck ist Censum agere, ist jedenfalls von jeher gehalten worden. Jeder hatte sich selbst unter Versicherung der Wahrheit an Eides Statt abzuschätzen. Diesen einzelnen Angaben gemäß wurden sodann die doppelten Listen, sowohl der Tribus, als der Classen und Centurien angefertigt.

Weit wichtiger aber als die materielle war die moralische Schätzung der Einzelnen, das sittenrichterliche Amt der Censoren, das diesem Magistrate die höchste Bedeutung und Würde und eine allgefürchtete Gewalt verliehen hat. Die Censur hat namentlich solche Handlungen, die kein ausdrückliches Gesetz zur Verantwortung zog, oder die, weil der Ankläger fehlte, nicht zur richterlichen Entscheidung gelangt waren, vor ihren Richterstuhl gezogen. Faßt man die einzelnen Vergehen, welche dem Urtheil der Censoren unterlagen, ins Auge, so ergeben sich die beiden Hauptgesichtspunkte, unter welche sämmtliche Beispiele zu ordnen sind, aus der Erwägung, daß die Aufgabe der Censur überhaupt war, für die Erhaltung und Vermehrung der materiellen sowohl, als der moralischen Staatskraft Sorge zu tragen.

Darum rügen und bestrafen sie absichtliche Ehelosigkeit, denn der Staat fordert die Ehe von seinen Bürgern als Pflicht. Nicht weniger aber hatten die Censoren die Erhaltung und Vermehrung des Nationalwohlstandes im Auge und rügten daher an den Einzelnen Unordnung in der Bewahrung und Verwaltung ihres Vermögens. Vernachlässigung des Hausstandes, der res familiaris, ganz besonders schlechte Bewirthschaftung der Aecker, die allgemein als der wichtigste Theil des Besitzes anerkannt werden, war Gegenstand censorischer Rüge und Strafe.

Am meisten mag die notio censoria tadelnswerthes Benehmen im häuslichen Kreise betroffen haben, und da ist denn auch das ihr eigenthümlichste Gebiet, in das keine andere Aufsicht drang. Alle Verhältnisse des Familienlebens, zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, sowie Geschwistern, waren in so weit der Aufsicht der Censoren unterworfen, als sie, ohne irgend Eingriffe in die Rechte des paterfamilias zu thun, unbillige und unziemliche Handlungsweise zur Rüge und Bestrafung zogen.

Wie nun die Censoren durch Bestrafung einzelner Vergehen sowohl das Gefühl für Sittlichkeit und Schicklichkeit im Volke lebhaft zu erhalten, als aus Furcht vor der drohenden Ahndung von unsittlichen Handlungen abzuhalten suchten, so

* Nach W. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer.

waren sie auch bemüht, durch allgemeine Vorschriften der Ausartung der altrömischen Sitte vorzubeugen oder zu steuern. Am häufigsten waren die Verordnungen der Censoren gegen den Luxus, besonders der Tafel, gewiß aber auch in Kleidung und Schmuck oder kostbarem Geräth gerichtet; und wenn nicht immer bestimmte Verbote dagegen ergingen, so suchten Manche den unmäßig scheinenden Aufwand durch starke, auf solche Luxusgegenstände gelegte Abgaben zu beschränken.

Zu diesen ausgedehnten Befugnissen der Censoren kam noch als drittes Hauptgeschäft der Antheil, den sie an der Verwaltung der Finanzen oder des gesammten Staatseigenthums und der Staatseinkünfte hatten. Aus dem Census der Bürger selbst ergab sich der Betrag des von den Einzelnen nach Verhältniß ihres abgeschätzten Vermögens zu zahlenden tributum (so lange ein solches überhaupt entrichtet wurde), und theilweise konnten die Censoren dessen Höhe bestimmen. Sodann aber war ihnen nach dem in Rom angenommenen Pachtungs-Systeme von Lustrum zu Lustrum die Verpachtung sämmtlicher Nutzungen und indirekten Steuern, überhaupt vectigalia genannt, übertragen. So verpachteten sie im Wege der Licitation die Nutzung von Aeckern und Weideplätzen, den Zehnten von allem ager decumanus, die Benutzung fischreicher Seen, die Bergwerke, die Salzsteuer, die Hafenzölle.

Die Censoren hatten auch das Recht (wohl mit Uebereinstimmung des Senats) neue vectigalia (indirekte Steuern) einzuführen und an geeigneten Orten neue Zollstellen zu errichten, und selbst der Verkauf von Staatsländereien ist ihnen nachgelassen gewesen.

Auf diese Weise stellen die Censoren ganz eigentlich das fünfjährige Einnahmebudget auf; dagegen haben sie mit der Erhebung und Einziehung der Staatseinkünfte nichts zu thun, und eben so wenig steht ihnen ein eigenmächtiges Verfügungsrecht über Staatsgelder zu; die Verwaltung desselben ist durchaus Sache des Senats, und das Weitere besorgen die Quästoren. Selbst zu den öffentlichen Bauunternehmungen, opera publica, welche die Censoren machten, mußte ihnen erst vom Senate eine bestimmte Summe bewilligt werden, woran sie gebunden waren. Nichts desto weniger erstrecken sich ihre finanziellen Functionen wesentlich auch auf das Ausgabe-Budget. Als Verwalter des gesammten Staatsgutes haben sie die oberste Administration der sämmtlichen Staatsbauten. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Tempel und andern öffentlichen Gebäude in gutem Zustande erhalten werden, daß die öffentlichen Plätze und überhaupt Alles, was publicum ist, nicht durch anmaßende Benutzung von Privaten beeinträchtigt werde; die allgemein-nützlichen Institute, als die Wasserleitungen, die Straßen in und außer der Stadt, die Anlage, Erhaltung und Reinigung der Cloaken, das Alles ist ihrer Aufsicht und Fürsorge untergeben.

Den Beschluß des gesammten Census machte die religiöse Feierlichkeit des Lustrum oder der Sühnung des Volks. Die Censoren versammelten zu dem Ende die gesammte Bürgerschaft als exercitus, nach ihren Abtheilungen, d. h. die Centurien der Ritter und des Fußvolks, wie es heißt, bewaffnet im Marsfelde. Dort wurde sie durch dreimaligen Opferumgang gereinigt oder gesühnt und dann erfolgte das Opfer der hostiae, wobei der Censor in einem durch einen Scriba ihm vorgesagten Gebete die Götter um Erhaltung und Mehrung der Macht und Größe des Staates anflehte.

Die Eroberung Veji's.*

Der letzte Krieg gegen Veji ward zufolge der Tradition durch schnöde Behandlung römischer Gesandten veranlaßt; er scheint jedoch vom römischen Senat geflissentlich herbeigeführt zu sein, theils weil man davon einen beträchtlichen Zuwachs des Gemeindelandes erwartete, theils weil man durch Beschäftigung der Plebs einen Stillstand der politischen Bewegung hoffte. Bis ins zehnte Jahr ward er ohne Nachdruck geführt; auch das zehnte Jahr der Belagerung Veji's schien sich Anfangs nicht günstig für die Römer anzulassen. Eine bedeutende Niederlage der Consulartribunen Titinius und Genucius durch Veji's Verbündete erregte in Rom den allergrößten Schrecken. Camillus, der erste Feldherr seines Volkes und seines Zeitalters, ward eiligst zum Dictator ernannt. Er schlug die Verbündeten des Feindes und zog alsdann das römische Heer zu einem entscheidenden Schlage bei Veji zusammen.

Inzwischen hatte auch noch eine andere, über das Gelingen dieses Unternehmens entscheidende Bedingung sich erfüllt; der letzte Lebensfaden, an welchem nach dem ewigen Rathschlusse der Götter Veji's Dasein hing, war gerissen, die Schicksalsstunde der unglücklichen Stadt hatte geschlagen.

Unter andern Wunderzeichen, die sich zu jener Zeit ereigneten, hatte ein ungewöhnliches Anschwellen des Albanersees die Bürger von Rom erschreckt. Mitten in einem trockenen Sommer war der See so gestiegen, daß sein Wasser nicht blos den hohen Krater, von dem es sonst nur die Grundflächen bedeckte, vollauf füllte, sondern sich auch über den umschließenden Bergrand verheerend in die Ebene ergoß.

Ueber die Bedeutung dieses Wunderzeichens wären in anderer Zeit etruskische Zeichendeuter befragt worden, jetzt war dies unmöglich; die Befragten hätten Trug geredet; man war genöthigt, Gesandte an das delphische Orakel abzuordnen.

Doch ehe sie zurückkamen, ward den Römern durch einen Zufall das lösende Wort des Räthsels offenbar. Es begab sich nämlich eines Tages, daß ein vejentischer Zeichendeuter, die römischen Vorposten neckend, über die Blindheit der Römer und die Vergeblichkeit ihrer Anordnungen spottete: so lange der Albanersee überströme, könne Veji nimmer erobert werden.

Ein römischer Centurio, der die räthselhafte Rede mit angehört hatte, beschloß, dem Geheimniß auf den Grund zu kommen. Er verlockte den Propheten unter gleichgültigem Vorwande zu einer Zusammenkunft aufs Blachfeld, ergriff hier den schwachen Greis und trug ihn vor Aller Augen ins römische Lager.

Nach Rom vor den Senat geführt, bekannte der Vorlaute, er habe an bösem Tage, vom Verhängniß getrieben, die Geschicke seines Volkes verrathen. Denn also laute die Weissagung der vejentischen Schicksalsbücher: So lange der Albanersee überströme, könne Veji nicht erobert werden; habe das Gewässer des überströmenden Sees das Meer erreicht, so drohe Rom Verderben; werde es aber so abgeleitet, daß es nicht zum Meere gelange, so sei den Römern der Sieg über Veji beschieden.

Bald darauf kamen die Abgeordneten von Delphi zurück und brachten übereinstimmende Botschaft. Auch der pythische Gott mahnte, das Wasser des Sees nicht ins Meer hinüberrinnen zu lassen, sondern es durch Kunst in befruchtende Bäche zu vertheilen und verzweigt über die Gefilde zu leiten, alsdann werde der Römer siegreich Veji's Mauern besteigen.

Sofort wurde den Aussprüchen gemäß gehandelt.

Als die Vejenter dies vernahmen und

* Nach A. Schwegler, Römische Geschichte.

das Geheimniß ihrer Rettung verrathen sahen, schickten sie eine Gesandtschaft nach Rom und baten um Schonung. Sie ward abschläglich beschieden. Vergebens rief von der Schwelle der Curie, als die Gesandten schweigend mit der erbarmungslosen Antwort von dannen gingen, der Sprecher der Gesandtschaft dem Senate zu: auch Veji werde seinen Rächer finden, denn nur die halbe Wahrheit habe der gefangene Prophet gesagt; in denselben Schicksalsbüchern stehe geschrieben, daß, wenn Veji falle, bald darauf auch Rom in Feindeshand gerathen werde. Der Senat verachtete die Warnung, Veji's Geschicke mußten erfüllt werden.

Die Arbeiten an dem See waren vollendet. Camillus, als Dictator vor Veji befehligend, hatte inzwischen einen Minengang angelegt, der in der Burg von Veji im Tempel der Juno an's Tageslicht führen sollte.

Doch ehe Camillus zur entscheidenden That schritt, versicherte er sich noch der Huld und Gunst der himmlischen Mächte. Er gelobte dem pythischen Apollo, der den Römern das Geheimniß des Sieges offenbart hatte, den Zehnten der Beute; er verhieß der Königin Juno, der Schutzgöttin Veji's, noch größere Ehren, wenn sie einwillige, Veji zu verlassen und sich nach Rom überzusiedeln.

Jetzt gab Camillus den Befehl zum Sturm. Der Minengang füllte sich mit Bewaffneten, indem das Heer von allen Seiten mit täuschenden Eifer die Mauern berannte. Zu dieser Stunde opferte der König von Veji in Juno's Tempel, und der Opferschauer verkündete, daß demjenigen der Sieg beschieden sei, der diese Opferstücke der Göttin darbringe.

Solches vernahmen die Römer, die eben in ihrem Schachte sich rüsteten hervorzubrechen. Sie erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen aus der Erde und erfüllten das Wort der zweideutigen Weissagung. Die Stadt ward rasch und ohne schweren Kampf erobert.

Schon war alles menschliche Eigenthum aus Veji fortgeschafft; nur die Götterbilder standen noch unberührt; man schickte sich an auch sie wegzubringen. Der Königin Juno, der Schutzgöttin Veji's, hatte Camillus vor der Bestürmung der Stadt einen Tempel auf dem Aventin gelobt und die Göttin hatte durch Preisgebung Veji's ihre Geneigtheit kund gethan, das Gelübde anzunehmen. Aber Jeder zitterte, ihr Standbild anzutasten, das nach heiliger Satzung kein Anderer, als ein Priester aus einem bestimmten Geschlecht berühren durfte. Auserlesene Ritter unternahmen es, das Götterbild aus seinem Sitz zu heben. Mit Feierkleidern angethan, begaben sie sich in den Tempel und fragten die Göttin, ob es ihr Wille sei, nach Rom zu ziehen? Das Standbild nickte, und es ward ein vernehmliches Ja gehört. Vier Jahr später weihete Camillus den Tempel der Juno Regina auf dem Aventin ein.

Die Gallier in Rom.*

Die älteste Bevölkerung des heutigen Frankreichs, mit Ausnahme des Landes nördlich von der Seine, wo Belgen wohnten, und des rheinischen Uferlandes mit germanischer Bevölkerung, waren die Celten, auch Gallier (griechisch Galater) genannt. Sie waren nach der Beschreibung alter Schriftsteller von großem Körperbau, hatten langes, struppiges Haar und trugen große Knebelbärte. Ihre Kleidungsstücke bestanden in bunten Röcken und Mänteln, die mit vielfarbigen Würfeln bedeckt waren, wie sie noch jetzt bei ihren Stammverwandten, den Bergschotten, gebräuchlich sind, und langen Hosen. Ihre Waffen waren breite Schwerter, ansehnliche Lanzen, deren ellenlange eiserne Spitzen widerhakig waren, große Schilde und eherne Helme. Einzelne erschienen in der Schlacht halb

* Nach Fr. Fiedler, Geschichte der Römer.

nackt, nur mit einem Schurze bekleidet, aber um den Hals und an den Armen trugen sie goldene Ketten und dicke goldene Ringe. Ihre Flüsse und Bergwerke lieferten ihnen große Schätze Goldes; ein Theil ihres Reichthums an Gold war jedoch auch erbeutet. Ehe es zur Schlacht ging, trat einer der Tapfersten hervor und forderte, die Waffe schwingend, die Feinde zum Zweikampfe heraus. Tief und rauh wie ihre Stimme war der Klang ihrer Trompeten. Den gefallenen Feinden hieben sie die Köpfe ab und banden diese an den Hals ihrer Pferde; später prangten die Köpfe als Ehrenzeichen an den Wänden in ihren Häusern. Köpfe vornehmer Feinde wurden einbalsamirt und in Kisten aufbewahrt.

Die Wanderung gallischer Stämme über die Alpen und ihre Ansiedlung in Oberitalien ist eine Thatsache; die Sage stellt das Verlangen nach dem süßen italischen Wein, auch Uebervölkerung als treibende Ursachen der Einwanderung auf. Die Gallier bemächtigten sich des Landes auf beiden Seiten des Padus und wendeten sich darauf gegen die Clusiner. Diese baten die Römer um Beistand, die Römer aber, denen eine Nachbarschaft der Barbaren durchaus nicht erwünscht erschien, schickten ihnen drei Fabier als Gesandte zu, um den Frieden zu vermitteln. Die Gallier verlangten Abtretung eines Theils des clusinischen Landes und antworteten auf die Frage, nach welchem Rechte sie Land verlangten, trotzig, ihr Recht liege in den Waffen, und tapfern Männern gehöre die Welt. Die Fabier überbrachten den Clusiern jene Antwort, und es kam zwischen Letzteren und den Galliern nun zur Schlacht. Gegen das Völkerrecht nahmen die Fabier Theil an der Schlacht und tödteten einen gallischen Anführer. Nun verlangten die Gallier, denen der Sieg zugefallen war, die Auslieferung der Fabier. Die Bürger Roms wiesen die Forderung der gallischen Gesandten zurück, ja sie ernannten sogar in Gegenwart derselben die Fabier zu Kriegstribunen mit Consulargewalt. Dadurch beleidigt, führte der gallische Fürst Brennus seine Schaaren ohne Zeitverlust gegen das unvertheidigte Rom, in dem auf diese Nachricht die Kriegstribunen in Eile ein Heer sammelten. Sie zogen dem Feinde entgegen und trafen etwa zwei Meilen von Rom, am Einflusse der Allia in die Tiber, auf ihn. Das schlecht geführte und muthlose Römerheer wurde von den Galliern geschlagen. Die Flüchtigen retteten sich nach Rom und besetzten, die Stadt selbst den Feinden preisgebend, die Burg. Der Tag der Niederlage, der 18. Juli 390 v. Chr., wurde im römischen Kalender als ein Unglückstag (dies ater) bezeichnet.

Noch ehe die Sonne untergegangen war, erschienen schon die auf Kundschaft ausgesandten gallischen Reiter vor der Stadt; Erstaunen ergriff sie, als sie sahen, daß die Mauern ohne Vertheidiger waren und die Thore offen standen. Einen Hinterhalt fürchtend, wagten sie sich zur Nachtzeit nicht in die ihnen nach ihrer Bauart unbekannte Stadt. Inzwischen hatten sich die wehrhaften Bürger auf dem Capitol und der Burg zum kraftvollen Widerstand vorbereitet, und den Priestern, den vestalischen Jungfrauen und den Leuten niederen Standes war es gelungen, sich hinüber nach Cäre zu retten, wohin auch die tragbaren Heiligthümer mitgeführt worden waren. Die patricischen Greise aber, welche Triumphe gehalten und Consulate verwaltet hatten, wollten die untere Stadt nicht verlassen; sie legten vielmehr ihre Festgewande an, sprachen den Oberpriester das Gebet nach, daß sie sich für das Vaterland dem Dämon zum Opfer weiheten, setzten sich dann auf ihre elfenbeinernen Thronsessel und erwarteten, was da kommen sollte.

Als nun am Morgen des andern Tages die Gallier ungehindert in die Stadt eingezogen waren, betrachteten sie jene Männer nicht ohne Ehrfurcht, die in ihrer würdigen Haltung und feierlichen Ruhe Standbildern der Götter glichen. Als aber ein Gallier zu Marcus Papirius herantrat und ihm den langen weißen Bart frech berührte, schlug dieser im Zorn den Barbaren mit seinem elfenbeinernen Stabe auf den Kopf, worauf die Gallier über die Greise herfielen und sie insgesammt erschlugen. Danach wurden die Häuser geplündert und dann angezündet.

Einige Tage darauf unternahm der Feind einen Angriff auf das Capitol, er wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Von einem Theile der Gallier wurde nun die Burg eingeschlossen, die Uebrigen zogen in einzelnen Haufen nach Lebensmitteln aus, wobei sie auch einen Angriff auf Ardea unternahmen, jedoch von dem daselbst in der Verbannung lebenden Camillus zurückgeschlagen wurden.

Inzwischen hatten sich in Veji viele Römer gesammelt, und es wurden von ihnen die Tusker, als diese, mit Beute beladen, in die Nähe Veji's gekommen waren, aufs Haupt geschlagen.

Ermuthigt durch diesen Sieg, beschlossen die Römer, einen Angriff auf die Gallier zu wagen, aber sie wünschten, von dem in Ardea in der Verbannung lebenden Camillus geführt zu werden. Ohne die Genehmigung des Senats durfte Letzteres jedoch nicht geschehen, und dieser befand sich auf dem von dem Feinde eingeschlossenen Capitol. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, schwamm in der nächsten Nacht die Tiber hinab zur Stadt, kletterte an der steilen und deshalb nicht bewachten Seite des capitolischen Hügels auf die Burg und brachte die Sache vor den Senat. Unversehrt kehrte er mit dem Senatsbeschlusse, der die Zurückberufung des Camillus und dessen Ernennung zum Dictator mit der Genehmigung der Curien enthielt, nach Veji zurück. Camillus sammelte nun Krieger in Ardea um sich, und sein Reiteroberst führte ihm die Römer zu, die sich in Veji gesammelt hatten.

Die Gallier hatten die Fußtapfen des Cominius entdeckt, und sie kamen nun dahinter, daß die mit Gesträuch bewachsene Felswand an einer Stelle ersteigbar sei. Da wurde eine Zahl von ihnen ausgewählt, um sich durch Benutzung des entdeckten Pfades zu Herren der Burg zu machen. In einer sternhellen Nacht klommen sie mühsam zum Gipfel des Felsens hinan, ohne daß die Wachen sie bemerkten. Aber sie sollten auf eine andere Art verrathen werden. Auf dem Capitol befanden sich eine Zahl von Gänsen, die der Göttin Juno geheiligt waren. Obgleich die eingeschlossenen Römer nur noch auf kurze Zeit mit Nahrungsmitteln versorgt waren, hatten sie doch aus Scheu vor der Göttin die Gänse leben lassen. Diese nahmen das Geräusch der Aufsteigenden wahr und begannen zu schnattern und mit den Flügeln zu schlagen. Dies machte die Wachen aufmerksam auf die gefährdete Stelle, und alsbald erhoben sie ihren Ruf, und es eilten von allen Seiten Römer herbei, um mit gewappneter Hand der drohenden Gefahr zu begegnen. Es war die höchste Zeit, denn bereits befanden sich Gallier auf der Mauer. Der Consular Marcus Manlius hieb einem Feinde die rechte Hand ab und stürzte einen zweiten rückwärts den Felsen hinunter. Auch die übrigen Gallier wurden überwältigt, die Burg war gerettet.

Zur Erinnerung an diesen Vorgang wurde noch in später Zeit an einem bestimmten Tage des Jahres eine auf einem Ruhebette sitzende Gans in feierlichem Zuge durch die Stadt getragen; neben ihr lag ein todter gekreuzigter Hund, vielleicht ein Zeichen dafür, daß in jener verhängnißvollen Nacht die auf der Burg befindlichen Hunde ihre Wächterpflicht verabsäumt hatten.

Wie die Belagerten, so litten auch die Belagerer Mangel an Lebensmitteln, und dazu war noch eine heftige Seuche im gallischen Heere ausgebrochen. Die Römer warfen, um zu verdecken, daß sie von Hungersnoth heimgesucht würden, Brote unter die nächsten feindlichen Wachtposten. Endlich jedoch sahen sich die Belagerten genöthigt, in Friedensunterhandlungen mit Brennus zu treten, und es kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Brennus für eine Summe von 1000 Pfund Gold (gegen 200,000 Thaler) abzuziehen versprach. Beim Abwägen wollten die Gallier falsche Gewichte auflegen, und als diese von den Römern zurückgewiesen wurden, befahl Brennus, sie beizubehalten, ja er warf noch obendrein sein Schwert zu den Gewichten, mit Hohn rufend: Wehe den Besiegten! — Ehe aber noch das Geschäft des Abwägens vollendet war, erschien unerwartet der Dictator Camillus mit seinem Heere in Rom, erklärte den Vertrag für ungültig, schlug die Gallier zur Stadt

hinaus und vernichtete sie in einer Schlacht auf der Straße nach Gabi. So berichtet Livius. Nach Polybius sind die Gallier mit ihrem Golde ungehindert abgezogen.

Vollendung der Herrschaft Roms über Italien.*

Samniterkrieg.

Die Samniter (sie nannten sich die Saffinim) hatten ihre Stammsitze in dem Berg- und Hügellande zwischen der apulischen und campanischen Ebene und in dem mittleren und rauhesten Theil des Apennins, von wo sie früh in einzelnen Schwärmen und Schaaren gegen Süden und Westen in die Ebenen sich ausbreiteten. Die Samniter der Ebene, wie z. B. diejenigen, welche um 423 die griechische Bevölkerung von Capua ausgetrieben und unterjocht hatten, nahmen leicht die Kultur der Ueberwundenen an, verweichlichten, und kein Band hielt sie mehr mit dem Kern ihres Stammes in den Gebirgen zusammen.

In ungebrochener Kraft aber lebten die samnitischen Bauernschaften in den rauhen Gebirgen und Gebirgsthälern der Abruzzen fort. Sie wohnten in Städten und Häfen mit wenigen städtischen Mittelpunkten, sie bestellten ihren Acker, weideten ihr Vieh und plünderten gelegentlich ihre reichen Nachbarn oder Stammgenossen in der Ebene, und kein Stamm und keine Stadt hatte dort in den Bergen die Uebermacht und Führung über die gesammte Nation. Von dem Machtgebiet der Römer schied sie der Lauf des Liris: seiner ganzen Länge nach, von da, wo er zwischen steilen Kalkfelsen, in engen Schluchten und Bergthälern unter Eichwald dahinrauscht, bis er nach neunmaligem Fall die Ebene erreicht hat, durch die er zwischen flachen und sumpfigen Ufern dem Meere zuschleicht. Im Osten des untern Stromlaufes, unter den Vorhöhen des apenninischen Hügellandes, lag die Stadt Teanum, deren Bewohner, die Sidiciner, sich nur mit Mühe der Einfälle und Brandschatzungen erwehren konnten, denen sie durch ihre Landsleute von den Bergen ausgesetzt waren. Sie und die zunächst vom Tifataberge her durch die Samniten bedrohten und heimgesuchten Kapuaner suchten bei einem dieser samnitischen Einfälle Hülfe bei den Römern, welche seither in freundschaftlichen Beziehungen zu den Samnitern gestanden hatten. Die Römer schwankten: da boten ihnen die Campaner als Preis der Hülfeleistung die Unterthänigkeit ihrer Landschaft, der schönsten in Italien, an.

Es war für die Römer eine wichtige und bedeutungsvolle Frage, ob sie diese Unterwerfung annehmen sollten oder nicht: sie bedeutete den Krieg mit dem großen, mächtigen, streitbaren Volke der Samniter, einen Krieg, der alles bisher Errungene wieder in Frage stellen konnte, einen Krieg zwischen den beiden mächtigsten Nationen Italiens.

Die Unterwerfung der Campaner ward angenommen und eine römische Gesandtschaft ging ab, die Samniter vom Angriff auf römische Unterthanen abzumahnen. Dies war für die Samniter eine neue Sitte, in welche sie sich nicht finden konnten. Noch standen die Gesandten vor den Vertretern des samnitischen Bundes, als die Samniter statt jeder Antwort ihre Cohorten plündernd in die Ebene einfallen ließen, welche die Römer zu schützen unternommen hatten: und alsbald entbrannte der Krieg zwischen den beiden Völkern, die nun in fünfzigjährigem Ringen um die erste Stelle in Italien kämpfen sollten.

Der erste Krieg dauerte von 343—341. In drei Schlachten wurde gefochten, in Campanien wurde beim Berge Gaurus von dem Consul M. Valerius Corvus, in Samnium von A. Cornelius Cössus glücklich gekämpft, und dann bei Suessula von dem vereinigten römischen Heere der entscheidende Sieg erfochten,

* Nach O. Jäger, Geschichte der Römer.

der diesen ersten Waffengang beendigte. Die Römer behielten Capua, die Samniter Teanum.

Unter den Gesandten befreundeter Völker, welche Glück zu wünschen kamen, sollen auch carthagische erschienen sein und einen goldenen Kranz im Tempel des capitolinischen Jupiters niedergelegt haben.

Der Erwerb der campanischen Landschaft war dieses Glückwunsches wohl werth. Er war der Garten Italiens, um den, wie man wohl gesagt, Bachus und Ceres stritten. Die kühlenden Seewinde mildern die glühende Sonnenhitze. Dreimal im Jahre erntete man in der reichen Ebene, welche Oliven und jede Art köstlicher Baumfrüchte neben dem besten Weizen trug; an den Anhängen der Berge hinauf, deren Höhen reichlicher Waldwuchs zierte, wuchs die Fülle der edelsten Reben, und das blaue Meer, belebte Seen, zahlreiche Flüsse vollendeten die Reize der herrlichen Landschaft. So groß war die Anmuth des Landes, daß unter den dort liegenden römischen Truppen der Wunsch entstand, sich desselben zu bemächtigen. Sie erregten einen Aufstand, um diesen Wunsch zu verwirklichen. Sogar gegen Rom zog die aufständische Schaar. Hier aber unterdrückte Valerius Corvus, der sie erinnerte, daß die Hügel und Felder, die sie umgaben, die vaterländischen seien, durch die Mäßigung, die seiner Familie und ihm besonders eigen war, die Empörung rasch und glücklich.

Nicht minder groß als die Anmuth der Landschaft war die strategische Wichtigkeit dieser Gegend für die Römer: die lateinische und volskische Landschaft wurde von ihr eingefaßt und konnte von den Römern nun in die Mitte genommen werden. Eben dies aber erregte den Unmuth der latinischen Bevölkerungen zu weitgreifenden Plänen auf.

Latinerkriege.

Es war den Römern gelungen, den Adel in den meisten latinischen Städten auf ihre Seite zu ziehen; aber die ganze Nation trauerte um die verlorene Unabhängigkeit und murrte über den steigenden Uebermuth der Stadt, die einst eine gleiche unter den gleichen, nunmehr die herrschende geworden war. Jetzt war der Samniterkrieg ausgebrochen und die Gährung stieg; siegten die Römer, so waren für immer die Ketten fest geschmiedet. Die Zeit schien einem kühnen Wagestück günstig: indeß unerwartet schnell machten Römer und Samniter Frieden. Die Bewegung aber war schon im Zuge und man konnte nicht warten, bis die gefürchtete Stadt jedem Widerstand zu übermächtig war.

So schickten die Latinerstädte eine Gesandtschaft nach Rom (341), um der herrschenden Stadt ihre Forderung vorzutragen. Sie weigerten sich nicht, Römer zu heißen, aber sie wollten es dann in Wahrheit auch sein. Der eine Consul, verlangten sie, und die Hälfte des Senats sollte aus den Bundesstädten genommen werden.

Diese Forderung erweckte zu Rom allgemeine Erbitterung, der Gesandtschaft ward vorgeworfen, sie höhne mit diesem Antrage das römische Volk. Der langverhaltene Groll brach aus: die Latinerstädte griffen zu den Waffen, die Capuaner schlossen sich an, um die neuen Ketten, die sie in der Noth sich angeschmiedet, wieder abzuwerfen; auch die Volsker erinnerten sich der Tage ihres Glanzes, der Tage des Attius Tullus und Coriolan, und erhoben sich, und in große Gefahr kam das römische Heer, das über den Liris nach Campanien gezogen war und sich nun durch den Aufstand von Rom abgeschnitten und im Rücken bedroht sah.

Ein Sieg allein konnte retten, und die römische Tapferkeit, gehoben durch die eiserne Strenge des einen, den heroischen Opfermuth des andern Consuls, erfocht ihn bei Trifanum (340).

In den volksthümlichen Erzählungen spiegelt sich die Gefahr des römischen Heeres in ernsten Zügen ab. Die strengste Mannszucht war geboten, da der Gegner, der so lange Bundesfreund und Kriegsgenosse gewesen war, in gleichen Waffen geübt, in gleicher Ordnung gegliedert, in gleichen Listen erfahren war. Der Sohn des einen Consuls, T. Manlius, war unglücklich genug, diese Manns-

zucht zu verletzen, indem er gegen den Befehl, welcher Einzelkampf bei Strafe des Todes untersagte, einen latinischen Edeln in siegreichem Zweikampfe erlegte. Aber der consularische Befehl wurde dadurch nicht entwaffnet, daß der eigene Sohn nun seiner Strenge verfiel, und ohne Verzug gab der Vater T. Manlius selbst den Befehl, der das Haupt des ungehorsamen Sohnes vom Rumpfe trennte. In der Schlacht selbst weihete, einem Traumgesicht gemäß, der andere Consul, P. Decius Mus, sich selbst in das feindliche Heer den Göttern der Unterwelt: alle Götter und Geister, die dem Volke heilig waren, flehete er an, Schrecken, Grausen und Tod unter die Feinde des römischen Volkes zu bringen: seine übermenschliche Tapferkeit warf Entsetzen in die Reihen der Feinde, und er half den Sieg, der sich verzögerte, endlich vollständig erringen.

Dieser Sieg legte Latium zu den Füßen der Römer, und es ward nun ein Ende gemacht mit dem alten Bunde der Latiner.

Grosser italienischer Krieg.

Gewiß hatten einsichtige Männer in Samnium nicht ohne schwere Besorgnisse zugesehen, wie Rom die Niederlage der Latiner und Campaner ausbeutete und die Städte vom cimischen Walde bis zum Liris und Volturnus mit allerlei Ketten und Banden an sich schloß; wie umsichtig sie schon die Verhältnisse der griechischen Städte in Unteritalien, ja vielleicht selbst die Ereignisse im fernen Osten, wo Alexander der Große um jene Zeit sein Weltreich zusammeneroberte, in den Kreis ihrer politischen Berechnungen zogen: aber in den Dörfern und Höfen der samnitischen Berge war ein weiterer Schritt zwischen der Einsicht der Wenigen und dem Handeln der Vielen, als zwischen dem Senatshause und dem Forum in Rom. Im Jahre 326 brach der zweite samnitische Krieg aus: römische Angriffe auf die campanische Doppelstadt Neapolis und Paläopolis, die Hülfe, welche die Samniter diesen Städten leisteten, gaben den Anlaß zu diesem Kampfe, der erst im Jahre 304 und auch dann nur auf kurze Zeit endigte.

Sieg und Niederlage wechselten; aber auf die Dauer zersplitterte die ritterliche Tapferkeit der Samniter an der consequenten und unermüdlichen Kriegsführung der Römer. Diese fanden es für gut, ihren tapfersten und derbsten Kriegsmann, L. Papirius Cursor, zum Dictator zu wählen, dessen Reiteroberst Q. Fabius Maximus Rullianus wurde. Dieser Letztere wagte in Abwesenheit des Dictators und gegen dessen ausdrücklichen Befehl eine Schlacht gegen die Samniter und erfocht einen großen Sieg.

Dieser Sieg war ein entschiedener Gewinn, obgleich der erzürnte Oberfeldherr dem ungehorsamen Sieger ein todeswürdiges Verbrechen daraus machte und ihm die Strafe nur auf die vereinigten Bitten des römischen Volkes nachließ, zur Begnadigung sich erst bequemte, als seine Strafwürdigkeit nachdrücklich anerkannt war.

Die Samniter baten in Folge dieses Sieges um Frieden. Der Frieden aber scheiterte an den hohen Forderungen der Römer. Auf einen Augenblick wendete sich nun das Blatt zu Gunsten der Samniter. Einem ihrer Helden in diesem Kriege, dem C. Pontius, gelang es, die Römer in eine Falle zu locken, aus der kein Weg, als unter dem Joche durch hinausführte. Er hatte das Gerücht ausgesprengt, daß die Samniter die Hauptstadt Apuliens, Luceria, belagerten. Um die wichtige Stadt zu retten, schlug das römische Heer den kürzesten Weg quer durch Samnium ein: als es, sicher gemacht, den ersten der Päße bei Caudium überschritten hatte und vor dem zweiten in einem rings von Bergen umschlossenen Thale stand, da zeigte sich der Paß vorn durch Verhaue gesperrt, von den Bergen zur Seite rollten Steine herab, von vorn, von hinten, von den Seiten erhoben sich samnitische Schaaren aus verdeckten Stellungen: und mit oder ohne Kampf war das römische Heer, ein doppeltes consularisches Heer, verloren.

Die Consuln, Veturius Calvinus und Postumius Albinus, bequemten sich zu einem Frieden, den das Volk gutheißen werde. Nach diesem Frieden sollten alle von den Römern genommenen Orte den Samnitern zurückgegeben werden; die ein-

zelnen Soldaten sollten waffenlos unter dem Joch abziehen nach altitalischem Recht, das dem völlig Ueberwundenen solche Demüthigung auferlegte; das sämmtliche Gepäck, die Kriegsvorräthe, die Ritter als Geißeln bis zur Genehmigung des Friedens durch das römische Volk, sollten in den Händen der Samniter verbleiben.

Allein zu Rom bestätigte das Volk diesen Frieden nicht. Es gab die Geißeln und die Obern, welche ihn abgeschlossen, dem Feinde preis und glaubte um so billigen Preis der sittlichen Verpflichtung entledigt, jenen Frieden anerkennen zu müssen. Man lieferte die Urheber des Vertrages, die Consuln, und seine Bürgen den Samnitern aus, welche dieses wichtige Opfer indeß nicht angenommen haben sollen: denn der Heiligkeit der Verträge, entgegneten sie, würde nur dann ein Genüge geschehen, wenn das ganze Heer nach jenem Thale von Caudium zurückgesandt würde. Die Römer handelten unehrenhaft, aber die günstige Gelegenheit blieb den Samnitern verloren: der bittere Ernst dieses Krieges vertrug Mitleid und halbe Maßregeln nicht.

Nach diesem halb wieder verlorenen Erfolg treffen wir die Samniter im Besitz des wichtigen Fregellä (oberer Liris), wogegen Luceria, die apulische Festung, in römische Hände fiel. Auch sonst sehen wir in den folgenden Jahren die Samniter den Krieg mit Erfolg führen; in dem Passe von Lautulä gewinnen sie einen großen Sieg über den Dictator Q. Fabius Maximus Rullianus, den ersten der damaligen Feldherren Roms; es war ein gewaltiger Ringkampf beider Völker. Bis zum Jahre 314 hatten die Römer Alles zu fürchten, da auch ihre alten Unterthanen schwierig wurden. Erst in diesem Jahre kehrte ihnen das Glück zurück. Sie sandten 2500 Colonisten nach Luceria in Apulien und faßten in diesem Lande festen Fuß: gleich im nächsten Jahre eroberten sie einige feste und wichtige Orte der Samniter und schlossen allmälig deren Gebirgswälle ein: mehr und mehr sahen sich die Feinde auf den kleinen Krieg in den Bergen und auf Ueberfälle gegen einzelne römische Heerestheile beschränkt. Jetzt erst, da es in der Hauptsache schon zu spät war, kam den Schwerbedrängten Erleichterung: denn die Etrusker, die Stadt Volsinii an der Spitze, erklärten an Rom den Krieg; jedoch die Samniter waren schon so weit herabgebracht, daß ein consularisches Heer wider sie genügte, während ein zweites gegen Norden verfügbar blieb.

Die Etrusker hatten ihre Erhebung mit der Belagerung der römischen Grenzfestung Sutrium begonnen, und obwohl die Römer im Jahre 311 einen Sieg gegen sie erfochten, setzten sie doch die Berennung auch im folgenden Jahre fort. Eine kühne That des Fabius Maximus Rullianus wandte den Krieg schnell zu Gunsten der Römer. Fabius durchbrach mit kecker Entschlossenheit den ciminischen Wald, den man absichtlich hatte verwildern lassen, damit er eine Art von Grenzmauer bilde zwischen etruskischem und römischem Land und erschien dann plötzlich jenseits dieser Waldgrenze zu nicht geringem Schrecken der Feinde. Das etruskische Heer zog von Sutrium ab, um die Heimath zu schützen; es wurde bei Perusia geschlagen, und nun löste sich schnell der lockere Bund der etrurischen Städte. Ein Theil der östlichen trat sofort mit Rom in Unterhandlung, die westlichen folgten, nur Volsinii, das vortheilhaft am gleichnamigen See gelegen war, widerstand lange. Der eigentliche Krieg mit Etrurien aber war in drei Jahren beendigt, und den Samnitern war wenig Erleichterung daraus erwachsen.

Und nun war es zu spät, daß allmälig auch den übrigen kleinen freien oder freigewesenen Volksstämmen Italiens die Augen aufgingen über die Folgen der römischen Siege. Manche mochten sich über die Demüthigung der Samniter gefreut haben; sie sahen jetzt, daß sie keine Ursache dazu hatten. So erhoben sich denn jetzt die Marsen, die Peligner, die Umbrer; die Herniker und die Aequer suchten die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und auch die griechische Seestadt Tarent, der es bedenklich war, daß die römischen Heere ihnen so nahe ihre Erfolge errangen, scheint sich jetzt wenigstens durch Geldzahlungen an die Samniter lebhafter am Kriege betheiligt

zu haben. Allein die Hülfe Tarents ging nicht weiter, es kam mit dieser Stadt nicht zum förmlichen Kriege; den aufgeregten italischen Völkern fehlte ein fester Mittelpunkt und sie erlagen einzeln der römischen Uebermacht. So zuerst die Herniker, die wieder römische Unterthanen zu werden sich bequemen mußten. In Samnium beschränkte sich der Widerstand auf die Schlupfwinkel der Berge, und 304 wurde den Samnitern ein Friede auferlegt, in welchem sie die Majestät des römischen Volkes anerkannten und bedeutende Gebietsschmälerungen über sich ergehen lassen mußten. Aber dieses Volk, zu lange an die Freiheit gewöhnt, die es so kräftig zu vertheidigen gewußt hatte, vermochte diesen Frieden nicht zu halten. Es währte nicht lange, so brach der Krieg von Neuem aus. Allein auch die Aequer wurden jetzt in ihr altes Joch zurückgezwängt; die Marsen und die übrigen nördlichen Cantone der samnitischen Landschaft, die sich erhoben hatten, weil sie durch die neuangelegten Colonien Corsioli und Alba sich bedroht sahen, fügten sich, geschlagen, in das unvermeidliche Verhängniß der römischen Oberherrschaft, und so erlosch denn 304 der zweite und größte der samnitischen Kriege. Nicht sechs Jahr aber währte es, so brach der Kampf aufs Neue aus. Die Samniter wollten sich an den Lucanern schadlos halten und überzogen diese mit Krieg. Der Krieg, der nun folgte, war ein Vertilgungskrieg (298—290): von Lagerplatz zu Lagerplatz zogen die römischen Consuln, um die Häupter der Hydra dieses Krieges auszubrennen, dem, wie jenem fabelhaften Ungeheuer der römischen Sage, das Herkules erst bezwang, als er das Feuer dem Schwert zu Hülfe nahm, zwei Köpfe nachzuwachsen schienen, wo einer abgeschlagen war. Gleichwohl gelang es den Samnitern unter ihrem heldenmüthigen Führer Egnatius Gellius noch einmal ein ansehnliches Heer, dem sich Umbrer, Etrusker und gallische Söldnerschaaren zugesellten, zusammenzubringen, mit welchem sie sich den Römern zu der großen Entscheidungsschlacht bei Sentinum (Umbrien) 295 gegenüberstellten. Ein Decier und ein Fabier, der berühmte Rullianus, befehligten die Römer: dieser stand gegen die Samniter, die er überwältigte; jener weihete sich, den hohen Erinnerungen seines Hauses folgend, dem Tode und erfocht den Sieg gegen die dichtgedrängten Schaaren der Gallier, von denen 25,000 Todte auf dem Platze geblieben sein sollen. Ein letzter Sieg 292 endete den verzweifelten Kampf, legte Samnium vollends zu den Füßen der Römer und machte diese zum herrschenden Volke Mittelitaliens (290).

Diese Kämpfe führten das römische Volk gleichsam ins Mannesalter hinüber. Auch die Verhältnisse im Innern nöthigten sie, die Kräfte einmüthig zusammenzunehmen. Zu den früheren Errungenschaften kam im Jahr 326 das Gesetz, welches die Schuldhaft aufhob. Denkwürdig war das Jahr 312, in dem Appius Claudius die Censur bekleidete. Er machte sich durch Anlegung einer Wasserleitung und einer Straße, welche unter dem Namen der appischen in südlicher Richtung auf Capua führte und so vortrefflich aus Quadern ohne Mörtel zusammengefügt war, daß sie später den Namen „Königin der Chausseen" erhielt, um das römische Volk verdient. Aufgewachsen in den altpatricischen Erinnerungen seiner Familie aber suchte er einen neuen Halt gegen die siegreiche Plebs in der Klasse der Libertinen oder der freigelassenen Sclaven, deren Zahl also damals schon sehr bedeutend gewesen sein muß, zu gewinnen und nahm dieselben deshalb in alle Tribus, ja selbst in den Senat auf: eine Verfügung, die indeß von den regierenden Consuln nicht anerkannt wurde. Auch hatte die Neuerung keinen Bestand, denn im Jahre 304 wurden die Freigelassenen auf die vier städtischen Tribus, also auf eine sehr wenig bedeutende Stellung beschränkt. In diesem Jahre veröffentlichte C. Flavius, der Secretär des Appius Claudius, ein Rechtsbuch, eine Belehrung für das Volk, in welcher Form und an welchem Tage es seine Klagen vor den Richter bringen könne, welche Tage Rechtsprechtage seien und an welchen Sitte und Religion Recht zu geben und zu nehmen untersagte: ein nützliches und zeitgemäßes Werk, welches den gemeinen Mann gegen manche Will-

für der Beamten schützte. Den Schlußpunkt aber in dem langen Kampfe der Gemeinde um Gleichstellung mit den Patriciern bildete das Gesetz, welches Quintus und Cnejus Ogulnius im Jahre 300 einbrachten und durchsetzten, daß nämlich zu den vier patricischen Augurn und den vier patricischen Pontifices vier plebejische Pontifices und fünf plebejische Augurn hinzugewählt werden sollten. Damit war Alles beendet: in den Priesterthümern hatten die Patricier sich am längsten als besonderer Stand gefühlt und behauptet: jetzt endlich hatten Patricier und Plebejer dasselbe Recht, dieselben Götter, dasselbe Vaterland, das sie wetteifernd mit ihrem Blute vertheidigt und groß gemacht hatten.

Grossgriechenland. Tarent.

Unter den Niederlassungen, welche die Griechen frühzeitig an diesen schönen Gestaden Süditaliens gegründet hatten, war die reichste und mächtigste die Stadt Taras oder Tarent, auf einer Landzunge an dem Meerbusen, der jetzt noch ihren Namen führt, gelegen: die alte Japygierstadt, die an dieser Stelle stand, hatten um 707 v. Chr. dorische Ansiedler besetzt, und sie hatte sich seither zu einer immer steigenderen Blüthe entwickelt. Der Boden ihres Gebiets war von Natur reich gesegnet; neben ihrem Wein und ihren Früchten von mancherlei Art war ihre Wollzucht berühmt, und zur Verwendung der erzeugten Wolle bot die Purpurschnecke des Golfs die beste Gelegenheit. Die Lage an der See, der schwungvolle Handel und Fabrikbetrieb nährte unter der Bevölkerung den übermüthigen Freiheitsgeist, der in den hellenischen Colonien ohnehin zu üppiger Blüthe gedieh. Hier, zu Tarent, fand dieser Freiheitssinn seinen Ausdruck in einer sehr freien demokratischen Verfassung, und die Bevölkerung, welche aus Kaufleuten, Schiffern, Fabrikherren und Fabriksclaven bestand, war zu der Zeit, in welcher die römischen Waffen ihrem Gebiete sich näherten, bereits durch Luxus entartet und verweichlicht. Sie hatten die Samniter in ihrem großen Kampfe gegen Rom nicht mit der rechten Energie unterstützt: jetzt waren die Samniter gefallen, und die Tarentiner begannen unruhig zu werden bei dem neuen und unerhörten Wachsthum einer Macht, die sie in ihrem hellenischen Stolz für eine „Barbarenstadt" hielten.

Mit Besorgniß und Unwillen sahen sie, wie ein tüchtiges, geordnetes, freies Staatswesen aus andern als hellenischen Elementen sich bilden konnte: aber zum kräftigen Handeln fanden sie den Weg nicht. Sie gaben Thurii, eine andere griechische Stadt jener Gegenden, den Angriffen der Lucaner preis, so daß die Stadt zu demselben Mittel griff, zu welchem die Campaner sich bequemt hatten, und sich in römischen Schutz gab: die Lucaner fügten sich der römischen Abmahnung, griffen aber bald darauf, während zugleich andere Wirren den Römern zu schaffen machten, Thurii aufs Neue an.

Ein römisches Geschwader kam im Jahre 289, vielleicht vom Sturm verschlagen, bei Tarent in Sicht und steuerte dem Hafen zu. Die Menge, im Theater versammelt, längst den Römern grollend, wurde von leidenschaftlichen Demagogen aufgeregt und an einen alten, längst verschollenen Vertrag erinnert, der den Römern jenseits des Vorgebirges Lacinium zu steuern untersagte: einen Vertrag, der ihnen das adriatische Meer verschließen sollte, der aber Sinn und Bedeutung verlor, sobald die Römer, wie dies jetzt der Fall war, nördlich vom lacinischen Vorgebirge Gebiet am adriatischen Meere besaßen.

Man erhitzte sich, ein Theil der Zuschauer stürzte hinaus, dem Hafen zu, überfiel die ungewarnten römischen Schiffe, und einmal im Zug, nahmen sie deren fünf, tödteten ihre Mannschaften und nahmen eine Zahl gefangen, während die übrigen, ohne ihren Anführer, der im Kampfe mit den Wahnsinnigen gefallen war, das Weite suchten.

Man bezwang in Rom den gerechten Grimm, weil man durch einen Krieg mit Tarent einen jener Soldatenkönige nach Italien zu ziehen fürchtete, welche in der an glücklichen Abenteurern so reichen Periode nach Alexanders des Großen Tode durch die verworrenen Zeitverhältnisse groß gezogen und ermuthigt wurden, und

schickte, statt sofort den Krieg zu erklären, erst Gesandte nach Tarent, welche Genugthuung verlangen sollten.

Diese Gesandten kamen zu ungünstiger Zeit. Es war das Fest des Dionysos, an welchem der ernsteste der griechischen Philosophen, Plato, dem Weingotte zu Ehren selbst dem Weisen einen Rausch nachsieht; ein Fest, an dem die zügellose Lust der Menge zu jedem Muthwillen und zu jeder Thorheit aufgelegt war. Vor dem trunkenen Volke sollten die römischen Gesandten sprechen, von der Tiefe des Theaters, der Orchestra aufwärts nach den in Terassen aufsteigenden Sitzen des Volkes hin, ganz gegen die römische Sitte, welche von der Rednerbühne herab ernst zu ernsten Männern reden hieß.

Das Volk lachte, wie den Römern nicht die Zungenfertigkeit griechischer Volksredner zu Gebote stand, man trieb Unfug und Hohn, und ein Elender fand sich, der dem Pöbel zur Freude dem römischen Gesandten beim Ausgang aus dem Theater die Toga besudelte. Das Wort des Römers, der in würdiger Fassung sein Gewand schüttelnd ausrief: den Flecken hier soll euer bestes Herzblut abwaschen! verhallte in dem Lärm und Gelächter: aber der Krieg, den der zügellose Muthwille suchte, war da.

Die Römer zögerten nicht, ein Heer ins tarentinische Gebiet einrücken zu lassen. Sie kannten die Verhältnisse der Stadt, wo die Reichen, die eine aristokratische Partei bildeten, den Frieden erhalten wollten und dem zügellosen Treiben der Menge abhold waren: und ungeachtet die Tarentiner so eben noch Thurii überfallen und bestraft hatten, hatten ihre Feinde Mäßigung genug, noch einmal Genugthuung zu verlangen, noch einmal um den Preis der Rückgabe der Gefangenen, Zurückstellung der Stadt Thurii und Auslieferung der Urheber jenes schmachvollen Ueberfalls der römischen Schiffe, den Frieden anzubieten.

Allein die Friedenspartei vermochte es nicht ihren Willen durchzusetzen, und während die Römer schon die Landhäuser des tarentinischen Gebiets verwüsteten, lief in der Stadt eine Nachricht ein, welche das Strohfeuer ihrer kriegerischen Begeisterung nur noch höher aufflackern machte. Der Führer zum Sieg war gefunden: König Pyrrhus von Epirus hatte eingewilligt, der Feldhauptmann der Republik Tarent in ihrem Kriege gegen die Barbaren zu sein. —

Tarentinischer Krieg. König Pyrrhus.

In der That und nicht mit Unrecht galt König Pyrrhus, an den die Tarentiner sich gewandt hatten, für den größten Feldherrn und gewaltigsten Kriegsmann seiner Zeit. Er hatte eine an Abenteuern und Gefahren reiche Jugend hinter sich. Dem alten Königshause der Aeaciden, welches Herakles und Achilleus unter seinen Ahnen zählte, entsprossen, war er nach dem Tode seines Vaters, des Molosserfürsten Aeacides, mit Noth den Mörderhänden einer feindlichen Partei entrissen worden, hatte dann unter den berühmten Feldherren Alexanders des Großen seine Schule gemacht und an der Seite des Antigonus 301 die berühmte Schlacht bei Ipsus mitgefochten. Er war dann Geisel am Hofe zu Alexandria gewesen und von dem König Ptolomäus dem Lagiden zu seinem Eidam erhoben worden: mit dessen Hülfe gelangte er wieder zu seinem väterlichen Reiche, dessen Umfang er ansehnlich erweiterte. Dann war ihm in dieser Zeit des kriegerischen Würfelspiels ein großer Wurf gelungen: der macedonische Thron, das Diadem Alexander des Großen, ward ihm angetragen. Allein er vermochte sich dort nicht lange zu behaupten. Der widerwillige Stolz der Macedonier ertrug die Herrschaft des Fremdlings nicht, und er sah sich nach kurzem Besitz wieder auf den kleinen Strich am adriatischen Meere beschränkt, als die tarentinischen Gesandten den Gedanken in ihm weckten oder bestärkten, das Werk des großen Alexanders im Westen zu wiederholen und dasjenige auszuführen, was den großen Eroberer selbst auszuführen nur der Tod verhindert habe.

Die glücklichen Feldherren und Schüler Alexanders, die neuen Könige des Schwertes, in deren Anschauungsweise auch Pyrrhus aufgewachsen war, liebten es, Königreiche auf einen Wurf zu setzen und Throne zu erbeuten, wie andere Be-

sitzthümer, die der Krieg dem, der das Glück hat, zuzuwerfen pflegt. Was den König von Epirus zumeist bewog, der tarentinischen Aufforderung Gehör zu geben, war die Freude am Kriegsspiel, das seinem Feldherrngeist und seiner unruhigen ritterlichen Natur Bedürfniß geworden war, und der kühne Flug seiner Phantasie, welche ihn, wie Plutarch so richtig von ihm sagt, stets durch Hoffnungen wieder verlieren ließ, was er durch Thaten gewonnen hatte. Samnitische und lukanische Boten waren bei ihm gewesen und hatten ihm von der Gährung Italiens, von dem tiefen Hasse der unterworfenen Stämme gegen die siegreichen Römer erzählt. Jetzt erschienen die tarentinischen Gesandten. Tarent sollte ihm die Handhabe sein, an der er das Glück zu fassen gedachte: aber weit mehr als dies — Italien, Sicilien, Karthago, ein großes westliches Hellenenreich lag vor seinen Blicken, als er sich in Bewegung setzte und im Jahre 281 mit 20,000 Schwerbewaffneten, 3000 Reitern, 2000 Schützen, 500 Schleuderern, 20 Elephanten nach stürmischer Fahrt an der italischen Küste landete, wohin sein vertrauter Rath Kineas mit 3000 Mann bereits vorausgegangen war.

Den Tarentinern behagte jedoch seine Weise wenig. Der Jubel verging den übermüthigen Städtern bald, als ihre Straßen von den Tritten der Fremden widerhallten, als der große Kriegsfürst ihre Bürger eilig in seine harte Schule nahm, sie unnachsichtlich zu Wacht- und Postendiensten anhielt und ohne Weiteres in seine Phalanx einstellte.

Allein zum Klagen war es jetzt zu spät; ein römisches Heer unter P. Valerius Lävinus stand in Lukanien, während eine andere Truppenabtheilung die Samniter im Zaume hielt und ein zweites consularisches Heer gegen die Etrusker stand.

Pyrrhus war bereits in der kurzen Zeit zur Erkenntniß gekommen, daß die Römer gefährlichere Feinde und die Tarentiner unzuverlässigere Bundesgenossen waren, als er gedacht: er wünschte Vermittler und Schiedsrichter zwischen den beiden Staaten zu werden.

Allein die Römer hatten nicht umsonst ein halbes Jahrtausend mit den Völkern Italiens in schweren Kämpfen gerungen: es war dem Volke zu klarem Bewußtsein geworden, daß seiner Republik die Herrschaft über die Völker und Städte Italiens gebühre und Niemanden sonst: ein ganzes Geschlecht großer und tapfrer Männer, plebejische Adelige mit patricischen wetteifernd, Männer wie C. Fabricius Luscinus und Appius Claudius standen am Ruder, und gleichsam als eine Beleidigung faßte man es, daß ein fremder König den Boden des republikanischen Italien betreten habe.

So mußten denn die Waffen entscheiden. Der Fluß Siris, der bei Heraklea in den tarentinischen Meerbusen fällt, trennte die macedonisch-epirotische Phalanx von den römischen Legionen. Das ist nicht die Schlachtordnung von Barbaren! ließ sich der König vernehmen, als er die Feinde zu Gesicht bekam und mit Erstaunen gewahrte, wie ihre geschlossenen Reihen im Angesichte des Feindes den Fluß überschritten. Eben an diesem Fluß bei Heraklea erfolgte der erste Zusammenstoß.

Die Römer schütteten den Hagel ihrer Pila über die Phalangen des Königs, die indeß mit Festigkeit ihr siebenmaliges heftiges Anstürmen bestanden. Merkwürdiger Weise hatten die römischen Reiter, der schwächste Theil ihres Heeres, die feindliche Reiterei, die vortrefflich war, geworfen.

Die Reihen der Epiroten fingen an zu wanken, als König Pyrrhus, der selbst durch die Reihen der Seinigen, sie ordnend und ermuthigend eilte, die unerwartetste und schrecklichste seiner Waffen ins Gefecht brachte. Es waren die Elephanten, die man auf diesem Boden noch nie gesehen hatte. Die Pferde scheueten vor dem neuen Anblick und der ungewohnten Witterung der großen Thiere, sie versagten sich der Lenkung ihrer Reiter, und deren Flucht entblößte die Flanke der Legionen, in welche nun thessalische Reiterei einsprengte. So war denn die Schlacht für die Römer verloren mit einem Verlust von 7000 Todten.

Es erregte jedoch des Pyrrhus ganze Verwunderung und machte ihm ernste

Gedanken, als er auf dem Schlachtfelde an den Reihen und Haufen der gefallenen Römer vorüberschritt und bei Allen die Wunden vorn und in den erblaßten Gesichtern den Ausdruck unbeugsamen Muthes gewahrte. Obwohl er nun selbst bedeutenden Verlust erlitten und von der Tapferkeit der Römer einen tiefen Eindruck empfangen hatte: so war doch der erste Wurf — im Kriege niemals eine gleichgültige Sache — für ihn, und die italischen Bundesgenossen, die Samniter, Lucaner, stellten sich bei ihm ein.

Gleichwohl täuschte Pyrrhus sich über die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht; er wollte Frieden mit Rom und schickte, während er selbst durch das furchtbar verheerte Samnium, durch das blühende Campanien bis nach Präneste rückte, um die Friedensverhandlungen durch einen kriegerischen Eindruck zu unterstützen, seinen Minister, den Cineas, mit Friedensanträgen nach Rom.

Der gewandte und beredte Grieche stellte die Anträge, welche im Wesentlichen ein Aufgeben der letzten Eroberungen bedeutet hätten, im lockendsten Lichte dar und ließ seine höfischen Künste spielen. Manche schreckte die erlittene Niederlage, die Nähe des epirotischen Heeres, die harte Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges — eine wichtige und folgenschwere Entscheidung stand bevor. Als aber die Sache im Senat zur Verhandlung kam, da lieh Appius Claudius, der von den Staatsgeschäften sich zurückgezogen hatte, weil er blind geworden war, der aber an diesem Tage sich ins Senat-Haus hatte tragen lassen, dem echten Römergeiste den gewaltigen Ausdruck, der seinem herben, aber großen Character und dem trotzigen Patriciergeschlechte, dem er angehörte, eigen war. Er bedaure es, sprach er, daß er, der Blinde, nicht auch taub sei, damit er die unwürdigen Friedensreden nicht zu vernehmen brauche. Ihr habt euch vermessen, sprach er, daß jener große Alexander selbst, wenn er nach Italien gekommen wäre, euch seinen Ruhm oder sein Leben hätte lassen müssen, und ihr zittert jetzt vor diesen Chaonern und Molossern — vor diesem König Pyrrhus, der niemals etwas Größeres gewesen ist, als der Waffenträger eines der Leibwächter Alexanders! —

Der Friede ward unter dem Eindruck seiner Worte verworfen, Cineas angewiesen, sofort Rom zu verlassen. Friede sei unmöglich, ehe der König Italien geräumt habe.

Es war die Wahrheit, wenn man zu Rom sagte, daß König Pyrrhus den Consul Lävinus, nicht aber die Epiroten das römische Volk besiegt hätte. Cineas selbst, der von Anfang gegen den Feldzug gewesen, war überwältigt von dem Anblick dieses Staats und dieses Volks. Nirgends hatten noch solche Gegner einem Hellenen gegenüber gestanden; ihm sei, so berichtete er seinem Herrn, der Senat zu Rom wie eine Versammlung von Königen erschienen.

Pyrrhus mußte sich entschließen, wieder rückwärts zu gehen. Selbst die latinischen Städte hatten ihm ihre Thore verschlossen, neue römische Truppen sammelten sich auf seiner Flanke und in seinem Rücken, und Samnium war zu lange der Schauplatz eines verheerenden Krieges gewesen, um eine Operationsbasis — ein Raum, aus dem ein Heer seine Bedürfnisse bezieht — für seine Unternehmungen darbieten zu können. Auch hatte er kein rechtes Herz mehr zu diesem Kriege. Die Römer hatten ihm seine Hochachtung und Bewunderung abgewonnen, besonders als einer ihrer Trefflichsten, C. Fabricius Luscinus, der wegen Austausches der Gefangenen zu ihm gekommen war, durch seinen hohen und edlen Patriotismus den Gegensatz römischer Tüchtigkeit und der Fäulniß griechischer Zustände ihn klar erkennen ließ. Ueber den dieser Wahrnehmung zu Grunde liegenden Vorgang wird Folgendes erzählt: Der König, der da wußte, daß Fabricius in großem Ansehen in Rom stand, suchte ihn für sich zu gewinnen. Ich weiß es, sprach er zu ihm, daß du ein kriegserfahrener und tugendhafter Mann bist. Aber du bist arm. Gestatte mir daher, dir von meinen Schätzen so viel zu geben, daß du reicher seiest, als die andern Senatoren. Ich verlange dafür von dir nichts Entehrendes, sondern nur, daß du deinem Volke zum Frieden räthst. — Fabricius antwor-

Gedanken, als er auf dem Schlachtfelde an den Reihen und Haufen der gefalle-

der Waffenträger eines der Leibwächter Alexanders! —

Der Friede ward unter dem Eindruck

Schlacht bei Asculum.

Digitized by Google

tete: Ich danke dir, lieber König, für die gute Meinung, die du von mir hast; aber damit du sie behalten mögest, behalte auch dein Geld. Darin hast du recht, daß ich arm bin, aber ich bin auch glücklich, denn ich besitze die Achtung meiner Mitbürger! — Am nächsten Tage hatte es Pyrrhus einrichten lassen, daß hinter der Tapete, vor der Fabricius seinen Platz erhalten hatte, der größte Elephant des Heeres stand. Nach der Unterredung ward die Tapete weggezogen, und brüllend streckte das gewaltige Thier seinen Rüssel über Fabricius hin. Furchtlos schauete dieser den König an und sprach: So wenig als mich gestern dein Geld rührte, so wenig schreckt mich heut dein Elephant! — Ein anderer Vorgang hatte eine ähnliche Wirkung auf den König ausgeübt. Die Gefangenen, denen er in seinem ritterlichen Sinn die Erlaubniß gab, über das Saturnalienfest nach Rom zu gehen, kehrten in die Gefangenschaft zurück, ohne daß von einem Einzigen auch nur der Versuch gemacht worden war, durch einen Bruch seines verpfändeten Wortes die Freiheit wieder zu gewinnen. Sie thaten, was sie schuldig waren, und für Männer von Ehre verstand sich die Rückkehr in diesem Falle von selbst: aber der König mochte daran denken, daß die Söldner, die er befehligte, in einem gleichen Falle anders gehandelt haben würden. Die Schlacht am Siris, der Zug auf Rom, die Friedensanträge waren vergeblich gewesen. Die Italiker hatten sich nicht, wie er gehofft, in Masse erhoben; von den gefangenen Römern hatte nicht Einer bei ihm Dienste genommen; die Tarentiner folgten ungern und lauen Sinnes seiner Führung: er kam entmuthigt nach Tarent zurück, und der Schauplatz des Feldzugs von 279 war wieder tief im Süden.

Dort bei Ascalum in Apulium trafen die Heere zum zweiten Male aufeinander. Pyrrhus hatte wenig gewonnen, wenn er die Schlacht gewann: verlor er sie, so war Alles verloren. Mehr als 70,000 Mann standen auf jeder der beiden Seiten einander gegenüber: auf Pyrrhus Seite die tarentinische Miliz, die verbündeten Samniter, Lucaner, Bruttier, die epirotischen und griechischen Truppen, 8000 Reiter, 19 Elephanten: gegenüber die italischen Mannschaften, deren Kern 20,000 römische Bürger bildeten. Zwei Tage wurde gefochten. Die Phalanx, an deren eiserner Masse der kraftvolle Muth der Römer wiederum abprallte, auf günstigem Terrain entfaltet, und die Elephanten, deren Stoß die feindlichen Reihen ins Schwanken brachte, entschieden noch einmal für Pyrrhus: allein die Flucht der Römer wurde durch das nahe Lager für ihn minder verhängnißvoll, und sie hatten nur ein Treffen verloren, keine entscheidende Niederlage erlitten. 6000 auf römischer, 3000 auf Pyrrhus Seite waren gefallen, Pyrrhus selbst verwundet. Seine Hoffnungen erfüllten sich nicht; die Grenzen seiner epirotischen Heimath wurden von gallischen Schwärmen bedroht; seine Stellung in Italien wurde schwierig, denn er hatte keine Stütze als sein Heer und die Stadt Tarent; ungebrochener als je standen die Römer und ihre Bundesgenossen da.

Unter diesen Umständen kam ihm eine Aufforderung der Stadt Syracus auf Sicilien zu, welche ihn einlud, die zerrütteten Angelegenheiten ihrer Insel zu ordnen und die Kraft der Griechenstädte gegen die immer weiter um sich greifenden Carthager zu vereinigen. Pyrrhus mochte hoffen, in Sicilien einen Stützpunkt gegen Italien zu gewinnen; er hatte keine Wahl; nachdem er vergebens versucht hatte, zwischen seinen italischen Bundesgenossen und den Römern einen Frieden zu vermitteln, überließ er für die nächste Zukunft Italien sich selbst und schiffte sich nach Sicilien ein.

Jahrhunderte lang hatte die punische Kaufmannsrepublik Carthago auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste mit den zahlreichen Griechenstädten der Insel und deren Vorort Syracus um den Besitz der schönen Landschaft gerungen. Die Blüthe der griechischen Pflanzstädte war vorüber; die Zwietracht zwischen dem dorischen und jonischen Stamme, welche das Mutterland zerfleischt und den Grund zu seinem Verfalle gelegt hatte, und die auch der Colonien sich bemächtigte, Tyrannenherrschaften in den Städten und die wilden Zerrüttungen, welche ihnen vorausgingen oder folgten,

arbeiteten den Carthagern oder auch räuberischen Banden italischer Miethssoldaten in die Hände. So hatte sich eben jetzt, als König Pyrrhus erschien, ein Schwarm dieser letzteren, der sich die Mamertiner oder Marssöhne nannte, der Stadt Messana bemächtigt und vor den Mauern von Syracus lag ein carthagisches Landheer und eine carthagische Flotte. Und nun wiederholte sich, was so eben in Italien geschehen war. Die Griechenstädte athmeten auf und schlossen sich dem kräftigen und siegreichen Führer an, der in drei Jahren die Punier so völlig überwand, daß sie bereit waren, Sicilien mit Ausnahme ihrer ältesten und westlichsten Besitzung, der festen Stadt Lilybäum, zu räumen; auch gelang es ihm, die Mamertiner in Messana einzuschließen. Aber Lilybäum zu nehmen, war unmöglich, und dies gab seinem Ansehen bei den Bewohnern Siciliens einen Stoß. Entartet, wie die Tarentiner, welche die alte Hellenenfreiheit nicht mehr behaupten und doch auch nicht vergessen konnten, waren sie unzufrieden mit Pyrrhus, der sie zu sehr den König und den Kriegsherrn fühlen ließ, und dessen Erfolge nun doch ihren Ansprüchen nicht genügten.

Inzwischen war seinen italischen Bundesgenossen die Vertheidigung gegen die Römer schwer geworden. Ihre Klagen, ihr Hülferuf drang dem Könige zu Herzen, und um ihnen beizustehen, schiffte er sich wiederum mit seinen Truppen ein. Allein auf dem Wege sah er sich von der Flotte der Carthager, welche die gleiche Feindschaft jetzt zu den Bundesgenossen der Römer machte, angegriffen: er verlor in einem ungünstigen Seegefechte einige Schiffe, und dieser Stoß brachte seine schon zuvor stark erschütterte Stellung auf Sicilien vollends zum Stürzen. Seine Dinge standen schlimm, indeß er that, was er konnte; er stellte das Heer der italischen Verbündeten wieder her und suchte im Frühling 275 die Römer wieder im Felde auf, die er unter ihrem Consul Manius Curius Dentatus bei Maleventum (Samnium) traf. Das Glück hatte ihn verlassen; die Heeresabtheilung, die er den Römern in den Rücken schicken wollte, verirrte in den Wäldern und gelangte nicht an ihr Ziel. Die römischen Schützen trieben die Elephanten gegen seine eigenen Leute; seine siegreichste Waffe kehrte sich somit gegen ihn selbst, und die Römer hatten die Schlacht und damit den ganzen Krieg gewonnen.

Der Plan eines westhellenischen Königreichs war an seiner inneren Unmöglichkeit gescheitert. Zwar ließ Pyrrhus einen seiner Befehlshaber, Milon, mit 3000 Mann auf der Burg zu Tarent zurück, welche, von der Stadt durch Mauern und Graben geschieden, den Eingang zum Hafen beherrschte: er selbst aber begab sich nach Epirus, wo er sich bald in einen neuen Strudel von Hoffnungen und Wagnissen stürzte. In einem Sturme auf Argos, in den Straßen dieser Stadt, fand der große Abenteurer, der ritterliche König, der unglückliche Nachahmer Alexander des Großen, seinen Tod (272).

Jetzt erst wich auch Milon dem Geschick und überlieferte die Burg den Römern: damit fiel auch die Stadt den Römern in die Hände, die in gerechter Furcht vor der verdienten Rache es vorgezogen hätte, sich den Carthagern zu ergeben, deren Flotte im Hafen lag.

Tarents Waffen und Schiffe wurden ausgeliefert, ihre Mauern niedergerissen, ihre Verfassung ließ man bestehen. Der Krieg war zu Ende (272).

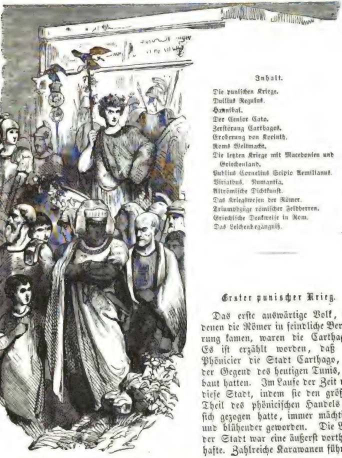
Der Triumph, den mit dem Consul Curius Dentatus das römische Volk feierte, war schwer errungen und wohl verdient. Die Menge freute sich der fremden Gefangenen und staunte die großen Kriegselephanten an, das bisher nie gesehene seltsame Beutestück.

Die leitenden Staatsmänner aber mochten sich freuen, daß jetzt ihre Stadt das große Ziel, die Hauptstadt Italiens zu sein, wirklich und unbestritten erreicht habe und mochten ahnungsvoll in die Zukunft und ihre Kämpfe schauen, deren Richtung ihnen jene punische Flotte andeuten konnte, die vor Tarent erschienen war, und die unverrichteter Sache nun nach Carthago heimwärts steuerte.

Drittes Buch.

Das Zeitalter der außeritalienischen Kriege und Eroberungen.

Aus der Zeit der beiden ersten punischen Kriege.*



Inhalt.

Die punischen Kriege.
Duilius Regulus.
Hannibal.
Der Censor Cato.
Zerstörung Carthagos.
Eroberung von Korinth.
Roms Weltmacht.
Die letzten Kriege mit Macedonien und Griechenland.
Publius Cornelius Scipio Aemilianus.
Viriathus. Numantia.
Altrömische Dichtkunst.
Das Kriegswesen der Römer.
Triumphzüge römischer Feldherren.
Griechische Denkweise in Rom.
Das Leichenbegängniß.

Erster punischer Krieg.

Das erste auswärtige Volk, mit denen die Römer in feindliche Berührung kamen, waren die Carthager. Es ist erzählt worden, daß die Phönicier die Stadt Carthago, in der Gegend des heutigen Tunis, erbaut hatten. Im Laufe der Zeit war diese Stadt, indem sie den größten Theil des phönicischen Handels an sich gezogen hatte, immer mächtiger und blühender geworden. Die Lage der Stadt war eine äußerst vortheilhafte. Zahlreiche Karawanen führten

* Nach Chr. Oeser, Weltgeschichte, mit Zusätzen aus F. Rösselt, Weltgeschichte, F. Ziegler, Geschichte des Alterthums, und Niebuhr, Geschichte der Römer.

die reichen Producte des mittlern Afrika nach Carthago, und hier warteten schon Schiffe, sie einzunehmen, um sie gegen Erzeugnisse anderer Länder umzutauschen. Die Carthager trieben nicht nur auf dem mittelländischen Meere ausgebreiteten Handel, sondern sie befuhren auch das atlantische Meer und hatten in vielen Ländern Handelsniederlassungen errichtet. Namentlich war das auch auf den Inseln Corsika, Sardinien und Sicilien geschehen.

So lange die Römer nur in Italien Eroberungen machten, waren beide Völker einander nicht in den Weg gekommen; nun aber änderte sich die Lage.

Die nächste Veranlassung war diese: Aus den Kriegen, welche König Agathokles von Syracus gegen die Carthager geführt hatte, war eine Schaar italischer Söldlinge in Sicilien zurückgeblieben, welche sich Marssöhne oder Mamertiner nannten. (S. S. 68.) Ums Jahr 280 traten sie den Rückweg nach ihrer Heimath an. In Messina aber, das ihnen gastliche Einnahme gewährt hatte, gefiel es ihnen so wohl, daß sie beschlossen, sich hier für immer festzusetzen. Sie überfielen die Einwohner, tödteten oder verjagten alles Männliche, nahmen Messina in Besitz und gründeten eine Art von Raubstaat.

Diesem Raubstaate war jedoch nur ein kurzes Dasein beschieden. Zunächst gerieth er mit Hiero, dem Könige von Syrakus, in Verwicklungen. Dieser schlug die Mamertiner in einer Feldschlacht, dann belagerte er die Stadt. Schon machten sie Miene, sich zu ergeben, da bot der carthagische Feldherr Hanno ihnen Beistand an. Als sie ihm aber die Burg eingeräumt hatten, trat es zu Tage, daß er es darauf abgesehen habe, sich der Stadt zu bemächtigen. In ihrer Noth baten die Mamertiner die Römer um Beistand, der ihnen auch sogleich zugesagt ward.

So kam es zum Kriege. Man nennt die Kriege zwischen Rom und Carthago, deren drei geführt worden sind, punische Kriege, weil die Carthager auch Punier genannt wurden.

Der erste punische Krieg währte von 264—241 v. Chr., also 23 Jahre. Es war ein kühnes Wagniß von den Römern, mit einer Seemacht einen Krieg anzufangen, ohne selbst auch nur eine schwache Flotte zu besitzen. Auf zusammengebundenen Brettern setzten sie nach Sicilien über. Schnell eroberten sie mehrere carthagische Niederlassungen, und es kam zwischen ihnen und dem König Hiero von Syrakus zu einem Bündnisse gegen Carthago. Endlich fiel auch Agrigent, die wichtigste carthagische Stadt der Insel, in ihre Gewalt. Um aber den Krieg gegen den seemächtigen Feind mit Erfolg weiter führen zu können, mußten die Römer eine Flotte haben, und doch verstanden sie sich auf den Bau von Kriegsschiffen noch nicht. Da fügte es das Geschick, daß ein carthagisches Kriegsschiff an der Küste Italiens strandete. Nach dem Muster desselben ward der Bau von Schiffen in Angriff genommen, und während die Arbeiter an den Schiffen zimmerten, wurden die Mannschaften zu Lande auf künstlichen Ruderbänken emsig im Rudern geübt. Schon nach 60 Tagen lag eine Flotte von 130 Schiffen vor Anker. Trotz ihrer Unerfahrenheit wagten sie sich hinaus aufs Meer. Die ersten Kämpfe fielen nicht glücklich für sie aus. Die Noth brachte den Führer der Flotte, Duilius, auf die Erfindung der Raben oder Enterhaken, wodurch man die feindlichen Schiffe festzuhalten und den Seekampf einem Landtreffen möglichst ähnlich zu machen suchte. Als nun die feindlichen Flotten bei Mylä an der Nordspitze Siciliens zusammentrafen, zogen die Römer die carthagischen Schiffe mit den Raben heran und sprangen auf die Verdecke. Mann gegen Mann einander gegenüberstehend, waren sie die Stärkeren, und es wurde die ganze feindliche Flotte erobert. Die Kunde von dem Siege erregte in Rom die höchste Freude. Dem Sieger Duilius wurde eine Ehrensäule von weißem Marmor errichtet, die umstellt ward von Schnäbeln eroberter Schiffe. Auch ward dem Sieger das Recht zugesprochen, daß er sich Abends von Gastmählern mit einer Fackel könne vorleuchten und mit Musik nach Hause könne begleiten lassen.

Ein neuer Seesieg (bei dem Vorge-

birge Eknomos) brachte die Römer auf den kühnen Gedanken, mit einem Heere unter dem Consul Attilius Regulus den Feind in seinem Lande anzugreifen. Es fand eine Landung statt, eine Stadt nach der andern fiel in die Gewalt der Römer. Die Umgegend von Carthago glich einem Garten und war mit Landhäusern bedeckt, die üppigen Reichthum verriethen. Regulus bedrohete die Hauptstadt, wurde aber von Xanthippus, der mit 10,000 Spartanern den Carthagern zu Hülfe gekommen war, geschlagen und gefangen. Carthago sandte ihn jetzt nach Rom, um günstige Friedensbedingungen zu vermitteln, er hatte aber das Versprechen geben müssen, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls seine Entsendung ohne den von ihnen gewünschten Erfolg bleiben sollte. Der großherzige Römer kam nach Rom, entdeckte dem Staate die mißliche Lage der Carthager, widerrieth den Frieden und kehrte ungeachtet der Bitten seiner Angehörigen in die Gefangenschaft zurück, wo er von den Carthagern in grausamer Weise umgebracht wurde.

Gemäß seinem Rathe, rüsteten die Römer auf's Neue, um den Krieg fortzusetzen. Zwar wurden mehrere ihrer Flotten durch Seestürme vernichtet, doch beugte das ihren Muth nicht, und immer wieder sahen die Carthager sich von neuen Gefahren bedroht. Endlich gelang es dem Consul Lutatius Catulus im drei und zwanzigsten Jahre des Krieges, die ganze Seemacht der Carthager in einer Seeschlacht zu vernichten, so daß die Ueberwundenen, für ihre Hauptstadt besorgt, den Frieden anboten. Nur unter harten Bedingungen wurde er ihnen gewährt. Sie mußten nicht nur Sicilien räumen, sondern auch versprechen, sich aller Eroberungen im mittelländischen Meere und an den europäischen Küsten zu enthalten und drittehalb Millionen Thaler unsres Geldes als Tribut den Siegern zahlen. Jetzt traten die Römer in den Besitz Siciliens und nahmen überdies den Carthagern — mitten im Frieden — das damals sehr ergiebige Sardinien.

Carthagos größter Feldherr jener Zeit, Hamilcar, flößte seinen im Wohlleben erschlafften Landsleuten indessen so viel kriegerischen Sinn ein, daß sie mit Hülfe fremder Soldtruppen, zum Ersatz für die verlorenen Inseln Sicilien und Sardinien, unter seiner Führung die Eroberung Spaniens begannen.

Die Römer züchtigten in derselben Zeit die Königin von Illyrien, Teuta, welche durch Seeräubereien das adriatische Meer beunruhigte. Sie mußte dem Throne entsagen und einem Statthalter, als Vormund ihres unmündigen Sohnes, das Reich überlassen. Als dieser aber später sich der Oberherrschaft der Römer zu entziehen versuchte, wurde Illyrien ganz unterworfen, so daß nun die römische Herrschaft schon bis über das adriatische Meer reichte und an Macedonien und Griechenland grenzte.

Zweiter punischer Krieg. Hannibal.

Der mit Rom eingegangene Friede war zu nachtheilig für die Carthager, als daß er von langer Dauer hätte sein können. Als der carthagische Feldherr Hamilcar sich anschickte, zu Schiffe nach Spanien zu gehen, bat ihn sein neunjähriger Sohn Hannibal, ihn mitzunehmen. Wenn du, sagte der Vater, das Gelübde ablegst, die Römer zu hassen, so lange du lebst, soll es geschehen. Als der Sohn zusagte, führte ihn der Vater an einen Altar, hieß ihn denselben mit den Armen umfassen und sagte ihm jenen Schwur an die Götter vor. Nie ward ein Schwur treuer gehalten. Hannibal begleitete den Vater nach Spanien und wurde im Lager erzogen, ganz anders, als es bereits Sitte geworden war in der carthagischen Jugend, die in Wohlleben und Bequemlichkeit zu Hause verweichlichte. Eben so gelang es auch dem Feldherrn, die punischen Jünglinge, die mitgezogen waren, zum Kriege abzuhärten und auf diese Art allmählig ein vaterländisches Heer zu bilden, während man in Carthago seit langer Zeit nur Miethstruppen gebraucht hatte. Wirklich eroberte Hamilcar in neun Jahren einen großen Theil Spaniens; endlich kam er in einem Treffen um. Das gleiche Schicksal hatte auch sein Schwiegersohn und Nachfolger, der schöne Hasdrubal,

der Gründer der an der Küste des mittelländischen Meeres gelegenen Stadt Neu-Carthago.

Nun rief das Heer den neun und zwanzigjährigen Hannibal zum Feldherrn aus, und der Senat von Carthago bestätigte diese Wahl. Hannibal, der unter seinem Schwager Hasdrubal die Reiter geführt hatte, ist — dies sei hier sogleich bemerkt — den größten Feldherrn aller Zeiten beizuzählen, dem neben seltenster Tapferkeit auch die Kunst in hohem Grade eigen war, durch Taktik, d. h. durch gewandte Bewegungen jederzeit die möglichst beste Stellung gegen den Feind zu gewinnen, wodurch allein oft schon das Schlachtenglück entschieden wird. Jede Art von Wohlleben verabscheuete er. Tage und Nächte lang konnte er Speise, Trank und Schlaf entbehren, ohne daß man es ihm anmerkte, ja es schien, als vermöchte keine Anstrengung seinen Körper zu ermüden, keine Gefahr seine Geistesgegenwart zu erschüttern. Niemals wollte er etwas vor dem geringsten Soldaten voraus haben. Wie seine Krieger schlief er, nur in seinen Kriegsmantel gehüllt, vielmals unter ihnen auf der bloßen Erde. Sie hingen aber auch mit unbeschreiblicher Begeisterung an ihm, liebten ihn wie einen Vater, und selbst die von Hause aus schlechtesten Miethstruppen wurden unter seiner Führung tapfere Kriegsleute.

Mit Kühnheit führte Hannibal das von seinem Vater und seinem Schwager begonnene Werk der Eroberungen in Spanien fort, ja er unternahm sogar die Belagerung der festen Stadt Sagunt, obgleich dieselbe eine Bundesstadt der Römer war.

Die Römer erklärten diesen Act der Feindseligkeit für einen Friedensbruch und ließen ihn auffordern, von der Belagerung der Stadt sofort abzustehen. Als Antwort verstärkte Hannibal seine Anstrengungen, der Stadt Herr zu werden, so daß die Saguntер in ihrer Verzweiflung die Stadt anzündeten und meist in den Flammen umkamen. Da sandten die Römer nach Carthago und forderten Genugthuung, namentlich Bestrafung des Feldherrn. Da weder auf das Eine, noch auf das Andere eingegangen ward, erfolgte von ihrer Seite die Kriegserklärung, und so begann im Jahre 218 ein neuer Kampf von siebenzehn Jahren zwischen Rom und Carthago, dreiundzwanzig Jahre nach Beendigung des ersten punischen Krieges.

Hannibal brach sogleich auf, zog über die Pyrenäen, kam in Eilmärschen durch Gallien bis an die Rhone, wo er die Römer traf und schlug, und drang unter beständigen Gefechten mit den barbarischen Völkern der Gegend bis an die himmelhohen Alpen vor. Hier bahnte er sich den Weg nach Italien und zog mit einem schwerbewaffneten Heere, mit Reitern, Lastthieren und Elephanten, über das Hochgebirge, das bisher nur unbelastete Wanderer mühevoll zu übersteigen vermocht hatten.

Die Schrecknisse des Zuges wurden noch durch die Kälte vermehrt, denn der wunderbare und kühne Uebergang erfolgte im Winter, und wie bekannt, sind die Höhen der Alpen sogar im Sommer mit Schnee und Eis bedeckt. Wie empfindlich mußte die Kälte den an die afrikanische Hitze gewöhnten Carthagern sein! Indem man auf die steilen Anhöhen nicht so viel Lebensmittel mitnehmen konnte, als für das ganze Heer auf mehrere Tage nöthig war, entstand Mangel an Nahrungsmitteln unter dem Kriegsvolke, das beinahe täglich Gefechte mit den wilden Alpenbewohnern zu bestehen, auf den glättesten Wegen und steilsten Abhängen Stand zu halten hatte. Bäume und Felsenstücke von feindlichen Händen herniedergerollt, rissen bisweilen ganze Glieder in Abgründe. Besonders litten die schwerfälligen und des Eises wie der Kälte völlig ungewohnten Elephanten; fast alle gingen zu Grunde, indem sie auf den glatten und steilen Pfaden ausglitten und im Fallen in der Regel eine Zahl von Menschen mit sich in schauerliche Tiefen hinabrissen. Nach einem Marsche von neun Tagen ließ Hannibal sein Heer auf den Eisfeldern der Alpen zwei Tage ausruhen. Hier ward den Kriegern ein Anblick, der ihren gesunkenen Muth wieder belebte. Sie sahen zu ihren Füßen — freilich in fast unabsehbarer Ferne — die reizenden Gefilde Italiens. Am dritten Tage begann

das Heer herabzusteigen. Die Gefahren dabei waren noch größer, als bei dem Hinaufklimmen. Viele Krieger versanken in tiefe Schneelager. Dann kam das Heer an einen Abgrund, der alles Fortschreiten hemmte; es mußte ein Weg durch einen Felsen gehauen werden. Am funfzehnten Tage endlich war die Ebene erreicht. Bei der Musterung des Heeres ergab es sich, daß es noch sechs und zwanzigtausend Mann zählte; dreißigtausend Mann hatten auf dem Uebergange ihren Tod gefunden. Ueberdies glichen die noch Lebenden eher Todtengerippen, als lebenden Menschen. Mit ihnen rückte Hannibal nun vor, um die fruchtbare Ebene des Po zu gewinnen, und sie folgten ihm wie in Verzweiflung, da sie keine Wahl hatten, als zu siegen oder Hungers zu sterben.

Wäre die wahre Lage Hannibals den Römern bekannt gewesen, oder hätte man nach dem Rathe einiger Einsichtsvollen gehandelt, so hätte sein Heer um diese Zeit in Oberitalien aufgerieben werden können. Jeder Tag war ihm ein Gewinn: seine Krieger kamen wieder zu Kräften. Drei römische Heere zogen nun nach einander ihm entgegen; alle drei wurden geschlagen. Hannibal rückte auf Rom los, und hier wiederholte sich jetzt der Schrecken, von dem man vor hundert und zweiundsiebenzig Jahren bei der Annäherung der Gallier ergriffen worden war. Da rettete der Dictator Quintus Fabius, den man nach seiner wohlüberlegten Kriegsführung den Zauderer nannte, sein Vaterland. Klug und bedächtig schlug er sein Lager immer auf den höchsten Orten auf, bewegte sich, so oft der Feind sich regte, schränkte aber auch dessen Bewegungen ein und begnügte sich mit Angriffen auf kleine feindliche Heerhaufen, die nach Lebensmitteln ausgeschickt wurden. Sein Hauptzweck für jetzt ging dahin, den Feind von der Hauptstadt zurückzuhalten, und diesen Zweck erreichte er. Hannibal, dessen Heer Mangel litt, führte dasselbe in das fruchtbare Campanien. Auf dem Wege hatten auch die rauhen Apenninen überschritten werden müssen. Neue Mühseligkeiten erwarteten ihn und seine Krieger. Das Wasser des Arno war ausgetreten. Drei Tage und drei Nächte mußten die Soldaten, ohne zu rasten, im Wasser waten. Hannibal verlor durch die Erkältung ein Auge. Wagen und Lastthiere blieben im Schlamme stecken. Doch er gewann den Vortheil, von dem lästigen Fabius sich befreit zu wissen und seine Truppen mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen zu können.

In Rom wurde neben Aemilius Paulus der reiche Plebejer Terentius Varro zum Consul gewählt. Beide Consuln zogen gegen Hannibal und trafen auf ihn in einer weiten Ebene bei der Stadt Cannä. Eine mörderische Schlacht erfolgte und endete mit der gänzlichen Niederlage des römischen Heeres. Die Blüthe der römischen Jugend fand hier ihren Untergang. Nach diesem Siege des Hannibal begann schon sein bloßer Name zu schrecken. Die Wenigen, die sich nach Rom gerettet hatten, hielten die Republik für verloren und schickten sich an, Italien zu verlassen. Endlich kehrten Besonnenheit und Muth wieder, so daß man dem Sieger, als er durch eine Gesandtschaft Frieden bot, sagen ließ: In Italien kein Friede! —

Der Umstand, daß Hannibal nach einem solchen Siege nicht sogleich nach Rom zog, findet in Folgendem seine Erklärung. Sein Heer war durch Kämpfe und Märsche sehr geschmolzen und entkräftet, so daß er sich genöthigt sah, ihm eine Zeit lang Ruhe zu gewähren und für Zuzug aus Spanien Sorge zu tragen. Er nahm Winterquartiere in Capua und traf die nöthigen Vorbereitungen, im folgenden Frühjahre den Krieg fortzusetzen.

Inzwischen war in Rom der durch und durch tüchtige Claudius Marcellus zum Consul gewählt worden. Wie man den großen Fabius Roms Schild nannte, so erwarb sich Marcellus bald den Ehrennamen: Roms Schwert.

Vergebens wartete Hannibal auf Zuzug aus Spanien. Um einen solchen zu verhindern, hatte der römische Senat die beiden Scipionen (Cneus Cornelius Scipio und Publius Cornelius Scipio) nach Spanien gesandt, die auch den Carthagern daselbst großen Abbruch thaten.

Dagegen gelang es Hannibal, ein Bündniß mit dem Könige von Macedo-

nien zu Stande zu bringen, der auch alsbald in das römische Illyrien einfiel. Marcellus gewann einzelne Vortheile über Hannibal. Einen empfindlichen Schlag aber versetzte er dem Gegner durch sein Unternehmen auf Syracus, welches dem zur Zeit von Carthago und Spanien förmlich abgeschnittenen Hannibal der wichtigste Stützpunkt gewesen war. In dieser Stadt lebte damals der große Mathematiker und Mechaniker Archimedes, von dem man erzählt, daß er nicht nur Brennspiegel, durch die er die feindlichen Schiffe angezündet, sondern auch Maschinen erfunden habe, mittels derer im Hafen befindliche römische Schiffe emporgehoben und dann gewaltsam an die Felsen der Küste geschleudert worden seien. Dieser Mann, welcher die Vertheidigung der Stadt leitete, wußte zwei Jahre lang alle Angriffe der Römer wirkungslos zu machen. Ihr zu großes Sicherheitsgefühl ward das Verderben der Syracuser. Die Römer vernahmen, daß sie das Fest der Diana feierten und die Wachen auf Wällen und Mauern vernachlässigten. Marcellus ließ einige kühne Soldaten des Nachts die Mauern ersteigen und, als der Versuch gelang, andere nachfolgen. Die Wachen des nächsten Thores wurden überrumpelt, die Römer drangen ein, Syracus ward genommen. Marcellus hatte die Stadt dem Heere preisgegeben, jedoch aufs Strengste befohlen, das Leben des großen Archimedes zu schonen. Dieser, nicht ahnend, welch Unheil geschehen, und daß der Feind bereits Herr der Stadt sei, saß in seinem Hause und zeichnete eben geometrische Figuren, als ein rauher Krieger zu ihm eintrat und nach den Schätzen des Hauses fragte. Ganz den Untersuchungen hingegeben, die er eben vorhatte, rief Archimedes, ohne aufzublicken: Störe meine Kreise nicht! — In Wuth über diese Antwort spaltete der Krieger dem großen Manne, den er nicht kannte, das Haupt.

Nach der Eroberung dieser wichtigen Stadt wurde Hannibals Lage fortgesetzt bedenklicher, und er vermochte, obgleich Marcellus, sein gefährlichster Gegner, in einem Gefechte umkam, durch mehrere Jahre hin Entscheidendes nicht zu unternehmen. Sein Bruder Hasdrubal führte ihm zwar aus Spanien ein Hülfsheer zu, doch wurde dasselbe, als er kaum Oberitalien erreicht hatte, aufgerieben, wobei auch Hasdrubal seinen Tod fand, und auch die Landung seines andern Bruders Mago in Unteritalien war ergebnißlos für ihn. Mago fand ebenfalls seinen Tod auf dem Schlachtfelde.

Die beiden in Spanien kämpfenden Scipionen hatten indeß ihre Tapferkeit auch mit dem Leben bezahlen müssen. Aber es war den Carthagern in dem jungen Publius Cornelius Scipio (dem Sohne des in Spanien gefallenen Publius Scipio) bereits ein neuer größerer Feind aufgestanden. Von ihm haben wir nun zunächst zu sprechen.

Publius Cornelius Scipio (Afrikanus).

Einer der größten Römer, eben so tapfer als edel, war Publius Cornelius Scipio, dessen Vater die erste Schlacht gegen Hannibal gewagt hatte, als derselbe, von den Alpen herniedersteigend, in Oberitalien eingefallen war. Publius Cornelius Scipio, damals sechszehn Jahr alt, kämpfte an der Seite seines Vaters und rettete ihm das Leben, als derselbe verwundet vom Pferde sank. Auch in der unglücklichen Schlacht von Cannä focht er mit, und gerade er war es, der den Sinn der Geschlagenen wieder zu beleben verstand, so daß sie ihren in der Verzweiflung gefaßten Plan, Italien gänzlich zu verlassen, aufgaben. Als nun sein Vater und sein Oheim in Spanien gefallen waren, wagte es Niemand in Rom, den Oberbefehl in Spanien zu übernehmen. Da erschien der junge Scipio in der Volksversammlung und bat, ihn mit der Fortführung des Kampfes gegen die Carthager in Spanien zu betrauen, damit ihm Gelegenheit werde, den Tod seines Vaters und seines Oheims an den Feinden Roms zu rächen. Im Hinblick auf die Tüchtigkeit, die er in Rom und auf den Schlachtfeldern bewährt hatte, ward denn auch der erst vierundzwanzig Jahr alte Publius Cornelius Scipio zum Prätor gewählt und nach Spanien gesandt. Bald

brachte er in das zerrüttete und entmuthigte Heer wieder Ordnung und Selbstgefühl. Er belagerte Neu-Carthago und nahm es mit Sturm. Eine junge Fürstin von außerordentlicher Schönheit befand sich unter den Gefangenen. Da Scipio vernahm, daß sie Braut sei, ließ er die Eltern und den Bräutigam herbeiholen und gab ihnen die schon Beweinte zurück. Das reiche Lösegeld, das ihm der Vater mitgebracht hatte, gab er der Fürstin als Brautgeschenk. Diese That gewann ihm Vieler Herzen, denn Jene erzählten überall, wie großmüthig er gegen sie gehandelt habe, mit dem Zusatze: „ein Held, ein Gott, schön und herrlich an Körper und Seele, sei er nach Spanien gekommen!“ und die meisten Städte öffneten den Römern willig die Thore.

Darauf begab sich Scipio nach Afrika, wo er den König Syphax von Ost-Numidien und den König Masinissa von West-Numidien, bisherige Bundesgenossen der Carthager, auf seine Seite zog. Zum Lohn für seine großen Verdienste wurde er bei seiner Rückkehr nach Rom — er war um diese Zeit achtundzwanzig Jahr alt — Consul, während zu dieser Würde sonst Keiner vor dem dreißigsten Jahre gelangte.

Als Consul setzte er, um Hannibal aus Italien wegzuziehen, nach Afrika über. Hier war indessen der Syphax durch die Hand der schönen Carthagerin Sophonisbe, der Tochter Hasdrubals — nicht zu verwechseln mit dem Bruder Hannibals, der den gleichen Namen führte, — bewogen worden, wieder auf die Seite Carthagos zu treten. Masinissa, dem die Hand der schönen Sophonisbe früher zugesagt worden war, hielt es dagegen desto eifriger mit den Römern und vereinigte sich sogleich mit Scipio. Beide verheerten das Land bis an die Mauern Carthagos, während Syphax in Masinissas Reich eingefallen war. Gegen ihn wandte sich das verbündete Heer. Masinissa, von Rache gegen den Verwüster seines Landes entflammt, eilte mit seinen Numidiern voran. Er traf auf Syphax, zerstreute das Heer desselben, nahm ihn selbst gefangen und eroberte seine Hauptstadt Cirta.

Hier kam dem Sieger Masinissa die schöne Sophonisbe im Vorhofe der königlichen Burg entgegen, fiel ihm zu Füßen und brach unter Thränen in folgende Worte aus: Die Götter, deine Tapferkeit und dein Glück haben dir völlige Gewalt über uns gegeben. Allein wenn es einer Gefangenen erlaubt ist, vor dem, der sie leben und tödten lassen kann, flehend einige Worte zu reden, wenn sie es wagen darf, die Kniee und die siegreiche Hand desselben zu berühren, so bitte ich dich, flehe ich bei deiner Königswürde, in der auch wir noch vor Kurzem gestanden haben, bei dem Namen Numidier, den du mit Syphax gemeinschaftlich führst, du wollest die zu deinen Füßen Flehende nur in so fern begnadigen, daß du über sie, was du auch beschlossen haben mögest, als deine Gefangene selbst verfügest, daß du mich demnach nicht der Willkür der stolzen und grausamen Römer überlässest. Wäre ich auch blos des Syphax Gemahlin gewesen, so möcht' ich mich dennoch lieber einem mit mir in demselben Afrika geborenen Numidier, als einem Fremdling und Ausländer anvertrauen. Was aber eine Carthagerin, was Hasdrubals Tochter von einem Fremdlinge zu befürchten habe, begreifst du selbst. Kannst du meine Bitte nicht erfüllen, nun so befreie mich, ich beschwöre dich, von der Gewalt der Römer durch den Tod! — Als Sophonisbe, die noch in voller blühender Jugend war, Masinissas Hand ergriffen hatte und mit ihrer süßen Stimme in solcher Weise schmeichelnd bat, wurde auch das Herz des Siegers von Mitleiden ergriffen, ja die alte Leidenschaft erwachte wieder in ihm für sie, seine frühere Verlobte; er hob sie liebreich auf und führte sie in die königliche Burg. Hier fing er an ernstlich zu überlegen, was er zu thun habe, da er sich sagen mußte, daß die Römer die Auslieferung der Gefangenen beanspruchen würden. Es gelang ihr, sich bei ihm hinreichend zu entschuldigen, und da sie zugleich — ob aus wirklicher Zuneigung oder nur in der Angst des gebietenden Augenblickes, ist ungewiß — seine zunehmende Zärtlichkeit erwiederte, trug er ihr, als das einzige Mittel ihrer Freiheit, seine Hand an. Die Anstalten

zur Vermählung wurden sogleich getroffen und zur Ausführung gebracht. Kaum war dies geschehen, so erschien der Consul Lälius in der Burg. Dem Römer konnte diese Verbindung des Masinissa mit einer Frau, die schon einen Bundesgenossen abtrünnig gemacht hatte, nicht gleichgültig sein. Er mißbilligte die Handlungsweise des Königs Masinissa, begehrte Auslieferung der Sophonisbe und konnte nur mit Mühe zu dem Entschlusse gebracht werden, die Entscheidung der Sache dem Scipio zu überlassen.

Scipio, von dem Vorgange unterrichtet, richtete darauf, als Masinissa zu ihm ins Lager kam, an diesen folgende ernste Mahnung: Die Thaten, die du in Gemeinschaft mit den Römern und auch mit deinem eigenen Heere vollbracht hast, haben dir den Namen eines Helden erworben. Gern erkennt dir auch Scipio diesen Ruhm und diese Ehre zu; doch fehlt dir noch eine Tugend, die keinem Helden fehlen darf: die Selbstbeherrschung. Daß dich, während du den Syphax besiegtest, sein Weib überwand, ist ein Flecken in deinem Heldenthume. Du hast durch die übereilte Vermählung zugleich ein großes Unrecht an dem römischen Volke begangen, unter dessen Oberbefehl dieser Krieg geführt wird, dem also alle Gefangenen, auch Syphax und Sophonisbe, angehören. Diese Sophonisbe zumal, von der wir wissen, daß sie von ihrem Vater den wilden Haß geerbt hat, mit welchem sie schon den Syphax von uns abwendete, diese Carthagerin, sage ich, wird sich das römische Volk nimmermehr vorenthalten lassen. Darum besiege dein Herz! Hüte dich, das viele Gute, dessen du dich rühmen darfst, durch ein einziges Laster zu beflecken und dir zugleich die Belohnung so vieler Verdienste selbst zu vereiteln! —

Dem Könige Masinissa waren die Thränen in die Augen getreten, und er versprach, sich ganz dem Feldherrn zu unterwerfen. In die Burg zurückgekehrt, befahl er seinem treuesten Diener, der Sophonisbe einen Giftbecher zu überbringen und ihr dabei folgende Worte zu sagen: Gern würde ihr Masinissa das erste Versprechen, wie ein Gatte der Gattin, gehalten haben; da aber Diejenigen es anders haben wollten, denen er sich fügen müsse, so wolle er das zweite Versprechen halten, sie nicht lebendig in die Gewalt der Römer gerathen zu lassen. Eingedenk ihres Vaters, eines ruhmreichen Feldherrn, eingedenk des Vaterlandes und zweier Könige, deren Gemahlin sie gewesen sei, möge sie nun selbst ihr Heil berathen! — Als der Diener der Königin den Giftbecher gebracht und jene Worte vor ihr wiederholt hatte, entgegnete sie: Ich nehme ihn als Brautgeschenk an, und wenn der Gatte der Gattin nichts Anderes zu geben vermag, empfange ich auch ihn nicht unwillig aus seiner Hand. Dies aber sage ihm, daß ich ruhiger gestorben sein würde, wenn ich mich im Angesicht des Todes nicht noch vermählt hatte! — Ohne die geringste Angst zu verrathen, leerte sie darauf den Giftbecher.

Scipio, der sogleich von dem Vorgange Kunde empfing, ließ den jungen König, um zu verhindern, daß er in seiner Betrübniß nicht etwa selbst Hand an sich lege, ins Lager rufen, gab ihm gelinde Verweise, daß er die Sache ohne Noth verschlimmert habe, und sprach ihm darauf Trost ein. Um seine Gedanken in noch stärkerem Grade von dem traurigen Vorgange abzulenken, redete er ihn am nächsten Tage vor dem versammelten Heere als König an, rühmte seine Kriegsthaten und beschenkte ihn mit einer goldenen Krone, einer goldenen Schale, einem curulischen Stuhle, einem elfenbeinernen Stabe und einem goldgestickten Gewande. Dabei sprach er: Bei den Römern ist nichts herrlicher als Triumph, und Triumphirende haben keinen prächtigeren Schmuck, als den, den du erhältst. Unter allen Ausländern bist du der Einzige, den das römische Volk einer solchen Ehrenbezeugung für würdig erachtet!

Diese Ehrenbezeugungen beruhigten das Herz des Königs wieder und erweckten in ihm die Hoffnung, in den Besitz des ganzen Numidiens zu gelangen, sobald Syphax aus dem Wege geräumt sein würde. Dieser gab sich auf dem Wege nach Rom den Tod, um der Schmach zu entgehen, bei dem Triumphzuge seines Besiegers in Fesseln mit aufgeführt zu werden. Masinissa erhielt

darauf einen großen Theil Ost-Numidiens seinem Reiche zugewiesen.

Inzwischen hatte das bedrängte Carthago an Hannibal den Befehl ergehen lassen, zurückzukehren. Er mußte den römischen Staat verlassen, den er zum öfteren in seinen Grundfesten erschüttert hatte, den er auch zertrümmert haben würde, wären ihm in umfassender Weise aus der Heimath Hülfstruppen gesandt worden.

Auf einer großen Ebene bei Zama rückten die Heere gegen einander. Hannibal erkannte sofort, daß er mit seinen zusammengerafften Truppen dem Heere der Römer nicht widerstehen könne. Daher bot er dem Feinde Frieden, und es traten im Angesichte der Heere die beiden größten Feldherrn ihrer Zeit, Hannibal und Scipio, zu einer Unterredung zusammen. Mit Bewunderung schauete der junge blühende Scipio auf Hannibal, dessen Antlitz von Gram und Narben durchfurcht war. Die Unterredung führte nicht zum Frieden, da Scipio unbedingte Unterwerfung forderte. Das Schwert sollte entscheiden. In einer mörderischen Schlacht siegte Scipio, und mit Hannibals Niederlage war die Macht Carthagos gebrochen. Unter den härtesten Bedingungen erhielten die Punier Frieden: sie mußten die Flotte und alle Waffen den Römern abliefern, 10,000 Talente zahlen und versprechen, ohne Bewilligung Roms weder einen Krieg anzufangen, noch einen Frieden zu schließen.

Einen schöneren Triumph hatte kein römischer Feldherr bisher gefeiert, als Scipio. Bis ins siebenzehnte Jahr hinein war Hannibal der Schrecken Roms gewesen: ihn hatte Scipio auf's Haupt geschlagen, und damit war dem stolzen Carthago das Joch auf den Nacken gelegt worden und dem römischen Staate hatte sich zugleich eine große Zukunft aufgethan. Aber der Held blieb bescheidenen Sinnes, er wies alle ihm zugedachten außerordentlichen Ehren zurück.

Kriege der Römer in Asien und Spanien.

Antiochus III., König von Syrien, war dem ätolischen Bunde mit einem großen Heere zu Hülfe gekommen. Diesen mächtigen König, der außer Syrien und Palästina auch noch einen großen Theil von Klein-Asien besaß und schon seine Hand nach Aegypten ausstreckte, das unter schwachen Königen aus dem Hause des Ptolomäus verfallen war, brachte Hannibal, der sein Vaterland aus Furcht vor dem Schicksal, an die Römer ausgeliefert zu werden, verlassen hatte, wider die Römer auf. Allein Antiochus befolgte im Kriege den Rath des erfahrenen Heldengreises nicht; er wurde in Griechenland von den Römern, mit denen sich auch Philipp von Macedonien und die Achäer verbunden hatten, bei Thermopylä geschlagen, was zur weiteren Folge hatte, daß er nach Asien floh.

Den Oberbefehl über das römische Heer führte Luc. Scipio, der Bruder des Siegers von Zama. Letzterer, Publius Scipio, der wegen seines Sieges über Hannibal den ehrenden Beinamen „der Afrikaner“ erhalten hatte (er ward auch „der Aeltere“ genannt), freuete sich des Ruhmes seines Bruders, dem der Senat den Ehrennamen „der Asiate“ gab. (Wir finden ihn auch als „Scipio, den Jüngeren“ aufgeführt.) Beide Scipionen verfolgten den König Antiochus, besiegten ihn völlig bei Magnesia und zwangen ihn zu einem schimpflichen Frieden, in welchem unter Anderem auch bedungen ward, den heldenmüthigen Hannibal auszuliefern. Dieser floh zu dem ihm befreundeten Könige von Bithynien, Prusias. Auch von diesem forderten die Römer Auslieferung des Flüchtlings. Gleich darauf vernahm Hannibal, daß sein Haus von römischen Bewaffneten umstellt sei. Da griff er zu dem Gift, das er seit langer Zeit bei sich getragen hatte, und nahm es mit den Worten: So will ich denn die Römer von der Furcht vor mir befreien, weil sie den Tod eines alten Mannes nicht erwarten können! —

So mächtig waren damals schon die Römer, daß Könige vor ihnen zitterten

und ihren Befehlen gehorchten. Als Antiochus IV., genannt Epiphanes, ein Sohn Antiochus III., sich anschickte, den lange gehegten Anschlag auf Aegypten auszuführen, und als Vormund des jungen Königs Ptolomäus VI. Philometer das ganze Reich sich zueignete, kam, da er eben Alexandrien eroberte, der abgesandte Senator Popilius Läna mit der Aufforderung, Aegypten unverzüglich zu räumen. Antiochus begehrte, daß man ihm eine Bedenkzeit bewillige, der Senator aber zog mit einem Stäbchen, das er in der Hand hielt, einen Kreis um ihn und sprach mit fester Stimme: Du mußt dich entscheiden, ehe du diese Linie überschreitest! — Der König erschrak und gab das Versprechen, dem Willen des römischen Volkes sich zu fügen.

Hartnäckiger als dieser Krieg war der spanische gegen die Celtiberen; er währte zwanzig Jahre und kostete den Römern große Opfer an Menschenleben. Erst nach der Unterwerfung von Lusitanien (Portugal) und der Zerstörung der mächtigen Stadt Numantia im nördlichen Spanien durch Scipio Africanus ward dieser Krieg beendet und Spanien (mit Einschluß Portugals) eine römische Provinz.

M. Porcius Cato Censorius.*

Stammend aus der Landschaft Tusculum, von mäßig bemittelten, braven Bürgersleuten, und Besitzer eines Grundstücks in den sabiner Bergen, dessen steinichten Boden er mit eigenen Händen baute, gewährt uns Cato ein Bild des mühe- und arbeitsvollen Lebens des römischen Landmannes, dessen Tugenden und dessen Mängel er besaß. Einfach und schlicht in seinem Wesen, sparsam und strenge gegen sich wie gegen Andere, genügsam fast bis zum Unbegreiflichen, ohne Ehrgeiz und frei von jeder Leidenschaft, schien er kein höheres Ziel zu kennen, als das stolze Selbstgefühl, das geistige Gesundheit und leibliche Tüchtigkeit gewährt.

Mit stiller Verehrung betrat der Knabe das nahe gelegene unscheinbare Haus, wo Manius Curius, der Besieger des Pyrrhus und der Samniter, einst gewohnt und mit eigner Hand sein Feld bestellt hatte. Die stille Größe dieses Mannes, seine Genügsamkeit, die stolz verschmähete, was Andern das Glück des Lebens ist, die unbeugsame Rechtlichkeit des Fabricius und alle die Tugenden, mit denen jene Heldenzeit sich schmückte, das waren die Erinnerungen, die den Geist des Jünglings nährten und das künftige Lebensziel ihm schufen.

Auch ihn wie Scipio Africanus entführte früh der Krieg der heimathlichen Flur. Der günstige Zufall wollte, daß er bald unter den Feldherrn Fabius zu stehen kam. Das Vorbild dieses strengen, klugen Mannes blieb ihm auch später theuer, wo Gleichheit der politischen Ansicht sie verband.

Im Felde zeigte Cato jene Eigenschaften, welche die römischen Legionen unbesiegbar machten. In Ertragen von Beschwerden mochte ihn Keiner übertreffen; Keiner hatte gewissenhafter den Gesetzen der Kriegskunst sich unterworfen, Keiner muthiger und trotziger mit dem Schwerte den Feind bekämpft. Ja, später, als er selbst ein Heer anführte, änderte er in nichts die gewohnte Lebensweise; zu Fuß und baarhaupt durchwanderte er weite Landstrecken und theilte jede Mühsal mit den Untergebenen. Aber auch die höhere Pflicht des Feldherrn war ihm nicht unbekannt: Cato durfte sich rühmen in Spanien mehr Städte erobert zu haben, als die Zahl der Tage seines Aufenthalts daselbst betrug; und in der Termopylenschlacht hatte er ungemeinen Ruhm erworben; seiner Kühnheit, seinem ausharrendem Muthe vorzüglich hatte man den glorreichen Ausgang dieses Tages zu danken.

Dennoch war nicht das Schlachtfeld der eigentliche Schauplatz seiner Größe; sein eigenthümliches Wesen hat er als Hausvater und in der Stellung zum gemeinen Wesen offenbart.

Den Landbau betrieb Cato nicht so sehr um des Gewinnes willen, als weil ihm, wie den Vätern, diese Lebensweise die beste Schule guter Sitten schien. Seine Kenntniß dieses Gegenstandes be-

* Nach Fr. D. Gerlach, Hist. Studien.

weist seine Schrift, aus welcher man am deutlichsten die kluge Verständigkeit, die Umsicht, den scharfen Blick des Hausvaters erkennen mag. Hart und rauh und ohne Schonung gegen eigene Schwäche, wie er war, mochte Niemand von seiner Seite sich besonderer Milde rühmen; die Knechte durften bei angestrengter Thätigkeit sich damit trösten, daß der strenge Gebieter alle ihre Mühe theilte, dieselbe Kost genoß und aus demselben Becher trank. Nur die väterliche Milde konnte seine angeborene Strenge mäßigen. Nicht nur, daß er seinem Sohne in jeder Leibesübung Vorbild war, ihn reiten, schwimmen, Speere werfen und in schwerer Rüstung streiten lehrte, hat er selber die Schriftzüge ihm erklärt und später, damit er sich im Lesen übe, die Geschichte der alten Zeit mit großen Lettern für ihn aufgezeichnet. Denn unwürdig schien es ihm, daß der Knabe eines römischen Bürgers von einem griechischen Pädagogen unsanfte Worte höre, oder noch ärgere Strafe erdulde.

Aber nicht nur, daß er die alte Zucht bewahrte, er verschmähte auch nicht das Gute, das die neue Zeit gebracht. Und so wie er alle Mußestunden der eigenen Belehrung widmete, so sollte auch sein Sohn die Früchte der erworbenen Kenntnisse ernten. Also außer daß er seine reichen Erfahrungen über den Landbau niederschrieb und für seinen Sohn eine Anweisung zur Redekunst entwarf, eine Menge wissenschaftlicher Fragen und Briefe behandelte, hat er sich zum vollkommenen Rechtsgelehrten ausgebildet, hat noch im reifen Alter die Sprache des ihm verhaßten Griechenvolkes erlernt, hat an zweihundert Reden aufgesetzt und endlich in der Geschichtsschreibung eine neue Epoche begründet. Er hat zuerst von der hergebrachten Manier der Annalisten sich losgemacht, hat gelehrte Forschungen angestellt, hat die Urzeit aller italischen Staaten und Städte aufgehellt und die Zeitgeschichte bis kurz vor seinem Tode im großartigen Sinne dargestellt.

Im Staate endlich war sein Streben darauf gerichtet, die Tugenden der Ahnen, die er übte und bewunderte, seinem Vaterlande zu erhalten und der drohenden Verderbniß mit allen Kräften zu widerstreben. Zuerst war er als Rechtsbeistand eingetreten und bald beim Volke bekannt. Die Nüchternheit, die Strenge, die Schärfe seiner Rede, noch mehr, der Einklang von Wort und That, erregten die Aufmerksamkeit der Menge. Er erschien dem Volke, dem er auch im Aeußern ähnlich war, ein Bild der guten alten Zeit, wo die Sitten gleicher waren, wo allein persönliche Tüchtigkeit den Vorzug gab. Das klare blaue Auge und die heitere Stirne, von röthlichem Haare leicht bedeckt, zeigten den reinen, vorwurfsfreien Sinn; die kräftigen, scharf ausgeprägten Züge verkündeten unbeugsame Willenskraft. Aber wenn er die starke Stimme erhob, die Ueppigkeit der Sitten anzuklagen, wenn er die Prachtliebe der Großen und die Uebertretung des Gesetzes strafend rügte, da lauschte das Volk mit Wohlgefallen seiner Rede und fühlte von dem kühnen Freimuthe mächtig sich ergriffen.

Also gelangte er bald zu Ehren und Würden, und seine Stimme galt wie im Senat, so in der Gemeinde. Bei Verwaltung der Quästur entstand der erste Zwist zwischen ihm und Scipio Africanus, der, damals Consul und nur Carthagos Sturz im Auge, das Heer durch Freigebigkeit und Nachsicht verwöhnen mochte. Aber Verschwendung jeder Art war, als die alle Sittenstrenge lösend, dem Cato im Grunde der Seele verhaßt, und da Scipio zugleich einer Vorliebe für hellenische Sitten verdächtig war, so verließ der erzürnte Quästor seinen Consul und kehrte nach Rom zurück. Er war es, der den feindseligen Antrag des Fabius unterstützte, kraft dessen zehn angesehene Männer nach Sicilien gesandt wurden, mit der Vollmacht ausgerüstet, den Scipio zu entsetzen, wenn Fabius' Beschuldigungen gegründet wären. Wohl beschämte damals Scipio die Neider seines Ruhmes und zwang durch die meisterhaften Anordnungen beim Heer und der Flotte selbst seinen Feinden Bewunderung ab; aber die innere Spaltung blieb, weil in der Geistesrichtung beider Männer ein entschiedener Gegensatz begründet war.

Cato blickte sehnsuchtsvoll auf die alte Zeit zurück, Scipio begrüßte erwartungsvoll die Zukunft, die er mitbegründet;

Cato, in ländlicher Beschäftigung erwachsen, fand seinen Stolz in Beibehaltung rauher Lebensweise, während Scipio im Glanze des Reichthums die Verfeinerung der Sitten als Begründung höherer Bildung schätzte. Cato endlich, mit dem Sinn des alten Roms, hat sein ganzes Leben für Herkommen, Sitte und des Gesetzes Heiligkeit gekämpft, während Scipio mit dem überwiegenden Einfluß der Trefflichsten des Staates Kraft und Stütze sah. So waren sie persönlich getrennt für immer, wenn auch Beide in gleichem Maße für die Größe Roms gewirkt. Auch bekämpfte Cato in Scipio nicht den ruhmgekrönten Sieger, sondern das Haupt der Männer, deren Uebermacht — nach seiner Auffassung — die Freiheit schmälerte, deren Zügellosigkeit den Sitten gefährlich war.

In diesem Kampfe schien ihm erst das volle Bewußtsein seiner Kraft zu werden, wenn gleich dadurch sein ursprünglich rauhes Wesen zur Schroffheit und zur Starrheit sich verhärten mochte. Keine Verletzung des Gesetzes, kein Unbill gegen Bürger oder Unterthanen, keine Verhöhnung guter Sitten ließ er ungerügt; da schützte nicht Geburt noch Rang, nicht Reichthum vor seinem Grimm, und er ruhte nimmer, bis den Frevler die Strafe des Gesetzes traf. Der zahllosen Feinde, die er sich dadurch erregte, konnte er spotten; vierundvierzig Male hat er angeklagt vor Gericht erscheinen müssen, und immer ward er freigesprochen; denn die Unschuld war sein Schild, der Rede Allgewalt sein Schwert; und immer höher stieg er in der Gunst des Volks, und immer furchtbarer erschien er seinen Feinden.

Schon hatte er die ganze Stufenleiter bürgerlicher und kriegerischer Ehren erstiegen, und nur die höchste Würde, die Censur, war für ihn unerreicht geblieben. Denn, um dieses zu hindern, hatte der Adel seine ganze Kraft aufgeboten, und, da Cato seine Bewerbung ankündigte, sieben Mitwerber aus den edelsten Geschlechtern gegen ihn aufgestellt. Alle, wenn auch sonst in ihren Richtungen getheilt, waren darin einig, Cato zu verdrängen. Aber trotzdem, daß dieser im Voraus angekündigt hatte, daß er die Heilung des kranken Gemeinwesens mit aller Strenge vollziehen werde, siegte er doch über alle seine Gegner und ward mit seinem gleichgesinnten Freunde Valerius Flaccus zur Censur berufen. Was er gedroht, das hat er erfüllt: seine Censur war die Geißel aller Schuldbeladenen; mehrere wurden aus dem Senat, viele aus dem Ritterstande ausgestoßen, eine große Anzahl, die Stücke des Gemeindelandes an sich gerissen, oder unmäßiger Prachtliebe sich ergeben, wurden um ungeheure Summen gebüßt. Das dankbare Volk erkannte durch Errichtung einer Ehrensäule sein Verdienst; ja die hohe Achtung, die man ihm zollte, stieg mit den Jahren bis zur Ehrfurcht, und er galt im Senat wie in der Gemeinde als der treueste Schirmer des Rechts und der Verfassung.

Wie nun Cato in der Leitung der innern Verhältnisse durch das unverdorbene Volksgefühl geleitet wurde, so auch in der Stellung zu dem äußern Feinde. Auch da kannte er keine Schonung. Völkerhaß erstirbt erst mit völligem Untergange, und ein halbes Jahrhundert hatte die Erinnerung nicht gebleicht, was die Römer von den Carthagern Gräßliches erduldet. Darum wollte er sie verderben. Umsonst widerstrebte die Aristokratie, welche durch die Fessel äußerer Furcht das Volk in den Schranken der Mäßigung zu erhalten meinte; Cato wollte gerade diese Furcht entfernen, damit das Volk in Muße seine innern Angelegenheiten ordne. Die Grundsätze des greisen Mannes siegten. Wenn der Anblick der Trümmer Carthagos nicht sein Auge sättigte, denn er starb bald nach Beginn des Krieges, so mochte der neue Glanz eines verhängnißvollen Namens ihm die Gewißheit geben, daß Roms Feindin dem Untergange verfallen sei.

So sind Cato und Scipio während des Staates höchster Blüthe in innerer wie in äußerer Entwicklung ihrem Volke Führer und Vorbilder gewesen. In ihnen hat sich das römische Wesen in ungetrübter Reinheit dargestellt; sie haben die innerste Gesinnung des Volkes offenbart, sie haben seine Geistesrichtung für die Zukunft festgestellt. Im Hause keusche Sitte und strenge Zucht, im öffentlichen

Scipio auf den Trümmern Carthago's.

Cato in ländlicher Beschäftigung er- | Heilung des kranken Gemeinwesens mit

[illegible]

Voraus angekündigt hatte, [illegible] ...lichen

Scipio auf den Trümmern Carthago's.

Leben Ernst und Würde und Heilighaltung des Gesetzes, im Kriege unbeugsame Willenskraft und Heldenmuth, frommer Glaube und Gottesfurcht, das waren die Grundsäulen römischer Freiheit.

Der dritte punische Krieg.*

Jede seiner Reden im Senate schloß Cato mit den Worten: Uebrigens bin ich der Ansicht, daß Carthago zerstört werden muß! — Durch Carthago war der römische Staat dem Einsturz nahe gebracht worden: wer bürgte dafür, daß nicht ein zweiter Hannibal aus dem nach Catos Meinung nicht genug gedemüthigten Carthago erstehe? Sein Wunsch war auch der Wille des römischen Volkes; er sprach nur offen aus, was alle Denkenden empfanden. Man wartete nur auf Gelegenheit, um das begonnene Werk wieder aufzunehmen und, falls das Glück den römischen Waffen hold war, zu Ende zu führen. Die Gelegenheit kam bald. Die Anhänger des Königs Masinissa wurden aus Carthago vertrieben, was diesen veranlaßte, carthagisches Landgebiet zu besetzen. Da die Carthager aber nach dem mit dem römischen Staate geschlossenen Frieden nur mit dessen Bewilligung Krieg führen durften, wandten sie sich an den Senat zu Rom und baten, einer Kriegserklärung von ihrer Seite an Masinissa zuzustimmen und ihnen zugleich Bundeshülfe zu gewähren. Sie fanden nur taube Ohren. Als sie nun auf eigene Hand zu den Waffen griffen, erklärte Rom, Carthago habe den Frieden gebrochen, und alsbald vernahmen die Carthager, daß ein großes römisches Heer gegen sie ausgerüstet werde. Sie erschraken und erklärten dem Senate von Rom ihre Unterwerfung. So sendet uns, ward den carthagischen Gesandten gesagt, dreihundert Geißeln! — Dreihundert vornehme Jünglinge werden ihren Eltern entrissen und nach Rom gesandt. Dennoch setzt ein römisches Heer unter Scipio dem Jüngern (im Jahre 149) nach Afrika über, und die Carthager empfangen den Befehl, alle Waffen und Kriegsvorräthe auszuliefern. Es geschieht. Da kommt eine neue Forderung. Die Carthager sollen ihre Stadt schleifen und sich auf einer andern Stelle des Landes, die aber drei Meilen von der Küste entfernt sein müsse, anbauen. Dies bringt die Carthager zur Verzweiflung; sie bieten ihre letzte Kraft auf, um wenigstens mit Ehren unterzugehen.

Die auf einer Halbinsel liegende Stadt war stark befestigt, der Eingang in den Hafen den feindlichen Schiffen durch Ketten gesperrt und ein Landheer so aufgestellt, daß die Bewohnerschaft ununterbrochen mit Lebensmitteln versehen werden konnte. Jung und Alt arbeitete an der Verstärkung der alten Vertheidigungswerke, an der Herstellung neuer. Häuser wurden abgetragen, um Schiffsbalken zu gewinnen, edles und unedles Metall wurde herbeigebracht, um Waffen daraus zu schmieden; auf Straßen und Plätzen, sogar in den Tempeln waren Werkstätten zu Waffenbereitungen aufgeschlagen. Der kriegerische Trieb hatte in dem Maße die Bevölkerung ergriffen, daß sogar, da es an Bogensehnen gebrach, Frauen ihr langes Haar gaben, aus denen Sehnen gedreht wurden. Zwei Jahre lang leisteten die Carthager den erbittertsten Widerstand. Im dritten Jahre endlich (146 v. Chr.) gelang es den römischen Soldaten, auf einer Seite der Mauern Herr zu werden. Auch dies brach den Widerstand der Einwohner, die sich mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigten, noch nicht. Haus für Haus, Straße für Straße konnte nur durch schwere Opfer errungen werden. Erst am sechsten Tage war die Blutarbeit vollendet, war Rom Herrin Carthagos. Von 700,000 Einwohnern hatten 640,000 ihren Tod gefunden, gegen 60,000, die in Gefangen-

* Nach Bredow, Weltgeschichte, und Grube, Characterbilder.

schaft geriethen, wurden in die Sclaverei verkauft. Siebenzehn Tage braunte die Stadt. Danach wurden die Gebäude, die vom Feuer verschont geblieben waren, der Erde gleich gemacht und grauenvolle Verwünschungen über diejenigen ausgesprochen, die etwa zum Wiederaufbau der Stadt Hand anlegen würden. Das Gebiet von Carthago war damit eine römische Provinz geworden.

Die letzten Kriege mit Macedonien und Griechenland.*

Krieg mit Perseus von Macedonien.

Schon Philipp III. von Macedonien, welcher viele von den glänzenden Eigenschaften des großen Alexander besaß, gedachte nicht für immer auf das zu verzichten, was er nach der Schlacht von Kynoskephalä hatte abtreten müssen. Er hatte sich zu der Annahme ähnlicher Bedingungen bequemen müssen, wie sie Carthago nach dem zweiten punischen Kriege auferlegt worden waren. Durch einen entehrenden Frieden eine Zeit lang gehemmt, erkannte er endlich, daß gegen die Arglist der Römer nichts schütze, als offener Krieg. Sein Stolz war auf's Tiefste gekränkt worden. In dem asiatischen Feldzug hatte er den Römern treuen Beistand geleistet. Als er nun zur Belohnung seiner treuen Dienste den ungestörten Besitz einzelner Eroberungen verlangte, wurden seine Bitten mit Hohn erwiedert. Er, der Herrscher eines streitbaren Volks, mußte vor dem Richterstuhle römischer Gesandten erscheinen, welche in Tempe versammelt, über die nord-hellenischen Staaten das Richteramt übten. Eine Menge Städte, die er durch Kriegsrecht erworben, wurden ihm abgesprochen, seine Würde ungestraft von den feindlichen Gesandten verunglimpft. Der Stachel des Unmuths, den dieser Hohn in seinem Herzen zurückließ, hätte vielleicht den Krieg auf's Neue entzündet, wenn ihn nicht der Tod in seinen Entwürfen überrascht hätte.

Nach ihm bestieg Perseus den macedonischen Thron. Von seinem Vater hatte er finstern Römerhaß geerbt, was ihn zum Lieblinge des Volkes in den hellenischen Städten machte. Die Böotier traten mit ihm in ein Bündniß, die Aetoler begaben sich unter seinen Schutz; selbst in den achäischen Bundesversammlungen gewann er einen zahlreichen Anhang; er war außerdem mächtig durch seine Verbindungen mit den Königen von Syrien und Bithynien. Als er, gestützt auf diese Macht, die frühere Unabhängigkeit zu gewinnen suchte, war nach den Grundsätzen römischer Staatskunst der Krieg unvermeidlich.

Der Ausbruch des Krieges ward beschleunigt durch den König Eumenes von Pergamus, der vor dem römischen Senat als Ankläger gegen Perseus auftrat. Durch ihn empfing der Senat zugleich einen genauen Bericht über die Kräfte und innern Zustände des macedonischen Reiches. Der Krieg Roms gegen Macedonien war jetzt eine beschlossene Sache, und nur der Form wegen wurde noch eine Gesandtschaft an Perseus geschickt, die ihm anzukündigen hatte, daß, wenn er nicht die Rüstungen einstelle, die Städte und Ortschaften räume, welche er widerrechtlich besetzt habe und den Verbündeten Roms nicht vollen Schadenersatz leiste, das Freundschaftsverbündniß mit Rom sein Ende habe. Wie zu vermuthen war, wurden diese Forderungen von Perseus mit Entschiedenheit zurückgewiesen, und nun brach der Krieg aus.

In den beiden ersten Feldzügen (171 und 170) war das Schlachtenglück dem Perseus hold. Im dritten Jahre gelang es zwar dem Consul Q. Marcius Philippus, nach vielem Ungemach, in Macedonien vorzudringen, allein Perseus verschanzte sich am Enipeus, und die beiden Heere lagen sich den Rest des Jahres unthätig einander gegenüber. Nun schloß

* Nach F. D. Gerlach, Hist. Studien, und W. Schorn, Geschichte Griechenlands.

Perseus ein Bündniß mit Genthius, dem Könige von Illyrien.

Der größer gewordenen Schwierigkeit setzte Rom die alte Beharrlichkeit entgegen. Lucius Aemilius Paullus, dessen Vater ruhmvoll bei Cannä gefallen war, ward an die Spitze des römischen Heeres gestellt. Neben ihm wurde der Prätor Cn. Octavius mit der Leitung der Flotte betraut, L. Annicius aber an die Spitze des Heerestheiles gestellt, der die Grenzorte Illyriens besetzt hielt.

Auf die Tüchtigkeit dieser Heerführer setzte Rom große Hoffnungen. Diese wurden noch von dem Erfolg übertroffen. Den Anfang machte L. Annicius, welcher in einem Monat seine Aufgabe durch die Vernichtung der illyrischen Macht und die Gefangennahme des Genthius erfüllte. Daran war vorzüglich schuld die Treulosigkeit des Königs Perseus, welcher erst den unglücklichen Fürsten durch alle erdenklichen Künste auf seine Seite gezogen und ihn dann, als er nicht mehr zurücktreten konnte, schändlich im Stich gelassen hatte. Doch auch für ihn nahete schon mit Riesenschritten das Verderben. Kaum war Aemilius im Lager angekommen, als er, woran es bisher gefehlt hatte, die Krieger mit frischem Muthe zu erfüllen wußte. Dieser wurde noch durch die Kunde von der Gefangennahme des Genthius erhöht. Im Jahre 168 kam es bei Pydna zu einer Schlacht, in welcher das macedonische Heer völlig geschlagen ward. Der König war geflohen. Seinem Geize, seiner Grausamkeit und seiner Feigheit hatte er es zu verdanken, daß keine Stadt Miene machte, seine Rechte gegen den vordringenden Sieger zu vertheidigen. Er ward gefangen genommen und starb, des Thrones entsetzt, in einem Gefängniß zu Alba. Ihm war noch kurz vorher Hülfe von dem kräftigen und kriegskundigen Bastarenvolke angeboten worden. Um seine Schätze nicht angreifen zu müssen, nahm er die Hülfe nicht an. Jetzt fielen diese Schätze — über 6000 Talente in Gold und Silber — den Römern als erwünschte Beute zu.

Das künftige Schicksal Macedoniens, sowie der angrenzenden Länder, wurde durch Commissarien, 10 für Macedonien und 5 für Illyrien, nach einem vorläufigen Beschlusse des Senats näher bestimmt. Es war Grundsatz bei den Römern, die Angelegenheiten eroberter Länder zunächst provisorisch zu ordnen, um sie für das ihnen zugedachte Joch reif zu machen. Daher erhielten sie entweder eine scheinbare Unabhängigkeit oder fielen verbündeten Fürsten oder Völkern als ein anvertrautes Gut anheim. Macedonien und auch Illyrien wurden zum Erstaunen aller Völker für frei erklärt, jedoch mit der Verbindlichkeit, den Römern die Hälfte des Tributs, nämlich 100 Talente, zu zahlen, welchen vorher die Könige erhoben hatten. Ferner wurden sie in vier von einander getrennte Staaten getheilt, und jeder der Freistaaten erhielt seine eigene Regierung, welche in die Hände eines Senators kam; keiner der Freistaaten durfte aber mit dem andern Handel treiben oder den mindesten Verkehr unterhalten.

Nachdem römische Abgeordnete auf diese Art dem besiegten Macedonien eine Freiheit gegeben, welche die Sehnsucht nach königlicher Gewaltherrschaft beim Volke erweckte, wurde den bestürzten Hellenen durch eine That sonder Gleichen Kunde gethan, wie der römische Senat Rache nehme an seinen Feinden. Die kriegerischen Epiroten hatten dem Könige Perseus Hülfe geleistet; sie büßten es durch furchtbare Verheerungen ihres ganzen Landes; 70 Städte gingen in einem Tage in Flammen auf, 150,000 Einwohner wurden in die Sclaverei verkauft. Schauder und Entsetzen durchdrang die Hellenen bei dieser Nachricht, und sie sahen angstvoll der Zukunft entgegen. Ihnen Zügel anzulegen, hatte der römische Senat eine andere Maßregel erdacht. Es erschienen zehn römische Abgeordnete in Hellas, zu untersuchen, wer in dem letzten Kriege durch That und Gesinnung sich gegen die Römer feindlich bewiesen. Die Untersuchung ward erleichtert durch eine große Schaar von Verräthern, welche um schnöden Gewinn ihre Mitbürger bei den Fremdlingen anklagten. Die Römer forderten Auslieferung der freisinnigsten und tüchtigsten Bürger. Widerstand war unmöglich, und so wanderten Hunderte der

edelsten Männer in die Gefangenschaft nach Rom.

Niederwerfung Griechenlands.

Einem drohenden Sturme gleich hatte das Verderben lange schon über Griechenland geschwebt, endlich brach es herein. Die Lacedämonier, die Feinde des achäischen Bundes seit seiner Entstehung, später durch die Gewalt zum Beitritt genöthigt, bewahrten den alten Groll. Die Erinnerung an die Macht und den Ruhm des alten Sparta war auch in dem entarteten Geschlechte nicht erloschen, und die Liebe zur Unabhängigkeit erwachte von Neuem, als Zerwürfnisse unter den Häuptern des Bundes und Grenzstreitigkeiten die Gemüther noch mehr erbitterten. Jede Klage gegen die Achäer wurde von den Römern gern gehört. Deswegen hatten die Lacedämonier zu ihnen ihre Zuflucht genommen. Aber der Senat, um die Staaten noch mehr zu entzweien, wies sie mit scheinbarer Mäßigung an die Entscheidung der achäischen Bundesversammlung, als welche mit Ausnahme des Blutbanns Recht über sie habe.

So entbrannte der Krieg von Neuem; die Achäer rückten mit einem Heere bis unter die Mauern von Sparta; die Lacedämonier, auf's Aeußerste gebracht, wagten den ungleichen Kampf. Aber es fiel die Blüthe ihrer Mannschaft, und nur die Verrätherei des achäischen Feldherrn und ein schleuniger Waffenstillstand, durch die Römer vermittelt, rettete sie vom völligen Untergange. So wütheten Parteiungen und Bürgerkrieg, während Rom das Verderben des Bundes beschloß.

Es erschienen endlich römische Abgesandte und eröffneten den Abgeordneten der achäischen Städte die Beschlüsse des römischen Senats: Nicht nur die Lacedämonier, sondern auch Korinth, Argos, Heraklea am Oeta und Orchomenos in Arkadien sollten ihres Bundeseides ledig sein, denn die wären nicht achäischen Stammes.

Wie diese Erklärung bekannt wurde, erfüllte sie alle Gemüther mit rasender Verzweiflung. In ohnmächtiger Wuth beschimpfte man die römischen Gesandten, und es wurden die anwesenden Lacedämonier in den Kerker geworfen. Die römische Gesandtschaft schied drohend; die Achäer erwählten den Kritolaus, einen entschiedenen Römerfeind, zum Bundesfeldherrn und beschlossen den Krieg gegen Sparta und Rom.

Um dieselbe Zeit kam der Prätor Q. Cäcilius Metellus nach Macedonien, um den Usurpator Andriscus, welcher sich für Philippus, Bruder und Adoptivsohn des Perseus, ausgab und daher gewöhnlich Pseudo-Philippus genannt wird, zu bekämpfen. Als dieser angebliche Sprößling der Antigoniden zuerst auftrat, wurde er für einen unsinnigen Abenteurer gehalten und verachtet; bald aber nahm die Sache eine ernste Gestalt an.

In Macedonien fehlte es nicht an Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit der Abschaffung der königlichen Würde und mit den von den Römern getroffenen Einrichtungen; deshalb waren schon früher Unruhen ausgebrochen. In Kurzem hatte Andriscus an der Grenze von Thracien eine Schaar verwegener Menschen um sich versammelt und besetzte mehrere Orte. Darauf brachte er es dahin, daß thracische Fürsten und Völkerschaften ihn als macedonischen Prinzen anerkannten und unterstützten. So sah er sich im Stande, diejenigen, welche ihm widerstanden, mit Gewalt zu bezwingen.

Gegen diesen Andriscus war Q. Cäcilius Metellus abgeschickt worden. Der römische Feldherr benutzte den Zeitpunkt, als der Feind seine Streitkräfte nicht beisammen hatte, griff ihn an und schlug ihn so entscheidend, daß er nach Thracien zu fliehen sich genöthigt sah, woher er aber bald mit frischen Truppen zurückkehrte. Eine zweite Schlacht wurde geliefert, welche eben so unglücklich für Andriscus ausfiel; er selbst gerieth darauf durch thracischen Verrath in Gefangenschaft. Somit hörte der macedonische Krieg auf; er hatte 25,000 Soldaten des Usurpators das Leben gekostet. Zur Strafe für den Aufruhr verlor Macedonien seine Selbstständigkeit und wurde eine römische Provinz.

Dieses war der Stand der Dinge, als der achäische Krieg ausbrach. Begann er vor Andriscus' Besiegung, so hätte Metellus, im Rücken angegriffen, in eine

bedenkliche Lage kommen können. Dieser wünschte Griechenland zu retten und die Ankunft des Consuls Mummius zu hindern, dem, wie er wußte, die Führung des achäischen Krieges übertragen worden war. Daher reichte er, obwohl die Achäer kurz zuvor seine Gesandten so schmählich behandelt hatten, noch einmal die Hand zur Versöhnung und versprach ihnen völlige Vergessenheit des Geschehenen, wenn sie die Waffen niederlegten und ihren Ansprüchen auf Sparta und die übrigen abgefallenen Städte, welche die römische Partei gewählt hatten, entsagten.

Als der Antrag verworfen wurde, zog Metellus, welcher bereits aus Macedonien aufgebrochen war, in Eilmärschen heran und erschien plötzlich am Archeus im Angesichte der Achäer. An Kritolaus bewährte sich jetzt, daß, wo der Muth auf der Zunge sitzt, die Brust im Augenblicke der Entscheidung von feiger Furcht erzittert. Kaum hörte er von der Nähe des römischen Heeres, als er seine Stellung bei den Thermopylen verließ.

Metellus folgte dem Fliehenden auf dem Fuße nach und erreichte ihn vor der Stadt Skarphea in Lokris, wo die Römer ohne alle Mühe einen glänzenden Sieg über das achäische Heer erfochten. Kritolaus wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, er fand seinen Tod in den Wogen des Meeres oder nahm Gift.

Doch dieser Unfall erschütterte die Achäer nicht. Diacus ward zum Bundeshauptmann ernannt und eine allgemeine Bewaffnung geboten. Selbst die Knechte wurden freigegeben, um das Heer zu verstärken. Dennoch betrug es nur 14,000 Mann Fußvolk und 600 Reiter.

Gegen diese Macht zog der Consul Mummius heran, dem die Führung des Krieges vom Senat übertragen war. Sein Heer war dem feindlichen weit überlegen an Zahl (25,000 Mann zu Fuß und 3500 Reiter) und auch an innerer Kraft. Aber die Achäer, ermuthigt durch den Vortheil, den sie über die römische Vorhut errungen, verließen die unbezwingliche Feste Korinth und rückten auf der Landenge in Schlachtordnung gegen den Feind.

Kaum gewann Mummius Zeit, die Seinen zu ordnen, und der Kampf begann. Die achäischen Reiter verließen feige die Reihen beim ersten Angriff des Feindes, aber das Fußvolk stritt mit Heldenmuth und würdig der großen Vorzeit ihres Volkes; zum Sieg oder zum Tod entschlossen, kämpften sie über den Leichen ihrer Brüder, bis sie von allen Seiten umringt wurden. Da sank dem Diacus der Muth; ohne Hoffnung gab er Korinth auf und entwich nach seiner Vaterstadt Megalopolis. Dort tödtete er sein Weib mit eigener Hand, daß sie nicht in der Feinde Gewalt käme, er aber trank den Giftbecher.

Die Korinther hatten nicht den Muth, für ihren Heerd zu kämpfen; sie verließen ihre Heimath und suchten anderswo ein schützendes Obdach. Mummius war verwundert, als er vor der Stadt ankam und die Thore offen sah; er traute nicht dem Schein und fürchtete einen Hinterhalt. Erst am dritten Tage nach der Schlacht hielt er seinen Einzug. Er ließ Korinth plündern und dann den Flammen preisgeben. Bei dieser Gelegenheit gingen viele der herrlichsten Kunstwerke theils durch die Rohheit der Soldaten, theils durch den Brand unter.

Nach der Zerstörung von Korinth unternahm Mummius einen Zug nach dem Innern des Peloponnes, wo er nirgends Widerstand fand. Allenthalben ließ er das Volk entwaffnen, die Orte plündern, theils sogar zerstören. Mehrere von den Peloponnesiern, welche als Anstifter des Krieges angegeben wurden, erlitten die Todesstrafe; eine große Anzahl führte er in die Sclaverei. Aus allen Gegenden Griechenlands schleppte er die schönsten Denkmäler der griechischen Kunst, Statuen und Gemälde, zur Zierde des Triumphes fort. Weil der geraubten Schätze so viele waren, daß man die Möglichkeit nicht absah, wie sie alle nach Rom zu schaffen seien, wurde eine Zahl derselben versteigert. Wie wenig Kunstsinn Mummius besaß, ergiebt sich daraus, daß er die Schiffer, welche den Transport der Kunstwerke besorgten, verpflichtete, ihm neue machen zu lassen, wenn sie die ihnen anvertrauten verderben würden.

Um das künftige Schicksal der Städte und Einwohner, welche vom Feuer und vom Schwerte verschont worden waren, zu bestimmen und die Angelegenheiten zu ordnen, schickten die Römer, wie es bei ihnen gebräuchlich war, zehn Commissarien. Diese machten Hellas nebst dem Peloponnes unter dem Namen Achaia zu einer römischen Provinz, legten dem Lande einen jährlichen Tribut auf, schafften die demokratischen Verfassungen ab und gaben die Regierung (denn auch unter den Römern hatten die einzelnen Städte ihre eigene Verwaltung) in die Hände der Vermögenden.

Publ. Cornelius Scipio Aemilianus.*

Scipio Aemilius unterscheidet sich von den römischen Feldherren früherer Jahrhunderte, wie seines Zeitalters, dadurch, daß er ein höheres Geisteleben mit dem höchsten kriegerischen Ruhme zu vereinigen wußte. Er erkannte die Veredlung des sittlich-geistigen Lebens durch Aufnahme hellenischer Wissenschaft und Kunst als ein Bedürfniß der Zeit. Daher ehrte schon der stille ernste bescheidene Jüngling den weisen Lälius, wie ein Sohn den Vater, daher zollte er den Hellenen Polybius und Panätius ungeheuchelte Verehrung und wählte sie sich zu Führern und Vorbildern für's Leben. Nur in der Freundschaft kannte er kein Maß, während er sonst die besonnene Manneskraft eines Lehrlings der Hellenen bekundete. So hatte sich um den Bewunderer hellenischer Wissenschaft ein Kreis edler Jünglinge versammelt, welche, wie verschieden auch ihr Streben sein mochte, doch die gleiche Liebe ihm verband. Auch die ersten Dichter jener Zeit, der feingebildete Terentius und besonders der geniale Volksdichter C. Lucilius, waren ihm eng verbunden.

Glänzender noch ist seine kriegerische Laufbahn. Den kühnen Heldengeist des sechzehnjährigen Jünglings hatte die Schlacht bei Pydna offenbart, wo die Kampflust ihn so ins Getümmel riß, daß er erst in später Nacht zu dem bestürzten Vater wiederkehrte. Aber sein Beruf zum Feldherrn ward zuerst im spanischen Kriege kund. Da in diesem mörderischen Kampfe alljährlich die Blüthe der römischen Jugend geopfert wurde und allgemeine Zaghaftigkeit die Bürger gefesselt hielt, da hat Scipio nach dem Vorgange seines großen Ahnherrn dem Vaterlande freiwillig seine Dienste angeboten, hat den Consul als Legat nach Spanien begleitet, hat unter die Feinde Furcht und Schrecken, den Seinigen das vorige Vertrauen und Sieg gebracht. Wo die Gefahr gebot, kämpfte er zuvorderst in den Reihen; ein Mann von feinem Gliederbau und mäßiger Leibesgröße, hat er den Zweikampf mit einem spanischen Fürsten von ungeheurer Körperkraft mit glänzendem Erfolge bestanden und im Angesichte beider Heere seinen Gegner überwunden. Beim Sturm auf Intercatia war er der Erste auf den Zinnen, so daß er eine Siegeskrone sich errang. Die ungeschwächte Kraft der Jugend, gestählt durch Mäßigkeit und unablässige Uebung, ein seltenes Vertrauen in die bewußte Kraft und besonnener Muth im heißen Schlachtgewühl, sie wirkten wie ein Zauber auf das Heer, und einen Feldzug, mit düstern Ahnungen und bangem Vorgefühl begonnen, krönte Ruhm und Sieg.

* Nach F. D. Gerlach, Hist. Studien, und W. Pütz, Geschichte des Alterthums.

Viriathus. Numantia.*

Spanien war schon seit dem zweiten punischen Kriege eine römische Provinz, in welcher aber die römischen Statthalter fast ununterbrochen Krieg zu führen hatten. Zu den muthigsten und zugleich gefährlichsten spanischen Völkern gehörten die Lusitanier, welche zwischen den Flüssen Tajus (Tajo) und Minius (Minho) wohnten. Nachdem der Prätor Servius Sulpicius Galba 151 v. Chr. von den Lusitaniern gänzlich geschlagen worden war und fast sein ganzes Heer verloren hatte, drang er 150 v. Chr. von zwei Seiten in Lusitanien ein und trieb die Feinde so in die Enge, daß sie um Frieden baten. Galba nahm die angebotene Unterwerfung mit erheuchelter Freundlichkeit an und stellte sich, als ob er die Räubereien der Lusitanier ihrer Armuth und der Unfruchtbarkeit ihres Bodens zuschreibe. Er erbot sich, ihnen bessere Wohnsitze zu geben, lockte auf diese Weise mehrere Tausend aus ihren Bergen heraus, theilte diese in drei Abtheilungen und ließ sie, nachdem sie die Waffen niedergelegt hatten, umzingeln und niederhauen.

Ein furchtbarer Rachekrieg war die Folge dieser unerhörten Grausamkeit. Dem schwerverletzten Volke entstand aus den Wenigen, welche dem Blutbade entronnen waren, ein Rächer. Es war dieses Viriathus, ein Hirt, welcher sich früher auch als Führer von raublustigen Schaaren ausgezeichnet hatte. Er war ein kühner, kluger und hochherziger Mann, welcher alle Oertlichkeiten kannte und zu benutzen verstand und ein wahres Feldherrntalent entwickelte. Er ermüdete die römischen Heere dadurch, daß er hin und her zog, er täuschte sie auf die listigste Weise, überfiel sie aus dem Hinterhalt, lockte sie durch verstellte Flucht an gefährliche Stellen, vernichtete ganze Heere und brachte den Römern eine Niederlage nach der andern bei.

Nach vier Jahren erstreckte sich der Einfluß des Viriathus und der von ihm erregte Aufstand bis zum Guadalquivir im Süden und bis zum Ebro im Osten. Im Jahre 141 v. Chr. schloß er ein römisches Heer in einen lusitanischen Gebirgspaß ein. Es stand in seiner Macht, die Eingeschlossenen zu vernichten, aber er entließ sie ungekränkt unter der Bedingung, daß Friede sein und beide Völker den gegenwärtigen Besitzstand anerkennen sollten. Das römische Volk bestätigte den Vertrag. Allein schon im folgenden Jahre wußte der Consul Q. Servilius Cäpio, welcher als Statthalter nach Spanien geschickt worden war, den Senat zu der Erlaubniß zu bewegen, den Frieden brechen zu dürfen.

Obgleich Viriathus ein so treuloses Verfahren nicht erwartet und seine Kriegsgefährten entlassen hatte, wußte er doch dem Kampfe so lange geschickt auszuweichen, bis er wieder Mannschaft um sich versammelt hatte.

Da Cäpio im offenen Kampfe dem Viriathus nichts anhaben konnte, nahm er seine Zuflucht zu einer Schändlichkeit. Er benutzte dazu eine mit Viriathus angeknüpfte Unterhandlung, bestach die lusitanischen Unterhändler und diese ermordeten den Viriathus (140 v. Chr.). Nun erst gelang es den Römern, die Lusitanier, welche nicht mehr zusammenhielten, auf ihre Berge zu beschränken.

Dagegen erregte der Consul Q. Pompejus durch seine Treulosigkeit einen neuen und schweren Krieg mit der im Norden von Spanien gelegenen Stadt Numantia. Diese Stadt, welche nur 8000 Vertheidiger hatte, widerstand mit wunderbarem Muthe den zahlreichen gegen sie ausgesandten römischen Heeren. Die Numantiner schlossen 137 v. Chr. den Consul C. Hostilius Mancinus und sein 20,000 Mann starkes Heer vollständig ein, und er sah sich genöthigt, um Frieden zu

* Nach G. Zeiß, Lehrbuch der allg. Weltgeschichte.

bitten. Doch erklärten die Numantiner, daß sie den treulosen Römern nicht trauten und sich nur mit dem Quästor Tib. Sempronius Gracchus, den sie als redlichen Mann kennen gelernt hätten, in Verhandlung einlassen würden. Durch diesen kam ein Vertrag zu Stande, und das eingeschlossene Heer erhielt freien Abzug. Der Senat bestätigte aber den Vertrag nicht und nahm seine Zuflucht zu demselben elenden Kunstgriff, durch welchen er sich früher mit den Samnitern abzufinden gesucht hatte; er ließ den Consul Hostilius gefesselt nach Numantia bringen. Die Numantiner wiesen, wie es die Samniter gethan, diese Ausflucht mit Verachtung zurück. Die von den Römern geschickten Feldherrn hatten nicht einmal den Muth, Numantia anzugreifen. Nun wurde 134 v. Chr. Scipio Africanus der Jüngere mit 60,000 Mann nach Spanien gesandt. Scipio schloß die Stadt durch Gräben und Wälle vollständig ein. Als der Hunger die Numantiner schon gezwungen hatte, Menschenfleisch zu essen, und alle Aussicht auf Rettung verschwunden war, öffneten sie dem Feinde die Thore. Die Ueberlebenden gaben sich zum größeren Theile am Tage der Uebergabe den Tod.

Die in Spanien gewonnenen Gebiete wurden nun ebenfalls in ihrer Gesammtheit als eine römische Provinz angesehen und von Commissarien verwaltet. Aufstände fanden noch weiterhin statt.

Die Römer, deren Waffen im Westen, Süden und Osten Italiens siegreich gewesen waren, betrachteten sich nun als Herren der Welt.

Altrömische Dichtkunst.*

Dem geistigen Bedürfniß der ältesten Römer genügten die alten Priesterlieder, welche bei feierlichen Gelegenheiten, in hölzerne oder marmorne Tafeln eingegraben, umhergetragen und abgesungen wurden. Es waren uralte überlieferte Hymnen zu Ehren der Götter, die mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit unverfälscht erhalten wurden, und deren ernste Melodien dazu beitrugen, den tiefsinnigen, würdevollen Ernst der Götterfeste zu erhöhen. Man besaß sie in imbrischer und lateinischer Sprache, einige wenige sind auf unsere Zeit gekommen. Außerdem gab es Volkslieder, die ähnlich den Skolien der Griechen bei Tische gesungen wurden, und in denen man die Thaten der alten Helden feierte. Sie pflanzten sich durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis sie, von der neuen Bildung verdrängt, in Vergessenheit geriethen. Aehnlich wurden bei Leichenbegängnissen unter Begleitung der Flöte Nenien oder Trauerlieder gesungen, bei Hochzeiten scherzhafte, zum Theil satirische Fescennien, und auf die Gräber pflegte man hin und wieder eine Grabschrift in Versen zu setzen. Daneben fand die Comödie, anfangs in sehr unvollendeter Form, als Wechselgespräch und aus dem Stegreif Eingang: man nannte diese von freien römischen Jünglingen aufgeführten Volkslustspiele Atellanen. Ihnen schlossen sich die Satirspiele an, welche 364 v. Chr. zur Sühne der Götter eingeführt wurden. Sie waren etrurischen Ursprungs und von Tänzen begleitet.

Alle diese aber waren nichts mehr als noch sehr unentwickelte Anfänge, dem allgemeinen Geiste des Volkes einen verständlichen Ausdruck zu verleihen. Erst um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. gelangte der römische Geist in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten zur selbstständigen Hervorbringung schriftstellerischer Erzeugnisse. Zwar war es griechische Bildung, die hierzu den Anstoß gab, und selbst ihrer Abkunft nach waren es meist Griechen, die dergleichen hervorbrachten. Aber sie thaten es in römischer Sprache und in römischem Geiste.

* Nach K. Biernatzki, Bilder aus der Weltgeschichte.

Ein solcher Grieche aus Tarent war Livius Andronikus, Erzieher der Kinder des Livius Salinator, der erste welcher römische Tragodien und Comödien schrieb, der auch eine Uebersetzung der Odyssee in römischer Sprache verfaßte und damit den Grund zum römischen Epos legte. Cnejus Nävius, ein geborner Campanier, fing bereits an, in seinen Comödien der geißelnden Satire ein freies Feld einzuräumen. Auch er schrieb außerdem Tragodien, indem er griechische Stücke gewandt ins Lateinische übertrug, auch bewahrte er die Ereignisse des ersten punischen Krieges, in welchem er selbst mitgefochten hatte, in einem Heldengedicht der Nachwelt auf. Der Sinn des römischen Volkes war im Allgemeinen jedoch der tiefsinnigen Tragodie abgeneigt und wandte sich mehr der ins unmittelbare Leben eingreifenden Comödie zu, indem es ihm gefiel, die Sitten der Gegenwart, namentlich der vornehmen Welt, mit Witz und Spott beleuchtet zu sehen. Aus demselben Grunde wußte der Römer auch die Annalen des Quintus Ennius, in welchen derselbe die römische Geschichte in gebundener Rede darstellte, zu würdigen: das erste Heldengedicht echt römischen Ursprungs, dessen Verfasser, von Geburt ein Grieche, ein Freund des älteren Cato und des Scipio Afrikanus war. Des Letzteren Thaten feierte er gleichfalls in einem Gedichte, sowie er auch mehrere Tragodien, Satirspiele und Sinngedichte verfaßte. Außer diesen werden noch Marcus Pacuvius, des Ennius Schwestersohn, und Lucius Attius als begabte Tragodiendichter gerühmt, denen eine würdevolle Behandlung des Gegenstandes, Erhabenheit der Gedanken und des Ausdrucks eigen.

Der Schöpfer der römischen Comödie dagegen ist Marcus Attius Plautus, von umbrischer Abkunft und lebend zur Zeit des zweiten punischen Krieges. Er war arm von Jugend auf und blieb arm sein ganzes Leben hindurch, so daß er genöthigt war, die Handmühle zu drehen, um nur sein Leben zu fristen. Bei dieser Beschäftigung dichtete er seine geistvollen Comödien, von denen uns zwanzig erhalten worden sind. Sie sind vollendete Muster volksthümlicher Dichtung, voll Witz und Laune, natürlich und gewandt geschrieben. Mit bitterem Spott geißelt Plautus die zum Theil schon sehr verfallenen Sitten der Zeit und weiß die lebhaftesten Scenen an den Augen der Zuschauer vorüber zu führen. Aus seinen Stücken lernen wir, wie aus keiner andern Quelle, das häusliche und bürgerliche Leben der Römer kennen. Sie sind treue Spiegel des bereits den fremden Einflüssen erlegenen Zeitgeistes, der unverkennbar auf den nahenden Untergang des römischen Staates deutet.

Das Kriegswesen der Römer.*

Die römischen Heere.

Die römischen Heere bestanden in den schönsten Zeiten der Republik nicht aus aufgerafften Miethlingen, sondern aus dem besten Theile der Bürgerschaft. Erst als mit Reichthum und Luxus auch Weichlichkeit sich einzuschleichen begann, suchten sich die Wohlhabenden dem Kriegsdienste zu entziehen. Marius nahm zuerst Bürger aus der untersten Klasse und Freigelassene in sein Heer auf. Dieser Gebrauch blieb bestehen, ja endlich bestand das Fußvolk ausschließlich aus Miethssoldaten und armen Bürgern. Auch in der Reiterei dienten in späteren Zeiten Plebejer, während in früheren Zeiten nur Ritter in derselben Aufnahme fanden.

In den ersten Zeiten der Republik bestand das römische Heer aus nicht mehr als vier Legionen, von denen jeder der beiden Consuln zwei befehligte, die mit Reiterei und Bundesgenossen zusammen 20,000 Mann stark waren. Eine Le-

* Nach Isella, Das alte Rom.

gion betrug demnach 10,000 Mann. Mit der Vergrößerung des Staates nahm auch die Anzahl der Legionen zu. Sie mehrten sich nach und nach bis zu zehn, achtzehn, zwanzig.

Jeder römische Bürger war bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre zu Kriegsdiensten verpflichtet, und Anfangs durfte Niemand Anspruch auf ein öffentliches Amt erheben, der nicht wenigstens zehn Feldzüge mitgemacht hatte. Die Fußgänger mußten in zwanzig, die Reiter in halb so vielen Feldzügen dienen.

Die jungen Anfänger in der Kriegskunst hießen Tironen. Zu Tironen wurden immer die kraftvollsten jungen Männer gewählt; man nam keinen an, der sich eines groben Verbrechens schuldig gemacht hatte und nicht von ehrlicher Geburt war. Ihre Uebungen waren Laufen, Springen, Schwimmen, Fechten, Werfen, Schleudern, Schießen. Im gewöhnlichen Marsch mußten sie 20,000 Schritte, im stärkeren 24,000 in fünf Stunden machen. Man ließ sie über breite Graben springen, bewaffnet und mit einer bedeutenden Last beladen laufen. Es war dies nöthig, denn der römische Soldat hatte, seine Waffen ungerechnet, über 60 Pfund zu tragen. Zur Uebung im Fechten wurden hölzerne Schwerter benutzt, die noch einmal so schwer waren, als eiserne; ebenso hatten die Schilde die doppelte Schwere der gewöhnlichen, und sie mußten sie in voller Rüstung führen lernen. Uebungen mit dem Wurfspieß fanden Sommer und Winter statt. Auch Steine lernten sie nicht nur aus freier Hand, sondern auch mit Schleudern nach einem Ziele werfen. In kräftigen und geschickten Händen war die Schleuder eine furchtbare Waffe; die geworfenen Steine zertrümmerten Waffen und Schilde, tödteten gepanzerte Reiter und Pferde. Die Bogenschützen übten sich im Spannen der Bogen und im Abschießen der Pfeile nach gesteckten Zielen.

Das römische Fußvolk bestand in Bezug auf Bewaffnung und die Art zu kämpfen aus: Veliten, Spießträgern, Principes und Triariern.

Die Veliten waren junge leicht bewaffnete Leute, die nicht in der Linie, sondern in zerstreuten Haufen fochten. Ihre Waffen waren Schild, Spieß und Schwert. Der Schild war rund und hatte drei Fuß im Durchmesser. Das Schwert diente zum Hauen und zum Stechen, der Wurfspieß war vier Fuß lang. Mußte zum Schwerte gegriffen werden, so ward der Wurfspieß in der linken Hand getragen. Der Kopf war mit einem Helm oder vielmehr mit einer Art Haube von Leder bedeckt. Bisweilen führten sie auch noch Bogen und Schleuder. Gelegentlich setzten sie sich auf die Pferde hinter die Reiter und kämpften gemeinschaftlich mit diesen gegen den Feind.

Die Spießträger bildeten die erste Linie, wenn es zur Schlacht ging. Die Spieße hatten eine sehr lange scharfgeschliffene und mit Widerhaken besetzte Spitze. An der Stelle, an der das Eisen mit dem Holze verbunden war, hatte es eine Dicke von anderthalb Zoll. Dies machte den Wurfspieß so schwer, dessen Wirkung, wenn eine kräftige Hand ihn schleuderte, freilich auch eine außerordentliche war. Zur Beschützung des Trägers diente ein vier Fuß langer, zwei und einen halben Fuß breiter Schild von festem, mit Stierfell überzogenem Holz, der wie ein Hohlziegel geformt und in der Mitte mit einem eisernen Buckel versehen war. Den Kopf bedeckte ein Helm von Erz, der geschmückt war mit drei purpurnen Federn oder einer Pferdemähne. Krieger vornehmen Standes trugen einen Panzer von Leder mit Blechschuppen überzogen oder ein Panzerhemd aus eisernen Ringen, die wie Ketten in einander geschlungen waren. Zur Bedeckung der Füße dienten Beinharnische und eine Art Schuhe.

Die Principes bildeten die zweite Schlachtlinie. Sie bestanden aus Leuten von besonders festem Körperbau und waren bewaffnet wie die Spießträger. In der dritten Linie standen die Triarier, alte Krieger von erprobter Tapferkeit, ihre Waffen waren Schild, Panzer, Helm, Schwert, Dolch und zwei Wurfspieße.

Vermochten, wenn es zum Kampfe ging, weder die Veliten noch die Spießträger den Feind zu werfen, so rückten die Principes in die erste Reihe; war auch ihr Angriff fruchtlos, so vereinigten

sie sich mit den Triariern. Hieß es daher: Die Sache ist bis auf die Triarier gekommen, so sollte damit gesagt sein, es sei bis aufs Aeußerste gekommen.

Die Reiter waren beinahe eben so bewaffnet wie die Fußsoldaten. Sättel und Steigbügel wurden nicht gebraucht. Der Heerführer trug ein scharlachenes, mit Purpur verbrämtes Kriegskleid.

Die römischen Heere waren in Legionen getheilt. Jede Legion bestand aus zehn Cohorten, jede Cohorte aus drei Manipeln, jede Manipel aus zwei Centurien. Die Anzahl der Mannschaften war nicht immer die gleiche. Zur Zeit des Polybius zählte eine Legion 4200 Mann. Livius giebt sie zu 4000 Mann an. In der Folge wuchs die Zahl bis 6666. Zu jeder Legion gehörten 300 Reiter. In einer Legion befanden sich 600 Triarier, 1200 Principes, 1200 Spießträger, die Uebrigen waren Veliten. Die Reiterei war nicht in Cohorten getheilt, sondern in Turmae oder Schwadronen, jede Schwadron in drei Decurien.

Die erste Cohorte jeder Legion übertraf immer die neun übrigen an Zahl, wenigstens an Tüchtigkeit der Mannschaften. Sie wurde das Haupt der Legion genannt, sie führte das vornehmste Feldzeichen, den römischen Adler.

Jeder Legion waren Hülfsvölker in verhältnißmäßiger Zahl zugetheilt. Entweder waren es italienische Völker, die unter dem Schutze der Römer standen, oder auswärtige Bundesgenossen. Die Legion selbst bestand aus römischen Bürgern. Die fremden Fußsoldaten waren den römischen an Zahl gewöhnlich gleich, die Reiterei oftmals von doppelter Stärke.

Die Legionen wurden theils durch Zahlen unterschieden, z. B. die erste, zweite Legion, theils durch Ehrennamen, als Victrix, Felix, oder nach den Ländern, wo sie gestanden hatten, z. B. Gallica, Hispanica. Jede Legion führte einen silbernen oder goldenen Adler, anfangs auch ein anderes Thier als Feldzeichen. Zwei Legionen (mit den Hülfsvölkern ungefähr 20,000 Mann) machten ein consularisches Heer.

Den Oberbefehl führte gewöhnlich ein Consul, ein Prätor, ein Dictator. Zogen beide Consuln zu Felde, so wechselte der Oberbefehl von Tag zu Tag. Gewann einer ein bedeutendes Treffen, so wurde er von den Kriegern zum Imperator ausgerufen und setzte unter diesem Titel den Feldzug fort. War er verhindert, das Heer selbst zu führen, so wählte er sich einen oder mehrere Legaten, die seine Stelle vertraten.

Der Kriegstribunen oder Kriegsobersten waren sechs bei jeder Legion. Zwei von ihnen führten abwechselnd zwei Monate lang den Befehl über die ganze Legion und zwar so, daß sie mit dem Commando täglich wechselten. Der Tribun hatte das Recht, einen goldenen Ring zu tragen. Anfangs wurden sie von dem Feldherrn gewählt, später wählte der Feldherr für jede Legion drei, das Volk in den Comitien ebenfalls drei. Erstere hießen daher Rutuli, Letztere Comitiati.

Der Befehlshaber der Reiterei bei einer Legion hieß Praefectus alae, der Flügelpräfect. Unter ihm commandirten die Decurionen oder Befehlshaber über zehn.

Die Römer hatten keine Fahnen wie wir. Ihre Feldzeichen bestanden in den ersten Zeiten des Staates in einem Büschel Heu, den sie auf einer Stange vor sich hertragen ließen. In der Folge wurde statt des Heues ein Querholz auf einen Spieß gesteckt, über dem eine kupferne Hand (manus) hervorragte. Als die Römer sich reich geraubt hatten, verwandelte sich die kupferne Hand in eine silberne, und unten an dem Querholz hing ein kleiner runder oder eiförmiger Schild von Silber oder Gold, auf dem anfangs die Kriegsgottheiten Mars oder Bellona, und in späterer Zeit die Bildnisse der Kaiser abgebildet waren. Jede besondere Art des römischen Fußvolks hatte ihr besonderes Zeichen in der Standarte: die Spießträger einen Wolf, die Principes einen Ochsen, die Triarier einen Adler. Das Feldzeichen der Reiterei, das Vexillum hieß, bestand aus einem viereckigen Stücke purpurfarbenem Tuch, das an einem Querholz herabhing und mit Franzen besetzt war. Der Name des Feldherrn war in goldenen Buchstaben darauf gestickt.

Das allgemeine Feldzeichen der ganzen

Linie war ein silberner oder goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln, bisweilen mit einem Donnerkeile in den Klauen. Er wurde auf einer höhern Stange als die andern getragen. Unter den Kaisern verwandelte sich der Adler in einen Drachen.

Die Standarte wurde für heilig gehalten. Sie war der sichre Zufluchtsort für Verfolgte. An Festtagen schmückte man sie mit Lorbeerzweigen und erwies ihr fast göttliche Ehre. Sie zu verlieren, war eine große Schmach. Ihr Träger (Signifer), der sie auf der Flucht wegwarf, wurde zum Tode verurtheilt. Alles wurde aufgeboten, sie gegen den Feind zu vertheidigen. Es geschah, daß der Feldherr sie in die Schaar der Feinde schleudern ließ, um den Muth der Seinen zu entflammen.

Die Instrumente der Krieger waren Trompeten, Hörner, Zinken und andere metallene Blasinstrumente. Die Trompete (Tuba) war ganz gerade. Die Hörner waren doppelter Art, denn die Buccina glich ganz unsern Waldhörnern, das Cornu war ein mit Silber eingefaßtes Ochsenhorn. Die Zinke (Lituus) war nur unten ein wenig gebogen, gab einen feinen durchdringenden Ton und wurde von der Reiterei gebraucht.

Wenn eine Schlacht beschlossen war, so wurde eine rothe Fahne aufgesteckt und mit Trompetenschall das Heer zusammenberufen. Vor der Schlacht bestieg der Feldherr einen Rednerstuhl und hielt eine Rede an das Heer, es zur Tapferkeit zu ermuntern. Durch das Aufheben ihrer Arme, das Zusammenschlagen ihrer Spieße und Schilde und durch ein freudiges Jauchzen gaben die Krieger ihren Beifall, ihren Muth und ihre Freudigkeit zu erkennen. Ein Stillschweigen dagegen war das Zeichen von Besorgniß und Kleinmüthigkeit. Alle Trompeten und Hörner zugleich gaben nach der Rede das Zeichen zum Aufbruch; sie bliesen Generalmarsch, und der allgemeine Ruf: Zu den Waffen! zu den Waffen! (ad arma!) ertönte durch das Lager. Die Standarten, die bisher in der Erde aufgepflanzt standen, wurden herausgerissen, und es galt als ein gutes Zeichen, wenn sie sich leicht herausheben ließen. Alle Krieger machten sich nun zum Treffen bereit; viele benutzten auch die kostbaren Augenblicke, ihren letzten Willen zu erklären. Jetzt wurde das Heer zur Schlachtordnung aufgestellt und das Zeichen zum Angriff gegeben. Alsbald ertönten von Neuem alle Hörner und Trompeten zugleich, und es stürmten die vordersten Reihen der Krieger mit einem wilden, schrecklichen Geschrei auf den Feind ein. Sie suchten durch dieses Geschrei theils ihren Gegnern Furcht einzujagen, theils sich selbst zur Tapferkeit anzufeuern.

Hatte ein Feldherr den Sieg erfochten und wurde er auf dem Schlachtfelde zum Imperator ausgerufen, so umwanden die Lictoren ihre Fasces mit Lorbeeren, und Eilboten brachten den gleichfalls mit Lorbeeren umwundenen Schlachtbericht nach Rom. Der Senat verordnete hierauf gewöhnlich ein Dankfest (Supplicatio) und bestätigte dem siegreichen Heerführer den Imperatortitel, den er aber nach seiner Zurückkunft aus dem Felde wieder abzulegen hatte.

Nie übernachtete ein römisches Heer auf dem längsten Marsche auch nur ein einziges Mal auf freiem Felde, ohne ein Lager anzulegen und es mit Wällen und Gräben zu befestigen. Nicht eher wurde auch ein Treffen geliefert, als bis man vorher ein gut verschanztes Lager errichtet hatte, wohin man sich im Fall eines unglücklichen Ausganges zurückziehen konnte. Die Winterlager waren mit besonderem Fleiße befestigt. Sie hatten auch ihre ordentlichen Magazine, Lazarethe und glichen einer bedeutenden, mit allem Nöthigen versehenen Stadt. Viele Städte sollen solchen Winterlagern der Römer ihre Entstehung verdanken.

Die Belagerungsarbeiten der Römer waren äußerst mühsam im Vergleich mit den unsern; auch lagen die Belagerungsheere viel länger, oft Jahre lang vor den feindlichen Städten, wenn es ihnen nicht gelingen wollte, sie zu überrumpeln, ihre Thore zu untergraben oder ihre Mauern stürmend zu übersteigen. Waren die Mauern nicht besonders hoch, so bildeten die Krieger, enge an einander geschlossen, ein Viereck, bedeckten den Kopf mit ihren Schilden und machten damit

ein so festes Dach, daß andere, eben so mit ihren Schilden bedeckte Krieger auf diesem Schilddach festen Fuß fassen und auf den Köpfen ihrer Waffenbrüder den Feinden näher kommen, sie vertreiben und die Mauern ersteigen konnten. Ein solches Schilddach hieß Testudo. Es war so fest, daß man mit Wagen und Pferden darüber hinwegfahren konnte. Aber auch das hölzerne Dach, unter welchem die Soldaten zum Schutz gegen das feindliche Geschoß arbeiteten, wenn Gräben aufzufüllen und Wälle aufzuwerfen waren, hieß Testudo (Schildkröte).

Kam es zu einer förmlichen Belagerung, so wurde die Stadt eingeschlossen und ein Lager bezogen, das gegen die Ausfälle der Belagerten und möglichen Angriffe von hinten mit Wällen, Gräben, Brustwehren, bisweilen sogar mit Mauern und Thürmen befestigt ward. Man suchte sich hierauf durch einen Damm von dem Lager aus einen Weg nach der Stadtmauer oder über die Stadtmauer weg zu bahnen. Dieser Damm wurde von Holz, Erde, Steinen errichtet. Er ging über die Gräben des Lagers weg und wurde wie eine Bergsteige immer höher, je näher er der Stadt kam, bis er endlich mindestens der Höhe der Mauern gleich war. Von diesem Damme aus wurden mit Wurfmaschinen große Pfeile und Steine nach den Belagerten geschleudert, um sie von den Mauern wegzutreiben, damit ungehindert die Sturmleitern angelegt werden konnten. Diese Maschinen, Balisten und Catapulten genannt, waren große Bogen, von einer solchen Spannkraft, daß von ihren Geschossen Menschen und Pferde zerschmettert und getödtet wurden. Man stellte sie gegen die Belagerten so hoch, weil sie ihnen von unten herauf viel weniger Schaden zugefügt haben würden.

Die Balisten und Catapulten hatten statt eiserner Reife zwei Arme, die zwischen starke Seile von Darmsaiten gespannt waren. Sie wurden mit Winden aufgezogen und wirkten mit unglaublicher Kraft. Die Baliste diente zur Abschießung großer neun Fuß langer Pfeile oder Feuerlanzen, die mit Werg umwunden waren, das man in Pech, Schwefel, Harz tauchte und angezündet in die belagerte Stadt oder nach den feindlichen Werken schoß, um sie in Brand zu stecken. Diese Brandpfeile vertraten also die Stelle unserer Bomben. Mit den Catapulten wurden drei bis sechs Centner schwere Steinblöcke gegen den Feind geschleudert, die Alles, was sie trafen, zertrümmerten oder zermalmten. Eine der Catapulte ähnliche Maschine war der Onager. Man hatte auch Handbalisten, womit kleine Pfeile abgeschossen wurden, sie hießen Scorpiones.

Ferner wurden bei Belagerungen Wandelthürme angewandt, große hölzerne bewegliche Gebäude, welche die Gestalt eines Thurmes hatten. Ihre Breite und Dicke betrug dreißig bis fünfzig Fuß, und sie waren von solcher Höhe, daß sie weit über die feindlichen Mauern ragten. Sie ruheten auf starken Rädern und waren mit nassen Häuten überzogen, damit sie nicht leicht von feindlichen Geschossen in Brand gesteckt werden konnten. Gelang es, einen solchen Thurm der Mauer nahe zu bringen, so war die Stadt in äußerster Gefahr. Sie hatten unten einen Mauerbrecher, in der Mitte eine Fallbrücke, die man mit dem einen Ende auf die Mauer niederließ. Auf dieser Brücke liefen die Krieger von dem Thurme aus auf die Mauern hinüber und suchten die Vertheidiger, die auch von den auf den Zinnen des Thurmes stehenden Soldaten beschossen wurden, zu vertreiben. Auf den Wandelthürmen standen auch Balisten und Catapulten, mit denen der Angriff unterstützt ward.

Die Belagerten boten alle ihre Kraft und Geschicklichkeit auf, diese furchtbaren Thürme zu zerstören. Sie machen Ausfälle, um sie dabei in Brand zu stecken, auch beschossen sie dieselben mit Brandpfeilen. Oft ward auch dem Thurme eine Erhöhung der Mauer entgegengesetzt und dadurch der Gebrauch der Fallbrücke vereitelt, oder es ward versucht, die Annäherung des Wandelthurmes durch Auflage von Balken zu verhindern. Zur Ersteigung der Mauer diente auch der Ziehkorb, der an einem Schnellbalken hing. Der Schnellbalken hatte die Gestalt eines Schlagbaumes. In diesen Korb ließ man eine Zahl besonders beherzter Krieger einsteigen und hob sie

durch ein Gegengewicht bis zur Höhe der Mauer, auf der sie dann festen Fuß zu fassen suchten.

Keine der Kriegsmaschinen war jedoch den Belagerten so furchtbar als der Sturmbock (Aries). Es war ein starker Eichenstamm von großer Länge, der einem Schiffsmaste nicht unähnlich war. Das dicke Ende war gegen die Mauer gekehrt und mit einem eisernen Widderkopfe verstärkt, von welchem die Maschine ihren Namen hatte. Vier gewaltige eiserne Schienen, ungefähr vier Fuß lang, verbanden ihn mit dem Eichenstamme. Das Ganze war über tausend Centner schwer und hing, unter einem Gerüste schwebend, im Gleichgewichte, wie ein Wagebalken an einer dicken Kette, bisweilen auch an dicken Seilen. Um ihm mehr Festigkeit zu geben und zugleich zu verhindern, daß das Holz von dem gewaltigen Anpralle gegen die Mauer nicht springe, war er seiner ganzen Länge nach an vielen Orten mit Seilen umwunden. Sollte nun Gebrauch von dieser Maschine gemacht werden, so wurden erst die Gräben der belagerten Stadt ausgefüllt und dann schob man sie auf Walzen der Mauer so nahe, daß diese mit dem Widderkopf erreicht werden konnte. Nun setzten ungesäumt eine große Menge Krieger mit Stricken, die sie in der Hand hielten, den Baum wie eine Schaukel in Bewegung und so prallte er nach jedem Zuge mit der ganzen Kraft seiner Schwere an die Mauer an und zerschmetterte mit unwiderstehlicher Gewalt die Steine. Das Gerüst, an dem der Widder hing, war mit einem starken Dache bedeckt, das mit frischabgezogenen Stierhäuten doppelt überzogen und mit Essig besprengt war, damit es den Wurfspießen, den Steinen und dem Feuer der Belagerten desto besser widerstehen konnte. Auch der Widder, so weit er unter dem Dache bei jedem Stoße hervorschoß, war mit nassen Häuten überzogen. Der vordere Theil und die beiden Seiten des Gerüstes, das einem Hause glich, waren mit dicken Planken verschlagen, damit die Arbeiter nicht von dem feindlichen Geschoß getroffen werden möchten. Nur für die Bewegungen des Widderkopfes war eine Oeffnung gelassen. Eine Maschine ähnlicher Art war der Rollbock, der nicht an Ketten hing, sondern sich auf Rollen bewegte. Zum Niederreißen der Mauern, wenn diese durch jene Maschinen hinlänglich erschüttert waren, hatte man lange, mit eisernen Haken versehene Stangen.

Gegen die zerstörenden Wirkungen der Mauerbrecher wurden von den Belagerten mancherlei Mittel angewandt. Man bedeckte die Mauern an den Orten, gegen welche der Widder gerichtet war, mit Matratzen und wollenen Decken, um die Heftigkeit des Stoßes zu schwächen. Man fing den Widderkopf mit Schlingen und zog ihn seitwärts, oder man packte ihn mit starken Zangen, die Wölfe hießen, und zog ihn seitwärts oder aufwärts, daß die Stöße ihre Kraft verloren. Auch große Steinmassen stürzte man auf die Maschine hernieder, um sie zu zertrümmern. Stieß aber dessen ungeachtet der Widder ein Loch in die Mauer, so war das letzte Mittel der Vertheidigung dieß, daß man eiligst hinter dieser eine zweite Mauer baute.

Erlaubte die Beschaffenheit des Bodens nicht, den Sturmbock zu gebrauchen, so führten die Belagerer bisweilen eine Mine bis in das Innere der Stadt, oder sie untergruben den Grund der Mauer, daß sie einstürzen mußte. Um nicht selbst unter den Ruinen begraben zu werden, unterstützten sie dieselben, so lange sie daran arbeiteten, mit Gebälk, das sie danach vor ihrer Entfernung in Brand setzten. Um aber die Absicht des Feindes zu vereiteln, machten die Belagerten Gegenminen, wodurch bisweilen schreckliche Gefechte unter der Erde veranlaßt wurden.

Laufgräben, wie sie in heutiger Zeit angewandt werden, waren den Römern nicht bekannt. Sie baueten dagegen Annäherungsgänge aus leichtem Holze. Diese Gänge waren 8 Fuß hoch, 7 Fuß breit und 16 Fuß lang. Man bedeckte sie mit einem doppelten Dache von Brettern und Flechtwerk gegen Stein- und Pfeilwürfe. In gleicher Weise wurden die Seiten geschützt. War eine Anzahl solcher Gänge fertig, so wurden sie zusammengefügt, und es näherten sich unter

dem Schutz derselben, die Krieger den Gräben und dem Fuße der Mauer.

Seekriege.

Die Seemacht der Römer war lange Zeit eine nur ganz unbedeutende. Erst als ihnen einst ein carthagenisches Kriegsschiff in die Hände gefallen war, beschlossen sie, eine Kriegsflotte nach diesem Muster herzustellen. Dies geschah ungesäumt, und es gelang ihnen unter Anführung des C. Duilius die carthagische Seemacht damit zu überwinden. Von der Zeit an hatten sie immer eine Flotte zum Auslaufen bereit.

Anfangs dienten die Landtruppen auch zur See; in der Folge aber wurde eine besondere Mannschaft für den Seedienst geworben, den man nicht für so ehrenvoll als den Landdienst hielt, weshalb denn auch Freigelassene dazu angenommen wurden.

Ehe die Flotte auslief, wurde die Mannschaft, wie es beim Landheere geschah, feierlich gemustert; es wurden Gebete verrichtet, Opferthiere geschlachtet, Auspicien angestellt, überhaupt auf Alles geachtet, was eine gute oder schlimme Vorbedeutung zu haben schien. Hörte man einen auf der linken Seite niesen, oder setzten sich Schwalben auf die Masten, so galt dies für unglückliche Anzeichen und die Abfahrt wurde aufgeschoben. Waren dagegen die Auspicien günstig, so gaben die Trompeten das Zeichen zur Einschiffung, und die Flotte lief unter Musik und Freudenrufen aus. Die leichten Schiffe eröffneten den Zug, nach ihnen kamen die Kriegsschiffe, darnach die Lastschiffe. Erreichten sie glücklich die Küsten des Landes, wohin sie bestimmt waren, so wurde neue große Aufmerksamkeit auf mancherlei Vorbedeutungen, z. B. den Flug der Vögel, gerichtet. Waren die Anzeichen günstig, so schiffte man das Heer aus und ordnete Gebete und Opfer an. Fand sich kein bequemer Hafen, so wurden die Schiffe, wenn längere Zeit verweilt werden sollte, auf das Land gezogen.

Oft suchte eine feindliche Flotte die Landung zu verhindern; dann kam es zu einem Seetreffen, das man aber zu vermeiden suchte, wenn stürmisches Wetter war. Da die Römer nichts Wichtiges vornahmen, ohne nach ihrer Art zuvor den Willen der Götter zu erforschen und sich ihres Schutzes zu versichern, so wurden vor dem Treffen auf dem Admiralsschiffe Auspicien angestellt und Gebete und Opfer verrichtet. Waren Auspicien und Opfer günstig, so wurden die Schiffe — in Gestalt eines Halbmondes oder eines Keils — und zwar in zwei Linien in Schlachtordnung gestellt; die stärkeren Schiffe standen vorn, die schwächeren hinten. Der Oberbefehlshaber fuhr von einem Schiffe zum andern und ermahnte die Mannschaften zur Tapferkeit. Indeß wurden die Segel zusammengewickelt, die Schiffsgeräthe in Ordnung gebracht und die Krieger rüsteten sich zum Kampfe. Die Trompeten schmetterten, und es wurde nun unter einem wilden Geschrei aufeinander gesteuert. Alles ward aufgeboten, die feindlichen Schiffe wehrlos zu machen und sie zu erobern, zu zertrümmern oder zu versenken. Der erste Angriff hatte zum Ziel, den feindlichen Schiffen mit den Schiffsschnäbeln die Seiten einzufahren. Man bemühte sich danach, sie mit eisernen Haken heranzuziehen, und wenn das gelang, wurde auf den Verdecken wie auf dem Lande gefochten. Es wurden auch Wurfmaschinen und Feuerlanzen gegen die feindlichen Schiffe geschleudert.

Die Schiffsschnäbel waren nichts anderes als starke, mit Eisen beschlagene Balken, die an den Schiffen entweder über oder unter dem Wasser angebracht waren und keine andere Bestimmung hatten, als Löcher damit in die feindlichen Fahrzeuge zu stoßen und sie in den Grund zu bohren. Die eisernen Haken nannte man Rabenschnäbel, wenn sie nach der Erfindung des Duilius so eingerichtet waren, daß sie zugleich als Fallbrücken auf die feindlichen Schiffe geworfen werden konnten.

Man hatte auf den Schiffen auch Streitthürme, von denen mit Wurfmaschinen Feuerlanzen und Feuerkränze auf die feindlichen Schiffe geschleudert wurden, und von denen Soldaten ihre Lanzen auf die Feinde schleuderten. Bis-

weilen wurden solche Thürme erst kurz vor Beginn des Treffens aufgerichtet, um durch ihr unvermuthetes Erscheinen den unvorbereiteten Feind in Bestürzung zu versetzen. Noch hatte man in den Seekriegen eine andere furchtbare Maschine, die manchem feindlichen Schiffe den Untergang brachte: das war der Fall- oder Schlagbalken, ein langer dünner Balken, der am Mastbaume gleich einer Segelstange befestigt und an beiden Enden mit einem eisernen Kopfstück versehen war, welches, wie ein Mauerbrecher, mit solcher Gewalt gegen das feindliche Schiff gestoßen wurde, daß in der Regel davon seine Wände brachen. Die Kriegsschiffe führten auch Sicheln, d. i. scharfe, sichelförmige Eisen an einer langen Stange, womit die Taue, an denen die Segel der feindlichen Schiffe hingen, zerschnitten wurden, damit diese herabfielen. Feuerschiffe ließ man unter die feindlichen Fahrzeuge treiben, um diese in Brand zu stecken.

Zur Zeit ihrer größten Macht unterhielten die Römer beständig zwei ausgerüstete Flotten. Jede war mit einer Legion bemannt, jede hatte ihren besonderen Anführer.

Römische Mannszucht.

Nichts war strenger als die römische Mannszucht. Ein Krieger, der seine Pflicht versäumte, wurde mit unerbittlicher Härte bestraft, und nicht nur einzelne Krieger, nein ganze Cohorten, ja sogar ganze Legionen traf diese Strafe. Einst wurde ein Heerhaufen von 4000 Mann nach Rhegium zur Besatzung geschickt. Diese Krieger bemächtigten sich der Stadt und ermordeten frevel̈tlich die Oberhäupter derselben. Die ganze Schaar wurde nach Rom zurückberufen und zur Strafe – Mann für Mann — auf dem Markte mit dem Beile enthauptet. Der Consul Manlius ließ seinem eigenen Sohne den Kopf abschlagen, weil er wider den ergangenen Befehl einen Haufen feindlicher Reiter angegriffen hatte, obgleich er rühmlich gekämpft und der feindliche Anführer von ihm mit eigener Hand erlegt worden war.

Hatte eine Wache ihren Posten verlassen, so wurde sie von dem Kriegsgericht zu Stockschlägen verurtheilt, eine Strafe, die gemeinlich auf die grausamste Weise vollzogen wurde. Der Tribun nahm einen Stock und berührte blos den Verbrecher damit. Das war aber das Signal für alle Legionssoldaten, die mit Stöcken und Steinwürfen über den Unglücklichen so unbarmherzig herfielen, daß er meist unter ihren Händen seinen Geist aushauchte. Kam er mit dem Leben davon, so half ihm dies nur wenig, denn Niemand von seinen Verwandten, nicht einmal seine Eltern, durften ihn in ihr Haus aufnehmen. Die gleiche Strafe traf auch diejenigen, die gestohlen oder ein falsches Zeugniß abgelegt, oder ihren Stand auf eine andere schändliche Weise entehrt hatten. Bei geringeren Vergehungen wurden dem Schuldigen nur eine Zahl von Hieben von dem Centurio mit seiner Weinrebe ertheilt. Nicht so hart, aber schimpflicher als der Stock, waren die Ruthenstreiche. In manchen Fällen wurden die Verbrecher gegeißelt oder ins Exil geschickt, oder es wurden ihnen die Hände abgehauen. Den Ueberläufern und Verräthern wurde der Kopf mit dem Beil abgeschlagen. War der Verräther ein Sclave, so ließ man ihn kreuzigen oder er ward den reißenden Thieren vorgeworfen. Auch jeder römische Soldat, der über die Wälle und Gräben des Lagers stieg, oder einen Aufruhr erregte, oder eine von dem Feldherrn als Geheimniß zu bewahrende Sache bekannt machte, mußte unter dem Beile sterben. Alle, die an ihren Vorgesetzten Hand anlegten, sich widerspenstig gegen ihn bezeigten, im Treffen die Flucht ergriffen, ihre Waffenbrüder verwundeten, büßten ihren Frevel mit dem Leben. Bisweilen wurden auch Verbrecher von den Legionssoldaten mit dem Schwerte erstochen oder gesteinigt, oder mit Pfeilen erschossen. Manche Missethäter wurden sogar lebendig verbrannt, Andere, die den Tod erlitten, unbegraben den Raubvögeln überlassen.

Für kleine Vergehen hatte man Ehrenstrafen. Es wurden denen, die im Dienste etwas versehen hatten, ihre Waffen abgenommen oder ihr Sold zurückbehalten, oder sie mußten stehend essen und trin-

ken, oder sie mußten auf dem Marsche bei dem Gepäcke bleiben. Man ließ ihnen auch öffentlich zur Ader, oder stellte sie ohne Kleider vor dem Heere aus. Andre schimpfliche Strafen waren: Schanzpfähle, Rasen und Meßruthen statt der Waffen tragen, mit bloßen Füßen vom Morgen bis zum Abend an der Heerstraße stehen, den andern Soldaten die Pferde putzen.

Bei einem schweren Vergehen der ganzen Cohorte mußte unter Umständen der zehnte, der zwanzigste, der dreißigste Mann sterben; die Krieger hatten dann um den Tod zu loosen.

So strenge man die Vergehungen der Krieger bestrafte, so ehrenvoll wurden ihre Verdienste anerkannt. Man hatte Kronen für Alle, die sich durch Heldenthaten auszeichneten. Nach einem erfochtenen Siege bestieg der Feldherr die Rednerbühne, dankte dem Heere im Allgemeinen für die bewiesene Tapferkeit und rühmte namentlich diejenigen, die sich vor allen andern durch Muth und Entschlossenheit ausgezeichnet hatten. Aber Lob allein, so ehrenvoll es auch war, dem ganzen Heere als Muster vorgestellt zu werden, genügte nicht; es wurden auch noch Ehrenzeichen dargereicht. Wer sich in einem hohen Grade um das Vaterland verdient gemacht hatte, erhielt eine Bürgerkrone zur Belohnung.

Die Bürgerkrone (Corona civica) war von Eichenlaub und hatte die Inschrift Ob civem servatum. Wer diese Krone sich erworben hatte, durfte sie zu jeder Zeit tragen, selbst bei öffentlichen Spielen. Trat er in ein Schauspielhaus, so stand Jedermann, selbst der Senat vor ihm auf, und er hatte das Recht, in der Nähe der Senatoren zu sitzen. Er, sein Vater und Großvater waren von allen Abgaben frei. Da aber so viel Ehre, so viel Vorzüge mit dieser Krone verbunden waren, so erkannte man sie nur dem zu, dessen Verdienste vollkommen erwiesen waren. Cicero, als er die Rotte des Catilina vernichtet hatte, wurde mit einer Bürgerkrone geschmückt.

Die Lagerkrone (Corona valaris) und die Mauerkrone (Corona muralis) waren von Gold. Die Lagerkrone erhielt derjenige, der zuerst mit den Waffen in der Hand in das feindliche Lager eindrang. Ihre Verzierungen hatten die Gestalt einer Verschanzung. Erstieg ein Krieger auf gleiche Art die feindlichen Mauern, so wurde ihm die Mauerkrone zum Lohne. Sie hatte die Gestalt einer Mauer mit Thürmen und Zinnen.

Die Schiffskrone (Corona navalis) empfing derjenige, der zuerst ein feindliches Schiff erstiegen hatte. Auch diese, rings umher mit Schiffsschnäbeln verzierte Krone war von Gold.

Wer eine eingeschlossene Stadt oder ein eingeschlossenes Heer von den Feinden befreite, wurde mit der Belagerungskrone (Corona obsidionalis) geschmückt. Sie war nur aus dem Gras des Ortes geflochten, auf dem die Feinde standen, doch war sie ehrenvoller als die goldenen Kronen.

Nicht geringere Ehre brachte die Siegeskrone (Corona triumphalis), womit die Bundesgenossen den Feldherrn beschenkten, der Siege gegen ihre Feinde erkämpft hatte. Glückliche Heerführer prangten mit einer Menge solcher Kronen. Scipio der Afrikaner hatte sich nicht weniger als 234, Cäsar sogar 2822 erkämpft, die er in seinem Triumphe vor sich hertragen ließ.

Aber auch Anführern und Soldaten, die noch sonst Beweise ausgezeichneter Tapferkeit gegeben hatten, wurden goldene Kronen zuerkannt. Bisweilen wurden sie auch mit anderen Ehrenzeichen, wie z. B. goldenen Ketten, goldenen Armbändern, kostbarem Helmschmuck, belohnt. Kleinere Belohnungen für die gemeineren Soldaten waren z. B. ein buntes Fähnchen, ein schöner Spieß, ein Becher. Manche erhielten auch doppelten Sold. Für den Oberfeldherrn aber war die höchste Ehre der Triumph, den der Senat ihm nach einem großen Siege einräumte, und die goldene Strahlenkrone, die ihm dabei überreicht wurde.

Triumphzüge der römischen Feldherrn.*

Die Ehre des Triumphes wurde nur den Consuln, den Prätoren und Dictatoren zugestanden, die, als Anführer der römischen Heere, einen glänzenden Sieg über auswärtige Feinde des Volkes erkämpft hatten. Sie mußten in einer einzigen Schlacht mindestens 5000 Feinde erlegt, die Grenzen des römischen Staates erweitert und ihren Sieg nicht zu theuer erkauft haben. Wer in einem Bürgerkriege gesiegt hatte, dem wurde nie die Ehre des Triumphes zugestanden; denn über vergossenes Bürgerblut sollte sich Niemand freuen.

Der Triumph war von zweierlei Art, nämlich der eigentliche Triumph und die sogenannte Ovation. Bei letzterer hielt der siegreiche Feldherr seinen Einzug nicht in einem Siegeswagen, sondern nur zu Pferde. Bei dem einen und der andern mußte er erst von dem Volke die besondere Erlaubniß erhalten, als Feldherr in die Stadt einzuziehen, denn kein Oberanführer des Heeres durfte in der Regel Rom betreten, ohne vorher seine Befehlshaberwürde niedergelegt zu haben.

Der Siegeszug ging von dem Marsfelde aus durch die Siegesstraße (Via triumphalis), die daher ihren Namen hatte, über die vornehmsten Plätze der Stadt nach dem Capitol. Alle Straßen, durch die er sich bewegte, waren mit Blumen bestreut, und an den Seiten standen aufgeputzte Altäre, auf welchen Weihrauch dampfte. Voraus ging ein Schwarm schöngekleideter Tonspieler und Sänger, die Siegeslieder sangen. Auf sie folgten die zum Opfer bestimmten schneeweißen Stiere mit vergoldeten Hörnern, die Stirn mit glänzenden Binden und Kränzen umwunden. Dann wurde auf vielen, oft mehreren hundert Wagen die dem Feinde abgenommene Beute an goldenen und silbernen Gefäßen, gemünztem Gold und Silber, an Waffen, Statuen, Gemälden und anderen Kunstwerken und Kostbarkeiten gefahren. Von den eroberten Städten trug man auf Stangen treue Abbildungen und von überwundenen Völkern die Namen auf Tafeln geschrieben her. Hierauf kamen die goldenen Kronen, womit der Feldherr beschenkt worden war, dann folgten die überwundenen Könige und Heerführer gefesselt mit ihren Frauen und Kindern, und endlich erschien der triumphirende Feldherr selbst auf seinem Siegeswagen, vor welchem die Lictoren ihre Fasces mit Lorbeerzweigen umwunden trugen. Sänger und Tänzer, die Rauchwerk verbrannten, begleiteten den Wagen.

Der Triumphator war angethan mit einem purpurnen goldgestickten Gewande; auf dem Haupte trug er einen Lorbeerkranz, in der rechten Hand einen Lorbeerzweig, in der Linken einen Scepter von Elfenbein. Sein Siegeswagen war rund wie ein Thurm, reich vergoldet und mit Elfenbein eingelegt. Gewöhnlich wurde er von vier schneeweißen, neben einander gespannten Rossen, bisweilen von Elephanten, Löwen, Tigern gezogen. Das Gesicht des Siegers war, wie Jupiters Antlitz bei feierlichen Gelegenheiten, mit Mennig bemalt; am Halse trug er eine goldene Kapsel (aurea bulla), die ein Zaubermittel gegen den Neid seiner Feinde enthielt. Neben ihm saßen im Wagen seine Kinder; hatte er erwachsene Söhne, so ritten sie stolz zu beiden Seiten und verherrlichten in Gemeinschaft der Legaten und Tribunen des Vaters Triumphzug. Ein Sclave, der hinter ihm stand, hielt ihm eine goldene Krone über das Haupt, dabei wiederholte er beständig die Worte: Erinnere dich, daß du ein Mensch bist! — Hinter dem Siegeswagen gingen in großer Zahl Bürger in weißen Kleidern her, nach ihnen folgten erst die Consuln und Senatoren zu Fuß und endlich singend und unter großem Geschrei Jo triumphe! das ganze

* Nach Iselin, Das alte Rom.

siegreiche Heer mit Lorbeerzweigen bekränzt und mit andern Zeichen der Tapferkeit geschmückt.

Auf dem großen Forum, das zu den Volksversammlungen bestimmt war, hielt der Triumphator mit seinem Gefolge; hier wurde das Schicksal der Gefangenen entschieden. Sie wurden theils zum Gefängniß, theils zum Tode verurtheilt; im letzteren Falle wurden sie sogleich hingerichtet.

Von da ging der Zug nach dem Capitol, wo in dem Tempel Jupiters von dem siegreichen Feldherrn den Göttern festliche Dankopfer gebracht wurden. Er legte seine Lorbeerkrone in des Gottes Schooß nieder und weihete sie ihm mit einem lauten Gebete. Auf die Opfer folgte ein feierliches Mahl, das in den Hallen des Capitols gegeben wurde, und nach welchem das Volk den Triumphator mit Fackeln, Musik und Jubelgeschrei nach Hause begleitete.

Das Andenken großer Feldherrn und der Siege, die sie erkämpft hatten, wurde auch durch Ehrenpforten, die man ihnen errichtete, durch Ehrensäulen und Trophäen verewigt. Die Trophäen wurden aus den erbeuteten Waffen gewöhnlich an dem Orte, wo die Feinde geschlagen worden waren, errichtet und einer Gottheit gewidmet.

Hatte der Feldherr nicht alle Bedingungen eines großen Triumphes erfüllt, so wurde ihm nur eine Ovation, ein kleiner Triumph, zugestanden. Er hielt alsdann seinen Einzug in die Stadt zu Pferde oder zu Fuß und war nur mit einem Myrthenkranze geschmückt. Bei solchen Siegeszügen wurden nur Schafe (oves) geopfert: daher vermuthlich der Name Ovation.

Das Triumphgepränge großer Siege dauerte oft mehrere Tage. Cäsar z. B. triumphirte vier Tage nach einander. Selbst die bescheidensten unter den Römern hielten die Ehre des Triumphes für die höchste Glückseligkeit des Lebens. Unter den Kaisern erhielten die siegreichen Feldherrn meist nur die Zeichen des Triumphes; die Ehre des Siegeszuges behielten sich die Regenten allein vor, wenn sie persönlich große Schlachten gewonnen hatten. Ein Triumph wegen einer gewonnen Seeschlacht hieß Triumphalis navalis.

Griechische Denkweise in Rom.*

Unter all dem Fremden, was nach Zerstörung von Korinth und Carthago Eingang in Rom fand, war die Anschauung der Griechen von Gott und Welt nicht das Unbedeutendste. Obwohl sich diese allmählig nach dem Abendlande verpflanzte, so knüpft sich doch das allgemein erwachte Verlangen, sich näher mit ihr bekannt zu machen, an ein bestimmtes geschichtliches Ereigniß.

Es war im Jahr 156 v. Chr., als in Rom Gesandte aus Athen erschienen. Sie hatten den Auftrag, den römischen Senat um Zurücknahme eines Erlasses zu bewegen, durch welchen den Athenern eine Geldbuße auferlegt war. Die Gesandten waren die Vorsteher der drei vornehmsten Philosophenschulen Athens: Karneades, der Stifter der neuern Akademie, Krilaos von Phaselis, das Haupt der peripatetischen, und Diogenes von Babylon, der Vorsteher der stoischen Schule.

Der Senat empfing sie in feierlicher Sitzung und vernahm ihre Anträge, die sie beredt und ansprechend vorbrachten. Aber nicht allein hier legten sie Proben ihrer glänzenden Redegabe ab, auch in Privatzirkeln ließen sie sich vernehmen. Die ungewöhnliche Sprachgewandtheit dieser Griechen machte auf die Römer einen tiefen Eindruck. Hier vernahmen sie zum ersten Male aus dem Munde begeisterter Männer die Lehren des Aristoteles und des Zenon. Alle, die auf Bildung Anspruch machen wollten, drängten sich herzu und ließen sich in der Phi-

* Nach K. Biernatzki Bilder aus der Weltgeschichte.

losophie und Rhetorik unterrichten. Zwar fehlte es auch nicht an Männern, die den griechischen Grundsätzen abhold waren und von ihrer Ausbreitung unter den Römern nur Gefahr für die Sitten fürchteten. Marcus Porcius Cato, der Censor, setzte im Senate den Beschluß durch, den griechischen Männern ihren ferneren Aufenthalt in Rom zu untersagen. Als aber wenige Jahre später Korinth zerstört und Griechenland römische Provinz wurde, da drang unaufhaltsam römisches Wesen und Wissen in die Hauptstadt des Abendlandes.

Männer von freieren Ansichten, als der ernste Cato, welche die Vorzüge der griechischen Denkweise nicht verkannten, wurden deren Freunde und Beschützer: so Scipio Africanus, der Jüngere, Gajus Lälius, Lucius Lucinus Lucullus und Andere. Im späteren Greisenalter befreundete sich selbst Cato mit den Ansichten der Stoiker. Die vornehmsten Römer ließen von nun an ihre Kinder von griechischen Rhetoren erziehen, römische Jünglinge begaben sich auf eine Zeit lang nach Athen, um dort in den Wissenschaften sich auszubilden, und römische Redner und Staatsmänner fingen an, sich mit den Schriften der griechischen Denker bekannt zu machen. Besonders fanden die Ansichten des Epikur und der Stoiker Verehrer in Rom. Der auf das Leben und dessen Behagen gerichtete Sinn der Epikuräer, welche in tiefsinnigen Forschungen über die letzten Gründe alles Daseins sich nicht einließen, entsprach dem römischen Character. Der Ernst der Stoiker, ihre sittlichen Anschauungen, die sie mit wissenschaftlicher Strenge durchzuführen verstanden, sagten den edleren Römern zu. Die Rechtskundigen waren bemüht, das römische Recht mit den stoischen Lehren wissenschaftlich zu durchdringen, und die, welche nach den anstrengenden Staatsgeschäften Muße und Erholung suchten, fanden diese in der Unterhaltung mit Freunden über die Grundsätze des Epikur. Selbst Frauen verschmäheten es nicht, sich griechische Bildung anzueignen und dadurch diese in die Familien einzuführen.

Das größte Verdienst um die Ausbreitung der stoischen Ansichten unter den Römern erwarb sich Panätius von Rhodos (140 v. Chr.). In Athen gebildet, stiftete er nach seiner Rückkehr von dort auf Rhodos eine Schule, die sich bald einen so großen Ruf erwarb, daß die römischen Jünglinge eben so gern nach Rhodos als nach Athen gingen, um sich auszubilden. Auch Scipio Africanus besuchte den berühmten Mann auf Rhodos und vermochte ihn, ihn nach Asien und von dort nach Rom zu begleiten. Hier verkehrten, außer Scipio, Lälius und Polybius, der berühmte Geschichtsschreiber, mit ihm, und Panätius stiftete in Rom eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, nach stoischen Grundsätzen zu leben. Er verstand es, die stoischen Lehren von allen Entartungen zu reinigen und auf ihre ursprüngliche Einfachheit zurückzuführen, sie den weniger Begabten verständlich zu machen und Alle für sie zu begeistern. Die ernsten, würdigen Grundsätze gewährten manchem der bessergesinnten Römer später, als alle gute Sitte aus Rom zu weichen begann, noch einen Halt, der sie vor dem Untergehen in dem allgemeinen Strudel des Verfalls bewahrte.

Das Leichenbegängniß.*

Eine Trauerkunde erfüllte seit einigen Stunden Rom, denn ein angesehener und edler Mann hatte sich, um der Gefahr der Verbannung zu entgehen, in die er verleumderischer Weise gebracht worden war, das Leben genommen. Der Senat trat zusammen, erklärte, der Tod habe die Schuld getilgt, und es sei deshalb dem Geschiedenen ein ehrenvolles Begräbniß zu gewähren.

* Nach K. Biernatzki, Bilder aus der Weltgeschichte.

Als am nächsten Tage Largus, einer der Verleumder jenes Mannes, sich auf dem Forum zeigte, trat ein ihm unbekannter Mann mit einigen Freunden vor ihn hin und fragte ihn, ob er ihn kenne, und als Largus verneinte, nahm der Fragende seine Begleiter zu Zeugen und ließ sich eine Schrift unterzeichnen, welche dieses Bekenntniß enthielt, um sich für alle Fälle, wie er sagte, gegen eine Anklage sicher zu stellen, die Largus etwa auch gegen ihn hinterrücks erheben möchte. Ein Anderer hielt, als der so Verspottete in seine Nähe kam, sich die Hand vor Nase und Mund und rief laut den Umstehenden zu, dasselbe zu thun, da das Athmen in der Nähe solches Mannes nicht anzurathen sei. Ueberall dagegen sprach sich aufrichtiges Mitleid mit dem Schicksal des Verstorbenen aus.

Im Hause des Leides herrschte tiefe Stille und Trauer. Vor die Thür war die hohe Cypresse gestellt worden, deren düstre Pyramide jedem sich der Wohnung Nähernden verkündete, daß hier ein Bewohner in das finstere Schattenreich des Todes hinabgestiegen sei. Drinnen war der Diener des Leichenbestatters beschäftigt, den Todten zu salben, und bemühete sich, die Spuren des letzten Kampfes aus seinen Mienen womöglich hinwegzubringen. Dann legte er ihm mit Hülfe eines Andern die Toga mit dem Purpurstreifen an und drückte auf seinen Kopf einen der Kränze, die der Todte einst als muthiger Jüngling im heißen Kampfe erworben hatte. Sie legten nun den Leichnam auf das letzte Ruhebett, dessen reich mit Gold durchwirkte Purpurdecken nur das Elfenbein der Füße hervorschauen ließen, auf denen die Bettstatt ruhete, und trugen diesen in das Atrium (Vorhalle) des Hauses, die Füße des Todten nach der Thür gewendet. Daneben wurde dann eine silberne Rauchpfanne gestellt, von welcher der Duft arabischen Weihrauchs emporstieg, und einer der treuen Sclaven des Entseelten erwies ihm darin noch den letzten Dienst, daß er mit schwankendem Pfauenwedel die Fliegen von dem unbedeckten Gesicht und den Händen des Leichnams abwehrte.

Mehrere Tage blieb die Leiche ausgestellt, während welcher alle Vorbereitungen zur Bestattung getroffen wurden. Diese erforderten nicht unbedeutende Ausgaben, um so mehr, je inniger der Haushofmeister des Verstorbenen dem Herrn in Liebe angehangen hatte.

Acht Tage nach dem Todesfalle ging das Leichenbegängniß vor sich. Um die vierte Stunde des Tages schritt ein Herold durch die Straßen und lud mit lauter Stimme das Volk zur Theilnahme an der Bestattung und den damit verbundenen Spielen ein. Ein Quirit, rief er, ist dem Tode verfallen. Wer seinem Leichenbegängniß sich anzuschließen gemüßigt ist, der komme: die Zeit ist da, der Todte wird aus dem Hause getragen! — Diese Aufforderung fand vielfach Anklang. Außen den Freunden des Verstorbenen strömten auch Neugierige und Schaulustige hinzu. Ein Theil dieser Leute erwartete auf dem Forum das bevorstehende Schauspiel. Während alle diese neugierigen Leute ihre gewöhnliche Kleidung trugen, bemerkte man unter den Leidtragenden Manche in dunkelfarbiger Toga.

Unterdessen hatte der Designator, dem die Sorge für die Anordnung des Zuges oblag, dazu die nöthigen Befehle ertheilt und die erforderlichen Vorkehrungen getroffen. Eine Anzahl von Lictoren hatte den Andrang der Menge abgewehrt, damit Alle, die dem Zuge sich anzuschließen wünschten, sich bequem aufstellen konnten. Dann setzte sich derselbe von dem Hause zunächst nach dem Forum in Bewegung. Voraus zog eine Schaar Flötenspieler und Hornbläser, die abwechselnd bald in klagenden, sanft hinschmelzenden Tönen den Schmerz und die Trauer der Begleitenden ausdrückten, bald mit rauschender Musik die Größe und das Verdienst des Mannes zu preisen schienen. Ihnen folgten Klageweiber, eine bezahlte Schaar, die mit erheucheltem Schmerz ein kunstloses eintöniges Klagelied sangen, in welchem die Vorzüge des Entseelten schmeichlerisch gepriesen wurden. Diesen schloß sich eine Anzahl von Schauspielern an, welche passende Stellen aus tragischen Dichtern hersagten und auf den vorliegenden Fall anwendeten. Mitunter pflegten sie auch den Ernst des Zuges durch witzige Possenreißereien zu unter-

brechen, während derjenige, welche sie führte, sich alle mögliche Mühe gab, in Tracht, Geberde und Rede den Verstorbenen darzustellen.

Hinter diesem gemietheten Schwarm folgte zwar nicht ein langer Zug glorreicher Ahnen, wie man es sonst wohl zu sehen gewöhnt war, indem Tafeln auf denen die Namen der ruhmreichen Vorfahren verzeichnet standen, nachgetragen wurden; sondern Freigelassene trugen eherne Tafeln, auf denen die Namen der Schlachten eingegraben standen, in denen der Verstorbene gefochten hatte.

Das Alles ging dem eigentlichen Leichenconduct voraus, denn erst jetzt sah man den Lectus (Tragbett), auf dem der Leichnam lag, von acht Freigelassenen getragen. Unmittelbar daran reihete sich das Trauergefolge, der alte treue Diener, der das Haus des Entseelten verwaltet hatte, den Hut auf dem Kopfe zum Zeichen der eben erst durch das Testament erlangten Freiheit. Endlich folgten die Freunde und alle wirklich Leidtragenden.

Auf dem Forum angekommen, setzten die Träger die Bahre vor den Rostris, der Rednerbühne, nieder. Um dieselben traten im Halbkreise die im Zuge Anwesenden zusammen, und einer derselben bestieg den Rednerstuhl und schilderte mit beredter Zunge das Verdienst, das sich der Verstorbene als Krieger, als Dichter und Mensch erworben. Dabei gedachte er der letzten trüben Stunden des Verstorbenen nur beiläufig, um nicht hier oder dort üble Nachrede zu bereiten.

Nun setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um nach dem Grabmale zu gelangen, welches der Entseelte schon bei Lebzeiten an der Appischen Straße sich errichtet hatte. Dort war aus trockenen Kieferstämmen ein Scheiterhaufen aufgeschichtet, der mit Laubgewinden und Teppichen behangen ringsum von Cypressen beschattet wurde. Die Träger hoben die Bahre auf, Andere gossen aus alabasternen Gefäßen köstliche Oele über den Leichnam, und Kränze und Weihrauch, die letzten Spenden der Liebe, wurden von vielen der Anwesenden hinaufgeworfen. Der treue Diener öffnete dem Todten die Augen, dieselbe Hand, welche sie ihm zugedrückt hatte, damit sie nun zum Himmel aufwärts schaueten. Dann ergriff er unter lautem Klagegesang der Anwesenden und bei dem Schalle der Hörner und Flöten, die brennende Fackel und hielt sie mit abwärtsgewendetem Gesicht in den Scheiterhaufen, daß die den inneren Raum desselben füllenden dürren Binsen in hellen Flammen emporloderten. Bald hatte das Feuer den ganzen Holzstoß ergriffen und verzehrte allgemach Holz und Leiche.

Nachdem die Glut sich in Asche verwandelt, ward diese, wo sie noch glühte, mit Wein gelöscht. Freunde sammelten von den Ueberresten des Körpers so viel, als eine mäßig große Urne zu fassen vermochte, besprengten sie mit vieljährigem Wein und frischer Milch, trockneten sie dann mit leinenen Tüchern und legten sie mit Wohlgerüchen vermischt in die Urne. Darauf ward die Urne von dem Diener in dem geöffneten Grabmal beigesetzt, das von Rosen und zahlreichen Salbenfläschchen duftete. Die Thür wurde verschlossen, und nachdem die versammelte Menge den Manen des Verstorbenen das letzte Lebewohl des Verstorbenen zugerufen und mit dem reinigenden Weihwasser sich besprengt hatte, kehrte sie in die Stadt zurück.

Römische Auguren.

Viertes Buch.

Das Zeitalter der Bürgerkriege.

Inhalt:

Die beiden Gracchen.
Tiberius Sempr. Gracchus.
Cajus Sempr. Gracchus.
Marius und Sulla.
Cajus Marius.
Jugurtha.
Cimbern und Teutonen.
Sulla.
Sulla gegen Marius und gegen Mithridates.
Schreckensherrschaft unter Marius.
Bis zum Triumvirat.
Pompejus.
Crassus.
Caesar.
Lepidus.
Sertorius.

Digitized by Google

Die beiden Gracchen.*

Tiberius Sempronius Gracchus.

Dieser edle Römer ist von dem Schicksale nicht frei geblieben, welches diejenigen Männer zu treffen pflegt, welche in dem Kampfe für eine gute Sache ihren Untergang durch die Uebermacht über eine herrschende Partei finden. Auch er ist von derselben Partei, die seinen Untergang herbeigeführt hat, vielfach verunglimpft worden, und dieselbe Macht, durch welche er selbst gestürzt worden ist, hat auch der ungünstigen Ansicht über ihn in der Geschichte eine gewisse Herrschaft zu verschaffen gesucht. Indessen treffen derartige Urtheile nur immer die Sache, nie seine Person, welche letztere man nirgends anzutasten gewagt hat.

Aber nicht allein er selbst, sondern seine ganze Familie hat sich in dieser Hinsicht eines besondern Vorzuges zu erfreuen gehabt. Sein Vater, sein Urgroßvater und sein Bruder, der nachher sein Werk fortsetzte, sind in der Geschichte helle, offenbar von der Volksgunst beleuchtete Gestalten, und selbst die Frauen der Familie haben an dieser Bevorzugung einigen Antheil erlangt.

Dies Letztere gilt namentlich von Cornelia, der Mutter der Gracchen, an deren Namen sich für alle Zeiten die Vorstellung der feinsten Bildung, der innigsten Mutterliebe und der größten Seelenstärke geknüpft hat.

Cornelia war die Tochter des Scipio Afrikanus. Wie glücklich ihre Ehe mit ihrem Gemahl Gracchus war, ergiebt sich daraus, daß derselbe, wie die Sage berichtet, sich für sie geopfert hat. Er fand auf seinem Lager zwei Schlangen, und als ihm die Zeichendeuter erklärten, daß entweder er oder seine Gattin sterben müsse, und daß sein Leben an das Leben der männlichen, das seiner Gattin an das Leben der weiblichen Schlange geknüpft sei, so entließ er ohne Bedenken die letztere, um somit durch das Opfer seines eigenen Lebens das der Gattin zu retten. So die Sage, die sich jedoch nicht in der Weise gebildet haben würde, wenn nicht die Zartheit des ehelichen Verhältnisses zwischen beiden Gatten die Veranlassung dazu gegeben hätte.

Cornelia machte nach ihres Mannes Tode ihr Hauptgeschäft aus der Erziehung ihrer Kinder. Man glaubte in Rom, daß nie Kinder besser, als die ihrigen, erzogen wären. Sie hielt ihnen die besten Lehrer, besonders Griechen. So wie Cornelia selbst den Ruhm liebte, und sich durch nichts mehr glücklich fand, als durch den Ruhm, den ihr Vater hinterlassen hatte, so wandte sie auch jedes Mittel an, ihren Söhnen Ruhmbegier einzuflößen. Ihr Schwiegersohn, der viel älter war als ihre Söhne, fing früh an, sich die Achtung und die Bewunderung der Römer zu erwerben. Der Glanz, der ihn umgab, fiel auf Cornelien zurück, und es wurde üblich, wenn man von ihr sprach, sie Scipios Schwiegermutter zu nennen. Es machte ihr Freude, aber sie wünschte sich sehnlich die noch größere Freude, daß auch ihre

* Nach C. Peter, Geschichte Roms, Hegewisch, Geschichte der Gracchischen Unruhen, Maurer, Geschichtsbilder, und Anderen.

Söhne ähnlichen Glanz auf sie werfen möchten. Man nennt mich, sagte sie zu ihren Söhnen, Scipios Schwiegermutter; wann wird man mich die Mutter der Gracchen nennen? — Ihr Wunsch wurde erfüllt, und wenn man in der Folge von ihr redete, nannte man sie immer mit keinem andern Namen, als mit dem, die Mutter der Gracchen. Aber der Ruhm, den ihre Söhne sich erwarben, war von einer ganz andern Art, als der, den ihr Schwiegersohn erlangte.

Verfolgen wir hiernach zunächst das Leben des Tiberius Sempronius Gracchus. Im Alter von siebenzehn Jahren nahm er unter dem Oberbefehl des jüngeren Scipio Afrikanus, des Gemahls seiner Schwester, an der Belagerung von Carthago Theil. Mehrere Jahre später begleitete er den Consul Mancinus als Quästor nach Spanien und theilte hier dessen Ungemach vor Numantia. (Siehe S. 87.) Indessen diente auch dieser Vorgang dazu, ihn in den Augen des Volkes zu heben, indem es ihm gelang, dasselbe einigermaßen zu mildern. Als nämlich Mancinus genöthigt war, mit den Feinden in Unterhandlung zu treten, so bezeichneten diese den Gracchus als den Mann ihres Vertrauens (eine Auszeichnung, die er theils dem guten Andenken, in welchem sein Vater von seiner Verwaltung dieser Provinz her in Spanien stand, theils dem Rufe seiner eigenen Redlichkeit verdankte) und gestanden ihm Bedingungen zu, die ohne seine Vermittlung nicht zu erlangen gewesen sein würden und in Folge deren 20,000 römischen Bürgern Leben und Freiheit gerettet wurde.

Wie hoch er schon jetzt in der Liebe des Volkes stand, geht daraus hervor, daß der Senat es nicht wagen durfte, als er das abgeschlossene Bündniß mit den Numantinern für ungültig erklärte und den Consul Mancinus den Feinden zur Genugthuung auslieferte, ein Gleiches auch mit Gracchus zu thun. Er wußte sehr wohl, daß schon ein Versuch der Art das Volk auf das Empfindlichste verletzen und deshalb auf den hartnäckigsten Widerstand stoßen würde.

Uebrigens beschränkte sich die Achtung und Liebe, welche er genoß, nicht blos auf das Volk. Man erzählt, daß Appius Claudius, einer der angesehensten Männer der Zeit, ihn lediglich deswegen zu seinem Schwiegersohne erkor, weil er allgemein für den Vortrefflichsten unter allen seinen Altersgenossen galt, und nicht allein dieser, sondern auch andere vornehme Männer schenkten ihm die Gunst, selbst dann noch, als er schon die gefährliche Bahn eingeschlagen hatte, die ihm einen traurigen Untergang, zugleich aber auch unsterblichen Ruhm erwerben sollte.

Nehmen wir nun aber zu jener Liebe, die das Volk gegen ihn hegte, noch seine eigne Liebe hinzu, die er schon von seinen Vorfahren ererbt hatte; bringen wir ferner eine gewisse Weichheit in Anschlag, welche ihn für das Mitgefühl mit dem armen, gedrückten Volke besonders empfänglich machte, und nehmen wir endlich an, daß der Unterricht in der stoischen Philosophie seinem ganzen Wesen die Richtung auf das Erhabene und Ideale aufgeprägt hatte: so werden wir im Besitz der Hauptgründe sein, welche ihn bewogen, die Sache des Volks in seine Hand zu nehmen. Vollkommen glaublich ist, was uns aus dem Munde seines Bruders überliefert worden ist, daß er auf der Rückreise aus Spanien mit dem tiefsten Schmerz erfüllt worden sei, als er in Etrurien das Land leer an freien Leuten, aber voll von Sclaven gesehen habe, welche, mit Ketten beladen, die unermeßlichen Ländereien der Reichen bearbeiteten, und daß hauptsächlich hierdurch der Vorsatz in ihm rege geworden sei, Italien wieder mit freien Leuten zu bevölkern und damit zugleich der jetzt in Rom zusammengedrängten besitzlosen Menge Wohlstand und Selbstständigkeit zurückzugeben.

Dazu wirkten noch verschiedenartige Inschriften an Mauern, Säulen und Denkmälern, in denen er aufgerufen ward, sich der verlassenen Sache der Armen anzunehmen. Er bewarb sich um das Volkstribunat für das Jahr 133, und nachdem er dasselbe erlangt hatte, trat er in Uebereinstimmung mit drei der angesehensten Männer der Zeit, dem Pontifex Maximus P. Licinius Crassus, dem Consul Mucius Scävola und seinem

Schwiegervater Appius Claudius, mit dem Gesetzvorschlag auf: daß kein römischer Bürger mehr als 500 Acker Landes besitzen sollte. Eben dies war der Inhalt eines der Licinischen Gesetze vom Jahre 376. Gracchus fügte aber in Berücksichtigung der Zeitumstände noch den mildernden Zusatz hinzu, daß für erwachsene Söhne außer jenen 500 Aeckern noch weitere 250 gestattet sein sollten. Auch sollten die bisherigen Besitzer für das Abzutretende eine Entschädigung, wo nicht für den Grund und Boden, so doch für die Urbarmachung desselben und für die darauf errichteten Gebäude erhalten. Die durch Annahme des Gesetzes frei werdenden Ländereien sollten unter die besitzlosen Bürger vertheilt werden, und damit sie ihnen nicht wieder, wie bisher, von den Reichen abgenommen werden konnten, so sollten sie unveräußerlich sein.

Dies war der Inhalt des merkwürdigen Gesetzes, welches als der Ausgangspunkt einer langen Kette von Verwicklungen und blutigen Catastrophen eine unermeßliche welthistorische Bedeutung erhalten sollte.

Auf den ersten Blick erscheint dasselbe allerdings eben so mild als nothwendig und heilsam, um so mehr, als erwiesen ist, daß es sich nur auf die von Einzelnen in Beschlag genommenen Staatsländereien bezog. Diese Ländereien blieben fortwährend Staatsgut, und es scheint daher allerdings, als ob der Verfügung über sie durch ein Gesetz gar nichts im Wege gestanden haben könne. Hierzu kommt noch, daß die Abgabe, welche eigentlich von den Inhabern der Staatsländereien geleistet werden mußte, allmählich in Vergessenheit gerathen war. Man könnte daher auch sagen, daß die Entziehung der Ländereien als Strafe für die Unterlassung der pflichtmäßigen Leistungen eine weitere Rechtfertigung erhalte. Was aber die Hauptsache sein möchte: das, was den Reichen gelassen wurde, war noch immer sehr viel. Ein Acker bei den Römern war ungefähr so viel wie bei uns ein Berliner Morgen; 500 Acker bildeten daher schon an sich ein bedeutendes Gut und wären also der Armuth des Volkes gegenüber für sich allein ein reicher Besitz gewesen. Nun war aber überdies das Privateigenthum völlig unbeschränkt, und wir lernen aus Cato's Werk über den Ackerbau, daß dieses schon von den Gracchen in großer Ausdehnung in den Händen Einzelner war: denn das Landgut, welches dort gewissermaßen als Normalgut angenommen wird, umfaßte nicht weniger als 240 Acker Weinland und 100 Acker Oelpflanzungen, ohne das eigentliche Grabland. Dieses Privateigenthum konnte aber vermittelst der Entschädigungssummen, welche gezahlt werden sollten (der Reichthümer nicht zu gedenken, welche den Reichen aus den Provinzen zuflossen), noch beliebig vergrößert werden: wo bleibt also noch ein Zweifel übrig, daß die Vornehmen auch fernerhin noch vollkommen im Stande gewesen sein würden, ihre bevorzugte Stellung zu behaupten?

Indessen fehlt es doch auf der andern Seite auch nicht an sehr wesentlichen Bedenken gegen das Gesetz. So ist zwar die Menge armer, besitzloser Bürger und der übermäßige Reichthum Weniger, wogegen das Gesetz zunächst gerichtet ist, ein sehr bedeutender Uebelstand. Doch war dieser Uebelstand nur ein Symptom der Krankheit, nicht die Krankheit selbst, um die es sich im Grunde handelte. Sodann bleiben den empfehlenden Umständen gegenüber doch auch sehr erhebliche Gegengründe übrig. Jenes Staatsland war, obgleich es noch immer diesen Namen führte, eigentlich doch so gut wie Privatbesitz. Es war theilweise von den ältesten Zeiten her, zumeist aber seit 100 Jahren in den Händen einzelner Geschlechter. Sonach hatte die Zeit diesem Besitz ihren Siegel aufgedrückt. Außerdem wiesen die Besitzenden darauf hin, daß sie die Ländereien erst urbar gemacht, daß ihre Väter darauf begraben seien, daß sie die Ländereien käuflich erworben oder bei Erbschaftstheilungen in vollen Anrechnungen erhalten hätten. Die verheißene Entschädigung (von der man übrigens auch bald zurückkam) konnte sich, wie man leicht sieht, nur auf einen sehr kleinen Theil dieser Rechte erstrecken, vorausgesetzt, daß sie überhaupt ausführbar war.

Der einzige Weg, eine Abhülfe ohne

Verletzung des Rechts zu finden, wäre der einer freien Vereinbarung zwischen beiden Theilen gewesen, und es scheint auch, Gracchus habe, wenigstens im Anfange des Kampfes, die Hoffnung gehegt, sein Ziel auf diesem Wege zu erreichen. Wenigstens finden hierdurch jene den Reichen gemachten Zugeständnisse ihre beste Erklärung, und weiterhin werden wir einen Fall zu erwähnen haben, wo Gracchus, den Kampf in der Volksversammlung aufgebend, sich an den Senat wandte und von dessen Einsicht und Edelmuth ein friedliches Nachgeben erlangen zu können meinte. Indessen alle diese Versuche scheiterten an der Selbstsucht und Härte der aristokratischen Partei.

Gracchus machte den Entwurf zu seinem Gesetze eine Zeit lang vorher bekannt und hielt eine Reihe von Volksversammlungen, in denen er durch Reden das Volk für dasselbe zu entzünden suchte. Es ist angenehm, wenn man von den Thaten, dem Betragen, von den Reden eines außerordentlichen Mannes liest, ein Bild von seiner Persönlichkeit, von seinem äußerlichen und innerlichen Character im Sinne zu haben. Wir geben es nach Plutarch. Tiberius hatte in der Gesichtsbildung, in der Miene, im Gange, in allen seinen Bewegungen, auch in seiner Sprache, im Ton seiner Stimme, etwas Sanftes, Feines, Gesetztes und Bescheidenes. Wenn er öffentlich redete, stand er unbeweglich mit ruhigem, bescheidenen Anstande. Seine Darstellung war rein und äußerst fleißig gearbeitet; er war ein rührender Redner. Mit einem sanften, bescheidenen rührenden Tone muß man die Stelle lesen, die ich gleich aus seiner Rede anführen will. Sie lautet:

Die wilden Thiere auf den Gebirgen und in den Wäldern von Italien haben jedes sein Lager, seine Höhle, aber diesen braven Römern, die für Italien fechten und dem Tode entgegengehen, bleibt nichts als Luft und Tageslicht; die allein kann man ihnen nicht rauben. Ohne Hütte, ohne Obdach, das sie ihr eignes nennen könnten, irren sie mit Weib und Kind im Lande herum. Ihre Feldherrn lügen, wenn sie ihnen in der Schlacht zurufen, sie sollten für die Gräber ihrer Eltern, für die heiligen Sitze ihrer Penaten fechten. Unter allen diesen Römern ist nicht ein einziger, der ein Grab seiner Vorfahren, der einen eigenen Hausaltar besäße. Um Andern Pracht und Aufwand zu verschaffen, um Andern ihre Reichthümer zu vermehren, müssen sie fechten, müssen sie ihr Blut vergießen, und es ist unverschämt, sie Herren der Welt zu nennen, da ihnen kein Finger breit Erde zugehört! —

Es läßt sich denken, welch einen Eindruck derartige Worte auf eine lauschende Masse hervorbringen mußten, welche, wenn auch nicht in dem Maße, wie es der erregte Redner darstellt, dennoch dem Ueberflusse der Aristokratie gegenüber ihre Armuth bitter genug empfand.

Die Aristokratie führte gegen diese großen geistigen Anstrengungen ihres Gegners nichts als ein kleines, unscheinbares, äußerliches Mittel ins Feld, nämlich das alte Mittel der Einsprache, welche bekanntlich jedem Volkstribunen dem ganzen übrigen Collegium gegenüber zustand. Sie gewannen den Volkstribunen M. Octavius für sich, und dieser erklärte schon in einer Vorversammlung, daß er durch seine Einsprache die Abstimmung über das Gesetz hindern werde. Es war vergeblich, daß Tiberius Gracchus ihn bei Allem, was dem Patrioten heilig und theuer ist, beschwor, von seinem Vorhaben, sein Veto einzulegen, abzustehen, vergeblich, daß er ihm das Anerbieten machte, ihm aus eigenen Mitteln den ganzen Schaden zu vergüten, der ihm selbst aus dem Gesetze erwachsen würde. Octavius beharrte auf seinem Sinn. Gracchus ging aber nun aus Verdruß über die Schwierigkeiten, die man ihm machte, noch einen Schritt weiter. Er zog die Bestimmung über die Entschädigung zurück, die er bis dahin den Reichen zugedacht hatte.

Als der Tag der Abstimmung gekommen war, verbot Octavius dem Schreiber, das Gesetz vorzulesen. Gracchus befahl es demselben nochmals, Octavius aber setzte seinen Widerstand fort, und sogleich drängten sich die Reichen ein und fingen an, die Stimmurnen umzustoßen. Es entstand ein Tumult, der sehr ernsthaft zu werden drohte. Da forderten Einige von der senatorischen Partei den

Gracchen auf, daß er in den Senat eilen und diesen bewegen möge, sich der Sache anzunehmen. Man suchte jedenfalls den Gracchus zu der Meinung zu verleiten, daß es wohlgethan sei, den Senat zu einem Vorbeschluß zu bewegen, der dann dem Volke zur Bestätigung vorzulegen wäre. Gracchus ließ sich täuschen und ging darauf ein. Als er aber im Senat statt der Zustimmung nur Hohn und Schmähreden fand, kehrte er zur Versammlung zurück, aber nur um sie zu entlassen und für den folgenden Tag wieder zusammenzuberufen. Zugleich aber verkündete er, daß er am folgenden Tage außer dem Ackergesetz noch die Frage zur Abstimmung bringen werde, ob ein Volkstribun, der dem Volke feindlich gesinnt sei, ferner noch sein Amt bekleiden dürfe.

Der unglückliche Tag erschien, an welchem gleichsam der Schlüssel des römischen Staatsgewölbes sollte weggebrochen, an dem die Unverletzbarkeit der Tribunen sollte vernichtet werden; denn das wurde sie in der That, und nur dem Worte nach behielt man sie noch bei. Tiberius fing damit an, neue Versuche zu machen, ob er seinen Collegen zum Nachgeben bewegen könnte. Wie alle Versuche vergeblich waren, trug er endlich auf desselben Absetzung an und rief das Volk zum Stimmen auf. Siebzehn Tribus hatten sich schon für die Absetzung entschieden; stimmte die achtzehnte Tribus ebenso, so war die Absetzung entschieden; denn alsdann war schon die Mehrheit dafür, indem das Volk in fünfunddreißig Tribus getheilt war. Aber Tiberius ließ nun mit dem Abgeben der Stimmen einhalten, um noch einen letzten Versuch zu machen, ob er seinen Collegen gewinnen könnte. Er umarmte ihn vor allem Volk, bat, beschwor ihn, daß er doch sich selbst nicht dem Schimpf der Absetzung, noch seinen alten Freund dem künftigen Vorwurf, eine so strenge, so harte Maßregel hervorgerufen zu haben, aussetzen möchte.

Octavius soll nicht ungerührt geblieben sein. Mit Thränen im Auge soll er eine Weile stumm vor sich hinsehend, gestanden haben, bis er einen Blick auf die vielen um ihn stehenden Großen und Reichen geworfen, da dann die Furcht, bei diesen in Verachtung zu fallen und sich ihren Haß und ihre Feindschaft zuzuziehen, ihm plötzlich seinen Entschluß eingegeben habe. Auf einmal ruft er dem Tiberius laut zu, er möchte nur fortfahren, er möchte nur Alles thun, was ihm beliebte.

So fuhr man also mit dem Stimmen fort, und Octavius wurde abgesetzt. Sobald die Mehrheit der Stimmen entschieden hatte, befahl Tiberius einem seiner Freigelassenen (die Tribunen durften ihre Freigelassenen wie Gerichtsdiener gebrauchen), den abgesetzten Tribun von seinem Standplatze wegzuschaffen. Auch das aufgebrachte Volk wollte über ihn herfallen. Die Reichen umringten ihn, um ihn zu beschützen. Mit genauer Noth wurde er gerettet. Tiberius, der eilig herbeigelaufen war, um Unglück zu verhüten, empfand über die Gefahr seines gewesenen Collegen den größten Schmerz.

Das vorgeschlagene Gesetz wurde nun genehmigt und eine Commission zur Ausführung desselben ernannt. Die Wahl fiel auf den Gesetzgeber, auf seinen Bruder Cajus Gracchus und seinen Schwiegervater Appius Claudius.

So hatte also Tiberius Gracchus allerdings zunächst sein Ziel erreicht, aber mit einem großen Opfer, nämlich mit der Aufgabe der vollen Gesetzlichkeit seiner Sache. Denn es ist wohl kein Zweifel, wird übrigens auch von den Alten selbst, sogar von denen, welche nicht gegen die Gracchen eingenommen sind, ganz allgemein zugestanden, daß es etwas Ungesetzliches war, wenn Octavius im Widerspruche mit der allen Tribunen zustehenden, mit allen gesetzlichen Bollwerken umgebenen Unverletzlichkeit abgesetzt wurde. Gracchus suchte zwar die Maßregel vor dem Volke zu rechtfertigen, indem er den Satz ausführte, daß das Volk ein Amt, welches es verleihe, auch wieder zu entziehen berechtigt sein müsse. Indessen scheint sein eigenes Gefühl mit dieser Sophistik des Verstandes wenig harmonirt zu haben. Es wird wenigstens erzählt: als ihm einer seiner politischen Gegner, T. Annius, bei Gelegenheit eines Wortwechsels in der Volksversammlung die boshafte Frage vorgelegt habe, ob er denn, wenn sich ein Tribun seiner, des T. Annius, annähme, diesen ebenfalls wie den Octavius absetzen werde, sei er so bestürzt

und verlegen geworden, daß er nicht ein Wort vorzubringen vermocht habe.

Als man zur Ausführung des Gesetzes schritt, traten die Schwierigkeiten derselben sogleich hervor. Der Senat hatte tausend Gelegenheiten, die Commission bei ihrem Geschäft zu behindern, und es läßt sich denken, daß er dieselben nicht unbenutzt ließ. Sodann trat auch die schon angedeutete Schwierigkeit hervor, daß vor allen Dingen erst ermittelt werden müßte, was Staatsgut und was Privateigenthum sei. Hierüber ging viel Zeit verloren, während das Volk schnelle und reiche Früchte des Gesetzes zu sehen verlangte, wenn es sich nicht von seinen bisherigen Patronen abwenden sollte.

Unter diesen Umständen hielt es Gracchus für nothwendig, sich für das nächste Jahr wieder zum Tribunen wählen zu lassen. Er that daher weitere Schritte, um seine Gunst bei dem Volke anzufachen, und so jenes Ziel zu erreichen. So war eben damals König Attalus von Pergamum gestorben und hatte das römische Volk zu seinem Erben eingesetzt. Gracchus gab daher ein Gesetz, nach dem die ererbten Schätze unter das Volk vertheilt werden sollten, um es in den Stand zu setzen, sich auf dem ihm zu überlassenden Grundbesitz einzurichten. Ferner wurde auf seine Veranlassung die gesetzliche Bestimmung getroffen, daß die Verwaltung des Königreichs dem Senat entzogen und vom Volke selbst geführt werden sollte. Andre Gesetze wurden in Aussicht gestellt.

Wäre es ihm möglich geworden, seine Wiederwahl durchzusetzen, so hätte er allerdings möglicherweise seine Macht fester begründen und sich so auch in den Stand setzen können, das Ackergesetz auszuführen. Eben deshalb boten aber auch seine Gegner Alles auf, um sie zu verhindern.

Die Wahlcomitien für die Volkstribunenwahlen wurden damals im Juni oder Juli gehalten — vielleicht auch eine Erfindung der Vornehmen zum Vortheil ihrer Gewalt, weil zu dieser Zeit ein großer Theil des Volks durch die Ernte von Rom entfernt gehalten wurde, und die Versammlungen daher nur die städtische Bevölkerung enthielten, welche der Natur der Sache nach von den Vornehmen abhängiger war als das ackerbauende Volk. Indessen zeigte sich doch, daß auch diese Bevölkerung dem Gracchus ergeben war.

Als die Wahl vorgenommen wurde, fielen die Stimmen der zwei ersten Tribus zu seinen Gunsten, und es war also wenigstens bereits eine gewisse Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß das Ergebniß für ihn das erwünschte sein würde. Allein nun erklärten seine Gegner, im Widerspruch mit zahlreichen Beispielen aus der Vergangenheit, daß die Wiederwahl eines Tribunen ungesetzlich sei. Der vorsitzende Tribun, Rubrius, fing selbst an zu schwanken; ein andrer Tribun wollte statt seiner den Vorsitz übernehmen, die übrigen Tribunen legten aber hiergegen Widerspruch ein, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil die Senatspartei unter dem Collegium der Tribunen selbst Uneinigkeit und Abfall verbreitet hatte.

Da hierüber Streit entstand, so wurde auf Veranlassung des Gracchus die Fortsetzung der Wahlhandlung auf den folgenden Tag verschoben.

Gracchus benutzte den Rest des Tages, um den Eifer des Volkes für seine Sache möglichst zu steigern. Er erschien in Trauerkleidern auf dem Forum, seinen Sohn an der Hand führend, empfahl ihn für den Fall seines Todes der Fürsorge des Volkes und wußte dieses hierdurch so zu rühren, daß es sich in Masse vor seinem Hause versammelte und die Nacht hindurch daselbst Wache hielt. Dieses Betragen des Tiberius würde blos die angenommene Rolle eines politischen Comödianten gewesen sein, wenn er nicht wirklich an geheime Anschläge seiner Feinde wider sein Leben geglaubt hätte; möglich, daß er Bestimmtes wußte. Nach Allem, was wir von seinem Character wissen, war er keiner Heuchelei noch Verstellung fähig.

Als am Morgen darauf das Wahlgeschäft wieder begann, wurde es abermals von den Gegnern des Gracchus gestört.

Um dieselbe Zeit hatte sich der Senat versammelt, um Maßregeln zu beschließen, die geeignet seien, die Wiederwahl des verhaßten Tiberius zu verhindern. Die heftigsten Gegner desselben hatten es durchgesetzt, daß dem Consul Dictatorgewalt übertragen wurde, und nun dran-

gen sie in ihn, daß er sich an die Spitze stelle und den Tyrannen (so nannten sie den Tiberius) vertilge. Der Consul, der ruhige, der sanfte Mucius Scävola, der Kenner der Gesetze, dem die Gesetze heilig waren, antwortete: er wolle nicht den Anfang machen, Bürgerblut zu vergießen; er wolle keinen Bürger morden, der nicht durch ein gesetzmäßiges Verfahren verurtheilt sei.

Diese Antwort wurde von der heftigen Partei sehr übel aufgenommen. Unter den Heftigen war der Heftigste Scipio Nasica, damals Pontifex Maximus, einer der reichsten Gutsbesitzer, einer der erbittertsten Feinde des Tiberius. Auf jene Erklärung des Consuls springt Nasica von seinem Sitze auf. Der Consul, ruft er, verräth den Staat; wer ihn erhalten will, folge mir! — Mit diesen Worten umwickelt er seinen linken Arm mit einem Zipfel seiner Toga und rennt aus dem Senat auf den nahen Versammlungsort des Volks. Die Senatoren folgen ihm, wickeln ebenfalls das eine Ende ihrer Toga um den linken Arm, theils um sich damit, wie mit einem Schilde, zu wahren, theils um diejenigen, die ihnen den Weg versperren, auf die Seite zu stoßen. Auf dem Versammlungsplatz angekommen, ergreifen sie die Füße von den Bänken, auf welchen das Volk zu sitzen pflegte, und die in dem Tumulte zerbrochen waren. Mit solchen Waffen schlagen sie rechts und links um sich, wo sie Widerstand finden, und so gehen sie dem Tiberius zu Leibe. Ihnen folgt ein Anhang, mit Stecken und Knütteln bewaffnet.

Aber so mächtig war noch der Eindruck, den die Würde eines Senators hervorbrachte, daß Alles vor ihnen auf die Seite weicht — Alles flieht. Tiberius flieht. Einer will ihn bei der Toga halten, er läßt sie fahren. Aber im Fortlaufen fällt er über Einige, die vor ihm gefallen waren, und über die er wegspringen will. Indem er sich wieder aufrichtet, giebt ihm einer seiner Mittribunen, Publius Saturejus, mit dem Fuße von einer Bank einen heftigen Schlag auf den Kopf; Mehrere eilen herbei, gleiche Heldenthat zu verrichten. So findet er seinen Tod. Sein Leichnam ward mit denen der übrigen Erschlagenen — 300 an der Zahl — in den Tiber geworfen.

Hiermit hatte die Senatspartei einen vollständigen Sieg errungen. Aber es war Bürgerblut auf dem Versammlungsplatze des Volkes vergossen worden. Diesmal waren es Knüttel und Stecken, die entschieden. In der Folge waren es die Legionen. —

Tiberius Gracchus war bei seinem Tode noch nicht volle dreißig Jahre alt. Er hinterließ das Andenken, daß er ein Mann von den vortrefflichsten Geistesgaben, von unsträflichem Wandel, daß er mit allen Tugenden im höchsten Grade begabt und voll der besten Absichten gewesen sei.

Cajus Gracchus.

Mit dem Tode des Tiberius Gracchus war dessen Werk nicht untergegangen. Was mit Gewalt unterdrückt worden, machte sich bald nur um so unabweislicher geltend, als des Erschlagenen Bruder, Cajus sich an die Spitze der Volkspartei stellte.

Unter dem Tribunat seines Bruders diente Cajus in der Armee vor Numantia. Nach geendetem Kriege kam er nach Rom zurück.

Das Genie und die Talente des Cajus waren von gleicher Stärke, aber von einer andern Art, als die seines Bruders gewesen waren. Auch hatte er einen andern Character, als sein Bruder gehabt hatte. Cajus war lebhafter, feuriger; dies verkündete schon seine Physiognomie, seine Miene, der Gang und der Ton seiner Stimme. Er soll der Erste gewesen sein, der, wenn er auf der Bühne Reden hielt, lebhafte Gesten machte, im Affecte seine Toga zurückschlug, um den Bewegungen seiner Hände nicht hinderlich zu sein; der erste, der, statt an einer Stelle wie angeheftet stehen zu bleiben, hin und her ging, bald an einem, bald am andern Ende der Bühne war. Stark und heftig, fürchterlich sogar im Affecte des Unwillens, soll sein Vortrag gewesen sein. Als Quästor ward er nach Sardinien gesandt. Dort erwarb er sich allgemeinen Beifall; als Soldat durch Tapferkeit und Befolgung der Kriegszucht; als Quästor durch Billigkeit, Gerechtigkeit und Arbeitsam-

keit; als Mensch durch seine mäßige, einfache Lebensweise.

Es war später eine Sage in Rom, die Cicero bezeugt, Cajus sei anfangs des festen Vorsatzes gewesen, sich mit keinen Volksgeschäften abzugeben; einst aber im Traume sei ihm der Geist seines ermordeten Bruders erschienen und habe zu ihm gesprochen: Cajus, was zögerst du? Es ist umsonst. Einerlei Leben, einerlei Tod ist uns beiden beschieden. Es ist unser Verhängniß: auch du bist bestimmt, als Schlachtopfer für das Volk zu fallen! — Wenn Cajus diesen Traum wirklich hatte, so beweist derselbe den innerlichen heftigen Kampf seiner Seele.

Als er nach Rom zurückgekehrt war, ward von ihm gesagt, er sei der Einzige seit langer Zeit gewesen, der mit vollem Beutel nach Sardinien gegangen, aber mit leerem zurückgekommen sei; Andere hätten sogar ihre Weinfässer, nachdem sie dieselben ausgeleert, mit Gold oder Silber angefüllt, zurückgebracht.

So kam es, daß das Volk ihn als den würdigen Bruder seines ehemaligen Beschützers, Tiberius, betrachtete, an dem es einen gleichen Beschützer wieder bekommen würde. Und es irrte sich nicht. Cajus bewarb sich um die Stelle eines Volkstribunen und ward gewählt. Von da ab hielt er keine Rede an das Volk, worin er nicht durch irgend eine Wendung an seinen unglücklichen Bruder erinnerte. Cicero, zu dessen Zeiten man noch Abschriften einzelner Reden des Cajus hatte, führt folgende Stelle an: Ich Unglücklicher, wo kann ich sein, wo mich hinbegeben, daß mir nicht das Bild meines armen Bruders entgegen käme? Dort auf dem Kapitol? Ach, da fließt mir noch sein Blut entgegen! Im väterlichen Hause? Ach, da ist die jammernde, die untröstliche, gebeugte Mutter! — Diese Worte, sagt Cicero, habe Cajus mit einer solchen Stimme gesprochen, mit solchen Mienen und Gesten begleitet, daß selbst seine Feinde sich der Thränen nicht hätten enthalten können.

Es scheint, als habe sich Cajus durch solche Reden mehr und mehr erhitzt, als habe er neben dem Bestreben, das Wohl des Volkes zu fördern, auch zugleich die Absicht gehabt, seinen Bruder zu rächen. Dafür spricht eine Stelle aus einem Briefe seiner Mutter Cornelia, die zugleich ein Zeugniß für die erhabene Gesinnung dieser Frau ablegt. Die Stelle lautet: Es ist schön, sagst du, sich an seinen Feinden zu rächen. Keinem kann es schöner, keinem größer scheinen, als mir selbst; aber unter der Bedingung, daß die Republik nicht unter unserer Rache leide. Kann diese Bedingung nicht stattfinden, so mögen unsre Feinde lieber noch in allen Stücken unangefochten bleiben. Lieber mögen sie das, als daß die Republik zu Grunde gehe! —

Cajus verfolgte die Bahn seines Bruders. Er brachte das Gesetz durch, daß allen Armen das Korn zu geringeren Preisen aus den Vorrathskammern des Staates verabreicht werden müsse, daß der Soldat seine Kleidung auf Staatskosten erhalte, daß alle Richter nur aus den Rittern zu wählen seien, und daß alljährlich eine bestimmte Anzahl von Staatsländereien unter die Armen vertheilt werden müßte.

Die Senatspartei griff diesmal zu einem Mittel, welches von so grober und handgreiflicher Art war, daß wir es kaum glaublich finden würden, wenn es nicht zu bestimmt und von vielen Seiten gemeldet würde. Man stellte einen der Collegen des Cajus Gracchus, den Livius Drusus an, daß er Jenen im Namen des Senats in Versprechungen an das Volk überbieten mußte. — Daneben wandte man noch ein zweites Mittel an. Cajus ward nach Afrika geschickt, um dort eine Colonie einzurichten. Diese beiden Mittel reichten vollkommen hin, Cajus Gracchus aus der Gunst des betrogenen Volkes zu verdrängen. Als er nach siebenwöchentlicher Abwesenheit nach Rom zurückkehrte, wurde bei den nächsten Comitien sein heftigster Gegner L. Opimius zum Consul gewählt, er dagegen fiel bei der Wahl der Volkstribunen durch.

Hiermit war seine Sache so gut wie verloren. Wir wissen nicht, was er in den letzten Monaten des Tribunats und in der ersten Zeit des folgenden Jahres vornahm. Erst zur Zeit der Ernte dieses Jahres hören wir wieder davon, daß er öffentlich hervortritt. Die Veranlassung dazu war, daß seine Gegner — so hoch

also war bereits ihr Muth gestiegen — damit umgingen, das von ihm zur Annahme gebrachte, aber noch nicht durchgeführte Gesetz förmlich wieder aufzuheben. Dies konnte er nicht mit ansehen, ohne wenigstens einen Versuch zu machen, es zu verhindern. Er erschien demnach in einer Volksversammlung, mit ihm Fulvius Flaccus, der Consul des Jahres 125, welcher im Jahre zuvor ebenfalls das Tribunat bekleidet hatte. Letzterer hielt eine Rede an das Volk, während Cajus in der Halle des Tempels des capitolinischen Jupiters auf und ab ging. Da kam ein Lictor des opfernden Consuls ihm mit Opferfleisch entgegen und rief: Platz, ihr bösen Bürger, laßt rechtschaffene Leute durch! — Dies erregte bei den Begleitern des Cajus einen solchen Zorn, daß einer derselben, zum großen Verdruß des Gracchus, den Lictor erschlug, worauf das Volk in blindem Schrecken auseinander stob.

Cajus und Fulvius waren, nachdem die Versammlung aufgehoben worden, jeder nach seinem Hause gegangen. Ehe Cajus das Forum verließ, war ihm die Statue, die daselbst seinem Vater zu Ehren errichtet war, in die Augen gefallen; er blieb vor ihr stehen, betrachtete sie lange, mit Thränen in den Augen, that einen tiefen Seufzer und ging dann langsam fort. Ein großer Theil des Volkes hatte es gesehen, war von Mitleiden gerührt, folgte ihm und blieb die Nacht über vor seinem Hause bei einander.

Auch vor dem Hause des Fulvius war viel Volk versammelt. Aber das Betragen vor beiden Häusern war ganz verschieden. Vor dem Hause des Fulvius wurde gelärmt, getrunken, und der alte Mann soll das Alles mitgemacht haben. Vor dem Hause des Cajus war Alles still und ruhig. Wenn man sprach, so war es nur, um das Schicksal der Republik zu beklagen, um seinen Besorgnissen und Hoffnungen Luft zu machen.

Am frühen Morgen bricht der Haufe vor dem Hause des Fulvius auf, er selbst an der Spitze, mit Waffen, die er unter die Leute ausgetheilt hatte, unter Geschrei und Drohungen zieht der Haufe nach dem aventinischen Berge.

Cajus litt nicht, daß die Seinigen sich mit Waffen versahen. Er selbst in der Toga, blos mit einem kleinen Dolche (wir werden bald sehen, zu welchem Gebrauche) geht mit seinem Haufen ebenfalls nach dem aventinischen Berge. Beim Weggehen aus seinem Hause fällt ihm seine Gemahlin Licinia auf der Thürschwelle zu Füßen, umfaßt mit dem einen Arm seine Kniee, hält im andern ihren jungen Sohn und sucht ihn durch die rührendste Anrede zurückzuhalten. Er macht sich sanft von ihr los und geht. Sie will ihn nicht verlassen, sie will ihn bei der Toga halten, strauchelt und fällt in Ohnmacht; ihre Leute bringen sie in das Haus ihres Bruders.

In der Zwischenzeit, ehe die beiden Haufen auf dem Berge angekommen waren, hatte sich der Senat schon versammelt. Wie ihre Berathschlagungen eben angegangen, wird die Leiche des erschlagenen Lictors, nackt auf einer Bahre, mit großem Klagegeschrei über das Forum getragen. Alles dies hatte der Consul veranstaltet. Er stellte sich aber im Senat, als ob er nichts davon wisse. Die Senatoren gingen selbst hinaus, zu sehen, was vorgehe. Die Träger setzten die Bahre nieder, die Senatoren stellten sich umher und bejammerten das große Unglück, das der Republik widerfahren sei.

Aber diese Comödie machte einen ganz andern Eindruck auf das Volk, als man sich davon versprochen hatte. Das Volk machte die Bemerkung, eben diese Senatoren hätten den Tiberius, einen Volkstribunen, eine geheiligte Person, auf dem Kapitol erschlagen und seine Leiche in den Tiber geworfen; jetzt werde ein elender Lictor, der zwar sein Schicksal wohl nicht verdient, es sich aber durch seine Unbesonnenheit zugezogen, öffentlich, feierlich auf dem Forum hingestellt, von eben diesen Leuten bejammert und beweint; ihre Absicht sei leicht zu errathen, sie wollten dadurch nur das Volk gegen den einzigen Mann aufbringen, an dem doch das Volk einen wahren Freund und Beschützer hätte. Das Volk verabscheute die Heuchler.

Wie Cajus und Fulvius mit den Ihrigen auf dem aventinischen Berge angekommen, sendet der Letztere auf dringendes Verlangen des Ersteren den jüngsten

seiner Söhne, der ein schöner Jüngling von achtzehn Jahren gewesen sein soll, an den Senat, Friedensvorschläge anzubieten. Der Jüngling soll den Auftrag mit dem rührendsten Anstande, mit Thränen in den Augen ausgerichtet haben. Viele Senatoren sollen gerührt gewesen sein. Aber der Consul entgegnet: Rebellen müßten mit dem Senat nicht durch Herolde unterhandeln; sie müßten aus ihrem Schutzorte herabkommen, sich vor ihren Richtern stellen, um Gnade bitten und erwarten, was ihre beleidigte Obrigkeit beschließen würde. Zugleich verbietet er dem Jünglinge (einige Nachrichten sagen, bei angedrohter Todesstrafe), wiederzukommen.

Wie der junge Herold diesen fruchtlosen Ausgang seiner Sendung seinem Vater und dem Cajus berichtet, soll Cajus willens gewesen sein, sich selbst in den Senat zu begeben, aber alle Andern hätten ihn abgehalten. Fulvius sendet seinen Sohn zum zweiten Male. Der Consul läßt ihn verhaften und sendet nun bewaffnete Mannschaft gegen den aventinischen Berg. Durch den ersten Angriff wird das daselbst befindliche Volk, doch nicht ohne blutigen Widerstand, auseinander getrieben. Fulvius flieht in ein Badegebäude, wird gefunden und mit seinem ältesten Sohne getödtet.

Cajus hatte sich gleich beim Anfange des Gefechts, in das er sich nicht mengen wollte, traurig und bekümmert nach dem Tempel der Diana begeben, in der Absicht, sich daselbst mit seinem Dolche das Leben zu nehmen. Aber zwei Freunde, Pomponius und Licinius, die ihm gefolgt waren, winden ihm den Dolch aus der Hand und bewegen ihn zur Flucht. Ehe er den Tempel verließ, soll er gekniet, die Hände gegen die Statue der Göttin Diana ausgestreckt und gebeten haben, daß das römische Volk, zur Strafe seiner Undankbarkeit und Verworfenheit, nie aus der Sclaverei wieder herauskommen möchte, in die es sich so gelassen, so freiwillig stürze.

Der Consul hatte, ehe der Angriff begann, bei Trompetenschall erstlich Verzeihung für Alle, die sich ruhig verhalten würden, zweitens eine Belohnung für Diejenigen, welche die Köpfe des Fulvius und des Cajus brächten, verkünden lassen. Diese Bekanntmachung blieb nicht ohne Wirkung. Ihr war es zuzuschreiben, daß sich Cajus ganz verlassen sah. Dieses Betragen des Volks, diese seine Scheu, das Geringste zur Rettung seines einst so geliebten Tribuns zu thun, den es so oft seinen einzigen wahren Freund, seinen Beschützer genannt hatte, war der Undank, die Verworfenheit, die den Cajus so schmerzten.

Auf der Flucht wurde er von seinen Feinden verfolgt, die ihm schon nahe waren, als er eine hölzerne Brücke erreichte. Seine beiden oben genannten Freunde stießen ihn fast hinüber, stellten sich dann vorn an die Brücke, um den Verfolgern den Uebergang zu wehren. Sie fochten, bis sie todt niederfielen. Cajus sprach die ihm Begegnenden um ein Pferd an, erhielt aber keins. Die Verfolger waren ihm wiederum nahe gekommen, kaum erreichte er noch ein Gehölz, das den Furien gewidmet war. Hier setzte er seiner Flucht das Ziel und ließ sich daselbst von seinem Sclaven tödten. Sein Kopf wurde abgeschnitten und mit Blei ausgefüllt dem Consul gebracht, der versprochen hatte, ihn mit Gold aufzuwiegen. Die Leichen des Cajus, des Fulvius und aller Erschlagenen ihrer Partei, deren Anzahl sich auf dreitausend soll belaufen haben, wurden in den Tiber geworfen.

Cornelia, die Mutter der Gracchen, ertrug ihr Schicksal, diesen harten Verlust der beiden Söhne, die sie so trefflich erzogen hatte, die ihr Ruhm, ihr Stolz sein sollten, mit bewundrungswürdiger Ergebung. Als man ihr später sagte, daß man Capellen an den Stätten, wo ihre Söhne gemordet wären, gebaut hätte, sagte sie blos: So haben sie Gräber erhalten, wie sie es verdienten. — Sie brachte ihre übrige Lebenszeit ebenso, wie vorher, auf einem Landsitze unten am misenischen Berge zu. Sie änderte nichts an ihrer Lebensweise. Ihr Haus war immer voll von Gelehrten, von Griechen, von alten Freunden ihres Hauses, von Fremden. Sie erzählte gern von ihrem Vater, von dem großen Scipio, und Jedermann hörte mit dem größesten Vergnügen zu. Aber man hörte sie mit Bewunderung, wenn sie von den Thaten

und Leiden ihrer Söhne erzählte. Sie erzählte nicht als Mutter, sondern als ob es Thaten und Leiden ihr ganz fremder Menschen gewesen wären, ohne je durch eine Thräne, durch einen Ton, durch irgend ein Merkmal die mütterlichen Empfindungen zu verrathen, die doch gewiß in ihrer Seele waren.

Dem Staate aber waren unheilbare Wunden geschlagen. Der Senat, die Patricier, die Großen hatten alle Liebe, alle Achtung beim Volke verloren. Das Volk sah im Senate nichts Ehrwürdiges mehr; es sah an den Großen keine Tugend mehr, es sah nur die verhaßten Laster Herrschsucht, Habsucht, Eigennutz.

Marius und Sulla.

Cajus Marius.*

Cajus Marius, aus Arpinum im Volskerlande, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Ohne allen Unterricht war er hinter dem Pfluge aufgewachsen. Aber gelernt hatte er Hunger und Durst und jegliche Anstrengung zu ertragen und auf dem Erdboden zu schlafen. Sobald es sein Alter erlaubte, trat er in das Heer ein. In der schweren Schule des Krieges hatte er sich zum Offizier aufgeschwungen. Durch seine stattliche Figur, durch seine Ausdauer und Unerschrockenheit im Gefechte und durch seine Genügsamkeit im Lager zog er die Augen seines Feldherrn, des jüngern Afrikanus, auf sich. Und als man den Feldherrn einst fragte: Wer wird dein Ersatzmann sein, wenn das Schicksal dich uns entreißen sollte? antwortete er, indem er Marius auf die Schultern klopfte: Dieser hier! —

Dennoch erhielt Marius nicht sobald eine höhere Stelle; es hinderten ihn daran seine niedere Herkunft und sein ungeschliffenes Benehmen, auch fehlte es ihm an Vermögen und Verbindungen. Beides erlangte er indessen durch die Vermählung mit einer Tochter aus dem altadligen Geschlechte der Julier. Jetzt war er der Mann, von dem das ganze Volk Rettung erwartete. — Zuerst erhielt er das Amt eines Volkstribunen und verfocht als solcher eifrigst die Rechte seiner Standesgenossen. Dann übernahm er das Consulat und als Proconsul die Unterfeldherrnwürde im afrikanischen Kriege, in welchem er später als Oberfeldherr gegen den König Jugurtha großen Ruhm erlangte.

* Nach Biernatzki, Spieß, Steger, Maurer u. A.

Jugurtha.

Die gänzliche Verdorbenheit der Großen offenbarte sich in dieser Zeit auf eine schmachvolle Weise. In Numidien (Land im nordwestlichen Afrika) hatte der König Micipsa, ein Sohn des Massinissa, sein Reich unter seine beiden Söhne Adherbal und Hiempsal und seinen Neffen Jugurtha getheilt. Jugurtha wollte allein herrschen und ermordete deshalb den Hiempsal, worauf Adherbal, um nur sein Leben zu retten, das Reich aufgab und nach Rom entfloh.

Rom hätte die heilige Pflicht gehabt, die Ermordung des unglücklichen Hiempsal, der unter seinem Schutze stand, zu rächen; doch Jugurtha's Gold floß so reichlich in die Taschen der Senatoren, daß diese sich damit begnügten, Numidien zwischen Jugurtha und Adherbal zu theilen. Aber kaum waren die Gesandten, die im Auftrage Roms gehandelt hatten, aus Afrika fort, so fiel auch schon Jugurtha über den schutzlosen Adherbal her, nahm ihn in der Stadt Cirta gefangen und ließ ihn hinrichten. Die römischen Großen würden geschwiegen haben, doch das Volk war über so viele Schandthaten empört und lud den Jugurtha nach Rom. Der Mörder kam, mehr durch sein Gold, als durch das bewilligte sichre Geleit geschützt.

Nun erfolgte ein empörendes Schauspiel. Als der Tribun Memminus in der Volksversammlung das Verhör des

Königs beginnen wollte, erhob sich ein andrer Tribun, Bäbius, und gebot kraft seiner Amtsgewalt dem Jugurtha Stillschweigen. Das ganze Verfahren wurde dadurch unmöglich gemacht.

Jugurtha würde im Besitz seines Raubes geblieben sein, wenn er in seiner Frechheit nicht so weit gegangen wäre, einen Verwandten, den letzten Fürsten aus Massinissa's Stamm, in Rom selbst ermorden zu lassen.

Das war denn doch selbst den verdorbenen Römern zu viel. Jugurtha mußte sofort Rom verlassen. Er ging mit frecher Stirn hinweg und ohne zu verhehlen, wie tief er die Römer verachte. Weltbeherrschendes Rom, rief er beim Scheiden aus, fände sich nur ein Käufer für dich, du gäbest dich selbst dahin! —

Eine Kriegserklärung folgte ihm auf dem Fuße nach. Aber in den nächsten Feldzügen erfochten die Römer keine Siege. Ein römischer Feldherr ließ sich sogar für Geld mit seinem Heere einschließen und aus Numidien wegweisen. Nun stellte aber der Senat, der sich durch Tribunen und Volk furchtbar bedrängt sah, den unbestechlichen Consul Metellus an die Spitze des Heeres.

Jetzt wurde Jugurtha von Stadt zu Stadt vertrieben, so daß er zuletzt um Frieden bat. Als Pfand, daß es ihm um Erlangung des Friedens Ernst sei, lieferte er seine Elephanten, seine besten Pferde und Waffen nebst großen Geldsummen aus. Metellus aber wollte außerdem noch, daß Jugurtha sich in Person stellen sollte.

Dies veranlaßte den Wiederausbruch des Krieges. Durch ein Bündniß mit dem Könige Bocchus versetzte Jugurtha den Krieg in neue Gegenden und wußte sich so lange zu halten, daß in dem römischen Heere, das in den heißen, unwirthlichen Gegenden außerordentliche Beschwerden zu ertragen hatte, eine große Unzufriedenheit entstand.

Diese Stimmung benutzte der Unterfeldherr des Metellus, Marius, dazu, den Consul vom Befehle zu verdrängen, indem er die unzufriedenen Krieger zu überreden wußte, daß Metellus den Krieg absichtlich verlängere. Durch das Heer verbreitete sich die Ansicht auch nach Rom, und als Marius in der Stadt erschien und die Volkspartei für sich gewann, wurde er nach seinem Wunsche als erster Feldherr erwählt und mit der Führung des Krieges in Afrika betraut.

Kaum im Besitz der höchsten Gewalt, begann Marius mit einer gefährlichen Neuerung. Bisher war es Sitte gewesen, die Krieger nur aus den mehr oder minder begüterten Klassen auszuheben. Marius hingegen nahm seine Mannschaft aus den ärmsten Bürgern. Diese Krieger hingen natürlich dem Feldherrn, der ihnen Beute und Ländereien versprach, blindlings an. Es bildete sich auch der Mißbrauch aus, daß das Heer in die öffentlichen Angelegenheiten mit hinein sprach.

Hiermit war der erste Grund zur Soldatenherrschaft gelegt.

Nun führte Marius den Krieg gegen Jugurtha mit Nachdruck und Glück. Den Feinden unaufhörlich auf den Fersen, verfolgte er sie bis in die Wüsten, so daß der König Bocchus, des Krieges überdrüssig, sich endlich dazu entschloß, Jugurtha auszuliefern.

Damit war der Kampf beendet. Die Römer, erzählt Plutarch, trauten ihren Augen nicht, als sie bei dem Triumphzuge des Marius unter den Gefangenen den gefürchteten Jugurtha erblickten. Und Plutarch berichtet weiter: Denn so lange der am Leben wäre, hätte auch nicht Einer zu hoffen gewagt, der Feinde Herr zu werden: so war in diesem Manne Schlauheit mit Herzhaftigkeit gepaart. Doch im Triumphzuge mit aufgeführt, verlor er, wie es heißt, den Verstand, und als, da er nach dem Triumph in das Gefängniß gebracht war, die Einen ihm gewaltsam das Gewand zerrissen, Andere aus lauter Eile, ihm den goldenen Ohrring zu rauben, auch das Ohrläppchen mit abrissen und er entkleidet hin- und hergestoßen und in den untersten Kerker geworfen ward, sagte er, verstört im Geist, mit höhnischem Lachen: Beim Herkules, wie kalt ist euer Bad! — Doch ihn erreichte, nachdem er sechs Tage lang mit dem Hunger gerungen hatte und bis zur letzten Stunde nicht loslassen konnte von dem Verlangen, zu

leben, die gerechte Vergeltung für seine Unthaten.

Cimbern und Teutonen.*

Eine noch weit größere Ehre war dem Marius aufgespart, eine Ehre, die ihm aus dem Kampfe gegen die Cimbern und Teutonen erwuchs.

Um den Kampf gegen diese Völkerschaften nach seiner wahren Bedeutung würdigen zu können, haben wir uns zunächst mit ihnen zu beschäftigen.

Je mächtiger und gewaltiger sich die germanische Kraft bei dem ersten Zusammentreffen mit dem mächtigsten Volke entfaltete, desto zusagender ist die Art, in der die Alten von ihrer Erscheinung berichten. Aus dem Dunkel ihrer Wälder treten die unbekannten Stämme hervor, immer noch in eine Dämmerung gehüllt, die das Große noch größer und das Furchtbare noch furchtbarer erscheinen läßt. Wie mythische Gestalten kommen sie aus dem Norden, an dem die alte Sage, die ihn bald mit ewigem Lichte, bald mit endlosem Winter und tiefer Nacht umgiebt, noch haftete. Wie ein dichtes, schwarzes Gewölk — so sagen die Alten selbst — zogen die nordischen Stämme, Schwüle und Furcht verbreitend, einher, bis sich die Wolken in feurige Blitze entluden, die selbst das Capitol zu treffen drohten. —

In nichts spiegelt sich die Größe des Ereignisses klarer, als in vereinzelten Aeußerungen der Bangigkeit und Verzweiflung, wie sie, bald mehr, bald weniger rednerisch ausgedrückt, oft an das Poetische anstreifend, aus dieser schweren Zeit in die folgenden Jahrhunderte und so zu uns sich hinübergerettet haben: und eben das Volk, das so für sich zitterte, hatte sich schon zu dem Glauben hinangekämpft, sein Beruf sei es, die Welt zu beherrschen. Wer es fühlt, wie das Unvorbereitete, Plötzliche so wesentlich mitwirkt, die Gefahr, die damals aus Norden drohete, in ihrer ganzen Größe erscheinen zu lassen und dadurch der deutschen Geschichte einen Anfang zu geben, der, trotz der endlichen Niederlage, groß und größer als mancher der spätern Siege ist, wird es nicht billigen, wenn hier noch einmal ausgesprochen wird, was der Grundgedanke der Einleitung war: daß dieses Eingreifen des Nordens in die Verhältnisse des Südens schon das Zweite und eine Fortsetzung dessen war, was einst die ersten Sendlinge des Nordens, die Gallier (siehe S. 55), begannen und lange, wenn auch zuletzt vergeblich, erstrebt hatten. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Angriff vorhanden. Rom stand auf der Höhe seiner Macht, als die Germanen ihren ersten Angriff auf dasselbe unternahmen; freilich hatten im Innern des Staates sich schon Parteiungen geregt, welche die alten Kämpfe der Patricier und Plebejer auf die Höhe brachten, die es ahnen ließen, daß sich eine innere Zersetzung der Republik vorbereite.

Anderes, auf die spätere Zeit Gehendes drängt sich der Betrachtung auf. Es darf nur angedeutet werden, wie seit Gründung des Principats von keiner andern Seite her so oft Gefahr drohte, als von dem germanischen Norden: sei es, daß die Kaiser ihre eigenen, dort unter dem nordischen Himmel gekräftigten Legionen fürchteten, sei es, daß hier und da immer neu hervorbrechende Bewegungen es ankündigten, wie sich nach und nach ein Wandern und Drängen ganzer Volksmassen vorbereitete, das zu keiner Ruhe kam, bevor der Kaiserthron umgestürzt war.

Schon die übersichtlichste Betrachtung der Beziehungen zwischen Rom und den Germanen führt zu dem Gedanken, daß dieses Volk vor allen auf das römische Principat bedingend eingewirkt hat und mit seiner Geschichte von den vorbereitenden Anfängen bis zur völligen Auflösung und Vernichtung unzertrennbar verbunden ist.

Die nordischen Wolken (wenn wir an dem Bilde, das die Alten gebrauchten, festhalten wollen) standen die spätere Zeit hindurch schwarz und drohend über dem römischen Reiche, nirgends aber dunkler und schwerer, als über dem palatinischen Hügel. Wem könnte es entgehen, wie vordem die Republik die meiste Zeit ihres Bestehens hindurch mit ähnlicher Besorg-

* Nach J. Horkel, Urzeit. Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit.

niß auf den Norden blickte: wie sie es sich selbst nicht verhehlte, daß ihr Dasein nie gesichert sein konnte, so lange die nordischen Feinde am Fuße der Alpen nur auf Gelegenheit warteten, sich wieder zu erheben: wie sie, als endlich der entscheidende Sieg erfochten war, nur sich selbst und keinen äußern Feind mehr fürchteten.

Die Vergleichung dieser Zeit mit der spätern zeigt eine merkwürdige Umkehrung der Verhältnisse. Während die Gallier in dem gesegneten Lande ihre nordischen Tugenden vergaßen, hatten die Römer und besonders die Soldaten die römische Tugend, ungeschwächte Kraft im Dienst der Treue, zu bewahren gewußt: so vermochten sie das verbrauchte Werkzeug zu zerschlagen und die ersten Drohungen des Nordens zu vereiteln. Dies wandte sich anders im Verlauf der germanischen Kriege. Es bedurfte schon vieler wohlberechneter Zurüstungen, um selbst das römische Heer zu einem erfolgreichen Kampfe gegen die Cimbern und Teutonen fähig zu machen: das Volk war zügellos in seiner Furcht, wie, nach dem Siege, in seiner Freude. Manche edle Funken des alten Römerthums sind in dem Heere nie erloschen; aber es sank doch auch mit dem Volke, das mit fürchterlicher Schnelle entartete und verweichlichte, viel mehr gewiß als jene Gallier in Ober-Italien. Römer selbst haben es anerkannt, daß in den Germanen viel von der Tugend des alten Roms lebte: sie hatte sich die Welt unterworfen und die Gallier zunichte gemacht; wie hätte gegen sie das morsche Reich Stand halten können? Wie die Alten es aussprachen, Rom falle durch seine Größe, so kann man sagen, es sei eben den Tugenden unterlegen, denen es seine Größe verdanke, den Tugenden, deren Träger Andre geworden waren.

War aber so der Norden fast die ganze Zeit der Republik und die darauf folgende Kaiserzeit hindurch recht eigentlich die Zuchtruthe Roms, bestimmt, erst durch stete Furcht das Volk wachsam zu erhalten, dann das Strafgericht der Götter — die Alten nennen es so — zu vollziehen, so darf man nicht trennen, was in sich eng verbunden ist; nicht der Gallier ohne die Cimbern und Teutonen, aber auch dieser nicht ohne jene gedenken.

Es war im Jahr 113 v. Chr. als Metellus und Carbo Consuln waren, als sich in Rom die Kunde verbreitete, eine unermeßliche Schaar rücke von Norden gegen die Grenzen des Reiches an. Wahrscheinlich brachten flüchtige Haufen, die von der Alles bewältigenden Uebermacht aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden waren, die Kunde davon nach Illyrien, wo die Römer seit dem Ende des ersten punischen Krieges Fuß gefaßt hatten, noch ehe die Feinde selbst sich zeigten. Undenkbar ist es freilich, daß die nordischen Stämme damals schon die Absicht gehegt hätten, Roms Macht zu stürzen. Aber die Stadt, die Mittelpunkt des Weltreichs war, mußte nothwendig fast von Allem sich getroffen fühlen, was im Bereiche der bekannten oder auch nur halb bekannten Länder geschah: sie war berechtigt und verpflichtet, den Feind, der an der fernen Grenze stand, zu betrachten, als ob er vor den Thoren lagerte; denn bei der festgeschlossenen Einheit des Reichs konnte auch an den äußersten Enden kein Kampf begonnen werden, der nicht voraussehen ließ, daß er, mit Glück geführt, weiter und weiter um sich greifen, und über kurz oder lang das Capitol selbst berühren müßte. So begreift man es, wenn erzählt wird, daß schon damals Furcht und Besorgniß die Stadt erfüllte.

Während das Volk über die heiligen Schilde des Mars erschrak, die sich von selbst bewegten und dadurch einen gewaltigen Krieg verkündigten, während Marius, im Vollgefühle seines Werthes, das drohende Gewitter vielleicht schon mit Theilnahme betrachtete, in der Hoffnung, es würde ihm erwünschten Anlaß zur Offenbarung seiner Tüchtigkeit bieten, mag vor Allen die damals in Rom noch junge Classe der Gebildeten geforscht haben, wer die Fremdlinge seien, um durch die Künste des Friedens den Gegner kennen zu lernen, der die auf römischer Seite erworbenen Künste des Krieges auf eine ernste Probe zu stellen drohte. Damals fand die Schrift eines Schriftstellers Beachtung, der eine Seereise nach

dem Norden gemacht hatte. Der Mann heißt Pytheas von Massilia. Die Schrift von ihm ist verloren gegangen, und es finden sich aus derselben nur kurze Auszüge in andern Werken. Was Pytheas verkündete, war mit vielen Irrthümern verwebt, aber es war nur zu geeignet, den Eindruck des Schauerlichen, den die Kunde von dem Herannahen jener „schwarzen Wolke" hervorgerufen hatte, zu verstärken. „Dort (im Norden) sagte er, sei weder Land, noch Meer, noch Luft, sondern ein dichtes Gemisch von alle dem, einer Seelunge (Qualle) ähnlich. Wie ein Band umgebe dies das All, und weder zu Fuß noch zu Schiff sei da weiter zu kommen." — Und von Norden her, von den Gestaden dieses schauerlichen Reiches — so sagten sich die Römer — kommen die Feinde! —

Die Namen der Cimbern und Teutonen, die man im Beginn des Krieges als unzertrennlich betrachten kann, da kein hinlänglicher Grund vorhanden ist, auch nur ein späteres Ausrücken des einen und des andern Volkes anzunehmen, sind ohne Zweifel von Illyrien aus frühzeitig in Rom bekannt geworden, wenn sie nicht vielleicht gleich das erste Gerücht mit sich brachte. Von diesen Namen ließ sich der eine wenigstens in Pytheas Buche finden. Ein nordisches Volk — ein germanisches, setzt Plinius, dessen Naturgeschichte wir die Notiz verdanken, hinzu — die Guttonen, wohnte, ihm zufolge, in einer Bucht des Oceanus, Mentonomen mit Namen, auf einem Raume von 6000 Stadien; von dort, sagte er, sei eine Tagesfahrt die Insel Abalus entfernt. An ihr Ufer werfen die Wogen im Frühjahr Bernstein aus. Die Einwohner gebrauchen ihn als Holz zur Feuerung und verkaufen ihn an ihre nächsten Nachbarn, die Teutonen. Dadurch ward diesen ein Wohnsitz am Gestade des Oceanus — sie heißen Nachbarn einer Insel — angewiesen.

Unter den verschiedenen Vermuthungen über die Heimath der wandernden Stämme und die Veranlassungen, die sie aus ihr vertrieben, wie sie bei den Alten sich finden, ist nun eine, die wohl nicht ohne Zusammenhang mit Pytheas Angaben stehen dürfte. Mehrfach nämlich ist von ihnen die Ansicht ausgesprochen, den Anstoß zur Wanderung haben gewaltige Fluthen gegeben, von welchen die Völkerschaften gezwungen wurden, ihre Wohnsitze an der Seeküste zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen. Diese Frage ist schwer zu erledigen. Es fehlt weder bei den Alten an einzelnen Fingerzeigen, noch bei den Neuern an Muthmaßungen; indessen jene sind theils an sich unklar, theils können sie, wenn sie von der späteren Zeit handeln, nicht mit Zuversicht als Zeugnisse für die ursprünglichen Sitze betrachtet werden; diese sind zu gewagt und widersprechend, als daß sich eine feste Ueberzeugung aus ihnen gewinnen ließe. Das Wahrscheinlichste bleibt, daß man die Stämme als von der Küste der Ostsee ausgewandert zu denken hat. An die Meeresküste führt jene Erzählung von der großen Fluth, die freilich, wenn die Ostsee gemeint war, nicht den wahren Grund der Wanderung enthalten kann. An die Ostsee versetzt Pytheas seine Teutonen, denn dort allein fand sich der Bernstein in solcher Fülle, wie sein Bericht voraussetzen läßt. Ob nun mehr an den östlichen oder an den westlichen Theil der Küste, ob an Preußen oder Holstein zu denken ist, darüber schwebt, wenn man nur zwingenden Gründen folgen will, kaum ein geringeres Dunkel, als über die Veranlassung, welche mehrere Stämme auf einmal aus ihren Wohnsitzen vertrieb und den ersten deutschen Völkerbund, von welchem die Geschichte weiß, entstehen ließ.

Wie aber traten die Römer zuerst dem drohenden Feinde entgegen? Hören wir den unter Hadrian und Antonin dem Frommen lebenden Appianus. Derselbe berichtet: „Ein Theil der Teutonen machte mit zahlreicher Mannschaft einen räuberischen Einfall in das Land der Noriker. Der römische Consul Papirius Carbo besetzte daher, in der Besorgniß, sie möchten in Italien eindringen, die Alpen da, wo der Paß am engsten ist. Da Jene aber den Versuch nicht wagten, ging er selbst auf sie los, mit dem Vorwurf, sie hätten die Noriker, welche Roms Gastfreunde wären, angegriffen. Die Teutonen schickten, als Carbo heranrückte, Gesandte an ihn: sie hätten von der

Gastfreundschaft Roms mit den Norikern nichts gewußt und würden ihnen in Zukunft nicht zu nahe treten. Er belobte die Gesandten und gab ihnen Wegweiser mit; heimlich jedoch trug er den Führern auf, sie einen weiten Umweg machen zu lassen. Er selbst legte in Eile den kürzeren Weg zurück und überfiel plötzlich die Teutonen, die noch von ihren Anstrengungen ausruheten. Doch durch schweren Verlust büßte er seine Treulosigkeit. Vielleicht hätte er sein ganzes Heer verloren, wenn nicht Finsterniß und Regen und gewaltige Donnerschläge, die losbrachen, als die Schlacht in vollem Gange war, sie von einander getrennt und das Entsetzen über den Kampf der Elemente ihrem Kampf ein Ende gemacht hätte. Doch auch so flohen die Römer versprengt in die Wälder und fanden sich mit Mühe und Noth am dritten Tage zusammen.

Die erste Schlacht ward bei Noreja, unweit Aquileja, geschlagen. Als die Angegriffenen werden bald die Cimbern, bald diese und die Teutonen genannt. Bedeutsamer ist eine andere Nachricht. Strabo erzählt, es sei dort gegen die Cimbern gekämpft worden „ohne Vortheil.“ Wenn man erwägt, daß Appian die Feinde, nach dem entscheidenden Siege, anstatt gleich in Italien einzudringen, nach Gallien sich wenden läßt, könnte dieser Bericht glaubwürdiger erscheinen. Waren ihnen die römischen Waffen, wenn nicht siegreich, doch achtunggebietend entgegengetreten, so konnte dies sie bewogen haben, den Angriff auf den Mittelpunkt des römischen Reiches nicht sofort zu wagen. Dennoch ist das Ansehen der Zeugen, welche auf Appians Seite treten, zu groß; wir werden genöthigt, für jene Ablenkung des Zuges andere Gründe aufzusuchen. Wollten sie dennoch auf Rom losrücken, und war eine Kunde zu ihnen gekommen von dem Wege, auf welchem einst die gallischen Stämme und, von Galliern geleitet, Hannibal die Alpen überstieg, so daß sie deshalb sich westwärts wandten, vielleicht sogar mit der Erwartung, kundige Wegweiser zu finden? Gedachten sie die Verluste, die sie in den früheren Kämpfen mit den Bojern und den thracischen Völkerschaften erlitten hatten, durch celtische Stämme zu ersetzen, bevor sie den entscheidenden Schlag zu führen wagten? Vielleicht auch wollten sie sich zunächst neue Wohnsitze suchen, und es mochte ihnen, die unbekannt mit den Verhältnissen der römischen Weltherrschaft waren, leichter erscheinen, sie im Westen als im Süden zu finden.

Wir begegnen ihnen bei den Helvetiern; zwei der helvetischen Gaue, die Tiguriner und Tugner (Zürich und Zug?) schlossen sich dem Zuge an. Vermuthlich schien das gebirgige Land der ungeheuren Menschenmasse nicht Raum genug zur Ansiedlung zu bieten; wir erfahren, daß sie über den Rhein gingen und in Gallien eindrangen.

Das ganze Land kam in ihren Besitz und ward fürchterlich verheert; die Gallier wurden in die festen Ortschaften zurückgedrängt und geriethen in solche Noth, daß die Alten und Schwachen den Kampffähigen zur Nahrung dienten. Nur die Belger wußten den Feind von ihren Grenzen abzuwehren, wodurch sie sich hohen Ruhm erwarben. Man darf annehmen, daß die sieggewohnten Stämme ihren Sitz in Gallien aufzuschlagen gedachten und, in den Mittelpunkt des Landes eingedrungen, rings herum möglichst weit um sich zu greifen suchten. Was sie bei den Belgern nicht durchzusetzen vermochten, versuchten sie im Süden, in dem Theil Galliens, welcher römische Provinz war: sie standen zum zweiten Male an der Grenze des Reiches.

Da trat ihnen der Consul Marcius Silanus entgegen, doch vergebens; das Heer wurde niedergehauen, ihn rettete die Flucht. Dies war eine Schmach, die ihm nie vergessen ward: fünf Jahre nach seiner Niederlage wurde er in Rom von einem Volkstribunen beim Volke angeklagt: „er hätte ohne Geheiß des Volkes den Krieg gegen die Cimbern geführt, das sei der Anfang aller der Leiden gewesen, welche Rom in jenem Kriege zu erdulden gehabt habe.“ Es erfolgte jedoch die Freisprechung.

Dieser Vorwurf selbst, die Schlacht sei ohne Geheiß des römischen Volkes geliefert, macht es wahrscheinlich, daß die merkwürdige Gesandtschaft der gefürchte-

ten Stämme an den Senat erst nach dieser Niederlage anzusetzen ist. Ihr Auftrag lautete (nach einem Schriftsteller aus der Zeit Hadrians): „Das Volk des Mars möchte ihnen Land als Sold geben, übrigens sich ihrer Waffen nach Gutdünken bedienen.“ So mäßig die Forderung, als Forderung des Siegers, klingt, sagt doch derselbe Geschichtsschreiber sehr richtig: „Aber welche Ländereien hätten ihnen die Römer anzuweisen vermocht, die bald unter sich mit Ackergesetzen kämpfen sollten?“ Mitten unter den großen Begebenheiten der Zeit gewährt es ein eigenthümliches Interesse, zu hören, wie ein Teutone der Gesandtschaft sich über ein römisches Kunstwerk äußerte; er mag wohl der erste Deutsche gewesen sein, an dem die Kunst in Rom ihre Macht versuchte. Man zeigte ihm auf dem Forum das Bild eines alten Hirten mit einem Stabe und fragte ihn, wie hoch er es wohl schätze. Seine Antwort war: einen solchen Menschen möchte er selbst lebendig nicht geschenkt haben. —

So wenig auch die verneinende Antwort des Senats aus dem Gefühle der Uebermacht und der Zuversicht auf Sieg hervorgegangen sein mag, schien es doch, als ob das Glück sich wenden wollte.

Zwei Jahre nach Silanus Niederlage gelang es dem Consul Lucius Cassius, die Tiguriner zurückzudrängen: bald aber unterlag auch er und fiel in der Schlacht. Der Theil des römischen Heeres, dem es geglückt war, das Lager zu erreichen, schloß einen schimpflichen Frieden: Geißeln wurden gegeben, die Hälfte aller Habe dem Feinde ausgeliefert; wie einst in den caudinischen Engpässen sind die römischen Soldaten durch das Joch gegangen. Der Legat, welcher die Schmach angestiftet hatte, ward beim Volke verklagt und ging in die Verbannung.

Mit nicht größerem Glücke kämpfte der Legat Marcus Aurelius Scaurus gegen die Cimbern. Selbst gefangen genommen, ward er von ihnen in den Kriegsrath gerufen. Da sprach er zu den Feinden das mit der Erfahrung der letzten Jahre wenig stimmende Wort: die Römer könnten nicht besiegt werden, daher möchten die Feinde nicht die Alpen überschreiten, nicht Italien angreifen. Er starb dafür von der Hand des Königs Bojorix.

Noch bedenklicher ward die Lage Roms dadurch, daß auch der verbündete Stamm der Tectosagen mit den Feinden gemeinschaftliche Sache machte. Dem Consul Cnejus Manlius und dem Proconsul Quintus Servilius Cäpio gelang es indessen, sich ihres Hauptorts Tolosa (Toulouse) zu bemächtigen. Viel Reichthum aus alter Zeit war in der Stadt aufgesammelt; namentlich befand sich dort die Beute, welche die Gallier einst von ihrem Zuge nach Delphi heimgebracht hatten. Auf den Rath der Wahrsager war, so heißt es, von den Tolosanern dieser ganze, durch Krieg und Tempelraub zusammengebrachte Schatz in einen See versenkt und dadurch geweiht worden; nur um diesen Preis wurden sie von einer Pest befreit, die gleich nach der Rückkehr von Delphi den Stamm zu vernichten drohte. Cäpio achtete dessen nicht; er beraubte nicht allein den Tempel des celtischen Apollo, Belenus, seiner Reichthümer, sondern bemächtigte sich selbst des versenkten Schatzes. Doch an dem Raube haftete der Fluch; wer durch die Tempelplünderung nur irgend bereichert war, fand ein elendes und qualvolles Ende. Davon zeugte noch lange ein Sprichwort, das man von Menschen brauchte, die stetes Unglück durch das Leben begleitet: „er hat Gold von Tolosa.“ — Die Hauptmasse des Unglücksgeldes sandte der Proconsul nach dem befreundeten Massilia, auf dem Wege wurde die Bedeckung überfallen und getödtet, das Geld geraubt — wie man meinte, auf seine eigene Anstiftung und durch seine Helfershelfer. Rom mußte für die Unthat büßen.

Die Uneinigkeit, die mehr und mehr zwischen Manlius und Cäpio, hauptsächlich durch des Letzteren Schuld, sich entwickelte, lähmte das Heer und machte den Sieg fast unmöglich. Sie hatten unter sich die Truppen getheilt und die Rhone zur Grenze ihrer beiderseitigen Wirksamkeit gemacht. Als die Entscheidung zu nahen schien, forderte Manlius den Proconsul auf, zu ihm zu stoßen. Dieser, den trotz der Gleichheit der Macht der Vorrang verdroß, den der

Consul vor ihm, dem Proconsul, hatte, antwortete ablehnend; dennoch kam er, von dem Gedanken getrieben, der Sieg könnte ohne ihn erfochten werden. Jede gemeinschaftliche Berathung aber verweigerte er und schlug, um wo möglich den Feind allein zu bestehen, sein Lager zwischen dem des Manlius und der Cimbern auf.

Das doppelte Lager scheint die sieggewohnten Schaaren in Unruhe versetzt zu haben; sie schickten Gesandte mit Friedensvorschlägen an den Consul: Grund genug für den Proconsul, auf nichts einzugehen und sich fast an der Person der Gesandten zu vergreifen. Nachdrückliche Vorstellungen von Seiten der Soldaten brachen endlich seinen Trotz so weit, daß er in eine Zusammenkunft mit Manlius willigte: da aber brach die Feindschaft nur noch unverholener hervor; in heftigem Zorn gingen sie auseinander.

Nach solchen Vorgängen begann die Schlacht. Die Niederlage der römischen Waffen war furchtbarer Art. Zwei Söhne des Consuls fielen; achtzigtausend Römer und Bundesgenossen, vierzigtausend Knechte und Troßbuben sollen geblieben sein; nicht zehn Mann, heißt es, seien übrig gewesen, die Schreckenskunde nach Rom zu bringen. Beide Lager fielen mit reicher Beute in die Hände der Feinde.

Da erreichte in Rom die Furcht den höchsten Gipfel, mit ihr der Zorn gegen Cäpio. Seine ganze Habe wurde eingezogen und zum ersten Male während des Bestehens der Republik die Amtsentsetzung ausgesprochen. Schwerlich kann man sich das Entsetzen groß genug vorstellen; daß genügender Grund zu demselben vorhanden war, ist nicht zu verkennen. Jetzt, da die Feinde so lange in Gallien Stand gehalten hatten, mochte man doppelt lebhaft an die Möglichkeit einer zweiten Belagerung des Capitols durch Gallier denken; derselbe Weg lag offen vor ihnen, auf dem Hannibal einst Verderben über Italien brachte.

Die Furcht, die in den wiederholten Niederlagen selbst Nahrung und Rechtfertigung genug fand, konnte nur noch gesteigert werden durch die erweiterte Bekanntschaft mit Sitte und Brauch der Stämme. Bei ihnen fand sich nichts von der Habsucht der Gallier, die bei den Alten fast sprichwörtlich geworden ist. Allen Gewinn der Schlacht hatten sie der Vernichtung und dadurch vermuthlich den Göttern geweiht. Das Gold und Silber war in die Rhone gesenkt, die Panzer und Waffenstücke waren zerhauen, die Pferde ersäuft, die Menschen an Bäumen aufgeknüpft worden. Ueberhaupt durchzog ihr ganzes Treiben ein fanatischer Geist, der sie zu nur noch gefährlicheren Feinden machte. In der Schlacht jubelten sie vor Freude in dem Gedanken, daß ihnen vielleicht ein ruhmvolles Ende beschieden sei; den Tod, durch Krankheit herbeigeführt, hielten sie für schimpflich: ein Muth, der offenbar in dem Glauben an ein zukünftiges Leben und eine zukünftige Vergeltung wurzelte. Unter den Weibern, die mit ihnen zu Felde lagen, befanden sich graue Priesterinnen. Sie tödteten die Gefangenen und weissagten aus dem strömenden Blute. Welche Schonung für Gut und Leben wäre von einem solchen Feinde zu erwarten gewesen? „Nichts wußte der Sieger von Beute, nichts der Besiegte von Erbarmen."

Rom nahm seine Zuflucht zu den Göttern; dem Jupiter wurden feierliche Spiele gelobt, „wenn er die Lage der Republik zum Bessern gewandt hätte." Ob freilich menschliche Macht das Verderben abzuwenden vermocht haben würde, wenn die Feinde damals in schnellem Zuge über die Alpen in Italien eingedrungen wären, erscheint nach den Geständnissen der Alten als sehr zweifelhaft.

Marius gegen die Cimbern und Teutonen.*

Ein Glück für Rom war es, daß es unter seinen Bürgern den rechten Mann besaß, an dem allein, wie die Alten sagen, die Macht sich brach, der Völker und Heere nicht zu widerstehen vermocht hatten. Er führte sein Heer gen Norden.

Die Feinde hatten sich in zwei Theile gesondert: den Cimbern fiel es zu, durch Noricum vorzurücken, den Teutonen und Ambronen durch das Land der Ligyer am Meere entlang gegen Marius zu

* Nach Plutarch.

ziehen. Letztere zeigten sich plötzlich, unermeßlich an Zahl, grauenvoll von Ansehen, mit Lärmen und Toben wie kein anderes Volk. Ueber einen großen Theil der Ebene ausgedehnt, schlugen sie ein Lager auf und forderten den Marius zur Schlacht heraus. Der aber bekümmerte sich darum nicht, sondern hielt seine Soldaten still innerhalb des Walles, schalt alle, die ihren Muth zur Schau trugen, nachdrücklich und nannte die, welche alsbald eine Schlacht verlangten, Verräther des Vaterlandes. Denn keinen Wettkampf um Triumphe und Trophäen gelte es, sondern des Krieges schwere Wolken und Blitze zurückzuschleudern und Italien zu retten. Das sagte er im Einzelnen zu den Anführern und Obern; die Soldaten aber ließ er, einen nach dem andern, auf den Wall treten und sich umschauen; so gewöhnte er sie, den Anblick der Feinde zu ertragen, ihr Geschrei auszuhalten und ihre Rüstung und Bewegungen kennen zu lernen. Denn er meinte, die Neuheit spiegle dem Furchtsamen Vieles vor, was gar nicht vorhanden wäre, durch die Gewohnheit verliere aber auch das wirklich Entsetzliche seine Furchtbarkeit.

Den Soldaten schwand nun nicht allein durch den täglichen Anblick mehr und mehr die Bestürzung, sondern bei der Feinde Drohungen und Prahlerei durchglühete neuer Kampfesmuth ihr Herz, und man vernahm unwillige Aeußerungen, daß Marius sie zur Unthätigkeit verdamme. Was für Feigheit, hieß es, hat denn Marius an uns bemerkt, daß er uns den Weg zur Schlacht wie Weibern verschließt und uns Hüter an die Thür stellt? Wohlan, er lasse uns thun, was für freie Männer sich ziemt! —

Als Marius dies hörte, freuete es ihn. Er redete ihnen freundlich zu: er hege kein Mißtrauen gegen sie, sondern warte, einem Orakel zufolge, Zeit und Gelegenheit zum Siege ab. Auch ließ er ein syrisches Weib, Martha mit Namen, die im Rufe einer Weissagerin stand, in einer Sänfte feierlich herumtragen und brachte auf ihr Geheiß Opfer dar. Sie trug ein doppeltes Purpurgewand, das durch Spangen zusammengehalten ward, in der Hand eine Lanze mit Binden und Kränzen umwunden.

Die Feinde versuchten zwar, da Marius sich ruhig verhielt, das Lager zu stürmen; da sie aber mit vielen Geschossen vom Walle herab begrüßt wurden und eine Zahl ihrer Leute verloren, beschlossen sie, vorwärts zu ziehen, in der Meinung, sie würden unbehelligt über die Alpen gehen können. So brachen sie mit Sack und Pack auf und zogen am Lager der Römer vorüber: da erst zeigte sich recht ihre ungeheure Zahl an der Größe und langen Dauer des Zuges. Denn sechs Tage sollen sie am Lager des Marius vorbeigezogen sein in ununterbrochenem Marsche. Hart daran hingehend, fragten sie die Römer mit Lachen, ob sie etwas an ihre Weiber auszurichten hätten, denn sie würden bald bei ihnen sein. Als aber die Feinde vorbei und etwas vorgerückt waren, brach Marius ebenfalls auf und zog ihnen langsam nach. Immer machte er zwar in ihrer Nähe Halt, bediente sich aber befestigter Lager und schützte sich durch sichre Stellungen, um ungefährdet übernachten zu können.

Auf diese Art vorrückend, gelangten sie an die sogenannten Quellen des Sextius (Aix); von da aus hätten sie nur noch einen kurzen Marsch bis an die Alpen gehabt. Deshalb bereitete denn auch Marius dort eine Schlacht vor und nahm zum Lagerplatze einen Punkt, der wohl fest war, aber keinen Ueberfluß an Wasser hatte, in der Absicht, wie es heißt, auch dadurch die Soldaten anzufeuern. Wenigstens als Viele murrten und äußerten, sie würden Durst leiden, wies er mit der Hand auf einen Fluß hin, der nahe am Walle der Feinde hinströmte, und sagte, dort würden sie sich für Blut einen Trunk kaufen können. Weshalb denn, hieß es, führst du uns nicht sogleich darauf los, so lange uns noch das Blut in den Adern nicht vertrocknet ist? Und Jener antwortete ruhig: Erst müssen wir noch einmal unser Lager befestigen. Die Soldaten, obwohl unwillig, gehorchten: der Troß der Knechte aber, der weder für sich, noch für die Thiere zu trinken hatte, ging haufenweise an den Fluß; die Einen nahmen Aexte, Andre Hacken, Einige aber auch Schwerter und Lanzen neben den Wasserkrügen mit, um selbst durch Kampf zum Wasser zu gelangen. Zuerst banden

nur wenige von den Feinden mit ihnen an, denn die meisten waren beim Frühstück nach dem Bade, oder badeten noch. Dort nämlich sprudeln aus dem Boden warme Wasserquellen, und ein Theil der Feinde ward von den Römern überrascht, als er es sich dabei wohl sein ließ und laut jubelte vor Freude und Bewunderung über den herrlichen Ort. Da aber auf das Geschrei eine immer größere Menge zusammen lief, ward es Marius schwer, die Soldaten, welche für ihre Knechte fürchteten, zurückzuhalten; zugleich erhob sich der streitbarste Theil der Feinde und eilte zu den Waffen. Den Leib mit Speise überladen, dabei ausgelassenen Muthes und von starkem Weine begeistert, liefen sie dennoch nicht ordnungslos und toll herum, noch war es ein sinnloses Geschrei, das sie ausstießen; sondern indem sie die Waffen im Tact zusammen schlugen und Alle zugleich in die Höhe sprangen, riefen sie oftmals einen und denselben Namen: Ambronen, Ambronen; sei es, daß sie sich selbst zum Kampfe aufriefen, oder die Feinde im Voraus durch Kundgebung ihres Namens erschrecken wollten. Als aber die Ligyer, welche zuerst von den italienischen Völkern auf sie losgingen, ihr Geschrei hörten und verstanden, riefen sie dagegen: das sei auch ihr heimischer Name: denn die Ligyer nannten sich mit ihrem Stammnamen Ambronen. Ohn Unterlaß und wie ein Echo ertönte von beiden Seiten der Ruf, bevor sie handgemein wurden; da überdies die Feldherrn beiderseits mit einstimmten, und man wetteiferte, einander vorläufig in der Stärke des Tones zu überbieten, reizte und steigerte das Geschrei den Muth. Die Ambronen brachte der Fluß in Unordnung: denn als sie ihn überschritten hatten, gelang es ihnen nicht, sich in Schlachtordnung zu stellen, sondern indem die Ligyer sich sofort im Laufe auf den Vortrab warfen, ward die Schlacht zum Handgemenge. Als nun auch die Römer den Ligyern zu Hülfe kamen und sich von der Höhe herab auf die Feinde stürzten, wandten sie sich überwältigt um. Viele von ihnen wurden am Flusse, wo einer den andern stieß und drängte, niedergehauen und füllten ihn mit Blut und Leichen. Die, welche glücklich hinüber gekommen waren, wurden von den Römern, ohne daß sie es wagten sich umzuwenden, auf der Flucht zu dem Lager und den Wagen getödtet. Da traten ihnen die Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen, kreischend in fürchterlichem Zorne, und wehrten die Fliehenden wie die Verfolger ab, jene als Verräther, diese als Feinde. Bunt unter die Kämpfenden gemischt, rissen sie mit der bloßen Hand die Schilde der Römer herunter und griffen nach den Schwertern: Wunden und Verstümmelung ertrugen sie ruhig, ungebeugten Muthes bis in den Tod. Diese Schlacht am Flusse soll mehr durch Zufall als des Feldherrn Plan herbeigeführt worden sein.

Als die Römer, nachdem sie so viele der Ambronen niedergehauen hatten, sich zurückzogen und das Dunkel anbrach, da empfingen das Heer nicht — wie eine so glückliche That hätte sollen erwarten lassen — Siegesgesänge und Trinkgelage in den Zelten und Freude beim Mahle und, was den Männern nach glücklichem Kampfe das Willkommenste ist, sanfter Schlaf; sondern, wenn je eine Nacht, verlebten sie jene in Furcht und Unruhe. Denn ihr Lager hatte weder Wall noch Mauer, und viele Myriaden Feinde waren noch unbesiegt geblieben. Da zu diesen sich die Ambronen, so viele ihrer entkommen waren, gesellten, erscholl ihr Jammer die ganze Nacht hindurch, nicht menschlichem Weinen und Seufzen ähnlich; ein thierisches Geheul und Gebrüll vielmehr, vermischt mit Drohungen und Wehruf, durchtönte, angestimmt von einer solchen Menschenmasse, die Berge rings herum und das Flußthal. So grauenvoller Schall erfüllte das Thal, Furcht die Römer, Marius selbst Entsetzen; denn er erwartete einen ordnungslosen und stürmischen Kampf die Nacht.

Doch die Feinde griffen nicht an, weder bei Nacht, noch am folgenden Tage, sondern verbrachten die Zeit damit, daß sie sich in Ordnung stellten und rüsteten. Unterdessen — es waren nämlich oberhalb der Stellung der Barbaren scharf eingesenkte Waldschluchten und Hohlwege von Waldung beschattet — sandte Marius den Claudius Marcellus nebst drei-

tausend Schwerbewaffneten ab, mit dem Geheiß, heimlich dort zu lauern und während der Schlacht sich den Feinden im Rücken zu zeigen. Die Andern ließ er, nachdem sie ausgeschlafen und zeitig gegessen hatten, bei Tagesanbruch außerhalb des Walles in Reih und Glied treten und schickte die Reiter im Voraus in das Thal hinab. Als die Teutonen dies sahen, wollten sie nicht dulden, daß die Römer herabzögen und auf ebenem Felde mit ihnen kämpften, sondern stürzten, nachdem sie sich schnell und voll Zorn bewaffnet hatten, auf den Hügel los. Marius vertheilte Anführer auf alle Punkte hin und befahl, rüstig Stand zu halten: wären die Feinde auf Wurfweite herangekommen, sollte man die Spieße auf sie schleudern, dann die Schwerter gebrauchen und sie mit den Schilden hinunterdrängen. Da nämlich der abschüssige Boden den Feinden keinen sichern Stand gäbe, würden ihre Hiebe keinen Zug und ihre Schlachtreihe keinen Halt haben. Solche Vorschriften ertheilte er; zugleich sah man, wie er selbst der Erste war, sie auszuführen, denn an Uebung des Körpers stand er Keinem nach, an Verwegenheit übertraf er Alle um Vieles.

Als ihnen nun die Römer entgegentraten und, indem sie sich auf sie stürzten, ihr Empordringen hemmten, entwichen sie nach und nach, zurückgedrängt, in das Thal. Schon hatten sich die Ersten in der Niederung in Schlachtordnung gestellt, als hinten Geschrei und Getümmel entstand. Denn nicht war Marcellus der rechte Augenblick entgangen; sobald der Schlachtruf über die Hügel herübertönte, brach er mit den Seinigen auf, warf sich im schnellen Lauf mit Kriegsgeschrei den Feinden in den Rücken und hieb, was am Ende stand, nieder. Diese aber rissen ihre Vordermänner mit fort und brachten schnell Verwirrung in das ganze Heer. Nicht lange ließen sie so von zwei Seiten auf sich einhauen; sie lösten die Schlachtordnung und flohen. Die Römer, sie verfolgend, fingen oder erschlugen eine Unzahl von Feinden: was aber an Zelten, Wagen und Schätzen in ihre Gewalt gefallen war, beschlossen sie, solle, so weit man es nicht heimlich über Seite geschafft hatte, Marius erhalten. Doch wiewohl ihm dies glänzende Geschenk zufiel, urtheilte man dennoch wegen der Größe der Gefahr, er habe keinen Lohn, der seinen Feldherrnverdiensten entspräche, empfangen. Andere stimmten hiemit weder in Bezug auf die Schenkung der Beute, noch die Zahl der Gefangenen überein. Die Bürger von Massilia, heißt es, haben mit den Gebeinen ihre Weinberge umfriedigt, und das Erdreich sei, da die Todten darauf verwesten, und im Winter Regengüsse eintraten, so gedüngt und so bis in die Tiefe von dem eindringenden Moder durchzogen worden, daß es seiner Zeit eine erstaunliche Menge Frucht hervorbrachte und das Wort des Archilochos sich bewährte: von dergleichen würden die Aecker fett.

Nach der Schlacht wählte Marius aus den Waffen der Feinde und der Beute die Stücke aus, welche stattlich und vollständig waren und dereinst dem Triumphe ein pomphaftes Aussehn geben konnten. Die übrige Masse häufte er auf einen sehr großen Holzstoß zu einem glänzenden Opfer. Das Heer stand bewaffnet und bekränzt rings herum: er selbst, gegürtet, wie es Brauch ist, und angethan mit dem Feiergewande, ergriff die brennende Fackel und hielt sie mit beiden Händen gen Himmel empor. Eben wollte er mit ihr den Scheiterhaufen anzünden, als man von weitem einige Freunde eilig auf ihn zureiten sah. Alles stand in tiefem Schweigen und voll Erwartung. Als sie nah waren, sprangen sie vom Pferde, begrüßten Marius mit der Freudenbotschaft, er sei aufs Neue zum Consul gewählt und übergaben ihm die betreffenden Documente. Da so hohe Freude das Siegesfest verschönerte, jubelte das Heer vor Lust unter dem Getöse der Waffen, und die Anführer schmückten Marius mit neuen Lorbeerkränzen. Dann steckte er den Scheiterhaufen an und vollbrachte das Opfer.

Die Freude wurde dem Feldherrn jedoch bald durch eine Trauerkunde von seinem Mitconsul Catulus getrübt. Catulus nämlich, der den Cimbern gegenüber stand, gab es auf, die Alpengänge zu überwachen, damit ihn nicht die Nothwendigkeit, seine Heeresmacht in viele Theile zu sondern, schwächte. Sofort zog er nach Italien, stellte sich hinter der

Etsch auf, verschanzte die Uebergänge mit starken Bollwerken und schlug eine Brücke, um jenseits Hülfe bringen zu können, wenn etwa die Feinde durch die Engpässe auf die Befestigungen losstürmten. Die aber gingen in ihrer Zuversichtlichkeit und in ihrer Verachtung gegen Alles, was ihnen in den Weg trat, so weit, daß sie, mehr bedacht, ihre Kraft und Verwegenheit sehen zu lassen, als nur das zu thun, was eben nöthig war, sich nackt beschneien ließen, über Eis und tiefem Schnee auf die Höhen stiegen, sich dann auf ihre breite Schilde setzten, abstießen und so die Abhänge herunterrutschten, unbekümmert um die jähen und furchtbaren Stellen. Als sie sich in der Nähe gelagert und das Flußbett untersucht hatten, begannen sie einen Damm anzulegen. Wie Giganten rissen sie die Höhen ringsherum nieder, entwurzelten Bäume, Felsblöcke, ja ganze Erdhügel, schleppten sie zugleich in den Fluß und drängten das Wasser über die Ufer. Gegen die Pfeiler, welche die Brückenjoche stützten, warfen sie schwere Lasten in den Fluß, die, von der Strömung fortgerissen, durch ihre Stöße die Brücke erschütterten. Voll Angst verließ die Mehrzahl der Soldaten das große Lager und entwich. Da zeigte Catulus, daß er, wie es des guten und vollkommenen Feldherrn Pflicht ist, seinen eigenen guten Namen dem seiner Kameraden nachsetzte. Denn, da er die Soldaten nicht zum Bleiben bewegen konnte, sondern sah, wie sie voll Furcht ihr Bündel schnürten, befahl er, den Adler aus der Erde zu ziehen, ereilte schnell die ersten der Flüchtlinge und ging nun selbst voran. Ihn — das wollte er — sollte die Schande treffen, nicht das Vaterland; es sollte scheinen, als ob die Soldaten nicht fliehend, sondern ihrem Feldherrn folgend, den Rückzug angetreten hätten. Die Feinde bemächtigten sich der Schanze jenseits der Etsch. Hoch bewunderten sie die darin weilenden Römer und gewährten ihnen freien Abzug. Das Land, alles Schutzes blos, wurde nun von ihnen weithin verheert.

Marius begab sich nun zu Catulus, sprach ihm Muth ein und berief seine Soldaten aus Gallien. Als sie gekommen waren, ging er über den Po und suchte den Feind von Mittelitalien fern zu halten. Jene schoben unter dem Vorgeben, sie warteten auf die Teutonen, die Schlacht auf; mögen sie nun von ihrem Untergange wirklich nichts gewußt, oder nur beabsichtigt haben, sich so zu stellen, als glaubten sie nicht daran. Denn fürchterlich mißhandelten sie die, welche ihnen die Botschaft brachten; auch baten sie Marius durch Abgesandte für sich und ihre Brüder um Land und Städte, zu Wohnsitzen für sie hinreichend. Als sich nun Marius bei den Gesandten nach den „Brüdern“ erkundigte, und jene die Teutonen nannten, lachten die Andern, und Marius gab ihnen die höhnische Antwort: „Lasset eure Brüder nur aus dem Spiele; die haben ihr Land und werden es haben in alle Ewigkeit, dafür haben wir gesorgt!“ Die Gesandten, welche den Spott merkten, schmähten ihn: es würde ihnen das vergolten werden, von den Cimbern alsobald, von den Teutonen, sobald diese da sein würden. „Die sind da,“ antwortete Marius, „und es schickt sich nicht für euch, fortzugehen, bevor ihr eure Brüder begrüßt habt.“ Als er das gesagt hatte, befahl er, die Könige der Teutonen in Ketten vorzuführen: sie waren nämlich in den Alpen auf der Flucht von den Sequanern gefangen genommen worden.

Wie dies den Cimbern berichtet war, rückten sie sofort mit frischer Kraft gegen Marius an, der ruhig das Lager hütete. Bojorix, der König der Cimbern, ritt mit wenigen Begleitern an das Lager heran und forderte Marius auf, er möchte Tag und Ort bestimmen, wann und wo er sich stellen und mit ihm um den Platz kämpfen wolle. Marius erwiederte: niemals hätten die Römer ihre Feinde, wo es eine Schlacht galt, zu Rathe gezogen, indessen wolle er den Cimbern auch das zu Gefallen thun. So bestimmten sie zum Schlachttage, von jenem Tage ab gerechnet, den dritten, zum Wahlplatz die Ebene von Vercellä, welche den Römern recht war, weil sie dort die Reiterei gebrauchen, jenen, weil sie ihre ganze Masse entfalten konnten. Den bestimmten Termin innehaltend, stellten sie sich gegen einander auf: Catulus befehligte 20,000, Marius 32,000 Mann.

Auf Seiten der Cimbern rückte das Fußvolk langsam aus den Schanzen heraus, im Quadrat aufgestellt. Die Reiter aber, 15,000 an der Zahl, sprengten stattlich hervor, Helme auf dem Haupte, wie seltsame Thierköpfe mit fürchterlich gähnendem Rachen geformt; die Federbüsche, die darüber emporragten, ließen ihre Gestalten noch höher erscheinen; eherne Panzer schmückten sie, und hell leuchteten die weißen Schilde. Als Wurfgeschoß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze; im Handgemenge brauchten sie lange und gewichtige Schwerter. Indessen stürzten sie sich nicht gleich vorn auf die Römer, sondern zogen sich rechts abbiegend seitwärts, indem sie jene allmählig zwischen sich und dem Fußvolk, das sich auf der linken Seite aufgestellt hatte, in die Mitte zu bekommen suchten. Wohl merkten die römischen Feldherrn die List, doch gelang es ihnen nicht, die Soldaten zurückzuhalten; da Einer rief, die Feinde flöhen, brach Alles auf, sie zu verfolgen. In demselben Augenblicke rückte das Fußvolk der Feinde an, wie ein wogendes, brausendes Meer. Da wusch Marius seine Hände, hob sie empor zum Himmel und gelobte den Göttern eine Hekatombe. Als nun der Angriff vor sich ging, betraf Marius ein verdrießliches Mißgeschick. Da sich nämlich, wie natürlich, ein unermeßlicher Staub erhob, und die Heere nicht zu sehen waren, verfehlte er, als er zuerst mit seiner Heeresmacht eilig zur Verfolgung aufbrach, die Feinde, und irrte, einmal bei ihrem Zuge vorbeigestürmt, längere Zeit in der Ebene umher. Catulus aber traf durch glücklichen Zufall auf den Feind; er und seine Soldaten, bei denen Sulla stand, entschieden hauptsächlich den Sieg. Mitstreiter der Römer aber waren die Hitze und die Sonne, welche den Cimbern in die Augen schien. Eisenfest, wo es galt, Frost zu ertragen, und aufgewachsen, wie gesagt, in tiefschattigen und kalten Gegenden, erlagen sie der Hitze. Ihr Athem ward kurz, der Schweiß strömte ihnen vom Leibe, zum Schutz hielten sie sich die Schilde vor das Gesicht. Auch der Staub trug dazu bei, den Muth der römischen Soldaten zu erhöhen, indem er die Feinde unsichtbar machte. Denn so bemerkten sie nicht schon von weitem ihre große Zahl, sondern da jeder schnell auf seinen Gegenmann losging, wurden sie handgemein, ohne vorher durch den Anblick in Schrecken gesetzt zu sein. So kraftvoll und abgehärtet waren sie aber, daß kein Römer schwitzend oder keuchend gesehen wurde, obwohl die Schlacht bei erstickender Hitze und stetem Laufe geliefert ward. Der größte und streitbarste Theil der Feinde ward auf dem Schlachtfelde niedergehauen: hatten sich doch die Vordermänner, damit ihre Reihen nicht gesprengt würden, mit langen, an ihren Gürteln befestigten Ketten einer an den andern gebunden! Als die Römer aber den Fliehenden bis an den Wall nachdrängten, stand ihnen ein hochtragischer Anblick bevor. Die Weiber, in schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend, tödteten die Fliehenden; diese ihren Mann, jene ihren Bruder, jene den Vater: ihre Kinder erwürgten sie mit der Hand und warfen sie unter die Räder und die Hufen der Thiere, dann ermordeten sie sich selbst. Eine, heißt es, hatte sich an die Spitze einer Deichsel gehängt und ihre Kinder mit Stricken an ihre Füße gebunden. Die Männer legten sich Taue um den Hals und banden sich, da es an Bäumen fehlte, an den Hörnern oder Beinen der Stiere fest, stachelten sie dann und starben, da die Thiere wild aufsprangen, geschleift und zerstampft. Dennoch, obwohl der Tod so bei ihnen hauste, wurden über 60,000 gefangen genommen; die Zahl der Gefallenen ward als doppelt so groß angegeben.

Das Gepäck der Feinde plünderten Marius Soldaten; die Waffen, Feldzeichen und Trompeten, sagt man, seien in Catulus Lager gebracht worden, und er habe dies immer als Hauptbeweis dafür angebracht, daß er es war, der den Sieg entschied. Da jedoch auch unter den Soldaten, wie natürlich, Streit darüber entstand, wurden Gesandte von Panormus (Palermo), die gerade zugegen waren, zu Schiedsrichtern genommen. Catulus Soldaten führten sie zwischen den Leichen der Feinde herum und zeigten ihnen, wie sie von ihren Speeren durchbohrt waren. Erkennen konnte man diese an den Buchstaben, indem Catulus seinen Namen in

die Schäfte hatte einschneiden lassen. Dennoch kam der Erfolg im Ganzen auf Marius Rechnung, sowohl jenes frühern Sieges, als seines höhern Ranges wegen. Vorzüglich aber rief ihn die große Masse des Volks als dritten Gründer Roms aus, da er eine Gefahr abgeschlagen hätte, nicht geringer als jene, in die Rom einst von den Galliern gestürzt war. Jeder ließ es sich im Hause mit Weib und Kindern wohl sein; der erste Bissen und der erste Trunk beim Mahle ward den Göttern und Marius geweiht.

Noch in späterer Zeit feierte Juvenal den Feldherrn durch folgende Verse:

„Ein arpinischer Mann hat oft im Volscergebirge
Lohn sich geholt, wenn am Pflug' er sich matt für Andre geackert;
Auf dem Kopfe der Armen zerbrach manch knotiger Rebstock,
Wenn er danach am Walle geschanzt mit säumiger Hacke:
Doch er ist's, der der Cimbern Gewalt und die nahe Vernichtung
Aufhält, der allein die bebende Roma beschützet.
Als zu der Wahlstatt nun und der Cimbern Leichen die Raben
Zogen, die nimmer zuvor so riesige Leiber benagten,
Da ziert minderer Ruhm den edelgebornen Collegen."

Sulla.*

Die weiteren Schicksale des Marius sind auf das innigste mit denen seines Nebenbuhlers Sulla verknüpft. Lucius Cornelius Sulla stammte aus einem alten patricischen Geschlechte. Er war ein Mann von seltenen Gaben, aber zwiespältigen Characters. Unter Marius kämpfte er mit Auszeichnung. Der Unordnung machte er mit furchtbarer Gewalt ein Ende, die Ordnung aber, die er an deren Stelle setzte, war der überall durchgreifende Wille eines Alleinherrschers.

Sulla stützte sich auf die Vornehmen, Marius auf die ärmeren Klassen. Beide eigneten sich durch ihre Eigenschaften zu Führern der verschiedenen Parteien. Marius, tollkühn, roh und gewaltsam, war ganz der Mann des großen Haufens, während der schlaue, gewandte, um die Wahl der Mittel nie verlegene Sulla der übertünchten Verdorbenheit der Vornehmen zusagte. Große Feldherrn waren beide; zu dem Verderben Roms aber haben auch beide durch Gesetzübertretungen und Gewaltthätigkeiten der schlimmsten Art viel beigetragen.

Seinen Kriegsruhm begründete Sulla besonders in dem Bundesgenossenkrieg, in welchem die italischen Völker sich römisches Bürgerrecht erkämpfen wollten. Von beiden Seiten wurde mit furchtbarer Wuth gestritten. Rom machte die äußersten Anstrengungen; es flossen Ströme von Blut, ganze Landstriche wurden verödet und viele blühende Städte in Trümmer gelegt. Während selbst Marius in dem Kriege selbst wenig ausrichtete, gewann Sulla durch rasches Handeln eine Reihe glänzender Siege. Endlich, nachdem Tausende von Gefangenen ohne Gnade niedergehauen worden waren, gaben die Völkerschaften, die sich empört hatten, nach; es kam ein Friede zu Stande, in welchem ihnen die Römer die meisten verlangten Rechte gewährten.

Sulla gegen Marius und gegen Mithridates.

Um diese Zeit hatte sich der König Mithridates von Pontus (der Landschaft am schwarzen Meere) gegen die Römer erhoben. Er war ein entschlossener Mann und geschworener Feind der Römer. Bald hatte er ganz Kleinasien erobert, und mit Hülfe seines Verbündeten, des Königs von Armenien, ein Heer von 300,000 Mann und eine Flotte von 400 Schiffen zusammengebracht. Seinen Feldherrn Archelaus sandte er mit dieser Macht nach Griechenland und rief alle Bewohner des Festlandes und der Inseln zur Freiheit auf. Athen trat zuerst und darnach fast ganz Griechenland auf die Seite des erbitterten Römerfeindes. So stand Mithridates an der Spitze eines furchtbaren Völkerbundes und bedrohte als ein zweiter Hannibal Italien selbst mit Krieg.

Bei solcher Gefahr ergriff der römische Senat die umfassendsten Maßregeln:

* Nach Biernatzki, Spieß, Steger, Maurer u. A.

er stellte ein wohlgerüstetes Heer auf und übertrug dem bisher immer siegreichen Sulla den Oberbefehl gegen Mithridates.

Das ertrug Marius nicht. Er erregte mit Hülfe der Volkspartei einen Aufstand in Rom, die vornehmsten Gegner wurden erschlagen, und das Volk übertrug dem Marius den Oberbefehl.

Sulla floh nach Unteritalien, wo die ihm angewiesenen Legionen standen und rückte mit diesen auf Rom los. So begann der erste Bürgerkrieg (88—81 v. Chr.).

Mit sechs Legionen kam Sulla vor Rom an und drohte die Stadt einzuäschern, wenn man ihm ernstlichen Widerstand leiste. Vergeblich rief daher Marius die Bürger und Sclaven zur Gegenwehr auf — er wurde sammt seinem Anhang in die Flucht geschlagen. Sulla zog in die zitternde Stadt ein, gebrauchte aber seinen Sieg mit großer Mäßigung. Er gestattete seinen Soldaten keine Plünderung und begnügte sich damit, die zügellose Volkspartei zu unterdrücken und über die Häupter derselben, namentlich über Marius, die Acht auszusprechen. Marius entfloh nach der kleinen italienischen Stadt Minturnä. Hier ergriff ihn die Obrigkeit und warf ihn ins Gefängniß. Ein wilder cimbrischer Sclave wurde ausgesucht, um ihn zu tödten. Als der aber mit seinem Schwerte ins Gefängniß trat, rief ihm der alte Marius mit donnernder Stimme zu: Wer bist du, o Mensch, daß du nicht zitterst, gegen Cajus Marius deine Hand zu erheben? — Der Sclave ließ erschreckt das Schwert fallen, und selbst die Vorsteher von Minturnä überkam eine heilige Furcht, so daß sie den Gefangenen fliehen ließen. Marius erreichte ein Schiff und landete auf der Küste Afrika's bei den Trümmern Carthago's. Der Prätor der Provinz, der von der Ankunft des Marius Kunde empfangen hatte, ließ ihm durch einen Boten den Befehl zugehen, augenblicklich sich wieder einzuschiffen. Marius schwieg zu den Worten des Boten, und als dieser ihn endlich fragte, welche Antwort er dem Prätor bringen solle, sagte der siebenzigjährige Flüchtling: Geh und sage ihm, du habest den geächteten Marius auf den Ruinen Carthago's sitzen sehen! — Bald jedoch verließ Marius, auf Rache gegen Sulla sinnend, das ungastliche Land, verbrachte den Winter über auf nahen Inseln.

Sulla, dem jetzt die Herrschaft nicht mehr bestritten wurde, zog nun gegen Mithridates zu Felde. In Griechenland kam es zur Entscheidung. Des Mithridates Heere wurden in zwei blutigen Schlachten geschlagen, und der König mußte sich zu einem Frieden bequemen, nach dessen Bedingungen er alle Eroberungen abtrat, die Flotte auslieferte und in sein Königreich Pontos zurückging.

Schreckensherrschaft unter Marius.

In Rom hatte in der Zwischenzeit ein gänzlicher Umschwung der Verhältnisse stattgefunden. Kaum war Sulla mit seinen Kriegern nach Griechenland gegangen, so erhoben die Anhänger der verbannten Marianer wieder ihr Haupt und verlangten die Zurückberufung des alten Führers. Der Bewegung schloß sich der mit dreihundert Talenten (724,000 Gulden) bestochene Consul Cinna an. Hierüber kam es zu blutigen Kämpfen. Die Anhänger Sulla's unterlagen. Marius, davon benachrichtigt, sammelte 6000 Etrusker um sich und rückte gegen Rom, das sich ihm ergeben mußte.

Jetzt zeigte sich der siebenzigjährige Marius unersättlich, Rache zu üben. Sein Hauptgegner, der Consul Octavius, begab sich auf das Janiculum und erwartete hier, in seiner Amtskleidung und umgeben von den consularischen Beilen und Ruthenbündeln, den Tod. Ihn tödtete Censorinus, und Marius empfing des Feindes bluttriefendes Haupt über Tische. Fünf Tage ward gemordet. Wessen Gruß von Marius nicht erwiedert ward, der fiel sogleich unter den Schwertern seiner Leibwache, die er sich aus Sclaven gebildet hatte. Endlich gelang es dem edlen Sertorius, dem Morden Einhalt zu thun. In Uebereinstimmung mit Cinna ließ er die Leibwache des Marius unter dem Vorwande, daß der Sold ausgezahlt werden solle, auf dem Markte zusammentreten. Dort wurde sie auf ein gegebenes Zeichen umzingelt und niedergehauen. Marius starb

schon am siebenzehnten Tage seines siebenten Consulats, gepeinigt von den Furien des Gewissens, das er vergebens durch unmäßigen Genuß des Weines zu betäuben suchte.

Schreckensherrschaft unter Sulla.

Als Sulla vernahm, was in Rom geschehen war, segelte er mit seinem Heere von 40,000 Mann nach Italien. Cinna, der ihm ein Heer hatte entgegenführen wollen, war von seinen Soldaten erschlagen worden. Siegreich drang Sulla gegen Rom vor, wo ihm heftiger Widerstand entgegengesetzt wurde. Es gelang ihm jedoch, den Feind niederzuschlagen, und so zog er triumphirend in Rom ein, um nun die unerhörteste Rache auszuüben. Während er den Senat versammelt hatte und an ihn eine Rede hielt, ließ er in der anstoßenden Rennbahn 8000 gefangene Samniter, die sich ihm gegen das Versprechen, ihnen Schonung zu gewähren, ergeben hatten, niedermetzeln. Das grauenhafte Geschrei der Unglücklichen schreckte die Senatoren von ihren Sitzen auf. Kaltblütig gebot Sulla ihnen, sich ruhig zu verhalten und ihn weiter anzuhören, da es sich draußen nur darum handle, einigen schlechten Gesellen den verdienten Lohn zukommen zu lassen. Durch einen öffentlichen Anschlag bezeichnete er hierauf die Namen von vierzig Senatoren und eintausend und sechshundert Rittern, die er geächtet und zum Tode verurtheilt hatte. Den Mördern und Angebern der Geächteten wurden je zwei Talente für den Kopf zugesagt. Nicht allein die Söhne, sondern sogar auch die Enkel der Geächteten wurden für unfähig erklärt, Ehrenstellen im Staate zu übernehmen. In einer folgenden Proscription sagte der Unmensch: Ich verdamme diejenigen, deren ich mich gerade erinnere; die mir jetzt entgangen sind, werde ich ein andermal verurtheilen. — Selbst den Todten gewährte er nicht Schonung; des alten Marius Gebeine wurden ausgegraben und in den Tiber geworfen. Als Platorius, ein völlig schuldloser Mann, es mit ansah, wie ein Andrer langsam hingemordet wurde, fiel er in Ohnmacht. Dafür ward er niedergehauen. Niemand wagte mehr bei dem Anschauen der Greuel einen Laut von sich zu geben. Im Ganzen sollen gegen 150,000 Römer, darunter 1600 Ritter, 200 Senatoren und 15 Consulare (gewesene Consuln), 31 Prätoren und Aedilen, hingeschlachtet worden sein. Des Catulus Wort, er möge doch Einige am Leben lassen, damit noch Menschen übrig wären, über die er herrschen könne, nahm der Blutmensch als einen Scherz auf. Von Metellus gebeten, dem Morden doch endlich ein Ziel zu setzen und bestimmt zu sagen, wer noch sterben solle, damit diejenigen, die er schonen wolle, von der Todesangst befreit würden, entgegnete er kalt: Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt.

Auch in vielen andern Städten des Landes wurde in gleicher Weise verfahren, dreiundzwanzig Städte wurden an eben so viele Legionen vertheilt. Als nun das ganze Italien blutend und stumm zu den Füßen des Blutmenschen lag, ließ er sich auf unbestimmte Zeit zum Dictator wählen und nahm den Beinamen des Glücklichen an. Aber schon nach zwei Jahren, in denen er seinen Anhängern in dem zweiten Kriege gegen Mithridates und gegen die Marianer Gelegenheit gegeben hatte, sich Güter und Kriegsruhm zu erwerben, war er der Herrschaft überdrüssig; sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, und eine giftige Krankheit, die durch sein ausschweifendes Leben hervorgerufene Elephantiasis, durchwühlte sein Gebein. Er legte zum Erstaunen Aller die Herrschaft freiwillig nieder und zog sich auf sein herrliches Landgut bei Neapel zurück. Hier nahm seine Krankheit zu, sein ganzer Körper war zuletzt mit Beulen bedeckt, die abwechselnd aufbrachen und aus denen Millionen von Ungeziefer hervorkamen, von denen er bei lebendigem Leibe verzehrt ward. So starb er qualvoll, acht Jahre nach Marius (78 v. Chr.). Sein Leichnam ward auf einer vergoldeten Bahre nach Rom gebracht und dort auf dem Marsfelde mit königlichen Ehren verbrannt.

Bis zum Triumvirat.*

Pompejus.

Unter den Männern, die weder unbedingte Anhänger noch offene Gegner Sulla's waren, zog keiner mehr die Augen der Menge auf sich, als der junge, bei Sulla's Tode achtundzwanzigjährige Gnaeus Pompejus.

Gesund an Leib und Seele, ein tüchtiger Turner, der noch als Oberoffizier mit seinen Soldaten um die Wette sprang, lief und hob, ein kräftiger und gewandter Reiter und Fechter, ein kecker Freischaarenführer, war der Jüngling in einem Alter, das ihn von jedem Amt und vom Senat ausschloß, Imperator und Triumphator geworden und hatte in der öffentlichen Meinung den ersten Platz nächst Sulla, ja von dem läßlichen, halb anerkennenden, halb ironischen Regenten selbst den Beinamen des Großen sich erworben.

Zum Unglück entsprach seine geistige Begabung diesen unerhörten Erfolgen schlechterdings nicht. Er war kein böser und kein unfähiger, aber ein durchaus gewöhnlicher Mensch, durch die Natur geschaffen, ein tüchtiger Wachtmeister, durch die Umstände berufen, Feldherr und Staatsmann zu sein. Seine Bildung ist die Dutzendbildung seiner Zeit; obwohl durch und durch Soldat, versäumte er es dennoch nicht, als er nach Rhodos kam, die dortigen Redekünstler pflichtmäßig zu bewundern und zu beschenken. Seine Rechtschaffenheit war die des reichen Mannes, der mit seinem beträchtlichen ererbten und erworbenen Vermögen verständig Haus hält; er verschmähte es nicht, in der üblichen senatorischen Weise Geld zu machen, aber er war zu kalt und zu reich, um deswegen sich in besondere Gefahren zu begeben und hervorragende Schande sich aufzuladen. Die unter seinen Zeitgenossen in Schwange gehende Lasterhaftigkeit hat mehr als seine eigene Tugend ihm den Ruhm der Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit verschafft. Sein „ehrliches Gesicht" ward fast sprichwörtlich; in der That war er ein guter Nachbar, welcher die empörende Sitte der Großen jener Zeit, ihre Gebietsgrenzen durch Zwangskäufe oder noch Schlimmeres auf Kosten der kleinern Nachbarn auszudehnen, nicht mitmachte, auch zeigte er im Familienleben Anhänglichkeit an Frau und Kinder. Es gereicht ihm ferner zur Ehre, daß er zuerst von der barbarischen Sitte abging, die gefangenen feindlichen Könige und Feldherrn nach ihrer Aufführung im Triumph hinrichten zu lassen. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn sein Herr und Meister Sulla befahl, sich von der geliebten Frau zu scheiden, weil sie einem verfehmten Geschlecht angehörte, und auf desselben Gebieters Wink Männer, die ihm in schwerer Zeit hülfreich beigestanden hatten, mit großer Seelenruhe vor seinen Augen hinrichten zu lassen. Er war nicht grausam, wie man ihm vorwarf, aber, was vielleicht schlimmer ist, kalt und im Guten wie im Bösen ohne Leidenschaft. Im Schlachtgetümmel sah er dem Feinde das Weiße im Auge; im bürgerlichen Leben war er ein schüchterner Mann, dem bei der geringsten Veranlassung das Blut in die Wangen stieg, und der nicht ohne Verlegenheit öffentlich sprach, überhaupt eckig, steif und ungelenk im Verkehr war. Unklar über seine Ziele, ungewandt in der Wahl seiner Mittel, im Kleinen wie im Großen kurzsichtig und rathlos, pflegte er seine Unschlüssigkeit und Unsicherheit unter feierlichem Schweigen zu verbergen. Auf der so bedenklich rasch und leicht erklommenen Ruhmeshöhe ward er vom Schwindel ergriffen, und gleich als wolle er sich selber verhöhnen, fing er an sich mit Alexander dem Großen zu vergleichen und sich für einen einzigen Mann zu

* Nach Th. Mommsen, Römische Geschichte, Geisler, Geschichte der alten und mittleren Zeit, und mit einigen Zusätzen aus F. Fiedler, Geschichte der Römer.

halten, dem es nicht gezieme, blos einer von den fünfhundert römischen Rathsherrn zu sein. Eine klare und ansehnliche Stellung hätte es für ihn gegeben, wofern er damit sich begnügen ließ, der Feldherr des Raths zu sein, zu dem er von Haus aus bestimmt war. Es genügte ihm nicht, und so gerieth er in die verhängnißvolle Lage, etwas Anderes sein zu wollen, als er sein konnte.

Crassus.

Wie Pompejus, dem er im Alter um wenige Jahre voraus war, gehörte auch Marcus Crassus zu dem Kreise der hohen römischen Aristokratie, hatte die gewöhnliche standesmäßige Bildung erhalten und gleich Pompejus unter Sulla im italischen Kriege mit Auszeichnung gefochten.

An geistiger Begabung, literarischer Bildung und kriegerischem Talent weit zurückstehend hinter vielen seines Gleichen, überflügelte er sie durch seine grenzenlose Rührigkeit und durch die Beharrlichkeit, mit der er rang, Alles zu besitzen und Alles zu bedeuten.

Vor allen Dingen warf er sich auf die Speculation. Güterkäufe während der bürgerlichen Unruhen begründeten sein Vermögen; aber er verschmähete keinen Erwerbszweig: er betrieb das Baugeschäft in der Hauptstadt eben so großartig wie vorsichtig; er ging mit seinen Freigelassenen bei den mannigfaltigsten Unternehmungen in Compagnie; er machte in und außer Rom, selbst oder durch seine Leute, den Banquier; er schoß seinen Collegen im Senat Geld vor und unternahm es, für ihre Rechnung Arbeiten auszuführen oder Richtercollegien zu bestechen. Wählerisch im Profitmachen war er nicht. Schon bei den sullanischen Aechtungen war ihm eine Fälschung in den Listen nachgewiesen worden, weshalb Sulla von da an in Staatsgeschäften sich seiner nicht weiter bedient hatte; die Erbschaft nahm er darum nicht weniger, weil die Testamentskunde, in der sein Name stand, notorisch gefälscht war; er hatte nichts dagegen, wenn seine Meier die kleinen Anlieger ihres Herrn von ihren Ländereien gewaltsam oder heimlich verdrängten. Uebrigens vermied er offene Collisionen mit der Criminaljustiz und lebte als echter Geldmann selbst bürgerlich und einfach.

Auf diesem Wege ward Crassus binnen wenig Jahren der Herr eines Vermögens, das nicht lange vor seinem Tode nach Bestreitung ungeheurer außerordentlicher Ausgaben sich noch auf 170 Mill. Sesterzen (12 Mill. Thaler) belief: er war der reichste Römer geworden und damit zugleich eine politische Größe.

In der That war Crassus Blick auf ein höheres Ziel gerichtet, als auf den Besitz der gefülltesten Geldkiste in Rom. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, seine Verbindungen auszudehnen. Jeden Bürger der Hauptstadt wußte er beim Namen zu grüßen. Keinem Bittenden versagte er seinen Beistand vor Gericht. Zwar die Natur hatte nicht viel für ihn als Sprecher gethan: seine Rede war trocken, der Vortrag eintönig, er hörte schwer; aber sein zäher Sinn, den keine Langeweile abschreckte, wie kein Genuß abzog, überwand die Hindernisse. Nie erschien er unvorbereitet, und so ward er ein allezeit gesuchter Anwalt, dem es keinen Eintrag that, daß ihm nicht leicht eine Sache zu schlecht war, und daß er nicht blos durch sein Wort, sondern auch durch seine Verbindungen und vorkommenden Falls durch sein Gold auf die Richter einzuwirken verstand.

Der halbe Rath war ihm verschuldet; seine Gewohnheit, den Freunden Geld ohne Zinsen auf beliebige Rückforderung vorzuschießen, machte eine Menge einflußreicher Männer von ihm abhängig.

Daß ein solcher Mann nicht nach niederen Zielen streben konnte, leuchtet ein. Seit Rom stand, war daselbst das Capital eine politische Macht; die Zeit war von der Art, daß dem Golde wie dem Eisen Alles zugänglich schien. Augenblicklich war er Anhänger des Senats; allein er war viel zu sehr Finanzmann, um einer bestimmten politischen Partei sich zu eigen zu geben und etwas Anderes zu verfolgen als seinen persönlichen Vortheil. Warum sollte dieser Speculant im größten Maßstabe nicht auch speculiren auf die Krone? Aber es zeichnet den Character der Zeit, daß ein solcher Mann den ersten lebenden Feld-

herrn und Staatsmännern sich ebenbürtig achten und mit ihnen um den höchsten Preis ringen durfte.

Caesar.*

In der Volkspartei zog unter dem jungen Nachwuchs der vierundzwanzigjährige Cajus Julius Caesar die Blicke von Freund und Feind auf sich. Seine Verschwägerung mit dem durch Sulla vertriebenen Marius, die muthige Weigerung des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings, nach dem Befehle Sulla's seiner jungen Gemahlin Cornelia den Scheidebrief zuzusenden, wie es doch im gleichen Falle Pompejus gethan, sein keckes Beharren auf dem ihm von Marius zugetheilten, von Sulla aber wieder aberkannten Priesteramte, seine Irrfahrten während der ihm drohenden und mühsam durch Fürbitte seiner Verwandten abgewandten Aechtung, seine Tapferkeit in verschiedenen Gefechten, die dem zärtlich erzogenen und fast weibisch stutzerhaften Knaben Niemand zugetraut hatte, selbst die Warnungen Sulla's vor dem „Knaben im Unterrocke", in dem mehr als ein Marius stecke — alles dies waren eben so viele Empfehlungen in den Augen der Volkspartei.

Indeß an Caesar konnten doch nur Hoffnungen für die Zukunft sich knüpfen. Die Männer, die Fähigkeit und Beruf gehabt hätten, die Führerschaft der Volkspartei zu übernehmen, waren todt. So kam die Führung in Ermangelung wahrhaft Berufener an

Lepidus.

Marcus Aemilius Lepidus hatte als Statthalter von Sicilien die Provinz so arg geplündert, daß ihm eine Anklage drohte; um dieser zu entgehen, warf er sich in die Opposition. Er war ein hitziger Redner auf dem Markt, aber ein unbedeutender und unbesonnener Kopf, der weder im Rathe, noch im Felde verdiente an der Spitze zu stehen. Seine Anhänger setzten seine Wahl zum Consul durch.

* Nach A. Geisler, Geschichte der alten und mittleren Zeit.

Sertorius.

Früher jedoch noch, als die Opposition in Rom hervorzutreten wagte, regte sie sich in Spanien und die Seele derselben war Quintus Sertorius. Dieser vorzügliche Mann war von Haus aus zart und selbst weich organisirt — die fast schwärmerische Liebe für seine Mutter Raia zeigt es — und zugleich von der ritterlichsten Tapferkeit, wie seine aus den Kriegen heimgebrachten ehrenvollen Narben bewiesen. Seine spanischen Soldaten nannten ihn den neuen Hanibal, und nicht blos deswegen, daß er gleich diesem im Kriege ein Auge eingebüßt hatte. Er erinnerte in der That an den großen Punier durch seine eben so verschlagene als muthige Kriegsführung.

Dieser Sertorius, dem es gelungen war, sich durch die Flucht vor Sulla zu retten, bekämpfte jetzt in Spanien die Gewaltherrschaft Roms.

Die politische Erbschaft Sulla's hatte Pompejus angetreten. Er ließ sich als Proconsul von Spanien ernennen und begab sich mit einem Heere dahin, um Sertorius zu bekämpfen. Er wurde aber geschlagen, und Sertorius bildete darauf einen eigenen Senat von 300 Mitgliedern, den er für den eigentlich römischen Senat erklärte, während, wie er sagte, der Senat in Rom nur aus Sulla's Creaturen bestehe. Nun setzte der Consul Metellus einen Preis von hundert Silbertalenten und zwanzigtausend Hufen Landes auf Sertorius' Kopf. Da ward dem Sertorius von dem Könige Mithridates, der seinen dritten Krieg gegen Rom anhob, Bundesgenossenschaft angeboten. Der edle Mann erklärte, nur in dem Falle eine Hülfe von Mithridates annehmen zu wollen, daß der römische Staat nicht durch irgend welchen Verlust an Land in Kleinasien geschädigt würde, denn, sagte er dem königlichen Boten, Rom muß eher durch meine Siege wachsen, als ich durch Roms Schaden groß werden. Der auf des Sertorius Kopf gestellte Preis verleitete endlich einen Menschen, Verrath an dem Feldherrn zu üben. Es war Peperna, von dem Sertorius zu einem Gastmahle eingeladen wurde. Die Verschworenen stell-

Des Spartacus Tod.

Google

ten sich bald betrunken und begannen [illegible] Unterhaltungen zu führen [illegible]

Feind, er selbst stürzte sich auf Crassus los. Diesen erreichte er nicht, er hieb [illegible]

Des Spartacus Tod.

Digitized by Google

ten sich bald betrunken und begannen eine unsaubre Unterhaltung zu führen. Mißgestimmt darüber, kehrte Sertorius ihnen den Rücken. Da fielen Jene über ihn her und erdolchten ihn. Nun stellte sich der Mörder an die Spitze des gegen Rom kämpfenden Heeres. Pompejus aber trieb ihn in die Enge und er mußte sich ergeben. Um sich zu retten, überlieferte er dem Sieger sämmtliche Briefschaften des Sertorius, Pompejus verbrannte sie aber ungelesen, um Niemand unglücklich zu machen. Peperna wurde hingerichtet, und Spanien mit leichter Mühe unterworfen.

Der Fechter- und Sclavenkrieg.

Der Thracier Spartacus war zur Strafe für seine Desertion und Straßenräuberei in die Fechterschule des Lentulus zu Capua geschickt worden, um künftig einmal als Gladiator in Rom aufzutreten. Die blutigen Fechterspiele gehörten zur Zeit zu den Lieblingsergötzungen des Volkes. Spartacus entfloh mit siebenzig und einigen Fechtern, und es schaarten sich um ihn alle Fechter und Sclaven, die mit ihrem Loose unzufrieden waren. Sie vernichteten kleine Heeresabtheilungen, die ihnen nachgerückt waren und rüsteten sich mit den Waffen derselben. Bald war das von Spartacus geführte Heer der Gladiatoren und Sclaven 70,000 Mann stark.

Pompejus war zur Zeit in Spanien. Da stellte, der Senat den reichen Crassus an die Spitze eines Heeres, das bestimmt war, den neuen Feind, der in Unteritalien furchtbar wüthete, zu vernichten. Crassus drängte die Sclaven immer enger zusammen und schloß sie endlich in Bruttium durch einen fünfzehn Fuß tiefen und eben so breiten Graben von fünfzehn Stunden Länge ein. Spartacus brach jedoch in einer stürmischen Nacht mit einem Theile seines Heeres durch. Bei Silarus kam es (71 v. Chr.) zur Entscheidungsschlacht. Spartacus stach sein Schlachtroß mit den Worten nieder: Siege ich, dann werde ich viele schöne Pferde von den Feinden erbeuten; falle ich, so brauche ich keins mehr! — Mit verzweifeltem Muthe führte er die Seinen gegen den Feind, er selbst stürzte sich auf Crassus los. Diesen erreichte er nicht, er hieb aber dicht vor ihm zwei Hauptleute desselben nieder. Auf beiden Seiten ward mit gleichem Muthe gekämpft, lange blieb der Sieg zweifelhaft. Endlich empfing Spartacus eine tödtliche Verwundung, und mit seinem Falle löste sich die Ordnung des Sclavenheeres auf; 60,000 wurden getödtet, 6000 gefangen genommen und an der Landstraße von Capua und Rom an's Kreuz geschlagen. Nur fünftausend Feinde entkamen nach Oberitalien; dort aber stießen sie — in der Nähe der Alpen — auf den aus Spanien zurückkehrenden Pompejus, der sie insgesammt niedermetzelte und in Folge dessen an den Senat schrieb, Crassus habe zwar das Gesindel in einer Schlacht überwunden, er aber habe erst dem Sclavenkriege die Wurzel ausgerissen.

Lucullus. Cato. Cicero. Verres. Catulus.

Spanien war zur Ruhe gebracht, der Gladiatoren- und Sclavenkrieg siegreich beendet, der innere Frieden Roms war aber damit noch nicht begründet. Die Tribunen strebten danach, ihre von Sulla verkürzte Macht wieder zu erweitern. Sie gewannen an Pompejus, der im Jahre 70 zum Consul erwählt ward, eine Stütze, und er setzte es auch durch, daß durch ein Gesetz (lex Pompeja tribunicia) die Amtsgewalt der Tribunen, wie dieselbe früher gewesen war, wieder hergestellt ward. Auch ward und zwar ebenfalls auf des Pompejus Betrieb der Census, der seit sechzehn Jahren geruht hatte, wieder hergestellt, der Senat von unwürdigen Mitgliedern befreit. Durch die Censoren wurden 450,000 Bürger geschätzt. Auch Pompejus verschmähete es nicht, vor den Censoren zu erscheinen. Nach seinen Dienstjahren befragt, antwortete er: Ich habe sie alle in Armeen gedient, die ich selbst befehligt habe.

Der reiche Crassus, ebenfalls zum Consul erwählt, strebte auf anderem Wege nach Erreichung der Volksgunst. Er speiste einmal das Volk an zehntausend Tafeln und gab ihm Getreide auf drei Monate.

Andre bedeutende Männer lebten zu derselben Zeit in Rom. Neben Julius Cäsar, von dem schon oben die Rede war, und von dem weiter unten Mehreres zu sagen sein wird, ist zu nennen der sich durch seine Bildung und durch sein Feldherrntalent auszeichnende Licinius Lucullus, der aber durch seine sinnlichen Ausschweifungen und durch seine verschwenderische Lebensweise die Sittenlosigkeit Roms außerordentlich beförderte.

Ein in hohem Grade achtungswerther Character war M. Porcius Cato. Schon als vierzehnjähriger Knabe hatte er einen glühenden Enthusiasmus für Recht und Tugend gezeigt. Als unter der Bluthand Sulla's Rom zitterte, und Niemand auch nur zu klagen wagte, fragte der junge Cato seinen Hofmeister: Warum bringt denn Niemand den Wüthrich um? Auf die ihm ertheilte Antwort, die Furcht vor ihm sei größer noch als der Haß, rief er glühenden Blickes: Warum hast du mir denn kein Schwert gegeben, daß ich ihn tödten und mein Vaterland retten kann? — Cato war ein Mann, der nicht mit den Reichen um Reichthum, nicht mit den Parteisüchtigen um Anhang, sondern mit den Tapfern um Muth, mit den Bescheidenen um Sittsamkeit, mit den Unsträflichen um unbestechliche Tugend rang, ein Mann, der lieber rechtschaffen sein als scheinen wollte, der aber, je weniger Ruhm er suchte, desto mehr ihn erhielt.

Weniger stark und fest in seinen politischen Grundsätzen, aber eben so weise und tugendhaft, ein Freund der alten Republik, der Freiheit und des Rechts, ein Held in der Beredtsamkeit und ein Begründer der philosophischen Wissenschaften war Marcus Tullius Cicero, geb. 106 v. Chr. zu Arpinum, von geringer ritterlicher Familie. Allein durch seinen persönlichen Werth und durch seine herrlichen Geistesgaben gelangte er stufenweise zu den höchsten Staatswürden Roms. Seine Schwächen, Eitelkeit, Ruhmredigkeit, Wankelmuth und Unentschlossenheit verzeihen wir ihm um seiner Tugenden willen.

Ihm befreundet war sein an Jahren älterer, aber mit ihm nicht zu vergleichender Nebenbuhler auf der Rednerbühne Quintus Hortensius, ein reicher und dem Wohlleben ergebener Mann, der im Jahre 69 das Consulat verwaltete. Angesteckt von der Verdorbenheit seines Zeitalters, verkaufte er seine Ueberzeugungen, dessen sich Cicero nie schuldig machte.

Beide Redner können nicht genannt werden, ohne daß wir des berüchtigten Kunsträubers Cajus Verres gedenken, der als Proprätor binnen drei Jahren, von 73 bis 71 v. Chr. das blühende Eiland Sicilien auf die unverschämteste Weise ausplünderte, Kunstwerke aus Tempeln und Privatsammlungen ohne Scheu wegführte und überhaupt allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprach. Vergebens klagte ihn Cicero im Jahre 70 mit der ganzen Kraft seiner Beredtsamkeit an: Hortensius vertheidigte ihn mit Glück, und die Richter sprachen ihn frei, weil viele aus ihrer Mitte selbst mit ähnlicher Schuld belastet waren.

Eine angesehene, durch Siege berühmte und mit Ehrennamen von eroberten Ländern geschmückte Adelsfamilie waren die Meteller.

Durch allgemein anerkannte Rechtschaffenheit zeichnete sich unter dem damaligen Adel, dessen Sittenlosigkeit und Entartung bei der Verschwörung Catilina's recht grell hervortrat, Quintus Luctatius Catulus aus, der das Wohl des Staats stets im Auge hielt, hochgeachtet im Senate, dessen Vorsitzer er war (Princeps Senatus), ein tapferer Verfechter aristokratischer Würde, Feldherr, Redner, Geschichtsschreiber, von Marius proscribirt. Einen gleichen Ruhm hatte sein Sohn, Cicero's Freund.

Krieg gegen die Seeräuber.

Die Seeräuberei hatte in dem östlichen Becken des Mittelmeeres außerordentlich zugenommen. Isauriens buchtenreiche Felsenküste gewährte den Räubern, deren Zahl bis auf viele Zehntausende gewachsen war, sichre Zufluchtsstätten. Da sie bereits das ganze Mittelmeer beherrschten, ward es für Rom fortgesetzt schwieriger, das nöthige Getreide aus Aegypten zu erhalten. Die Verwegenheit der Seeräuber ging bereits so weit, daß sie an den Küsten Italiens landeten und

Schätze und Menschen hinwegführten. Auf einer Fahrt nach Rhodus war Julius Cäsar in ihre Gewalt gefallen. Sie forderten für seine Freilassung zwanzig Talente. Wie, sagte er, für einen Mann wie ich fordert ihr so wenig? Ihr sollt fünfzig haben! — Er sandte nun einige Diener nach Rom, um das Geld herbeizutreiben. Inzwischen blieb er als Gefangener bei den Räubern. Er las ihnen gelegentlich seine Gedichte vor, und als sie dieselben nicht bewundern wollten, bedrohte er sie scherzweise, sie später gefangen zu nehmen und kreuzigen zu lassen. Kaum frei geworden, sammelte er eine kleine Flotte, verfolgte das Schiff, auf dem er gefangen gewesen war, ward sein Herr und ließ die Seeräuber, wie er gesagt, kreuzigen. Dies war im Jahre 80 v. Chr. geschehen. Jetzt, im Jahre 67, als es für die Römer nicht mehr zweifelhaft war, daß sie, falls die Seeräuber nicht vertilgt würden, zuletzt einer Hungersnoth unterliegen müßten, ward die ganze Staatskraft gegen sie aufgeboten und Pompejus vom Senate als Oberbefehlshaber der gegen sie auszusendenden Flotte ernannt. Pompejus rüstete 500 Schiffe und 125,000 Mann, nahm 24 Senatoren als Feldherrn an, theilte das Meer in dreizehn Bezirke und ließ jeden einzeln durchsuchen. Erst wurde das westliche Meer gesäubert, dann brachte Pompejus den Seeräubern bei Coracesium eine entscheidende Niederlage bei, zerstörte ihre Bergfesten an der cilicischen Küste und verpflanzte 2000 Gefangene in verödete Städte Ciliciens und des Peloponnes, wo eine Bewachung derselben stattfinden konnte. Zehntausend Räuber waren in den Kämpfen gefallen. Binnen sechzig Tagen war das Werk vollbracht, und der Markt zu Rom begann sich wieder mit Getreide zu füllen.

Der dritte mithridatische Krieg.

Zum Dank für die so unerwartet schnelle Beendigung des Seeräuberkrieges ward dem Sieger der Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates übertragen.

Diesen — den sogenannten dritten mithridatischen — Krieg hatte bisher Lucullus mit eben so viel Glück als Menschlichkeit geführt. Nachdem Mithridates in mehreren Schlachten geschlagen worden war, floh er zu seinem Schwiegersohne Tigranes von Armenien. Dieser, der sich „König der Könige“ nannte, erklärte nun den Römern den Krieg und sammelte am Taurus ein Heer von 150,000 schwerbewaffneten Fußgängern, 55,000 Reitern, 20,000 Schützen und Schleuderern und 35,000 Werkleuten. Als der armenische König vernahm, das Heer des Lucullus, der eben die Hauptstadt des Landes Tigranokerta belagerte, sei nur 20,000 Mann stark, sagte er, seines Sieges gewiß: Wenn sie als Gesandte kommen, so sind sie ihrer zu viel; kommen sie aber als Soldaten, so sind ihrer zu wenig! — Lucullus ließ 9000 Mann vor der Hauptstadt und ging dem stolzen Feinde mit 11,000 Mann entgegen. Es war am 6. October des Jahres 69 v. Chr., an dem die an Zahl so überaus ungleichen Heere schlachtbereit gegen einander vorrückten. Ein Unterfeldherr des Lucullus trat zu ihm und warnte ihn vor diesem schwarzen oder Unglückstage; an ihm sei im cimbrischen Kriege Cäpio mit seinem ganzen Heere umgekommen. Lucullus entgegnete: So will ich diesen Tag den Römern zu einem glücklichen Tage machen! — Durch Schnelligkeit des Angriffs, durch bewundrungswürdige Leitung des Ganzen und der einzelnen Theile und namentlich dadurch, daß er im entscheidenden Augenblicke mit seiner Reiterei den geharnischten feindlichen Reitern in die Flanke fiel, gewann er die Schlacht, von der lange Zeit gesagt war: eine solche wie diese sahe die Sonne noch nie! — Unter den in Verwirrung fliehenden Feinden richteten die Römer ein entsetzliches Blutbad an. Als die Hauptstadt darauf mit allen ihren Schätzen in seine Gewalt gefallen war und er den König Mithridates in einer neuen Schlacht geschlagen hatte, nöthigte ihn der widerspenstige Geist seiner Soldaten zum Rückzuge. Sie waren von Publius Clodius aufgehetzt worden, der ihnen erzählt hatte, wie sehr — im Gegensatze zu Lucullus — es sich Pompejus angelegen sein lasse, für Bereicherung seiner Soldaten zu sorgen. Auch in Rom hatte er sich durch ein in den eroberten Ländern eingeführ-

tes Gesetz bei vielen Geldmännern verhaßt gemacht. Die Blutsauger hatten die von Sulla den asiatischen Städten auferlegten 20,000 Talente durch Zins auf Zins zu der ungeheuren Summe von 125,000 Talenten hinaufgeschraubt und die unvermögenden Schuldner mit grausamen Martern und Kerkerstrafen gequält. Lucullus setzte die Summe auf 40,000 Talente herab und verbot, über zwölf Procent Zinsen zu nehmen und die rückständigen Zinsen zum Capital zu schlagen. Da erschollen die Klagen der wucherischen Zollpächter in Rom; mannigfache Verleumdungen wurden gegen Lucullus ausgestreut, und den Anhängern des Pompejus fiel es daher leicht, ihrer Sonne die Beendigung des mithridatischen Krieges aufzutragen. Nachdem Lucullus in Galatien den Oberbefehl an Pompejus abgetreten hatte, wobei es zu heftigen Erörterungen gekommen war, ging er nach Rom und machte sich durch seinen Luxus, seine trefflich besetzte Tafel, an der die geistreichsten Männer Theil nahmen, durch seine Bibliothek, die auch von Cicero fleißig benutzt ward, durch seine Gärten, Bäder, Fischteiche mit Meerwasser und seltenen Fischen, seine Bildsäulen, Villen und Prachtgebäude berühmt.

Pompejus eilte dem wieder zu Kräften gekommenen Mithridates nach und schlug ihn in einer nächtlichen Schlacht am Euphrat. Tigranes erschien im Lager, trat in das Zelt des Feldherrn und warf sich nach orientalischer Weise vor diesem zur Erde, ihm das Diadem, das er vom Haupte genommen hatte, anbietend. Pompejus wies es zurück und sagte, er solle, da er sich der Großmuth der Römer unterworfen habe, sein Königreich behalten. Er mußte sich jedoch verpflichten, eine Kriegssteuer von 6000 Talenten zu zahlen.

Indeß Mithridates, der nach der taurischen Halbinsel entflohen war, ein neues Heer sammelte, unterwarf Pompejus die kaukasischen Völkerschaften und nahm darauf Syrien und Phönicien für Rom in Besitz. Kleinasien gab er dem Dejotarus, König von Galation, auch in Cappadocien setzte der allgewaltige Sieger Könige ein und machte sie zu Vasallen der Römer.

In Damaskus erhielt er die Einladung, nach Judäa zu kommen, um den Zwist der beiden Brüder Hyrkanus und Aristobulus, Söhne des Alexander Jannäus, zu entscheiden. Aristobulus hatte seinen älteren Bruder Hyrkanus verdrängt, der damals mit arabischen Hülfstruppen Jerusalem belagerte. Pompejus erklärte sich für Hyrkanus und rückte (63 v. Chr.) vor Jerusalem. Da ihm der Einzug verweigert ward, ließ er den Aristobulus, der zu ihm ins Lager kam, gefangen setzen und begann schon die Belagerung, als ihm des Hyrkanus Partei die Thore öffnete. Die Anhänger des Aristobulus aber besetzten den Tempel, der auf einem Felsen erbaut und von hohen Mauern eingeschlossen einer Citadelle glich, und vertheidigten sich aufs Hartnäckigste. Im dritten Monat der Belagerung wurde der Tempelberg mit Sturm erobert, wobei über 12,000 Juden ihr Leben verloren. Neugierde trieb den Pompejus bis in das Allerheiligste des Tempels, das nach mosaischem Gesetz nur der Hohepriester der Juden betreten sollte; doch ließ er die goldenen Gefäße und den Tempelschatz von 2000 Talenten unberührt und befahl die Reinigung des Tempels, der durch das Blut so vieler Erschlagenen entweiht sei. Er ernannte darauf den Hyrkanus zum Hohenpriester und Fürsten, legte den Juden Tribut auf und sandte den Aristobulus mit seinen Söhnen als Gefangene nach Rom, von wo aus sie jedoch später entflohen und in ihr Vaterland zurückkehrten.

Während das geschah, hatte sich mit Mithridates Wichtiges begeben. Seine Absicht war es gewesen, von der Nordküste des schwarzen Meeres aus zu Lande nach Italien zu ziehen und somit den Krieg dorthin zu tragen. Aber weder die Städte waren zu neuen Abgaben, noch seine Krieger zum Weiterzuge geneigt, ja Letztere empörten sich und riefen des Mithridates Sohn Pharnaces, der dem Vater nach dem Leben trachtete, zum Könige aus. Da gab sich der unglückliche König selbst den Tod. Pharnaces sandte den einbalsamirten Leichnam seines Vaters an Pompejus, und es drängten sich die Krieger herzu, um die Züge und Narben des heldenmüthigen Mannes zu sehen, der ununterbrochen vierzig Jahre

Verschwörung des Catilina

…wörung des Catilina.

Digitized by Google

lang Krieg gegen Rom geführt hatte. Pompejus ließ die königliche Leiche mit allen Ehren zur Gruft bringen, Pharnaces empfing für seinen Verrath das Königreich Bosporus. Nachdem er 16,000 Talente an seine Soldaten ausgetheilt hatte, kehrte Pompejus, mehr als 25 Millionen Thaler nach unserem Gelde mit sich führend, nach Rom zurück. Die Einkünfte des Staates hatte er durch Einsetzung von Tributen in den eroberten Ländern fast um das Doppelte erhöht. In Rom ward vielfach geglaubt, er komme, um die Gewalt an sich zu reißen. Aber er triumphirte nur zum dritten Male und entließ dann das Heer. Die Menge der Schätze, Kostbarkeiten und Seltenheiten, welche er bei seinem Triumphe aufführte, war so groß, daß zwei Tage dazu nicht hinreichten, sie alle dem Volke zu zeigen.

Catilina's Verschwörung.*

L. Sergius Catilina, von patricischer Familie, war gegen das Jahr 108 v. Chr. geboren. Ausgestattet mit ungemeinen Kräften des Geistes und Körpers, hatte er von seinem Vater nur einen angesehnen Namen ererbt, nicht ein Vermögen, das den übermäßigen Bedürfnissen einer genußsüchtigen Zeit hätte genügen können. Von dem Strudel der allgemeinen Sittenlosigkeit ergriffen, stürzte er sich in früher Jugend in alle möglichen Genüsse und Ausschweifungen, die, ohne seinen riesenstarken Körper zu untergraben, sein sittliches Gefühl abstumpften und, verbunden mit seiner Anlage zur Herrschsucht, ihn zu einer Kette von schauderhaften Verbrechen führten, durch welche sein Name als der eines Scheusals in der Geschichte gezeichnet steht.

Eine öffentliche Rolle spielte Catilina zuerst zur Zeit der Sullanischen Schreckensherrschaft, in der er, mit der Blutschuld des Brudermordes befleckt, aus Furcht vor gerichtlicher Strafe es durchsetzte, daß der Erschlagene, als wäre er noch am Leben, auf die Liste der Geächteten gesetzt wurde. Eifriger Anhänger des Sulla, kühlte er seine Mordlust, indem er, an die Spitze einer Bande gallischer Krieger gestellt, eine Menge römischer Ritter, darunter seinen Schwager Cäcilius, erschlug. Trotz der schweren Flecken, die auf seinem Character lasteten, gelang es ihm doch bei seiner Meisterschaft in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung und bei einer seltenen Gabe, Leute an sich zu ketten, im Jahre 68 zur Prätur zu gelangen. Das Jahr darauf verwaltete er als Proprätor die Provinz Afrika. Mit einer Anklage wegen Erpressungen in Afrika bedroht, sah er seine Hoffnung, das Consulat zu erlangen, zunächst vereitelt und im Falle einer Verurtheilung für immer verschlossen.

Da faßte er den Entschluß, den Weg der Gewalt zu betreten und am 1. Januar die Consuln und noch mehrere der angesehensten Senatoren während des feierlichen Opfers auf dem Capitol zu ermorden und die consularische Gewalt an sich zu reißen. Allein da der Plan ruchbar geworden, wurde die Ausführung auf die Senatssitzung am 5. Februar verschoben, wo das Mordgemetzel dafür aber auch ein allgemeineres werden sollte. Auch diesmal scheiterte der verruchte Anschlag, indem Catilina vor der Curie den Verschworenen zu früh das Zeichen gegeben hatte, als noch nicht eine hinlängliche Zahl von Bewaffneten erschienen war.

Noch in demselben Jahre wurde Catilina wegen seiner grausamen Bedrückungen der Provinz Afrika in Anklagestand versetzt und entging nur mit Noth einer Verurtheilung. Der Zwischenfall dieses Processes hatte ihn verhindert, seine schon für das Jahr 65 beabsichtigte Bewerbung um das Consulat zu erneuern. Im Anfange des Juni 64 berief er die Verwegensten zu einer geheimen Zusammenkunft; er versprach Vernichtung der Schuldbücher, Aechtung der Begüterten, Aemter und priesterliche Würden, Raub und Plünderung, kurz Alles, was ein Krieg und die Willkür einer angemaßten Gewalt im Gefolge hat. Um die Gewalt bewerbe sich Cajus Antonius, sein vertrauter Freund; mit ihm, den er zum Amtsgenossen zu erhalten hoffe, werde er zur Ausführung des Werkes schreiten. An Theilnehmern fehlte es dem gewaltthätigen Manne nicht. Ehrsüchtige

* Nach Karl Helm, Einleitung zu den Reden Cicero's gegen Catilina und W. Pütz.

Staatsmänner, wie Caesar, Crassus, Antonius, viele Ritter und Senatoren, begünstigen im Stillen den Plan des Verwegenen; verdorbene, verarmte Schwelger, junge Herrn von Adel, dazu Gladiatoren, Banditen, schlechtes Gesindel aller Art, woran damals Rom Ueberfluß hatte, schaarten sich, wie eine Leibwache, um ihn.

Außer Catilina und Cajus Antonius waren für das Jahr 63 noch fünf Bewerber um das Consulat aufgetreten, von denen der bedeutendste M. Tullius Cicero war. Dieser hatte nur schwache Hoffnung eines Sieges. Denn wie großen Ruhm er sich auch als Redner und Sachwalter erworben hatte, wie sehr er von der Liebe des Volks getragen wurde, um dessen Gunst er bisher mit allem Eifer geworben hatte, wie hoch auch sein Character trotz mancher Schwächen aus dem sittlichen Schlamme seiner Zeit emporragte, so stand doch gegen ihn die mächtige Partei der Nobilität, die ihn nicht blos als einen Emporkömmling (homo novus) verachtete, sondern auch die Besorgniß hegte, daß er auch ferner im demokratischen Interesse wirken und den ehrgeizigen Absichten des Pompejus dienen werde. Inzwischen war durch die Geschwätzigkeit eines der Verschworenen, des wegen seines lasterhaften Lebens aus dem Senate gestoßenen Q. Curius, der seiner Geliebten Fulvia ihre Entwürfe ausgeplaudert hatte, die erste Kunde von der Verschwörung in Rom ruchbar geworden. Diese Nachricht zumeist vereinigte die Stimmen auf Cicero, da die drohende Gefahr den Stolz der ihm nicht zugethanen Aristokraten gebrochen hatte; mit ihm wurde Antonius gewählt.

Durch die vereitelte Hoffnung auf das Consulat noch mehr gereizt, verfolgte Catilina seine Entwürfe mit immer größerer Leidenschaftlichkeit. Rastlos warb er, seinen Anhang zu verstärken, sammelte an verschiedenen Plätzen in und außerhalb Roms Waffenvorräthe, ließ Gelder, die er durch seinen und seiner Freunde Credit aufgebracht hatte, nach Fäsulä in Etrurien an den gewesenen Centurio des Sulla, C. Manlius, schaffen, der bereits einen Haufen von verworfenen Menschen zusammengebracht hatte, und der auch später zuerst die Fahne der Empörung offen aufpflanzte. In Rom herrschte die größte Bestürzung, zumal als man vernahm, daß von der Rotte des Catilina zwei Mordversuche auf Cicero gemacht worden waren. Diesem war es gelungen, seinen Collegen Antonius dadurch von den Verschworenen abzuziehen, daß er ihm die einträgliche Provinz Macedonien überließ, die bei der Verloosung ihm zugefallen war. Cicero legte im Senate die gefährliche Lage des Staates dar, worauf der Senat mit der Formel: „Die Consuln mögen Sorge tragen, daß der Staat keinen Schaden nehme" ihm unumschränkte Vollmacht ertheilte. Nun konnte Cicero nach eigenem Ermessen handeln.

Da Catilina sich überall in der Stadt durch die scharfe Wachsamkeit des Consuls umgarnt sah, so war der Entschluß gereift, sich selbst an die Spitze des Heeres in Etrurien zu stellen und den Kampf zur raschen Entscheidung zu führen, ehe die Rüstungen der Republik vollendet wären; nur sollte vor seinem Abgange von Rom noch ein Hauptschlag, die Ermordung des Consuls, ausgeführt werden. So berief er die vornehmsten seiner Genossen zur Nachtzeit zusammen, kündigte seinen Abgang zum Heere an, vertheilte unter den Bleibenden die Rollen des Mordes und der beschlossenen Brandstiftungen in der Stadt und forderte endlich zum baldigen Morde des Cicero auf, worauf sich ein Senator und ein Ritter erboten, mit Anbruch des Tages den Consul in seinem eigenen Hause niederzustoßen.

Noch in der Nacht von den Beschlüssen der Verschworenen in Kenntniß gesetzt, sicherte sich Cicero vor einem Ueberfall und berief am 8. November eine Senatsversammlung in den Tempel des Jupiter Stator, welchen er mit bewaffneten römischen Rittern umstellt hatte. Mit frecher Stirn erschien auch Catilina in dieser Versammlung und nahm seinen Platz ein. Die ihm zunächst sitzenden Senatoren entfernten sich und ließen ihn allein auf der Bank. Er schwieg zu dieser Beschimpfung, vergebens aber war sein Bemühen, seinen Ingrimm zu verbergen. Nun erhob sich Cicero und hielt, empört über die Frechheit des Verräthers, seine

berühmte erste Catilinarische Rede, in der er dem trotzenden Feinde zeigte, daß er von allen seinen Schritten und Wegen die genaueste Kunde habe und ihm den gemessenen Rath ertheilte, der unausbleiblichen Strafe der Gerechtigkeit durch freiwillige Entfernung zuvorzukommen. Catilina wollte sich in Schmähungen ergehen, als der ganze Senat ihn mit einem Schrei der Entrüstung unterbrach, ihn Feind und Hochverräther nannte, worauf er, seine Zurückkunft mit Heeresmacht drohend ankündigend, aus der Versammlung stürzte. Darauf begab er sich in das Lager des Manlius.

Der verabredete Plan der Verschworenen ging dahin, daß, wenn Catilina mit dem Heere in das fäsulanische Gebiet gerückt sei, die Stadt zugleich an zwölf Punkten in Brand gesteckt werden sollte; Cethegus sollte die Hausthür des Cicero besetzen und mit bewaffneter Hand ihn überfallen, eben so andere Führer und andere Vornehme; die Haussöhne aber, von denen ein großer Theil adligen Familien angehörte, sollten ihre Eltern umbringen und dann, während durch Mord und Brand die Bestürzung eine allgemeine geworden, ein bewaffneter Durchbruch zum Heere Catilina's versucht werden.

Cicero hatte von Allem Kunde erhalten; aber bei dem großen Anhang, den die Verschworenen in allen Ständen und selbst in den ersten Familien zählten, wagte er es nicht eher einzuschreiten, als bis er die sichersten Beweise von einem delictum manifestum in den Händen hatte. Diese verschaffte ihm die Unbesonnenheit der Verschworenen selbst. Es befanden sich nämlich zur Zeit Abgeordnete der Allobrogen aus der transalpinischen Provinz Gallien in Rom, um von dem Senat Abhülfe gegen den Druck der Beamten und die Habsucht der Wucherer zu erhalten. Diesen ließ Lentulus Abhülfe aller ihrer Beschwerden zusichern, wenn sie das Unternehmen des Catilina unterstützen wollten. Cicero erfuhr die Sache und beauftragte die Gesandten, die lebhafteste Theilnahme für die Verschwörung zu heucheln und vor ihrem nahe bevorstehenden Abgange aus der Stadt sich Schreiben von den Häuptern der Verschwörung zur Beglaubigung in ihrer Heimath zu verschaffen. Arglos gingen Lentulus, Cethegus, Statilius und Gabinius in die Falle. Cicero ertheilte den Prätoren L. Flaccus und C. Pomptinus den Auftrag, die Gesandten mit ihrem Gefolge und ihren Briefschaften aufzuheben. Die kriegskundigen Männer führten ihren Auftrag glücklich auf der mulvischen Brücke aus. Hierauf berief der Consul den Senat in den Tempel der Concordia, wo die Ergriffenen durch die Aussage der Allobrogen und die klaren Beweise ihrer Handschrift und Siegel bald überführt wurden.

Bei der Verhandlung über die Strafe sprachen sich die zunächst befragten Senatoren für die Todesstrafe aus. Caesar, damals ernannter Prätor, verwarf in einer auf Einschüchterung der Versammlung wohl berechneten Rede den Antrag auf Hinrichtung und stimmte für ewige Haft in den Municipalstädten. Dagegen sprach Cicero für das strengere Votum. Doch erst der jüngere M. Porcius Cato, damals ernannter Volkstribun, wußte durch die hinreißende Kraft seiner Rede, in welcher er die, welche zur Milde riethen, einer Theilnahme an der Verschwörung verdächtigte, und die allen Gutgesinnten drohenden Gefahren mit lebhaften Farben schilderte, die Mehrheit der Senatoren für das Todesurtheil zu bestimmen. (Daß Caesar und Crassus geheime Anhänger des Catilina waren, wußte Cicero, doch unternahm er aus politischen Rücksichten nichts gegen diese Männer.) Der Urtheilsspruch des Senats wurde ohne Berufung an das Volk noch vor Eintritt der Nacht vollzogen, und Cicero deutete bei seiner Zurückkunft den auf dem Forum Versammelten das Geschehene mit dem Worte Vixerunt, sie haben gelebt! an, worauf die Leute ruhig nach Hause gingen, viele bestürzt über die unerwartete Bestrafung der Schuldigen und froh, daß sie selbst unentdeckt geblieben waren. Catilina selbst und seine Schaaren wurden in der Schlacht bei Pistoria zu Anfang des Jahres 62 vernichtet, nachdem sie mit dem Muthe der Verzweiflung gekämpft hatten, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre.

Des Cicero erste Rede wider Catilina.

Wie weit, Catilina, wirst du es am Ende noch treiben im Mißbrauch unserer Geduld? Wie lange noch wird jenes dein rasendes Beginnen uns verhöhnen? Wo wird die zügellose Frechheit, die so trotzig sich brüstet, ihr Ziel finden? Vermochten nicht die nächtliche Besatzung des Palatium, nicht die Wachen in der Stadt, nicht die Bestürzung des Volkes, nicht der Zusammentritt aller Gutgesinnten, nicht dieser wohlbesetzte Ort der Senatsversammlung, nicht die Blicke und Mienen dieser Männer dich zu erschüttern? Merkst du nicht, daß deine Plane entdeckt sind? Siehst du nicht, wie deine Verschwörung durch die Mitwissenschaft Aller, die hier sind, bereits umgarnt und gehemmt ist? Wem von uns, meinst du, daß es unbekannt sei, was du in der letzten, in der vorletzten Nacht getrieben, wo du gewesen, welche Leute du um dich versammelt, welche Entwürfe du gemacht? O Zeiten! o Sitten! Der Senat weiß es, der Consul sieht es, und doch lebt dieser Mensch noch! Er lebt? Ja, er erscheint sogar im Senate, er nimmt Theil an der öffentlichen Berathung, er bestimmt und bezeichnet mit seinen Blicken Jeden unter uns für den Mord. Wir aber, wir tapfern Männer, meinen genug für den Staat zu thun, wenn wir uns gegen die Wuth und die Mordwaffen dieses Menschen decken! Schon längst hättest du, Catilina, durch den Befehl des Consuls zum Tode geführt werden sollen; auf dein Haupt hätte jenes Verderben, worüber du gegen uns Alle schon lange brütest, sich entladen sollen. Konnte doch der hochachtbare Mann, Publius Scipio, der Oberpriester, als Privatmann dem Tiberius Gracchus, weil dieser eine minder bedeutende Erschütterung des Bestandes der Republik bewirken wollte, tödten, und Wir, die Consuln, sollten es dulden, daß Catilina die ganze Welt mit Mord und Brand zu verwüsten trachtet? Denn ich übergehe jene veraltete Geschichte, wo Quintus Servilius Ahala den Spurius Mälius, welcher eine Staatsumwälzung beabsichtigte, mit eigener Hand erschlug. Es war, ja, es war einmal in diesem Staate so viel männliche Kraft, daß die wackeren Männer mit härterer Ahndung den verderblichen Bürger als den gehaßtesten Feind niederhielten. Wir haben einen Senatsbeschluß gegen dich, Catilina! er ist nachdrücklich und streng, es fehlt dem Staate nicht an klugen Maßregeln, nicht an den Beschlüssen dieses Standes: an Uns, ich sage es offen, an uns Consuln fehlt es.

Es beschloß einst der Senat, der Consul Lucius Opinius sollte Bedacht nehmen, daß der Staat nicht zu Schaden komme. Keine Nacht war dazwischen, so war schon Cajus Gracchus, weil er einigermaßen der Erregung von Aufständen verdächtig war, getödtet, er, der Sprößling eines hochberühmten Vaters, Großvaters und Ahnherrn, erschlagen wurde nebst seinen Kindern, Marcus Fulvius, ein gewesener Consul. Durch einen ähnlichen Senatsbeschluß wurde den Consuln Marius und Lucius Valerius das Wohl des Staats in die Hände gelegt. Hat auch nur einen Tag von da an gegen den Volkstribun Lucius Saturninus und den Prätor Cajus Servilius der Tod und die Staatsstrafe gesäumt? Wir aber lassen schon seit zwanzig Tagen die Schärfe des Beschlusses dieser Senatoren sich abstumpfen. Denn wir haben einen solchen Senatsbeschluß doch in den Protokollen niedergelegt, wie ein in der Scheide steckendes Schwert, einen Senatsbeschluß, zufolge dessen du, Catilina, augenblicklich hättest getödtet werden sollen. Du lebst noch: und lebst nicht, um deine Frechheit abzulegen, sondern um dich noch in derselben zu bestärken. Ich wünsche, versammelte Väter, milde zu handeln; ich wünsche, bei so drohenden Gefahren des Staats nicht leichtsinnig zu erscheinen; aber nun muß ich mich selbst einer tadelnswerthen Ungerechtigkeit beschuldigen. Ein Lager ist in Italien gegen den Staat in den etrurischen Pässen errichtet; es wächst mit jedem Tag die Zahl der Feinde, wir sehen innerhalb unserer Mauern, sogar im Senate täglich irgend einen verderblichen Plan gegen das Innere des Staates anspinnen. Wenn ich dich, Catilina, auf der Stelle ergreifen, wenn ich dich tödten lasse, werde ich nicht etwa eher zu befürchten haben, es möchten alle Gutgesinnten sagen, es sei dies

zu spät durch mich geschehen, als daß irgend Jemand sagen würde, ich habe zu grausam gehandelt? Doch wiewohl dies schon längst hätte geschehen sollen, so kann ich mich doch aus einem gewissen Grunde noch nicht entschließen, es zu thun. Dann erst werde ich dich tödten, wenn Niemand mehr sich finden wird, der so ruchlos und schlecht wäre, nicht zu erkennen, daß es mit Recht geschehen sei. So lange es aber noch irgend Jemand giebt, der dich in Schutz zu nehmen wagt, so lange sollst du leben, und zwar leben, so wie du jetzt lebest, umlagert von meinen vielen starken Wachen, so daß du dich gegen den Senat nicht rühren kannst. Es werden dich, ohne daß du es wahrnimmst, Viele, wie bisher, mit Augen und Ohren belauern und hüten.

Denn was kannst du, Catilina, noch weiter hoffen, wenn weder die Nacht mit ihrem Dunkel die verbrecherischen Unternehmungen deiner Verschwörung zu verhüllen, noch ein Privathaus in seinen Wänden die Worte derselben zu verheimlichen vermag? wenn Alles heraus und an's Tageslicht kommt? Gieb diesen deinen Entschluß auf! Glaube mir: vergiß des Mordes und der Brandstiftung; von allen Seiten hält man dich fest; heller als der Tag liegen alle deine Pläne vor uns, und du kannst nun auch mit mir darüber Musterung halten. Weißt du noch, wie ich am 21. October im Senate sagte, daß an einem bestimmten Tage, nämlich am 27. October, Cnejus Manlius, der Schildträger und Gehülfe deiner Frechheit, unter den Waffen stehen werde? Ist, Catilina, meine Verkündigung nicht allein dieses so großen, so gräßlichen, so unglaublichen Ereignisses, sondern auch, was noch mehr zu verwundern ist, selbst des Tages, nicht eingetroffen? Ich habe ferner im Senate gesagt, du hättest die Ermordung der rechtschaffenen Leute auf den 28. October festgesetzt, damals, wo viele der vornehmsten Männer des Staats aus Rom entflohen, nicht sowohl um sich zu retten, als um deinen Planen entgegen zu arbeiten. Kannst du es leugnen, daß du gerade an diesem Tage durch die von mir ausgestellten Wachen und durch meine Thätigkeit so umschlossen warst, daß du dich gegen den Staat nicht rühren konntest; damals, wo du bei der Entfernung der Uebrigen äußertest, du seist zufrieden, wenn nur wir, die wir zurückgeblieben waren, ermordet werden? Weiter, als du gewiß glaubtest, gerade am 1. November durch einen nächtlichen Angriff Präneste überrumpeln zu können, hast du es gemerkt, daß jene Colonie auf meinen Befehl durch Vertheidigungsmittel, Besatzung und Wachen gedeckt war? Du thust Nichts, du unternimmst Nichts, du denkst Nichts, ohne daß ich es nicht allein höre, sondern auch sehe und vollkommen gewahr werde.

Halte endlich mit mir Musterung über die Geschichte der letzten Nacht, und du wirst dich bald überzeugen, daß ich viel eifriger für die Rettung des Staats war, als du für sein Verderben. Ich behaupte, daß du in der vorigen Nacht durch die Sensenstraße (ich will unverhohlen sprechen) in das Haus des Marius Lecca gekommen bist; daß eben daselbst noch mehrere, ebenso wahnsinnige Menschen, die Genossen deines Frevels, sich versammelt haben. Wagst du es, zu läugnen? Was schweigst du? Ich will dich überweisen, wenn du läugnest; denn ich sehe, daß hier im Senate gewisse Leute sind, die mit dir waren. O ihr unsterblichen Götter! Unter welchem Volke sind wir! was für eine Verfassung haben wir! in welcher Stadt leben wir! Hier, hier in unserer Mitte, versammelte Väter, in dieser hochheiligen und ehrwürdigsten Versammlung der ganzen Welt sind Leute, die zu meinem und unser Aller Untergang, zum Verderben dieser Stadt, ja sogar der ganzen Welt, Plane aussinnen. Ich, der Consul, sehe diese Menschen vor mir; ich rufe sie zur Abstimmung über die Angelegenheiten des Staates auf, und sie, die mit dem Schwerte niedergehauen werden sollten, verwunde ich nicht einmal durch ein Wort! Du warst also in dieser Nacht bei Lecca, Catilina, du hast die Rollen in Italien vertheilt; du hast beschlossen, wohin Jeder ziehen solle; du hast Diejenigen ausgewählt, welche du zu Rom zurücklassen, und welche du mit dir nehmen wolltest; du hast die Quartiere der Stadt zur Brandstiftung vertheilt; du hast die Versicherung gegeben, daß du bald abreisen werdest; du hast gesagt, nur der Umstand, daß ich noch

lebe, halte dich noch eine Weile zurück. Es haben sich zwei römische Ritter gefunden, welche dich dieser Sorge entledigen wollten, und sich erboten, eben in jener Nacht, kurz vor Tag, mich in meinem Bette zu ermorden. Kaum war euere Versammlung auseinander gegangen, als ich dies schon erfuhr; ich verwahrte und deckte mein Haus mit stärkeren Sicherheitsmitteln; ich ließ die nicht vor mich, welche du ausgesandt hattest, um mir einen Morgenbesuch zu machen, als eben jene Leute sich meldeten, von denen ich bereits vielen angesehenen Männern vorher gesagt hatte, daß sie um diese Zeit zu mir kommen würden.

Da dem also ist, Catilina, so gehe nur in deiner begonnenen Richtung weiter; verlaß endlich einmal die Stadt; die Thore stehen offen: reise. Allzulange schon vermißt jenes dein Manlisches Lager dich als Oberbefehlshaber; nimm auch alle die Deinigen mit fort; wo nicht alle, doch in größtmöglichster Zahl; säubere die Hauptstadt: du wirst mich einer großen Furcht entledigen, wenn nur einmal zwischen mir und dir die Mauer liegt. Unter uns kannst du nicht länger weilen: ich werde dies nicht zugeben, nicht ertragen, nicht dulden. Großen Dank sind wir den unsterblichen Göttern schuldig, und besonders auch diesem Jupiter Stator, dem ältesten Bewahrer dieser Stadt, daß wir dieser so verabscheuungswürdigen, so furchtbaren, so verderblichen Pest des Staats schon so oft entronnen sind. Oefter darf das Gesammtwohl des Staates durch Einen Menschen nicht in Gefahr kommen. So lange du, Catilina, mir als ernanntem Consul Nachstellungen bereitest, habe ich mich nicht durch öffentliche Schutzmittel, sondern durch persönliche Aufmerksamkeit gesichert. Als du aber bei der letzten Versammlung zur Consulwahl mich, den Consul, und deine Mitbewerber auf dem Marsfelde tödten wolltest, so habe ich dein verruchtes Beginnen durch die Bedeckung und große Zahl meiner Freunde zurückgewiesen, ohne einen öffentlichen Auflauf zu erregen. Kurz, so oft du auf mich losgingst, habe ich dir für mich selbst widerstanden, wiewohl ich einsah, daß mein Tod ein großes Unglück für den Staat sein würde. Nun aber sind deine Plane offen gegen die Gesammtheit des Staates gerichtet: die Tempel der unsterblichen Götter, die Wohnungen der Stadt, das Leben aller Bürger, ja ganz Italien willst du dem Verderben und der Zerstörung weihen. Daher, weil ich, was die nächste Maßregel und diesem Reiche und den Sitten der Vorfahren angemessen wäre, noch nicht zu vollziehen wage, will ich etwas thun, was, aus dem Gesichtspunkt der Strenge betrachtet, zu gelinde, für das öffentliche Wohl aber ersprießlich ist. Wenn ich nämlich den Befehl zu deiner Hinrichtung gebe, so wird die übrige Schaar der Verschworenen im Staate zurückbleiben. Wofern aber du, wozu ich dich schon längst aufrufe, dich entfernest, so wird der starke und dem Staate Verderben drohende Bodensatz deiner Genossen aus der Hauptstadt sich entleeren. Wie? Catilina, bedenkst du dich, das, was du schon freiwillig thun wolltest, auf meinen Befehl zu thun? Der Consul gebeut dem Feinde, die Stadt zu verlassen. Du fragst mich, ob du in die Verbannung gehen sollest? Das befehle ich nicht; aber ich rathe dazu, wenn du mich um Rath fragst.

Denn was, Catilina, kann in dieser Stadt für dich noch einen Reiz haben, in welcher, jene verschworne Bande verzweifelter Menschen ausgenommen, Niemand ist, der dich nicht fürchtet; Niemand, der dich nicht haßt? Wo giebt es ein Brandmal häuslicher Schande, das deinem Leben nicht aufgedrückt wäre? Wo eine Schmach in Privatverhältnissen, die deinem Rufe nicht anklebte? Welche Frechheit ist deinen Augen, welcher Gräuel deinen Händen, welche Entehrung ist deinem ganzen Körper je fremd geblieben? Welchem jungen Menschen, den du mit den Netzen der Verführung umstricktest, hast du nicht entweder zu verwegenen Unthaten den Mordstahl oder zu Ausschweifungen die Fackel vorangetragen? Ja, hast du nicht vor Kurzem, nachdem du durch den Tod deiner ersten Gattin für eine neue Heirath in deinem Hause Raum gemacht, diesem Frevel noch durch einen andern, unglaublichen Frevel die Krone aufgesetzt? Ich komme auf das, was nicht die besondere Schmach deiner Ausschweifungen, nicht deine häusliche Verlegenheit

und Schande, sondern die Gesammtheit des Staats und unser Aller Leben und Sicherheit angeht. Kann es dir, Catilina, angenehm sein, hier am hellen Tage zu verweilen und die Luft dieses Himmels einzuathmen, da du weißt, daß es Niemandem von den Anwesenden unbekannt ist, daß du unter dem Consulat des Lepidus und Tullus, am letzten December, bewaffnet auf dem Wahlplatze standest und zur Ermordung der Consuln und der Vornehmsten im Staate eine Bande zusammengebracht hattest, daß da dein rasender Frevel nicht durch irgend eine Ueberlegung oder Besorgniß von deiner Seite, sondern durch das Glück, das über dem römischen Volke waltet, hintertrieben worden? Und davon will ich jetzt nicht weiter reden, denn es ist nicht allein gar nicht unbekannt, sondern es fehlt auch nicht an späteren Vergehungen. Wie oft hast du mich, seit ich designirt, wie oft, seit ich Consul bin, zu ermorden versucht? Wie vielen deiner Gänge, wo du so auf mich ausholtest, daß ich mich gegen sie nicht decken zu können schien, bin ich durch irgend eine kleine Wendung, und, wie man zu sagen pflegt, mit dem Leibe ausgewichen! Du richtest Nichts aus, du erreichst Nichts, du unternimmst Nichts, was mir zur rechten Zeit verborgen bleiben könnte, und doch lässest du nicht ab, Versuche zu machen und Wünsche zu hegen. Wie oft ist dir nicht jener Dolch aus den Händen gewunden worden! Wie oft ist er dir aber auch durch einen Zufall entfallen und entschlüpft! Und doch kannst du dich fernerhin nicht von ihm trennen; ich weiß nicht, unter welchen Ceremonien du denselben eingeweiht und dem Fluche gewidmet hast, daß du ihn dem Consul in den Leib stoßen zu müssen meinst.

Wie magst du aber so leben, wie du lebst? Denn ich will jetzt so mit dir reden, daß man erkennen kann, ich sei nicht von dem Haß, der dir von meiner Seite gebührt, sondern von Mitleid, das dir nicht gebührt, beseelt. Du bist vor einigen Augenblicken in den Senat getreten. Wer hat dich aus dieser großen Zahl von deinen vielen Freunden und Vertrauten gegrüßt? Wenn das seit Menschengedenken Niemandem begegnete, willst du noch eine Beschimpfung durch Worte abwarten, da du durch das entscheidende Urtheil des Schweigens schon geschlagen bist? Wie? sind nicht bei deinem Eintreten jene Bänke leer geworden? Wo nimmst du noch den Muth her, dies zu ertragen? Fürwahr, wenn meine Sclaven mich auf diese Weise fürchteten, wie alle deine Mitbürger dich fürchten, ich würde glauben, mein Haus verlassen zu müssen: und du glaubst nicht, die Stadt verlassen zu müssen? Und würde ich sehen, daß ich von meinen Mitbürgern auch mit Unrecht so schwer verdächtigt würde, und ihnen anstößig sei, so würde ich mich lieber dem Anblick meiner Mitbürger entziehen, als mich von Allen mit feindlichen Augen ansehen lassen. Und du, da du doch im Bewußtsein deiner Frevel anerkennst, daß der allgemeine Haß gegen dich gerecht sei und du ihn schon lange verschuldet habest — du kannst dich noch bedenken, den Anblick und die Gegenwart derer zu meiden, deren Vorstellungen und Gefühle du verletzest? Würden deine Eltern dich fürchten und hassen, und könntest du sie durch kein Mittel versöhnen, so würdest du, denke ich, fern von ihren Blicken dich irgend wohin zurückziehen: nun haßt und fürchtet dich aber das Vaterland, welches unser Aller gemeinsame Mutter ist, und glaubt schon lange nichts Anderes von dir, als daß du auf sein Verderben sinnest. Wirst du weder sein Urtheil scheuen, noch seinem Ausspruch folgen, noch seine Gewalt fürchten? Dieses Vaterland verhandelt also mit dir und spricht gleichsam schweigend zu dir: „Seit einer beträchtlichen Zeit von Jahren schon ist kein frevelhaftes Unternehmen von einem Anderen, als von dir, ausgegangen; keine Schandthat geschehen, ohne dich; dir allein sind die Ermordungen vieler Bürger und die Quälereien und Beraubungen der Bundesgenossen frei und ungestraft hingegangen. Du hast nicht allein zur Herabwürdigung der Gesetze und gerichtlichen Untersuchungen mitgewirkt, sondern auch dazu, sie zu untergraben und ihre Schranken zu durchbrechen. Jene früheren Thaten, wiewohl sie nicht hätten geduldet werden sollen, habe ich doch, so gut ich konnte, ertragen: daß nun aber, we-

gen deiner Person allein, ich in Gesammtheit in Angst sein soll, daß bei jedem Lärm Catilina gefürchtet wird, daß, wie es scheint, keine Umtriebe, die für deine Lasterhaftigkeit zu arg wären, gegen mich gemacht werden können, das ist nicht mehr zu ertragen. Entferne dich also und befreie mich von dieser Furcht, wenn sie gegründet ist, damit ich nicht unterdrückt werde; und wenn sie ungegründet wäre, daß ich doch endlich einmal mich nicht mehr fürchten darf!"

Wenn das Vaterland also zu dir spricht, sollte es nicht Gewährung erwarten dürfen, wenn es auch keine Gewalt zu gebrauchen vermöchte? Ja, hast du nicht dich selbst unter Gewahrsam gestellt? Hast du nicht sogar erklärt, du wollest, um den Verdacht zu beseitigen, bei Marcus Lepidus wohnen? Als du von diesem nicht aufgenommen wurdest, wagtest du auch zu mir zu kommen, und batest, ich möchte dich in meinem Hause unter Aufsicht nehmen. Als du auch von mir die Antwort erhieltest, ich könnte durchaus nicht unter demselben Dache sicher mit dir wohnen, da ich schon in großer Gefahr sei, weil wir uns innerhalb derselben Mauern befänden; so gingst du zu dem Prätor Quintus Metellus. Von diesem zurückgewiesen, zogst du zu deinem Vertrauten, Marcus Marcellus, dem trefflichen Manne, dem du natürlicherweise Gewissenhaftigkeit genug, um dich zu bewachen, Scharfsinn genug, um Pläne zu errathen, und Muth genug zu Schutz und Rache zutrautest. Aber wie nahe, darf man glauben, daß der dem Kerker und den Banden bereits stehe, der sich selbst schon des Gewahrsams würdig erklärt hat? Und wie kannst du unter diesen Umständen dich noch bedenken, in irgend ein Land auszuwandern, und dieses dein Leben vor vielen gerechten und wohlverschuldeten Strafen zu retten, und der Flucht und Einsamkeit anzuvertrauen? — „Trage die Sache, sprichst du, dem Senat in der Form vor." Denn das verlangst du ja, und sagst, wenn dieser Stand beschließe, er wolle, daß du in die Verbannung gehest, so werdest du gehorchen. Ich werde das nicht in Antrag stellen: es ist meiner Gemüthsart zuwider; jedoch will ich machen, daß du merken kannst, was diese von dir denken. Gehe aus der Stadt, Catilina; befreie die Republik von der Angst; begieb dich in die Verbannung, wenn es dieses Wort ist, was du erwartest. Wie nun, Catilina? Giebst du Acht? Bemerkst du, wie die Anwesenden schweigen? Sie dulden es, sie verstummen. Was wartest du auf einen Beschluß der Redenden, da du die Gesinnung der Schweigenden vernimmst? Hätte ich dasselbe diesem trefflichen jungen Manne, Publius Sextius, oder dem tapfern Marcus Marcellus gesagt, der Senat würde, sogar in diesem Tempel, gegen mich, den Consul, mit vollem Recht sogleich Gewalt gebraucht und an mich die Hände gelegt haben. Indem sie aber bei dir, Catilina, so ruhig sind, billigen sie meine Rede, und beschließen, indem sie diese dulden: und ihr Schweigen ist eine laute Erklärung. Und nicht diese allein sind es, deren Spruch dir natürlich viel werth ist, ob du gleich ihr Leben gering achtest: sondern auch jene römischen Ritter, hochachtbare und treffliche Männer, und die übrigen höchst wackeren Bürger, welche die Senatsversammlung umstehen, deren große Anzahl du sehen, ihre Gesinnungen vernehmen und ihren Ausruf vor wenigen Augenblicken hören konntest. Schon lange kann ich ihre Hände und Waffen kaum von dir zurückhalten, und werde sie leicht dahin bringen, daß wenn du diesen Ort, den du zu verwüsten schon geraume Zeit im Sinne hast, verlässest, sie dich bis zu den Thoren begleiten.

Doch wozu sage ich dies? Damit du durch irgend Etwas gebeugt werdest? Damit du irgend einmal dich besserst? Damit du auf irgend eine Art von Flucht denkst? Damit du zu einer Verbannung dich entschließest? Möchten die unsterblichen Götter diesen Gedanken dir in den Sinn geben! Zwar ich sehe wohl, wenn du, geschreckt durch meine Rede, in die Verbannung zu gehen dich entschließest, welcher Sturm des Hasses, wo nicht in der Gegenwart, da deine Frevel noch in frischem Andenken sind, doch für die Zukunft uns bedroht; doch ich will dieses Opfer der Sache bringen, wenn nur das Unglück meine Person allein trifft, und keine Gefahren für den Staat herbei-

führt. Aber von dir darf man nicht verlangen, daß du durch das Bewußtsein deiner Laster erschüttert werdest, daß du vor der Strafe des Gesetzes erzitterst, daß du den Verhältnissen des Staates ein Opfer bringest; denn du, Catilina, bist nicht der Mann, der sich durch Schamgefühl von der Schande, durch Furcht von der Gefahr, durch vernünftige Ueberlegung von einer wahnsinnigen Handlung zurückhalten läßt. Daher, wie ich dir schon oft gesagt habe, reise: und wenn du mir, der ich, wie du rühmst, dein Feind bin, Haß auf den Hals laden willst, so gehe geradezu in die Verbannung. Kaum werde ich das Gerede der Leute aushalten können, wenn du das thust: kaum werde ich die Bürde des bösen Leumunds tragen können, wenn du auf das Geheiß des Consuls in die Verbannung gehst. Willst du aber lieber meinen Ruhm und mein Verdienst unterstützen, so ziehe mit jener beschwerlichen Bande von Bösewichtern aus: begieb dich zu Manlius; wiegle verzweifelte Bürger auf; sage dich los von den Gutgesinnten; beginne den Krieg gegen das Vaterland; frohlocke in ruchlosem Räubersinn, daß man meine, du seiest nicht durch mich zu fremden Leuten hinausgestoßen, sondern, von mir eingeladen, zu den Deinigen weggezogen. Doch wozu soll ich noch einladen, da ich weiß, daß du schon Leute vorausgeschickt hast, die beim Forum Aurelium bewaffnet auf dich warten sollen? da ich weiß, daß du mit Manlius wegen des Tages deiner Ankunft im Voraus schon übereingekommen bist? da ich weiß, daß du auch jenen silbernen Adler, der, wie ich zuverlässig hoffe, dir und allen den Deinigen Verderben und Trauer bringen wird, dem in deinem Hause eine Kapelle zur Weihe deiner Verbrechen angewiesen war, vorausgeschickt hast? Kannst du diesen Adler länger entbehren, vor welchem du, wenn du zum Morde auszogst, anzubeten pflegtest? von dessen Altären weg du deine frevelhafte Faust zum Blutvergießen gegen deine Mitbürger wandtest?

Du wirst endlich dahin gehen, wohin dich längst deine zügellose und wahnsinnige Begierde zog: denn so Etwas verursacht dir keine Betrübniß, sondern eine Art von unbeschreiblicher Wollust. Diese Raserei ist dir von Natur angeboren: deine Gesinnung hat sich darin geübt, und das Schicksal hat dich dazu erhalten. Niemals hast du, ich will nicht sagen, nach Ruhe, sondern auch nicht einmal nach einem andern, als nach einem ruchlosen Kriege getrachtet. Du hast eine aus lüderlichen, und nicht allein von allem Glück, sondern auch von aller Hoffnung verlassenen Menschen zusammengerottete Bande von Bösewichtern gefunden. Welcher hohe Genuß wird dir dort zu Theil werden! In welcher Freude wirst du dich tummeln! In welcher Wollust wirst du schwelgen, wenn du in der großen Zahl der Deinigen einen rechtschaffenen Mann weder hören, noch sehen wirst! Für die Geschäfte eines solchen Lebens waren eine Vorübung jene Anstrengungen, die man an dir rühmt: auf dem Boden zu liegen, um nicht allein den Augenblick einer Buhlschaft abzuwarten, sondern auch die That zu vollbringen; zu wachen, nicht allein um den Schlaf der Ehemänner zu belauern, sondern auch den Hütern der Ruhenden aufzulauern. Da hast du nun Gelegenheit, deine hochberühmte Kraft in Ertragung des Hungers, der Kälte, des Mangels an allen Bedürfnissen zu zeigen: und bald wirst du dich durch diese Uebel entkräftet fühlen. Den Vortheil habe ich damals errungen, als ich dich vom Consulate abtrieb, daß dir nun zwar möglich ist, als Verbannter den Staat zu beunruhigen, aber nicht ihn als Consul zu Schaden zu bringen, und daß deine frevelhafte Unternehmung eher ein Räuberangriff als ein Krieg genannt wird.

Damit ich nun, versammelte Väter, gegen eine fast gerechte Anklage des Vaterlandes mich feierlich verwahre und entschuldige, so bitte ich Euch, auf das, was ich sagen werde, genau zu merken und es Eurem Geiste und Gemüthe tief einzuprägen. Denn wenn das Vaterland, das mir viel theurer als das Leben ist, wenn ganz Italien, wenn die ganze Republik also zu mir redete: „Was machst du, Marcus Tullius? willst du einen Menschen, von dessen feindlicher Gesinnung du Beweise hast, in welchem du einen künftigen Kriegsführer erblickst,

von dem du weißt, daß er als Befehlshaber im Lager der Feinde erwartet wird, — willst du den Anstifter der Frevel, das Haupt der Verschwörung, den Aufwiegler der Sclaven und schlechten Bürger ziehen lassen, so daß man glauben kann, er sei von dir nicht aus der Stadt gewiesen, sondern gegen die Stadt losgelassen? Wirst du nicht befehlen, ihn in's Gefängniß zu führen, ihn zum Tode zu schleppen und durch die härtesten Todesmartern hinzuschlachten? Was ist es doch wohl, was dich zurückhält? Ist es die Sitte der Vorfahren? Aber gar oft haben sogar Privatmänner in diesem Staate verderbliche Bürger mit dem Tode bestraft. Oder sind es die Gesetze, welche über die Todesstrafe römischer Bürger gegeben sind? Aber niemals haben in dieser Stadt solche, die der Republik untreu wurden, die Rechte der Bürger behalten dürfen. Oder fürchtest du das tadelnde Urtheil der Nachwelt? Wahrlich, einen herrlichen Dank beweisest du dem römischen Volke, das dich, einen Mann, der nur durch sich selbst ist, und nicht durch die Empfehlung seiner Ahnen sich Ruf erworben, so bald durch alle Ehrenstufen zur höchsten Befehlshaberwürde erhoben hat, wenn du jenes Tadels wegen oder aus Furcht vor irgend einer Gefahr das Wohl deiner Mitbürger vernachlässigst! Aber wofern du jenen Tadel fürchtest, ist der Vorwurf der Strenge und der Tapferkeit mehr, als der der Feigheit und der Schlechtigkeit zu fürchten? Oder glaubst du, wenn Italien durch den Krieg verwüstet werden wird, wenn die Städte ein Opfer der Mißhandlung, und die Wohnungen ein Raub der Flammen werden, daß dich dann der Brand des Hasses nicht mit verzehren werde?“

Auf diesen ehrwürdigen Ruf des Staates und die Ansichten Derer, die ebenso denken, will ich mit einigen Worten meine Erwiederung geben. Würde ich es für das Gerathenste halten, versammelte Väter, wenn Catilina mit dem Tode bestraft würde, so hätte ich diesem Schlächter nicht eine Stunde länger Frist zum Leben gelassen. Denn wenn die größten Männer und berühmtesten Bürger durch das vergossene Blut eines Saturninus, der Gracchen, eines Flaccus und mehrerer aus der ältern Zeit sich nicht nur nicht befleckt, sondern Ehre erworben haben; so hatte ich doch gewiß nicht zu befürchten, daß die Tödtung dieses Bürgermörders einige für meinen Ruf nachtheilige Folgen für mich haben möchte. Würde ich davon auch auf's Aeußerste mich bedroht sehen, so war ich doch stets so gesinnt, daß ich eine durch tugendhaftes Betragen mir zugezogene schlimme Nachrede nicht als üble Nachrede betrachtete. Zwar giebt es Einige von diesem Stande, die entweder, was bevorsteht, nicht sehen, oder, was sie sehen, zu verbergen suchen: diese haben die Hoffnung Catilina's durch ihre milden Abstimmungen genährt, und die werdende Verschwörung durch ihr Nichtglauben gestärkt; ihrem Urtheile folgend würden Viele, nicht nur schlechte Menschen, sondern auch Leute von beschränkten Einsichten, wenn ich diesen bestraft hätte, behauptet haben, ich hätte grausam und wie ein König gehandelt. Nun weiß ich, wenn dieser Mensch in das Lager des Manlius, wohin er zu gehen beabsichtigt, sich begeben haben wird, daß Niemand so thöricht sein werde, nicht einzusehen, daß die Verschwörung eine Thatsache sei; daß Niemand ruchlos genug sein werde, dies nicht anzuerkennen. Wird aber dieser Einzige getödtet, so kann, wie ich wohl weiß, diese Pest des Staats nur auf kurze Zeit zurückgehalten, nicht aber für immer unterdrückt werden. Wenn er hingegen sich selbst verbannt und die Seinigen mitgenommen und an demselben Orte die andern überall her aufgelesenen Schiffbrüchigen zu einer Bande vereinigt haben wird, so wird nicht allein die schon so weit gediehene Pest des Staats, sondern auch der Keim und die Wurzel ausgerottet und vertilgt werden.

Schon lange nämlich, versammelte Väter, treiben wir uns unter diesen Gefahren der Verschwörung und unter Nachstellungen herum: aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß die Reife aller Verbrechen und der alten Rasereien und Frechheiten in der Zeit unseres Consulates ausbrechen mußte? Wird von der großen Räuberbande dieser Einzige aus dem Wege geräumt, so werden wir viel-

leicht glauben, eine kleine Weile der Sorgen und der Furcht entledigt zu sein: aber die Gefahr wird zurückbleiben, und in den Adern und Eingeweiden der Republik tief eingeschlossen haften. Wie oft Menschen, die an einer schweren Krankheit leiden, wenn Hitze und Fieber sie schüttelt, und sie kaltes Wasser trinken, zuerst Erleichterung zu spüren glauben, aber nachher weit heftiger und schwerer angegriffen werden: so wird diese Krankheit, welche den Staat ergriffen hat, wenn sie durch die Bestrafung dieses Menschen eine Erleichterung erhält, dadurch, daß die Uebrigen am Leben bleiben, noch heftiger und gefährlicher ausbrechen. Weichen mögen also die Schlechten, versammelte Väter; absondern mögen sie sich von den Gutgesinnten und an Einem Orte sich zusammenrotten: ja, durch die Mauer der Stadt, was ich schon oft sagte, mögen sie sich von uns scheiden; nicht mehr sollen sie dem Consul in seiner Wohnung nachstellen, den Richterstuhl des Stadtprätors umstehen, und mit Schwertern die Curie umlagern, noch Brandpfeile und Fackeln zur Anzündung der Stadt bereit halten; ja es sei Jedem auf die Stirne geschrieben, welche Gesinnungen er gegen den Staat hege. Das verspreche ich Euch, versammelte Väter: wir, die Consuln, werden solche Thätigkeit, ihr so großes Ansehen, die römischen Ritter solche Tapferkeit und alle Gutgesinnten so große Eintracht erproben, daß Ihr sehen werdet, wie durch die Abreise des Catilina Alles offenbar, an's Licht gebracht, niedergeschlagen und bestraft werden wird. Unter diesen Vorbedeutungen, Catilina, ziehe hin, zum entscheidenden Heile des gesammten Staats, zu deinem Unglück und Verderben, und zum Untergang Jener, die sich mit dir zu allen Verbrechen und zum Hochverrath verbunden haben; ziehe hin in den ruchlosen und fluchbeladenen Krieg! Dann wirst du, Jupiter, dessen Bild unter derselben heilbedeutenden Weihe, wie diese Stadt, von Romulus aufgerichtet worden, du, den wir mit Recht den Erhalter dieser Stadt und des Reichs nennen, diesen Menschen und seine Genossen von deinen Altären und andern geweihten Plätzen, von den Wohnungen und Mauern der Stadt, vom Leben und Vermögen aller Bürger ferne halten, und alle Hasser der Gutgesinnten, die Feinde des Vaterlandes, die Räuber Italiens, welche durch einen Bund des Verbrechens und eine fluchwürdige Genossenschaft unter sich vereint sind, mit ewigen Strafen im Leben und im Tode in reichem Maße heimsuchen!

Caesar im Consulat und Triumvirat.*

Caesar hatte in Spanien die Gelegenheit benutzt, zu zeigen, daß er auch das Schwert zu führen verstehe; und er regierte, obwohl er die Gelegenheit, sich zu bereichern, nicht verschmähte, dennoch die Provinz mit solcher Einsicht, daß die Provinzialen, welche allerdings keineswegs verwöhnt waren, sich mit seiner Verwaltung völlig zufrieden zeigten.

Nach Rom zurückgekehrt, versöhnte er den Pompejus mit seinem alten Gegner Crassus; in seinem Kopfe ist der Gedanke entsprungen, daß eine Verbindung dieser beiden Männer und ihres Einflusses mit dem seinigen ihnen eine unwiderstehliche Macht sichern würde, und seine Gewandtheit wußte diese Verbindung in der That herbeizuführen, die man das erste Triumvirat zu nennen sich gewöhnt hat.

Der vereinigten Macht der drei Männer mußte das Schiff des Staates folgen, wohin sie steuerten: in Wahrheit

* Nach O. Jäger, Geschichte der Römer.

aber war es das Genie Caesars, welcher die Macht des Ruhmes und die Macht des Geldes seinen Zwecken und Plänen dienstbar zu machen wußte.

Von Pompejus und Crassus Einflusse unterstützt, wurde Caesar zum Consul für das Jahr 59 gewählt. Die aristokratische Partei brachte neben ihm den M. Bibulus durch, und als nun Caesar sein Amt damit eröffnete, daß er die Vertheilung der Domänen von Capua und andern italienischen Landes beantragte, da zeigte sich sogleich, daß eine ruhige und feste Hand die Zügel hielt, und daß über den Senat jetzt ein Stärkerer gekommen war.

Das Land sollte vertheilt werden an Familienväter von drei oder mehreren Kindern, und es sollten vorzugsweise Veteranen bedacht werden.

Der starrsinnige Widerstand, den diesen nicht unbilligen Gesetzen Bibulus und M. Porcius entgegensetzten, wurde leicht gebrochen, und die beiden Führer der Aristokratie, Cato und Bibulus, wurden mit Gewalt, aber ohne daß weiterer Unglimpf gegen ihre Personen geübt worden wäre, vom Markt nach Hause geführt.

Ohne Schwierigkeit wurden nun die Pläne der Triumvirn ins Werk gesetzt: der Ritter versicherte man sich noch durch Nachlaß bedeutender rückständiger Pachtsummen. Der Senat bestätigte die Anordnung des Pompejus, wie dieser es wünschte, ohne Prüfung im Einzelnen, und als dann im Auftrag des Consuls und gemäß der Vereinbarungen der Machthaber der Tribun P. Vatinius den Antrag stellte, dem Caesar ein ähnliches außerordentliches Commando zu übertragen, wie einst dem Pompejus, indem man ihm auf fünf Jahre die Statthalterschaft im diesseitigen Gallien und in Illyrien übertrage, so wurde dies vom Senat nicht allein ohne Weiteres genehmigt, sondern derselbe fügte sogar das jenseitige Gallien Caesars Machtgebiet hinzu.

Um die Herrschaft der Triumvirn zu sichern, wurden nun noch einige mißliebige Personen aus Rom entfernt. Unter ihnen war Cicero, der sich während der catilinarischen Wirren allzuenge dem Senat und seinen Interessen angeschlossen zu haben schien; gegen ihn wurde die ungesetzliche Hinrichtung römischer Bürger geltend gemacht, und sein alter Feind, P. Clodius, beantragte das Exil. Vergebens bat Cicero, der rathlos zwischen den Parteien schwankte, jetzt, wo er Caesar mit Pompejus einig sah, fußfällig den Letzteren um Fürsprache und Schonung — er mußte weichen, so schwer es ihm ward. Cato wurde nach Cypern entsandt, um diese Insel für den römischen Staat einzuziehen: unter dem ehrenvollen Vorwande zwar, daß nur ein Mann seiner erprobten Redlichkeit einen so schwierigen Auftrag vollführen könne — darum aber doch sehr gegen seinen Willen.

Um ihre Freundschaft fester zu gründen, gab Caesar dem Pompejus, den er durch den Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit schon gefesselt hatte, soweit dieser kalte, selbstsüchtige, vom Glück verwöhnte Mann überhaupt zu fesseln war, seine Tochter Julia zur Gattin, und dann begab er sich im Jahr 58 an die Spitze des Heeres und in die wichtige Provinz, welche ihm von Rom anvertraut worden war. Pompejus und Crassus blieben zurück an der Spitze der Commission, welche die neubeschlossene Ländervertheilung zu leiten hatte.

Caesar in Gallien.*

Caesar hatte Gallien nicht ohne Absicht gewählt, denn dies Land, damals von vielen kriegerischen Volksstämmen bewohnt, gab ihm Gelegenheit, seine Soldaten durch Kriege und Märsche abzuhärten und, ganz an sich zu gewöhnen. Und

* Nach F. Nösselt, Lehrbuch der Weltgeschichte.

Digitized by Google

verstand Einer die Kunst, die Gemüther zu gewinnen, so war er es. Er durchzog die Provinz in allen Richtungen, unterwarf wilde Völker, überstieg rauhe Gebirge und lieferte siegreiche Gefechte. Es ist fast unglaublich, welche Beschwerden er zu überwinden hatte; denn kaum verließ er eine Gegend, so brach hinter ihm die Empörung wieder aus. Auch nach Deutschland kam er zwei Mal, indem er über den Rhein setzte; aber sogleich zogen sich die Deutschen in die dichten Wälder zurück, in welche Caesar ihnen nicht folgen mochte.

Von seinen vielen Kriegen in Gallien mögen hier nur zwei erwähnt werden. Die Helvetier, vier Stämme, waren aus ihren Sitzen aufgebrochen und wollten sich in Gallien neue Sitze suchen. Sie baten Caesar um freien Durchzug; er schlug es ab. Da sie aber doch den Zug unternahmen, folgte er ihnen und holte sie an der Arar (Saone) ein. Drei Stämme waren schon übergesetzt; die Tiguriner, die sich noch diesseits befanden, griff er an und sprengte sie auseinander. Die Andern setzten ihren Zug bis Bibracte fort. Hier lieferte ihnen Caesar eine Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Niederlage endigte.

Die Sequaner und Aeduer, zwei gallische Völkerschaften, hatten mit einander Krieg. Jene riefen Hilfsvölker aus Deutschland herbei, die ihnen Ariovist, ein Stammeshaupt aus Süddeutschland, zuführte. Die Aeduer wurden nun zwar überwunden; da aber immer mehr Deutsche kamen, so wurde auch den Sequanern vor den Gästen bange, die nun in Gallien festen Fuß faßten. Sie und mehrere andere gallische Stämme schickten zu Caesar und baten ihn um Hilfe gegen Ariovist.

Caesar versuchte zuerst den Weg der Güte, erhielt aber von Ariovist eine abweisende Antwort. Dies führte zum Kriege. Als Caesar den Feinden näher rückte, wurden seine Krieger muthlos. Caesar redete sie an. Ich vernehme, sagte er, daß ihr euch vor dem Feinde fürchtet. Ich will euch nicht zwingen, ihr könnt nach Hause ziehen. Die zehnte Legion wird mich nicht verlassen, mit ihr allein werde ich den Feind angreifen, der nicht tapferer ist als die Cimbern, so wie ich mich für keinen schlechteren Feldherrn halte, als Marius, der Jene doch besiegte! — Diese Rede that die beabsichtigte Wirkung: Alle versicherten, für ihn mit Hingebung kämpfen zu wollen. Jetzt begehrte Ariovist eine Zusammenkunft mit Caesar. Sie fand statt, aber ohne daß eine Einigung erfolgte. Die Schlacht bei Besontio (Besançon) 57 entschied den Streit. Die Deutschen erlitten eine große Niederlage, Ariovist floh über den Rhein zurück in sein Vaterland.

Während dessen war die Freundschaft zwischen den Triumvirn lauer geworden, der Bund schien sich auflösen zu wollen. Da hielten sie (56) in Lucca eine Zusammenkunft, und es fand eine Verständigung statt. Sie beschlossen, Caesar solle auf neue fünf Jahre Gallien behalten, Crassus und Pompejus sollten das Consulat erhalten und sich außerdem mit Provinzen versorgen. Trotz des Widerspruchs Cato's und anderer Freiheitsfreunde setzten Jene die Bestätigung ihrer Vorschläge beim römischen Volke durch; Pompejus erhielt Spanien, Crassus Syrien auf fünf Jahre.

Caesar in Britannien.*

In alten Zeiten war das Meer, das die Inseln England und Schottland und Irland umgiebt, nicht durch große Schiffe und kühne Seefahrer belebt, wie sie jetzt nach allen Theilen der Welt hin und her fahren. Es war sehr einsam; die Inseln unbesucht in den weit ausgedehnten Wasserflächen. Die brausenden Wo-

* Nach Charles Dickens, Geschichte Englands.

gen brachen sich an ihren Klippen und furchtbare Winde rauschten über ihre Waldungen dahin; aber die Winde und Wellen brachten keine Abenteurer, die auf den Inseln hätten landen mögen; die wilden Insulaner wußten nichts von der übrigen Welt, und die übrige Welt wußte nichts von ihnen.

Diese Insulaner waren anfangs arme wilde Menschen; sie gingen fast nackt einher oder waren doch nur in rohe Thierhäute gekleidet und bemalten ihren Körper, wie es auch andere Wilde thun, mit farbigen Erden und Pflanzensäften. Aber nachdem die Phönicier, — das erste Volk, das diesen Insulanern einen Besuch abgestattet hatte — nach den gegenüberliegenden französischen und belgisch-niederländischen Küsten hinüber gefahren waren und zu den dort wohnenden Völkern gesprochen hatten: „Wir sind jenseits des Wassers bei jenen weißen Klippen, welche ihr bei hellem Wetter sehen könnt, gewesen und bringen euch aus jenem Lande, dessen Name Britannien ist, dieses Zinn und dieses Blei" — fühlten einzelne Bewohner der französischen und belgischen Küste sich verleitet, ebenfalls dort hinüber zu fahren. Und diese ließen sich dann an der Südküste Englands nieder, und obgleich sie ebenfalls ein rohes Volk waren, lehrten sie doch die wilden Briten manche nützliche Künste und führten einen verbesserten Zustand dieses Theiles der Insel herbei. Es ist wahrscheinlich, daß andere Einwanderer von Spanien nach Irland kamen und dort sich niederließen.

So mischten sich ganz allmählich dort Fremde unter die Insulaner, und die rohen Briten wuchsen zu einem wilden, kühnen Volke heran; im Innern des Landes, fern von dem Meere, in den Landschaften, zu welchen die fremden Ansiedler nur selten kamen, blieben sie noch in fast ganz wildem Zustande; aber sie waren verwegen, tapfer und kräftig.

Das ganze Land war mit Waldungen und Sümpfen bedeckt, der größte Theil war nebelvoll und kalt. Es gab keine Wege, keine Brücken, keine Straßen, keine Häuser, oder wenigstens nichts, was diesen Namen verdient hätte. Eine Stadt war weiter nichts als eine Anzahl mit Stroh bedeckter Hütten, im tiefen Walde versteckt, rings von einem Graben oder einem niedrigen Wall umgeben, der aus Erde oder aus auf einander geschichteten Baumstämmen bestand. Korn wurde wenig oder gar nicht von diesem Volke gebaut; es lebte von dem Fleische seiner Rindvieh- und Schafheerden. Es hatte auch keine Münzen, sondern bediente sich metallner Ringe statt des Geldes; es war geschickt im Flechten, wie wir das oft bei wilden Völkern finden, und verfertigte eine rohe Art von Kleidern, so wie auch schlechte irdene Gefäße. Nur im Erbauen von festen Plätzen zeigten die Einwohner eine ungleich größere Geschicklichkeit.

Auch machten sie sich Boote aus Flechtwerk und bedeckten sie mit Thierfellen, aber nur selten, wenn es überhaupt jemals geschah, wagten sie sich weit von dem Strande. Sie verfertigten Schwerter aus einer Mischung von Kupfer und Zinn; allein diese Schwerter hatten eine äußerst ungeschickte Gestalt, dabei waren sie so weich, daß sie sich bei einem schweren Streiche verbogen. Ferner verfertigten sie leichte Schilde, kurze spitze Dolche und Wurfspeere, die vermittelst eines langen, an dem Schafte befestigten ledernen Riemens wieder zurückgezogen wurden, nachdem sie dieselben auf den Feind geschleudert hatten. An dem unteren Ende war eine Klapper angebracht, um die feindlichen Pferde zu schrecken. Die alten Briten waren in ungefähr dreißig bis vierzig Stämme getheilt; alle diese Stämme standen unter besonderen kleinen Königen; sie lagen beständig mit einander im Streit, wie es bei rohen Völkern gewöhnlich ist.

Für Pferde hegten sie eine außerordentliche Liebhaberei. Die Standarte von Kent führte das Bild eines weißen Rosses. In hohem Grade verstanden sie die Kunst, Pferde zu bändigen und abzurichten; sie hatten deren, obgleich sie mehr kleinen Schlages waren, in reicher Zahl. Und in der That waren ihre Pferde zu jener Zeit so vortrefflich angelernt, daß man kaum sagen könnte, es sei seitdem in dieser Hinsicht ein Fortschritt gemacht; sie verstanden und achteten auf jedes ihnen zugerufene Wort; mitten im vollen Gewühl und Getümmel der Schlacht standen sie sogar von selbst

still, während ihre Herren zu Fuß den Kampf ausfochten. Gerade in dem merkwürdigsten Zweige ihrer Kunstentwickelung würden die Briten ohne die Hülfe dieser klugen und treuen Thiere nichts geleistet haben, — ich meine in der Kunst, Streitwagen zu bauen und zu führen. Die beste Art dieser Wagen reichte vorn nicht ganz bis an die Brust und war nach hinten offen; auf jedem befanden sich ein Mann als Führer und zwei oder drei als Kämpfer. Sie Alle standen aufrecht. Die vorgespannten Pferde waren so vortrefflich eingeübt, daß sie in vollem Galopp auf den sehr steinigen Wegen und selbst durch die Wälder dahinsprengten, die Feinde mit ihren Hufen zu Boden stampften und sie mit den an den Rädern befestigten Klingen und Schwertern niedermähten. Auf das Wort des Führers hielten sie dann mitten im schnellsten Laufe an. Die Männer sprangen vom Wagen herab, um mit ihren Schwertern Streiche gleich Hagelschlägen auszutheilen und nachher an der Deichsel sich wieder auf den Wagen zu schwingen.

Die Briten hatten eine seltsame und furchtbare Religion, das sogenannte Druidenthum. Diese scheint sehr frühe schon aus Gallien herübergebracht worden zu sein und Schlangendienst, Verehrung der Sonne und des Mondes, so wie den Kultus einiger heidnischen Götter und Göttinnen in sich aufgenommen zu haben. Ihre Priester, die Druiden, hielten die meisten Ceremonien dieser Religion geheim; sie stellten sich als Zauberer dar und führten magische Stäbe; jeder trug an seinem Halse eine goldene Kapsel, und dem Volke wurde gesagt, daß in dieser sich ein Schlangenei befände. Gewiß ist, daß in dem Gottesdienste Menschenopfer und Marter einzelner als Verbrecher bezüchtigter Menschen vorkamen, ja daß bei besonderen Gelegenheiten in großen geflochtenen Käfigen eine Anzahl von Menschen und Thieren auf einmal lebendig verbrannt wurde.

Diese Druiden bauten jene nach oben offenen Tempel, von welchen einige noch bis auf diesen Tag vorhanden sind. Stonehenge, bei Salisbury Plain, in Wiltshire, ist der merkwürdigste derselben. Wenn man die seltsamen Steine, aus welchen die Gebäude bestehen, näher ansieht, so erkennt man, daß sie nicht anders zu Stande gebracht sein können, als durch Anwendung gewisser sinnreicher Maschinen.

So stand es mit den verbesserten Zuständen der alten Briten, fünfundfünfzig Jahre vor der Geburt Jesu, als die Römer unter ihrem großen Feldherrn Julius Caesar Herren der damals bekannten Welt waren. Julius Caesar hatte gerade damals Gallien erobert, und indem er dort gar Vieles von den gegenüber liegenden Inseln mit den weißen Klippen und von der Tapferkeit seiner Einwohner erzählen hörte, so entschloß er sich, weil er einmal in der Nähe war, dahin zu gehen und zunächst Britanien zu erobern.

Auf diese Weise setzte er mit achtzig Fahrzeugen und zwölftausend Mann nach Britanien über. Er glaubte das Land ganz leicht erobern zu können; aber ein solches Vorhaben war doch nicht so leicht, als er voraussetzte, denn die Briten schlugen sich mit äußerster Tapferkeit; und da er theils seine Reiterei nicht bei sich hatte, theils einige seiner Fahrzeuge, als man sie während einer hohen Fluth aus Ufer gezogen hatte, zertrümmert worden waren, so gerieth er in die größte Gefahr, vernichtet zu werden. Indeß kam es doch so, daß er für einmal, wo die Briten ihn schlugen, sie zwei Mal wiederschlug, wenn auch nicht nachhaltig, sondern daß er sehr froh sein durfte, von ihnen Friedensvorschläge annehmen und sich wieder entfernen zu können.

Aber schon im Frühjahr des nächsten Jahres kam er wieder und diesmal mit achthundert Fahrzeugen und dreißigtausend Mann. Die britischen Stämme wählten zu ihrem Oberanführer einen Briten, den die Römer in ihrer Sprache Cassevellaunus nennen, dessen britischer Name wahrscheinlich Casvallon war. Er war ein tapferer Feldherr, und sowohl er wie seine Soldaten schlugen sich brav gegen die Römer, — so brav, daß die römischen Soldaten während jenes Krieges in ihrem Herzen zitterten, wenn sie etwa eine große Staubwolke aufsteigen sahen, oder das Gerassel der briti-

schen Streitwagen hörten. Abgesehen von einer Anzahl kleiner Gefechte, wurde bei Canterbury, in Kent, eine große Schlacht geliefert; eine andere bei Chertsey; eine dritte in der Nähe einer mitten im Walde auf marschigem Boden gebauten Stadt — wahrscheinlich das heutige Saint Albans. Indeß blieb der tapfere britische Anführer im Ganzen im Nachtheil, obgleich er und seine Leute überall mit Löwenmuthe kämpften. Als noch dazu kam, daß die britischen Häuptlinge eifersüchtig auf ihn wurden und ohne Unterlaß mit ihm und unter einander haderten, da gab er den Kampf auf und schlug Friedensbedingungen vor. Julius Caesar war sehr erfreut, den Frieden so ungefährdet bewilligen und mit sämmtlichen ihm übriggebliebenen Schiffen und Kriegern sich heimwärts wenden zu können. Er hatte erwartet, Perlen in Britanien zu finden, und er fand auch einige; auf jeden Fall fand er wohlschmeckende Austern, und ganz zuverlässig stieß er auf störrige Briten — über welche er ganz dieselbe Klage angestimmt haben mag, wie achtzehn Jahrhunderte später der große französische Feldherr Napoleon Bonaparte, wenn er äußerte, sie wären so unverständige Bursche, daß sie gar nicht einmal wüßten, ob sie geschlagen wären.

Bis zum Ausgange Caesars.*

Crassus gegen die Parther.

Von Ruhmsucht und Habsucht geblendet, zog der sechszigjährige Crassus nach Syrien, um einen Krieg gegen die Parther zu beginnen, obgleich dieselben den Römern verbündet waren, und obgleich ein Volkstribun noch bei dem Abzuge des Crassus die furchtbarsten Flüche über das nicht vom Volke beschlossene Unternehmen aussprach. Anfangs wurde Crassus vom Glück begünstigt. Er drang über den Euphrat vor und bemächtigte sich mehrerer Städte Mesopotamiens; aber statt den ersten Schrecken der Parther zu benutzen, brachte er den ganzen Winter damit zu, die Einkünfte der Städte zu berechnen und Schätze zu sammeln. Die Parther, die Crassus für weichliche Feiglinge gehalten hatte, erwiesen sich ihm bald als ein kühnes, kampfgeübtes Reitervolk. Sie gewannen nun Zeit, ihre Kräfte zu sammeln, und als Crassus im folgenden Jahre (53) den Kampf wieder aufnahm, wurde er bei Karrhae (Haran) in Mesopotamien gänzlich geschlagen und auf dem Rückzuge durch Verrath von den Seinigen abgeschnitten und getödtet. Zum Hohn über seine Habgier gossen die Parther geschmolzenes Gold in den Mund seines abgeschlagenen Kopfes.

Caesar im Kampf mit Pompejus.

Je mehr die Zeit der Statthalterschaft Caesars sich ihrem Ende näherte, um so mehr vereinigten sich alle Umstände, um eine neue Entscheidung herbeizuführen. Seine Tochter Julia, die er dem Pompejus zur Gemahlin gegeben hatte, war im Jahre 54 gestorben, und die Nachricht von dem Tode des Crassus löste Caesars Verbindung mit Pompejus vollends. Bei Ablauf seiner Amtszeit wollte er sich um das Consulat bewerben und suchte die Erlaubniß nach, dies abwesend thun zu dürfen. Dann wollte er einen Triumphzug halten und darauf sein Heer entlassen. Seine Gegner setzten aber den Beschluß durch, er habe zuerst seine Soldaten zu entlassen und möge sich dann — als Privatmann — um das Consulat bewerben.

Hätte Caesar dies gethan, so würde er sich damit selbst in die Hände der Feinde überliefert haben. Er ließ daher durch den Volkstribun C. Curio, den er durch Bezahlung seiner ungeheuren Schulden (4 Mill. Thaler) für sich gewonnen

* Nach C. Wernicke, Geschichte der Welt, mit einem Zusatze von Benloew.

hatte, den Vorschlag machen, daß Pompejus mit Caesar gleichzeitig sein Heer entlassen und sein Amt niederlegen sollte; statt dessen aber wurde dem Pompejus, dem seine Provinzen bereits auf's Neue bestätigt waren, vom Senat die Sorge für die Vertheidigung Italiens übertragen und Caesar für einen Feind des Vaterlandes erklärt, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit sein Heer entließe.

Der Einspruch ihm befreundeter Volkstribunen fand keine Berücksichtigung, und für ihr Leben fürchtend, flohen dieselben in Sclavenkleidern zu ihm nach Ravenna, wohin er gekommen war, um die Verhältnisse in größerer Nähe beobachten zu können. Sie lagen ihm an, ihre verletzte Würde wieder herzustellen.

Caesar hatte nur die ihm besonders ergebene zehnte Legion bei sich. Ihr führte er die flüchtigen Tribunen vor, erinnerte zugleich an alle Beleidigungen, die ihm selbst von seinen Feinden widerfahren waren, und forderte sie auf, ihn zu vertheidigen.

Alle erklärten sich bereit dazu, und nun war Caesars Entschluß gefaßt. Er hatte nur 5000 Mann bei sich; seine übrigen Soldaten standen noch jenseit der Alpen, und er konnte sie zwar einberufen, aber es schien ihm gerathener, gegen seine unvorbereiteten Feinde einen Handstreich auszuführen. Er schickte deshalb jene Legion nach Ariminum an der Grenze seiner Provinz vorauf und eilte ihr unverzüglich mit einigen Freunden nach. Als er das Flüßchen Rubicon erreichte, welches seine Provinz von Italien trennte, trat ihm das, was er im Begriff zu thun stand, in seiner ganzen verhängnißvollen Bedeutsamkeit vor die Seele. Mit dem Ueberschreiten des Flusses erklärte er dem Senat den Krieg, und alle Schrecknisse des Bürgerkrieges, alles Unheil, welches derselbe über das Vaterland bringen konnte, stellte sich seinem Geiste dar. Er versank in tiefes Nachdenken; plötzlich aber rief er seinen Begleitern entschlossen zu: Der Würfel sei geworfen! und überschritt den Fluß (49 v. Chr.).

Caesar besetzte sofort Ariminum, und mit Sturmeseile drang er siegreich vor. Pompejus, der geprahlt hatte, er dürfe nur mit dem Fuß auf die Erde stampfen, um über ganze Legionen gegen Caesar verfügen zu können, erkannte jetzt zu spät, wie sehr er seine Macht überschätzt hatte. Muthlos verließ er mit seinen Soldaten Rom, vor dem siegreichen Gegner, der durch Milde Alles für sich gewann, immer weiter nach Süden fliehend, und endlich blieb ihm nichts übrig, als sich nach Griechenland einzuschiffen. Caesar wollte ihn daran hindern, er erreichte jedoch den Hafen von Brundusium (Brindisi) erst, als eben die letzten Pompejaner zu Schiffe gestiegen waren. Da es ihm an Schiffen fehlte, mußte er für jetzt von der weiteren Verfolgung seines Gegners abstehen; dafür aber unterwarf er sich in nicht mehr als sechzig Tagen ganz Italien, auch ließ er Sicilien und Sardinien besetzen. Dann zog er nach Rom, wo er sich trotz des Widerspruches eines Volkstribunen des zurückgelassenen Staatsschatzes bemächtigte, worauf er sich unverweilt nach Spanien begab, um die dort stehenden Heere des Pompejus zu bekämpfen. Zuerst gelte es, sagte er, dem Heere ohne Feldherrn, dann solle es dem Feldherrn (dem Pompejus) ohne Heer gelten.

Vergebens versuchten die Legaten des Pompejus in Spanien ihm Widerstand zu leisten; von ihren Soldaten verlassen, mußten sie sich ihm ergeben. Er schenkte ihnen Leben und Freiheit; auch von den Soldaten durfte Jeder, der nicht unter ihm dienen wollte, ungehindert abziehen.

Hierauf ging Caesar wieder nach Rom, und zum Dictator erwählt, rief er die Verbannten zurück, setzte die Söhne der von Sulla Proscribirten wieder in ihre Rechte ein und verschaffte den Schuldnern Erleichterung ihrer Last. Schon nach elf Tagen aber legte er seine Würde nieder, und zum Consul erwählt, eilte er nun nach Brundusium, um den Pompejus in Illyrien aufzusuchen.

Pompejus hatte inzwischen ein bedeutendes Heer zusammengebracht; es kam zu einem Kampfe, der zum Nachtheil Caesars ausfiel. Aber er verlor den Muth nicht. Er lockte den Pompejus nach Italien, und dort kam es bei Pharsalus (48 v. Chr.) zu einer entscheidenden Schlacht.

Das Heer des Pompejus war dem des Caesar an Zahl bei weitem überlegen;

aber dieser hatte alte gediente Soldaten, Pompejus unerfahrene und weichliche vornehme römische Jünglinge. Caesar erfocht einen vollständigen Sieg. Massenweise wandten sich die Pompejaner zur Flucht, warfen die Waffen weg und ergaben sich. Auch Pompejus floh. Nach der Schlacht sah man Caesar traurig und zerknirscht das mit römischen Leichen bedeckte Feld durchirren, und Asinius Pollio, einer seiner Unterfeldherrn, hörte ihn rufen: Sie haben es gewollt, sie haben mich dazu gezwungen! Nach so vielen Kämpfen und Siegen, wenn ich, Julius Caesar, mein Heer verlassen hätte, sie hätten mich zu Tode verurtheilt! — Caesar, das gefürchtete Haupt der Demokraten, wäre allerdings in Rom seines Lebens so wenig sicher gewesen, als ihrer Zeit die Gracchen, als Drusus und Andere. Er fühlte sich zu groß, um inmitten der Anarchie, die in Rom herrschte, von seiner Höhe heruntersteigen zu können. Und wäre man wohl verlegen gewesen an Mitteln, ihn wegen der Verwaltung seiner Provinz, so glorreich sie war, zur Rechenschaft zu ziehen, ihm halspeinliche Processe anzuhängen? —

Tod des Pompejus.

Pompejus schiffte sich zuerst nach Lesbos ein, wo er seine Gattin Cornelia in Sicherheit gebracht hatte, und dann begab er sich, allen weitern Widerstand aufgebend, mit ihr nach Aegypten, um bei dem Könige Ptolomäus, der ihm mannigfach verpflichtet war, Schutz zu suchen. Bei dem Berge Casius, östlich von Pelusium, näherte er sich der ägyptischen Küste.

Der König von Aegypten, von der Absicht des Pompejus benachrichtigt, gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Nahm er den Flüchtling auf, so hatte er Caesar zum Feinde, verweigerte er Jenem die Aufnahme, so mußte er die Rache des Beleidigten fürchten, wenn derselbe etwa wieder zur Macht gelangte. Daher erschien ihm der Rath der beste zu sein, den Pompejus erst aufzunehmen und ihn dann zu ermorden. Der ägyptische Feldherr Achillas und der Kriegstribun L. Septimus, der früher im Heer des Pompejus gedient hatte, wurden mit der Ausführung des schändlichen Planes betraut. Auf einem kleinen Kahne fuhren sie dem Pompejus entgegen, um ihn von seinem Schiffe abzuholen. Diese Art des Empfanges erregte den Argwohn der Römer; aber Achillas entschuldigte, daß sie nicht glänzender empfangen würden, mit der Seichtheit des Wassers, und so bestieg Pompejus den Kahn, auf seinen treuen Freigelassenen Philippus gestützt. Alle auf dem Fahrzeug verharrten in düsterm Schweigen; und als Pompejus endlich den Septimus fragte, ob er nicht sein ehemaliger Kriegsgefährte sei, antwortete dieser finster blickend nur mit einem Kopfnicken. Pompejus las nun eine griechische Rede durch, mit der er den Ptolomäus zu begrüßen gedachte, und die er auf ein kleines Blatt geschrieben hatte. So erreichten sie die Küste, und eben ergriff Pompejus die Hand des Philippus, um aufzustehen, als ihn Septimus rücklings mit dem Schwert durchbohrte. Auch die Andern fielen in demselben Augenblicke über ihn her; er aber hüllte sich in seine Toga und sank mit einem tiefen Seufzer auf den Schiffsboden nieder und gab seinen Geist auf. Die Mörder hieben dem Leichnam den Kopf ab und warfen dann den Körper an den Strand. Der treue Philippus wusch ihn mit Seewasser, wickelte ihn in seine eigene Kleider und verbrannte ihn auf einem Scheiterhaufen, den er mit Hülfe eines alten Römers, der ehemals unter Pompejus Soldat gewesen war, aus am Strande gesuchten Schiffstrümmern errichtet hatte.

So endete ein Mann, dessen Ruhm über den ganzen Erdkreis verbreitet gewesen war. Hätte er auch in seinem letzten Kampf den Sieg davon getragen, wahrscheinlich wären dann für Rom die Zeiten Sulla's wiedergekehrt; selbst Cicero, obgleich er zu seinen Anhängern gehörte, sprach schon früher diese Befürchtung aus, und ebenso urtheilt auch der große Geschichtschreiber Tacitus über ihn, er sei versteckter, aber nicht besser gewesen als Marius und Sulla.

Nicht lange darauf kam auch Caesar nach Aegypten. Man brachte ihm den Kopf und den Siegelring seines ermordeten Feindes entgegen. Mit Entsetzen

wandte er sich ab; jedoch nahm er den Siegelring an, Thränen vergießend über das Schicksal des Mannes, der ihm einst so nahe gestanden hatte. Das Haupt desselben ließ er schmücken und verbrennen; um den Ort aber, wo es bestattet wurde, legte er einen der Nemesis geweihten Hain an. Die Ueberreste des Pompejus wurden der Cornelia überbracht. Sie hatte das traurige Ende ihres Gatten vom Schiff aus mit angesehen. Bei dem entsetzlichen Anblick stieß sie ein so lautes Jammergeschrei aus, daß man es bis nach der Küste hin hörte. Man wollte auch sie verfolgen, wurde aber durch widrigen Wind daran gehindert, und so entkam sie.

Caesar nach Alexandria und gegen Pharnaces.

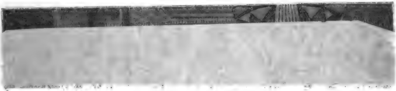
Caesar begab sich nun nach Alexandria, von nur 4000 Soldaten begleitet. Seine Truppen sollten ihm aus Asien nachkommen, Stürme verzögerten ihre Ankunft. Dadurch kam Caesar selbst in die größte Gefahr. Schon das erregte die Gemüther gegen ihn, daß er eine alte Schuldforderung an den König von Aegypten, nachdem er sie von fast vier Millionen Thalern auf etwa zwei ermäßigt hatte, mit großer Strenge einforderte; noch mehr aber brachte er eine mächtige Partei dadurch gegen sich auf, daß er in dem Thronstreit zwischen dem jungen Könige und seiner Schwester Kleopatra sich die Entscheidung zueignete. Kleopatra, die nach Syrien geflohen war, kam jetzt heimlich zurück und ließ sich, um unerkannt zu bleiben, in einen Teppich gewickelt in das Zimmer Caesars tragen. Derselbe war durch ihren Anblick im höchsten Grade überrascht, und durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist wußte sie ihn bald so für sich zu gewinnen, daß er ihr seinen vollen Schutz zusicherte und ihre Ansprüche auf den Thron offen anerkannte, während er den Ptolemäus als Geißel bei sich behielt.

Da erhob Achillas offenen Aufruhr in Alexandria, und Caesar mußte sich in seinem Palast, so gut es ging, verschanzen. Sechs Monate vertheidigte er sich hier gegen das Heer des Achillas, der während des Krieges ermordet wurde; mehr als einmal war er in der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Endlich kam sein längst erwarteter Zuzug aus Asien, und nun besiegte er den Ptolomäus, den er frei gelassen, und der sich sogleich an die Spitze des Heeres gestellt hatte. Auf der Flucht ertrank der König im Nil.

Caesar bestätigte nun Kleopatra als Königin von Aegypten und brach nach neunmonatlichem Aufenthalte mit nur einer Legion nach Kleinasien auf, wo seine Anwesenheit dringend nothwendig war. Des Mithridates Sohn Pharnaces war in das Land eingebrochen, um das väterliche Reich wieder zu erobern und durchzog es, überall mit furchtbarer Grausamkeit wüthend. Caesar eilte ihm entgegen (47), überfiel ihn unerwartet und bezwang ihn in einer Schlacht, deren siegreicher Ausgang den Krieg völlig beendete, so daß Caesar, selbst überrascht durch den schnellen Erfolg, nach Rom schreiben konnte· Veni, vidi, vici! (Ich kam, sah, siegte!)

Mit Schätzen reich beladen und ruhmgekrönt, kehrte er jetzt, abermals zum Dictator ernannt, nach Rom zurück. Dort hatte der Antrag eines Tribunen auf allgemeine Schuldentilgung die furchtbarste Gährung und die blutigsten Auftritte hervorgerufen. Caesars Reiteroberst Antonius, der sich durch Sittenlosigkeit, Leichtsinn, Schwelgerei und grenzenlosen Uebermuth allgemein verächtlich und verhaßt gemacht hatte, vermochte dieselbe nicht zu unterdrücken. Caesars Erscheinen stellte die Ruhe sofort wieder her. Durch seine Milde gewann er um so mehr Alle für sich, je weniger man sie erwartet hatte, und auch eine gefahrdrohende Auflehnung seiner zehnten Legion, welche ungestüm Zahlung der versprochenen Belohnungen und Entlassung forderte, beschwichtigte er durch seine Geistesgegenwart, so daß selbst die ungestümsten Schreier ihn flehentlich baten, er möge ihnen gestatten, wieder mit ihm in den Kampf zu ziehen.

Er verzieh den Reuigen und brach nun mit seinem Heere nach Afrika auf, wo die Anhänger des Pompejus sich zu neuem Kampfe gesammelt hatten. Unter ihnen befanden sich des Pompejus Söhne Cnejus und Sextus und sein Schwieger-



Cäsar und Cleopatra.

Digitized by Google

wandte er sich ab; jedoch nahm er den [illegible]

während des Krieges ermordet wurde; mehr als einmal war er in der augen-

Cäsar und Cleopatra.

vater, der Proconsul Q. Metellus Scipio. Sie hatten tüchtige Offiziere, wie Petrejus, Afranius, Octavius, Labienus. Der Letztere hatte früher dem Caesar bei der Eroberung Galliens die wichtigsten Dienste geleistet. Auch König Juba von Numidien war mit ihnen verbündet. Die Seele der pompejanischen Partei in Afrika aber war Marcus Porcius Cato.

Caesar in Afrika. Cato's Tod.

Cato, der die alte Freiheit des Staates retten wollte, war, wie bemerkt, noch zu Lebzeiten des Pompejus aus Rom entfernt worden, indem man ihm den Auftrag gegeben hatte, Cypern zur römischen Provinz zu machen. Als er aber nach Beendigung dieses Geschäfts nach Rom zurückkehrte, wurde er vom Volk und Senat mit großen Ehren empfangen. Die gänzliche Auflösung aller Verhältnisse in Rom hatte ihn im Jahre 52 veranlaßt, vorzuschlagen, daß Pompejus zum alleinigen Consul erwählt und ihm die Sorge für die Sicherheit des Staats übertragen würde. Seit jener Zeit blieb er stets bei der Partei des Pompejus, um mit ihr gemeinsam dem Streben Caesars nach der Oberherrschaft entgegen zu wirken. Auf die Nachricht von dem Tode des Pompejus begab er sich nach Afrika, wo sich allmälig die Reste des zersprengten pompejanischen Heeres zusammenfanden. Man trug ihm den Oberbefehl an; aber er schlug ihn aus und übernahm nur die Beaufsichtigung der festen und wichtigen Stadt Utica. Mit dem größten Eifer förderte er die Rüstungen, und bald war ein achtunggebietendes Heer beisammen. Es zählte mit Einschluß der vier römisch bewaffneten Legionen Juba's vierzehn Legionen Schwerbewaffneter; die schwere Reiterei war ohne die Schaaren des Juba 1600 Mann stark; dazu kamen eine zahllose Menge nur mit Wurfspießen bewaffneter, ohne Zaum und Zügel reitender Numidier und 120 Kriegselephanten des Königs Juba; die Flotte, geführt von P. Varus, dem pompejanischen Statthalter von Afrika, und M. Octavius, zählte 55 Schiffe.

Caesar hatte nur sechs Legionen und 2000 Reiter zusammen gebracht, mit denen er sich am 8. October 47 in Sicilien nach Afrika einschiffte. Die Flotte wurde unterweges durch heftige Stürme zerstreut, und mit nur 3000 Mann zu Fuß und 150 Reitern erreichte Caesar unweit Adrumetum die afrikanische Küste.

Als er an's Land trat, stolperte er; aber er wußte den übeln Eindruck, den dies auf die abergläubischen Krieger machte, sogleich zu verwischen, indem er laut ausrief: Afrika, ich halte dich! — Sein Heer war, auch nachdem am 3. Januar 46 die Flotte sich gesammelt hatte, nicht halb so stark als das seiner Feinde. Gleich zu Anfange wurde er von Labienus und Petrejus mit großer Uebermacht angegriffen, und nur durch einen geschickten Rückzug entging er einer vollständigen Niederlage. Dennoch suchte der pompejanische Oberfeldherr Metellus Scipio einem entscheidenden Treffen auszuweichen; auch Cato wollte, daß man, eine offene Schlacht meidend, durch kleine Gefechte Caesar hinhielte und allmälig aufreibe. Caesar zwang jedoch die Feinde am 6. April des Jahres 46 zu einer Schlacht (bei Thapsus), in welcher er einen vollständigen Sieg errang. Die Besiegten warfen die Waffen weg und fleheten um Gnade; aber Caesars Soldaten wütheten, selbst die Befehle ihrer Führer nicht achtend, schonungslos gegen die Fliehenden, und 50,000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld.

Selbst Scipio und Juba hatten die Flucht ergriffen. Der Erstere suchte zu Schiffe nach Spanien zu entkommen, und da ihm dies nicht gelang, tödtete er sich selbst; Juba und Petrejus nahmen sich gegenseitig das Leben; den Söhnen des Pompejus sowie Labienus gelang es, sich nach Spanien zu retten.

Als die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht nach Utica kam, verbreitete sich daselbst die größte Bestürzung. Cato suchte die Geängstigten zu beruhigen; da aber Caesar mit seiner ganzen Macht gegen die Stadt vorrückte, war er den bei ihm befindlichen Senatoren und andern Freunden zur Flucht behülflich und bat den Lucius Caesar, einen Verwandten des Dictators, sich für seinen Sohn und seine Freunde zu verwenden. Dann speiste er in Gesellschaft der bei ihm ge-

bliebenen Freunde ruhig zu Abend und unterhielt sich nach der Mahlzeit mit ihnen besonders darüber, daß nur der Tugendhafte frei sei. Zärtlicher als sonst umarmte er beim Abschiede seinen Sohn und seine Freunde; dann legte er sich nieder und las im Phaedon, jenem berühmten Gespräche Platons über die Unsterblichkeit. Nach einer Zeit forderte er mit Ungestüm sein Schwert, welches man weggenommen hatte aus Besorgniß, daß er sich tödten wolle. Ob man ihn etwa, rief er zornig, den Feinden wehrlos überliefern wolle? Als man ihm nun, seinem Befehle gemäß, das Schwert zurückbrachte, griff er hastig danach, prüfte die Spitze und Schneide desselben und rief dann freudig aus: Nun bin ich mein eigener Herr! — Darauf las er abermals im Phädon und verfiel dann in einen festen Schlaf. Um Mitternacht erwachte er und schickte einen Freigelassenen nach der Küste, um zu sehen, ob Alle sich gerettet hätten. Auf die Nachricht, daß Alles im Hafen ruhig sei, schloß er die Thür und durchbohrte sich mit dem Schwerte. Er hatte schlecht getroffen und stieß im Todeskampfe einen vor seinem Lager stehenden Tisch um. Bestürzt eilten auf das Geräusch sein Sohn und seine Freunde herbei. Der Arzt legte einen Verband an. Als Cato dies merkte, stieß er den Arzt zurück und riß den Verband wieder hinweg. Wenige Augenblicke später gab er seinen Geist auf. So endete der edle Mann im achtundvierzigsten Jahre seines Lebens. Er sah, daß die Freiheit des Vaterlandes, der er sein ganzes Leben geweiht hatte, und die sein höchstes Gut war, zu Grunde gegangen sei. Mit dem Verlust derselben hatte das Leben für ihn keinen Werth mehr, und es schien ihm unmöglich, es auf eine seiner würdige Art weiter führen zu können. Als Römer handelte er groß. Sein Tod erregte in der Stadt die ungeheucheltste Theilnahme; selbst die Furcht vor der Annäherung Caesars vermochte nicht die feierliche Bestattung des Leichnams zu verhindern; Caesar aber rief bei der Nachricht von dem Ende Cato's schmerzlich aus: O Cato, ich mißgönne dir diesen Tod; denn du hast mir auch deine Erhaltung nicht gegönnt! —

Utica ergab sich jetzt dem siegreichen Caesar; leicht bezwang er die übrigen Städte. Numidien aber wurde eine römische Provinz. Ruhmgekrönt kehrte er nach Rom zurück, wo man ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte. Zur Feier seiner Siege wurde ein vierzigtägiges Dankfest angeordnet. Man stellte seine Bildsäule auf. Schon während des alexandrinischen Krieges war er zum Dictator ernannt worden, am 1. Januar 47 hatte er diese Würde angenommen, und auch für das Jahr 46 bekleidete er dieselbe.

Caesars Alleinherrschaft.

Jetzt übertrug man ihm die Dictatur auf zehn Jahre und außerdem unter dem Titel eines „Sittenrichters" zugleich die Censur ohne Collegen auf drei Jahre. Er feierte einen viertägigen Triumph über Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika, bei welchem er die Summe von zweiundsiebenzig Millionen Thalern und 2822 goldene Kränze in den öffentlichen Schatz legte.

Seinen Soldaten machte er reiche Geschenke: jeder Gemeine erhielt mehr als tausend Thaler, die Offiziere das Doppelte und Vierfache. Den Bürgern aber gab er ein Festmahl, bei welchem an 22,000 Tischen gespeist wurde, und außerdem ließ er noch an 50,000 Bürger Getreide und Geld vertheilen. Endlich veranstaltete er prächtige Spiele.

Ueber diese Spiele fügen wir hier* Folgendes bei: Rom hatte kostbarere, größere, aber auch blutigere Spiele nie gesehen. Eine Schlacht zwischen 2000 Gladiatoren war das erste Vergnügen, welches Caesar den an Blut gewöhnten Augen seiner Landsleute gab, und wodurch er zugleich das Andenken seiner verstorbenen Tochter Julia, der Gattin des Pompejus feierte. Bei dieser Gelegenheit bekamen einige junge Patricier den Einfall, sich unter die Klopffechter zu mischen, um Caesar den Hof zu machen. Er gab es aber nicht zu und begnügte sich mit ihrer Bereitwilligkeit, durch ihr Blut das Andenken seiner geliebten Julia ehren zu wollen. Der Platz, auf dem das blutige

* Nach: Julius Caesar oder der Sturz der römischen Republik. Magdeburg bei Keil.

Schauspiel gehalten wurde, war vom palatinischen Berge bis zum Capitol gegen die Sonnenstrahlen durch eine Decke von halbseidener Leinwand geschützt.

Auf dieses grausame Spiel folgten Comödien und Tragödien und eine Art von komischer Oper, welche in verschiedenen Gegenden Roms aufgeführt wurden, um die Neugier aller Fremden und Einheimischen zu befriedigen. Bei dieser letzten Art von theatralischen Spielen gab eine sonderbare Begebenheit den Römern viel Stoff zur Unterhaltung. Ein römischer Ritter Namens Decimus Laberius war wegen seiner witzigen Einfälle und seiner Stärke im Komischen sehr berühmt, dabei aber als einer der eifrigsten Republikaner bekannt. Caesar versprach ihm 500,000 Sestertien (ungefähr 15,500 Thaler), wenn er in einem dieser Stücke die Rolle des Lustigmachers übernehmen würde. Wahrscheinlich war die Absicht des Dictators keine andere, als die Achtung gegen diesen Freiheitsverfechter, welcher durch seinen beißenden Witz auf die öffentliche Meinung keinen geringen Einfluß hatte, zu verringern: denn, übernahm er diese Rolle, so machte er sich dadurch des Standes eines römischen Ritters unwürdig und verlustig. Nichts desto weniger nahm Laberius den Antrag an, führte ihn aber als ein Mann aus, der nicht vergaß, daß er ein Republikaner und ein römischer Ritter sei. Gleich zu Anfange seiner Rolle wußte er auf eine sehr geschickte Art die Worte mit hineinzuweben: Den dringenden Bitten eines Eroberers konnte ich armer Sterblicher nicht widerstehen. Selbst die Götter ließen ihn nie eine Fehlbitte thun. — In der Folge der Rolle stellte er einen Sclaven vor, der Peitschenhiebe bekam. Da rief er: Ach, warum verloren wir die Freiheit! — Endlich trieb er die Kühnheit so weit, daß er, die Blicke auf Caesar gerichtet, sagte: Diejenigen, welche Andern Furcht einflößen, haben immer selbst das Meiste zu fürchten! — Aller Augen richteten sich auf Caesar, der jedoch des Laberius Worte mit Gleichgültigkeit anzuhören schien. Im Herzen mochte er aber doch wohl beschlossen haben, Jenen für seine Kühnheit auf eine der Sache angemessene Art zu strafen. Er veranstaltete daher zwischen dem Laberius und einem Syrer, der ebenfalls die Rolle eines Lustigmachers vortrefflich spielte, einen Wettstreit und bestimmte dem Sieger einen hohen Preis. Nach Endigung desselben erkannte er dem Syrer den Preis zu und sagte zu dem Laberius: Ist es möglich, daß du dir den Palmzweig, so parteiisch ich auch für dich eingenommen war, von einem Syrer hast entreißen lassen? — Laberius erwiederte mit Lebhaftigkeit: So ist das menschliche Schicksal! Heut sind wir Alles und morgen — nichts! — Nur zu tief empfand Caesar diese Worte. Die unerschütterliche Freimüthigkeit dieses Mannes aber gefiel ihm. Er schenkte ihm den goldenen Ring und erhob ihn damit wieder zu seinem vorigen Rang. Laberius sowohl als Caesar erhielten beide den Beifall der Zuhörer, der Erstere, daß er sich durch nichts abhalten ließ, nützliche Wahrheiten zu sagen, die auf das Herz des Weltbeherrschers einen guten Eindruck machen konnten, der Zweite aber, daß ihm Freimüthigkeit nicht mißfiel.

Auf die Belustigungen durch das Theater folgten Wettrennen. Hier war die schickliche Gelegenheit, wo die jungen Patricier und Ritter ihre Pracht und ihre Gewandtheit zu Pferde zeigen konnten. Hierauf sah man die merkwürdigsten Aufzüge der seltensten Thiere, Thierkämpfe und Jagden. Dann wurde ein neues Blutspiel aufgeführt. Fünfhundert Mann zu Fuß, dreihundert zu Pferde und zwanzig Elephanten mußten sich gegen eben so viele Menschen und eben so viele Elephanten ernstlich schlagen. Um diese Schlacht der Natur gemäßer vorzustellen, hatte man die Schranken des Circus abgebrochen und an deren Stelle zwei Lager aufgeschlagen, aus welchen beide Heere auf einander losgingen, um sich mit Daransetzung ihres Lebens den Sieg streitig zu machen. Ein Theil dieser Fechtenden waren Uebelthäter, die das Leben verwirkt hatten, ein anderer Theil Kriegsgefangene. Den Beschluß von Allem machte die Vorstellung einer Seeschlacht. Mit ungeheuren Kosten hatte man ein weites Seebecken gegraben und das Wasser des Tiber hinein geleitet. Auch waren zwei Flotten nach Mustern von römischen

und ägyptischen Schiffen gebaut worden. Auf jeder dieser Flotten befanden sich 400 Matrosen und 1000 Soldaten, welche ein wirkliches Seetreffen gegen einander lieferten. Der Zulauf zu diesem nie gesehenen Schauspiele war so groß, daß viele Menschen, unter ihnen mehrere Senatoren, im Gedränge ihr Leben verloren. Ungeheuer waren die Summen, welche zu diesen Spielen verwendet wurden. Zum ersten Male bemerkten die Bürger Roms, was ein Einziger für die Belustigung des Publikums thun kann, wenn er uneingeschränkt gebietet und den Willen dazu hat.

Zum vierten Male zum Consul gewählt, brach Caesar nun im November 45 nach Spanien auf, wo sich Cnejus und Sextus, die Söhne des Pompejus, festgesetzt und eine bedeutende Macht gesammelt hatten. Der Krieg gegen sie war für ihn bei weitem der schwierigste und gefährlichste. Es kam am 17. März 45 zu einer entscheidenden Schlacht bei Munda, in der Nähe von Malaga. Schon schien Alles für ihn verloren. Er sprang verzweifelnd vom Pferde und hielt seine fliehenden Soldaten zurück, indem er sie aufforderte, ihn zuerst zu tödten, damit er einen solchen Tag nicht überlebe. Sein Schild wurde von mehr als hundert Geschossen durchbohrt. Endlich errang er doch den Sieg. 3300 Pompejaner waren in der Schlacht gefallen; Cnejus Pompejus wurde auf der Flucht getödtet, Sextus entkam und hielt sich bis zu Caesars Tode bei den Landesbewohnern verborgen.

Bei seiner Rückkehr nach Rom feierte Caesar abermals einen glänzenden Triumph; aber bei Vielen erregte derselbe keine Freude; denn nur zum Schein wurde er über spanische Siege gefeiert, in Wahrheit handelte es sich um einen Triumph über römische Bürger. Dennoch überhäufte man Caesar mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen. Ein fünfzigtägiges Dankfest wurde veranstaltet. Das Consulat wurde ihm auf zehn Jahre übertragen, die Dictatur auf Lebenszeit. Indem er auch die lebenslängliche Censur erhielt, stand es fortan in seiner Macht, seine Anhänger zu Senatoren und Rittern zu erheben. Ebenso erhielt er auf Lebenszeit den Titel Imperator, der früher nur als Ehrentitel gebräuchlich, als Amtstitel aber völlig neu war; ja dieser Titel wurde ihm nicht nur für seine Person, sondern auch für seine leiblichen und adoptirten Nachkommen übertragen.

Damit war Caesar in den Besitz der Obergewalt über die gesammte Kriegsmacht und zugleich der höchsten richterlichen und administrativen Macht gelangt, und es war diese neue Obergewalt lebenslänglich und vererblich! —

Man sieht, es war die in ihrem ganzen Umfange erneuerte Königsgewalt, nur unter neuem Namen. Man räumte ihm das Recht ein, Münzen mit seinem Bildnisse prägen zu lassen; man gab ihm den Namen eines Vaters des Vaterlandes; seine Person wurde für heilig und unverletzlich erklärt; ja man erwies ihm sogar göttliche Verehrung und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Im Vollbesitze der Macht war Caesar jetzt selbst gegen seine Feinde gnädig; Vielen, die gegen ihn gekämpft hatten, gab er Aemter. Dies war ihm um so leichter möglich, da er die republikanischen Aemter bestehen ließ, aber die Zahl der Stellen erhöhte, um so ihre Bedeutsamkeit zu schwächen. So vermehrte er den Senat auf 900 Mitglieder, von denen er die Hälfte selbstständig ernannte, die andre Hälfte vorschlug; die Zahl der Prätoren erhöhte er auf 14, die der Quästoren auf 40, der Aedilen auf 6. Er traf weise Einrichtungen zur Hebung des Handels und Landbaues. Er verschönerte Rom durch Anlegung eines neuen Forums, das seinen Namen erhielt, und welches er mit einem prächtigen Tempel der Venus schmückte. Mehrere neue Militärcolonien wurden angelegt, Korinth und Karthago wieder aufgebaut. Er beabsichtigte, die Landenge von Korinth durchstechen und in Italien einen Canal graben zu lassen, der von Rom durch die pontinischen Sümpfe nach Terracina führen und tief genug für Seeschiffe sein sollte. Das größte Unternehmen aber, durch das er seinen frühern Ruhm noch zu verdunkeln hoffte, war ein beabsichtigter Zug gegen die Parther, nach deren Besiegung er im Norden des caspischen

und schwarzen Meeres entlang ziehen und durch Germanien und Gallien nach Rom zurückkehren wollte.

Auch um die Wissenschaften erwarb er sich große Verdienste, namentlich durch Anlegung von Bibliotheken. Schon nach seiner Rückkehr aus Afrika hatte er mit Hülfe des alexandrinischen Philosophen Sosigenes den Kalender verbessert, der so in Unordnung gerathen war, daß der Januar unmittelbar nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche folgte. Das Jahr 45 verlängerte er um 80 Tage, so daß die Ordnung wieder hergestellt wurde, und alle vier Jahre setzte er ein Schaltjahr ein. Zur Anerkennung seiner Verdienste um den Kalender erhielt der siebente Monat (der Quinctilis), in welchem er geboren war, den Namen Julius; der Kalender selbst aber wurde der julianische genannt. Er ist in ganz Europa in Gebrauch gewesen bis zum Jahre 1582 n. Chr., wo Papst Gregor XIII. eine neue Verbesserung vornehmen ließ; noch heute rechnen die Russen nach dem julianischen Kalender.

Caesars Tod.

Ungeachtet der Weisheit und der Milde, mit der Caesar seine Macht benutzte, gab es doch Viele in Rom, die ihn als den Unterdrücker der Freiheit des Volkes haßten, und er selbst vermehrte die Zahl seiner Feinde noch durch unvorsichtige

Aeußerungen. Er sprach mit Geringschätzung von der Republik. Sie sei im Grunde nichts weiter, sagte er, als ein Name ohne Körper und Gestalt. Gegen den Senat benahm er sich hochmüthig. Derselbe hatte ihm die übertriebensten Ehrenbezeugungen zuerkannt, und es wurde eine Deputation an ihn gesandt, um ihm den darüber gefaßten Beschluß mitzutheilen. Caesar empfing diese Deputation sitzend, und diese Kränkung vergab man ihm nicht.

Am meisten schadete es ihm, daß er sichtlich nach der Königswürde trachtete. Bei dem Feste der Lupercalien, dem er, auf einem goldenen Stuhle sitzend, zuschaute, überreichte ihm sein Freund, der Consul M. Antonius, ein mit einem Lorbeerkranz umwundenes Diadem. Caesar hätte das auf die Königswürde hindeutende Diadem gern genommen; da er aber sah, welche Mißstimmung die Handlung des Antonius im Volke erregte, verweigerte er die Annahme, und es wurde ihm dafür mit lautem Beifallsklatschen gelohnt.

Dennoch gab er sein Streben nach der Königswürde nicht auf, und seine Freunde verbreiteten das Gerücht, nach den sibyllinischen Büchern könne nur ein „König" die Parther besiegen.

Da schaarten sich endlich alle mit den Bestrebungen Caesars Unzufriedene zusammen, um ihn zu stürzen. Ihr Haupt wurde C. Cassius Longinus. Derselbe hatte sich als Feldherr ausgezeichnet und nach dem Tode des Crassus Syrien gegen die Parther behauptet. Dann hatte er sich dem Pompejus angeschlossen; nach der Schlacht bei Pharsalus aber wußte er sich Caesars Verzeihung zu verschaffen. Dennoch vermochte Caesar zu dem bleichen, finsteren Manne ein rechtes Zutrauen nicht zu fassen, und Cassius, der sich von ihm zurückgesetzt glaubte, sann nun auf Rache. Die Beschützung der Freiheit mußte seinem Mordplane als Vorwand dienen. Nicht reiner waren die Absichten der Meisten, die er auf seine Seite zog.

Der Einzige, der aus wahrer Freiheitsliebe sich dem Vorhaben anschloß, war M. Brutus, ein Neffe und Schwiegersohn Cato's und wie dieser ein eifriger Anhänger der stoischen Philosophie. Anfangs haßte er den Pompejus, weil derselbe zur Zeit des Sulla seinen Vater getödtet hatte; als aber der Bürgerkrieg ausbrach, trat er doch zur Partei des Pompejus über, wie Cato, weil er von ihm die geringere Gefahr für die Freiheit befürchtete. Brutus war ein durchaus edler Character, und dabei besaß er die glänzendsten Geistesanlagen; Cicero liebte ihn mit väterlicher Zuneigung und hoffte von ihm, daß er einst dem Staate Kopf und Herz sein werde. Ebenso liebte ihn Caesar von Kindheit an wegen seiner außerordentlichen Eigenschaften. Vor der Schlacht bei Pharsalus, wo Brutus als gemeiner Krieger in den Reihen der Pompejaner kämpfte, gebot Caesar seinen Soldaten dringend, ja das Leben desselben zu schonen. Gleich nach der Schlacht zog er Erkundigungen über ihn ein, und eine große Freude war es ihm, als Brutus nun an ihn schrieb. Er ließ ihn sogleich zu sich kommen und überhäufte ihn seit jener Zeit mit Beweisen seiner Freundschaft. Im Jahre 46 übertrug er ihm die Statthalterschaft über das diesseitige Gallien, 44 gab er ihm das bedeutende Amt des Stadtprätors, und nach Ablauf seines Amts sollte er die reiche Provinz Macedonien erhalten. In der That betrachtete Brutus den Caesar als seinen Wohlthäter, und ohne äußere Anreizung hätte er ungeachtet seiner Freiheitsliebe gewiß nicht an die Ermordung desselben gedacht. Da mehrere der Verschworenen sich ohne ihn der Verbindung nicht anschließen wollten, sah sich Cassius, der sich mit ihm wegen vermeintlicher Zurücksetzung entzweit hatte, zunächst genöthigt, sich mit ihm zu versöhnen, um ihn für seinen Plan zu gewinnen. Man schrieb an die Bildsäule des Brutus, der den Tarquinius vertrieben hatte: O, daß du noch lebtest! — Man legte Zettel auf den Sessel des Brutus, worauf die Worte standen: Brutus, du schläfst! oder: Du bist nicht Brutus! — Auch suchte Cassius durch seine Gemahlin Junia, eine Schwester des Brutus, auf diesen zu wirken, und nachdem er ihn hinlänglich vorbereitet sah, theilte er ihm mündlich den Plan zur Ermordung Caesars mit.

Brutus ging darauf ein; sein Ansehen

„Schicksal! Wir wollen sehn, was dir beliebt.
Wir wissen, daß wir sterben werden. Frist
Und Zeitgewinn nur ist der Menschen Trachten."

Brutus.

bewog nun auch noch viele Andere, der Verschwörung beizutreten, und obgleich sie weder durch einen Eid, noch durch Opfer zur Geheimhaltung ihres Vorhabens sich verpflichtet hatten, betrieben sie die Sache doch mit solcher Verschwiegenheit, daß nichts bekannt wurde.

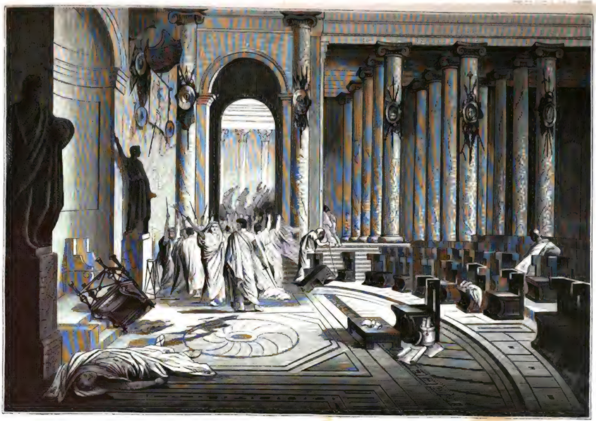
Brutus durchschaute übrigens wohl das Gefährliche des Unternehmens; öffentlich zeigte er Gleichmuth, während sein Gemüth von Unruhe bewegt war. Zu Hause saß er in Gedanken vertieft da, oft fuhr er aus dem Schlafe empor und erregte dadurch auch die Besorgniß seiner Gattin Porcia. Gern hätte sie das Geheimniß erfahren, das ihn beunruhigte, und seine Sorge mit ihm getheilt; aber zuvor wollte sie sich überzeugen, ob sie wohl Willenskraft genug habe, ein Geheimniß unter allen Umständen verborgen zu halten. Im Bade brachte sie sich mit einem kleinen Messer eine tiefe Wunde bei. Sie verfiel, von Schmerz und Blutverlust überwältigt, in ein heftiges Wundfieber, und besorgt eilte Brutus herbei. Da zeigte sie ihm die tiefe Wunde und sagte darauf: Siehe, Grausamer, in diesen Zustand hat deine Verschlossenheit mich gestürzt. Du trägst dich mit einem Geheimniß, aber du machtest mich nicht zu deiner Vertrauten, sondern behandeltest mich als ein gewöhnliches Weib, das weder ein Geheimniß verschweigen, noch den geringsten Schmerz der Folter zu ertragen vermag. Ich bin ein Weib, es ist wahr, aber ich bin die Tochter des großen Cato! — Brutus, erstaunt über den Heldenmuth seiner Gattin, theilte ihr nun ohne weitere Bedenken das Geheimniß mit.

Zu den Verschworenen gehörten noch Decimus Brutus Albinus, der im gallischen Kriege und im Bürgerkriege unter Caesar Unterfeldherr gewesen, von ihm zum Statthalter in Gallien ernannt und zum Consul bestimmt war und überhaupt bei ihm in großer Gunst stand; C. Trebonius, der gleichfalls Caesars volles Vertrauen genoß und an den meisten Kriegen desselben Theil genommen hatte; P. Servilius Casca, der durch Caesar das Tribunat erlangt hatte, und L. Tullius Cimber. Sie waren sämmtlich mit Caesar unzufrieden, wenn auch aus verschiedenen Gründen: Tullius Cimber grollte wegen der Verbannung seines Bruders; Casca, weil er nicht schnell genug befördert worden war; Trebonius war durch Habgier, Decimus Brutus durch bloße Sucht nach Neuerungen den Verschworenen zugeführt worden.

Zur Ausführung des Mordplanes hatte man die Iden des März (15. März) bestimmt. In der Senatsversammlung, die auf diesen Tag in einem der Prachtgebäude angesetzt war, welche Pompejus an das von ihm errichtete Theater angebaut hatte, sollte Caesar fallen. Am Abende vorher speiste derselbe bei einem Freunde und unterschrieb nach seiner Gewohnheit bei Tische einige Briefe. Das Gespräch kam auf die Frage, welcher Tod wohl der beste wäre, und Caesar, der gar nicht darauf geachtet zu haben schien, rief dazwischen: Ohne Zweifel der unerwartete! —

Ein solcher sollte ihm zu Theil werden. Er ahnte nicht, daß ihm die Gefahr so nahe sei. Von seinen Freunden war ihm oft gerathen worden, sich durch eine Leibwache zu sichern; er hatte ihnen erwiedert, er wolle lieber sterben, als fortwährend daran denken müssen, sein Leben zu schützen. Auch vor Brutus hatte man ihn gewarnt, worauf von ihm entgegnet worden war, dieser würde ja wohl warten, bis sein zerbrechlicher Leib von selbst zusammenbräche.

Dennoch fand ihn der Morgen des 15. März voll trüber Ahnungen. Ein Wahrsager hatte ihm gesagt, er solle sich gerade an diesem Tage vor einer großen Gefahr hüten. Seine Gattin Calpurnia war in der Nacht durch einen bösen Traum geängstigt worden. Sie hatte den Gemahl im Traume blutend in ihren Armen gehalten. Deswegen bat sie ihn flehentlich, nicht auszugehen. Dazu kamen noch die ungünstigen Zeichen bei den Opfern, die er anstellen ließ, und er war schon entschlossen, durch Antonius die Sitzung absagen zu lassen. Da erschien Decimus Brutus und sagte ihm, es würde der Senat, der ja auf seinen Befehl zusammengetreten sei, und der den Antrag zum Beschluß zu erheben beabsichtige, daß Caesar außerhalb Italiens den Königs-



Cäsar's Tod.

Digitized by Google

Digitized by Google

titel führen solle, durch sein Ausbleiben beleidigt werden.

Dies verfehlte seine Wirkung auf Caesar nicht; das Verlangen nach der Königswürde überwog alle seine Bedenklichkeiten, und er machte sich auf den Weg. Er begegnete jenem Wahrsager. Nun, rief er ihm zu, die Iden des März sind ja da, und ich lebe noch! — Ja, erwiederte Jener, aber sie sind noch nicht vorüber! — Bald darauf drängte sich ein griechischer Philosoph an ihn heran und überreichte ihm eine Schrift, welche die ganze Verschwörung enthüllte. Der Grieche forderte ihn auf, die Schrift auf der Stelle allein zu lesen, da sie Dinge enthalte, die für ihn von der größten Wichtigkeit seien. Caesar wollte auch wirklich wiederholt anfangen zu lesen, aber er wurde derart von Leuten umdrängt, daß er nicht dazu kam. Er hielt die Schrift noch in der Hand, als er in den Senat trat. Er war von Antonius begleitet, der ihm nicht nur sehr ergeben war, sondern auch große Körperstärke besaß. Diesen hielt Trebonius durch ein Gespräch, das er mit ihm anknüpfte, vor dem Saale zurück. Als Caesar eintrat, schritt sogleich einer der Senatoren ihm entgegen und redete ihn an; sie sprachen lange und angelegentlich mit einander. Einzelne der Verschworenen wurden bleich, denn sie glaubten ihre Sache verrathen, und sie verständigten sich durch Winke, lieber durch die eigene Hand zu sterben, als sich etwa gefangen nehmen zu lassen. Der Senator, der eben mit Caesar sprach, hatte kurz zuvor dem Brutus zugeflüstert: er rathe ihnen, nicht zu zögern, denn ihr Unternehmen sei kein Geheimniß mehr. Sie glaubten daher, er wisse um die Verschwörung und entdecke Caesar Alles. Bald war es jedoch zu merken, daß er nur in einer persönlichen Angelegenheit mit dem Dictator gesprochen hatte, und so gewannen Jene die Ruhe wieder.

Beim Eintritte Caesars hatte sich der ganze Senat ehrerbietig erhoben; die Verschworenen standen um seinen Sessel herum gestellt, als ob sie mit ihm über etwas zu sprechen beabsichtigten. Als er Platz genommen hatte, trat einer von ihnen, Tillius Cimber, zu ihm heran und bat ihn um Zurückberufung seines verbannten Bruders; die andern Verschworenen unterstützten seine Bitte. Anfangs lehnte Caesar die Erfüllung ihrer Bitten mit Güte ab; als sie aber ungestümer wurden, sprang er unwillig auf, um die Stelle zu verlassen. Da zog ihm Tillius Cimber mit beiden Händen die Toga von der Schulter und gab damit das verabredete Zeichen. Das sind nicht Bitten, rief Caesar zornig, das ist Gewalt! — In demselben Augenblicke zückte Casca von hinten seinen Dolch nach Caesars Schulter. Verruchter Casca, was machst du? rief, sich umwendend, Caesar, hielt den Dolch fest und durchbohrte dem Casca den Arm mit seinem silbernen Schreibgriffel; aber von allen Seiten blitzten ihm nun die Dolche der Verschworenen entgegen, die mit einer solchen Wuth nach ihm stießen, daß sie sich sogar unter einander verwundeten. Caesar vertheidigte sich noch einige Augenblicke mit seinem Griffel; als er aber auch Brutus auf sich eindringen sah, rief er schmerzlich aus: Auch du, mein Sohn Brutus? verhüllte sich, allen Widerstand aufgebend, mit seiner Toga und sank, von drei und zwanzig Dolchstichen durchbohrt, entseelt am Fuße der Bildsäule des Pompejus nieder, die er erst vor Kurzem, auch in dem gefallenen Feinde den großen Mann ehrend, wieder hatte aufrichten lassen.

Ueber Caesars Character.*

Vergegenwärtigen wir uns Caesar in seiner ganzen Persönlichkeit, so finden wir, daß in seinem Character große Offenheit ist; er ist ein sehr herzlicher Mensch; er war nicht wählend wie Cicero, er befreundete sich mit Vielen, die ihm nach ihrer Anschauungsweise vollständig entgegenstanden, sogar mit solchen, deren Bekanntschaft seinem Rufe schadete. Er war frei von Neid und Scheelsucht, aber er konnte Ueberhebung von Leuten nicht ertragen, die tief unter ihm standen. Pompejus konnte nicht ertragen, daß Caesar neben ihm stünde; Caesar nicht, daß Pompejus sich über ihn stellen wollte. Sein Talent war das allervielseitigste; er besaß beispiellose Leichtigkeit und Energie in allen Geistesthätigkeiten, vortreffliches Gedächtniß, Geistesgegenwart, den festen Glauben an seine Kraft und sein Glück; er glaubte, Alles müsse ihm gelingen. Mit dieser großen Leichtigkeit war das Meiste, was er besaß, nicht mühselige Arbeit der Schule, sondern Ausbildung und Uebung seines großen Talents: so seine Beredtsamkeit und seine Schreibart. Gerade darin, daß nichts an ihm Kunst war, sondern Alles in ihm selber begründet, darin bestand großentheils seine außerordentliche Kraft. Der Wissenschaften besaß er viele, indem er in der Zeit, da es ihn interessirte, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf sie richtete; besonders hatte er Scharfsinn und Beobachtungsgabe, und es ist gewiß keine geringe Ehre für die Grammatik, daß Caesar so große Liebe für dieselbe hatte. Dieselbe Unmittelbarkeit zeigt sich auch in seinem Feldherrntalent; ein gesunder, starker Geist, faßt er den Zweck bestimmt auf und erfindet die Mittel dazu in sich selbst. Bestimmt war er kein Intrigant; von den Intriguen, die damals so allgemein waren, wußte er nichts, sondern er war die offenste Seele von der Welt, und gerade darum vernachlässigte er Vieles; manche Gewaltthätigkeit, die er beging, ist blos die Folge von früherer Unvorsichtigkeit, Hingebung und Offenheit. Sein freundliches Gemüth, seine Milde und Menschlichkeit zeigte er nach dem Siege in einer Weise, wie man es ihm gar nicht zugetraut hatte; es war dabei nichts Gekünsteltes. Hätte er in Zeiten gelebt, wo die Staatsmaschine noch im Gange, nicht eingerostet und aufgelöst war, als man die Republik noch mit starker Hand regieren konnte, z. B. in Scipio's Zeiten, oder wäre er auf dem Thron geboren worden, er hätte sein Leben ruhig erfüllt, das Ziel ohne Zerstörung mit großem Glanze erreicht. Er befand sich aber in einer Zeit, wo es, wie der Dichter sagt, darauf ankam, Amboß oder Hammer zu sein, und da war für ihn die Wahl nicht schwer. Cato konnte immerhin träumen, es seien noch die Zeiten des Curius und des Fabricius; Cicero konnte in dieser Republik laviren wie er wollte; Caesar mußte die Umstände beherrschen, er mußte unaufhaltsam und unermüdlich dahin kommen, wohin er wollte. Daß er in seinen Kriegen gewissenlos gewesen ist, läßt sich nicht leugnen, seine gallischen Kriege sind großentheils wahrhaft frevelhaft, sein Benehmen gegen die Usipeter und Tenchterer ist abscheulich, gegen Vercingetorix bejammernswerth, aus unseligem Ehrgeiz hervorgegangen: aber gegen seine Mitbürger hat er sich nichts Dergleichen erlaubt. Erklären läßt sich das Betragen gegen die Gallier aus der damaligen Zeitansicht. Die herrschende Partei in Rom betrug sich gegen ihn nicht blos unsinnig, sondern höchst ungerecht; sie hätte ihm nimmermehr die Bewerbung um das Consulat von Gallien aus wehren sollen. Hätte man ihn ruhig dazu kommen lassen, so wäre es nicht nur besser gegangen als in Pompejus' zweitem und dritten Consulat, es wäre wahrscheinlich ruhig, vielleicht heilsam für die Re-

* Nach Niebuhr, Vorträge über römische Geschichte.

publik vorübergegangen. Wenn es irgend möglich gewesen wäre, ein Heilmittel für den Staat zu finden, so war Caesar der einzige Mensch, es zu ersinnen und auszuführen.

Bildsäule des Pompejus.*

Wenn wir von der ziemlich vollständig erhaltenen Reihe der Kaiserbilder absehen, so sind wir im Verhältniß zu den griechischen überaus arm an Portraitbildern ausgezeichneter römischer Persönlichkeiten. Es ist das eine eigenthümliche Ironie des Schicksals bei dem stolzen Volke, das so viel Pomp mit den Bildern der Ahnen gemacht hat. Auf die Größen der Poesie und Literatur kommt kaum ein halbes Dutzend gesicherter plastischer Abbildungen unter den vorhandenen römischen Bildnissen, selbst wenn wir die des Caesar hinzurechnen. Von Staatsmännern und Feldherrn der Republik sind in Büsten und Statuen nur Scipio, der Besieger Hannibals, der große Pompejus, Brutus, der Mörder Caesars, so wie der Triumvir Antonius und Agrippa, der siegreiche Feldherr des Augustus, auf uns gekommen. Das bei weitem berühmteste Denkmal römischer Portraitbildkunst aber ist der Pompejus des Palast Spada in Rom.

Diese neun Fuß hohe Kolossalstatue aus parischem Marmor wurde vor dreihundert Jahren bei den Ruinen des pompejanischen Theaters zu Rom aufgefunden. Die Kostbarkeit des parischen Marmors, die Vortrefflichkeit der Arbeit, der Fundort endlich, so wie noch andere Umstände — Alles spricht dafür, daß wir hier in der That die berühmte Ehrenstatue des Pompejus vor uns haben, zu deren Füßen sein großer Besieger unter dem Dolche des Brutus und seiner Mitverschwornen verblutete. Nach der pharsalischen Schlacht war sie umgestürzt worden; der großdenkende Caesar hatte sie wieder aufrichten lassen. Sein Nachfolger versetzte sie unter einen Janusbogen. Als man sie anderthalb Jahrtausende später wieder auffand, stritten sich die Eigenthümer des Bodens um ihren Besitz, und nur mit Mühe rettete Papst Julius der Dritte sie vor dem Schicksal der Zerstörung, da die streitenden Parteien bereits beschlossen hatten, sie in zwei Hälften unter sich zu theilen. Eine gleiche Barbarei verübten später die Franzosen, als sie in dem republikanischen Rom Voltaire's Brutus im Colosseum aufführten und die Statue dorthin schleppten, damit der Voltairische Caesar zu ihren Füßen niedersinken könne. Es mußte nämlich, um den Transport zu erwirken, der rechte Arm des Kolosses abgenommen werden!

Der große Römer ist nackt gebildet, nach griechischer, von den Römern bei Ehrenstatuen nachgeahmter Sitte. Die Chlamys bedeckt nur einen Theil des linken Armes, sie dient, wie das Wehrgehenk über der Brust, dazu, den Krieger zu bezeichnen. Der Sieger hält in der Linken eine Weltkugel, auf der noch die Spuren einer Victoria zu sehen sind. Die Medusen-Agraffe, welche auf der linken Schulter die Chlamys zusammenfaßt, sollte ausdrücken, daß der Schrecken herging vor dem Besieger der Welt. Die rechte Hand hielt wohl ursprünglich eine Lanze. Von besonderer Schönheit ist der herrlich gebildete Kopf, dessen ruhig würdige, anmuthvolle Züge, mit der edlen, offenen Stirn, vollkommen der Schilderung entsprechen, welche die Alten von Pompejus' Gesichtsbildung entwerfen. „Gütevollen Ausdruck des Angesichts und den Adel einer schönen Stirn“ hebt Pli-

* Nach Adolf Stahr, Torso.

nius hervor. Das Haar über der Stirn ist leicht aufwärts- und zurückgestrichen und zeigt eine Art Ansatz zu dem schiefen Scheitel moderner Haartracht. Die Aehnlichkeit mit Alexander dem Großen, welche Pompejus' Schmeichler rühmten, ist wirklich vorhanden und nicht blos in dem aufgesträubten Stirnhaar, dessen auch Plutarch gedenkt, sondern noch mehr in der Stellung der Augen. Von der Triumphalkrone, die das Haupt schmückte, sind nur noch die auf der Chlamys haftenden Bänder übrig.

Die letzten Zeiten der Republik.*

Aufruhr beim Leichenbegängniss Caesars.

„Die That ward mit dem Muthe von Männern vollbracht, aber der Plan war das Werk von Knaben." So äußerte sich Cicero in einem vertraulichen Schreiben an Atticus über die Verschworenen, deren Plan- und Rathlosigkeit er in der nächsten Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, da er sich ihnen schon am zweiten Tage zugesellte. Weit entfernt, wie sie geschworen, den Körper Caesars in den Tiber zu schleifen, sein Vermögen einzuziehen und seine Gesetze und Einrichtungen aufzuheben, bargen sie sich gleich Schutzflehenden im Heiligthum des Capitols, als die Senatoren, statt sich ihnen anzuschließen, in Angst und Bestürzung aus einander stürmten und das Volk bei ihrem Erscheinen auf dem Markte mit den bluttriefenden Dolchen in der Rechten ihren Aufruf zur Freiheit kalt und gleichgültig aufnahm.

Es zeigte sich bald, daß die Idee des Freistaats nur noch in den Köpfen einiger Gebildeten lebte, die mehr in der Bücherwelt und in der Vergangenheit als im wirklichen Leben heimisch waren, in dem Herzen des Volkes dagegen keine Wohnstätte mehr hatte.

Statt als Gebieter aufzutreten, hielten es die Verschworenen für rathsam, schon nach zwei Tagen mit dem Consul Antonius, welcher sich von der angsterfüllten Calpurnia Caesars Privatschatz und schriftlichen Nachlaß hatte aushändigen und nebst den öffentlichen Geldern aus dem Tempel der Ops in sein Haus bringen lassen, so wie mit Lepidus, dessen Truppen Stadt und Land besetzt hielten, Unterhandlungen anzuknüpfen, und ihr Schicksal der Entscheidung des Senats anheimzustellen, obgleich Dolabella, der das ihm von Caesar bestimmte, von Antonius aber streitig gemachte Consulat nunmehr antrat, sich mit den Fasces ihnen anschloß, und auch der Prätor Corn. Sulla, trotz seiner Verwandtschaft mit Caesar, zu ihnen überging.

Aus Befreiern waren sie somit Flehende und Verklagte geworden, die ihre Freunde zu den Senatoren sandten und um einen gnädigen Spruch baten, während Antonius, unterstützt von den caesarischen Veteranen, welche für ihre Ländereien besorgt waren, von den Freigelassenen und Fremden, welche ihre neuerworbenen Bürgerrechte zu verlieren fürchteten, und von der besitzlosen Menge, welche die Getreidespenden nach der Hauptstadt führten, mehr und mehr Herr der Tage wurde und an Caesars Stelle zu treten Miene machte.

Selbst der Senat, in dem doch die republikanische Sache noch die meisten Fürsprecher zählte, wagte nicht, die Machtherrschaft Caesars für ungesetzlich zu erklären, da sie sonst, wie Antonius schlau und richtig bemerkte, ihren eigenen Aemtern

* Nach Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte, mit Zusätzen aus: Chr. Keil, Julius Caesar.

und Ehrenstellen, die sie größtentheils aus den Händen des Dictators empfangen hatten, hätten entsagen müssen. Es wurde im Gegentheil der Beschluß gefaßt, daß um der allgemeinen Wohlfahrt und Eintracht willen Alles, was Caesar gethan und verfügt habe, als rechtsgültig anerkannt werde, dagegen keine Untersuchung über seine Ermordung stattfinden solle.

So wenig diese Ergebnisse den Erwartungen der Republikaner entsprachen, so blickten sie dennoch nicht gänzlich hoffnungslos in die Zukunft. Die Zwingherrschaft war beseitigt, die alte Ordnung der Dinge kehrte zurück, der Friede erhielt sich, durch Senatsbeschluß war Jedem das Seine gesichert worden. Allgemein begann das Ansehn der Verschwornen zu wachsen; im vertraulichen Verkehr wurden sie als Helden und Erretter gepriesen; „die Menge lief folgsam wieder am Gängelbande“ und betrachtete Brutus und Cassius als „ehrenwerthe Männer.“

Dieser Verlauf aber war nicht nach Antonius' Sinn, und was er suchte, fand er bald: Gelegenheit, die Stimmung des Volkes umzuwandeln. Diese Gelegenheit bot sich ihm bei dem Leichenbegängnisse Cäsars. Calpurnius Piso wies im Senat darauf hin, daß es die größte Beleidigung gegen die Religion sein würde, einem Manne ein ehrenvolles Begräbniß zu verweigern, der bei seinen Lebzeiten schon für unverletzlich und heilig erklärt und göttlich verehrt worden sei. Gerührt durch diese Vorstellung eines würdigen Greises, befahl der Senat, daß der Ueberrest des großen Helden das ehrenvollste Begräbniß erhalten und sein Testament öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Letzteres geschah sogleich. Caesar hatte seinen prächtigen Garten dem Volke zur Belustigung und jedem Bürger Roms dreihundert Sesterzien vermacht. Dies war von entsprechendem Eindruck. Das Volk erinnerte sich auf einmal aller der von Caesar empfangenen Wohlthaten; man vernahm heftige Verwünschungen gegen seine Mörder, alte Soldaten schworen bei ihren Lorberen, den schmählichen Tod ihres unüberwindlichen Feldherrn fürchterlich zu rächen. Da wurde bekannt, Brutus wolle zum Volke reden. Alles strömte herzu. Er sagte, Niemand in der Menge sei da, der Caesar mehr Freund gewesen sei, als er und seine Freunde, nur Eines habe ihnen höher gestanden: das Wohl des Staates! Ihm hätten sie das schmerzliche Opfer gebracht. -- Seine Rede war nicht ohne tiefen Eindruck, die Stimmung sänftigte sich zu Gunsten der Verschworenen. Aber Antonius hatte schon inzwischen seine Mittel gewählt. Der feierliche Leichenzug kam daher; Freunde Caesars trugen den Leichnam desselben nach dem Marsfelde, wo neben dem Grabe seiner Tochter Julia ein Scheiterhaufen errichtet worden war. Antonius hatte daselbst eine Art von Theater mit einer Tribüne für den Redner erbauen lassen; man erblickte eine getreue Vorstellung des von Caesar erbauten Tempels der Venus mit vielen vergoldeten Verzierungen. In der Mitte des Tempels sah man ein Bett mit Gold und Purpur geschmückt und an dessen Ende eine Trophäe von den unüberwindlichen Waffen Caesars, umwunden von eben dem Kleide, worin er ermordet worden war. Nachdem man den Körper des entseelten Helden auf dieses Bett gelegt und das in außerordentlicher Menge versammelte Volk, der Gewohnheit gemäß, durch passende dramatische Schauspiele eine Zeitlang unterhalten hatte, ließ Antonius den Beschluß des Senats, daß man dem Geschiedenen bei seiner Beerdigung göttliche Ehre erweisen könne, vorlesen. Darauf betrat er die Rednerbühne und hielt eine kunstreiche Rede, in der er die unglaublichen Thaten Caesars, seine großen Verdienste um den Staat und seine seltenen Tugenden und Talente schilderte und die Zuhörer von der Größe ihres Verlustes so lebhaft zu überzeugen wußte, daß er vielfach durch laute Klagen und heftiges Schluchzen unterbrochen wurde. Nach einer kleinen Pause näherte er sich dem Paradebett und fuhr fort: „Sehet hier den Gegenstand, der eurer Verehrung so würdig ist, auf dem Bette des Todes! Welche Ehrentitel, welche Auszeichnungen hat er nicht von euch erhalten! Rom erfand neue Namen, um die Würde und die Macht auszudrücken, die man diesem Manne anvertraute. Es

erhob sogar diesen Sterblichen in den Rang der Götter, und ihr — nanntet ihn euren Freund, euren Beschützer und den Vater des Vaterlandes. Kann ich es wohl ohne Schmerz denken, daß er nicht mehr ist? — Und wie hat er seine Tage geendigt? — Hat ihn ein tödtliches Fieber auf dem Krankenbette besiegt? — Oder ist er durch die Zahl seiner Jahre zu Boden gedrückt worden? — Hat ihn der Pfeil eines Parthers niedergestreckt, oder ein anderer Zufall des Krieges ihn zerschmettert? — Nein, nichts von allem diesen! Derjenige, den die Götter in so vielen und großen Gefahren des Krieges unversehrt erhalten, stirbt in der Mitte einer Stadt, deren Vergrößerung, Verschönerung und Flor er beständig beabsichtigte. Dieser unüberwindliche Krieger unterliegt den Dolchstößen von sechszig feigen Meuchelmördern! Undankbare, verrätherische Freunde wagen das auszuführen, was weder der trotzige Spanier, weder der wilde Gallier, noch der treulose Aegypter vermochte. Vortrefflichster der Helden! du findest an eben dem Orte Meuchelmörder, an welchem du so oftmals Verbrecher begnadigtest. Ich sehe dich an eben dem Platze leblos liegen, wo deine Beredsamkeit so oft siegte. Ich finde dich erstarrt in eben der Gegend, über welche der Pomp deiner Triumphe so viel Mal gezogen ist. Deine Haare triefen noch von Blut, und deine Kleidung ist von vielen Dolchstößen durchbohrt!" — Mit diesen Worten nahm er Caesars Gewand von der Trophäe und zählte die Dolchstiche. Das Volk bezeugte die äußerste Wehmuth und stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen die Verschworenen aus.

Aber der schlaue Antonius hatte noch andere Mittel in Bereitschaft, und dasjenige, zu dem er nun griff, setzte die Menge in die grimmigste Wuth. Der Körper Caesars, durch eine künstliche Vorrichtung in die Höhe gehoben, zeigte sich plötzlich den Augen des Volkes mit allen seinen gräßlichen Wunden auf einige Augenblicke und senkte sich darauf langsam wieder nieder. Jetzt stellte sich Antonius, als ob er von der heftigsten Begeisterung ergriffen würde. Bald öffnete er den Vorhang des Bettes, indem er die Geberde annahm und durch Zeichen zu verstehen gab, als schlafe der unvergleichliche Held nur, bald richtete er an denselben mancherlei Fragen, bald erwies er ihm göttliche Ehrenbezeugungen. Durch alles dieses gelang es ihm, den größten Theil der Zuschauer bis zur Raserei zu entflammen. Kaum erwarteten sie das Ende der Begräbnißfeierlichkeit, so rissen sie die Läden der Kaufleute, die Buden der Krämer und die Stühle und Sitze der Comitien los und verwandelten den Scheiterhaufen in eine prächtige Pyramide, auf deren Spitze der Körper Caesars verbrannt wurde. Viele Tausende beeiferten sich jetzt, dem vergötterten Helden ihre Ehrfurcht zu erweisen und warfen ihre Kleider oder Anderes ins Feuer. Die alten Soldaten übergaben dem Feuer, welches die Ueberreste ihres geliebten Feldherrn verzehrte, ihre furchtbaren, unbesiegten Waffen. Die Frauen nahmen den Schmuck von sich und warfen ihn in die Flamme. Endlich war der wüthende Pöbel nicht mehr zu bändigen. „Nun, Unheil, wirke fort; du bist im Zuge!" — Das war's, was Antonius gewollt hatte. Das Volk drängte die Wachen zurück, riß Brände aus dem Feuer und rannte damit, wie die Furien bewaffnet, durch die Straßen, um die Wohnungen der Mörder anzuzünden. Einem solchen wüthenden Pöbelhaufen hatte Helvitius Cinna, ein Mann, welcher dem Dictator immer ergeben gewesen war, und von ihm wegen seiner dichterischen Talente geschätzt wurde, das Unglück zu begegnen. In der Meinung, daß man es mit Cornelius Cinna zu thun habe, schlug man ihn nieder und zerriß seinen Körper. Ebenso wäre es Brutus und seinen Freunden ergangen, hätten diese sich nicht durch eilige Flucht dem Sturme entzogen. Als die Asche des großen Todten bereits von seinen Freigelassenen auf dem Marsfelde beigesetzt war, unterhielt und umlagerte das Volk noch ganze Nächte hindurch trauernd den Scheiterhaufen.

Der Krieg um Mutina und das zweite Triumvirat.

Die Flucht der Verschworenen genügte vorerst dem Consul Antonius; er suchte

daher die Wogen der Volkswuth wieder einzudämmen und nahm gegen den eingeschüchterten Senat, dessen Beistand er für seine Pläne nicht entbehren zu können meinte, eine freundliche Stellung ein. Er verhinderte nicht, daß Cassius und Brutus, die als Prätoren gesetzlich nicht länger als zehn Tage von Rom abwesend sein sollten, sich bis zum September in Latium aufhielten, unter dem Vorwande, für das Getreide zu sorgen, in der eitlen Hoffnung, bald wieder gefahrlos „mit einem goldenen Kranze über den Markt zu gehen.“ Auf seinen Antrag wurde die Dictatur für ewige Zeiten abgeschafft und auf den Antrag die Todesstrafe gesetzt; und als der Bandenführer Amatius, der sich für einen Enkel des Marius ausgab, an der Stelle des Scheiterhaufens auf dem Markte dem göttlichen Cäsar einen Altar errichtete und mit einer Schaar Bewaffneter die Blutrache für seinen hohen Verwandten an den Urhebern und Theilnehmern des Mordes zu nehmen drohte, da ließ ihn Antonius ohne gerichtliches Verhör hinrichten, ein Eifer für Ordnung und Recht, der dem Consul Gefahr von den zahlreichen Anhängern des Getödteten bringen konnte, daher der Senat demselben gestattete, sich aus den Veteranen in Rom eine Schutzwache zu errichten. Von dieser Erlaubniß machte Antonius den ausgedehntesten Gebrauch, denn er sammelte gegen 6000 Bewaffnete, größtentheils kriegskundige Hauptleute, um sich, die sein Haus in eine feste Burg verwandelten.

Damit war er zu einer Machtstellung gelangt, die der seines ehemaligen Gebieters wenig nachstand, und er verstand es, wie es sich bald zeigen sollte, vortrefflich, sie auszubeuten. Der Senatsbeschluß, der nicht nur die Verordnungen, sondern auch die Entwürfe Caesars bestätigte, gab dem Consul Gelegenheit, auf Grund wirklicher oder angeblicher Urkunden aus dem Nachlasse des Imperators eine Menge ihm und seinem Anhange vortheilhafter Anordnungen zu treffen. „Jeder Zettel von Caesars Hand, jedes Blatt, auf welchem er zur Hülfe für das Gedächtniß oder als Einfall des Augenblicks etwas angemerkt hatte, zählte mit.“ Wo die Urkunden nicht ausreichten, da half des Dictators Schreiber Fabricius, den Antonius in seine Dienste genommen hatte, bereitwillig nach. Nun ergingen in Caesars Namen eine Menge Gesetze, Verfügungen, Raths- und Volksbeschlüsse, Gnadenbriefe und andere Schriftstücke, zum Theil untergeschoben oder durch Weglassungen und Zusätze gefälscht. „Man grub sie in Erz ein und stellte die Tafeln auf das Capitol, und über den Inhalt durfte Niemand murren, denn sie trugen Cäsars Namen. Mit unerhörter Frechheit verfügte Antonius willkürlich über Ehren und Aemter, über Schätze und Güter der Republik. Um seine Schuldenlast zu tilgen und seiner Wollust und Schwelgerei dienen zu können, trieb er einen förmlichen Handel mit Rechten, Ehrenstellen und Provinzen. Alles hatte seinen Preis, versichert Vellejus, das ganze römische Reich stand feil. Das Haus des Consuls glich einem Markte, wo er selbst und sein lasterhaftes Weib Fulvia, des Clodius Wittwe, um die Wette die Geldsummen nicht mehr zählten, sondern wogen. Cicero und Gesinnungsgenossen ergingen sich in vertraulichen Briefen und Reden über diese neue Tyrannei — einen ernstlichen Widerstand fand der Consul nirgends. Die Senatoren waren theils durch Furcht, theils durch Mitschuld an ihn gefesselt; die Soldaten standen entweder in seinem Sold oder wurden durch die Aussicht auf Landvertheilung oder Aehnliches gewonnen; dem Volke schmeichelte er durch Herstellung des Provocationsrechts in Sachen des Hochverraths und der Gewalt und durch Wiedereinführung der dritten Geschwornenklasse, sogar ohne Festsetzung eines Census. „Der Tyrann war todt, aber die Tyrannis lebte.“

Aber jetzt erstand dem Consul ein mächtiger Rival in dem Gaj. Octavius, dem Enkel der jüngsten Schwester des Dictators. Caesar, der in kinderloser Ehe lebte, hatte ihn in seinem Testamente adoptirt und zum Haupterben mit drei Viertheilen seines Vermögens eingesetzt und ihn stets mit großer Auszeichnung behandelt. Bei dem Tode seines Großoheims befand sich Octavius in Apollonia, wo er den Studien ob-

lag, und stündlich erwartete er zum parthischen Feldzug, den er mitmachen sollte, abgerufen zu werden. Auf die Kunde, daß ihn der Imperator zum Erben und Adoptivsohne eingesetzt habe, begab sich der neunzehnjährige Jüngling nach Italien, entschlossen, seine Ansprüche geltend zu machen. Ermuthigt durch den begeisterten Empfang der Besatzungstruppen zu Brundusium, nannte er sich Gaj. Julius Caesar Octavianus, und erklärte sich dadurch zum legitimen Erben und Nachfolger des ermordeten Imperators. „Durch den großen Namen wurde der Knabe plötzlich zum Mann, es lag ein Zauber in ihm, welcher zugleich anzog und zurückschreckte, mit Vertrauen und mit Furcht erfüllte.“ Begleitet von Anhängern, Freigelassenen und Dienern des todten Imperators, die von allen Seiten herbeiströmten, begab er sich nach Rom, um die Erbschaft anzutreten. Ein Regenbogen, der bei seinem Einzuge plötzlich am wolkenlosen Himmel aufstieg, wurde als Ankündigung seines künftigen Glanzes und Glückes gedeutet.

Antonius, der zu den sieben Vollziehern des erlassenen Ackergesetzes gehörte, machte gerade Behufs der Landvertheilung eine Lustreise durch Italien, als Octavianus in der Hauptstadt erschien. Für Letzteren war nun die Gelegenheit um so günstiger, die Lage der Dinge zu überschauen, und er zeigte gleich bei seinem ersten Auftreten die Besonnenheit und kluge Mäßigung, die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichneten. Antonius gab bei seiner Rückkehr alsbald den Verdruß über den unbequemen Nebenbuhler zu erkennen. Statt ihm Rechenschaft über die Vollziehung der Testamentsbestimmungen abzulegen oder ihm gar die Baarschaften, die er schon längst für andere Zwecke ausgegeben hatte, ganz oder theilweise zu ersetzen, behandelte er ihn verächtlich oder beleidigend und rieth ihm schließlich, die Lehre von der Veränderlichkeit der Volksgesinnung, von der er auf der Schule werde gehört haben, wohl zu beherzigen, demnach sich durch den ihm gewordenen freundlichen Empfang nicht etwa zu trügerischen Hoffnungen verleiten zu lassen; und als Octavianus, um die Legate an die römischen Bürger auszahlen zu können, die Grundstücke Caesars verkaufte und sein und seiner Eltern Vermögen aufwendete, suchte ihm Antonius überall Hindernisse in den Weg zu legen und ihn in Rechtshändel zu verwickeln. Aber der junge Staatsmann verlor den Muth nicht. Er erkannte recht gut, daß, je mehr er in den Augen des Volks als Märtyrer für die Ehre Caesars gelte, er desto höher in der öffentlichen Gunst steigen werde. In Kurzem waren die Verhältnisse zwischen Beiden so gespannt, daß ein neuer Bürgerkrieg in Aussicht stand; nur die Wahrnehmung, daß die caesarischen Legionen der Mehrheit nach für Octavianus waren, hielt den Consul ab, die Rolle des Pompejus zu wiederholen und den neuen Caesar mit Senatsbeschlüssen und unzuverlässigen Truppen zu bekriegen. Es trat sogar eine vorübergehende Versöhnung ein, als sich Antonius um die cisalpinische Provinz bewarb.

Die Mörder Caesars hatten kein Bedenken getragen, die ihnen von dem Imperator bestimmten Statthalterschaften nach dessen Tode anzutreten. So war Trebonius nach Asia, Tillius Cimber nach Bithynien und Decimus Brutus nach dem cisalpinischen Gallien gezogen. Cassius und Brutus sollten Syrien und Macedonien verwalten, weilten aber noch in Italien.

Diese letzte Provinz hatte sich bereits Antonius durch Volksbeschluß zutheilen lassen. Nun wünschte er aber die entlegenere Landschaft mit dem diesseitigen Gallien zu vertauschen, um wie einst Cäsar, eine Statthalterschaft und ein Heer in der Nähe von Rom zu haben, von wo er die Hauptstadt überwachen und beherrschen könne.

Als jedoch der Senat auf diesen Antrag des Antonius nicht einging, brachte dieser die Sache vor die Volksgemeinde, und Octavian verwendete sich für ihn, damit nicht die wichtige Provinz noch länger in den Händen eines dem caesarischen Hause so feindseligen Mannes bliebe, wie Decimus Brutus es war. Den vereinten Bemühungen der einflußreichen Häupter gelang es, einen Volksbeschluß durchzusetzen, der dem Antonius die Statthalterschaft über das diesseitige Gallien auf sechs Jahr übertrug, mit der

Ermächtigung, das macedonische Heer dahin zu ziehen. Die Freundschaft dauerte jedoch nur so lange, als ihre Interessen zusammengingen. Denn als Decimus Brutus sich weigerte, dem Volksbeschluß, der dem frühern Senatsbeschluß entgegenstand, Folge zu leisten, und Antonius sich anschickte, gegen den Widerstrebenden Gewalt zu gebrauchen, hielt es Octavian für ersprießlich, mit dem Senat, in welchem Cicero zur Zeit den größten Einfluß besaß, in Verbindung zu treten. Es mochte ihm dieser Schritt schwer genug ankommen, da ja der Senat den Mördern seines Oheims sich so günstig gesinnt erwies. Den Antonius, sagte er sich, könne er nur gewinnen, wenn er sich ihm furchtbar zu machen wisse. So ließ er es denn auch ruhig geschehen, daß Casca, einer der Verschworenen, das Tribunat erlangte, und bewarb sich um Cicero's Gunst durch erheuchelte Verehrung.

Seit seinem großen Siege über Catilina besaß Cicero kein solches Ansehen, als seit dem 31. August 44, wo er wieder in Rom erschien und als Verfechter der republikanischen Freiheit seine einflußreiche Stimme im Senat vernehmen ließ. Seine ganze staatsmännische Thätigkeit richtete sich jetzt gegen Antonius, und hatte er auch nur Worte in den Kampf zu führen, so waren diese Worte doch auch scharfe Waffen. In den vierzehn Reden, die nach dem Vorbilde des Demosthenes den Namen der „philippischen" tragen, sprach er den ganzen Groll aus, den er seit Monaten gegen den frevelhaften Consul in seiner Brust gesammelt hatte. Je unentschiedener er sich bisher gezeigt hatte, desto leidenschaftlicher trat er jetzt auf; die Umstände und der Haß hatten ihn zu dem Entschlusse getrieben, mit den Verschwornen im Bunde alle Kräfte der Republik gegen die Feinde der Verfassung zu vereinigen. Er handelt als Vormann und Lenker des Senats, er unterhält Verbindungen mit den Statthaltern, ertheilt ihnen aus eigner Machtvollkommenheit Befehle, Rath oder Verweise und empfängt ihre Berichte; er treibt die Saumseligen und Unentschiedenen unter den Senatoren und Consularen an, geißelt die Feigen, empfiehlt und befördert energische Maßregeln, wenn sie auch einen revolutionären Character tragen. Als der behutsame Senat Bedenken trägt, den Consul Antonius für einen Reichsfeind zu erklären, spricht Cicero eigenmächtig die Acht aus und führt vor dem Volke und dem Heere bittere Schmähreden gegen die Rathsherrn und Beamte. Nie sind solche Schmähungen und Lästerungen auf ein Haupt gehäuft worden, als Cicero in den philippischen Reden auf Antonius ausgießt; und als dieser auszog, um mit Waffengewalt sich in den Besitz der cisalpinischen Provinz zu setzen, nannte er sein Heer eine „Räuberbande" und seine Anhänger die „nichtswürdigsten Römer und Nichtrömer", seine „Gefährten beim Becher- und Würfelspiel", Menschen, „welche die Gewöhnung an ein ruchloses Leben, Schulden, Verbrechen, selbst Brudermord, und die Hoffnung, ungestraft zu bleiben, auf Kosten der Mitbürger zu steigen und sich zu bereichern, ihm zugeführt."

Aber der verachtete Antonius und seine Truppen waren doch stark genug, in kürzester Zeit das gallische Land zu unterwerfen; nur Mutina, die feste „Schutzwehr Italiens", wohin Decimus Brutus sich mit seinen Gladiatoren und einigen Legionen geworfen, leistete Widerstand. Unter den Mauern dieser blühenden Colonie zog sich im Winter der Krieg zusammen, der davon den Namen: der „mutinensische" führt.

Jetzt war die Zeit für Octavian gekommen. Er hatte auf eigene Hand Truppen geworben und stand mit einem Heere von Veteranen, die der Name, die Geschenke und die Versprechungen des jungen Caesar unter die bekannten Feldzeichen geführt, in Etrurien. Auf Betrieb Cicero's, dessen Gunst sich der „Knabe Caesar" durch sein aufmerksames, entgegenkommendes Benehmen erworben, wurde nunmehr Octavian durch Senatsbeschluß zum Proprätor ernannt und beauftragt, mit seinen Truppen sich den Heeren, welche Hirtius und Pansa, die beiden Consuln des Jahres 43, gegen Mutina führten, anzuschließen, um mit vereinten Kräften den verhaßten Gegner zu vernichten. Zugleich wurde Alles, was Octavian bisher ohne öffentliche Ermächtigung unternommen, nachträglich gut ge-

heißen; man verlieh ihm den Rang eines Consulars und damit Sitz und Stimme im Senat, ertheilte ihm das Recht, sich zehn Jahre vor der gesetzlichen Zeit um das Consulat zu bewerben und übernahm die Belohnungen, die er seinen Soldaten versprochen, auf die Staatskasse.

Als der letzte Versuch des Senats, den Antonius durch eine Gesandtschaft zur Einstellung der Feindseligkeiten und Unterwerfung unter die Beschlüsse der Väter zu bewegen, an den übertriebenen Gegenforderungen desselben gescheitert war, zogen Hirtius und Octavian wieder ihn ins Feld; bald schloß sich ihnen auch Pansa an. Die ersten Gefechte vor Mutina fielen zu Gunsten des kriegskundigen Antonius aus. Auf einer sumpfigen, von Schilf bewachsenen Ebene begegnete er den Truppen des Pansa. „Lautlos kreuzten die Krieger aus Caesars Schule die Waffen; es bedurfte keines Zurufs, keiner Leitung; man focht in der Nähe, Mann gegen Mann, kein Streich fehlte, jede Lücke war sogleich wieder ausgefüllt, und nur auf Augenblicke trennte man sich wie auf Verabredung, um den ermatteten Arm zu neuer Blutarbeit zu stärken.“ Pansa mußte das Feld räumen und wurde schwer verwundet von der Wahlstatt getragen. In Rom vernahm man die Kunde davon mit Bestürzung und Grauen. Aber auf dem Kriegsschauplatze hatte sich die Lage schnell verändert. Hirtius war auf die Nachricht von dem Beginn der Schlacht seinem Collegen zu Hülfe gezogen, traf am Abend des Schlachttages ein und trat den ermatteten Legionen des Feindes mit frischen Truppen entgegen. Diese vermochten den neuen Kampf nicht mehr zu bestehen. Sie wurden geschlagen und zersprengt, zwei Adler und sechszig Feldzeichen gingen verloren; kraftlos und verwundet irrten Viele in den Sümpfen umher, bis Antonius sie durch Reiter sammeln ließ. Die beiden Consuln Pansa und Hirtius so wie Octavian, der inzwischen das Lager gegen den Bruder des Antonius geschirmt hatte, wurden von dem Heere als „Imperatoren“ begrüßt. Große Freude erregte die Siegeskunde in Rom. Cicero trug in seiner letzten philippischen Rede auf Dankfeste und Ehrendenkmale an und bewirkte, daß Antonius durch Senatsbeschluß als Reichsfeind geächtet ward. Einige Tage darauf wurde die Schlacht vor den Thoren der hartbedrängten Stadt Mutina erneuert. Antonius ward überwunden und zur Flucht genöthigt; Hirtius bezahlte den Sieg mit seinem Leben, und ehe die Botschaft den an einer schweren Verwundung zu Bononia darnieder liegenden Pansa erreichte, war auch dieser verschieden.

Das Glück Caesars schien auf seinen Adoptivsohn übergegangen zu sein. Er stand jetzt an der Spitze des gesammten siegreichen Heeres, das in ihm den Erben des caesarischen Namens und Ruhmes ehrte. In Rom sah man den Krieg als beendet an und legte das Waffenkleid ab. Die Aristokratie lebte der frohen Hoffnung, daß das Regiment des Staates nun wieder in ihre Hände übergehen werde; von dem jungen Feldherrn fürchtete man keine Gefahr. Nun meinte man offen gegen die Caesarianer vorgehen, auch den Verschworenen den Ehrensold für ihre große That des 15. März abtragen zu können.

Decimus Brutus, der an dem Kampfe unter Mutina's Mauern gar keinen Antheil genommen hatte, wurde als der wahre Sieger gefeiert und zum Oberfeldherrn über die beiden consularischen Heere ernannt, damit er den Krieg gegen den Reichsfeind, der sich mit den Resten seines Reiterheeres über die Alpen geflüchtet, mit aller Kraft fortführe; M. Brutus erhielt die Oberstatthalterschaft von Macedonien, Griechenland und Illyrien, Cassius die der syrischen Provinz, dazu den Auftrag, den gewesenen Consul Dolabella, welcher sich nach Ermordung des Trebonius in Smyrna der Provinz Asia bemächtigt und in Stadt und Land Erpressungen übte, zu bekriegen; Sext. Pompejus wurde zu Gnaden aufgenommen und als Befehlshaber der Flotte, die er auf eigene Hand geschaffen, anerkannt; man sprach von Abschaffung der julischen Gesetze und Anordnungen. Aus Allem ging hervor, „daß man den Sieger mit dem Besiegten, Octavian mit Antonius zu stürzen gedenke.“ In den Senatsbeschlüssen war von ihm nirgends die Rede; seine For-

derung eines Triumphes wurde als unberechtigte Anmaßung verworfen; man suchte durch Sendlinge seine Truppen zum Abfall von ihm zu bewegen.

Bald jedoch begann man in Rom zu merken, daß man den Triumph vor dem Siege gefeiert habe, und man suchte wieder einzulenken. Als der Senat die Kunde empfing, daß sich Antonius und Lepidus vereinigt habe, ertheilte er dem zurückgesetzten Octavian den Auftrag, gemeinschaftlich mit Decimus Brutus den Krieg gegen die geächteten Reichsfeinde, — denn auch Lepidus und seine Anhänger hatte man für Feinde des Vaterlandes erklärt — aufzunehmen und gab ihm somit die Rechte eines Befehlshabers zurück. Aber es war zu spät. Octavian hatte bereits geheime Verbindungen mit Antonius angeknüpft; er bedurfte nur einer amtlichen Stellung, um nicht als Hülfeflehender zu erscheinen. Seine Truppen, die ihm fest anhingen, schickten vierhundert Hauptleute nach Rom, welche für den Oberbefehlshaber das Consulat erbitten sollten. Als man sie schnöde abwies, verlangte das ganze Heer nach der Hauptstadt geführt zu werden. Octavian willigte gern in diese Forderung. Bald vernahm man in Rom, Octavian ziehe mit acht Legionen daher. Ein Schrecken kam über den Senat; die Einen riethen zu mannhaftem Widerstand, die Andern zur Unterwerfung. Bestechungsversuche blieben bei den Soldaten wirkungslos. Ohne Würde und Haltung schwankten die Senatoren hin und her: „Zugeständnisse und Unterthänigkeitsbeweise wechselten mit Widerruf und Hochmuth, wie die Ereignisse Furcht oder Hoffnung brachten. Cicero, der Vater des Vaterlandes, verschwand und erschien, je nachdem er sich gefährdet oder sicher wähnte.“ Mit Angst und Zagen erwartete man die Ankunft der Legionen; als aber diese ruhig auf dem Marsfelde lagerten, schöpfte man wieder Hoffnung. Nachdem Octavian sich der Staatskasse bemächtigt und seinen Legionen die versprochenen und vom Senate (beim Beginn des mutinensischen Krieges) selbst genehmigten Belohnungen gereicht, zog er sich zurück, um den Schein der Wahlfreiheit zu wahren. Heer und Volk waren von seiner Würdigkeit vollständig überzeugt. So wurde er denn vor dem zwanzigsten Lebensjahre zum Consul gewählt. Als Collegen hatte er zum voraus seinen Verwandten Q. Pedius bestimmt. Dieser war nur sein Legat und sollte in der Stadt bleiben, während er selbst im Felde stand.

Das zweite Triumvirat.

Nachdem der neue Consul auf dem Capitol das herkömmliche Opfer gebracht, ließ er durch die Curien seine Adoption bestätigen. Es war nur eine Rechtsform, aber in diesem Augenblicke war dieselbe von hoher Bedeutung. Sie sollte dem Volke kund thun, „daß es sich von den Mördern Caesars und ihrem Anhange lossage und keine höhere Pflicht kenne, als seinen Vater zu rächen.“ Darauf wurde die gegen Dolabella ausgesprochene Acht aufgehoben, obschon derselbe bereits im Kampf gegen Cassius sein blutiges Ende gefunden und eine gerichtliche Untersuchung gegen die Urheber und Theilnehmer an Caesars Ermordung angeordnet war. Damit war die durch Senatsbeschluß gewährte Amnestie stillschweigend aufgehoben und die Fahne der caesarischen Blutrache aufgepflanzt. Sie galt zunächst den Häuptern der Verschwornen, dem Cassius und M. Brutus. Aber der Kampf mit den beiden tapfern Männern, die als Statthalter von Macedonien und Syrien über die gesammte Heerkraft des Ostens geboten, und von denen Cassius durch Kriegsruhm vor allen Feldherrn jener Zeit hervorragte, war ein gewagtes Unternehmen, dem Octavius nur im Verein mit Antonius und Lepidus sich meinte unterziehen zu können. Während daher sein College in der Stadt einen außerordentlichen Gerichtshof aufstellte, welcher mit Klagen auf Hochverrath gegen alle der Theilnahme an der Ermordung des Imperators Beschuldigten einschritt und beim Senat die Aufhebung der gegen Antonius und Lepidus erlassenen Achtserklärung betrieb, zog Octavian mit seinen Legionen längs der Küste des adriatischen Meeres nordwärts bis in die Nähe von Bononia (Bologna), wo er mit seinem bisherigen Gegner und Rivalen Antonius zusammentraf.

Antonius hatte sich nach der Niederlage bei Mutina mit den Trümmern seines Heeres nach Oberitalien geworfen, von Decimus Brutus langsam und ohne Nachhalt verfolgt. Es machte auf die Soldaten einen guten Eindruck, als sie sahen, wie der Consular seinen Unfall trug, wie der Mann, der so sehr den Glanz und das Wohlleben liebte, das Barthaar wachsen ließ, mit seinen Soldaten aus Lachen trank und den Hunger mit Wurzeln und Baumrinde stillte. An der ligurischen Küste hatte er seinen Gesinnungsgenossen Ventidius mit drei Legionen an sich gezogen und war dann, durch neue Werbungen verstärkt, durch die Alpenpässe gegangen, in der Hoffnung, seinen ehemaligen Waffengefährten Lepidus, der im Namen des Senats das narbonesische Gallien und das diesseitige Spanien verwaltete, auf seine Seite zu ziehen. Lepidus spielte eine zweideutige Rolle. Aeußerlich Gehorsam gegen den Senat und Feindschaft gegen Antonius heuchelnd, knüpfte er heimlich Unterhandlungen mit Letzterem an und ließ sich dann zum Schein von seinen Soldaten zur Versöhnung und zur Vereinigung der Heere zwingen. Bald schloß sich auch Asinius Pollia, Statthalter des jenseitigen Spaniens, und L. Plancus im nördlichen Gallien den beiden Consularen an. Diese Vereinigung der Caesarianer nöthigte den Decimus Brutus, der sich gleichfalls über die Alpen zu Plancus begeben hatte, zur Flucht. Verlassen von seinen Soldaten, die massenweise ausrissen, suchte er mit einer Schaar getreuer Reiter Schutz im Gebirge, wurde aber durch Verrath auf dem Wege nach Aquileja ermordet und sein Haupt dem Antonius zugeschickt. Damit war die senatorische Macht im Westen gebrochen; einige getreue Anhänger starben durch eigene Hand.

Eine ungeheure Kriegsmacht traf gegen Ende Octobers in der Nähe von Bononia ein. Das entscheidende Wort stand bei Antonius, dem ältern und erfahreneren Heerführer; aber er war abhängig von den Soldaten, die überhaupt bei allen diesen Vorgängen den Ausschlag gaben und laut verlangten, daß sich die Anhänger Caesars die Hand zum Frieden und zur Versöhnung reichten, damit man den Tod des Imperators räche. Unter der Vermittlung des Lepidus, eines schwachen und unbedeutenden Mannes, der nur durch die Rolle eines Friedensstifters eine vorübergehende Geltung erlangen konnte, kamen die Feldherrn auf einer kleinen Flußinsel unweit der genannten Stadt zusammen. Hier wurde im Angesicht der Legionen, deren fünf auf jedem Ufer aufgestellt waren, jener schreckliche Bund geschlossen, der als „zweites Triumvirat“ bezeichnet, die römische Republik gänzlich zu Grabe trug. Nach zweitägiger Berathung einigte man sich über folgende Punkte: Octavian tritt das Consulat für den Rest des Jahres an Ventidius ab; für die drei wird dagegen ein höchstes außerordentliches Amt zur Herstellung der Ruhe und Ordnung im Reich auf fünf Jahre geschaffen und mit Vollmacht ausgerüstet, ohne Bestätigung vom Senat und Volk rechtskräftige Verordnungen zu erlassen und alle Stellen zu besetzen.

So ließ man noch auf fünf Jahre das Schattenbild der Republik unter der Hoheit eines Doppelkönigthums bestehen: denn Lepidus hatte von Anfang an eine untergeordnete Stellung. Man gönnte ihm keinen Theil an dem Kriegsruhm, mit dem sich die neuen Machthaber zu schmücken gedachten. Während Antonius und Octavian es übernahmen, mit dem Gesammtheere die Republik in ihren bedeutendsten Häuptern Brutus und Cassius zu bekämpfen, sollte Lepidus für das nächste Jahr das Consulat bekleiden und Rom bewachen. Hinsichtlich der Provinzen vereinigten die Drei sich dahin, daß Antonius die beiden Gallien diesseit und jenseit der Alpen erhalte, Octavian Afrika nebst den Inseln Sicilien und Sardinien übernehme, Lepidus in seiner frühern Stellung als Statthalter der Landschaften im Norden und Süden der Pyrenäen verbleibe. Den Legionen sollten nach beendigtem Feldzug achtzehn der schönsten und reichsten Städte Italiens, darunter Capua, Rhegium, Venusia, Benevent, Ariminum, als Militärcolonien angewiesen werden.

So weit theilten die Triumvirn ihre Verträge den Legionen mit, welche besonders die letzte Bestimmung über die

Zuweisung der Städte mit lautem Beifall begrüßten und zur Besiegelung der Eintracht auf eine Vermählung Octavians mit Antonius' Stiefschwester Clodia drangen. Eine weitere Uebereinkunft hielten Jene aber geheim. Sie hatten nämlich beschlossen, theils um sich in den Besitz der nöthigen Geldmittel für den bevorstehenden Feldzug zu setzen, theils um ihren Rachegefühlen Genüge zu thun und sich von ihren hervorragendsten Feinden zu befreien, nach dem Vorgange Sulla's, Aechtungslisten aufzustellen von denjenigen Senatoren und Rittern, deren Vermögen eingezogen, deren Leben dem Dolche der Mörder überantwortet werden sollte. „Gleich den griechischen Tyrannen mußten die drei Machthaber morden, um zu rauben, und rauben, um zu herrschen." Als Hauptgrund wurde vorangestellt: Sühne für den an Caesar begangenen Mord. Stärker aber wirkte die Furcht, die Freunde der Verschworenen möchten, wenn die Triumvirn im Felde ständen, mit Hülfe des auf Sicilien weilenden Sext. Pompejus feindliche Bewegungen herbeiführen und dadurch ihre Unternehmungen lähmen. Die Drei wollten sich gegen eine Wiedervereinigung der senatorischen Partei bei etwaigen Unfällen im Kriege und gegen neue Aechtung sicher stellen. Zugleich gedachte man durch die gemeinsame Blutthat den Bund mehr noch zu befestigen und eine Solidarität der Interessen zu erzeugen; darum weihete jeder der Verbündeten seine Widersacher dem Verderben und forderte von den beiden andern Zustimmung. Man glaubte, „wenn Jeder die Seinigen dahin gegeben und seine Hand gleich tief in Blut getaucht habe, könne Keiner als Anwalt seiner Mitbürger und als Beschützer der Freiheit aus dem Bunde scheiden. Ohne diese Gefahr von außen und den gegenseitigen Argwohn würden sie menschlicher gewesen sein."

Schreckenstage in Rom.

Als der Vertrag schriftlich abgefaßt und beschworen war, brachen die drei Machthaber mit ihren Legionen auf, um sich nach Rom zu begeben. Voraus ging ein Befehl an den Consul Pedius, siebzehn der angesehensten Senatoren, unter ihnen Cicero, vor der Ankunft des Heeres zu tödten. Alsbald drangen Mörder in die Häuser, um die Bezeichneten aufzusuchen. Da Niemand wußte, wie viele dem Tode bestimmt seien, erhielt Rom das Ansehen einer erstürmten Stadt; „überall Wehklagen und Flüchten, dann leere Drohungen und Ausbrüche der Verzweiflung, nirgends ein männlicher Entschluß." — Während der Nacht fanden Einzelne Gelegenheit zur Flucht, unter ihnen Cicero. Als am andern Tage die Triumvirn mit bewaffneter Mannschaft in die Thore einzogen, war der Consul Pedius eine Leiche. Die heftige Anstrengung und Gemüthsbewegung hatte seinen Lebensfaden plötzlich durchschnitten. Nun ließen die Drei durch eine eiligst zusammengetriebene Volksversammlung ihre eigenmächtig geschaffene höchste Magistratur bestätigen und schritten dann zur Vollziehung ihrer Blutverträge. Nachdem man alle Thore und Zugänge durch Wachen gesichert, machte ein an verschiedenen Orten angeschlagenes Proscriptions-Edict die Namen der Geächteten bekannt, bedrohte Jeden, der einen derselben aufnehme, verberge oder zur Flucht verhelfe, mit derselben Strafe und setzte für die Auslieferung der Köpfe Belohnungen aus, einem Freien 25,000 Denare, einem Sclaven 10,000 Denare nebst Freiheit und Bürgerrecht. Der ersten mit den Namen von 130 Senatoren gefüllten Tafel folgte bald eine zweite mit 150, und an den folgenden Tagen sah man fortwährend die Verzeichnisse mit neuen Namen von Schlachtopfern ergänzt und vermehrt. Selbst der Bruder des Lepidus und der Oheim des Antonius standen auf einer Bluttafel.

Die Zahl der Gemordeten wird verschieden angegeben; sie steigt in einzelnen Angaben bis auf 300 Senatoren und 2000 Ritter. Wie zur sullanischen Schreckenszeit wurden auch jetzt alle Leidenschaften entfesselt und die innigsten Verhältnisse, die Blut, Freundschaft und Pietät geknüpft, zerrissen. Die ganze Stadt füllte sich mit Leichen, erzählt Dio Cassius, Viele wurden in ihren Häusern, Viele auf den Straßen, auf öffentlichen Plätzen und bei den Tempeln gemordet.

Ihre Köpfe wurden, wie zu Sulla's Zeit, auf der Rednerbühne zur Schau ausgestellt, und ihre Leiber theils in den Tiber geworfen, theils an ihrer Todesstätte den Hunden und Vögeln zum Fraß preisgegeben. Man bekleidete Knaben mit der Männer-Toga, um sie ächten zu können, und mordete sie, um sich ihres Erbgutes zu bemächtigen.

Eine solche Zeit der Gährung, bemerkt Drumann, bringt das Schlimmste und das Beste auf die Oberfläche und die Extreme an einander, und man kann von ihren Erscheinungen nur mit großer Vorsicht auf den Character eines Volks oder Zeitalters schließen. Wenn uns die von Appian und andern Schriftstellern erzählten Beispiele einerseits einen Abgrund von Bosheit und Laster zeigen, wo Ehemänner von ihren treulosen Frauen, Väter von ihren eigenen, nach dem Erbe lüsternen Söhnen, Herren von ihren Sclaven und Freigelassenen, Gläubiger von ihren Schuldnern den Mörderbanden überliefert wurden, so finden wir doch auch Beispiele von Großherzigkeit, Edelsinn und Selbstaufopferung. Manche wurden durch hingebende Liebe und Treue, durch Mitleid und Menschlichkeit, oft mit der größten Lebensgefahr, gerettet; sie flohen nach Sicilien oder Macedonien, wo freilich den meisten nur eine kurze weitere Lebensfrist gegönnt war. Das Entsetzlichste in dieser Schreckenszeit war überhaupt nicht die Menge der Erschlagenen, sondern die Art des Mordens, „die kalte Ueberlegung und das Durchdachte des Blutplans, das wechselseitige Dingen und Feilschen mit Menschenleben, die Frivolität eines Antonius und die Frechheit einer Fulvia, und endlich der Auftrag an Rom, das Urtheil selbst zu vollziehen. Ein ganzes Volk wurde von der Todesangst gefoltert und zum Meuchelmorde gedungen."

In diesen Tagen des Schreckens fand auch Cicero sein tragisches Ende kurz vor erreichtem vierundsechszigsten Lebensjahr. Der Tod ereilte ihn auf der Flucht, als er sich von seinem Landgute Formiä in einer Sänfte der Küste zutragen ließ, um zu Schiffe sich zu Brutus zu begeben, bei dem sein Sohn im Heere stand. Antonius befand sich gerade auf dem Markte in der Volksversammlung, als man ihm Kopf und Hand von Cicero überbrachte. Er ließ Beides auf der Rednerbühne zur Schau stellen, nachdem Fulvia mit dem bleichen Haupte ihr freches Spiel getrieben, und zahlte den Mördern den zehnfachen Preis.

Als das Morden vorüber war, erfolgten Erpressungen und Steuerbedrückungen von unerhörtem Umfange. Der Erlös der confiscirten Güter reichte nicht für die Kriegskosten hin. Daher wurde von den Machthabern ein Raubverfahren eingeleitet, welches unter den verschiedensten Formen und Vorwänden die fehlenden Summen in die Staatskassen lieferte. Man belegte alle Bewohner ohne Ausnahme, Bürger wie Fremde, Freigeborne und Freigelassene mit hohen Abgaben; man zwang reiche Frauen zu Zwangsdarlehen; man erhob von den Häusern einen Theil der Jahresmiethe, von den Landgütern einen Theil des Ertrages. So ging das Jahr 43 zu Ende.

Am 1. Januar schwuren die Triumvirn und auf ihr Gebot das gesammte Volk, die Gesetze des „göttlichen" Julius Caesar zu beachten und seine Einrichtungen zu bewahren; und ein Edict setzte fest, daß in Zukunft der Neujahrstag von Männern und Frauen mit Opfer und Festschmaus feierlich begangen werde, zum Andenken an die hohe Wohlthat, die an diesem Tage dem römischen Volke durch die Herstellung der gesetzlichen Ordnung von den Triumvirn zu Theil geworden.

Philippi.

Nach diesen Vorgängen gegen Antonius und Octavian mit großer Heeresmacht zu dem Entscheidungskampf gegen die Republikaner, die, um Cassius und Brutus geschaart, anfangs im Orient standen, dann aber, mit Geld und Truppen reich-

lich versehen, nach ihrer Vereinigung in Sardes über den Hellespont setzten und auf dem thracischen Küstenwege, auf dem einst Xerxes wider die Griechen gezogen, in Macedonien einrückten, während Sext. Pompejus von Sicilien aus die Kornschiffe wegfing und Italien durch Hunger peinigte, und eine beträchtliche Flotte unter Statius Murcus das ionische Meer beherrschte. Die Republikaner geboten ebenso unbeschränkt über die östliche Hälfte des Römerreichs, wie die Triumvirn über die westliche; es handelte sich um einen Wettkampf bei fast gleichen Kräften, dessen Ausgang Niemand voraussagen konnte; beide Theile waren auch an Verbrechen einander gleich. Denn wie die Triumvirn in Italien, so hatten Brutus und in noch höherem Maße Cassius in den Städten des Orients Mord, Raub und Erpressung geübt; die Tempel mußten ihre Schätze hergeben, die Gemeinden ihre Rettung durch hohe Summen erkaufen; selbst Privatgut war nicht sicher vor den Händen der „Befreier“.

Den Rhodiern hatte Cassius ihre Schiffe und ihre Habe geraubt und ihnen nur ihr Leben oder nach seinem eigenen höhnenden Ausdruck „die Sonne“ gelassen, und die Städte Patara und Xanthos waren von dem Stoiker Brutus so hart mitgenommen worden, daß jener reiche Handelsort an den Bettelstab kam, und die Xanthier in der Verzweiflung ihre Stadt in einen Scheiterhaufen verwandelten und sich und den Ihrigen den Tod gaben. Auch darin glichen die beiden Heerkräfte einander, daß Cassius und Antonius kriegsgeübte und tapfere Feldherrn waren. Nur in einem hohen Gut waren sie verschieden: im Selbstvertrauen und im Glauben an die eigene Sache. Bei den Triumvirn herrschte Zuversicht und Siegeshoffnung; die Andern waren von düstern Bildern und Ahnungen erfüllt. Caesars blutiger Schatten schien sie zu verfolgen. Es war eine verbreitete Sage, daß Brutus, eine schwärmerische phantastische Natur, am Hellespont eine nächtliche Erscheinung gehabt, die ihm zugerufen: „bei Philippi sehen wir uns wieder!“ daß Cassius nach seiner Niederlage in einem Krieger, der mit verhängtem Zügel und drohender Geberde auf ihn zusprengte, die Gestalt Caesars zu erkennen geglaubt, und daß Beide sich mit denselben Waffen getödtet hätten, mit denen sie einst Caesars Leib in der Curie des Pompejus durchbohrt, somit als Sühnopfer ihrer Blutthat gefallen wären.

In der Gegend von Philippi trafen die Heere, beide gegen 100,000 Mann stark, auf einander. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, im Süden durch eine sumpfige Ebene vom Meere getrennt, im Norden und Osten von den Pangäas begrenzt; im Westen dehnte sich ein fruchtbares Blachfeld aus. Die Republikaner waren im Vortheil durch ihre geschütztere Stellung auf der Höhe und durch reichliche Zufuhr von Osten und von der See her, während die Andern ihre Bedürfnisse nur mit Mühe herbeischafften und ihr Trinkwasser aus gegrabenen Brunnen schöpfen mußten. Darum nahm auch Cassius die wiederholt angebotene Schlacht nicht an, da die Verzögerung den Gegnern verderblich werden mußte. Erst als Antonius, dessen Feldherrntalent sich um diese Zeit im glänzendsten Lichte zeigte, während Octavian fortwährend an Krankheit litt, über die Sumpfebene hinter Schilf und Gesträuch in aller Stille einen Damm aufführte und in der Nacht die jenseitigen Höhen besetzte und verschanzte, beschloß Cassius, aus Furcht, im Süden und im Rücken abgeschnitten zu werden, die Schlacht. Man kämpfte auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und mit gleichen Erfolgen; denn wenn Antonius durch einen kühnen Angriff das Heer des Cassius von der Höhe drängte und das Lager besetzte, so gewann Brutus über die Truppen des kranken Octavian dieselben Vortheile und bemächtigte sich gleichfalls des feindlichen Lagers. Aber dadurch wandte sich die Schlacht zu Ungunsten der Republikaner, daß Cassius, durch falsche Kunde getäuscht, und in der Meinung, Alles sei verloren, sich von einem Freigelassenen durchbohren ließ. Mit Cassius, „dem letzten Römer“, wie ihn Brutus nannte, brach die stärkste Säule der untergehenden Republik zusammen. Noch zwanzig Tage standen die Heere einander gegenüber; da erzwangen die

Soldaten, denen der Felddienst bei der zunehmenden Kälte und den spärlich ihnen zugemessenen Lebensmitteln unerträglich zu werden begann, die Erneuerung der Schlacht. Als durch die rasche Entschlossenheit und geschickte Bewegung des Antonius sich der schwankende Sieg zu Gunsten der Triumvirn entschied, da stürzte sich Brutus in sein Schwert und endete sein Leben mit stoischer Resignation. Sein Beispiel wurde von vielen seiner Waffenbrüder nachgeahmt, welche ebenfalls den Untergang der Republik nicht überleben wollten, und die auch den freiwilligen Tod der Verfolgung vorzogen. Auch Porcia, Cato's charactervolle Tochter, gab sich auf die Kunde von dem Ausgange der Schlacht den Tod, indem sie glühende Kohlen verschlang. Viele hervorragende Gefangene wurden sogleich hingerichtet. So ward die Wahlstatt von Philippi das Grab der römischen Republik. Nicht lange darauf sang der Dichter Virgil:

„Siehe, dereinst wird kommen der Tag, da in jenen Bezirken
Mit gebogenem Pfluge die Erde aufrüttelnd der Landmann
Römische Speer' aufwühlt von schartigem Roste benaget,
Oder mit schwerem Karst hohlklingende Helme hervorschlägt,
Und die großen Gebein' anstaunt aus durchhöhleten Gräbern."

So erschien der nächsten Generation der Kampf der Väter um Freiheit und politische Ueberzeugungstreue als das Ringen eines Riesengeschlechts.

Bis zur Seeschlacht bei Actium.*

Nach der Vernichtung des Brutus und Cassius zog Antonius nach Asien, um die Unterwerfung des Ostens zu vollenden und das den Soldaten zur Belohnung versprochene Geld einzutreiben, Octavianus nach Italien, um den letzten Rest der republikanischen Partei zu vernichten und die verheißenen Ländereien unter die Soldaten auszutheilen.

* Nach Schlosser und Kriegk, Weltgeschichte, W. Pütz, Geschichte des Alterthums, und einem Zusatze aus F. Fiedler, Geschichte der Römer.

In den Städten Kleinasiens begann Antonius wieder seine frühere ausschweifende und schwelgerische Lebensweise. Harfenspieler, Flötenspieler, Tänzer, Possenreißer und Schmeichler waren in seinem Gefolge. Umgeben von verkleideten Bacchantinnen, Satyren und Waldgöttern hielt der Sieger als Bacchus einen prächtigen Einzug in Ephesus. Von hier begab er sich nach Cilicien und ließ die Kleopatra vor sich laden, um wegen ihres Betragens sich zu rechtfertigen, weil sie den Cassius mit ihrer Flotte unterstützt hatte. Mit großen Schätzen und Geschenken begab sich Kleopatra, damals in der Blüthe ihrer Schönheit, geschmückt mit der feinsten Bildung und durch ihren Witz und ihre melodische Stimme bezaubernd, zu Schiffe nach Cilicien. Auf einem Fahrzeuge, das zum Theil mit Goldblech beschlagen, dessen Segel von Purpur und dessen Ruder reich mit Silber ausgelegt waren, fuhr sie unter dem Klange von Flöten, Schalmeien und Harfen den Fluß Cydnus hinauf. Sie saß unter einem aus Gold gewirkten Zelte, wie eine Venus geschmückt; Knaben, wie Liebesgötter angethan, standen ihr zur Seite, ihr Kühlung zufächelnd; schöne Frauen und Mädchen, wie Meergöttinnen und Grazien gekleidet, standen theils an den Rudern, theils an den Schiffsseilen. Angezündetes Räucherwerk verbreitete den lieblichsten Geruch umher. Eine unglaubliche Menge von Zuschauern drängte sich auf beiden Ufern des Flusses herzu und folgte ihr bis in die Stadt Tarsus, wo Antonius gerade auf dem Markte saß und Gericht hielt. Man sagte, die Venus komme zu Asiens Heil zum Bacchus auf ein Freudenfest. Antonius ließ sie zur Abendmahlzeit einladen; allein sie wünschte, ihn zuerst bei sich zu sehen, und Antonius gehorchte aus Höflichkeit. Durch die prachtvolle Bewirthung und reizende Unterhaltung nahm die schöne Königin den Antonius so sehr ein, daß er seiner in Italien zurückgelassenen Gemahlin Fulvia vergaß und ein Sclave der Aegypterin wurde. Er gab den Kriegszug gegen die Parther auf und begleitete die Königin nach Alexandrien, wo er die Zeit mit Festlichkeiten und Schwelgereien verbrachte.

Inzwischen verjagte Octavianus die Bewohner ganzer Landstriche Italiens, um den Soldaten die zugesagten Ländereien übergeben zu können. Dies benutzte des Antonius Gemahlin Fulvia, welche vielleicht die Absicht hatte, durch die Erregung eines Zwistes mit Octavianus ihren Gemahl zur Rückkehr nach Italien zu bewegen. Sie verband sich mit ihrem Schwager Lucius Antonius, welcher damals gerade Consul war, gegen Octavianus. Beide nahmen sich der vertriebenen Italiker und der durch die Ueberweisung jener Ländereien noch nicht befriedigten Soldaten an. Lucius Antonius erklärte sich für die Herstellung der alten Verfassung und rief alle Freunde derselben zu den Waffen. Bald darauf in Perusia von Octavianus enge eingeschlossen, litt er Mangel an Lebensmitteln und ward zu einer Capitulation gezwungen, in der ihm persönlich freier Abzug zugesagt ward. Octavianus benutzte aber die Gelegenheit, den Kern der römischen Bürger, die noch an der alten Verfassung hingen, zu vernichten; er ließ 400 der Gefangenen, unter ihnen die angesehensten Männer vom Senatoren- und Ritterstande, kaltblütig niedermetzeln. Fulvia, die sich seinem Grimme durch die Flucht entzogen hatte, starb bald darauf.

Nach seiner Ankunft in Italien vereinigte sich Antonius mit Octavianus über eine neue Theilung des Reiches. Ihm ward dabei der Osten, dem Octavianus der Westen zuerkannt, Lepidus aber behielt die Provinz Afrika, welche der schlaue Octavianus schon früher ihm abgetreten hatte, um ihn an sein Interesse zu fesseln. Der neue Bund wurde durch eine Heirath befestigt. Octavianus, welcher bereits durch seine Gattin, eine Stieftochter des Antonius, mit diesem verwandt war, vermählte seinen Collegen und Nebenbuhler mit seiner trefflichen Schwester Octavia.

Sextus Pompejus, der die Reste der republikanischen Partei gesammelt und die Insel Sicilien besetzt hatte, begann einen Krieg mit den beiden Männern, welche jetzt seine Gegner waren, eroberte Sardinien und Corsika und hemmte durch seine bedeutende Seemacht die Zufuhr von Getreide nach Italien. Als in Folge davon eine Hungersnoth entstand, ruhte das gedrückte Volk nicht eher, als bis Antonius und Octavianus mit S. Pompejus Unterhandlungen anknüpften. Sie gestanden demselben nicht nur den Besitz der drei italienischen Inseln zu, sondern sie traten ihm auch den Peloponnes ab, versprachen ihm eine Entschädigung für seine verlorenen väterlichen Güter und gewährten seinen Anhängern die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom, wogegen Pompejus sich verpflichtete, Italien mit Getreide zu versorgen.

Antonius begab sich hierauf abermals nach Osten, wo er durch einen seiner Befehlshaber, Ventidius, die Parther, welche verwüstend in Syrien und Palästina eingefallen waren, in ihr Reich zurücktreiben ließ.

Im Jahre 38 brach ein neuer Krieg mit S. Pompejus aus. Da auch Lepidus von Afrika her seine Legionen gegen ihn führte, so mußte S. Pompejus, von allen Seiten mit überlegener Macht angegriffen, unterliegen. Er entfloh nach Asien und wurde dort auf Befehl des Antonius getödtet.

Gleich nach der Vertreibung des S. Pompejus entledigte sich Octavianus auch des Lepidus. Von Wenigen begleitet, begab er sich in das Lager des Lepidus, um die Truppen zum Abfall zu bewegen. Die über sein Verfahren erbitterten Soldaten antworteten ihm mit Steinwürfen und Pfeilen, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Als aber darauf Lepidus von ihm eingeschlossen ward und keinen entscheidenden Kampf wagte, gingen seine Soldaten zu Octavianus über. (Lepidus lebte nachher als Oberpriester zurückgezogen bis zu seinem Tode im Jahre 13 v. Chr.)

Sobald Octavianus auf diese Weise Herr der ganzen westlichen Hälfte des Reiches geworden war, traf er die nöthigen Vorbereitungen, um sich durch Besiegung des Antonius auch den Osten zu unterwerfen. Antonius selbst arbeitete ihm dabei in die Hände. Er opferte theils auf zwei Kriegszügen gegen die Parther seine Ehre und seine Truppen auf, theils schwelgte und prunkte er am Hofe der Kleopatra. Die schimpfliche Behandlung seiner Gemahlin, ferner die

Schenkung römischer Länder an die Kinder der Kleopatra, die sie Julius Caesar und ihm geboren hatte, endlich auch seine sonstige verabscheuenswürdige Lebensweise zogen ihm großen Haß zu. Bei Festlichkeiten legte er nicht nur morgenländische Kleidung und alle Ehrenzeichen der königlichen Würde an, sondern schmückte sich auch mit den Attributen des Bacchus, sich selbst den Namen des „neuen Bacchus" beilegend. Mit Epheu bekränzt, den Thyrsus, einen mit Weinlaub und Epheu umwundenen Stab, haltend, in orientalischen Halbstiefeln und mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, fuhr er als Bacchus auf einem köstlichen Wagen durch die Straßen Alexandria's. Einstmals versammelte er das Volk im Gymnasium, wo er im Costüm des Bacchus und Kleopatra im Gewande der Isis, der höchsten Göttin Aegyptens, auf vergoldeten Thronen saßen, die erhöhet auf einer Bühne unter purpurnen Baldachinen standen; etwas niedriger befan-

Digitized by Google

den sich Sessel für die drei jungen Söhne der Königin, die in medischer und macedonischer Tracht dem Volke zur Huldigung vorgestellt wurden, der eine als König von Medien und Armenien, der andre als König von Phönicien, Syrien und Cilicien, der jüngste aber als Mitregent seiner Mutter, die Antonius zur Königin von Aegypten, Afrika, Cyprus und Cölesyrien erklärte.

Octavianus hatte unterdessen eine große Heeresmacht gesammelt. Es fehlte ihm nur noch ein guter Vorwand, um den entscheidenden Kampf mit Antonius zu beginnen. Als dieser aber beim Senat auf Bestätigung seiner Schenkungen an die Söhne der Kleopatra antrug und dadurch deutlich genug zu erkennen gab, daß er damit allen Ernstes umgehe, die römische Welt unter das Joch der ägyptischen Königin zu bringen, gewann Octavianus den Senat für seinen Plan. Doch war die Rücksicht desselben für Antonius noch so groß, daß er nicht ihm, sondern der Kleopatra den Krieg erklärte. (32.) Anstatt nun seinem Gegner zuvorzukommen, zögerte Antonius, ließ sich durch Schwelgereien in Samos aufhalten und vergeudete dann in Athen die kostbare Zeit mit Aufzügen und Festen zu Ehren der Königin. Nach einigen kleineren Gefechten kam es zu einer entscheidenden Seeschlacht bei dem akarnanischen Vorgebirge Actium. Octavianus oder vielmehr sein Feldherr Agrippa trug einen glänzenden Sieg davon (31). Auch hier war wieder die Liebe zu Kleopatra eine Hauptveranlassung zum Verderben des Antonius. Kleopatra ergriff, als die Sache zum Nachtheil des Antonius auszugehen schien, mit allen ihren Schiffen die Flucht. In seinem Eifer, die ägyptische Königin einzuholen, verlor Antonius so sehr alle Besinnung, daß er weder für seine Flotte, noch auch selbst für das auf der benachbarten Küste stehende kampflustige Landheer Verhaltungsbefehle zurückließ. Die Flotte ward hierauf völlig geschlagen, das Landheer wartete sieben Tage auf Antonius' Rückkehr und ergab sich dann dem Sieger.

Ende des Antonius und der Kleopatra.*

Zum Andenken des Sieges über Antonius gründete Octavianus die Stadt Nikopolis, d. h. Siegesstadt, jetzt Prevesa. Den Winter brachte er in Samos zu, um des Antonius Bewegungen zu beobachten und den Feldzug im Frühjahre wieder aufzunehmen.

Die fliehende Königin war besorgt, daß die Alexandriner sie nicht in die Stadt lassen möchten. Sie ließ daher ihre Schiffe mit Bändern und Kränzen schmücken und näherte sich wie eine Siegerin unter dem Schalle musikalischer Instrumente dem Hafen. Sobald sie aber gelandet war, ließ sie einige Häupter der unruhigen Stadt hinrichten, machte ihren Unfall bekannt und bot alle Kräfte zur Vertheidigung des Landes auf.

Antonius war in Parätonim, einer auf der Westseite Aegyptens gelegenen festen Stadt, gelandet, deren Befehlshaber sich aber für Octavian erklärte, so daß Antonius, in Verzweiflung über diesen Abfall, sich das Leben nehmen wollte. Seine Freunde verhinderten ihn daran und brachten ihn unter vielen Mühseligkeiten nach Aegypten, wo er anfangs allein und abgesondert auf einem Hafendamme bei der Insel Pharos wohnte, nachher aber in die königliche Burg der Kleopatra zog und wieder in sein altes Schwelgerleben verfiel. Sie errichteten den Orden der Mitsterbenden, dessen Mitglieder unter sich alle Tage Gastereien anstellten und in Freuden lebten. Mitten unter diesen Festgelagen prüfte aber Kleopatra an Missethätern alle Arten von Giften, um zu erkunden, an welchem man schmerzlos dahin scheide, und sie fand, daß der Biß der Natter Aspis ein schlummerähnliches Hinsterben herbeiführe.

Friedensvorschläge, die Antonius an Octavianus sandte, wurden von diesem verworfen; Octavianus suchte dagegen mit der Königin Kleopatra durch eine Gesandtschaft Unterhandlungen anzuknüpfen. Auf den Befehl des Antonius wurden die Gesandten gegeißelt, worauf er seinem Gegner durch dieselben sagen

* Nach F. Fiedler, Römische Geschichte.

ließ, es stehe ihm frei, mit seinem, des Antonius, Gesandten ein Gleiches zu thun.

Als nun Octavianus (im Frühjahre 30) gegen die Hauptstadt zog, ließ Kleopatra ihre unermeßlichen Schätze und Kostbarkeiten in die königlichen Grabgewölbe nahe am Tempel der Isis bringen. Die Belagerung Alexandriens begann, Antonius schlug bei einem Ausfalle die feindliche Reiterei in die Flucht und ließ darauf dem Octavianus einen Zweikampf anbieten. Dieser antwortete: Dem Antonius stehen viele Wege zum Tode offen! — Antonius beschloß nun, den Gegner zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Als aber des Antonius Flotte und Reiterei übergingen, floh er in die Stadt, laut rufend, Kleopatra habe ihn verrathen. Diese begab sich aus Furcht vor seinem Zorn in ihr Grabgewölbe oder Mausoleum, verschloß dasselbe und befahl, dem Antonius zu sagen, sie sei gestorben. Antonius, dies für wahr haltend, durchbohrte sich mit dem Schwerte. Im Kampfe zwischen Leben und Tod ward er von Dienern getroffen, die ihm sagten, Kleopatra lebe. Da gebot er, ihn zur Königin zu tragen. Diese verbot, die Thür ihres Grabgewölbes zu öffnen, aus Furcht überfallen zu werden, und der Sterbende ward von ihr und ihren beiden Kammerfrauen an Stricken nach einem geöffneten Fenster hinaufgezogen und auf diese Art in das Innere des Grabgewölbes gebracht. Beim Anblick des mit Blut bedeckten Antonius schlug sie sich Brust und Angesicht, zerriß ihr Kleid und zerraufte sich das Haar. Antonius trank noch ein wenig Wein, sprach einige Worte und verschied darauf.

Als Octavianus das ihm sogleich überbrachte blutige Schwert des Antonius sah, brach er in Thränen aus. Er sandte nun den Proculejus in die Stadt, um sich der Person der Königin zu bemächtigen. Diese öffnete das Grabgewölbe nicht, sondern sprach mit Proculejus durch die Thür. Er rieth ihr, gutes Muthes zu sein und auf des Octavianus Gnade zu rechnen. Während danach ein zweiter Gesandter ebenfalls durch die Thür mit Kleopatra redete, stieg Proculejus auf einer Leiter zu dem Fenster des Grabgewölbes hinein, durch das der sterbende Antonius Eingang gefunden hatte. Unglückliche Kleopatra, schrie eine Dienerin, du bist gefangen! Kleopatra wollte sich einen Dolch in die Brust stoßen, doch wurde sie von Proculejus daran verhindert. Sie erhielt nun, unter dem Scheine der Ehrenbezeugung, eine Wache, auch begab sie sich wieder in ihren Palast, wo sie als Königin behandelt wurde. Sie fiel in ein Fieber. Einige Tage nach seinem Einzuge in Alexandrien erschien Octavianus im Palast; als er in ihr Gemach trat, sprang sie von ihrem Lager auf und warf sich ihm zu Füßen, indem sie den Zauber ihrer Blicke an ihm versuchte. Er hob sie auf und gab ihr die Versicherung, es solle ihr kein Leides geschehen. Das Bezaubernde ihres Wesens blieb ohne Wirkung auf ihn; ihn reizte das Verzeichniß ihrer Schätze, das sie ihm überreichte. Um so mehr hatte ihre Erscheinung den Sinn des jungen Cornelius Dolabella gefangen genommen; er verrieth ihr, daß Octavianus beabsichtige, sie mit ihren Kindern nach wenigen Tagen zu Schiffe nach Rom zu senden, wo sie später bei seinem Triumphzuge in den Reihen der Gefangenen einherschreiten solle. Da beschloß sie, ihr Leben zu enden. Nachdem sie dem Antonius noch ein Todtenopfer gebracht hatte, hielt sie eine prächtige Mahlzeit. Als sie an der Tafel saß, brachte ihr ein Landmann einen Korb voll schöner Feigen in das Zimmer; ihn hatten die Wachen, nichts Arges ahnend, eintreten lassen, ohne zu untersuchen, was etwa unter den Feigen verborgen sein könne. Kleopatra fertigte hierauf ein Schreiben an Octavianus ab, entließ alle Anwesenden und behielt nur die beiden genannten Kammerfrauen bei sich. Die Thüre wurde dann fest verschlossen. Octavian empfing inzwischen den Brief, in dem Kleopatra ihn bat, ihr nach erfolgtem Tode einen Platz neben Antonius zu gönnen. Uebles ahnend, sandte er sogleich Vertraute nach ihrem Gemach. Als diese die Thüre gewaltsam geöffnet hatten, sahen sie die Königin in ihrem Schmuck entseelt auf ihrem Ruhebette liegen. Eine Kammerfrau lag todt zu ihren Füßen, die andere setzte ihrer Herrin eben das

königliche Diadem auf ihr Haupt und sank darauf sterbend nieder. Kleopatra habe sich, ward gesagt, mit einer vergifteten Haarnadel getödtet, anderen Nachrichten zu Folge hat sie sich eine giftige Aspis, die unter den Feigen verborgen gewesen war, an die Brust gesetzt. Octavianus ließ sie mit königlichen Ehren bestatten.

Erziehung im römischen Mannesalter.*

Die in dieser Zeit herrschende Erziehungstheorie ging, dem Charakter des Römers gemäß, aus einem praktischen Bedürfniß hervor, und sie trat deshalb besonders und zuerst in einer Zeit auf, wo ein neues Culturelement das bestehende überfluthen und vernichten wollte — in der Periode, wo in dem allgemein moralischen Ruin eine entsetzliche Verwahrlosung und Verwilderung Einzelner erzeugt ward, wo also die Noth zum Nachdenken über das Wesen so wie über die Verbesserungen in der Erziehung nachzudenken zwang, um wo möglich durch eine naturgemäße Erziehung dem einbrechenden Verderben Einhalt zu gebieten. Cato, der die griechische Cultur nach Rom einbrechen, und Cicero, der die moralische Welt in ihren Grundvesten wanken sah, sind die vorzüglichsten Erziehungstheoretiker im römischen Mannesalter.

Wie Cato (Marcus Portius Cato Censorinus) sich selbst ausgezeichnet durch Redlichkeit, Ernst und Energie des Charakters, so auch seine Erziehung. Mit Entschiedenheit trat er der eindringenden griechischen Bildung und der in ihrem Gefolge sich findenden Verfeinerung und Verweichlichung entgegen, weil er mit seinem klaren Auge auf diesem Wege am Ziele den Untergang Roms sah. „Glaube mir," schreibt er an seinen Sohn, „glaube mir, als ob es ein Wahrsager gesagt hätte, daß die Griechen ein nichtswürdiges und unverbesserliches Geschlecht sind. Wenn dieses Volk unter uns seine Literatur verbreitet, so wird es Alles verderben; noch mehr aber, wenn es seine Aerzte hierher sendet, denn sie haben sich unter einander verschworen, die Barbaren und auch die Römer zu tödten." — Als jedoch Cato die Bekanntschaft des Ennius machte und sich dem Pythagoräer Nearchos anschloß, ja diesen nach Rom zog, lernte er selbst noch Griechisch und beschäftigte sich mit griechischer Literatur. Doch riß er sich nie von der Ueberzeugung los, daß mit der alten Römertugend auch Rom fallen müsse. Ein homo elegans war ihm deshalb ein tadelnswerther Mensch. Sich auf dem Markte ehrbar zu kleiden, sei in alten Zeiten Sitte gewesen, sagt er; zu Hause aber nur so viel als hinreichend war. Der Dichtkunst sei damals keine Ehre widerfahren, und wer sich mit ihr beschäftigt und zu Gelagen hingeneigt habe, sei ein Müssiggänger gescholten worden. „Das menschliche Leben sei wie Eisen; wenn man es bearbeitet, wird es nach und nach aufgerieben; wenn man es nicht bearbeitet, wird es durch Rost verzehrt. Ebenso sehen wir, daß die Menschen durch Uebung angegriffen werden, daß aber, wo man Nichts treibt, Trägheit und Starrheit mehr als Uebung schadet."

Doch Cato war bereits ein Prediger in der Wüste. Der griechische Geist stürmte herein, und ihm konnte um so weniger Einhalt gethan werden, als die Jugend, die Vertreterin des Neuen und die Erbin der Zukunft, mit Eifer und Feuer ihn erfaßte. Aber Cato steht auf der Scheidegrenze des alten und des neuen Rom als ein Römer von echtem Schrot und Korn, eine kräftige, gedrungene Persönlichkeit, eine harte, derbe, herbe, ins Rohe gehauene Physiognomie — der Vertreter „der alten Gerechtigkeit gegen die neue Ungerechtigkeit" — der erste römische Pädagog, in dem, wie

* Nach Carl Schmidt und Richard Lange, Geschichte der Pädagogik.

im alten Römercharakter, Theorie und Praxis ungeschieden, sich einander durchdringend und bedingend liegen, — der Mann, der reden kann, — mit Worten aber, die Hände und Füße haben.

Cato starb und mit ihm der alte Römergeist. Griechischer und römischer Geist feierten ihre Vermählung und gebaren eine neue Sitte, — die, wenn auch nicht dieselbe, doch ähnlich der des Griechenthums im Zeitalter des peloponnesischen Krieges.

Terentius im 2. Jahrhundert v. Chr. führt in seinen Lustspielen die ursprünglich atheniſchen Sitten von Rom auf: „der griechisch gebildete Römer spricht aus dem Leben des sich griechisch bildenden Volkes.“ Die Töchter werden — nach seiner Darstellung — im Gynäceum erzogen, wohin der Vater wenig oder gar nicht kommt; sie gehen in die Schule und haben ihre Pädagogen bei sich; sie lernen besonders Musik; auch die Mütter unterrichten sie, und sie sorgen durch Einschnürung, Entziehung der Speise 2c. für deren Schlankheit, so daß sie Binsen gleich werden. Die Pädagogen und Erzieher der Knaben sind Sclaven, welche zum Schutz dienen, aber auch nachmals bei den erwachsenen Jünglingen bleiben und deren Bediente werden. Die drei Hauptstücke des Unterrichts für einen freien Jüngling sind Grammatik, Musik und Gymnastik. Jeder Jüngling hat irgend eine lebhafte Neigung für Etwas. Nichts aber soll ihn zu sehr fesseln, und vorzüglich lobenswerth ist Der, welcher sich selbst beherrscht.

Wie Terentius Afer, so verlangt auch M. Terentius Varro — geb. 116 v. Chr. (der 500 Schriften geschrieben haben soll, von denen aber nur ein Buch und dies auch nur in Fragmenten vorhanden ist) eine milde Disciplin, da Härte dem Unterricht hinderlich sei, indeß er nur gedeihe und Früchte trage, wenn Freudigkeit zum Lernen ansporne. Er theilt das Leben in Abschnitte von 15 zu 15 Jahren. Der ersten Erziehung legte er den höchsten Einfluß auf die künftige Lebensrichtung bei, indem der Fortgang der Bildung eines Kindes von dem Anfange derselben bedingt sei. Daher warnte er vor allen Spielen, die auf das Gemüth einen nachtheiligen Einfluß haben könnten; auch forderte er für den Knaben eine einfache und mäßige Kost, bei der alles Scharfe und Reizende zu vermeiden sei. Endlich warnte er vor schlechtem Umgange: wie der Schäfer weniger geeignete Schafe zu entfernen pflegt, so befleckt oft ein unreiner und muthwilliger Knabe die Heerde seiner Genossen.

Höher als diese Erziehungstheoretiker steht Marcus Tullius Cicero, der Gipfel der Republik, der Schöpfer der modernen klassischen Prosa. Er ist — wenn auch nicht in der That und durch seine Persönlichkeit, so doch mit seinen Gedanken und durch seine Worte — der wahre und beste Schüler der wahrsten und besten Griechen, des Socrates besonders und des Platon. In ihm vereint sich griechisch-harmonische Bildung mit römisch-practischem Wesen, Meisterschaft im Gebiete des Wissens und eifriges Wirken im öffentlichen Leben, römisches Vorurtheil und weltbürgerlicher Sinn, Ueberzeugung von der nie übertroffenen Hoheit des römischen Volkes und Anerkennung des griechischen Geistes, so daß er erklärte, er habe Alles, was er an menschlicher Bildung besitze, dem Platon und Demosthenes zu verdanken; und aus diesen Gegensätzen, welchen das tiefere, speculative Princip und damit die einheitliche Grundlage fehlte, erklärt sich das Schwankende in seinem Character, wie die Universalität seines Geistes, und andrerseits sein Eclecticismus in der Philosophie, der zwar die Weisheit als die Wissenschaft von der Natur und von den Verhältnissen Gottes und der Menschen, so wie von den Gründen, woraus beide erkannt werden, definirt, der aber nie den Römer verleugnen kann und nur darum das aus den griechischen Systemen aufnimmt, was practischen Nutzen zu gewähren verspricht.

Seine Ansichten über Erziehung hat Cicero in seinen philosophischen und rhetorischen Schriften gelegentlich und mit specieller Berücksichtigung des Redners vorgetragen. Er faßt den Menschen als ein vernünftiges und also erziehungsfähiges Wesen. „Der Mensch unterscheidet sich von den übrigen Geschöpfen haupt-

sächlich dadurch, daß Begierde und Thätigkeit bei diesen nur von den jedesmaligen Eindrücken ihrer Sinne abhängig und auf den gegenwärtigen Ort und Augenblick eingeschränkt ist, mit weniger Erinnerung des Vergangenen und Sorge für die Zukunft: der Mensch hingegen, weil er mit Vernunft begabt ist, die ihn fähig macht, die Ursachen und Folgen der Dinge zu erkennen, ihre Verkettung und gleichsam ihre Abstammung zu übersehen, ähnliche Gegenstände zu vergleichen und auf diese Weise das Zukünftige an das Gegenwärtige zu knüpfen, — sich einen Plan zu seinem Leben zu entwerfen und schon im Voraus dasjenige zu veranstalten, was ihm zur Führung desselben nothwendig ist." — „Eine andere Eigenthümlichkeit unserer Natur ist, daß eben diese Vernunft die Menschen mit Andern vermittelst der Sprachfähigkeit zu gegenseitiger Mittheilung ihrer Gedanken, und durch gleiche Bedürfnisse zu thätigen Hilfsleistungen verbindet; daß sie ihnen eine noch größere und länger dauernde Neigung gegen die von ihnen erzeugten Wesen einflößt, als die Thiere sie haben; daß sie geneigt macht, nicht nur das Dasein und die Fortdauer aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen zu wünschen, sondern auch selbst daran Theil zu nehmen." — „Ein drittes Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Gattung ist die Wißbegierde, der Trieb, Wahrheit zu lernen, dazu die Fähigkeit, sie zu erforschen; mit dieser Neigung zur Wahrheit und Wissenschaft ist die Ehrbegierde, der Trieb nach Vorzug und Herrschaft verbunden, nach welchem jeder von der Natur nicht ganz verwahrloste Mensch Niemandem gern gehorcht, wenn nicht Dem, der ihn entweder etwas Unbekanntes lehrt und zu einer nie geübten Sache ihm Regeln vorschreibt, oder der zu seinem eigenen Besten mit Recht und nach Gesetzen befiehlt. Dieser Trieb hängt mit der Größe der Seele zusammen und giebt ihr eine Stärke, sich über die Zufälle des menschlichen Lebens zu erheben." — „Der letzte große Zug in unserer Natur und die letzte große Wirkung der Vernunft ist: daß unter allen Geschöpfen der Mensch allein empfindet, was Ordnung ist, daß er allein einen Begriff von Anstand und Schicklichkeit hat, allein eine gewisse Regel für seine Reden und Handlungen kennt. Selbst in den sichtbaren Gestalten der Dinge wird kein anderes Geschöpf von Schönheit, Anmuth oder Uebereinstimmung der Theile gerührt." — Das Höchste im Menschen aber ist die Vernunft. „Im Menschen wohnt eine Kraft, die ihn zum Guten aufruft und vom Bösen abschreckt: diese Kraft ist nicht nur älter, als alle menschliche Gesellschaft, sondern so alt, als die Himmel und Erde beschützende und regierende Gottheit. Denn die Vernunft ist eine wesentliche Eigenschaft des göttlichen Wesens, und diese göttliche Vernunft bestimmt in uns nothwendig, was Recht und Unrecht ist. Dieses Gesetz der Vernunft wird nicht erst dann Gesetz, wann es geschrieben steht, sondern ist es schon von seiner Entstehung an; entstanden aber ist es mit der göttlichen Vernunft selbst." — „Glaube also an das Göttliche in dir, wenn anders das göttlich ist, was lebt, empfindet, Besinnungskraft und die Gabe der Vorsicht besitzt, was diesen Körper so lenkt, regiert und bewacht, wie der höchste Gott der Welt. Erhebe dich darum und halte dafür, daß nicht du sterblich seist, sondern dieser Leib; denn nicht du bist es, den diese Gestalt anzeigt, sondern der Geist eines Jeden ist sein eigentliches Selbst, und nicht die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann." — „Auch nicht durch blinden Zufall oder auf ein Ungefähr sind wir geschaffen, sondern gewiß sorgt ein höheres Wesen für das Menschengeschlecht. Und dieses Wesen könnte Etwas schaffen oder erhalten, was dazu bestimmt wäre, nachdem es alle Mühseligkeiten erschöpft hätte, dann erst noch in ein nie endendes Uebel des Todes zu stürzen? Nein, vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, daß es einen bereiteten Hafen, einen gewissen Zufluchtsort für uns giebt. Und werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, so kommen wir doch nothwendig, nur etwas später, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich ist, ein Unglück für einen Einzelnen sein?"

Die Erziehung ist die Vollendung der von der Natur verliehenen Anlagen und um so nothwendiger, als der Mensch auf der Stufenleiter der uns bekannten Natur die erste Sprosse behauptet und die hohen Vorzüge des Geistes und in demselben die Vernunft, auf welche sich die Tugend als die Vollendung der Vernunft stützt, eine sorgfältige Entwickelung fordern. Welch' größeres Geschenk kann man daher dem Staate machen, als wenn man für die Belehrung und Unterweisung der Jugend Sorge trägt? Je größer die Verschiedenheit der einzelnen Menschen und der Wechsel der Meinung ist, um so nothwendiger bleibt es, daß die Keime des Guten frühzeitig geweckt, gestützt und gepflegt, die Keime des Bösen aber unterdrückt und ausgerottet, insbesondere der Vergnügungssucht vorgebeugt und ein ernster Sinn geweckt werde.

Zur Entwicklung des sittlichen Lebens ist die Religion von höchster Bedeutung. Die Feststellung derselben vermag am meisten den Staat zusammen zu halten, und die Bürger müssen sogleich von Anfang an die Ueberzeugung hegen, daß die Götter die Herren und Lenker aller Dinge sind und jedes Menschen Handlung, Gedanken und Gefühl durchschauen. Sind solche Grundsätze dem Verstand eingeprägt, so wird der Mensch durch Anschauung der göttlichen Weisheit in der Weltordnung vor thörichter Anmaßung bewahrt und durch die Scheu vor göttlichen Strafen vor Frevel und Uebermuth geschützt werden. —

Die Erziehung soll mit der ersten Kindheit beginnen. Als Kind liegt der Mensch da, als wäre er ohne Geist. Allein bald erwachen die Sinne. Das Kind richtet sich empor, macht von seinen Händen Gebrauch, beginnt Die zu erkennen, die es umgeben und pflegen, schließt sich später an Altersgenossen an, ergötzt sich vielfach und nicht ohne Anstrengung so sehr an Spielen, daß es keine Strafe davon abschrecken kann, beweist sich gegen andere Kinder gefällig, beginnt die ersten Versuche des Nachdenkens, lernt sich immer mehr von andern Wesen unterscheiden, erreicht das Gefühl des Selbstbewußtseins und wird um so stärker vom Thätigkeitstriebe angestachelt, je edler die Abstammung und je angemessener die Erziehung ist, dergestalt, daß selbst die sinnliche Genußsucht bei dem Strebsamen zurückgedrängt wird. — Bei dieser Erziehung sollen dem Kinde nur solche Spiele gestattet werden, die mit einer guten Aufführung bestehen können. Besonders wichtig ist auch die Umgebung des Kindes, da ihm eine nicht genug zu beachtende Lebendigkeit und Empfänglichkeit innewohnt, und es demnach nachahmt und annimmt, was es sieht und wovon es umgeben ist.

Bei der weitern Entwicklung ist auf die Cultur des Gedächtnisses besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Es sind in dieser Absicht Stellen aus den griechischen und römischen Schriftstellern auswendig zu lernen. Denn wenn auch die Reife des Alters noch fehlt, so ist es doch nicht ohne Nutzen, wenn vor den Ohren die Aussprüche weiser Männer ertönen, und wenn die Kinder einzelne poetische Stellen, natürlich solche, deren Inhalt für sie paßt, auswendig lernen und im Munde führen.

Hat der Knabe sich zum Jüngling empor entwickelt, so muß er seinen Beruf wählen, der Dem entsprechen soll, was ihm eigenthümlich und nicht an sich fehlerhaft ist. Denn die vornehmste Pflicht ist, Nichts zu thun, was der allgemeinen Natur des Menschen widerspricht; die zweite, unserer besondern Natur zu folgen. Dies Letztere geht so weit, daß, wenn wir an Andern etwas an sich Vollkommeneres und Edleres bemerken, wir doch unser Betragen nicht gleich danach umbilden, sondern dies immer nach dem Maßstabe unserer Natur abmessen müssen. Das allein steht einem Jeden am besten, was ihm am eigenthümlichsten ist. Es ist also eine allgemeine Pflicht, die natürlichen Anlagen seines Geistes zu untersuchen und sich zu einem genauen Richter seiner Stärke und Schwäche, seiner guten und schlechten Sitte zu machen. Wir würden sonst in der wichtigsten Sache weniger Klugheit beweisen, als die Schauspieler bei einer sehr unbedeutenden. Diese erwählen sich nicht die Rollen, welche an und für sich die schönsten, sondern welche ihnen die angemessensten sind. Also, wozu wir von Na-

tur das meiste Geschick haben, daraus müssen wir unsere Hauptbeschäftigung machen. Ob wir Könige, Fürsten, Befehlshaber, ob wir von hoher Geburt, reich, mächtig seien, oder ansehnliche Ehrenstellen bekleiden sollen: das hängt vom Zufall ab und wird bestimmt durch die Umstände, unter denen wir geboren werden, und durch die Veränderungen, welche sich während unseres Lebens ereignen. Was wir aber selbst in der Welt vorstellen, welchem Geschäfte wir vorstehen, nach welchen Regeln wir unsere Lebensart einrichten wollen: das hängt von unserem Entschlusse ab. Deshalb wenden sich einige zur Philosophie, Andere zur Rechtskunde, noch Andere zur Beredsamkeit, und auch in Rücksicht auf die Tugenden selber wollen sich die Einen lieber in dieser, die Andern in jener auszeichnen, wobei jedoch stets das Ehrenvolle und Wohlanständige im Auge behalten und der Grundsatz festgehalten werden muß, daß alles Anständige sittlich und alles Sittliche anständig ist. Also muß Jeder seinem Character so viel als möglich getreu bleiben, — nicht den Fehlern, sondern den Eigenthümlichkeiten desselben. Nichts gegen den Willen der Minerva, das heißt gegen seine Natur und ihr zum Trotz Unternommenes steht wohl.

Im Allgemeinen müssen sich die Jünglinge vor Unmäßigkeit hüten, der Sittsamkeit eingedenk sein, ältere Leute achten und sich die Besten und Gerechtesten von ihnen auswählen, um sich ihrem Rath und ihrer Leitung anzuvertrauen. Hauptsächlich aber muß dieses Alter fern von sinnlichen Genüssen gehalten werden; es muß vielmehr Geist und Körper zur Ertragung von Anstrengungen und zur Geduld üben, um sowohl im Kriegs- als im bürgerlichen Dienste mit reger Thätigkeit wirken zu können. Insbesondere ist die Nährung des Ehrtriebes und der Ruhmbegierde als Hauptmittel der Erziehung bei Denen zu betrachten, welche dereinst an der Spitze eines Staates zu stehen bestimmt sind.

Beim Redner wird neben Naturanlage und Talent möglichst gründlicher Unterricht gefordert. Bei der Auffassung der übrigen Künste ist es hinlänglich, nur einem Menschen ähnlich zu sein, um Das, was gelehrt wird, mit dem Geiste aufzufassen und im Gedächtniß behalten zu können. Da fragt man nicht nach Beweglichkeit der Zunge, nicht nach Geläufigkeit des Ausdrucks, nicht nach Dem, was wir uns nicht geben können, nach Gestalt, Miene, Wohlklang. Vom Redner aber muß man die Schärfe der Dialektiker, die Gedanken der Philosophen, so zu sagen die Ausdrucksweise der Dichter, das Gedächtniß der Juristen, die Stimme tragischer Schauspieler, die Gesticulation fast der größten Acteure verlangen. Daher giebt es auch in der ganzen Welt fast nichts Seltneres, als einen vollkommnen Redner. Die künstlerische Unterweisung kann hier nur das im Innern Liegende hervorrufen. Das schönste Verfahren zur Bildung des Redners läßt sich bei den Jünglingen anwenden, welche die Natur mit reichen Anlagen ausgestattet hat, sei es auch, daß diese oft übersprudeln. Ja, es ist angenehm, solches Gefühl geistiger Fruchtbarkeit zu finden. „Wie nämlich bei den Weinstöcken vielmehr die, welche sich zu weit ausgebreitet haben, kurz gehalten, als beim Mangel der innern Kraft neue Reben durch Anbau hervorgebracht werden, so sehe ich es auch lieber, bei einem Jünglinge etwas beschneiden zu können. Einen solchen Jüngling, wenn er zugleich ein edler Mensch ist, ermuntere ich dringend zu eifriger Betreibung der Studien, während ich Den, der es bei allem Fleiße nur zur Mittelmäßigkeit bringen zu können scheint, mehr seinen Neigungen überlasse und erst dann erinnere, sich zusammenzunehmen oder ein anderes Studium zu erwählen, wenn er seine gänzliche Abneigung zu erkennen giebt und sich dabei ungehörig benimmt." — Zu seiner Ausbildung hat der künftige Redner Redeübungen aus dem Stegreife anzustellen. Wichtig auch ist ein fleißiges Niederschreiben der Gedanken, indem sich die Gesichtspunkte dadurch erst in voller Klarheit dem Geiste darstellen und man gerade durch Schreiben die Vollendung der Wortstellung und den oratorischen Numerus erreicht, welcher von einem guten Redner gefordert wird. Vor Allem muß Der, der einst als Redner

auftreten will, im Knabenalter eine edle und freie Erziehung genossen haben, lebendigen Eifer besitzen, durch natürliche Anlagen unterstützt werden, geistig sein und vielseitig in Erörterung allgemeiner Streitfragen geübt. Auch muß er sich die geschmackvollsten Schriftsteller und Redner zum Verständniß und zur Nachahmung auswählen. So wird er in der That nachher nicht erst seinen Lehrer fragen müssen, wie er die Worte ordnen und recht hervorheben soll; er wird vielmehr ohne Führer, nur durch eigene Anlage, wenn diese geweckt ist, mit dem rechten Gedanken das rechte Wort treffen und das Ganze gehörig ordnen.

Außer der künstlichen Unterweisung und der natürlichen Anlage muß sich der Redner einen Schatz nützlicher Kenntnisse auf allen Wissensgebieten erwerben, er muß in der Rechtswissenschaft, in der Geschichte und Philosophie heimisch sein. Durch Anschauung großer Muster muß er den Geist erheben und bilden, das Herz veredeln, den Willen kräftig anspornen und auf edle Zwecke lenken. Genaue Kenntniß der römischen Geschichte ist ihm besonders nothwendig, damit das Staatsgebäude nicht wie der platonische Socrates auf subjective Voraussetzungen basirt, sondern auf fester Grundlage aufgeführt wird. Die Philosophie ist für ihn das wichtigste Studium: sie ist eine Schule der Tugend. „Bei den Göttern! Was ist wünschenswerther als Weisheit? Was vorzüglicher? Was für die Menschen würdiger? Sucht man geistige Unterhaltung und Erholung von Sorgen: hält eine andere den Vergleich mit den Studien der Philosophie aus, die immer Etwas, was auf glückseliges Leben Bezug hat, in Untersuchung zieht? Oder nimmt man auf Gleichmäßigkeit im Leben und Tugend überhaupt Rücksicht, so ist entweder dies die Kunst, durch welche wir Beides erlangen, oder es giebt keine dafür. Wenn es aber nur irgend eine Schule der Tugend giebt, wo soll man sie suchen, als in dieser Gattung des Wissens?"

Das Studium der griechischen Sprache endlich ist — nach Cicero — für den Redner von großer Bedeutung. Darum trug er seinem Sohne die Lehren der Beredsamkeit griechisch vor und rieth ihm dringend, die griechische mit der lateinischen Sprache nicht blos in der Philosophie, sondern auch in der Redekunst zu verbinden, wie er selbst immer zu seinem Nutzen gethan habe.

Den Werth der Naturwissenschaften kennt der im Staatsleben aufgehende Römer nicht, und auch Cicero findet die Erkenntniß aus Betrachtung der Natur mangelhaft und unvollkommen, wenn sie nicht in Handeln übergeht. „Denn wer ist so leidenschaftlich bei Behandlung und Betrachtung der Natur, der nicht, wenn ihm während der Behandlung und Betrachtung selbst der wissenswerthesten Gegenstände plötzlich die Nachricht zukäme, sein Vaterland, sein Vater oder sein Freund schwebe in Gefahr, alle jene Untersuchungen von sich wenden würde, sei es auch, daß er die Sterne zu zählen oder die Größe des Weltalls auszumessen vermeinte?"

Mit Pythagoras, Platon und Aristoteles setzt Cicero das Studium der Politik über das Jünglingszeitalter hinaus an das Ende aller übrigen Studien. Hier stehen dem Jünglinge viele Gefahren bevor, und nur der wahrhaft Weise vermag die drohenden Klippen zu umschiffen. „Durch Verblendung verführt, haben Menschen, sogar indem sie nach Etwas strebten, was vortrefflich war, aber nicht wußten, wo dies zu finden und wie es beschaffen wäre, eines Theils ihre Staaten zu Grunde gerichtet, anderen Theils ihren eigenen Untergang herbeigeführt."

So die Erziehungsansichten des vielseitigsten Römers. Er giebt kein pädagogisches System; nur zerstreute Bemerkungen, die jedoch von der Einsicht eines practischen Geistes in das Wesen der Erziehung und des Unterrichts zeugen, und vor Allem zeigen, was der größte wissenschaftliche Geist jener Zeit zur Heilung und Stärkung derselben für nöthig hielt.

Die Stadt Rom.*

„Sage mir, Pflüger, wer baute die Straßen bis ferne zum Meere
Kunstreich? Wer die Kanäle durch Felsen, die schwellenden Wasser
Niederzuführen? O rede! Nicht menschliche Hände vermochten
Solcherlei Wunder zu schaffen. Unsterbliche thaten es, wohnend
Dort in der ragenden Stadt auf den Hügeln, in Burgen und Tempeln."
„Roma siehst du vor dir und die Burg mit den Götterstatuen.
Römische Kraft hat Alles vollendet. Nun staune nicht länger."

Vor der kaiserlichen Zeit ist Rom eine schöne Stadt im modernen Sinne nicht gewesen. Nach dem gallischen Brande war der Neubau planlos betrieben worden. Die Quartiere waren unregelmäßig, die Gassen eng und gewunden, die hohen Häuser standen vielfach in gedrängten Massen, und bis zum Kriege mit Pyrrhus erhöhten Schindeldächer die Düsterheit des Anblicks. Im Wesentlichen ist dieser auch in den folgenden Jahrhunderten unverändert geblieben. Am Hofe Philipps von Macedonien spottete die römerfeindliche Partei über das unschöne Aussehn der Hauptstadt Italiens.

In der letzten Zeit der Republik konnte Rom mit seinen nicht besonders guten Straßen, die sich an den Hügeln hinauf und zu den Thälern herab zogen, mit seinen hohen Häusern und sehr schmalen Seitenwegen sich durchaus nicht mit Capua messen, das in der Ebene weit ausgebreitet lag. Es machte nicht den Eindruck einer planmäßig angelegten, sondern einer zufällig entstandenen Stadt. Geklagt wurde sogar noch später, daß die Häuser so hoch und die Straßen so eng seien, daß es weder einen Schutz gegen Feuersgefahr, noch eine Möglichkeit gebe, bei einem Einsturz nach irgend einer Seite hin zu entkommen. Darin lag auch der Grund, daß später der Brand unter Nero eine so bedeutende Ausdehnung gewann.

Im Ganzen dürfte in Rom die verhältnißmäßige Schmalheit der Straßen dazu beigetragen haben, die Häuser höher noch erscheinen zu lassen, als sie es waren. Sehr lange, breite und zugleich gerade Straßen machte fast überall die stete Abwechselung von Thal und Hügel unmöglich, besonders da die Thäler großentheils durch die Foren und andere öffentliche Anlagen eingenommen waren; Ausnahmen mag es nur wenige gegeben haben. Großartige Prospecte, wie sie Alexandria und Antiochia mit ihren beinahe meilenlangen, rechtwinklig durchschnittenen Prachtstraßen boten, hat Rom nie gehabt.

Uebrigens wurde die architectonische Wirkung seiner Straßen nach modernen Begriffen durch manche Eigenthümlichkeiten der antiken Bauart beeinträchtigt: als häufige Abweichungen der Häuserfronten von der geraden Linie, unregelmäßige und vereinzelte Fenster in den oberen Stockwerken, ungleiche Höhe der verschiedenen Theile derselben Häuser, ganz besonders aber durch die vielen An- und Vorbauten, die gerade die lebhaftesten Straßen am meisten verengten. Die Erdgeschosse hatten keine nach der Straße mündenden Räume, und hier war die Straßenmauer der Häuser daher immer immer ohne Fenster.

Wo sich Arkaden an den Fronten entlang zogen, konnte sich der Verkehr in ihnen ansiedeln; doch diese hatten sicherlich nur die größeren Straßen. In den übrigen waren die Tabernen, Buden, Läden, Werkstätten und Schenkstuben in die Straßen hineingebaut. Bei dem Gedränge und Gewühl in den römischen Straßen machte sich der Uebelstand ihrer Verengung durch diese Vorbauten zuweilen so fühlbar, daß eine Abhülfe nöthig ward.

Ganz Rom, sagt Martial, war eine große Taberne geworden, alle Straßen von Krämern und Händlern, Fleischern,

* Nach Ludwig Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms.

Schenkwirthen und Barbieren in Beschlag genommen, man sah keine Hausschwellen mehr. Hier hingen am Pfeiler der Schenke angekettete Weinflaschen, dort schwang mitten im dichtesten Gedränge der Barbier sein Scheermesser, dampfende, rußgeschwärzte Garküchen nahmen die ganze Breite einer Straße ein, und Prätoren waren gezwungen, durch den Koth des Straßendammes zu wandeln. In der Kaiserzeit wurden die Tabernen eingeschränkt.

Unerschöpfliche Schauspiele bereitete (jetzt und später) der Welthandel der Kaufhallen, Läden und Magazine Roms mit den köstlichsten und seltensten Erzeugnissen der fernsten Länder, den prächtigsten und mühseligsten Werken der Gewerbthätigkeit und des Kunstfleißes aller Völker füllte. In Rom konnte man die Güter der ganzen Welt in der Nähe prüfen: spanische Wolle und chinesische Seide, künstliche bunte Gläser und feine Leinwand aus Alexandrien, Wein und Austern der griechischen Inseln, den Käse der Alpen und die Seefische des schwarzen Meeres. In Magazinen und Läden lagerten heilsame Kräuter aus Sicilien und Afrika, arabische Specereien und Wohlgerüche, die Perle vom Grunde des rothen Meeres und der Diamant aus indischen Gruben, riesige Balken bunten Marmors, in den Gebirgen Kleinasiens gebrochen, und schön gemaserte Scheiben kostbaren Holzes, am Atlas gewachsen. Zu euch, heißt es in einer griechischen Lobschrift, kommt aus allen Ländern und aus allen Meeren, was die Jahreszeiten hervorbringen, und was alle Zonen tragen, was Flüsse und Seen und was die Arbeit der Hellenen und Barbaren erzeugt. Wenn also Jemand Willens ist, alles das zu schauen, so muß er entweder die ganze Welt durchreisen oder sich in dieser Stadt aufhalten. Denn was bei allen Völkern erzeugt und bereitet wird, das ist hier zu allen Zeiten im Ueberfluß vorhanden. So viel Lastschiffe kommen hierher aus allen Ländern im ganzen Sommer und Herbst, daß die Stadt einer allgemeinen Werkstatt der ganzen Erde gleicht. So viel Ladungen aus Indien und dem glücklichen Arabien kann man hier sehen, daß man glauben sollte, in Zukunft seien dort die Bäume für immer entblößt, und jene Völkerschaften müßten hierher kommen, um von ihren eigenen Erzeugnissen zu verlangen, was sie etwa bedürfen. Babylonische Gewänder und Kleinodien aus dem innern von Barbaren bewohnten Asien kommen hier in viel größerer Menge und leichter her, als wenn sie von einer Insel des Archipels nach Athen zu schaffen wären. Kurz, Alles kommt hier zusammen, was Handel und Schifffahrt bringen, was der Ackerbau gewinnt, der Bergbau zu Tage fördert, was alle Künste, so viel es deren giebt, schaffen, Alles, was auf der Erde geboren wird und wächst.

Auf den Straßen war unaufhörlich Lärm und Getümmel. Horaz klagte über das Tag und Nacht währende Geräusch, über das Gewühl und Gedränge in den Straßen, aus deren „Fluthen und Stürmen“ er gern in die Stille und Einsamkeit der Sabiner Berge flüchte.

Schon vor Tage riefen die Bäcker ihre Waaren aus, dann begannen die Kinderschulen im Chor zu buchstabiren, und die Hämmer und Sägen der Werkstätten setzten sich in Bewegung. Nun schleppten knarrende Wagen ungeheure Steinblöcke, Baumstämme, deren Last den Boden erschütterte, schwer beladene Lastthiere und Träger rannten die Fußgänger an, von allen Seiten wurde man gedrängt, gestoßen, auf die Füße getreten, und Diebe hatten es in diesem Gewühl leicht, Beute zu machen. Bettler, namentlich angebliche oder wirkliche Schiffbrüchige, heischten in singendem Tone Almosen, Kleinhändler und Verkäufer aller Art, Herumträger von Erbsenbrei und rauchenden Würsten priesen kreischend ihre Waare an; hier erscholl das Geheul einer umherziehenden Procession von Priestern, dort das Geschrei der Andächtigen aus einem Isistempel.

Auch bei Nacht hörte der Lärm nicht auf. In den weitläufigen Palästen, wo die Schlafzimmer weit von der Straße entfernt lagen, schlief man ruhig, in den Miethswohnungen desto schlechter. Das Gerassel der Reisewagen, die den größten Theil des Tages in der Stadt nicht fahren durften, störte den festesten Schlaf, wenn sie in scharfer Wendung die Ecken

der schmalen Straßen umfuhren. Dazu kam das Toben schaarenweis umherziehender Raufbolde und Nachtschwärmer oder Ständchen von Liebenden.

Waren alle Häuser verriegelt, alle Tabernen geschlossen und still, dann waren die leeren, ganz unbeleuchteten Straßen für den einsamen Wanderer ebenso unheimlich als gefährlich. Die persönliche Sicherheit war zu allen Zeiten in Rom nicht groß, Diebstähle und Einbrüche gewöhnlich, auch räuberische Anfälle waren nicht selten. Mancher hatte den Dolch eines gedungenen Banditen zu fürchten, die sich massenweise nach Rom zogen, wenn ihre Schlupfwinkel in den pontinischen Sümpfen und dem Fichtenwalde südlich vom Volturnus von Soldaten heimgesucht wurden.

Andere Gefahren drohten dem Armen, der sich mit seinem Lichtstumpfe nach Hause leuchtete, wenn er mit einem jungen Herrn von Stande zusammentraf, der mit großem Gefolge unter Vortragung zahlreicher Fackeln und Laternen von einem späten Gelage heimkehrte. Nächtlicher Straßenunfug gehörte zu den stehenden Vergnügungen der vornehmen Jugend. Die Unglücklichen, die in ihren Weg geriethen, wurden angehalten, auf ausgebreiteten Mänteln geprellt oder sonst gemißhandelt. Von den Dächern stürzten Ziegel, aus den Fenstern der oberen Stockwerke wurden Becken ausgegossen oder schadhafte Gefäße herabgeworfen, die krachend auf dem Pflaster zerbrachen.

Andre Gefahren drohten den Bewohnern der Miethshäuser. Diese waren meist von Speculanten auf's Gewissenloseste gebaut. Die Speculation war lockend, aber gefährlich; sie warf im günstigen Falle einen sehr hohen Gewinn ab, aber bei den in Rom so häufigen Bränden konnte sehr leicht das Capital verloren gehen. Die Unternehmer suchten demnach so wohlfeil zu bauen, daß sie selbst in diesem Falle schon aus dem Miethsertrage weniger Jahre einen Ueberschuß erzielen oder wenigstens das Kapital decken konnten. Die oberen Stockwerke waren aus Holz und Fachwerk aufgesetzt, überdies war bei Privaten eine Bauweise gewöhnlich, bei der die Mauern leicht Risse bekamen, und das in einer Zeit, deren öffentliche Bauten noch heut durch ihre unzerstörbare Festigkeit Staunen erregen. Ein Theil unserer Furcht, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, sind unsere Dächer; selbst aus den mit Gemälden geschmückten Sälen der großen Paläste floh man entsetzt, wenn man ein Knistern hörte. Ein großer Theil der Miethshäuser war baufällig und gestützt, die nothwendigsten Ausbesserungen wurden vernachlässigt oder ungenügend ausgeführt. Einstürze gehörten daher neben den Bränden schon in der letzten Zeit der Republik zu den eigenthümlichen Uebeln Roms.

Die Feuersbrünste waren in dem alten Rom nicht blos äußerst häufig, sondern auch dreifach gefährlich wegen der oben beschriebenen Bauart, der Höhe der Häuser und der Schmalheit der Straßen, vor Allem wegen der zahlreichen hölzernen An- und Vorbauten, die vorzugsweise die Brände nährten und mit furchtbarer Schnelligkeit unaufhaltsam verbreiteten. Durch die Stadtgeschichte Roms zieht sich außer unaufhörlich vorkommenden kleineren Bränden eine Reihe ungeheurer Feuersbrünste, und die Hügel wuchsen allmählich durch den immer aufs Neue sich häufenden Schutt der Ruinen. Darin liegt der Grund, daß man jetzt vielfach bei Ausgrabungen erst den ursprünglichen Boden Roms findet.

Erdbeben waren nicht selten, Ueberschwemmungen häufig, der Tiber trat nirgends so weit aus als in der Stadt. Trotz nie rastender Vorkehrungen dagegen überflutheten seine gelben Gewässer im Frühling oder Herbst, von Stürmen rückwärts gestaut, von Regengüssen geschwellt, immer aufs Neue die Niederungen Roms und erreichten zuweilen höher gelegene Stellen, zerstörten die alte hölzerne Brücke und rissen in plötzlichem Steigen Menschen und Thiere mit sich fort. Tage lang standen dann ganze Stadttheile unter Wasser, so daß nur die höher gebauten Häuser herausragten, und wurden mit Kähnen befahren, die den Abgeschnittenen Nahrung zuführten. Sank der Strom wieder in sein Bett zurück, so folgten Einstürze der unterwühlten Gebäude, Seuchen und Hunger.

Auch die Keime verheerender Volkskrankheiten hafteten von je an in diesem Boden. Die Ungesundheit der Lage Roms ist weltbekannt. Schon die ältesten Ansiedler hatten dem Geist des Fiebers Altäre errichtet, und das Fieber ist zu allen Zeiten in Rom heimisch gewesen. Dazu mußten sich in einer so gedrängt wohnenden Bevölkerung schädliche Einflüsse in Menge erzeugen und ins Unendliche vermehren. Eine ungesunde Blässe war die gewöhnliche Gesichtsfarbe der Städter. Eine schwere Luft lagerte über der Stadt, von den Gerüchen unzähliger rauchenden Küchen geschwängert, deren verpestete Dämpfe sich mit Staubwolken vermischten.

So zahlreiche, mannigfache und furchtbare Uebel erinnerten auch in dem goldenen Rom an das Wort: Das Land ist göttlichen Ursprungs, die Städte von Menschenhand gebaut.

Wenn Cicero und Andere Rom eine schöne und reich geschmückte Stadt nennen, so bezieht sich dies Lob ausschließlich auf die Pracht und Herrlichkeit der damals schon sehr zahlreichen und verschwenderisch ausgestatteten öffentlichen Anlagen und Bauten.

Von Letzteren, deren Zahl und Bedeutenheit sich in der Kaiserzeit erhöhte, werden wir weiterhin noch zu berichten haben.

Die Capitolinische Wölfin.*

In den Tagen des Kaisers Augustus sah der griechische Schriftsteller Dionys von Halikarnassus am Fuße des palatinischen Hügels in einem dem Romulus geweihten Heiligthume, auf dessen Stätte sich jetzt die Kirche San Teodoro erhebt, „ein Werk uralter Bildkunst.“ Es stellte dar die dem Mars geheiligte Wölfin, welche nach der Sage einst die Gründer Roms ernährt, wie sie den Zwillingsknaben die milchstrotzenden Euter reichte. An derselben Stätte ward anderthalb Jahrtausende später das Bildwerk gefunden, welches unter dem Namen der „Capitolinischen Wölfin“ bekannt ist.

Der Gegenstand muß oft behandelt worden sein von den Künstlern zu Rom, denn wir lesen bei Livius, daß im Jahre 296 v. Chr. aus gewissen Strafgeldern eine ähnliche Gruppe aufgestellt ward bei dem heiligen Feigenbaum, der die Stätte bezeichnete, wo dies Thier die hülflosen Säuglinge gefunden, und welcher der Ruminalische hieß, von Ruma die Säugebrust, womit auch der älteste Name des Tiberstromes Rumon und vielleicht selbst der Name Roma zusammenhängt. Einer gleichen plastischen Gruppe gedenkt Cicero mehrmals unter den Monumenten des Capitols, und erzählt, daß ein Blitzstrahl sie von ihrem Postamente herabgeworfen habe. Ennius und Virgil hatten die Scene geschildert, Beide nach Darstellungen der bildenden Kunst. Münzen zeigen dieselbe Gruppe noch in der Zeit des Kaisers Antoninus Pius und zwar offenbar nach diesem ältesten Originale. Denn während in den Schilderungen der Dichter und in den zahlreichen Bildwerken späterer Zeit die Wölfin ihren Kopf, wie Virgil singt, schmeichelnd nach den Säuglingen hinwendet, ist derselbe auf jenen Münzen, wie bei der Capitolinischen Wölfin, nach der Seite dem Beschauer entgegen gewendet.

Lassen wir den Streit der Gelehrten bei Seite, welche seit Jahrhunderten darüber gehadert, welcher unter den beiden von den Alten erwähnten Gruppen unsere Wölfin — denn die Figuren der Zwillingsbrüder sind als neue Ergänzungen erkannt — angehört habe. Daß sie ein uraltes, ja das älteste und zugleich vortrefflichste Werk römischer Bild-

* Nach Adolf Stahr. Torso, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

kunst ist, welches wir besitzen, darin stimmen die gewichtigsten Autoritäten überein. „Es ist," sagt Niebuhr, „auf uns gelangt, gleich den Homerischen Gedichten, während unzähliges Jüngeres untergegangen ist." — Spuren von Vergoldung, welche man früher noch wahrnahm, bestätigen, in wie hohen Ehren es im Alterthum gehalten ward. Meinte doch der Kirchenvater Lactantius, die Römer verehrten noch in seiner Zeit die Romulische Wölfin als eine Gottheit, und allerdings ist es Thatsache, daß das Christenthum den Tempel des Romulus, wo jenes Denkmal stand, noch als einen Ort hoher Verehrung des römischen Heidenthums vorfand und nach seiner gewohnten Weise eben deshalb den verehrten Gründer Roms an dieser Stelle durch einen Heiligen zu ersetzen sich beeilte, der die zu ihm gebrachten Kinder eben so heilte, wie Romulus es in alten Tagen gethan. Eben so einig sind die größten Kenner alter Kunst, ein Winckelmann, Goethe, Meyer, Niebuhr, Mommsen, in der Schätzung des Werkes.

Wer erinnert sich nicht der wundervollen Strophen, mit denen Byron in seinem Child Harold diese Wölfin, das uralte Wahrzeichen der ewigen Stadt, die Säugamme ihrer Gründer, besingt:

Du blitzgetroffne Wölfin, Amme Roms,
Aus deren ehernem Euter jetzt noch fließt
Des Sieges Milch, wie einst, in diesem Dom,
Der dich als Denkmal alter Kunst umschließt;
Die Mutter, die aus wilder Brust ergoß
Ins Herz des großen Gründers Eisenkraft;
Auf die des Donners Blitz einst niederschoß,
Daß schwarzgefärbt die Glieder — hältst du Wacht
Noch heut, hast deiner Götterbrut noch jetzt du Acht?

Langgestreckten Leibes steht das mächtige Thier vor uns da, den Kopf seitwärts von dem starren Halse dem Beschauer dräuend entgegen gewendet, als wolle es ihre Pfleglinge vor jedem Angriffe beschützen. Noch zeigt ein geborstener fingerbreiter Riß an einem der Hinterschenkel die Spur des Blitzes, der sie zu Cicero's Zeit unheilverkündend traf. Die alterthümliche steife und gradlinige Zeichnung, die Behandlung der Haare, welche nur wenig erhaben in reiheweisem Gelock eng am Halse anliegen, ja selbst eine gewisse Unbeholfenheit der Manier, in welcher das Ganze gearbeitet ist, sind ebensoviele Zeugnisse für das hohe Alter des Werks, während sie andrerseits den grimmen Ausdruck und Character des dargestellten Thieres nur noch verstärken.

Bei dem Anblick dieses im römischen Gebirge von uralter Zeit her heimischen Raubthiers, das in seiner Verschlagenheit, Raubsucht und Grausamkeit, wie schon der große Mithridates sagte, so recht das geeignete Symbol war für das unbezähmbare, nach Länderbeute unersättliche Römervolk, wird es Einem zu Muthe, als sei gerade dieser rauhe und strenge Stil der allein passende für solche Darstellung, und als könne man sich dieselbe im reinen edlen griechischen Stil ausgeführt gar nicht vorstellen — wie denn in der That auch von keinem der berühmten griechischen Thierbildner ein solches Werk sich erwähnt findet.

Und doch ist wieder in der Composition selbst etwas menschlich Rührendes. Goethe, der von diesem Werke aussprach, daß es selbst in der geringsten Nachbildung immer noch ein hohes Vergnügen errege, hat diesem Gefühl in dem schönen Aufsatz über Myron's Kuh die beredtesten Worte gegeben. „Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichste in Berührung kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man wohl von einem Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten." Ja in seiner vorzugsweise auf das Künstlerische gerichteten Betrachtungsweise scheint es ihm nicht unmöglich, daß vielleicht die Sage selbst zuerst durch den bildenden Künstler entsprungen sein möchte, der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte.

Wir wissen nicht, wer der Künstler gewesen, der das Werk gemacht, denn mit dem Namen des Demophilos und Gorgasos, welche vor der Zeit des Phidias lebten, enden die spärlichen Nachrichten, die wir aus Plinius über die ältesten plastischen Künstler Italiens besitzen.

Die Colosse von Monte Cavallo.*

Als Goethe zum ersten Male die beiden Colosse auf dem quirinalischen Platze von Monte Cavallo erblickte, gestand er voll staunender Bewunderung, daß beim ersten Anschauen weder Auge noch Geist hinreichend seien, sie zu fassen. — Es war das erste Werk alter Plastik, welches er in Rom sah.

Diese Colosse von Monte Cavallo sind allein unter den Tausenden und aber Tausenden von Statuen, welche einst das alte Rom, wie ein zweites Volk von Erz und Marmor erfüllten, aufrecht stehen geblieben Jahrtausende der Verwüstung hindurch, während alle anderen Ueberbleibsel alter Plastik aus Schutt und Trümmern aufgegraben werden mußten, zu denen sie hinabgesunken waren. Aufrecht haben sie den Brand geschaut, dessen Feuermeer vernichtend sich hinwälzte über zwei Dritttheile der Neronischen Stadt; aufrecht stehend, wenn auch zweimal von ihrem Platze versetzt, haben sie alle Verwüstungen und Gräuel des sterbenden Imperatorenreichs, alle Schrecknisse des Mittelalters, haben sie Plünderung und Zerstörung, Feuersbrünste und Erdbeben überdauert. Und wie sie, die Zwillingssöhne des obersten der Götter, die reisigen Zeuskinder Castor und Pollux, einst in den Tagen des Glanzes römischer Imperatoren den Zugang zum Palaste des Weltgebieters bewachten, so versehen sie auch heute noch an einer anderen Stelle denselben Dienst vor der alten Hofburg des dreifach gekrönten geistlichen Weltherrschers.

Um die Bedeutung dieser Dioskurencolosse zu verstehen, müssen wir auf die älteste Geschichte Roms zurückgehen.

Wenige Stunden von Rom, hart an der Straße, welche über Valmontone nach Neapel führt, schimmert durch Schilf und Binsen ein Wasserspiegel, der die Höhlung eines ausgebrannten Kraters füllt. Das ist der berühmte See Regillus, an dessen Ufern das Heldengedicht der ältesten römischen Geschichte jenen Riesenkampf der jungen Römerrepublik mit den mächtigen Latinern verlegt, in welchem das fluchbeladene Geschlecht der Tarquiner unterging.

Von diesem Entscheidungskampfe erzählt die Sage also: Als die Schlacht am heißesten hin- und herwogte, und der Tag bereits zur Neige ging, da erschienen plötzlich dem bedrängten Römerdictator zwei herrliche Jünglinge von übermenschlicher Größe und Schönheit auf hohen Rossen und stürmten an der Spitze der römischen Reitergeschwader, Alles vor sich niederwerfend, in die Reihen der Feinde.

Am selbigen Abend, als am Regillus so der Sieg gewonnen ward durch Götterhülfe, erschienen dieselben Götterjünglinge in voller Rüstung, Roß und Reiter bedeckt von Staub und Schweiß der Schlacht, auf dem Forum von Rom. Hier sprangen sie von ihren Kriegsrossen, und nachdem sie in dem Teich beim Tempel der Vesta sich rein gebadet, verkündeten sie dem Volke den Hergang der Schlacht und den herrlichen Sieg der römischen Waffen. Als aber der Präfect der Stadt sie suchen ließ, waren sie plötzlich verschwunden und wurden nimmer von sterblichen Augen gesehen.

Da nun am folgenden Tage Boten des Dictators dem Senate Meldung gaben von dem, was am See Regillus geschehen, und von der hülfreichen Er-

* Nach Adolf Stahr, Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

scheinung der Götter, so zweifelte Niemand, daß es dieselben gewesen, welche man auf dem Forum Abends zuvor gesehen, Castor und Pollux, das Zwillingspaar der reisigen Jupiterssöhne.

Die Dankbarkeit des Volkes errichtete ihnen auf derselben Stelle des Forums, wo sie erschienen waren, einen Tempel, und heiligte ihnen auch die Quelle, in der sie gebadet. An jedem Tage der Iden des Monats Quinctilis, dem Jahrestage der Regillusschlacht, wurden den Dioskuren, auf Kosten des Volks, prächtige Opfer durch die Ersten der römischen Ritter dargebracht und nach dem Opfer ein feierlicher Aufzug der ganzen Ritterschaft. In Gliedern geordnet, gleich als kehrten sie heim aus der Schlacht, mit Oelzweigen bekränzt, in purpurverbrämtem Gewande, jeder mit den Ehrenzeichen geschmückt, die sie im Felde gewonnen, — so ritten sie von dem Tempel des Mars, außerhalb der Ringmauer gelegen, durch die Straßen der ganzen Stadt, über das Forum bei dem Tempel des Castor und Pollux vorbei, wohl fünftausend an der Zahl, ein „herrliches Schauspiel, würdig der Größe des römischen Reiches," wie der Erzähler, der Grieche Dionys von Halikarnaß, hinzusetzt.

Seit diesem Beistande der Dioscuren, der sich auch später im Kriege mit Macedonien erneuerte, waren und blieben dieselben aufgenommen unter die Zahl der Schutzgötter des römischen Volkes. Ihre Bildnisse sind häufig auf den römischen Silbermünzen, und jener alte Schriftsteller erwähnt ausdrücklich, daß viele Denkmale noch zu seiner Zeit die dankbare Verehrung der göttlichen Brüder bezeugten.

Nicht mit Unrecht that Goethe beim Anblick dieser achtzehn Fuß hohen Dioscurengestalten den oben angeführten Ausspruch, gestand ein Thorwaldsen, daß sie die Kraft aller neueren Kunstbegabung überragten. Das Unabweisbare, Ueberwältigende, das Jedem, der sie nur einmal geschaut, diese Gestalten unvergänglich einprägt, liegt vor Allem in jener Einheit der Gesammterscheinung, in welcher, nach Goethe's wundervollem Ausdrucke, die einzelnen Theile gleich aufgefangenen Sonnenstrahlen auf einem Punkte zusammenbrennen und ein Ganzes von höchster Harmonie erscheinen lassen.

Die beiden Figuren sind vorschreitend gedacht, Castor mit der Linken das Roß führend, mit der Rechten den Speer haltend, während beim Pollux das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Die Lanzen sind verschwunden, auch die goldnen Sterne, welche sich über ihren Häuptern befanden. Räuberische Hände haben Beides entfernt.

Mit Entzücken gedenke ich der Zeit, wo mir das Glück vergönnt war, die herrlichen Gestalten der Originale selber täglich zu schauen, wie sie dastehen auf dem schönsten Platze der Welt, vor sich das colossale Wasserbecken, dessen himmelaufsteigender Crystallstrahl im Sonnenlichte funkelt, über sich das Blau des italienischen Himmels, zu ihren Füßen gelagert die Stadt der Städte, das ewige Rom, das schon länger als zweitausend Jahre zu den verehrten Schutzgöttern hinaufgeblickt; umschlossen von würdigster Umgebung jener stolzen Paläste, die den geheiligten Hügel des Quirinus krönen, und deren architectonische Massen dennoch die mächtige Wirkung dieser Colosse der Plastik nicht beeinträchtigen, weil diese Wirkung geschützt und gesichert wird durch die schöne Beschränkung des Platzes selbst und durch das weise Maß der vielleicht nicht über zwölf Fuß hohen Postamente, auf denen sie sich neben den Obelisken des Augustus erheben.

Religiöse Zustände.*

Wie sehr der Geist des römischen Volkes den idealen Lebensrichtungen abgewandt war, zeigt sich vor Allem in seiner Religion. Die römische Religion entbehrt gänzlich jener geistigen Freiheit und Schönheit, welche bei den hellenischen Religionen so characteristisch hervortreten. Der Römer früherer Zeit hielt fest an der Ueberzeugung, daß seinen Göttern des Capitols der Ursprung, die Ausdehnung und Erhaltung des römischen Reichs gebühre; mit Treue hing er an ihnen: ohne sie unternahm er nichts, und nie schmälerte er ihnen den Dank für das Gelingen eines Unternehmens. Alle Verhältnisse seines öffentlichen und Privatlebens waren von Religion und religiösen Gebräuchen durchschlungen.

Dieses alte, innige Band nahm bei der Nüchternheit und Phantasielosigkeit der Römer in der Folge eine ganz practische Natur an. Religion ward zum bloßen Mittel, über welchem im besten Falle Staatszwecke, häufig aber nur die speciellsten Absichten und Interessen der Einzelnen standen.

Egoistischer Natur waren freilich alle Religionen des Alterthums, hier mehr, dort weniger; aber bei keinem andern civilisirten Volke tritt der religiöse Egoismus in so nackter Aeußerlichkeit hervor, und nirgends finden wir das religiöse Bedürfniß als solches so verdunkelt, wie bei den Römern. Damit die Götter den Staat erhielten und mehrten, wurden sie von der Staatsgenossenschaft verehrt; damit sie den Einzelnen förderten, betete der Einzelne zu ihnen; Gottesverehrung ohne egoistische Zwecke kannte der Römer nicht. Seine Religion war auf den practischen Nutzen gestellt, wie im Hause, so im Staate. Kein Wunder also, daß die religiösen Anstalten zu Mitteln der Staatsregierung wurden.

Eine Nation, welche in der Religion diese Richtung genommen, wird, wenn es zweckmäßig ist, tolerant sein gegen fremde Götter. Kein Volk war es mehr als die Römer, aber keinem gebührt deshalb weniger Lob als ihnen, denn ihre Toleranz hing mit dem Mangel religiöser Tiefe zusammen. Jeder Gott, von dem der Römer sich Nutzen versprach, galt ihm im Ganzen gleich. Sein Jupiter Capitolinus war ihm der höchste Gegenstand der Verehrung, weil er sich als der nutzbarste unter allen Göttern bewies. Aber er verschmähte deshalb andere Götter nicht. Der Hellene wandte sich mit Gelübden an seine eignen Götter und erflehte von ihnen Sieg über die Feinde; der Römer schloß einen Vertrag mit den Göttern der Feinde und gelobte ihnen zu Rom höhere Verehrung, als ihnen in ihrer Heimath gezollt würde, falls sie ihr Volk preisgeben und die Eroberung der Städte gestatten würden.

Theils auf diese, theils auf andere Weise machten die Römer viele italische und selbst ausländische Götter zu den ihrigen. Bereits in der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. holte man durch feierliche Gesandtschaft die Kybele aus Phrygien, ja noch früher den Aesculapius aus Epidaurus nach Rom und nahm sie in den Kreis der römischen Gottheiten auf, damit sie dem Staate Dienste erzeigten, welche man von der heimischen Religion vergebens erhofft hatte.

Zur Zeit des Sulla wurde der ägyptische Cultus der Isis und des Serapis nach Rom verpflanzt und gehörte hier seit dieser Periode bald zu dem öffentlichen, bald zu dem verbotenen Gottesdienst. Größer war die Anzahl fremder Götter und religiöser Gebräuche, welche durch die Peregrinen nach Rom verbreitet wurden.

Den Provinzialen war im Allgemeinen Religionsfreiheit gestattet: sie durften nicht blos in ihrer Heimath, sondern auch in allen andern Ländern des römischen Herrschaftsgebietes ihre vaterländischen Götter nach gewohntem Cultus verehren, und sie wurden, wie das Beispiel der Juden zeigt, in diesem Recht durch die römischen Statthalter geschützt. Ja die

* Nach Karl Hoeck, Römische Geschichte.

Römer gestatteten den Peregrinen auch zu Rom ihrem religiösen Glauben nachzuleben, den mitgebrachten Gottheiten Capellen und Altäre zu errichten, sowie Versammlungen zu gemeinschaftlicher Cultusfeier zu halten.

Diese Toleranz hatte indeß ihre Grenzen. Nie trennte der Römer Religion vom Staate; seine eigene Religion stand unter der Aufsicht des Senats, und dasselbe war bei dem fremden Cultus in Rom der Fall. Ausgeschlossen von der fremden Duldung waren die Religionen theokratischer und monotheistischer Richtung. Den Druiden-Cultus suchte man selbst in Gallien zu unterdrücken, und die jüdische Religion, die sich früh schon in Rom eingeschlichen hatte, ward hier wohl, unter den Stürmen, in welchen die Republik dem Untergange zueilte, übersehen, aber nicht eigentlich öffentlich geduldet.

Kein fremder Gott kann in Rom auf Duldung Anspruch machen, der in feindlichen Gegensatz mit den römischen Gottheiten tritt. Denn wie das römische Volk über allen andern Nationen steht, so der Jupiter Capitolinus über den fremden Göttern; jede Religion, welche dessen Macht verneint oder den Dienst der einheimischen Götter beschränkt, wird deshalb unterdrückt. Vor allen Dingen soll die römische Nation den alten Göttern treu bleiben, denen sie ihre Größe und Macht verdankt.

Dieser Grundsatz und die Beeinträchtigung, welche der altheimische Gottesdienst durch die fremden Religionen erfuhr, erklären die momentanen Maßregeln des Senats gegen allen ausländischen Cultus in Rom. Allein je älter und mannigfacher die religiösen Einflüsse waren, welche die römische Gottesverehrung erfahren, desto schwieriger mußte das Ausscheiden alles ursprünglich Fremden sein. Zur Ausführung kam daher nur die Unterdrückung solcher Religionen, welche sich besonders nachtheilig für den Staat und für die Reinheit der Sitten bewiesen. Die Feier der dionysischen Mysterien wurde in Rom und durch ganz Italien verboten; nur ausnahmsweise blieb der Dienst des Bacchus gestattet. Der römische Senatsbeschluß war weniger gegen die Gräuel des Cultus gerichtet. Auch bei der ägyptischen Religion erklärt die Unsittlichkeit des Dienstes zum Theil die römische Strenge gegen sie; indeß kam hier noch ein anderer Umstand in Betracht. Keine fremde Religion fand in Rom so ungemessene Theilnahme, vorzüglich unter den niedern Ständen, als der Isis- und Serapisdienst. Die Cultusfeier der Isis vereinigte sehr zahlreiche Volksmassen, noch dazu in Versammlungen, welche sich der Oeffentlichkeit entzogen, und diese großen nächtlichen Zusammenkünfte wurden häufig für politische Zwecke benutzt. So griff denn die Regierung in verschiedenen Zeiten zu harten Maßregeln, um die ägyptische Religion wieder aus Rom zu verbannen; jedoch ohne dauernden Erfolg.

Der römische Handel.*

Das Handelswesen der Römer war von je her die schwächste Seite ihrer Staatsweisheit, und nie hat sich der Bürger in der Hauptstadt aus Zuneigung ihr hingegeben. Gleichwohl verschmähte er aber auch die übrige Gewerbthätigkeit, vor Allem das niedere Handwerk; er entzog ferner den Boden Italiens der Cultur nothwendiger Lebensbedürfnisse und ergab sich einem grenzenlosen Luxus. So konnte man des Auslandes nicht entbehren und überließ sogar den Provinzialen, die Gegenstände des Bedarfs herbeizuschaffen.

Italien ist ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit seiner Producte und

* Nach Karl Hoeck, Römische Geschichte.

durch die Vortrefflichkeit mehrerer Arten derselben; aber nur wenige bringt es in solcher Menge hervor, daß sie den Bedarf der Halbinsel übersteigen und bedeutende Ausfuhr gestatten. Getreide hat der größte Theil des Landes und namentlich das unmittelbare Gebiet Roms eigentlich nie in hinreichender Fülle erzeugt; nur ausnahmsweise konnten die Römer ihren auswärtigen Heeren Getreide zuführen, welches in Italien gewachsen war. Kaum in den früheren Zeiten der Republik, so lange man noch haushälterisch mit seinen Hufen umging, war in dieser Beziehung die südliche Halbinsel sich selbst genug, denn einjähriger Mißwachs veranlaßte gewöhnlich Hungersnoth. Als aber der Luxus der römischen Großen dem Getreide seinen Boden entzog, und die Bürgerkriege dem Boden die Bebauer nahmen, so war man für das erste Nahrungsmittel auf eine regelmäßige Zufuhr von Außen angewiesen.

Die Abnahme des Getreidebaues hatte eine ausgedehntere Cultur der edlen Obstarten zur Folge. Man legte sich vorzüglich auf Wein- und Oelbau, wofür allerdings der Boden in vielen Gegenden weit geeigneter ist. Der Olivenbau war sehr verbreitet in Italien, und das einheimische Oel, namentlich das venafrische und tarentinische, wird wegen seiner innern Güte sehr geschätzt. Gegen Ende der Republik wurde italisches Oel in die Provinzen ausgeführt; doch bald erntete man nicht so viel, als man selber bedurfte.

Reicher war die Halbinsel an Wein, dessen Cultur auf Kosten des Getreidebaues zu sehr überhand nahm und deshalb durch Gesetze eingeschränkt wurde. In der That erwies sich der Weinbau so lohnend, daß, nach Plinius' Schilderung, der Kaufmann, welcher an den Ufern des rothen und indischen Meeres Schätze suchte, nicht mehr gewann, als ein fleißiger Winzer. Italien zeichnete sich sowohl durch die vielgepriesene Vortrefflichkeit seiner Weine aus, als auch durch die Menge und Verschiedenheit derselben. Plinius zählt achtzig Arten edler Weine auf dem ganzen Erdboden, und zwei Dritttheile davon erzeugt, nach seiner Behauptung, Italien. Allerdings bildete italischer Wein einen auswärtigen Handelsartikel: man tauschte damit indische Waaren ein. Allein die Ausfuhr ausländischer theurer Weine war bedeutender, als die Ausfuhr der einheimischen, und letztere beschränkte sich nur auf die schlechteren Sorten.

Außer Oel und Wein möchte man Wolle unter den italischen Ausfuhrartikeln vermuthen: denn viel Getreideland wurde im letzten Jahrhundert des Freistaates, gegen die Gesetze, in Triften verwandelt, und italische Wolle wird sehr gerühmt. Columella stellt nicht blos die calabrische und apulische Wolle der milesischen an die Seite, sondern giebt sogar der tarentinischen unter allen den Vorzug; nur die des cisalpinischen Galliens stand zu des Schriftstellers Zeit in höherem Werth. Gleichwohl war Wolle kein Gegenstand der Ausfuhr in Italien, sondern nur der Einfuhr, da das inländische Product dem eigenen Bedarf nicht genügte.

Es ging mit diesem Erzeugniß wie mit den übrigen: was die Natur in reichem Maße der Halbinsel darbot, wurde hier entweder gar nicht, oder nur in geringem Grade für auswärtigen Handel benutzt. Ja, als vollends Italiens Grund und Boden fast gänzlich in die Hände der römischen Großen gerieth und ihrer Prunksucht diente, so befriedigte beinahe kein einziges Landesproduct das Bedürfniß der Menge oder das Verlangen der Reichen. Vor Allem war es Rom, das für seine ungeheure Bevölkerung alle Verbrauchsgegenstände, von denen des einfachsten Bedarfs bis zu denen des abgefeimtesten Luxus, auf dem Wege des Handels sich verschaffte. Und nicht blos dieser Schlund einer unermeßlichen Consumtion ließ sich aus der Nähe und Ferne das Nothwendigste wie das Ueberflüssigste zuführen, sondern auch das übrige Italien wurde vorzüglich durch Roms Schuld in eine Abhängigkeit vom Auslande gezogen: es consumirte viel und producirte wenig; sein Verkehr mit der Fremde war fast lediglich ein unglückseliger Passivhandel.

Nur das cisalpinische Gallien, welches erst kurz vor der Kaiserherrschaft von

den politischen Grenzen Italiens umschlossen wurde, bildet eine erfreuliche Ausnahme. Hier trafen überschwengliche Fruchtbarkeit des Bodens und rege Industrie seiner Bewohner zusammen, um allgemeinern Wohlstand zu verbreiten; schon in Polybius' Tagen vertrieb das nördliche Italien den Ueberfluß seiner Naturproducte wie die Erzeugnisse seines Kunstfleißes nach Osten und nach Süden. Durch Handel hoben sich dort unter andern Städten Placentia, Cremona, Parma, Patavium zu einem Reichthum empor, der dem übrigen Italien, mit Ausnahme Rom's, fremd war.

In den Ländern am Po hatte Rom mit andern Städten der südlichen Halbinsel den nächsten Markt zur Befriedigung wesentlicher Bedürfnisse. Aus den dortigen Manufacturen bezog man eine große Menge wollener Zeuge, von dem gröbsten Gewebe, das zu der Bekleidung der Sclaven diente, bis zu den feinsten Gewändern und kostbaren Teppichen. Auf Oberitalien beziehen sich wahrscheinlich die Andeutungen, welche Strabo von einer erhöheten Gewerbethätigkeit giebt. Früher, so bemerkt der Geograph, erhielt Italien aus Spanien fertige Tücher, aber zu seiner Zeit führte man die rohe Wolle ein. Für die Veredlung der Schafzucht spricht der hohe Preis, mit dem ein spanischer Widder bezahlt wurde. Auch die Leinewand des diesseitigen Galliens war in Rom gesucht und ward der vortrefflichen spanischen und ägyptischen gleichgeschätzt. Dasselbe Land versah Italien und vorzugsweise die Hauptstadt mit bedeutenden Vorräthen von Schweinefleisch, einem sehr beliebten Nahrungsmittel, das von besonderer Wichtigkeit für den Unterhalt der Heere war. Auch aus dem jenseitigen Gallien bezog man, außer wollenen Zeugen, große Massen von Pökelfleisch und Schinken.

Eine größere Menge von Gegenständen lieferte den Römern Spanien und namentlich dessen südöstlichster Theil, Turdetanien. Dies gesegnete Land war reich an Getreide, Wein und dem schönsten Oel; seine Wolle übertraf sogar die coraxische des westlichen Caucasus. Spanische Kauffahrer brachten diese und andere Erzeugnisse, als Honig, Wachs, Pech, Kermes, Zinnober und eingesalzene Seefische, in die Häfen Dicäarchia und Ostia. Hier lagen fast in der Regel eben so viele turdetanische Lastschiffe als lybische vor Anker: denn alle Landesproducte, die man in Spanien nicht selbst verbrauchte, gingen nach Rom und Italien. Dem regen und vortheilhaftesten Handel verdankte vor Allem Gades seinen großen Reichthum.

Noch wichtiger war Sicilien für Italien. Die Insel heißt bedeutsam Roms Vorrathskammer, denn vor allen hierher brachte sie den Ueberfluß ihrer heimischen Erzeugnisse. Die Hauptstadt erhielt von ihr auf dem Wege des Handels, außer andern Gegenständen, Schlachtvieh, Häute, Wolle, Honig, Safran und selbst Getreide. Den größten Theil seines Getreides zog freilich Rom als Tribut aus seinen Provinzen und zwar, neben Afrika und Aegypten, auch aus dieser Insel. Aber der Verbrauch war unendlich groß, da Mehlspeise für einen großen Theil der Bevölkerung fast das einzige Nahrungsmittel war.

Wenn Rom aus den westlichen und nördlichen Ländern meistens Gegenstände eines nothwendigen Bedarfs erhielt, so war das bei seinem östlichen Handel in weit geringerem Maße der Fall. Schon Griechenland mit den Inseln lieferte seiner Beherrscherin meistens Luxusgegenstände. Unter diesen Begriff fallen selbst zwei Hauptartikel, welche Rom von hier bezog, nämlich griechischer Wein und griechischer Honig. Obwohl man den letzteren in reichlicher Fülle aus Spanien und Sicilien erhielt, so zog man es vor, Honig aus Hymettus und von den sporadischen Inseln einzuführen, weil der Ruf und die größere Entfernung dem östlichen Product höhern Werth verlieh. An vortrefflichen Weinen war Italien, wie bemerkt, selber reich, und überseeische blieben hier bis auf Lucullus eine Seltenheit. Als aber dieser bei seiner Rückkehr aus Asien mehr als hunderttausend Eimer griechischen Weins unter das Volk vertheilte, und vollends bei Julius Caesars Triumphfesten der Chier und Lesbier neben dem Falerner und Mamertiner im Uebermaß flossen, da wurden

bald darauf alle Arten hellenischer Weine in Italien gewöhnlich.

Von den Inseln Griechenlands und aus Vorderasien kamen ferner den römischen Schwelgern viele Leckerbissen der Tafel. Aus Phrygien erhielt man Hühner, von Samus ließ man Pfauen, von Melus Kraniche, von Chius Austern kommen; Seefische bezog man aus Rhodus, von der cilicischen Küste und vom schwarzen Meere.

Außerdem reichte besonders Griechenland den Römern eine weit kostbarere Waare anderer Art. Als gegen Ende der Republik die Pracht der Bauwerke bei ihnen sich hob und allgemeiner verbreitete, genügte, was die Nähe bot, nicht mehr, und selbst den schönen lunensischen oder carrarischen Marmor Hetruriens, der, wegen seiner geringen Entfernung vom Meere, leicht fortzuschaffen war, verschmähte man als ein zu gewöhnliches Gestein. Aus Numidien, Aegypten, Griechenland und Vorderasien holte Rom nun das Material zu seinen Prachtgebäuden. Unter den Marmorarten dieser Länder schätzte man besonders den aus Hellas und von den hellenischen Inseln. Natürlich vertheuerte der Transport das Material ungemein. Häufig brach man den Marmor an Orten, die weit vom Meere entfernt waren, und in so colossalen Blöcken, daß Säulen von 32 Fuß Länge aus Einem Stück bestanden. Um diese zum Ufer zu schaffen, waren kostspielige Vorkehrungen nöthig; für ihren Seetransport erbaute man eigne Fahrzeuge. Der phrygische Marmor wurde bei Synnada, in der Mitte Kleinasiens, gebrochen, und die Größe der fortgeschafften Platten und Säulen erregte nicht geringere Bewunderung, als die Schönheit des Gesteins. Das Wunderwerk der römischen Baukunst, die Basilica des Aemilius Paulus, hatte lauter Säulen aus phrygischem Marmor.

Kleinasien stand mit den europäischen Ländern in regem Handelsverkehr; aber die Bedeutung, welche es in dieser Hinsicht hatte, gebührt weniger dem Vertriebe seiner eigenen Landesprodukte, als dem Umstande, daß es der Mittelpunkt eines Durchgangs-Handels zwischen dem fernen Osten und der Westwelt bildete. Einer der Handelswege zog sich unterhalb des schwarzen Meeres hin. Durch die Heereszüge des Pompejus waren diese Gegenden für römischen Handel eröffnet und die noch östlicheren Länder bekannt geworden. Das eigentliche Ziel dieser Handelsstraße war Dioscurias, wo der Vertrieb von Waaren siebenzig Nationen versammelte. Babylonische und indische Producte wurden von Armeniern und Medern hierher gebracht. Ohne Zweifel bezog Rom von hier aus außer Wolle, Pelzwerk, edlen Steinen, auch indische Luxuswaaren, vor allen serische Gewänder. Ebenso wurden hier Sclaven gekauft.

Ein zweiter Handelsweg führte über Ephesus und Apemea. Nach Strabo's Zeugniß wurden aus diesen Städten persische, arabische und indische Producte nach allen Gegenden verbreitet. Babylonische Decken und sonstige Webereien, Räucherwerke und wohlriechende Salben aus Arabien und Persien, tyrischer Purpur und andere Luxusgegenstände wanderten auch über Ephesus nach Rom.

Jedoch was von hier aus die Hauptstadt erhielt, ward noch überboten durch die Menge von Waaren, welche sie auf einem dritten Handelswege über Alexandrien bezog. Zu den Producten, welche man aus Aegypten durch Handel erhielt, ist freilich nicht eigentlich Getreide zu rechnen; denn seinen viermonatlichen Bedarf zog Rom aus den Naturalabgaben der Provinz und nur ausnahmsweise kaufte es Korn aus Aegypten. Unter den Handelsgegenständen, die das Nilthal den Römern lieferte, werden vor allen verschiedene Arten von Leinewand, leinene Gewänder mit Stickereien, wie auch Glas- und Krystallwaaren genannt.

Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildete ferner das aus der ägyptischen Papyrusstaude verfertigte Schreibmaterial.

Fast alle Artikel, welche die alexandrinischen Kaufleute aus dem fernen Osten holten, fanden zu Rom den bedeutendsten Absatz. Es gehörten dahin zuvörderst Gewürze und Specereien, als Pfeffer, Zimmt, Zimmtsaft und Ingwer, Lakka, Zinnober und andre Färbestoffe, Weihrauch, Cassia, Myrrhe, Narde, Malabathrum und Costum. Das indische

Vaterland der meisten dieser Producte ist gewiß, mehrere führen noch jetzt ihren ursprünglichen Sanscritnamen. Auch der Weihrauch kam zum größten Theil aus Indien, denn das beschränkte arabische Gebiet, wo er gleichfalls heimisch war, konnte gar nicht so viel erzeugen, als man in Westen verbrauchte.

Der alexandrinische Handel brachte den Römern ferner Elfenbein und Schildpatt, crystallne und murrhinische Gefäße. Der Luxus in diesen Sachen war in Rom fortwährend im Steigen; und zu welchen ungeheuren Preisen einzelne murrhinische Gegenstände gekauft wurden, hat Plinius bemerkt.

Die bedeutendsten indischen Handelsstücke waren indeß Kleidungsstoffe, sowie Edelsteine und Perlen. Indien bildete den Mittelpunkt des Vertriebes der seidenen und baumwollenen Zeuge im Alterthume. Was die Erstern anlangt, so ist freilich nicht zu bezweifeln, daß zwischen dem Indus und Ganges früh die Pflege der Seidenraupe und die Bearbeitung der Seide heimisch ward; indeß die meisten Seidenstoffe, welche die Inder ausführten, erhielten sie vermuthlich selber durch ihren Handelsverkehr mit China. Unter den Waaren, welche aus China theils auf dem Ganges, theils auf einem nördlichen Wege durch Bactrien zu den indischen Häfen gelangten, werden vorzüglich serische Gewebe genannt, und hierunter sind seidene und halbseidene Stoffe zu verstehen. Lange blieb das Vaterland der Seide, wie auch die Art ihrer Erzeugung dem Westen verborgen; noch Pausanias berichtet darüber nach dunklen Berichten. Kein Wunder, daß das Bombyx-Gespinnst unter diesem eigentlichen Namen nur selten genannt wird, und daß es selbst dann noch Sericum hieß, als sich über die Natur der Seide genauere Kenntniß verbreitet hatte. Weit früher schon bildeten seidene und halbseidene Gewänder die vorzüglichsten Schmuckkleider in Persien und Vorderasien. Nach Rom gelangten sie erst gegen Ende des Freistaats. In ausgedehnterem Maße, als die Seide, war Baumwolle ein indisches Erzeugniß; schon Herodot kennt die Seidengewebe der Byssusstaude bei den Indern, und jüngere Zeugnisse bestätigen die starke Ausfuhr der baumwollenen Zeuge nach Aegypten.

Das Kostbarste indeß reichte Indien den Römern in seinen Edelsteinen und Perlen. Mehrere Arten der Ersteren, wie der Diamant, der Saphir, der Rubin, waren nur in Indien heimisch; viele fanden sich hier von ausgezeichneterer Güte, als in andern Ländern. Sie wurden aus den innern Gegenden hauptsächlich nach Nelkynda gebracht und bildeten hier einen bedeutenden Ausfuhrartikel. An den Inseln des persischen Meerbusens, wie an den Küsten der indischen Halbinsel, namentlich zwischen Ceylon und dem Festlande, befanden sich im Alterthum (wie jetzt noch) die bedeutendsten Perlfischereien. Die meisten und vorzüglichsten Perlen hatten ihren Markt gleichfalls zu Nelkynda, und der höchst ausgedehnte Einkauf, den ägyptische Handelsleute hier in diesem, wie in jenem Luxusartikel machten, war größtentheils für Rom berechnet. Die vielen Gattungen von Edelsteinen, deren Beschreibung Plinius giebt, dienten theils gleichzeitig, theils nach wechselnder Modelaune der Prunksucht römischer Frauen. Nimmt man indeß den Diamant aus, der stets in sehr hohem Werthe stand, so schätzte Rom im Ganzen die Perlen höher; auch war dieser Luxus viel verbreiteter, als der mit edlen Steinen; denn bei den Perlen entschied die Größe über den Preis, und die kleinern waren selbst den niedrigeren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft nicht unerschwinglich.

Diese und viele andre Gegenstände des ägyptisch-indischen Handels verschlangen in Rom alljährlich sehr bedeutende Geldsummen. Der Luxus hielt die fremden Erzeugnisse, welche Gewinnsucht und der weite Weg um das Hundertfache vertheuerte, in hohem Preise, und von vielen Artikeln verschwendete die Hauptstadt eine ungeheure Menge. Die Abgaben und die Kosten des Transports aus dem glücklichen Arabien bis zu den Küsten Italiens betrugen für jede Kameellast Weihrauch über hundert und fünfzig Thaler. Rom gebrauchte das Räucherwerk nicht blos wie der Orient zu seinen Opfern, sondern vorzüglich auch beim Verbrennen der Leichname auf den Schei-

terhaufen. Das Pfund Nardenähre kostete zu Rom nach unserm Gelde etwa zwanzig Thaler, ein Pfund Malabathrum stieg bis zu siebenzig, Zimmtrinde kostete fünftehalb und Zimmtsaft das Pfund zweihundert und dreißig Thaler. Eben so theuer ward das Pfund tyrischen Purpurs bezahlt.

Bei weitem die größten Summen verwandte man aber auf Kleiderstoffe und vor Allem auf Edelsteine und Perlen aus Indien. Die Seide ward mit Gold aufgewogen. Einzelne Perlen bezahlte man mit dreihundert tausend Thalern; eine Lollina Paulina war mit Edelsteinen und Perlen so bedeckt, daß sie ein Vermögen von zwei Millionen unsers Geldes an ihrem Körper trug. Der Werth der Krystallsachen und murrhinischen Gefäße stieg noch fortwährend im Preise.

In höherem Grade als die Vergeudung dieser Summen für überflüssigen Tand ist die unselige Art, wie man diesen Handel trieb, zu beklagen. Alle jene Waaren mußten von den Römern fast gänzlich mit baarem Gelde aufgewogen werden; Italien hatte dagegen sehr wenig umzutauschen. Die Kauffahrer brachten freilich auch weißseidene Gegenstände nach Indien und bezahlten damit die dortigen Erzeugnisse. Aber der italische Wein, welcher neben dem von Laodicea und dem arabischen Palmwein genannt wird, kann wohl kaum in Betracht kommen, da Italien selbst so viele ausländische Weine einführte. Kupfer, Zinn und Blei, welches die westlichen Handelsleute zu den Indern brachten, kam nicht aus Italien; die Manufacturwaaren, welche die Aegypter im Osten umsetzten, verfertigten ihre gewerbthätigen Städte selbst, und andere Producte, die sie in Indien einführten, kauften sie erst auf ihrer Fahrt an der arabischen Küste. Also der ganze ägyptisch-indische Verkehr, der durch den Waarenabsatz in Rom seine eigentliche Bedeutung hatte, war von römischer Seite ein bloßer Passivhandel.

Zu diesem Uebelstande kam ein anderer: das so einträgliche Geschäft nährte keinen Römer der Hauptstadt. Wie Gades seine Waaren selber in die italienischen Häfen brachte, so war auch der indische Handel gänzlich in den Händen der Aegypter: alexandrinische Kaufleute holten die indischen Producte aus dem fernen Osten und führten sie nach Dicäarchia und Ostia. Den römischen Bürgern entging mithin selbst der Gewinn des Transports und Vertriebes von Waaren, die sie mit dem Hundertfachen des Ankaufspreises bezahlten.

Nicht jeder Zweig seines Handels war so unheilvoll für Rom als der ägyptische; aber im Nachtheil befand es sich in dieser Hinsicht gegen alle Länder, mit denen es im Verkehr stand. Freilich nährte und bereicherte der Handel viele Römer in den Provinzen, aber bei weitem mehr Provinzialen, und der Reichthum der Erstern kam gleichfalls dem Lande zu statten, in welchem sie lebten. Die Abneigung der Bürger Roms gegen den Handel und die Vernachlässigung der Gewerbthätigkeit wurden, bei den ungeheuren Bedürfnissen der Hauptstadt und bei der Betriebsamkeit der Provinzialen, eine Quelle des Wohlstandes für viele Städte in Gallien, Spanien, Afrika und Asien. Die Producte ihres Bodens und die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes fanden einen allzeit offenen Markt in Italien; die Provinzen empfingen auf diese Weise die Summen zurück, welche sie ihrer Gebieterin als Tribut zahlten.

Orbilius.*

In dem unruhigen Consulatsjahre Cicero's (63 v. Chr.) geschah es, daß aus dem ungefähr dreißig Meilen von Rom entfernten Benevent, einer schon damals durch Fruchtbarkeit der Gegend und belebte Straßenzüge in blühendem

* Nach: Grenzboten 1867, Nr. 3.

Zustande befindlichen Stadt Samniums, der Schulmeister Orbilius Pupillus nach der Hauptstadt übersiedelte. Berufungen von Professoren kannte man in jener Zeit noch nicht; alle Schulen waren Privatunternehmungen, um die sich die Stadt nicht kümmerte. Der Mann aus Benevent kam also jedenfalls nach Rom, um hier durch eine auf eigene Gefahr errichtete Anstalt mehr Ruhm und Gewinn zu erzielen, als in seiner Vaterstadt, wo wahrscheinlich, wie in Venusia, dem Geburtsorte des Horaz, die Söhne wichtigthuender Centurionen die Hauptrolle unter der Jugend spielten.

Keineswegs war aber Orbilius ein Glücksritter nach Art seiner griechischen Collegen, die damals schaarenweise nach Rom strömten, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, welche auch bei immer stärker werdender Nachfrage genug Käufer fand.

Orbilius hatte überdies keine Ursache, auf Fortuna's Gunst zu bauen; er hatte eine schicksalsschwere Vergangenheit hinter sich liegen und die Blüthe des Mannesalters bereits überschritten, denn er zählte genau fünfzig Jahre; aber er brachte eine reiche Berufsarbeit mit. Seine Eltern schienen gerade nicht in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, da Orbilius schon als Knabe mit großer Lust den Wissenschaften oblag; vielleicht trieb sein Vater ein einträgliches Handwerk. Aber eine entsetzliche Catastrophe vernichtete plötzlich des Knaben Jugendglück. Seine Eltern wurden an einem und demselben Tage ermordet. Ob die Familie zufällig schon den Beinamen Pupillus, d. h. „Waise", „Mündel", führte, oder ob der junge Orbilius infolge seiner Verwaisung von seinen Landsleuten so genannt wurde, wissen wir nicht.

Jener Schlag beraubte ihn wahrscheinlich aller Existenzmittel; denn er sah sich gezwungen, auf irgend eine Weise sein Brod zu verdienen, und da er kein Handwerk gelernt hatte, so übernahm er ein untergeordnetes Amt im Dienste der städtischen Behörden, entweder als Lictor mit dem Stecken vor den hochvermögenden Zweimännern oder den Aedilen Benevents herschreitend, oder als beflügelter Amtsbote deren Befehle verkündend, oder — und dies ist wohl das Wahrscheinlichste — als Schreiber oder Rechnungsführer in der Kanzlei beschäftigt. In allen diesen Fällen war der Lohn eben so gering als das Ansehen des Standes vor der Welt, und wenn sich in Rom nur Leute niedrer Herkunft zu solchen Anstellungen drängten, so war es natürlich in der Provinzialstadt nicht anders.

Nur wenige Jahre kann Orbilius diesen friedlichen Dienst geübt haben, als er, vielleicht um das Jahr 90 v. Chr., zur militärischen Laufbahn überging. Ob dies aus freiem Entschlusse geschehen sei, oder ob ein Aushebungscommissär ihn ausfindig gemacht habe, bleibt dunkel; beinahe möchte man sich aber für das Zweite entscheiden, weil seit Marius die Conscription in ganz Italien stattfand, weil sein kleines Amt ihm nicht Dienstfreiheit verschafft haben mag, und weil zum Diensterlaß jeder Zeit eine reiche Geldspende für die mit der Aushebung betrauten Offiziere unerläßlich war.

Als Vaterlandsvertheidiger diente Orbilius in Macedonien. Zu dieser Provinz gehörte aber auch Thessalien, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dort den zwischen 87 und 85 sich abspielenden Krieg gegen den pontischen Mithridates mitmachte. Er brachte es sogar hier bald zum Adjutanten des Legionsobersten, vielleicht weniger durch seine Tapferkeit als durch seine Federgewandtheit, da nun die Kanzlei des Commandirenden zu seinem Ressort gehörte. Sein Posten stand aber immer noch einen Grad unter dem Hauptmann, wenn er auch im Avancement vom Gemeinen an die zehnte Stufe einnahm. Der Sold betrug also wohl höchstens das Doppelte des gewöhnlichen, d. h. damals etwa 100 Thaler, und Orbilius legte deshalb bald seine Auszeichnung, einen mit zwei Hörnchen verzierten Helm, ab, um — zur Reiterei überzutreten, zu der er vielleicht eine bessere Passion verspürte, bei der ihm wenigstens die dreifache Löhnung winkte.

Die Zeit, in der die Blüthe der aristokratischen Jugend sich zum Reiterdienst stellte, war damals vorüber. Die römischen Ritter wurden wohl noch vom

Censor gemustert und hielten jährlich einmal einen glänzenden Zug durch die Stadt; aber die Reiterei im Felde bestand lediglich aus Nichtrömern, besonders Celten und Germanen, nebenbei auch aus italienischen Freiwilligen. Es war also eine sehr bunt gemischte Truppengattung, und Orbilius mag sich in solcher Umgebung vereinsamter als je gefühlt haben und oft genug in trübe, bittre Stimmung gerathen sein. Seine Dienstpflicht ging auf zwanzig Jahre; es scheint aber, als ob sie auf irgend eine Weise verkürzt worden sei. Es heißt nämlich bei Sueton: „Nachdem er den Kriegsdienst überstanden, kehrte er zu den Studien zurück, mit denen er sich schon von den Knabenjahren an eifrig befaßt hatte, (es läßt sich voraussehen, daß er auch als Soldat an seiner Weiterbildung arbeitete!) und war lange öffentlicher Lehrer in seiner Vaterstadt, bis er endlich im fünfzigsten Jahre nach Rom zog." Bei vollständigem Ausdienen der üblichen Jahre wäre schwerlich eine „lange" Zeit für sein Lehramt in Benevent übrig geblieben.

Als Orbilius nach Rom kam, hatte sich der Unterricht schon in verschiedene Stufen gespalten, wenn auch die Lehrziele der einzelnen Schulanstalten noch keineswegs fest standen. Auf den Elementarlehrer folgte der sogenannte Grammatiker, und von diesem gingen die jungen Leute zum Professor der Rhetorik über. Orbilius ist lange mit Unrecht in jeder Weise herabgesetzt worden; er lehrte keineswegs die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, sondern muß den wissenschaftlich gebildeten Grammatikern als Mittellehrer zugerechnet werden. Dennoch wird die Einrichtung seiner Schule eben so einfach und den Gewohnheiten des Südens angemessen gewesen sein, wie die der niedrigen Lehranstalten, d. h. er miethete sich außer seinem Logis eines jener luftigen Locale, die außerdem auch zum Ausstellen von Bildern benutzt zu werden pflegten und aus verandaähnlichen Vorbauen parterre oder auf dem flachen Dache bestanden, welche nach der Straße zu ganz offen waren. Von hier aus erschallten nun schon in der frühesten Morgenstunde zum Aerger der unerbittlich dadurch den Armen des Schlafes entrissenen Nachbarn die Stimmen der bei Lampenschein in buntem Chore recitirenden Schüler, unterbrochen von dem „Donnern" des laut schreienden Lehrers.

Die Schule des Orbilius erwarb sich bald einen guten Ruf. Fünf Jahre nach ihrer Eröffnung ward der junge Horaz nach Rom gebracht. Sein Vater war in Erziehung desselben so gewissenhaft, daß er nicht nur die besten Lehrer nahm, deren sich kein Senators- und Ritterssohn zu schämen brauchte, sondern auch selbst an Stelle des sonst zu diesem Zweck dienenden Pädagogus oder Gouverneurs den Lehrstunden beiwohnte. Es gereicht also dem Orbilius zur Ehre, daß der ältere Horatius seinen Sohn ihm anvertraute, und der Dichter nennt unter allen seinen Lehrern gerade nur den Mann aus Benevent. Auch Domitius Marsus, ein bedeutender Epigrammendichter, genoß seinen Unterricht. Von Horaz erfahren wir nebenbei, daß Orbilius Pupillus nach allgemeiner Sitte seinem Unterrichte die lateinische Uebersetzung der Odyssee von dem merkwürdigen Poeten, Schauspieler und Schulmeister Livius Andronikus zu Grunde legte. Die roh gezimmerten und harten saturnischen Verse derselben wurden den Schülern vorgesprochen und dictirt, auswendig gelernt und in singendem Tone stehend wiederholt. Dabei sah der Lehrer nicht blos auf die Rechtschreibung, auf Grammatik und Metrik, sondern knüpfte auch an die Erklärung geschichtliche, mythologische, geographische Notizen.

Trotz des rühmlichen Namens, den sich Orbilius bei den Zeitgenossen errang, hat ihn die Nachwelt zu einem abschreckenden Beispiel gestempelt, indem sie sich unter einem Orbilius einen allzeit schlagfertigen, gefühllosen Schultyrannen dachte. Und allerdings hat Sueton einen Vers von Domitius Marsus aufbewahrt, welcher lautet:

„Wen Orbilius einst mit Ruth' und Peitsche gezüchtigt",

und noch gravirender ist die Aeußerung von Horaz:

„Nicht als wär' ich ein Feind von Livius Versen und wünschte
Alles vertilgt, was Orbilius einst unter Schlägen — noch weiß ich's —
Vordeclamirt dem Knaben".

Freilich trifft ein guter Theil des Vorwurfs den ganzen römischen Lehrerstand, der sich wie der griechische von dem Gebrauch der Ruthe und sogar der Peitsche viel zu versprechen pflegte. Prügelten schon die dem Sclavenstande angehörenden Hofmeister die ihnen anvertrauten Knaben oft bei dem geringsten Vergehen, so war es in der Schule geradezu Regel, dem Verständniß mit dem Stocke nachzuhelfen. Quintilian sagt: „Wiewohl es gewöhnlich ist und von Chrysippus nicht getadelt wird, daß die Lernenden geschlagen werden, so mag ich doch nichts davon wissen." Seine Gründe drangen jedoch nicht überall durch. Noch Martial nennt den Stengel des Gertenkrauts: „das Scepter der Pädagogen" und schilt auf einen neben ihm wohnenden Pädagogen, der vom ersten Hahnenschrei an seine Prügeltrachten auszutheilen pflegte. Ja, die einzige Abbildung einer Schulstube, die wir aus dem Alterthum besitzen, ein herkulanisches Gemälde, stellt den Moment einer solchen Strafexecution dar. Niedergeschlagen sitzen drei Schüler auf ihren Plätzen, hinter welchen, augenscheinlich gelangweilt, wartende Hofmeister stehen und lehnen. Im Vordergrunde aber saust die vergeltende Ruthe auf den Rücken eines Delinquenten herab, den ein vierter Mitschüler an den Armen über seinen Rücken gezogen hält, während der fünfte durch Emporheben der Beine die Kehrseite des Unglücklichen in eine prügelrechte schiefe Ebene verwandelt!

Was Orbilius betrifft, so kommen auch die sittlichen Zustände der Zeit in Anschlag, die in höchsten und niedrigsten Kreisen den schrecklichsten Verfall offenbarten und unfehlbar auf sein Schülerpublikum ihren Rückschlag äußern mußten. Die jüngern Brüder jener Modeherren der catilinarischen Zeit mögen die Bubenstücke ihrer Vorbilder nur zu bald zu üben begonnen und beim Schwinden aller erziehenden Unterstützung von Seiten des Hauses den Lehrer oft bis zum Verzweifeln geärgert haben! Wenn solchen verzogenen, keine Autorität achtenden Burschen gegenüber Orbilius zum Stocke griff, so ist ihm dies wohl um so eher zu verzeihen, als er durch seinen langjährigen Militärdienst an strengen Gehorsam und pünktliche Pflichterfüllung gewöhnt war. Gewiß aber hatte die Herbigkeit der Lehr- und Wanderjahre in dem Character des Orbilius ihren Nachgeschmack zurückgelassen. Er war reizbar, kurz angebunden und von göttlicher Grobheit. Collegen, die andere Grundsätze als er befolgten und vertheidigten, nahm er auf das Bitterste mit, und wehe überhaupt Jedem, der ihm zu nahe trat! Einst diente er als Zeuge gegen einen Angeklagten vor Gericht. Dessen Vertheidiger, der Vater des nachmaligen Kaisers Galba, wollte den ihm wohlbekannten Orbilius verblüffen, und sich stellend, als kenne er den Beruf desselben nicht, fragte er malitiös: „Was treibst du, und welches Handwerk hast du gelernt?" — „Ich pflege Bucklige im Sonnenschein zu frottiren!" erwiederte barsch Orbilius; der Sachwalter war nämlich so mißgestaltet, daß schon ein anderer Zeitgenosse von ihm gesagt hatte, sein Geist habe sich ein schlechtes Quartier ausgesucht! — Dagegen zeugt es wieder von der Ehrlichkeit ebenso wohl als von wissenschaftlichem Sinne, daß er ein in falsche Hände gerathenes Werk des gelehrten Grammatikers Pompilius Andronikus wieder auslöste und unter dem Namen des Autors herausgab (was ihm schon deshalb keinen Gewinn einbringen konnte, da die Buchhändler kein Honorar zahlten). Verschiedene Andeutungen Suetons beweisen auch, daß Orbilius mit mehreren eigenen Schriften an die Oeffentlichkeit getreten ist, und wie er überhaupt in Rom zu Ruf würde gekommen sein, wie ihm Benevent, und noch dazu auf seinem Capitole, eine Statue errichtet haben würde, wenn er nur als qualificirter Stockmeister gewirkt hätte, ist schwer einzusehen.

Die merkwürdigste Schrift des Orbilius war ohne Zweifel diejenige, in welcher er seine eigenen langjährigen Erfahrungen niederlegte, insbesondere über

das Verhältniß der Schule zum Hause. Sie führte den bezeichnenden Titel „Der Vielgeplagte“ und enthielt Klagen über die Kränkungen, die den Lehrern durch die Nachlässigkeit und Eitelkeit der Eltern zugefügt würden, „ein Thema, sagt Gottl. Lange, ein Vertheidiger des Orbilius, „das in neuerer Zeit oft wieder behandelt worden ist und immer wieder behandelt werden wird, worin aber auch der Aufschluß über die Grämlichkeit manches wackern Schulmannes liegt.“

Orbilius war natürlich auch in seiner derben und geraden Weise gar nicht der Mann dazu, so wie es die durch die devote Schmeichelei und Heuchelei der Griechen verwöhnten Vornehmen wollten, sich zu geben oder sich in wegwerfender Weise behandeln zu lassen. So wird er sich denn durch Wahrheit und Offenheit manchen Verdruß zugezogen haben, den ein Geschmeidigerer und Gefügigerer vermieden hätte. Dazu kam, daß man wohl die Lehrer der Wissenschaften benutzte und bewunderte, aber im socialen Leben verachtete. Gelehrte Männer waren ja für Geld zu kaufen, und wenn sie auch ungeheure Summen kosteten, so waren sie eben weiter nichts als Sclaven. Auch die Schulinhaber waren mit wenig Ausnahmen Freigelassene, und nur Leute niedern Standes wagten es daher, sich ihnen beizugesellen und sich mit einem Berufe zu befassen, an dem auch, als einem Lehrgewerbe, ein Makel haftete. So schreibt selbst Cicero in seinem Werke über den Redner: „Aber (sagt man) das Lehren verträgt sich nicht mit der Ehre! Gewiß, wenn es wie in der Schule getrieben wird; wenn aber auf dem Wege des Ermahnens, des Ermunterns, des Fragens — so weiß ich nicht, warum man nicht lehren wollte, falls man einmal dadurch die Leute besser machen kann.“ Orbilius erlebte es noch in seinem 69. Jahre, daß Caesar die öffentliche Achtung des Lehrerstandes dadurch hob, daß er allen Docenten das römische Bürgerrecht ertheilte. Er selbst war wohl seit dem Bundesgenossenkriege als Beneventer dieser Ehre theilhaftig geworden.

Endlich hatte es wohl Orbilius gerade seinen eckigen Manieren Schuld zu geben, wenn gesagt worden ist, daß er „mit größerem Rufe als Gewinn“ lehrte. Ueberhaupt durfte ja der Mittellehrer weniger fordern als der Rhetor, und des Letzteren Ehrensold betrug zu Juvenals Zeit nicht ganz 150 Thaler für jeden Schüler. Am besten fuhren wohl diejenigen, welche, wie der gewandte und artige Zeitgenosse und College des Orbilius: Antonius Gnipho, gar keine Uebereinkunft über das Schulgeld trafen, sondern dies der Liberalität der Eltern überließen. Orbilius wenigstens kam nicht dazu, sich einen Sparpfennig für sein Alter zurückzulegen, und doch war es ihm beschieden, beinahe das hundertste Jahr zu erreichen! So docirte er denn fort, bis die Kräfte abnahmen, und die Zahl seiner Schüler sich verringerte. Schon in der genannten Schrift erwähnte er, daß er „unter den Dachziegeln“, also wahrscheinlich mehrere Treppen hoch, wohne, als einer von denen, „welchem“, wie Juvenal sagt, „allein vor Regen ein Dachstein Schirm verleiht, wo die zärtlichen Tauben nisten.“ Zuletzt verlor er sein treffliches Gedächtniß gänzlich, so daß ein Vers des spitzigen Jambendichters Furius Bibakalus lautete: „Wo ist Orbil, der Wissenschaft Vergeßlichkeit?“ Wie es heut noch so oft geschieht, hatten die bittern Erfahrungen des Vaters seinen Sohn dennoch nicht abgehalten, denselben Beruf zu wählen. „Er hinterließ einen Sohn,“ heißt es bei Sueton, „der ebenfalls Lehrer der Grammatik war.“ Es scheint, als habe Sueton die Bildsäule des Orbilius Pupillus zu Benevent sich selbst zeigen lassen; denn er weiß genau, daß sie auf der linken Seite des Capitols stand, und daß der Gefeierte in sitzender Gestalt und im griechischen Mantel aus Marmor gebildet war, während zwei jener großen cylindrischen Schachteln, in denen die Bücherrollen verwahrt wurden, neben ihm standen.

Der Kampf der Republik und Monarchie.*

„Es hörte aber Judas Maccabäus von den Römern, daß sie sehr mächtig wären, und fremde Völker gern in Schutz nähmen, die Hülfe bei ihnen suchten, und daß sie Treu und Glauben hielten; und daß sie große Kriege geführt und viele Länder mit Vernunft und Ernst gewonnen und behauptet; daß sie gewaltige Könige geschlagen und verjaget und alle diejenigen, die sich ihnen widersetzten. Aber mit den Freunden und Bundesgenossen hielten sie guten Frieden und waren mächtig und gefürchtet in allen Landen. Und war solche Tugend bei ihnen, daß sich keiner zum Könige machte, sondern es regierte der Rath, und jährlich wählte man einen Hauptmann, dem gehorchten Alle, und war keine Hoffahrt, Neid und Zwietracht bei ihnen."

Wir hören gern dies schöne Zeugniß, welches das erste Buch der Maccabäer den Römern giebt; aber wie im Naturorganismus mit dem erreichten Höhenpunkte des Lebens schon die Zersetzung und der Verfall sich ankündigt, so auch in Rom.

Es war nicht blos schwierig, es ward unmöglich für die Volksversammlung, auf dem Forum durch Abstimmung über die verwickelten Weltverhältnisse zu entscheiden, im Osten und Westen zu gebieten, und man war nicht dazu fortgegangen, die Bundesgenossen wie die Unterworfenen an der Selbstverwaltung des Ganzen Antheil nehmen, sie im Senat vertreten zu lassen. Die Stadtgemeinde war und blieb im griechischen Alterthum der Staat; in ihr konnte eine tüchtige Bürgerschaft sich selbst regieren und der Freiheit erfreuen, aber für ein ganzes Volk, für ein Weltreich war die Form zu eng. Daran und an der Sclaverei ist aber Roms Herrlichkeit zu Grunde gegangen. Wie die Erziehung in den Händen der Sclaven war und dadurch die vornehme Jugend sittlich verdarb, das sehen wir deutlich genug schon in den Comödien. Selbst der alte Cato war Sclavenzüchter, und Crassus mehrte seinen Reichthum durch Sclaven, die er zu Vorlesern, Kammerdienern, Bauleuten abrichten ließ. Die Sclaven entwöhnten die Bürger, ihr Land selber zu bauen, und machten den Reichen einen immer größeren Besitz möglich, und so halfen sie den Mittelstand zu Grunde richten, den der Hannibalsche Krieg sehr gedrückt und an vielen Orten arm gemacht hatte. Es kam das Korn aus Sicilien, aus Afrika auf den römischen Markt, der Ackerbau der kleinen Grundbesitzer, durch den der Staat groß geworden, verfiel, das Land gerieth in die Hände weniger Reichen, und diese begannen nach carthagischem Vorbilde durch Sclaven es zu bewirthschaften und auszubeuten. Das Geld ward zur Macht, und wenn Pyrrhus die freudige Armuth und Unbestechlichkeit bewundert hatte, so mußte Rom nun das Wort Jugurtha's vernehmen: „O feile Stadt, mit der es bald aus wäre, wenn sich nur ein Käufer fände!" —

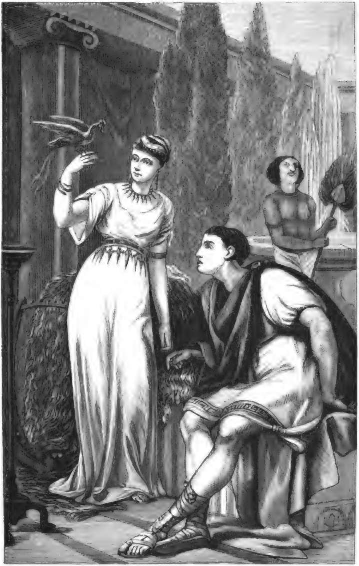
Jetzt gelangte zu Aemtern, wer die genußsüchtige Menge durch Getreispenden, Schauspiele und Lustbarkeiten gewinnen konnte. Die Beamten aber wußten sich dann in den Provinzen wieder zu entschädigen, und wer auswärts mit der Machtvollkommenheit des soldatischen Gebieters befohlen hatte, dem ward es schwer hernach, wieder in der Heimath wie ein schlichter Bürger sich unterzuordnen.

Mit den Schätzen des Orients kam auch seine Ueppigkeit, sein Luxus und der Verfall seiner Sitten nach Rom. Cato eiferte dagegen, weil er erkannte, daß eine Republik wie die römische nicht bestehen könne, wenn ein köstlicher Fisch theurer bezahlt werde, als ein Pflugstier. Die gewaltige sinnliche Naturkraft der Römer übergab sich nun dem Genuß, und ihr Verstand gefiel sich in ausgesuchter Schwelgerei, die der Gedanke des Seltenen und Kostbaren würzen mußte.

Griechenland hatte Kunst, Wissenschaft, Geistesbildung, Rom das Recht und den

* Nach Moritz Carriere, die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung.

* Nach Moritz Carriere, die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung.



Vornehmer Römer und Römerin.

Digitized by Google

Staat zu entwickeln übernommen, als die Stämme sich schieden; Alexander hatte die hellenische Cultur der ganzen Welt geboten, Caesar gab ihr das römische Reich zur Wohnstätte.

So spielte nun in dem großen Mittelreiche Rom die erste Rolle in Bezug auf Politik, Griechenland in Bezug auf Geistesbildung. Nicht blos die oberen Stände suchten ihre Lehrer unter den Hellenen, auch die untern kamen mit den Sclaven aus Kleinasien in unmittelbare Berührung. Man suchte nach Halt und Trost bei dem Verfall des Lebens in den wüsten Bürgerkriegen. Es kam die Zeit, wo der Unglaube neben dem Aberglauben waltete und eine religiöse Neuschöpfung nöthig war, die Zeit, wo der Gebildete alle Religionen für falsch, das Volk alle für wahr, der Staatsmann alle für nützlich hielt; und doch konnte sich der Gebildete einer geheimen Angst nicht erwehren, und ein Sulla, der mit freigeisterischem Spotte den Tempel von Delphi plünderte, drückte dann doch das geraubte goldene Apollobild in der Stunde der Gefahr betend an seinen Mund. Man scherzte über Auguren, die einander nicht ansehen könnten, ohne zu lachen, aber man machte die Ceremonien doch mit, als ob das Heil davon abhänge. Der Staat gab Vielen schon nicht mehr die volle Befriedigung, edlere Geister suchten sie in der Kunst, in der Wissenschaft.

Bereits die Scipionen waren durch ihre Geistesbildung an die Spitze des Staates getreten, aber auch bei ihnen regt sich schon der Trieb, die eigne Persönlichkeit an die Stelle des Ganzen zu setzen, und zeigt sich schon ein monarchischer Zug, wenn der Sieger von Zama vor dem versammelten Volke, zu einer Rechtfertigungsablage aufgefordert, die Verhandlung mit den stolzen Worten abbricht: Heute ist der Jahrestag, daß ich Hannibal überwunden; laßt uns auf's Capitol gehen und den Göttern danken! — Es bedurfte der Bildung, es bedurfte der Redekunst, um im Senat und auf dem Forum wie in der Gesellschaft sich geltend zu machen und zu behaupten, und darum sehen wir fast alle hervorragenden Männer sich den Wissenschaften zuwenden. Selbst ein Sulla dichtet Lustspiele und läßt seine griechisch abgefaßten Denkwürdigkeiten durch Lucullus stilistisch ausfeilen; er bringt die Schriften des Aristoteles nach Rom und macht sie zur Grundlage einer umfassenden Bibliothek. Lucullus wiederum weiht die Halle und Büchersäle seines Palastes zu einem Wohnsitz der Musen und verkehrt mit Philosophen und Künstlern; sein Haus ist die Heimath der gelehrten Griechen, die nach Rom reisen. Pompejus strebt vornehmlich, Naturwissenschaften zu verbreiten, ladet Könige vor seinen Stuhl, aber besucht den kranken Philosophen Posidonius und hält sich einen Hofstaat von Griechen, die seine Thaten beschreiben und besingen sollen.

Es ist für den Redner nothwendig, daß er auf der Höhe seiner Zeit steht und das Leben kennt, wenn er es leiten will. Man muß das verstehen, worüber man sprechen will, aber man lernt des Herrschens wegen. Man faßt den Begriff des Redners in jenem hohen Sinne, nach welchem er der Lehrer, Berather und Führer des Volks ist; aber um die Gefühle und Leidenschaften der Seele zu erregen und zu beherrschen, verschmäht man auch theatralische Kunstmittel nicht, sondern geht bei den Schauspielern in die Schule, und die Darstellung erhält das rhetorische Gepräge, das sich mit wenigen Ausnahmen über die römische Literatur verbreitet; der Denker, der Dichter, der Geschichtsschreiber giebt nicht einfach die Sache und um der Wahrheit willen, noch spricht er unbefangen sich selber aus, sondern er will ein Ziel erreichen, eine Stimmung erregen, einen Effect hervorbringen.

Die Frauen blieben hinter den Männern nicht zurück, und sie gaben mitunter den Ton an. Man wird an die Salons der Französinnen des 18. Jahrhunderts erinnert, wenn man bei Cicero liest, wie er die Reinheit und Feinheit der Sprache, das eigenthümlich Römische und Urbane auf die Kreise bedeutender Frauen zurückführt, in deren Umgang Witz und Artigkeit zugleich gepflegt wurden. Er läßt den Redner Crassus sagen, daß er den Plautus zu hören glaube, wenn seine Schwiegermutter Lälia spreche, und leitet die frische Kraft, den natür-

lichen Freimuth der Rede von ihr ab; er preist eine Licinia wegen zarter Anmuth und sagt von Cornelia, der Tochter Scipio's und der Mutter der Gracchen, daß die Söhne, in der Sprache der Mutter erzogen, durch sie zu Rednern geworden seien; von Cornelia sind dann auch Briefe in die Literatur übergegangen. So ist es aus dem Herzen der römischen Gesellschaft gesprochen, wenn Cicero sagt, daß etwas eigenthümlich Hohes und Herrliches daraus hervorgehe, sobald die Ausbildung der Wissenschaft zu außerordentlicher und hervorleuchtender Begabung hinzukomme, daß die größten Männer Roms in den Wissenschaften ein Förderungsmittel zur Ausübung der Tugend und für weltgeschichtliches Handeln gefunden. „Stände aber auch nicht ein so hoher Preis in Aussicht, hätte man in diesen Beschäftigungen nur Genuß zu suchen, so würdet ihr doch eine solche Erholung des Geistes für die edelste und gebildetste erkennen. Denn die übrigen passen nicht an allen Orten und zu allen Zeiten; diese Studien aber sind der Jugend eine Nahrung, dem Alter eine Freude, des Glückes Schmuck, im Unglück Zuflucht und Trost, in der Heimath Genuß, für die Fremde kein Hinderniß; sie begleiten uns durch die Nacht, auf der Reise, in die ländliche Zurückgezogenheit."

Der Zusammenstoß der alten und neuen Bildung, der kernhaft strengen Sitte und der Zügellosigkeit, des Gemeinsinns und der Selbstsucht rief in Rom eine eigenthümliche Dichtart hervor, in welcher die Römer original sind, die Satire. Das Wort bedeutet ein poetisches Allerlei, ein Quodlibet in mannigfachen Versmaßen, und war ursprünglich in dichterischer Stegreifrede der Text zu mimischen Tänzen. Lucilius, ein Genoß von Scipio und Lälius, griechisch geschult und doch von echt römischem Schrot und Korn, schuf eine Reihe von Lebensbildern, in welchen er der Zeit den Spiegel vorhielt und mit patriotischem Eifer mahnend und strafend die Schäden im Staat, im Haus bloslegte, Sachen und Personen muthig bei ihrem Namen nannte, Frevler und Thoren mit schneidendem Witz verfolgte und ihnen die Würde der Tugend, der Vaterlandsliebe entgegenstellte. Zwanglos in Form und Inhalt ergoß die Satire sich zumeist in schlottrigen Hexametern, die auf die späteren Kunstdichter allerdings einen Eindruck machen mußten, wie auf uns der Knittelvers des Hans Sachs; aber wie Göthe uns so herzlich anheimelt, wenn er diese volksthümliche Weise durchbildet und verwerthet, so hat auch Horatius hier für sein scherzendes Geplauder den behaglichen Anschluß des Verses an den Gesprächston gewonnen. Der Nachfolger tadelt die Sprachmengerei und die der Feile ermangelnde Geschwindschreiberei des Vorgängers, der seine Dichtungen wie offene Briefe hinaussandte, aber ihnen auch Alles anvertraute, was er sah und dachte in guten und bösen Stunden, so daß seine Werke wie ein großes Tagebuch waren, in welchem das ganze Leben der Alten sich darlegte. Die Satire des Lucilius war für Rom der allerdings kunstlosere Ersatz der Aristophanischen Comödie Athens. Hier waren die Römer selbstständig, und wir erinnern uns, daß schon die zwölf Tafeln ein Gesetz über Spottverse enthielten.

Im Epos der Betrachtung oder im Lehrgedicht hat Titus Lucretius Carus mit dem ersten großen Wurf unter den Römern sogleich ein hohes Ziel erreicht und ein herrliches Werk geschaffen, auf diesem Gebiet das vorzüglichste, welches uns aus dem classischen Alterthume erhalten ist. Der Dichter lebte (99 bis 55 v. Chr.) in der Erinnerung der großen Zeit, in welcher Hannibal und Scipio mit einander gerungen, aber die Gegenwart ist trüb und schwül geworden, der Bürgerkrieg hat gewüthet, die alte Kraft und Sitte sind gebrochen, und der Frieden einer neuen Ordnung ist noch nicht hergestellt. Schmerzerfüllt schaut er in das Getümmel des Lebens, und wir vermeinen eine unheimlich wehevolle Stimmung der Menschheit aus seinen Worten zu vernehmen, wenn er die unseligen Geister und blinden Herzen aus der Noth und Angst der Welt sehnsüchtig auf das Ende aller Wirrsal in der Ruhe des Todes verweist. Lucretius sieht die Menschen an wie sie rennen und jagen nach dem Glück und es bei ihrer Unrast nicht

finden können; denn die Schätze, die Ehrenstellen vermehren nur die Unruhe der Seele, das Fieber weicht nicht vor der Purpurdecke zurück, und am rieselnden Bach im Schatten des Waldes ist das Lager nicht minder wohlig, als auf goldgesticktem Polster im Prunkgemach. Nicht auf das Aeußere kommt es an, sondern auf das Innere, auf den Sinn, mit welchem der Mensch die Dinge nimmt; durch die Vernunft allein, durch die richtige Erkenntniß und Würdigung der Welt kann Trost und Heil gewonnen werden.

„— — Süß jedoch ist nichts, als die wohlbefestigten, heitern
Tempel inne zu haben, erbaut durch die Lehre der Weisen,
Wo du hinab kannst sehn auf Andre, wie sie im Irrthum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen und fehlen,
Streitend um Witz und Verstand, um Adel kämpfend und Würden,
Tag und Nacht arbeitend mit unermüdetem Streben,
Sich zum Gipfel des Glücks emporzudrängen, zur Herrschaft.

Ueberall wo Lucretius den Schleier wegreißt, den die Vorstellungen der Menschen über die Wirklichkeit ausgebreitet haben, überall, wo er selbst mit heiligem Schauer das Leben in seiner Unendlichkeit, die Natur in ihrer Freiheit und Selbstkraft erblickt und gegen den Trug der Priester, den Wahn der Menge seine Stimme erhebt, da ist er ein Dichter in vollem Sinne des Worts, da flammt die Wahrheit unmittelbar aus der Steigerung seines Selbstbewußtseins hervor und treibt ihn der Drang des Herzens, sie zu verkündigen, da durchdringt die Wärme seines Gefühls die Gedanken, welche den Ideenkreis seines Volkes mächtig erweiterten.

Daß die epikuräische Philosophie die Naturerscheinungen natürlich erklärte und das Gesetz an die Stelle der Zeichen und Wunder setzte, hat ihn vornehmlich zu derselben hingezogen.

„Schmählichen Anblicks lag der Menschen Leben auf Erden
Unter dem Aberglauben gewaltsam niedergetreten,
Der vorstreckend das Haupt aus den himmlischen Regionen
Mit entsetzlichem Blick herab auf die Sterbliche drohte;
Da trat auf ein griechischer Mann und wagte zuerst es
Aufzuheben dagegen das Aug' und entgegen zu streben;
Nicht der Götter Ruf, nicht Blitz, noch drohender Donner
Schreckten ihn ab, sie reizten vielmehr nur schärfer des Geistes
Sich anstrengende Kraft, die Riegel niederzubrechen,
Und der Erste zu sein die Natur aus dem Kerker zu lösen.
Aber die muthige Macht des Gedankens siegte, gewaltig
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls.
Und der verständige Geist durchschritt das unendliche Ganze."

So ist ihm Epikur das Beste, was unter so vielem Guten Athen für die Menschheit hervorgebracht, und er ermüdet nicht, ihn zu preisen. Wie die Biene schwebte Lucretius über den Blüthen des epikuräischen Geistes, um die goldenen Sprüche der Weisheit einzusaugen und heimzutragen. Die Schrecken der Seele wie die Schranken der Welt sind zurückgewichen, die Finsterniß ist gelichtet, ein geruhiger Hafen ist aufgethan, ein süßer Trost dem Gemüthe bereitet, und ein glückliches Leben geboten, das nur dem reinen Herzen möglich ist. Aber hier ist nun sehr zu bedauern, daß die Naturphilosophie Epikur's nichts Anderes war, als der mechanistische Atomismus, der die Welt und das Leben zu erklären vermeinte, wenn er annahm, daß unzählige kleine Theile der Materie von blinder Wirbelbewegung umhergetrieben würden, ohne individuell gestaltende Kraft, ohne leitenden Gedanken. Vergebens müht die Dichtkunst sich ab, diese prosaisch dürre Ansicht zur Schönheit zu verklären, der Stoff ist zu undankbar, und um so auffallender stechen die herrlichen Bilder ab, die Lucretius auf diesem trocknen Boden wie fremde Blumen pflanzt. — Indeß wenn jener Grund

der Atomenlehre gelegt ist, so breitet sich über ihm das Leben aus, und Wolken und Winde, Erdbeben und Gewitter und feuerspeiende Berge, Pflanzen und Thiere geben dem Dichter Gelegenheit zu sinniger Betrachtung, zu ergreifender Schilderung. Dann wendet er sich zum Menschen, zum goldenen Weltalter der Unschuld, wie zum Kampf der Geschichte; der Hervorgang aus dem Dickicht der Wälder, die Anfänge der Cultur, die bürgerliche Gesittung, die Entwicklung der Kunst werden dargestellt.

„Also bringt die Zeit allmählich Alles zum Vorschein,
Und die Vernunft erhebt und stellt in's Licht jedwedes,
Das wir gewahren, wie in der Kunst sich Eins aus dem Andern
Aufhellt, bis wir zuletzt zu des Gipfels Höhe gelangen.

Dann wird die Macht der Liebe, die zerstörende Gewalt der Leidenschaften besungen, und gegenüber dem glänzenden Elend, das trotz aller irdischen Pracht der innerlich Unruhige erfahren muß, erheben sich die Götter Epikur's als die Ideale der seligen Ruhe.

Und hier erkennen wir wieder, daß für den Dichter wie für den Waisen jene mechanistische Naturlehre nur ein Mittel zum Zweck war, der Zweck selbst ist die Ruhe der Seele, ist der Frieden des Gemüths; die richtige Erkenntniß soll zur Ueberwindung der Furcht, zum Gleichmuth des Herzens führen. Der letzte Feind, der hier überwunden werden muß, ist der Tod; die Todesfurcht, die drohenden Schrecknisse der Unterwelt machen das Leben trübe, überziehen es mit ihrer Leichenfarbe und vergällen dem Gemüth jede Lust, gönnen ihm keine reine Freude. Aber die Hölle als besonderer Ort ist nur ein Werk der Einbildung, die Höllenstrafen liegen bereits hier in den Leidenschaften und Sünden der Menschen; der ehrgeizige Herrschsüchtige wälzt den Stein des Sisyphus, der Geier, der das Herz des Tityos faßt, ist seine eigene Begierde, das Sieb der Danaiden ist das Gemüth, das von keinem Sinnengenuß gesättigt wird und doch wie Tantalus immer nach neuem verlangt. Der Tod ist kein Uebel, eher möchte man das Leben so nennen, in das der Mensch nackt und hülflos hineingeworfen wird wie ein Schiffbrüchiger an die Klippen, so daß sein erster Laut mit Recht ein Wimmern, ein Schrei des Schmerzes ist, wie es sich einem Geschöpf ziemt, auf das so viele Leiden warten, für das der Quell der Wonne mit einem bittern Tropfen vergiftet wird und unter Blumen die Schlange lauert. Wie der Schlaf der Nacht erquicklicher ist als die Plage des Tages, so bringt der Tod die Erlösung vom Kampf und Kummer des Lebens. — Lucretius trug seine Lebensansicht in sechs Gesängen vor; dem Ganzen gab er den Titel: Von der Natur der Dinge. Seine Sprache entspricht seiner Stellung in der Geschichte, er bildet den Uebergang der ältern, archaistischen Ausdrucksweise zu der durch Caesar und Cicero festgestellten Classicität.

Virgilius singt von dem großen bahnbrechenden Vorgänger:

„Selig, wem es gelang der Dinge Natur zu ergründen,
Und wer jegliche Furcht und das das unerbittliche Schicksal
Niedertrat, nicht achtend des Acheron gieriges Tosen.

Und Ovidius weissagte:

„Erst, wann nahet der Tag, wo Himmel und Erde vergehen,
Sinken, erhab'ner Lucrez, deine Gedichte dahin."

Kein Zeitgenosse that es ihm gleich an Tiefe und Reichthum der Gedanken, vielmehr bildeten sich damals die Kleindichterbünde, die durch gegenseitige Aufbesserung ihrer Verse und Lobpreisung ihrer Erzeugnisse sich hervorzuthun suchten und den Verkehr, in welchen Rom damals mit dem Morgenlande trat, dadurch literarisch abspiegelten, daß sie mit den gelehrten Alexandrinern wetteiferten. Wie diese in ihren Büchern lebten und nicht die großen öffentlichen Angelegenheiten, sondern ihre persönlichen Verhältnisse in Schmerz und Freude besangen, so kann auch einer der Römer das Ausbleiben eines Liebesgedichtes damit entschuldigen, daß er auf dem Lande sei und seine Bibliothek nicht zur Hand habe,

so gefielen auch sie sich in Anspielungen auf das Entlegenste, um ihre Kenntnisse zu zeigen. Die griechischen Schulmeister nahmen zum Unterrichte gern die Werke der alexandrinischen Schulgelehrsamkeit und ließen nach diesen Mustern in schwierigem Formenspiel den mangelnden Gehalt durch elegante Phrasen ersetzen. Selbst ein echter Dichter, der sich aus solchen Kreisen erhob, Catullus, übte sich an der Uebersetzung des Kallimachos und füllte epische und elegische Versuche mit weitläufigen Beschreibungen und seltsamen Bildern, wie wenn er in rührender Klage des zu Troja gestorbenen Bruders gedenkt, dadurch an die Gattin eines der Griechen erinnert wird, die gegen diese Stadt gezogen waren, und nun die Tiefe ihrer sehnsüchtigen Liebe mit der Tiefe des Abzugskanals vergleicht, welchen Herakles bei Pheneos zur Entwässerung des Sumpfes gegraben zur Zeit, da er die stymphalischen Vögel erlegte. Rhetorische Hülfsmittel, um das mangelnde Gefühl zu ersetzen, zierliche Redewendungen, äußerliche Correctheit und die Glätte der Form für einen geringen Gehalt kamen durch diese Poetenschulen in die römische Literatur.

Zwei Tragiker am Anfange dieser Epoche, Pacuvius und Attius, scheinen doch mehr Uebersetzer und Redekünstler als selbstständige Dichter gewesen zu sein; weder durch sie, noch durch Asinius Pollio, Varius und Ovidius kam die Tragödie zu volksthümlicher Blüthe bei den Römern. „Sie waren die Tragiker der Weltgeschichte, die so manches erschütternde Trauerspiel an gefesselten und im Kerker verschmachtenden Königen aufführten, sie waren die eiserne Nothwendigkeit der andern Völker, die allgemeinen Zerstörer, um sich zuletzt einsam mitten in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mausoleum ihrer eigenen Würde und Freiheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben, durch gemäßigte Accente des Seelenleidens zu rühren und mit schonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuspielen. Natürlich suchten sie auch im Trauerspiel mit Ueberspringung aller Mittelgrade immer das Aeußerste sowohl im Stoicismus des Heldenmuthes als in der ungeheuren Wuth verbrecherischer Gelüste. Von ihrer alten Größe blieb ihnen der Trotz gegen Schmerz und Tod, wenn der ausschweifende Genuß des Lebens endlich damit vertauscht werden mußte." Triumphzüge, Thierhetzen, Gladiatorengefechte zogen sie dem ernsten Schauspiele vor; auch bei diesem überwog das Interesse an der Aufführung den Sinn der Dichtung; große Schauspieler, wie Roscius, kamen zu Geld und Ehren, auf die Pracht der Gewänder und der Decorationen waren die Augen gerichtet. Alle Stücke von Livius Andronicus machte man dadurch anziehend, daß in dem einen 600 Maulesel über die Bühne gingen, in dem andern 3000 vergoldete Schilde zur Schau getragen und förmliche Gefechte geliefert wurden. Die alte Atelanenpoesie floß mit dem Mimus der Griechen zu jenen Lebensbildern zusammen, in welchen Tanz und Musik neben dem Dialog zu einer Darstellung des hauptstädtischen Thuns und Treibens verwerthet wurden. Der Ritter Laberius hatte sich in jungen Tagen hierin ausgezeichnet; Caesar bestimmte ihn durch Befehl und Bitte, daß er auch in spätern Jahren noch einmal als Dichter und Darsteller auftrat; er entschuldigte sich in einem Prolog, der also schließt:

„Was bring' ich auf die Bühne? Schönheit, Anstand,
Muthvolle Kraft des Geistes, Reiz der Stimme?
Ach wie dem Baum der Eppich durch Umklammern
Das Leben raubt, hat mich das Alter langsam
Umschlingend ausgesogen; einem Grab gleich
Behielt ich von mir selbst nichts als den Namen."

Aus den gleichzeitigen Mimen von Syrus sind uns zahlreiche Sittensprüche erhalten, mitunter recht vortreffliche, z. B.:

„Verzeihe gern, der eignen Schmach gedenkend
Sprichst du von Sorge, kannst du leicht sie tragen,
Der schwere Kummer macht erstarren, schweigen.
An jedem Tage lebe,
Als sei's dein Todestag.

Classisch wurden die Römer nunmehr in der Prosa. Hatte die höhere Bildung

schon im geselligen Verkehr namentlich durch geistvolle Frauen zur Reinheit und Feinheit, zur Klarheit und Anmuth der Sprache geführt, so kam für die Männer das Studium der griechischen Vorbilder, eines Demosthenes und Isokrates, eines Xenophon und Thucydides hinzu, um auf dem Gebiete der Staats- und Geschichtswerke wie der Geschichtsschreibung jetzt in schlichter Erzählung und einfacher Satzbildung und jetzt in der Verkettung von Grund und Folge zu periodologischer Fülle und ebenmäßiger Rundung und in einem zu Fragen und Ausrufungen sich steigernden nachdrucksvollen Erguß der Gemüthsbewegung den Gedankengang zu entfalten und dabei auf den Tonfall der Worte, auf den Wohlklang im Einzelnen und auf die rhytmische Belebung des Ganzen fast das gleiche Gewicht wie auf die innere Gestaltung des Gehalts zu legen, das Ohr zu bezaubern, um die Empfindungen und Vorstellungen zu beherrschen. In dieser Harmonie des Innern und Aeußern hat sich die prachtvolle Prosa der Römer zu einer Vollendung erhoben, in welcher der Geist des Volks und seiner Sprache die naturgemäße Kunstform gewann.

Bei dem Eindringen so vieler fremder Elemente in die Hauptstadt lernte man das ursprünglich hier Ausgebildete, organisch Erwachsene in der Sprache von den neuen Mischungen unterscheiden und als Urbanität gegenüber der vulgären Rede bezeichnen. Einzelne, wie der Redner Hortensius, suchten dieser letztern Geltung zu verschaffen, allein wie damals gegen die kleinasiatische Verwilderung des Griechischen die Schule von Rhodos der Reinheit und Strenge sich wieder befliß, so waren es Caesar und Cicero, welche in Rom das echt Römische' nun mit selbstbewußtem Geiste festhielten und in sich künstlerisch abschlossen. Wie der Schiffer die Klippe, so soll nach Caesars Gebot der Redner, der Schriftsteller jedes fremdartige Wort, das altverschollene wie das neuhergebrachte, vermeiden. Noch schwankende Beugungen so gut wie die Rechtschreibung wurden von ihm festgesetzt, und von Cicero ward in einer Reihe von Schriften, in Briefen, Abhandlungen, Reden, das stilistisch Mustergültige mit großer Sorgfalt für den Satzbau, den Tonfall und die Wahl der Worte bewundrungswürdig durchgeführt. Derselben Reinheit und Strenge befliß sich Catullus auf dichterischem Gebiet.

Diese römische Classicität ist nicht von jener naiven Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit wie bei Homer, Sophokles, Platon; das Studium, die bewußte Absicht, der energische Wille hat sie gemacht, und wenn wir uns ihrer eigenthümlichen Vorzüge erfreuen, so läßt sich dabei nicht leugnen, daß unter der Herrschaft des ihr gegebenen festen Gesetzes die Sprache erstarren mußte. Was für die Gegenwart organische Form war, das ward, ein für allemal zur gültigen Norm erklärt, nothwendig zu jenem äußerlichen Formalismus, der so vielfach das romanische Wesen kennzeichnet. Die Zeit Caesars und Cicero's und die ihr sich anschließende Zeit der Dichter bildet das kurze goldene Zeitalter der römischen Literatur.

Caesar schrieb seine Denkwürdigkeiten der gallischen Feldzüge und des Bürgerkrieges in demselben Geiste, aus welchem er handelte oder vor dem Volke und dem Heere redete, unmittelbar aus seiner großen Natur, in deren Vollbesitz er stets durch selbstbewußte Geistesgegenwart sich befand. Offen und klar, voll gediegener Kraft, in lebendigem Flusse bewegt sich seine Darstellung ohne künstlichen Schmuck, dem Zwecke gemäß, ein treuer Spiegel der Begebenheiten wie der Seele Caesars. Sein Verstand, sagt Friedrich Schlegel, sei ein imperatorischer gewesen, ein solcher, wie ihn der Held zum Handeln und Siegen braucht.

Von andern Historikern sind zu nennen Cornelius Nepos und Sallustius. Der Erste schrieb das Leben berühmter Männer aus Griechenland und Rom zur Belehrung und Unterhaltung wie zum Vorbild für die Jugend schlicht und gemächlich, Letzterer widmete sich der Darstellung der Zeit des sittlichen Verfalls und der innern Wirren seit der Zerstörung Karthago's bis auf Caesars Regierung. Er leitet die Ereignisse aus dem Character ab; Führer und Gebieter im Leben der Sterblichen ist ihm der Geist; der treibt den Menschen, daß er

nicht unbemerkt, den Thieren gleich, durch's Leben wandle. Aber der Ruhm von Reichthum und Schönheit ist schillernd und vergänglich, während die Tugend in ewiger Klarheit glänzt. Die Macht wird leicht mit den Grundsätzen behauptet, durch welche sie zuerst gewonnen worden; aber wo Thätigkeit durch Faulheit, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit durch Genußsucht und Launenhaftigkeit verdrängt sind, da wandelt sich mit den Sitten zugleich das Glück, da verliert das Volk mit der innern Kraft und Würdigkeit auch die Freiheit, und die Macht fällt vom weniger Tüchtigen immer dem Tüchtigsten zu. Von diesem Gesichtspunkt aus schildert Sallustius meisterhaft, wie das allgemeine Sittenverderbniß und die Mißregierung der Aristokratie einen Catilina veranlaßten, sich durch Mord und Brand des Staats bemächtigen zu wollen und die Seinen durch Plünderung zu bereichern; vortrefflich sind Caesar und Cato durch ihre Reden einander gegenüber gestellt und characterisirt.

Auf der Kunst der Prosa, auf dem Stil, welcher die Natur der lateinischen Sprache zu künstlerischer Vollendung durchbildete, beruht Cicero's Größe und weltgeschichtliche Bedeutung. Er war weder als Denker tief und eigenthümlich, noch als Character fest, noch als Staatsmann durch Erkenntniß der Weltlage ausgezeichnet. Zur Zeit, da die Verbindung von Pompejus und Caesar das Ansehen des Senats und der Tribüne in Schatten stellte, sehnte sich Cicero nach den verschwundenen Zuständen, wo man im öffentlichen Dienste ohne Gefahr oder in Muße zugleich mit Würde leben konnte, und unternahm er es, das Wesen und die Kunst des Redners theoretisch zu betrachten. Er folgte hier dem Vorbilde der größten griechischen Denker, indem er im Stoffe sich an Aristoteles anlehnte, aber die eigene mannigfaltige Erfahrung wie die geschichtlichen Erinnerungen Roms hinzubrachte und in der Form zwar die Anmuth der Characterzeichnung und die dialectische Gedankenerzeugung Platon's nicht erreichte, aber doch eine würdevolle und anziehende Einkleidung für seine Lehren dadurch gewann, daß er die beiden hervorragenden Redner der frühern Zeit zu Führern des Gesprächs machte, ihnen einen alten Krieger, einen witzigen Gesellschafter und zwei strebsame jüngere Männer gesellte und diese selbst lebendig zu schildern und aus der ländlichen Stille eines reizenden Gartens am Albanergebirge den Blick auf das vielbewegte Treiben des römischen Forums zu lenken verstand. In Antonius und Crassus stellt er die beiden Richtungen gegenüber, für deren eine das Herz den Redner macht, die Beredsamkeit auf Naturanlage und Uebung beruht, eine Tugend ist und durch die Persönlichkeit des Sprechenden ihr Gewicht erhält, während die andere die philosophische Geistesbildung, die Fülle der Sachkenntniß, die bewußte und künstlerische Beherrschung aller Mittel der Sprache und des Vortrags hervorhebt. — Cicero spottet des Aberglaubens und der Wahrsagerei und lehrt dafür den Glauben an Einen geistigen Gott und seine Vorsehung, an die Unsterblichkeit der Seele. Er entwirft eine Darstellung von den Tugenden und Pflichten der Menschen, indem er die stoische Strenge durch die weltmännische Erfahrung mildert, auch dem Angenehmen und Nützlichen sein Recht und seine Sphäre läßt, immer aber darauf zurückkommt, daß es Werth und Bestand durch den Bund mit dem Guten empfange. Er läßt in zwei kleinen aber vorzüglichen Schriften uns endlich einen Blick in sein Gemüth thun, wenn er, der Greis, dem hochbetagten Cato seine Ansichten über das Greisenalter in den Mund legt und darthut, wie der Mensch die Weisheit des Alters und die Geisteskraft der Jugend vermählen soll, oder wenn er dem Freunde seine Gedanken über die Freundschaft kundgiebt und den Lälius das Glück derselben preisen, den innigen Liebesbund gleichgestimmter Seelen für das Gute warm und überzeugend empfehlen läßt.

Noch mögen wir des größten römischen Gelehrten erwähnen, den Caesar zum Vorstande der hauptstädtischen Bibliothek berief, Marcus Terentius Varro. Neben seinem umfassenden Werke über die Alterthümer der göttlichen und menschlichen Dinge schrieb er auch satyrische Lebensbilder.

Durch Griechenland war der Kunstsinn erweckt worden. Schon die Unterwerfung Unteritaliens hatte die Römer mit Schöpfungen des hellenischen Meißels bekannt gemacht, und wenn die Eroberer zunächst die Götter der bezwungenen Städte heimführten, so begann danach das Bestreben, den Triumph des siegreichen Feldherrn mit Bildwerken zu schmücken. Bald durfte sich einer der Kämpfer gegen Hannibal, Marcellus, rühmen, daß er seine Mitbürger gelehrt habe, Griechenlands bisher nicht verstandene Schönheitswunder zu schätzen, als er von Syracus die herrlichen Werke mitnahm, nicht blos um seinen Einzug in Rom, sondern auch Tempel, Hallen und Plätze statt mit barbarischer Rüstung und blutiger Waffenbeute, mit herzerheiternden und anmuthigen Bildsäulen zu schmücken. Der alte Zauderer Fabius sagte zwar dagegen: Wir wollen den Tarquiniern ihre erzürnten Götter lassen. Allein das nachwachsende Geschlecht ward unter dem Einflusse des griechischen Geistes groß, und als Flaminius, Lucius Scipio, Aemilius Paulus, Metellus Macedonius und Mummius über Macedonien, Kleinasien und Hellas triumphirten, da folgten ihnen Hunderte von Wagen mit Statuen und Gemälden, Reliefs und Vasen, um ein öffentlicher Schmuck der Vaterstadt zu werden, und nach den Tagen Caesars mochte der vielgereiste Strabo nicht blos die monumentalen Bauten Roms so imposant finden, daß die Wohnstadt nur als ein Nebenwerk erscheine, sondern auch hinzufügen: Tritt man auf das alte Forum und sieht, wie Eins sich an das Andere reiht, erblickt man da die stolzen Hallen der Basiliken, der Tempel, das Kapitol und die herrlichen Kunstwerke, die dort im Palatium und im Säulengange der Livia stehen, dann vergißt man leicht Alles, was man außerhalb gesehen hat. —

So ward der Kunstsinn der Römer geweckt und gebildet, und fortan suchten auch die hervorragenden Männer ihre Wohnzimmer, Hallen und Landhäuser mit plastischen Werken zu zieren; sie wurden Kunstliebhaber, und ein Lucullus benutzte seinen Reichthum zu glänzenden Ankäufen, während Andere, wenn sie als verwaltende Beamten in den Provinzen waren, Schenkungen erzwangen oder für kleine Summen sich Großes überliefern ließen, wie Verres in Sicilien gethan. Er war Kenner und Enthusiast, sein Gegner Cicero nennt sich einen Laien, beweist aber, wie allgemein verbreitet die Bildung auf diesem Gebiete war, wenn er den Stil der verschiedenen Redner durch Vergleiche mit den Plastikern zu bezeichnen weiß und dabei auf das Verständniß seiner Leser rechnen kann. Ihm ist Schönheit die Wohlgestalt des Zweckmäßigen, und das Wesen der Sache kommt mit Nothwendigkeit in der schönen Form zur Erscheinung; ihm entspringt die Kunst aus der innersten Natur des Menschen, und sie hat nichts geleistet, wenn sie diese nicht wiederum bewegt und erfreut; ihm dünkt die feste, treue Liebe, mit welcher griechische Städte an vorzüglichen Kunstwerken hängen, des Schutzes und des Preises werth. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Rom viele Kunstwerke der Nachwelt gerettet wurden. Als die griechischen Staaten der Zerrüttung anheimfielen, und die Kunst des Schutzes bedurfte, ward er hier hochherzig von den Römern geboten, und so haben sie auch auf diese Weise die Vermittlerrolle zwischen Hellas und dem neuern Europa übernommen.

Römische Krieger auf dem Marsche.

Fünftes Buch.

Kaiser Augustus und seine Zeit.

Inhalt:

Octavianus Augustus als Alleinherrscher.*

Mit der Schlacht bei Actium, durch die Octavian Sieger über Antonius ward, beginnt für Rom die monarchische Zeit, die fünfhundert Jahre, bis zum Untergange des Staates, währte. Octavian kehrte nach Rom zurück, hielt seinen Triumph-Einzug und ward von dem Volke mit den größten Ehren empfangen. Der Senat ertheilte ihm den Titel Imperator. Er ließ sich von den Bürgern nur „Vorstand des Senats“ (Prinzeps Senatus, daher das Wort „Prinz“) oder einfach „Caesar“ (daher das Wort „Kaiser“) nennen. Nach kurzer

* Nach K. Höck, Römische Geschichte.

Zeit erklärte er dem Senat, seine Würden niederlegen zu wollen. Auf allgemeines Andringen aber stand er davon ab, doch nahm er sein Amt nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren an. Bei dieser Gelegenheit ward ihm der Ehrenname Augustus (der Erhabene) beigelegt. Die Uebertragung der Würden wurde mehrfach wiederholt, und es währte seine Herrschaft über Rom fünfundvierzig Jahre (von 31 v. Chr. bis 14 n. Chr.).

Den Widerspruch zwischen dem republikanischen Schein und dem Thatbestande der Verfassung auszugleichen, machte sich Augustus eine consequente Heuchelei zur Regel seines Verhaltens, welche leider, durch seinen Vorgang der Nation angewöhnt, eine gewisse zwingende Gewalt auf die Nachfolger übte.

Während der Machthaber in Wirklichkeit alle Einrichtungen des Staates beherrschte, heuchelte er ihnen Unterthänigkeit; je höher er über allen Römern stand, desto mehr setzte er sich scheinbar mit ihnen auf den Fuß bürgerlicher Gleichheit. Im Senat verschmähte er jene Auszeichnung, welche man jedem Consul bewies: die Senatoren mußten sitzen bleiben, wenn er kam oder wegging. In den Verhandlungen gestattete er vollkommene Freiheit der Debatte; Widerspruch gegen seine Ansichten, ja Hartnäckigkeit und beleidigenden Trotz ertrug er, ohne sich dafür zu rächen. Seine Stimme galt der Form nach nicht mehr, als die eines jeden andern Senators. Dasselbe war der Fall in den Comitien; auch hier stimmte er gleich den Geringsten seiner Tribulen. Bei Wahlen ging er mit den drei Candidaten, deren Vorschlag und Empfehlung man ihm überlassen hatte, umher und bat für sie, nach üblichem Brauch, um Stimmen. Vor den Gerichtshöfen erschien Augustus als Zeuge und ließ sich, ohne Unwillen zu äußern, verhören und seine Aussage niederlegen. Er trat als Patron seiner Clienten auf und leistete ihnen persönlich alle Dienste, welche die Pietät erheischte. Nie gebrauchte er sein Ansehn, und nur einmal erlaubte er sich Bitten, um einen Kläger zu bewegen, die Klage fallen zu lassen. So sehr trat die Allmacht seines tribunicischen Veto in den Hintergrund! Keiner seiner Freunde solle irgend ein Vorrecht genießen, sondern jeder gerichtlichen Unterhandlung unterworfen sein. Um das Urtheil der Richter nicht zu bestechen, enthielt sich Augustus bei Angeklagten, die ihm befreundet waren, selbst der üblichen Lobrede.

Sorgsam vermied der Herrscher alle persönlichen Auszeichnungen, deren Glanz seine wirkliche Macht nicht vermehren konnte, aber den angenommenen Schein republikanischer Gleichheit überstrahlte. Nichts erinnerte an den Imperator, wenn er, ohne Begleitung seiner Lictoren, durch die Straßen Roms einherging; nie sah man ihn in der Stadt mit den Zeichen der Feldherrnwürde, dem Schwert und dem Kriegskleide. Sein Gewand war die einfache Toga der Senatoren, mit mäßigerem Purpurschmuck, als ihn viele sich erlaubten. Prunkende Aufzüge zu seinem Empfange, wenn er nach längerer Abwesenheit nach Rom heimkehrte, vermied er gewöhnlich dadurch, daß er bei Nacht den Einzug hielt. Die Anrede „Herr" wies er als ein Schmähwort mit Unwillen zurück und verbot sie durch ein Edict.

Angemessen dieser Rolle schlichter Bürgerlichkeit war das häusliche Leben August's. Er hatte mehrere Grundstücke auf dem palatinischen Hügel angekauft und wohnte hier in einem Hause, welches sich weder durch Geräumigkeit noch Pracht auszeichnete. Einen Theil desselben erklärte er für ein Staatsgebäude, weil nur in einem solchen der Pontifex Maximus wohnen durfte. Viele Senatoren und reiche Privatmänner, welche mit weit hergeholtem Marmor und seltenen Kunstwerken ihre Häuser und Villen schmückten, wohnten prachtvoller als der Herr der römischen Welt. Erst später, als August's Wohnung ein Raub der Flammen geworden war, entstand hier ein ausgedehnter Palast — so genannt nach dem palatinischen Hügel, — und diesen weihete er ganz zu einem öffentlichen Gebäude. Die Dienste im Innern verrichteten nach wie vor Freigelassene oder Sclaven, und mancher römische Magnat hielt eine größere Anzahl als Augustus. Einige Lorbeerbäume vor seinem Palast und ein Eichenkranz

am Giebel desselben waren freilich symbolische Zeichen hoher Ehre: erstere galten dem glücklichen Sieger über die Feinde, und letzter bezeichnete den großmüthigen Retter der Bürger. Aber nur eine Erscheinung verrieth den Herrscher. In einem Flügel des Palastes befand sich das Prätorium, die Behausung seiner Leibwächter. Indeß die Anzahl, welche hier abwechselnd den Wachedienst versah, war nicht groß, da Augustus überhaupt nur drei Cohorten Prätorianer in der Stadt duldete, und diese größtentheils zerstreut bei den Bürgern ihre Quartiere hatten. Dieser Beweis einer republikanischen Machtfülle ward also wieder geschwächt durch die geringe Anzahl der Soldaten, welche kaum zum persönlichen Schutz, geschweige denn zum Werkzeuge despotischer Gewalt geeignet erschienen. Uebrigens hatten bereits die Zeiten des Pompejus und Caesar Rom an die prätorische Garde eines Imperators gewöhnt.

Das Innere des Palastes gewährte ein Bild der Einfachheit alter Zeiten in Einrichtung und Sitte. Keine Spur hier jetzt von dem Glanze folgender Zeiten. Der gesammte Hausrath, die Gegenstände des Bedarfs und der Bequemlichkeit verriethen kaum den gewöhnlichen Luxus eines wohlhabenden Privatmannes. Weibliche Arbeiten, welche die Frauen und Töchter der meisten Senatoren tief unter ihrem Stande hielten, beschäftigten die Hände einer Livia und Julia: August trug Hausgewänder, welche von ihnen gefertigt waren. Das gesellige Leben des Herrschers unterschied sich wenig von dem eines angesehenen und reichen Römers. Gleich diesem empfing er die üblichen Ehrenbesuche von Senatoren, Rittern und selbst von Leuten aus dem Volke. Vielfach geschah es, daß Augustus von Senatoren zu ihren Familienfesten Einladungen empfing, die er auch annahm; bei ähnlichen Anlässen sah er sie bei sich.

Mit Eifer hielt Augustus in seinem Hause auf den Schein einer strengen Wohlanständigkeit; von den Familienmitgliedern forderte er ein berechnetes, abgemessenes Betragen. Freilich verstieß der Hausherr selbst gegen seine Hausregel; aber bei seinen Ausschweifungen verletzte er wenigstens nie die Schranken des äußeren Anstandes. Anders seine Tochter Julia, deren freche Lüsternheit selbst die öffentliche Schande nicht vermied. Ihr Betragen galt dem Vater als der bedeutendste unter den vielen Unglücksfällen, die er in seiner Familie erfuhr. Das Glück, welches ihm auf seiner öffentlichen Laufbahn fast stets zur Seite war, begleitete ihn nicht durch sein häusliches Leben. Die Glieder seines Hauses, Gattin, Schwester, Tochter, Eidam, Stiefsöhne und Enkel waren eine unheilvolle Vereinigung von meistens feindlichen Gegensätzen. Die Bestrebungen der Livia und die Wünsche des Tiberius durchkreuzten die Absichten August's, wie die Ansprüche der Julia und ihrer Kinder. Das Herrscherhaus war in zwei Factionen zerspalten. Der Herrscher vermochte nur die offenen Ausbrüche feindseliger Gesinnung zu verhüten, und auch dies nur, so lange Mäcen und Agrippa die Stützen seines kräftigen Alters bildeten. Bei der Unmöglichkeit, in seinem Hause, gleichwie im Staate, versöhnend aufzutreten, gelang es ihm doch für längere Zeit, mit dem heuchlerischen Schein der Eintracht das zerrissene Familienleben zu bekleiden.

In dem Urtheil über den Character August's hat das Alterthum geschwankt und die neuere Zeit sich nicht verglichen. Die Urtheile fielen, der Mehrzahl nach, verdammend aus. Einzelne Beurtheiler begnügen sich nicht, ihm jegliche Tugend des Herzens abzusprechen, sie stellen auch die Gaben seines Geistes tief herab. Seine kriegerische Vorsicht wird nicht selten als Feigheit gedeutet; seine Freunde Mäcen und Agrippa, wird behauptet, hätten seine hohe Stellung geschaffen, seien die eigentlichen Gründer der Staatsverwaltung, die unter ihm Geltung gewonnen habe. Das heißt denn doch aber das Ziel überschießen. Allerdings war Augustus nicht eben so glücklich bei eigener Ausführung von Schlachten, wie in deren Anordnung und obersten Leitung; daß er aber nicht feig war, bewiesen seine Wunden, die er bei der Erstürmung von Metulum empfing; bewies sein Eindringen in das Lager des Lepidus auf Sicilien, bewies seine Haltung meuterischen Legionen gegenüber. Gänzlich ungereimt

aber ist die Anschuldigung der Unselbstständigkeit. Wahrlich, er verstand es, Personen und Verhältnisse sich seinen Plänen dienstbar zu machen! Auch sind seinem Character durchaus nicht alle Tugenden abzusprechen. Selbst die Tadler mußten einräumen, daß neben der vermeinten Blutgier auch Beweise von Schonung und Weichheit des Gefühls sich zeigen, daß der kalte Egoist auch hilfreiche Freigebigkeit gegen Nothleidende übt und aufmerksame Sorge dem Wohle seiner Beherrschten widmet.

Ein scharfer Verstand, schlaue Besonnenheit und ein brennender Ehrgeiz bilden die natürliche Ausstattung August's; die Schule Caesars und der Stolz auf die Erbschaft dieses großen Namens schufen den Usurpator. Mit klarer Ueberlegung und festem Willen unternahm er es, die Alleinherrschaft Roms zu erringen und sich zu sichern. Dies Ziel war das Bestimmende seines Handelns. Seine Herrschsucht bebte vor keiner Maßregel zurück, die ihm Förderung auf der Bahn zum Throne versprach. Von der Stufe seiner früheren Verhältnisse konnte Augustus nur durch Verstellung sich ihm nähern, und er übte sie im weitesten Umfange. Täuschung, Unredlichkeit, Verrath begleiten seine Bahn. Die Liebe zu Caesar war ihm nur eine Maske seiner selbstsüchtigen Absichten; die angebliche Rache an dessen Mördern sollte das Blutbad von Tausenden entschuldigen. Jedoch Rachsucht beherrschte ihn so wenig, wie irgend eine andere Leidenschaft. Zu blutigen Maßregeln griff er nicht aus Lust am Morden, sondern weil sein Zweck sie gebot oder zu gebieten schien. Ohne Proscription der Reichen hatte er kein Heer, mit dem er die Republik stürzen konnte, und ohne den Mord der angesehensten Republikaner gab es keine Monarchie für ihn.

Als Rom zu des Siegers Füßen lag, hatten die Blutscenen ein Ende. Nun treten auf Versöhnlichkeit, Milde, Gerechtigkeit. Nicht sein Inneres hat sich gewandelt, sondern seine Stellung. Das Werk der Eroberung war vollbracht, das der Staatsreform hatte nun zu beginnen. Dazu gehörte, daß die Gemüther versöhnt und gewonnen wurden. Von allen gehässigen Eigenschaften, welche an dem Triumvir hervortraten, ist ihm nur die Verstellung geblieben, weil er sie für unentbehrlich hielt, um sich zu sichern, was sie ihm hatte erwerben helfen. Es scheint, als habe er die Ansicht gehegt, die auch später Galba aussprach, daß Rom weder völlige Freiheit, noch gänzliche Knechtschaft ertragen könne.

August's Leben war so ganz von der Politik durchschlungen, daß das Reinmenschliche zu sehr zurücktritt, um ein vollgültiges Urtheil darüber zu gestatten. Selbst in seinem Familienkreise hatte er mannigfache Aufforderung zur Vorsicht und Zurückhaltung. Wie mußte sein Verhältniß zur Livia sein, wenn der Gemahl sich veranlaßt sah, die wichtigeren Gespräche mit ihr vorher aufzuzeichnen! Indeß die kalte Gemessenheit wurde nicht stets und gegen alle Glieder seines Hauses beobachtet; ja wir haben bei Sueton der Andeutungen genug, die es zeigen, daß August's Inneres keineswegs den Regungen heiterer Gemüthlichkeit verschlossen war. Gern sah er sich von seinen Enkeln umgeben, welche häufig mit ihm zusammen speisten, ihn auch sehr häufig auf Reisen begleiteten. Der Großvater beschäftigte sich sogar mit ihrem Unterrichte. August hatte ein reges Gefühl für Freundschaft und war ein ebenso beständiger als nachsichtiger Freund. Am häufigsten öffnete sich sein Herz zu unbefangener Vertraulichkeit im Hause Mäcen's; hier verschwand der Kaiser, der Mensch trat vollgültig hervor. — Es ist weniger auffallend, daß die starre Hülle einer kalten Staatsklugheit in den Augenblicken der Muße und Erholung bei dem Herrscher sank, als daß sie nicht überhaupt das natürliche Gewand seiner äußern Persönlichkeit bildete.

August's Körpergestalt, eher klein als groß, aber von gefälligem Ebenmaß aller Theile, war keine steife, imponirende, vielmehr eine wohlthuende Erscheinung. Mochte er reden oder schweigen, ein heiterer Friede ruhte auf seinem Gesicht, das solchen Zauber übte, daß der Arm des gedungenen Meuchelmörders erlahmte. Sein Auftreten wirkte auf die Umgebung wie das eines biedern, würdevollen Alten. Nur dem genauern Betrachter gewährte

er einen bedeutsamen Eindruck; denn die großen und klaren Augen, vor denen sich die getroffenen Blicke senkten, offenbarten die Schärfe seines durchdringenden Verstandes.

Die Geschichte wird stets den Stab brechen über den blutbefleckten, heuchlerischen Triumvir; doch den Tadel, den sie auf den werdenden Herrscher häuft, darf sie nicht auf den gewordenen ausdehnen. Eine gerechte Beurtheilung muß es anerkennen, daß der sichere Besitz der Herrschaft nicht das einzige und letzte Ziel seines Lebens war, sondern die Schöpfung einer neuen Staatsordnung. Mit einer Anstrengung, welche noch die Mühe seines Emporringens überstieg, begründete er einen Zustand der Staatsgesellschaft, bei dem er keineswegs seinen eigenen Vortheil im Auge hatte. Daß die Verfassung, welche er schuf, auf keinem andern Grunde ruhte, als dem der factischen Gewalt, und daß der Zwiespalt zwischen Form und Wesen sich ein paar Jahrhunderte fortsetzte, war ein großes Unglück für die Beherrschten und ein noch größeres für die Herrscher. Jedoch die Schuld davon fällt weniger auf Augustus, als auf die Macht der Verhältnisse, welche er nicht besiegen konnte. Dem Reiche verlieh er, was er vermochte: Friede, Ruhe, heilsame Gesetze, geregelte Verwaltung. Dafür ward ihm der laute Dank und das begeisterte Lob seiner Zeitgenossen, unter ihnen vieler solcher, die weit erhaben sind über den Verdacht, Schmeichler der Mächtigen, Anbeter der Gewalt zu sein. Sang doch sogar Horaz:

„Dein Leben, Cäsar,
Gab unserer Feldflur wieder Segensfrucht,
Und seine Adler unserem Jupiter,
Entrafft der Parther stolzen Posten,
Schloß den von Fehden geräumten Janus-

Quirinustempel, legte die Zügel an
Aus Recht und Ordnung schweifender Ueppigkeit,
Die Lasterhaften tilgte er aus und
Brachte zurück die Zucht der Väter.“

Ja, der Dichter erhebt an einer andern Stelle den Ruf:

„Sonnengott, Allernährer, deß heller Wagen
Tageslicht schafft und birgt, der du gleich und anders
Stets erscheinst, könntest du Größeres niemals
Schauen, als Roma!“ —

Germanen und Römer.

Die Germanen.*

Da die Deutschen in der Urzeit als wandernde Jäger- und Hirtenstämme in die Flußthäler und Gebirgshalden des germanischen Urwaldes eindrangen, so veranlaßte die mannigfaltige Natur des Bodens und die verschiedenartige Benutzung desselben eine vielfache Trennung des nomadischen Zusammenhangs. Lange blieb den Deutschen, da das Klima rauh und kalt, der Boden für den Ackerbau noch wenig ergiebig war, eine große Vorliebe zur Viehzucht und Jagd, und das Leben im Freien hatte so großen Reiz für sie, daß sie die Städte, als verweichlichend, verachteten, und diese lieber zerstörten, als baueten. Am liebsten errichtete Jeder seine einfache Wohnung mitten auf seiner Feldmark, die ihn von seinem Nachbar trennte. Wo ein Hain oder eine Quelle sie lockte, legten sie (wie Tacitus sagt) ihren Wohnplatz an; und dieses Naturgefühl ist noch heute, ungeachtet aller Veränderung in der Lebensweise, einer der Grundzüge deutschen Wesens.

Zur Befriedigung ihrer Jagdlust bot der germanische Urwald, außer den noch vorhandenen wilden Thieren, das schnelle, dichtfellige Elenn und den wilden Ur oder das Wiesant, dessen Hörner ihm zu Trinkgefäßen dienten. Schon frühe wurde die Jugend zu dieser Art von Leibesübung angehalten, da ihnen die

* Nach Heinrich Dittmar, Geschichte der Welt, mit einem Zusatz aus: Jacob Falke, Trachten- und Modenwelt.

Jagd für die beste Vorschule zum Kriege galt. Denn alle Deutschen waren Krieger und Waffenbrüderschaft die innigste Vereinigung. Ihre Tapferkeit war bei den Römern anerkannt. „Wer," fragt Seneca, „ist kühner, als der Germane?" und Sidonius erwähnt von ihnen: „Nur der Tod überwindet sie, nicht die Furcht; ihre Mienen drohen noch im Tode, ihr Muth überlebt sie selber!" Ein Held zu sein und nicht auf dem Lager, sondern im Kampfe zu sterben und dann in den Liedern der Sänger fortzuleben, war ihr höchster Wunsch. Die Waffen, ohne die sie nie ausgingen, galten ihnen für geheiligt, und bei den Waffen schwuren sie ihre Eide.

Sie waren in leiblicher Hinsicht durch hohe Körpergestalt, weiße Haut, blondes (hochgelbes) Haar, blaue, wild und feurig blickende Augen, trotzige Haltung, große Kraft, — in geistiger Hinsicht durch unbändigen Muth, unbezwingliche Tapferkeit, unvertilgbaren Freiheitssinn, Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, Züchtigkeit, Achtung gegen das weibliche Geschlecht, Gastlichkeit, Treue und Redlichkeit vor allen andern Völkern ausgezeichnet. „Bei den Deutschen," sagt Tacitus, „vermögen gute Sitten mehr, als anderwärts gute Gesetze." — „Groß sind ihre Körper," rühmt Agrippa, „aber größer noch ihre Seelen." Die Ueberfülle von Kraft brachte gelegentlich einen oder den andern Germanen in einen Zustand, den man Berserkerwuth nannte. Der von dieser Wuth Ergriffene offenbarte eine fast übernatürliche Stärke, schonte weder Freund noch Feind, ja raste auch wohl gegen sich selbst.

Des Germanen Freiheitsgefühl war verbunden mit dem männlichen Trotz auf das eigene Recht und gab sich in seiner ganzen Fortentwickelung zugleich als tiefstes Ehr- und Rechtsgefühl kund.

Eben so tief wurzelte bei den Germanen der Sinn für das Familienleben; daher wurde die Ehe, als der Grund davon, als etwas Heiliges angesehen. Wie der deutsche Jüngling und Mann sich selbst in strengster Keuschheit hielt, so galt ihm auch die Wahrung der Ehre und Unschuld des Weibes als heilige Pflicht. „Niemand," sagt Tacitus, „lächelt dort über Laster, wie es die verderbten Römer thun, und verführen und sich verführen lassen, heißt nicht moderner Ton." Dem weiblichen Geschlecht erwiesen sie daher eine Achtung, wie sie bei keinem andern Volke gefunden ward. Weil die Deutschen mit dem Begriffe **Weib** die höchste Reinheit verbunden dachten, so sahen sie im Weibe etwas Höheres, Heiliges, Prophetisches. Die Ehen selbst wurden spät geschlossen, weiblicherseits selten vor dem zwanzigsten, männlicherseits selten vor dem dreißigsten Jahre, so daß gerade in diesem Umstande die Römer die Hauptursache jener, vor Gesundheit strotzenden Kraft erkannten, die sie an den Deutschen wahrnahmen. Die Treue der Weiber war so groß, daß sie nach dem Tode des Mannes eine zweite Ehe nicht eingingen. „Die deutsche Frau," sagt Tacitus, „kann nur Einen Mann haben, wie sie Einen Körper und Eine Seele hat."

Viele Kinder zu haben, war eine Ehre. Die Kinder wurden gleich nach der Geburt ins kalte Wasser getaucht und von den Müttern selbst gesäugt. Frühe durch abhärtende Lebensart, besonders durch Gewöhnung an Kälte und Hitze zur Tüchtigkeit erzogen, wurden sie als freie Wesen geachtet, und das den Römern zustehende Recht des Vaters über Leben und Tod seiner Kinder fand sich bei den Deutschen nicht.

Der Frauen Schmuck war ihr langes Haar und ihr selbstgewobenes Linnengewand mit dem Gürtel; auch ihren Gatten und Kindern verfertigten sie selbst Gewänder. Die Männer trugen bei den Sueven das Haar in Büscheln auf dem Scheitel gebunden, oder ließen es, wie die Sachsen, gescheitelt auf die Schultern fallen. Nackt oder nur mit einem leichten Mantel bekleidet, zogen sie in die Schlacht, entweder um bequemer zu streiten oder um zu zeigen, daß sie vom Feinde kommende Wunden verachteten, jedenfalls aus trotzigem Uebermuth. „Unbekleidet," sagt Pomponius Mela, „leben sie bis zur Zeit der Reife; die Männer hüllen sich in kurze Gewänder, mag der Winter auch noch so streng sein." Caesar scheint eigentliche Kleidung kaum bei ihnen bemerkt zu haben. „Sie haben sich," sagt er, „der Gewohnheit ergeben,

in dem kalten Lande gar keine Kleider zu tragen, ausgenommen Felle, deren Kleinheit einen großen Theil des Körpers bloß läßt, und in den Flüssen sich zu baden."

Die Götterwelt der Germanen.*

Die Wissenschaft hat es erwiesen, daß viele Theile der deutschen Mythologie mit den Lehren und Sagen des innern Asiens eine auffallende Verwandtschaft haben. Gewiß ist, daß das deutsche Volk aus jenen Gegenden stammt, daß Vieles auf Persien, ja selbst auf Indien zurückweist. Bei Herodot z. B. sind „Germanen" einer der persischen Stämme, welcher Ackerbau trieb und vielleicht die Provinz „Carmania" bewohnte. Nach dem persischen Geschichtsschreiber Mirchond hieß das Land jenseits des Oxus vormals „Germania." Wenn man Herodots Nachrichten über die Perser mit Tacitus' Schrift über die Deutschen vergleicht, so ist die Uebereinstimmung beider Völker auch nach Sitten und Cultus eine höchst merkwürdige. Die Sprache selbst verräth deutlich genug ihre Beziehungen zum Sanskrit, und wenn Wörter, wie z. B. Sambanda, eben so im heutigen Schweden, wie im alten Ostindien die Bedeutung von „Zusammenhang" haben, so wird das Niemand für einen Zufall erklären wollen. Daher wird auch „Wodan" mit „Buddha" in Verbindung gebracht und der „bothnische" Meerbusen im Norden eben so sehr als der süddeutsche „Bodensee" scheinen dafür Zeugniß abzulegen.

Der älteste Gott ist Guodan, das ist: das höchste Gut. Er wird auch „Allvadur" genannt, und ist nur Einer, der Vater, Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt.

An diese älteste, einfache Lehre von Einem Gott schloß sich später ein Sternendienst an, der zur Vielgötterei führte. Hertha (Erde) wurde die große Göttermutter und die sieben Hauptgestirne ihre Söhne. Die Sonne (Thuisko), der Mond (Mannus), Merkur (Erich), Jupiter (Wodan), Mars (Thor), Venus (Freya), Saturn (Same) gaben den sieben Tagen ihre Namen. Eben so entstanden aus den zwölf Zeichen des Thierkreises oder den zwölf Monaten die zwölf Asen oder Hauptgötter. Sämmtliche Gottheiten verwandelten sich immer mehr aus Gestirnen des Himmels in Helden, wie sie die deutsche Erde erzeugte.

Die Edda erzählt — zum Theil abweichend — noch Folgendes: Im Anfang war ein bodenloser Abgrund ohne Regung und Gestalt. Da blickte Allvater herab, und dieser Blick theilte das Chaos. Es entstanden zwei Reiche, Muspelheim und Niffelheim, das Reich des Lichts und „das Reich der Finsterniß oder des Nebels." Ein Funke von Muspelheim fiel herab; da keimte er, und es entstand das erste lebendige Wesen, Ymer, der böse Riese, den die Kuh Audumbla nährte, dieselbe, die auch den ersten Mann, Bure, aus einem Stein herausleckte. Von Bure stammen sodann erst die Götter, Odin (Wodan, Wuotan), seine Gemahlin Freya, die Göttin der Hausfrauen, und sämmtliche zwölf Asen mit ihren Gattinnen. Darunter ist der gewaltige Thor (Donar) mit dem Hammer, der kriegerische Tyr (Zio), der schöne, sanfte, reine Balder (Paltar), Braga, der Gott der Dichtkunst, Saga, Göttin der Geschichte, Gefion, Göttin der Unschuld, Heimdal, der Wächter des Himmels, der sogar „das Gras wachsen hört." An diese Götterwelt schließen sich noch Riesen und Zwerge in großer Menge und tief poetischer Bedeutung an. Die Asen erschlugen den Riesen Ymer und schufen aus seinem Leichnam die Welt. Seine Knochen wurden Felsen, die Haare Bäume, das Fleisch Erde, das Blut Meer, der Schädel der Himmelsbogen, das Gehirn die wogenden Wolken, die Augenbrauen Wohnungen der Menschen. Funken aus Muspelheim wurden Sterne. Die Riesin Natt (Nacht) und der „Dag" umfuhren seitdem in vierundzwanzig Stunden die Welt mit schäumenden Rossen. An den vier Enden der Welt sitzen vier Zwerge: Nord, Ost, West und Süd. Im Norden haust ein Riese, der die Todten verschlingt; er hat Adlersgestalt und macht mit seinen Flügeln Sturm. Es giebt neun Himmel und neun Erden. In der untersten wohnt der feurige Loke (Loki), der Verführer. Bei ihm ist die Göttin der

* Nach C. Gryh, Ueberblick der Weltgeschichte.

Unterwelt Hell (Hellia, Höll) mit grimmigem Antlitz. Ihr Thron ist gebaut von Menschengebein. Elend heißt ihr Saal, Einsturz ihre Schwelle, Auszehrung ihr Bett, Gefahr dessen Vorhang; ihr Knecht heißt Träge, Langsam ihre Magd; sie isset aus der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, das unersättliche Gier heißt.

Die Götter stiegen aus ihrer Himmelsburg Asgard auf dem Regenbogen zur Erde nieder, und unsere Stammeltern wurden aus Klötzen am Meere geschaffen und heißen Ask und Embla (Esche und Erle). Von jetzt an treibt der Weltbaum seine gewaltigen Zweige. Drei Nornen (Schicksalsgöttinnen) begießen ihn täglich; es sind Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Diese Esche Ygdrasil wurzelt tief in Niffelheim, unten nagt an ihren Wurzeln ein Drache. Ihr Wipfel ragt hinauf nach Muspelheim, auf dem höchsten Punkte sitzt ein Adler. Ein Eichhorn läuft am Stamm geschäftig auf und ab, um Zwietracht zu stiften zwischen dem Adler und dem Drachen.

Die Bestimmung des Menschen selber ist, treu und tapfer zu sein. Nur der Tod im Kampfe oder in den Wellen des Meeres führt zur Seligkeit. In der Schlacht suchen sich die ernsten Götterjungfrauen, die Walkyren, unsichtbar ihre Helden aus, welche fallen sollen. Diese tragen sie auf Wolkenrossen nach Walhalla, wo täglich gekämpft wird bis um Mittag; dann folgt Mahlzeit und Scaldengesang.

Einst aber ändert sich Alles. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter sündigen, weil sie Gemeinschaft haben mit den bösen Riesen aus Ymers altem Geschlecht. Darum werden sie von dem innern Lichte verlassen, das von Muspelheim stammt. Odin verliert seine Kraft, Freya sein Schwert, Tyr seine Hand. Der böse Loki bethört alle Bewohner des Himmels, den unschuldigsten und schönsten aber, der im Guten beharrt, bringt er um mit List. Nun raffen sich endlich die Götter auf. Loki wird tief unter der Erde in einer Höhle gefesselt, deren Fußboden mit Schlangen bedeckt, deren Mauern von Giftströmen umfluthet sind. Von Zeit zu Zeit schüttelt sich, von Schmerz übermannt, der Böse; dann bebt die Erde. Hela öffnet einen ungeheuren Schlund und führt die Eisriesen in den Streit. Aber auch der Himmel spaltet sich, und Surtur, der nächste Lichtgott nach Allvater, fährt in Flammen herab. Lange und heldenmüthig werden die Götter ringen, aber endlich werden sie der Kraft des Wassers und des Feuers erliegen und im ungeheuren Weltbrande verschwinden. Und dieser Götterrauch wird das Ende der Welt sein. Aber dann wird Allvater eine neue Erde und einen neuen Himmel schaffen, in welchem kein Böses ist und kein Uebel. Lachende Blumen und goldene Aehrenfelder schauen dann zu einer neuen Sonne empor und baden sich in ihrem Lichte; Reben, mit süßen Trauben behangen, ranken sich an kräftigen Bäumen empor, duftende Blüthen und nährende Früchte zugleich tragend. Zweimal im Jahre brüten die Vögel, kühlender Wein füllt die Brunnen. Die in verderbter Zeit verloren gegangenen goldenen Runentafeln, auf denen des höchsten Gottes Gebote eingegraben sind, werden wiedergefunden, und nur der Wettstreit herrscht, in der Liebe es einander zuvor zu thun.

Dieses ungefähr sind die Hauptzüge, nicht nur der spätern nordischen, sondern auch schon der frühern deutschen Götterlehre. Neben einem solchen nicht unedlen Glauben, dem sie mit aufrichtiger Frömmigkeit anhingen, besaßen aber die Völker der germanischen Zungen noch hohe Vorzüge im geistigen, sittlichen, politischen und häuslichen Gebiete, — Vorzüge, die, wie wir gesehen haben, selbst von ihren Feinden nicht verkannt wurden.

Hermannsschlacht.*

Als es den Römern gelungen war, die Stämme der Celten in Gallien jenseits des Rheins und an der Donau zu unterjochen, beschlossen sie, ihre Herrschaft durch Anlegung fester Schlösser und Burgen zu sichern. Also ist es gekommen, daß mancher schöne Ort, der noch heut steht, den Römern seinen Ursprung verdankt, wie z. B. Trier, Cöln, Augsburg,

* Nach Chr. Oeser und E. Racke, Geschichte der Deutschen.

Salzburg, Wien, und an diesen und andern Orten sieht man noch heut viel altes Gemäuer aus der Römerzeit: Siegesbogen, Wasserleitungen, Bildsäulen und Grabstätten.

Nachdem die Römer sich nun eingerichtet hatten am schönen Rheinstrom, schaueten sie verlangend hinüber nach dem fremden Lande, das bis dahin noch frei geblieben war. Endlich zogen sie — im Jahre 16 v. Chr. — unter Anführung des Drusus, eines Stiefsohns des Kaisers Augustus, hinüber mit Schild und Schwert und drangen bis zur Elbe vor. Dort — so lautet die sagenhafte Kunde — trat ein weibliches Wesen von ungewöhnlicher Größe dem Feldherrn entgegen, ihm drohend zurufend: „Wohin willst du, unersättlicher Drusus? Das Schicksal vergönnt dir nicht, alle diese Länder zu sehen. Kehre um; das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nahe!“ — Er kehrte zurück, sei es, daß die Drohung aus dem Munde der Priesterin (denn für eine solche hielt er jene) ihn schreckte, oder daß er aus irgend einem Grunde sich in der gewonnenen Stellung nicht zu halten vermochte. Ehe er jedoch noch den deutschen Boden verlassen hatte, stürzte er vom Pferde und verwundete sich dabei so stark, daß er starb.

Die Römer behielten sich vor, zu gelegener Zeit den Eroberungsplan wieder aufzunehmen. Inzwischen befestigten sie die Städte am Rhein, knüpften auch freundliche Beziehungen mit vornehmen Germanen an. Deutschen Jünglingen, die ja nichts mehr liebten, als den Krieg, gaben sie Gelegenheit, in römischen Heeren glorreiche Kriegsthaten zu vollbringen; mit Beute beladen, reich beschenkt kehrten die Jünglinge aus fernen Kriegszügen zu ihrem Volke zurück; ja es gab deren, die aus Rom römische Sprache und Sitten mitbrachten.

Endlich schien es den Römern an der Zeit zu sein, unter den Deutschen, die sie nun dazu für vorbereitet hielten, im Großen Römersitte und römische Gesetze einzuführen und die Stellung der Herrschenden gegen sie vollständig anzunehmen.

Dazu war aus Rom Quintilius Varus gesandt. Seine Macht betrug 40,000 Mann. Er saß zu Gericht über Streitende, ließ ihre Händel von Sachwaltern nach römischen Gesetzen in römischer Sprache schlichten und entschied bei Streitsachen zwischen Römern und Deutschen in der Regel zum Nachtheil der Letzteren. Da fühlten diese die Schmach des aufgedrungenen fremden Gesetzes. Als Varus nun auch noch die Strafen einführte, die bei den Deutschen bisher unerhört waren, als sie die Stäbe und Beile sahen, begannen Unwille und Ingrimm gegen die Römerherrschaft sich ihrer zu bemächtigen.

Keiner fühlte tiefer diese Schmach, als Arminius, ein Sohn Sigimers, des Vornehmsten unter dem Volke der Cherusker. Sein Vater hatte ihn nach Rom gesandt, damit er dort römische Weise und Sitte lerne. Er errang sich im Heere durch seine Tapferkeit hohe Ehre; wurde er doch sogar zum Kriegsobersten ernannt. Aber er vergaß nie Heimath und Freiheit und war nur darum so eifrig im Dienste der Römer, um die Mittel und Wege kennen zu lernen, deren Anwendung diese zu Siegern über so viele Völker gemacht hatte. Es konnte nicht fehlen: der Kaiser Augustus ließ sich täuschen, und weil er meinte, dies werde seiner Absicht, die Deutschen in vollständige Abhängigkeit zu bringen, besonders dienen, so ließ er den Jüngling, den er für bereits vollständig romanisirt hielt, heimziehen nach der im teutoburger Walde gelegenen Burg seines Vaters.

Seine Landsleute schlossen sich um so inniger an ihn an, als es ihnen nicht entgangen war, daß mehrere ihrer Fürsten sich um deswillen zu den Römern hielten, weil sie durch deren Beistand unumschränkte Herren ihrer Völker zu werden hofften. Einer dieser ehrlosen Fürsten war Segest, der, weil er bisher in großem Ansehen gestanden, den Jüngling Hermann um die Liebe seines Volkes beneidete und sein erbitterter Feind wurde.

Da ging eines Tages im Lager des Varus die Kunde von der Auflehnung einer deutschen Völkerschaft an der Ems ein. Varus hielt einen Kriegsrath ab, zu dem auch Segest und Hermann hinzugezogen wurden, und er beschloß, mit

seinem ganzen Heere gegen die Aufständischen aufzubrechen. Den deutschen Fürsten ward aufgegeben, voranzuziehen, um ihre Stämme zur Verstärkung des römischen Heeres aufzubieten, und Hermann benutzte diesen Umstand zur endlichen Ausführung des lange gehegten Planes, und er zog schleunigst von dannen, ehe es noch dem verrätherischen Segest gelungen war, den Varus von dem den Römern feindseligen Vorhaben Hermanns zu überzeugen.

Nun rief Hermann seinen Stamm zu den Waffen. „Tod und Verderben allen Römern!“ Jetzt, sagte er, sei der Tag gekommen, sich von dem aufgedrungenen Joche der Feinde zu befreien. Das ganze Volk erhob sich, und selbst Segest sah sich gezwungen, für die gerechte Sache mit einzustehen.

Inzwischen war Varus mit seinem Heere aufgebrochen, mit ihm ein ganzer Troß von Weibern, Kindern, Gesinde, Wagen und Lastthieren. So bewegte sich der schwerfällige Zug fort auf unwegsamem Boden. Klüglich hatte Hermann die rauhe Herbstzeit zur Ausführung des Aufstandes gewählt. Zunächst hatten die Römer mit Regengüssen und Stürmen zu kämpfen. Es brauste in den Wipfeln der Eichen und Föhren, als ob die Götter der Germanen den Feind bedrohten. Der Boden war durchweicht, durch Dickichte mußten Wege gehauen, über Sümpfe Dämme gelegt werden.

Aber war jetzt schon Unordnung in dem Heereshaufen eingebrochen, so stieg die Verwirrung, als sich in Dickichten und auf den bewaldeten Höhen feindliche Schaaren zeigten, die mit Wurfspeeren über die Römer herfielen. Da der Platz nicht zur Feldschlacht geeignet war, und man auch nicht ahnte, daß die Feinde zu Hermanns Leuten gehörten, so unterließ man die Verfolgung, und Varus führte das Heer, so gut geordnet, als es eben gehen wollte, fort bis zu einem freien Platze, auf dem er nach römischer Sitte ein festes Lager errichten ließ, umgeben mit Wall und Graben, um geschützt die Nacht zubringen zu können. Das war ein Vorspiel zu dem anziehenden Trauerspiel.

Am Morgen setzte Varus seinen Weg fort. Die drohende Gefahr erheischte besondere Vorsicht. Varus verbrannte alles entbehrliche Gepäck, ordnete den Zug auf's Zweckmäßigste und hielt während des Marsches durch klug berechnete Gegenwehr den Feind in der Ferne. Gegen Abend erreichte er wieder einen offenen Platz und schlug sein Lager auf.

Inzwischen hatte Hermann seine Vorbereitungen vollendet; der folgende Tag war zum gemeinsamen Angriff bestimmt. Kaum hatte sich Varus wieder auf den Marsch begeben, als die Deutschen von allen Seiten mit lautem Schlachtruf auf die Römer einstürmten. Ein furchtbares Gewitter mehrte die Schrecken der Schlacht. Bald waren die festen Reihen der Römer gesprengt, einzelne feindliche Reiterschaaren, die sich durchschlugen, wurden eingeholt und bis auf den letzten Mann vernichtet. Mit heldenmüthiger Tapferkeit hielt sich noch der Kern des römischen Fußvolks und erreichte kämpfend einen Platz, der zur Errichtung eines Lagers geeignet schien. Aber während sie noch arbeiteten an Wällen und Gräben, drangen schon die erbitterten Deutschen in das Lager ein, und im Einzelkampfe sanken die Feinde zu Tausenden hin. Da war es aus mit der Römer Herrschaft in Germanien. Als Varus sah, daß Alles verloren war, stürzte er sich in sein Schwert; die noch lebenden Römer ergaben sich den Siegern.

Diese nahmen blutige Rache an den Gefangenen. Alle die verhaßten Sachwalter und Richter, die Handelsleute, welche durch Falschheit und Betrug fremdes Gut an sich gerissen hatten, wurden ohne Gnade und Erbarmen entweder auf steinernen Altären dem Schlachtengott Zio geopfert oder an Bäumen, die mit eroberten Fahnen geschmückt waren, aufgeknüpft. Die übrigen Gefangenen wurden unter den Kampfgenossen vertheilt, damit sie als Knechte dienten, und es mochte wohl manchem vornehmen Römer bitter ankommen, wenn er von jetzt ab die Heerde hüten oder den Acker bauen mußte. Aber die Feinde hatten es nicht besser verdient mit ihrem Hochmuthe.

Das war die im Jahre 9 n. Chr. im teutoburger Walde (im Fürstenthume

Hermannsschlacht.

sibyllinischen Büchern erhielten sich; und fremder Religionen machte. Die Gefahr,

* Nach Karl Hoeck, Römische Geschichte.

Hermannsschlacht.

Digitized by Google

Lippe-Detmold) geschlagene Hermannsschlacht.

Nun war Hermann erst recht der Mann des Volkes geworden, und man feierte ihn in Liedern, die sich forterbten bis in die späteste Zeit.

Aber die stolze Freude des Helden, sein Vaterland von der Römerherrschaft befreit zu haben, wurde ihm verbittert durch den Groll, den Segest gegen ihn hegte. Dieser so undeutsche Mann hatte eine im Schmuck der Jugend blühende Tochter, Thusnelda mit Namen, die dem Sieger der Römerschlacht hold war. Auch Hermann liebte sie keusch und innig und gedachte sie in Ehren und Züchten heimzuführen als sein Weib; Segest aber verweigerte ihm ihre Hand. Da ergriff den feurigen Jüngling Leidenschaft und Zorn, und, rascher That gewohnt, raubte er die Jungfrau, führte sie heim auf seine Burg, und sie lebte bei ihm als sein treues Weib. Das konnte Segest dem edlen Helden nimmer vergeben, und er sann auf Gelegenheit zur Rache. Er überfiel heimlich die Burg Hermanns und nahm diesen und seine Tochter gefangen. Hermann wurde von seinen Freunden befreit, aber Thusnelda blieb in der Gewalt des Vaters, der sie sogar den Römern überlieferte.

Der Untergang des römischen Heeres hatte in Rom Entsetzen hervorgerufen. Verzweiflungsvoll rannte Augustus in seinem Palaste umher, stieß den Kopf gegen Thür und Wände, rufend: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! — Man begann zu fürchten, die Deutschen würden nun zum Angriff übergehen und in Italien erscheinen. Diese jedoch begnügten sich damit, die feindlichen Burgen und Verschanzungen am Rhein zu zerstören.

Von nun an gaben es die Römer auf, tiefer in Deutschland einzudringen, und die Deutschen blieben frei.

Religiöse Zustände.*

Seit dem Beginn der Monarchie vervielfältigten sich in Rom durch Einwandernde religiöse Ansichten und Gebräuche. Der große Haufe sank bis zur Gleichgültigkeit gegen alles Göttliche, und die Kaiser suchten im Ganzen mit fremden Göttern gut zu stehen, um die Herrschaft der Völker zu verdienen. So trat in Rom ein religiöser Zustand ein, der in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht hat. Fortwährend bestand in der Stadt der Dienst der höhern und niedern Götter, der Heroen und Genien. Dem Augustus wird nachgerühmt, daß er manche in Vergessenheit gerathene religiöse Gebräuche wieder hergestellt habe. Ferner vervielfältigten sich jene Gottheiten, welche die Römer als Vorsteher geistiger und körperlicher Eigenschaften, wie einzelner Naturzustände faßten, oder als Förderer ganz specieller Bedürfnisse sich dachten. Die Augurien und Auspicien sammt den sibyllinischen Büchern erhielten sich; und war auch die Zeit der orthodoxen Gläubigkeit an diese Dinge längst geschwunden, so hing man in Staatsverhältnissen aus Gewohnheit an ihnen, und sie bildeten jetzt in den Händen des Kaisers, wie früher in denen der Magistrate, ein Mittel, die Kraft der Regierung zu ergänzen.

Neben diesen Gegenständen des alten vaterländischen Glaubens griff das fremde Religionswesen reißend um sich. Freilich ward dadurch nicht in gleichem Maße der römische Staatscultus erweitert, denn Augustus war jedem ausländischen Religionsdienste abgeneigt, der keine alte Sanction im Staate hatte. Aber fortwährend stieg die Zahl der geduldeten fremden Gottheiten, und der verbotene Cultus wucherte insgeheim. Es war jetzt vorzüglich nur die persönliche Rücksicht auf eigene Sicherheit, was den Kaiser zu einem strengen Gegner einzelner fremder Religionen machte. Die Gefahr,

* Nach Karl Hoeck, Römische Geschichte.

welche dem Herrscher aus der geheimen Cultusfeier der Isis erwachsen konnte, veranlaßte Augustus zu wiederholten Verboten gegen den ägyptischen Dienst. Die jüdische Religion, in welcher kein anderer Gott neben Jehovah Raum hatte, und welche die Göttlichkeit des Kaisers aufhebt, stand als offene Feindin des Staats und Herrschers da. Augustus war ihr aus begreiflichen Gründen abgeneigt; allein der Separatismus, in welchem die Juden lebten, so wie der Haß und die Verachtung der eigentlichen Römer gegen sie, ließen ihm die Nation mit ihrem Glauben als unschädlich erscheinen; er übersah den fremdartigen Cultus. (Erst sein Nachfolger ergriff strenge Maßregeln gegen sie, da er ihre schnelle Vermehrung in Rom für bedenklich hielt.) Den prophetischen Priesterschaften, gewöhnlich Chaldäer genannt, ward schon zur Zeit der Republik und wiederholt unter Augustus der Aufenthalt in Rom untersagt, weil ihre angebliche Wissenschaft die Gemüther zu Furcht und Hoffnung trügerisch aufreizte, und das Geschick des Herrschers selbst oft Gegenstand der Frage und Antwort war.

Doch Gesetze und Zwangsmittel waren nichtig gegen Richtungen, welche die Zeit und ein ganzes Volk genommen hatte. Wenig half die Verbannung der ägyptischen Götter aus dem Pomörium und aus der Bannmillie der Stadt; mußte man sie doch — so groß war das allgemeine Interesse an ihnen — in der Nähe Roms dulden. Statt der umgestürzten Tempel auf dem Capitol und der öffentlichen Altäre in allen Theilen der Stadt, fanden Isis, Serapis, Harpocrates sammt dem hundsköpfigen Anubis nun ihre geheimen Verehrungsplätze in entlegeneren Quartieren Roms, und in versteckten Schlupfwinkeln barg das Dunkel der Nacht die gräuelvollen Mysterien des ägyptischen Dienstes. Fast jede Gestaltung des religiösen Cultus, wie fremdartig und dem ursprünglichen römischen Wesen widersprechend er sein mochte, fand ihre Anhänger unter der ungeheuren Volksmasse der Weltstadt; selbst die belachten und verhaßten Juden machten Proselyten.

Vor Allem aber wucherte im jetzigen Rom, was durch Staatsanstalten von je her hier geweckt und begünstigt wurde, und was bei allen Ständen lauten Anklang fand, — die Kunst der Wahrsagerei in verschiedenen Formen. Das Augurien- und Auspicienwesen, vom Staate bis in die spätern Zeiten aufrecht erhalten, bewahrte eine abergläubische Richtung im römischen Volke, welche mit dessen sonstiger Fortbildung in grellem Widerspruch stand. Die Gemüther waren durch jene Anstalten empfänglich gemacht für Zeichendeuterei und Wahrsagekunst aller Art. Mit den fremden Sitten wanderten auch die fremden Künste der übernatürlichen Wissenschaft ein; das Alte befriedigte nicht mehr, man griff nach Neuem.

Hierzu kam: die letzte Periode des Freistaates hatte das Wandelbare der menschlichen Schicksale in dem auffallendsten Wechsel gezeigt, und eben so reich war auch die jetzige Zeit an Beispielen von ungehoffter Erhebung und plötzlichem Wechsel Einzelner. Nie ist aber der Wunsch des Menschen reger, den Schleier der Zukunft zu lüften, als gerade in der Zeit, welche am häufigsten die gewöhnliche Berechnung täuscht.

Kein Wunder daher, wenn in dem kaiserlichen Rom die Zahl jener priesterlichen Wahrsager ins Unendliche wuchs, welche in Ländern uralter Weisheit und geheimer Wissenschaft ihre Heimath hatten. Aus Chaldäa, Persien und Aegypten wanderten die entarteten Enkel der einst hochgerühmten Priesterschaften nach Rom und trieben hier als Chaldäer, Magier und Isiaci ihr reichlich lohnendes Gewerbe, die Zukunft aus den Sternen zu deuten, oder die Kräfte der Natur durch übernatürliche Mittel menschlichen Zwecken dienstbar zu machen.

Alle Verbote und strengen Strafen halfen nichts gegen diese betrügerischen Förderer des gröbsten Aberglaubens, der sich aller Klassen des Volkes bemächtigt hatte. Der Aermste wie der Reichste fand nach Umständen und Bedürfniß sein Orakel. Im Circus und auf dem Forum trieben sich Zeichendeuter und Wahrsager der geringsten Gattung umher, bereit, für den kleinsten Lohn die Neugierde zu befriedigen und Glück zu verheißen. Den

Frauen, besonders der höhern Stände, verschaffte der Isis-Priester für reichliche Bezahlung Erfüllung aller ihrer Hoffnungen und Wünsche. Ja, bei den ersten Männern des Staats war die Sehnsucht am regsten, über die Zukunft und ihr eignes Geschick Auskunft zu erhalten. Ein angesehener Mathematiker — dies war der gewöhnliche Name für Chaldäer oder Magier — gehörte zu den Erfordernissen eines großen Hauses. Augustus und Agrippa ließen sich als Jünglinge von dem Sterndeuter Theogenes die Constellation stellen und ihr zukünftiges Schicksal verkündigen. Der berühmteste unter den damaligen Astrologen, Thrasyllus, stand mit Augustus in vertrautem Verhältnisse. Aus begreiflichen Gründen wurde die stets verbotene Kunst stets geduldet, denn sie hatte ihren Halt in den Höchstgestellten der Zeit.

Jede Art der Weissagung und des wunderthätigen Treibens jener fremden Propheten ging aus von irgend einem fremden Cultus oder gebrauchte diesen doch als nothwendiges Gepränge, um die Kunst selbst zu stützen. Auch dadurch mußten die ausländischen Gebräuche und Religionsansichten immer mehr verbreitet werden. So ward Rom der allgemeine Verehrungsplatz aller Götter, das Pantheon der Religionen des Erdkreises. Leider kamen die religiösen Elemente, welche das herrschende Volk jetzt aufnahm, von Nationen, welche selber im tiefsten Verfall ihrer Sitte und ihres Glaubens sich befanden. Aus dem Zusammenfluß alles priesterlichen Unsinns und Betrugs, aus der Vermischung des Ungesunden und Verderbten konnte natürlich kein gesundes Leben hervorgehen. Das große Amalgama mußte dazu dienen, den Fall des Heidenthums zu beschleunigen und die Sehnsucht nach einer würdigeren Religion zu wecken.

Das Christenthum.*

Das Christenthum trat in die Welt.

Halten wir das Christenthum für diejenige Religion, die am meisten geeignet ist, die Entfaltung des menschlichen Geistes zu ermöglichen? den Einzelnen sowohl wie die ganze menschliche Gesellschaft zur Glückseligkeit zu führen? Oder stellen wir das Christenthum mit andern Religionen auf eine Linie, indem wir sagen, die Völker hätten sich beim Bestande des Heidenthums auch in derselben Zeit bis zur heutigen Culturstufe erhoben? — Oder endlich, sagen wir, das Christenthum habe sich den Völkern in ihrer Entwickelung als Hemmschuh erwiesen? —

Für eine dieser Ansichten müssen wir uns doch entscheiden!

Sehen wir uns einmal unbefangenen Blickes und unverzagten Gemüthes die Religionen an, die zur Zeit der Entstehung des Christenthums bei den Hauptvölkern herrschten. Es sind: das Judenthum, das germanische Heidenthum, das griechische Heidenthum und das römische Heidenthum.

Ein Gleiches finden wir bei allen diesen Religionen: Gottheiten, die nur einem Volke angehören, den übrigen Völkern aber feindselig gesinnt sind.

War damit nicht eine durch die Religion geheiligte Scheidewand zwischen Volk und Volk aufgerichtet?

Blicken wir auf das Innere des Völkerlebens. Wie stand es mit der Freiheit des Einzelnen?

Wir werden noch Gelegenheit haben, unserer Altvordern mit Ehren zu gedenken. Aber in Beantwortung der vorliegenden Frage können wir, indem wir der Wahrheit die Ehre geben, doch nur sagen: Der größte Theil des Volkes — Hörige und Sclaven — lebte in entwürdigender Knechtschaft. War es in Griechenland und Rom besser? Bei allem hohen und hehren Streben hatten es die Grie-

* Nach des Herausgebers: Preußens Geschichte in Wort und Bild.

chen doch nur bis zur Freiheit des „geborenen Hellenen“ gebracht. Die Sclaven und die Handwerker waren von der „Bildung“ ausgeschlossen. Aristoteles, einer der scharfsinnigsten und vorurtheilslosesten Denker der alten Zeit, hatte den Ausspruch gethan: „Was ein Ochse dem Herrn, das ist ein Sclave dem Freien; der Sclave fühlt wohl die Vernunft, aber er hat sie nicht.“ — Er nannte den Sclaven ein „beseeltes Werkzeug,“ das Werkzeug einen „unbeseelten Sclaven.“ Herrschten in Rom nicht dieselben Anschauungen? Der Circus, in welchem zum Jubel der römischen Bürger Sclaven mit wilden Thieren kämpften, oder, als Gladiatoren, einander zerfleischen mußten, mag Antwort geben! —

Wo war damals — dem Grundsatze nach — die Freiheit des Einzelmenschen? jedes Menschen?

Da trat Christus auf, der Welt verkündend: es solle Keiner Herr und Keiner Sclave sein, Alle sollten Brüder sein!

Bei den Heiden hieß es: Wir, der kleine, herrschende Theil, sind die von unserem Gott Bevorrechteten. Die Juden hatten diese Bevorrechtung auf das ganze Volk ausgedehnt; aber eben nur innerhalb der Landesgrenzen wohnten die Auserwählten. Jetzt ward verkündet: **Ihr Alle seid Gottes Kinder, weß Landes und Volkes Ihr auch seid, weß Standes Ihr auch waret!** —

„Schlicht und einfach,“ sagt E. Eyth *), „tritt Christus auf, — herzt die Kinder, — läßt Maria zu seinen Füßen sitzen, — lehrt und heilt neben seinen Volksgenossen auch cananäische Weiblein, — preist den Vater, daß er den Unmündigen offenbart, was er den Weisen und Klugen verborgen hat, — wählt selbst die Werkzeuge des erhabensten Planes aus den Ungelehrten und Niedrigen, — erzählt der staunenden Welt die Geschichte vom barmherzigen Samariter — und läßt noch, seinem Tode nahe, Alle aus Einem Kelche der Liebe trinken. So geschah auf einmal durch ihn für „Juden und Griechen“ — d. h. für die ganze Welt — von dem beschränkten Standpunkte der Eigensucht, worauf die Einzelnen und die Nationen standen, jener unsäglich denkwürdige Riesenschritt zur wahren Freiheit und Gleichheit ohne Ausnahme. Der Mensch wird **Mensch**, der **ganze** Mensch und **jeder** Mensch. Die Bande und Fesseln, welche mit der Menschenwürde unvereinbar sind, werden nunmehr, so weit die Macht des Kreuzes reicht, allenthalben abgenommen, doch ohne Uebereilung und Gewalt; sie werden gelöst, nicht gesprengt. Der nothwendige Unterschied der Stände und Geschlechter, der Verhältnisse und Nationalitäten bleibt unangetastet; er wird sogar durch einen höhern Anspruch geheiligt, und dennoch geschieht dies so, daß in dem neuen Reiche nur noch „Gefreite des Herrn“ zu finden sind. „Hier ist kein Jude, noch Grieche, hier ist kein Knecht, noch Freier, hier ist kein Mann, noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.“ — So hatte der Menschensohn der Welt ein neues Gut gebracht — die wahre, reine, umfassende **Menschlichkeit**. Indem hier zuerst der Mensch durch die Menschlichkeit in seine ewige Geltung eingesetzt wurde, legte das Christenthum, ohne irgend an einem Rechte oder gar einem Throne zu rütteln, den Grund zu jener wahrhaften Democratie, die eben so echt und tiefsinnig, als unschädlich ist. Schon diese einzige Wirkung würde genügen, um die Göttlichkeit des Geistes, der in Christo war und von ihm ausging, zu erweisen. Denn der gebildetste, gelehrteste und wohlwollendste Mann hatte niemals zuvor an so Etwas auch nur gedacht.“

Fragen wir: Welcher Mittel bedienten sich jene Bevorrechteten, ihrer Sonderstellung Halt zu geben und Dauer zu verschaffen? so lautet die Antwort: Der rohen Gewalt!

Und Christus: „Stecke dein Schwert in die Scheide, Petrus!“ Das rief er, als er vom Tode bedroht ward. Das alleinige Mittel, durch das er wirkte, und durch das seine Jünger wirken sollten, war die reinste Erweisung der Bruderliebe. Mit dieser einzigen Waffe sandte er die kleine Schaar der Jünger in die Welt, um sie zu erobern! —

*) E. Eyth, Ueberblick der Weltgeschichte.

Damit war — dem Grundsatze nach — „das Alte vergangen und Alles neu geworden." —

Wer, der dies bedenkt, kann dennoch die heidnischen Zeiten den christlichen vorziehen? Der du dies thust, dich frage ich: Möchtest du ein Sclave jener Zeiten sein? — Aber ein Freier, ein Bevorrechteter? — Da liegt's! — Das giebt einen Maßstab für die Wahrheit und Reinheit deines Strebens nach „Menschenrechten!" —

Aber du weisest auf spätere dunkle Zeitabschnitte hin, sagend: „Siehe, blutige Gräuel allerlei Art, wie sie schlimmer nie erhört wurden, geschahen im Namen des Christenthums!" —

Im Namen des Christenthums, ja, aber nicht im Sinne der Christuslehre! Vor einer Ungerechtigkeit oder Unklarheit hüte dich zumeist: vor der, dem Wesen des Christenthums aufzubürden, was der falschen Methode seiner Uebertragung und was heidnischen Gelüsten, die sich mit dem Schein-Christenthum decken, gehört!

Willst du ein im Bau begriffenes Haus beurtheilen, so schaue dir den vom Baumeister entworfenen Plan an. Also thue es auch in Bezug auf das Christenthum! Nach dem Grundrisse beurtheile Alles, was im Laufe der christlichen Zeitrechnung geschehen ist und was heut noch geschieht, und vor Allem dich selbst!

Hätte man nicht meinen sollen, einer solchen Religion der Liebe und des Friedens würden sich augenblicklich Aller Herzen öffnen, wie die Knospen der lebenerweckenden Sonne? Für die „Mühseligen und Beladenen" war sie in der That eine „frohe Botschaft." Für sie, die über das Heidenthum sich nicht Phantasiebilder gemacht, sondern die seine Schrecken in der Wirklichkeit kennen gelernt hatten, stieg das unter den Juden und Heiden in unzähligen Weisen geahnte neue Reich in ungetrübter Herrlichkeit auf; wonneschauernd fühlten sie das Glück Aller, auch das Glück Derer, die künftig frei sein würden, ohne zu erkennen, was und wer sie frei gemacht habe. Für sie war der große Morgen des Menschheitstages angebrochen.

Nicht so dachten die „Freien" der alten Zeit. Anfangs verlachten sie die neue Lehre als Thorheit. Bald aber erkannten sie, daß jene Lehre mit geheimnißvoller Macht ihrer Selbstsucht den Boden unter den Füßen zu nehmen begann, und nun nannten sie dieselbe „einen tollen verderblichen Aberglauben." Damit war die Verfolgung ihrer Anhänger eingeleitet.

C. Cilnius Mäcenas und seine Zeitgenossen.*

Wenn man von einem augusteischen Zeitalter zu sprechen pflegt, so gilt dies nicht blos dem politischen Glanze Roms unter Augustus, sondern auch dem damaligen Höhenpunkte der Sprache und der von ihm begünstigten Kunst und Wissenschaft. Diese friedlichere und schönere Seite des öffentlichen Lebens näherte sich dem Kaiser besonders durch Mäcenas, und so mag dessen Name der Repräsentant dieser ebenfalls welthistorischen Erscheinung sein.

Mäcenas, der bekannte reiche Günstling des Augustus, der Gönner des Horaz und Virgil, stammte aus einem vornehmen hetrurischen Geschlechte, und der Dichter läßt ihn gar Könige unter seine Ahnen zählen (Horaz, Oden I, 1). Frühzeitig mit Octavian bekannt, hätte er leicht wichtige Aemter von ihm erhalten können, er aber zog es vor, als Privatmann zu leben, daher er sehr unrichtig Minister genannt worden ist. Als unabhängiger Freund und Rathgeber des Kaisers, darum weniger beneidet und angefochten, als viele Andere, konnte er sich seinem hohen Gönner um so nützlicher erweisen.

Wieland urtheilt über ihn folgendermaßen: „Ohne starke Leidenschaften, ohne

* Nach K. W. Böttiger, Weltgeschichte in Biographien.

Ehrgeiz, aber mit feinem Sinn und hellem Kopfe, lebhaft genug, um im entscheidenden Augenblicke thätig zu sein, klug und kaltblütig genug, um Alles, was er auf sich genommen, recht und ganz zu sein, sanguinisch genug, um sich immer einen guten Erfolg zu versprechen und nicht leicht vor Schwierigkeiten zu erschrecken, aber zu bequem, um die Geschäfte zu lieben, wenn ihn keine Nothwendigkeit dazu trieb, angenehm von Person, so wie im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Gutmüthigkeit; eben so geduldig, über sich scherzen zu lassen, als geneigt, über Andere zu scherzen, auf eine angenehme Art sonderbar in Kleinigkeiten, aber desto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geschmeidig, um Andere zu seinen Absichten zu gebrauchen, geschickt, von allen Arten von Menschen Vortheil zu ziehen, aber behutsam in der Wahl seiner engern Freunde; treu und standhaft, sobald er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig: mit allen diesen Eigenschaften scheint Mäcenas recht ausdrücklich zu einem Vertrauten Augustus' gemacht und der Mann gewesen zu sein, den dieses Schooßkind des Glückes vonnöthen hatte. Bei dem Freunde fand Augustus stets das, was ihm gerade fehlte: Rath, frischen Muth, frohe Laune."

Als Octavian einmal eine Reihe von Todesurtheilen sprach, sandte ihm Mäcen einen Zettel, der die Worte enthielt: Steh' doch einmal auf, Henker! — Wirklich brach Octavian sogleich ab. Was er dem Triumvir bot, mag Mäcen jedoch gegen den Herrscher nie gewagt haben.

Zu Mäcens Eigenthümlichkeiten gehörte eine affectirte, mehr als weibische Weichlichkeit. Er erschien, entgegen der Sitte, öffentlich mit verhülltem Haupte und stützte sich im Gehen auf zwei Sclaven. Seine Lebensphilosophie hatte als Hauptziel, auszudenken, wie er jeden Genuß, sei er nun sinnlich oder geistig, möglichst steigern und vervollkommnen könne. Seine Wohnung auf dem Esquilin war prächtiger als die des Augustus, gewährte eine herrliche Aussicht und war mit den schönsten Gärten umgeben. Sein Haus war der Sammelplatz der hervorragendsten Dichter, Schauspieler, Mimen, Virtuosen und der angenehmen Müssiggänger; hier war er selbst der wahre Epicureer, üppig, frivol, wie seine ganze Zeit, hier lebte er mit seinem Bathyll und andern Lieblingen, führte Pantomimen auf, erfand aus Eselsfüllenfleisch ein neues leckres Gericht (wenn er gleich kein zweiter Apicus war, der die Kochkunst zur Wissenschaft, freilich mit Aufopferung von zwei Millionen Thaler, erhob), hier schrieb er in Vers und Prosa, schlaff, und doch gesucht, seinem Wesen getreu, das sich auch in Gang, Kleidung und Haltung des Körpers aussprach, und zeigte in seinem ganzen Treiben der Welt, daß es sich auch unter dem Dache der Monarchie gut wohnen lasse. Horaz und Virgil hatte er unter seine besondere Protection genommen.

Ueber Bücherwesen und literarische Subsidien jener Zeit berichtet G. Bernhardy*): „Je mehr die Römer mit griechischer Literatur vertraut wurden, je eifriger sie lasen und schrieben, desto mehr sorgten sie für bequeme Handhabung des literarischen Materials. Immer regelmäßiger legten sie Büchersammlungen an, und Rom wurde seitdem der Sammelplatz, wie für die Kunstschätze, so für die Bildung der alten Nationen und ihrer Vertreter. Der größere Verbrauch bewog sie bald, den Schreibestoff zweckmäßig einzurichten und zu verbessern; sobald die Vervielfältigung zugleich mit der geschickten Verbreitung von Exemplaren leichter von statten ging, knüpften sich hieran auch die Anfänge des buchhändlerischen Vertriebs, und so kamen die neuesten Schöpfungen der Literatur in rascheren Umlauf, bis zu den entferntesten Winkeln des römischen Reichs. Um Cicero's Zeit wurde viel geschrieben, Fabriken von scriptores oder literatores (später antiquarii) setzten ein empfangenes autographum für den ausgedehnten Verkehr in mehrfachen Abschriften um, und schon damals wurden aus Eilfertigkeit mehr oder weniger fehlerhafte codices geliefert, die man gleichwohl theuer bezahlte. Hierauf ergab sich bald die Nothwendigkeit, Grammatiker zur Revision herbeizuziehen; sie verglichen die

* G. Bernhardy, Römische Literaturgeschichte.

ersten Handschriften, merkten Varianten an und interpungirten zum Theil für den Schulgebrauch, auch führten sie in der Regel die Aufsicht über öffentliche Sammlungen. Von den Schreibern kamen die codices in die Hände der bibliopolae oder librarii, welche seit Horazens Zeit in den besuchtesten Plätzen Roms von Büchern, die überglättet und oft mit prächtigen Einbänden ausgestattet wurden, ein Lager hielten und einen gewinnreichen Erwerb daraus zogen. Unter den Kaisern stieg ihr Einfluß auf die Literatur, auf das Schicksal der jüngsten Productionen, und wenn ihnen die beliebtesten Autoren, durch rasche Versendung ihrer frischen Arbeiten bis in die fernen Provinzen, einen Theil ihres Ruhmes und ihrer Popularität dankten, wodurch der Mangel einer sonstigen Entschädigung aufgewogen wurde, so wirkten sie noch mittelbar für Verbreitung und Festsetzung der lateinischen Sprache sogar in barbarischen Ländern. In denselben Zeitraum fällt die umfassende und allgemeinere Einrichtung von Bibliotheken, insbesondere von öffentlichen. Büchersammlungen besaßen seit Kurzem wenige Männer, durch Neigung und Vermögen bestimmt, zum Theil des Luxus wegen; einige liberale Männer, wie Lucullus, hatten auch Andern einen Gebrauch derselben vergönnt; dann sammelten für eignes Studium Cicero und die Gebildeteren unter seinen Zeitgenossen. Besonders auf den Villen, wo sie dem Genuß ihres otium lebten, umgaben sie sich mit den besten Denkmälern der Schrift und Kunst; auch das Mahl wurde durch den Vortrag von aeroamanta oder anagnostae gewürzt. Erst Asinius Pollio räumte seine Bibliothek der öffentlichen Benutzung ein. Prächtiger und bedeutender waren die beiden öffentlichen bibliothecae (von griechischen und lateinischen Büchern), die Augustus, vor allem die reich verzierte Palatina in fürstlichen Räumen. Diese öffentlichen Bibliotheken wuchsen von da ab auf lange Zeit fortgesetzt an Zahl. Man schmückte sie mit Büsten und Bildern berühmter verstorbener Autoren, zum Theil von kostbarem Metall; was aber wichtiger war, die in Tempeln und Hallen aufgestellten vereinigten Sammlungen für Gespräch und Studium zogen ein erlesenes Publicum herbei und boten der Wissenschaft einen dauernden Anhalt, da kundige Grammatiker, ihnen als Ordner und kritische Bibliothekare beigegeben, den Beruf übten, ihren Gebrauch allgemein nützlich zu machen. Gleichzeitig gerieth aber das Bibliothekwesen in den Abweg des üppigen Luxus und der äußerlichen Mode. Reiche Männer von geringer Bildung wetteiferten in Anhäufung und im Schmuck der Büchervorräthen besonders auf ihren Landsitzen. Ein so gesteigerter Reichthum an Subsidien übte schnell seinen Einfluß auf die diplomatischen Einrichtungen der Bücher aus. Der größere Bedarf an letzteren und der Fleiß im Schreiben führte bald zu Verbesserungen für Bequemlichkeit und Sparsamkeit im Raume. Kurz vorher hatte man für politischen Gebrauch eine symbolische oder Chiffrensprache und auf Anlaß der Verhandlungen im Senat ein System abgekürzter Wortzeichen und Schriftzüge, den ersten Versuch der Stenographie, gefunden. Diese gewöhnlich benannten notae Tironianae, welche an das Herkommen in Etymologie und Orthographie anknüpften, wuchsen durch die Beiträge sehr verschiedener Schriftkundiger bis zum umfassenden und kunstgerechten Corpus und erhielten eine solche Verbreitung, sowohl im Privatgebrauch als in den Fabriken der Schreiber, daß mittelst derselben die Mehrzahl der gelesensten Autoren abgeschrieben, sogar in einer durchgreifenden Anwendung schwieriger Compendien auch Urkunden und juristische Bücher abgefaßt wurden. Hieraus entstanden, als man später die Texte in Minuskel umschrieb, Fehler von größtem Belang und in ansehnlicher Menge, deren Divination für die philologische Kritik ein wesentlicher und fruchtbarer Gesichtspunkt ist. Neben diesen notae war eine der nächsten Aufgaben, die hart gedrängten mühsamen Formen der literae quadratae oder Capitalschrift fließender und kleiner zu gestalten. Langsam entwickelte sich daraus ein Majuskel in mäßigen und mehr verbundenen Zügen, welche bis in den Beginn des Mittelalters herab reichten; doch blieb das Schreiben der für die Oeffentlichkeit be-

stimmten Exemplare noch immer erschwert. Mindestens schied man immer mehr die einzelnen Glieder der Sätze, wofür auch die Kritiker sorgten. Leichter handhabte man Schrift und Schreibestoff im Privatgebrauch, wobei die Rücksicht auf Eleganz und äußern Glanz so weit zurücktrat, daß öfter gestrichen, kleiner und gedrängter geschrieben, sogar Ränder und Rückseite von Rollen angefüllt wurden. Endlich gewann außer Anderem die Bequemlichkeit nach allen Seiten auch durch passendes Format, da neben den langen, cylinderförmigen, in Columnen abgetheilten Rollen die viereckigen codices und gehefteten Bücher auf Pergament sich verbreiteten, an denen die Kunst einen freien Spielraum für Verzierungen, Malereien und sogar für Bilder neben den Texten fand."

Für das Epos trat schon Q. Ennius auf. Vielfache Uebersetzungen und Nachahmungen des Homer zeigten, wie der große Grieche auch bei den Römern Eingang fand. Seinen Höhepunkt erreichte diese Gattung der Dichtung in Rom durch P. Virgilius Maro. Gebildet in den Schulen zu Cremona und Mailand, kam er nach Rom und wurde durch Asinius Apollo dem Augustus empfohlen, der ihm auch sein an die Veteranen verlorenes Gütchen wieder gab. Mäcen munterte ihn auf, den Landbau in einer Dichtung zu feiern. „Der Ackerbau war die Grundlage der römischen Größe und Sitte, und Virgil selbst war einer der Träger jener gesunden Volkskraft, die noch immer vom Lande in die Hauptstadt strömte, und darum war es die glückliche Wahl eines nationalen und ihm selber gemäßen Stoffes, als er seine Georgica, vier Gesänge vom Landbau, zu dichten begann." Mit Anmuth schildert er das friedliche Leben des Landmannes, die Reize der Natur, in der er das Walten des göttlichen Geistes ahnt.

„Die Gottheit geht durch alle
Land' und Meer dahin und durch den unendlichen Himmel;
Thiere des Feld's und Waldes, und all der Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und so kehren zu ihr sie aufgelöset zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod; es entschwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels, —
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brausende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Mond's und die Sonnengestirne,
Innen ernährt sie der Geist, und rings in die Glieder ergossen
Regt und bewegt er die Masse, dem Weltall innig gesellet."

Der Eindruck, den diese Dichtung hervorrief, regte in ihm den Plan an, seinem Volke ein Nationalgedicht zu schaffen. So entstand seine Aeneide. „Indem wir in dieser Dichtung den Boden Latiums betreten, entsagen wir dem Reiz und Reichthum der griechischen Mythen. Der Dichter fand hier nur dürftige heimische Sagen vor; aber dafür studirte er die vaterländischen Alterthümer, und die Anschauungen, die er von der Natur wie von der Sitte gewonnen, verstand er so geschickt und so vielfach in seine Dichtung zu verflechten, daß Niebuhr ihr gerade deshalb seine liebevolle Anerkennung zollte. Es fehlen die durch die Ueberlieferung und die Volkssage gefesteten Charaktere, die bereits zu idealer Bedeutung ausgebildeten Begebenheiten; aber zu dem Wenigen, was er vorfand, brachte der Dichter sein großes Organisationstalent und wußte es im Einzelnen nach dem Muster der Ilias auszuführen." Die Dichtung enthält viele Beziehungen auf die damalige Zeit, auf Personen und Handlungen. Caesar und Augustus werden gefeiert. Dem Enkel und Lieblinge des Augustus, den dieser zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, der aber frühzeitig starb, windet er Todtenkränze.

„Bringt Lilien ihm mit gefüllten
Händen! Ich streu' auf den Weg ihm Purpurblumen, des Enkels
Geist durch schwaches Geschenk zu erfreu'n und der nichtigen Gabe
Pflicht zu erfüllen."

Augustus machte ihm ein reiches Geschenk. Des Dichters Absicht ging dahin, seinem Werke durch eine neue Durch-

arbeitung eine größere Vollendung zu geben. Da überraschte ihn eine schwere Krankheit. Als er die Nähe des Todes fühlte, trug er sich mit dem Gedanken, seine Dichtung, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt ihm nicht genügte, den Flammen zu übergeben. Er wurde davon abgebracht und hinterließ die Dichtung seinen hohen Gönnern und Freunden. Bei Neapel wird noch heut die Grabstätte gezeigt, in der die Asche Virgils ruht.

Publius Ovidius Naso, zu Sulmona im Pelignerlande geboren, wurde in Rom erzogen, in Athen gebildet und widmete sich anfangs dem Staatsdienste, später aber ganz der Poesie. Zu seinen Freunden gehörte der schwärmerische, aber schwermüthige Tibull und der heitere Propertius. Sie waren der Mittelpunkt eines Kreises poetischer Genossen. In das heitere Leben der dichtenden Freunde fiel plötzlich, einem Blitzstrahle aus heiterem Himmel vergleichbar, die Verbannung nach Tomi am schwarzen Meer, und keine Bitte vermochte den Kaiser zur Zurücknahme seines Befehls zu bewegen. Es scheint, daß Ovid Zeuge verbrecherischer Ausschweifungen von Augustus' Enkelin Julia war, und daß man der verführerischen Ueppigkeit einzelner seiner Gedichte schuld an dem Unheil beimaß.

Ueber den Schmerz, den das Dichterherz empfand, geben folgende Verse Kunde:

„Ruf ich das traurige Bild der Nacht, in der ich die Mauern
Roms und Alles in ihm, alles mir Liebe verließ,
Ruf ich's von Neuem zurück in meine Seele, so quellen
Aus dem Auge sogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe kam er bereits, der Tag, an dem mir die süßen
Heimischen Fluren der Zorn Caesars zu meiden befahl.
Hin war Muth und Entschluß und der Zeit, zu beschließen, so wenig.
Lange genossenes Glück lähmet zuletzt den Verstand.
Trostlos, in mich gekehrt, vergaß ich Gefährten und Sclaven
Dacht' an kein Geld auf der Flucht, noch an ein Reisegewand.
Also stehet und staunt der Wanderer, der, von des Himmels
Blitze getroffen, noch lebt, und, daß er lebet, nicht weiß.
Erst als selber der Schmerz die Wolken der Seele zerstreute,
Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann,
Wandt' ich zum letzten Mal mich an den Cirkel meiner Vertrauten,
Deren ich viele vordem, jetzo nur wenige sah.
Lauter stöhnend als ich, umfing mich die liebende Gattin,
Und die Thränen des Grams stürzten die Wange herab.
Ach, sie weinte allein! In Libyen weilte die theure
Tochter und ahnete nicht, was für ein Schicksal mich traf!
Ueberall tönte, wohin ich horchte, Seufzen und Jammer;
Todtenklage, so schien's, füllte das inn're Gemach;
Männer und Weiber und Kinder beweinten als todt mich, und nirgends
War ein Winkel im Haus, wo nicht ein Trauernder saß.
So, wofern es sich ziemt, mit dem Großen das Kleine zu messen,
So war Troja's Gestalt, als es den Griechen erlag." — —

Ovid's großes didactisch erzählendes Epos sind die fünfzehn Bücher Metamorphosen, eine glückliche Verbindung der verschiedensten Sagen aus der Götterwelt.

Der berühmteste Lyriker jener Zeit ist Q. Horatius Flaccus. Er wurde seinem Vater, einem Freigelassenen, zu Venusia geboren, in Rom von Orbilius (s. S. 207) unterrichtet. Nach Caesar's Tode studirte er in Athen Philosophie, diente unter Brutus als Legionstribun und floh bei Philippi nach Wegwerfung des Schildes. Besser empfahl er sich durch seine Dichtkunst und durch Virgilius und Varius, seine Freunde, den hohen Förderern der Poesie Mäcenas und Augustus; von letzterem erhielt er für sein durch Aechtung verlorenes Erbe ein kleines Landgut im Sabinerlande, wo er sich so wohl fand, daß selbst Augustus ihn nicht für den Hof zu gewinnen vermochte. Durch seine Oden hat er sich hohen Ruhm erworben. Hohe Gesinnung, echte Weisheit tritt im zweiten Buche auf.

„Den seinem Vorsatz treuen, gerechten Mann
Erschüttert niemals Arges gebietender
Mitbürger Trotz im festen Sinne,
Nicht des Tyrannen ergrimmte Miene,

Noch auch der Süd, der Adria's Stürme schafft,
Noch Zeus, des Blitzeschleudernden, starker Arm;
Ja, wenn der Himmel krachend stürzte,
Träfen die Trümmer ihn unerschrocken.

Durch solche Kraft stieg Pollux und Hercules,
Der Dulder, kühn aufstrebend zur Sternenburg,
Zu deren Mahl August sich lagernd,
Nectar mit purpurnen Lippen kostet."

Wie beglückt und zufrieden er sich auf seinem einsamen Landgute fühlte, glaubt man gern, wenn man folgende Verse von ihm liest:

„Glückselig Jener, der, von allen Sorgen fern,
Gleich wie der Menschen erst Geschlecht,
Sein Vaterfeld mit eignen Stieren wohl durchpflügt,
Von allem Wucher frank und frei!
Nicht wie den Krieger weckt ihn wilder Hörnerschall,
Er fürchtet nicht das grimme Meer;
Er flieht den Marktplatz und der mächt'gen Bürger Schwell',
Die prangt in übermüth'gem Glanz.
Entweder bindet aufgeschoss'nen Rebenzweig
Er an den hohen Pappelbaum;
Wo nicht, so blickt er auf die Rinderheerde hin,
Die brüllend irrt im fernen Thal.
Fruchtlose Zweig' auch schneidet er mit krummer Hipp'
Und pfropft ein edles Reis darauf;
Bald birgt er Honigseim ins reinliche Gefäß,
Bald übt er zarter Schäfchen Schur.
Wenn dann, bekränzt mit reichem Obst, das schöne Haupt
Der Herbst im Fruchtgefild erhob,
Wie selig bricht er selbstgepfropfte Birnen ab
Und seine Traub' im Purpurglanz
Zur Gabe Dir, Priapus, und Dir, waltender
Sylvanus, der die Grenzen schirmt!
Er liebt zu ruhen unter alter Eiche bald
Und bald im reichen Graseswuchs.
Das Wasser gleitet zwischen hohen Ufern hin,
In Wäldern girrt der Vögel Chor,
Und rauschend strömet ihm vorbei der Quellen Flut
Und ladet ein zum sanften Schlaf."

Er schildert, wie die Freuden des Lebens flügelschnell dahineilen, und mahnt, sie zu genießen. Der Frühling ist ins Land gekehrt:

„Nicht mehr freuet das Vieh sich der Stallungen, noch des Heerd's der Pflüger,
Und Silberreif umglänzt nicht mehr die Wiesen.
Tänze nunmehr mit Gesang führt Cypria, weil der Mond herabblickt;
Und Grazien, zu Nymphen hold gesellet,
Heben der stampfenden Tritt' Abwechselung: doch Vulcanus glühend
Entflammt der Donnerschmiede grause Werkstatt.
Jetzt um das glänzende Haupt, so ziemt es, Myrtengrün gewunden!
Auch Blumen, die das lockre Land uns darbeut!
Jetzt auch ziemt, in der Hain' Umschattungen Faunus' Macht zu feiern,
Er fordr' ein Schaflamm oder heisch' ein Böcklein.
Pocht doch der bleichende Tod nicht säumiger, als an Armer Obdach,
An Königsburgen! Sestius, beglückter!
Eng ist das Leben beschränkt und verbaut uns den Anfang langer Hoffnung.
Bald schließt die Nacht ein und das Fabelreich der Manen
Und das plutonische Haus, das öde! Wenn erst du dorthin wanderst,
So wirst du nicht durch's Loos mehr Gastmahlskönig,
Nicht auch entzückt dich der Reiz des Lycidas, welchem
Jetzt glüht und bald das Herz der Mädchen lodert."

Die Originalität, der wahrhaft poetische Schwung auch in den Episteln und Sermonen, der feine Weltton, der selbst in den tadelnden Schilderungen des Lächerlichen, Thörichten, Unsittlichen vorwaltet, machte ihn zum Liebling nicht nur seiner Zeit, sondern auch aller folgenden, und noch heut ist er durch seine Feinheit und Urbanität in den Händen der Ersten aus der gebildeten Welt.

Unbestritten der bedeutendste der damaligen Historiker, der Herodot der römischen Geschichte, ist Titus Livius (aus Padua, daher Patavinus). Daß von einhundert zwei und vierzig Büchern sei-

nes großen Geschichtswerks über Rom nur fünf und dreißig auf uns gekommen, wird dem Uebereifer Gregor des Großen zugeschrieben. Die rhetorische Form der Darstellung, das Einflechten von Wundererzählungen gehört dem Geschmacke seiner Zeit an. Die Römer waren, als sie ihren Livius lasen, entzückt von der Größe ihrer Thaten; für eine Abschrift seines Werkes wurde einmal der Preis eines Landgutes gezahlt. Zu den griechisch schreibenden Historikern Roms gehörte Dionys von Halikarnaß und der Sicilier Diodor aus Argylium. Auch das Feld der Geographie wurde zu jener Zeit durch den Cappadocier Strabo aus Amisia und durch Dionysius Periegetes, den Augustus eine Entdeckungsreise in den Osten machen ließ, angebaut. Agrippa schrieb eine Erdkunde und ließ Karten entwerfen.

Trachten und Schmuck.*

Dieselben Bedingungen, welche für die Kleidung der Griechen sich als maßgebend herausstellten, das milde, südliche Klima und der angeborne Sinn für eine geschmackvolle Drapirung der Gewänder, kamen auch bei der Kleidung der Römer zur Geltung. Das Klima Italiens und die wenigstens in der ersten Zeit der Republik auf Abhärtung des Körpers hinzielende Erziehung der Römer ließen eine die Gliedmaßen zu enge umhüllende Tracht überflüssig erscheinen und beschränkte man die Zahl der Kleidungsstücke eben nur auf wenige Stücke. Diese aber in einer dem Auge wohlgefälligen Form um den Körper zu drapiren, hatten die Römer schon frühzeitig von ihren griechischen Nachbarn gelernt, und es kam ihnen dabei unstreitig der dem Italiener eigene Sinn für einen malerischen Faltenwurf der Gewänder sehr zu Statten. Trotzdem nun der Luxus der spätern Zeit so manche dem strengen und ernsten Geiste der Republik wenig entsprechende Moden hervorrief, so bewahrten dieselben doch zu allen Zeiten wesentlich ihre althergebrachten Grundformen.

Wie bei den Griechen sich die Kleidungsstücke in Epiblemata und Endymata scheiden, begegnen wir auch bei der römischen Tracht diese beiden Formen unter der Bezeichnung von amictus und indutus, deren erstere durch die Toga, die andere durch die Tunica charakterisirt ist.

Betrachten wir zunächst die Toga, jenen echt nationalen Mantel, deren sich die Römer bereits in der allerältesten Zeit bedienten, und die damals noch ohne irgend ein Untergewand um den bloßen Körper geschlagen, wohl ziemlich eng sich an denselben anschloß, während die spätere, bei weitem umfangreichere Toga mit der Fülle ihrer Faltenmasse weit um den Körper bauschte. Ueber die Gestalt dieses Mantels nun, welcher als ein halbkreisförmiger Umwurf bezeichnet wird, sind die mannigfachsten Vermuthungen aufgestellt worden. Wir geben die durch practische Versuche gewonnenen Resultate. Während die hellenischen Epiblemata von länglich viereckiger Gestalt waren, haben wir uns eine glatt ausgebreitete Toga in Form eines zu einem Oval abgekanteten Oblongums zu denken, dessen Längenmitte mindestens drei Mal die Höhe eines ausgewachsenen Mannes, etwa mit Ausschluß des Kopfes, und dessen Breitenmitte mindestens zwei Mal so viel betrug. Dieses Stück wurde, um sich damit zu bekleiden, zuerst der Länge nach bis auf ein gewisses Maß seiner Breite theilweis mit einem Doppelgewande zusammengelegt; hiernach wurde letzteres (rücksichtlich der Faltenlegung mit besonderem Geschick) namentlich zunächst der so gebildeten geraden Kante, zu Längenfalten in einander geschoben, dann aber, ganz in der einfachen Weise des griechischen und tuskischen Umwurfs, zuerst über die

* Nach E. Guhl und W. Koner, das Leben der Griechen und Römer.

linke Schulter nach vorn geschlagen, hier indessen so, daß es die ganze linke Seite bedeckte und auch auf dem Boden beträchtlich schleppte, mit der übrigen Masse hinter dem Rücken weg unter den rechten Arm nach vorn gezogen, der Rest über die linke Schulter nach rückwärts geworfen und schließlich der den Rücken deckende Theil des Ueberschlags noch besonders bis an oder auf die rechte Schulter nach vorn genommen, wodurch noch die Faltenmasse des vorderen Ueberschlags mehr Fülle erhielt. Wird nun die ganze Länge des Gewandes zu drei Mannshöhen gerechnet, so würde etwa das erste Drittel auf den nach vorn übergeschlagenen Theil der Toga bis zur linken Schulterhöhe, das zweite auf den über den Rücken bis unter den rechten Arm gezogenen und das letzte Drittel auf den über den Vorderkörper gelegten und über die linke Schulter wieder zurückgeworfenen kommen. Geschieht die erste Zusammenfaltung der Toga derartig, daß der obere Umschlag einen kürzern, der untere einen weitern Bogen beschreibt, die Kanten des Gewandes mithin nicht auf einander liegen (ähnlich wie ja unsere Damen ihre großen viereckigen Shawls, damit sie hinten bis auf den Boden hinunterreichen, zusammenlegen), so bilden sich dadurch beim Umlegen der Toga nothwendig zwei Blätter, ein tieferes mit seiner Kante bis auf die Schienbeine herabhängendes, so wie ein kürzeres bis etwa zur Kniehöhe reichendes. Ersteres gehört dem innern, dem Körper zunächst liegenden, letzteres dem nach außen liegenden Ueberschlag an.

Da in älterer Zeit eine einfache Taga, das heißt eine von bei weitem geringerer Länge, getragen wurde, als die spätere Mode es erforderte, so bedingte diese Tracht nothwendig ein strafferes Anlegen um den Körper; ein faltenreiches Ausbauschen derselben, namentlich an denjenigen Theilen, welche vom rechten Arm nach der linken Schulter hinüber quer über die Brust wie das Tragband eines Schwertes fortliefen, war mithin nicht gut möglich. Erst die später gebräuchliche längere Toga ermöglichte, daß der quer über die Brust laufende Gewandtheil weit ausbauschte, und so ein sinus gebildet wurde, weit genug, um Gegenstände in demselben zu verbergen. Jenen Theil der Toga nun, welcher, wie schon erwähnt, zuerst beim Anlegen des Gewandes über die linke Schulter nach vorn angeordnet, meistens bis auf den Boden herabreichte, pflegte man etwas über den sinus in die Höhe zu ziehen, und die hinaufgezogene Masse über denselben in Falten zu bauschen. Die ältere Toga gestattete zwar schon durch ihre geringere Weite eine freiere Bewegung; um aber zu verhindern, daß nicht der Krieger im Kampf sich in das von den Schultern herabsinkende Gewand verwickle, wurde der über die linke Schulter gelegte Zipfel gürtelähnlich unterhalb der Brust um den Körper geschlungen und geknotet. Diese Gürtung, cinctus gabinus genannt, fand selbst in späterer Zeit noch bei dem Heere statt, und der Consul hatte nach altem Brauch bei der Eröffnung des Feldzugs die damit verbundenen Cultushandlungen in einer so gegürteten Toga zu vollziehen. Ohne Zweifel hatten die Römer diese Tracht von den ihnen benachbarten Bewohnern von Gabii angenommen, zu denen sie von den Etruskern gekommen war.

Im Gegensatz zu jener ältern Toga bedingte die spätere faltenreiche die größte Ruhe, da einmal die gänzliche Umhüllung des Körpers jede raschere Bewegung unmöglich machte, dann aber der Anstand das Verschieben des künstlich angeordneten Faltenwurfs verbot. Diesen Faltenwurf hervorzubringen und ihm eine gewisse Festigkeit zu geben, wurde schon am Abend vor dem Gebrauch das Gewand von den Sclaven in Falten gelegt, wozu man sich mitunter kleiner Brettchen bediente, welche, zwischen die einzelnen Falten gelegt, dieselben herauspressen mußten. Nadeln und Spangen zum Befestigen der Toga waren jedoch nicht gebräuchlich; hingegen dienten in die Zipfel eingenähte und durch Quasten bedeckte Bleistückchen dazu, dem Wurf des Gewandes eine größere Festigkeit zu geben.

Die Toga war das eigentliche römische Nationalkleid, welches zu tragen jedoch nur dem freien Manne zustand. Kein Fremder, Keiner, der nicht im Vollgenuß

des römischen Bürgerrechts war, durfte sich in der Toga zeigen. Selbst verbannten Römern wurde das Recht, dies Gewand zu tragen, abgesprochen, und das öffentliche Erscheinen in einer fremden Kleidung wurde als eine Verachtung der Majestät des römischen Volkes angesehen. Schon der Knabe erschien in der Toga, welche wegen einer eingewebten purpurfarbigen Kante mit dem Namen toga praetexta bezeichnet wurde. Mit dem Austritt aus den Knabenjahren, für welche früher das sechszehnte, später das fünfzehnte Jahr als Zeitpunkt festgesetzt war, vertauschte der junge Mann die toga praetexta mit der virilis, einem weißen Gewande, welchem jedoch jener Purpurstreifen fehlte. Eben so legte die Jungfrau, denn auch das weibliche Geschlecht durfte die Toga tragen, bei ihrer Verheirathung diese purpurverbrämte Toga ab. Bei den Männern aber begegnen wir der toga praetexta wieder als Amtstracht gewisser Klassen von Staatsbeamten. So erschienen in ihr die Consuln, Prätoren, curulischen Aedilen und Priester.

Außer dieser Toga geschieht noch der mit Stickereien reich geschmückten toga picta Erwähnung, welche von den Triumphatoren, so wie zur Kaiserzeit von den Consuln und von den Praetoren bei den öffentlichen Spielen getragen wurde.

Gleichfalls zu der Klasse derjenigen Gewänder, welche nur bei festlichen Gelegenheiten gewissen Persönlichkeiten zugestanden, gehörte die mit eingestickten Palmenzweigen geschmückte toga palmata.

Neben der Toga gab es noch andere Arten von Ueberwürfen, deren man sich als einer bequemeren und gegen die Einwirkung der Witterung schützenderen Tracht bediente. Wir gedenken hier zunächst der paenula, die man nach ihrem Schnitt mit dem in Südamerika gebräuchlichen Poncho vergleichen könnte, nur daß dieser bis zu den Füßen hinabreicht, während die Paenula den Körper nur etwa bis zur Kniehöhe bedeckte. Sie war ein ärmelloser, hinten geschlossener Mantel, mit rundem Halsausschnitt, durch welchen der Kopf gesteckt wurde. An beiden Seiten war dieselbe offen, vor der Brust aber vom Halse abwärts wenigstens auf zwei Drittel ihrer Länge mit einer Naht versehen. Vorzüglich auf Reisen, so wie bei regnerischem und kühlem Wetter wurde die Paenula bald über die Toga, bald über das weiter unten zu beschreibende Untergewand, die Tunica, sowohl von Männern als von Frauen angelegt und deshalb aus einem derben Stoff verfertigt. Anfangs verwandte man dazu einen vom Auslande eingeführten, auf der innern Seite glatten, auf der äußern zottigen Stoff, statt dessen jedoch die spätere Zeit wollene Mäntel (paenula gausapina) einführte.

Eine zweite Art Mantel, welcher gleichfalls über der Toga und sogar statt ihrer über der Tunica getragen wurde, führte den Namen lacerna. Dieselbe, in ihrem Schnitt der griechischen Chlamys nicht unähnlich, bestand aus einem oblongen, offenen Umhang, welcher mittelst einer Fibula auf den Schultern zusammen genestelt wurde. Ihre Einführung fällt in eine bei weitem spätere Zeit, als die der Paenula, und war dieselbe in der Kaiserzeit zur allgemeinen Tracht geworden, in welcher die Römer selbst bei feierlichen Gelegenheiten zu erscheinen pflegten. War nun auch die Paenula wegen ihres Schnittes und Stoffes weniger geeignet, malerisch um den Körper drapirt zu werden, so konnte hingegen ein künstlich angeordneter Faltenwurf in bei weitem größerem Maße bei der aus dünnerem Stoffe verfertigten Lacerna hervorgebracht werden. Auf ihre Herstellung, namentlich auf ihre Färbung, pflegte man daher auch große Summen zu verwenden.

Der Lacerna verwandt war der Kriegsmantel (sagum, paludamentum), welchen die Römer im Felde unmittelbar über der Tunica zu tragen pflegten. Fast alle Kaiserstatuen, welche das Bild des Kaisers im Feldherrn-Ornat darstellen, sind gleichfalls mit einem bis auf die Waden herabreichenden Kriegsmantel malerisch drapirt, weshalb für diesen jedenfalls die Bezeichnung paludamentum passen würde, das dem mit dem Imperium bekleideten Feldherrn allein zukommende purpurne Kriegsgewand, welches

er, sobald er zum Kriege auszog, im Capitol anlegte, und zurückgekehrt, daselbst wieder ablegte und mit dem Friedenskleide, der Toga, vertauschte. Jenes kürzere, kaum bis zu den Knieen reichende Kriegsgewand, welches von Führern und auch wohl von gemeinen Soldaten im Kriege getragen, sich durch die geringe Länge und Güte des Stoffs sowie durch seine Farbe von dem Paludamentum wesentlich unterschied, wurde mit dem Namen sagum, sagulum bezeichnet. Aehnlich gestaltet, nur noch kürzer, war auch das von den barbarischen Völkern getragene Sagum, mit welchem auf den Monumenten der Kaiserzeit fast sämmtliche barbarische Krieger bekleidet erscheinen.

Wenig wissen wir über die Form der mit dem Namen Synthesis bezeichneten Gewandes. Außerhalb des Hauses dasselbe zu tragen, war nur an den Saturnalien und hier auch nur unter den höchsten Ständen üblich; im Hause bediente man sich seiner bei Gastmählern, bei denen die faltenreichen Gewänder wohl zu warm und auch hinderlich gewesen wären. Daß diese Tafelkleider in hemdartigen Gewändern bestanden haben, läßt u. A. ein Epigramm des Martial erkennen, in welchem der weichliche Zoilus deshalb verspottet wird, daß er elf Mal seine durch Schweiß befeuchtete Synthesis gewechselt habe. Offenbar wurde dies Kleidungsstück unmittelbar auf dem Leibe getragen.

Für Männer und für Frauen war die Tunica von gleichem Schnitt. Die Tunica war das leichte, bequeme Hauskleid, welches aber zu der Zeit, als man die Toga nur noch außerhalb des Hauses trug, unter derselben getragen wurde. Sie glich einem heutigen Frauenhemde, reichte bis zu den Waden herab, wurde aber unter der Brust durch einen Gürtel zusammengehalten, hinter welchem das Gewand in derselben Weise, wie es mit dem Chiton bei den Griechen geschah, in die Höhe gezogen wurde, so daß es über den Gürtel in Falten herabfiel.

Bei allen mit der Toga bekleideten Statuen bildet das unter derselben sichtbare, den Oberkörper bis zum Hals bedeckende Gewand die Tunica. Eben so tragen die Krieger aus der Kaiserzeit die Tunica unterhalb der Rüstung oder des Sagum. Später wurde eine mit Aermeln versehene Tunica gebräuchlich, welche den Arm bisweilen bis zu dem Handgelenk bedeckte. Statt der in den älteren Zeiten gebräuchlichen einfachen Tunica trug man aber später zwei oder mehrere derselben über einander, wie z. B. vom Augustus berichtet wird, daß derselbe im Winter deren vier getragen habe. Die mit Purpurstreifen verzierte Tunica galt als ausschließliche Amtstracht für den Senatoren- und Ritterstand. Ein eingewebter breiter Purpursaum, welcher vorn in der Mitte des Gewandes bis zum untern Saum hinablief, war das Insigne des ordo senatorius, ein oder zwei schmalere Streifen das des ordo equester.

Wie die Männer, trugen auch die Frauen eine doppelte Tunica, nämlich eine innere, ein ärmelloses, bis unter die Knie reichendes Hemd, welches ziemlich eng sich an den Körper anschloß und seiner Kürze wegen einer Gürtung wohl nicht bedurfte. Nur ein Busenband aus feinem Leder wurde, um den Busen zu heben, unterhalb desselben um den Körper geschlungen und vertrat somit, jedenfalls in einer der Gesundheit weniger schädlichen Weise, die Stelle unseres Corsets. Ueber die Tunica wurde die lange und faltenreiche Stola getragen. Sie war ein langes, an beiden Seiten aufgeschlitztes Hemd, dessen offene Enden auf beiden Schultern durch Spangen verbunden wurden. Ein unterhalb der Brust angelegter Gürtel schloß die Stola um den Körper und wurde dieselbe durch Heraufziehen über den Gürtel um so viel verkürzt, daß ihr unterer Saum eben nur den Boden berührte. War nun die Tunica mit Aermeln versehen, so wurde über dieselbe eine ärmellose Stola gelegt; war das Untergewand hingegen ärmellos, so pflegte man über demselben eine Aermel-Stola zu tragen. Längs des Oberarms wurden die Aermel der Tunica oder der Stola aufgeschlitzt und die Ränder durch Knöpfchen oder Spangen zusammengenestelt.

Ebenso aber, wie der Mann sich außerhalb des Hauses der Toga als Umhang bediente, trug auch die Frau beim

Ausgange einen faltenreichen Mantel. Dieses Gewand, mit welchem wir auf den Bildwerken die Römerinnen auf die mannigfaltigste Art bekleidet sehen, hatte, wie die Anschauung lehrt, entweder vollkommen den Schnitt der Toga und wurde, wenn auch nicht in der durch die Sitte für den Mann vorgeschriebenen, so doch in einer ähnlichen vom Geschmack der Trägerin abhängigen Weise umgelegt. Häufig sehen wir an Statuen den über den Rücken fallenden Faltenwurf schleierähnlich über den Hinterkopf gezogen. Statt dieser Verhüllung des Hinterkopfes durch die in die Höhe gezogene Palla, welche vorzugsweise die Matronen characterisirt, trugen jüngere Personen einen luftigen, durchsichtigen Schleier, welcher auf dem Scheitel befestigt, anfangs wohl als Schutzmittel gegen die Sonnenstrahlen angewendet wurde, dann aber ein wichtiges Toilettenstück für putz- und gefallsüchtige Römerinnen abgab.

Was die Stoffe anbetrifft, aus denen die Gewänder angefertigt wurden, so beschränkten sich dieselben bis zur Kaiserzeit auf Wolle und Leinewand. Zur Toga wurde stets Wolle benutzt. Seidene Kleider begannen die Frauen bereits zu Ende der Republik zu tragen, und zur Kaiserzeit wurden dieselben sogar bei den Männern gebräuchlich.

Die für die Männer übliche Farbe war in der ältern Zeit die weiße, bei der Toga sogar die gesetzlich vorgeschriebene, und nur die ärmeren Volksklassen bedienten sich der bräunlichen oder schwarzen und wenig schmutzenden Naturalwolle für ihre Kleidung. Nur während der Trauer und im Anklagestand legten auch die höhern Klassen dunkelfarbige Gewänder an. In der Kaiserzeit jedoch, in der man sich ja so vielfach von den alten Sitten trennte, kamen auch bei Männern buntfarbige, namentlich scharlachne, violette und purpurgefärbte Kleider auf, wie solche früher nur von Frauen getragen worden waren. Betrachten wir ein Wandgemälde, das bei den Ausgrabungen in Herculanum zum Vorschein gekommen ist. Es stellt die Schmückung einer Braut dar. Auf einem thronartigen Sessel sitzt die noch jugendliche Mutter. Ihren rechten Arm hat sie zärtlich um den Nacken der neben ihr stehenden Tochter gelegt, während die Blicke Beider auf die in der Mitte des Zimmers im Brautschmucke stehende jungfräuliche Gestalt gerichtet sind. Der Schleier der Mutter ist blau, die Stola durchsichtig weiß, so daß die Fleischfarbe des Busens hindurchschimmert, die Palla rosaweiß und unten mit einer auch in der Zeichnung angedeuteten Kante von blauer Farbe verziert. Ebenfalls rosaweiß ist die Stola der zur Seite der Mutter stehenden Tochter, während ihre Palla von gelber Farbe mit einer bläulichweißen Einfassung ist. Die gelbe Farbe war schon seit alten Zeiten bei den Frauen sehr beliebt und kam namentlich bei den Hochzeitsschleiern in Anwendung. Die Braut trägt eine rosaviolette Stola, unten mit einer dunkleren, reichgestickten Falbel geschmückt; ihre Palla ist hellblau. Die Dienerin endlich ist mit einem weißen Untergewande und einem blauen Obergewande bekleidet.

Eine besondere Beachtung verdienen die vielfach erwähnten Purpurgewänder aus Wolle und Seide. Zwei Schneckengattungen, die Trompetenschnecke und die eigentliche Purpurschnecke, deren ursprünglich gelbweißer Saft sich aber durch die Einwirkung der Sonne und unter Mitwirkung von Feuchtigkeit in ein schönes Violet verwandelt, wurden zur Purpurfärberei benutzt. In der Regel kam der ins Scharlachroth spielende Buccinsaft (von der Trompetenschnecke) nur in einer Mischung mit dem eigentlichen Purpur in Anwendung, indem, hätte man mit ihm allein färben wollen, die Farbe baldigst verblichen wäre. Der eigentliche Purpursaft hatte hingegen zwei natürliche Hauptfarben, eine schwärzliche und eine rothe, welche entweder rein oder durch andre Substanzen verdünnt, zum Färben gebraucht wurden. Durch diese Mischung so wie durch ein mehrmaliges Eintauchen in die Farbe verstanden die Alten die verschiedensten Schattirungen hervorzubringen. Mischte man den schwärzlichen Purpursaft mit dem Buccin, so entstand die allgemein beliebte Amethyst-Violett- und Hyacinth-Purpurfarbe. Wurde hingegen zur Erzielung einer satteren und

lebhafteren Farbe der Stoff zwei Mal gefärbt, zuerst in dem noch nicht völlig ausgekochten Purpursaft, sodann in dem Buccinsaft, so erhielt das Zeug eine dem geronnenen Blute ähnliche Farbe, die gerade angesehen, einen schwärzlichen, hoch gehalten oder von unten betrachtet einen hellen Glanz zeigte. Diese doppelt gefärbten Purpurgewänder, welche die tyrischen und laconischen Färbereien vorzugsweise schön lieferten, wurden mit den höchsten Preisen bezahlt, indem das Pfund der doppelt gefärbten tyrischen Wolle auf 1000 Sesterzien zu stehen kam, während von der mit dem eben erwähnten violetten Amethyst-Purpur gefärbten Wolle das Pfund nur mit 100 Denaren bezahlt wurde. Anfänglich beschränkte sich die Färbung mit echtem Purpur nur auf jene bald schmalen, bald breitern Streifen, mit denen die Toga und Tunica der Senatoren, Magistrate und Ritter besetzt waren, und wenn Magistratspersonen sich purpurner Verbrämungen an ihren Kleidern bedienten, wurde dazu nur der unechte Purpur verwendet. Blieb nun auch diese Verbrämung der weißen Gewänder durch Streifen echten Purpurs als Amtstracht bestehen, so griff doch zu Ende der Republik unter den Männern die Mode mehr und mehr um sich, ganz purpurne Gewänder zu tragen, und kein Verbot vermochte dieser Verschwendung gänzlich Einhalt zu thun. Julius Caesar trug zuerst als ausschließliche Auszeichnung der höchsten Würde die Purpurtoga und beschränkte den Gebrauch des Purpurs durch ein Luxusgesetz; ingleichen gestattete Augustus solche Toga nur denjenigen Senatoren, welche ein Staatsamt bekleidet hatten. Wie aber alle derartigen Luxusgesetze nicht nachhaltig wirken, kamen die kaiserlichen Verbote gegen das Tragen der Purpurstoffe bald in Vergessenheit.

Daß die Stoffe, nachdem sie vom Webstuhl gekommen waren, größtentheils wenigstens erst mit der Scheere und Nadel zu Kleidungsstücken verarbeitet wurden, nicht aber, wie die meisten der griechischen Gewänder, ohne Naht angelegt wurden, lehrt ein Blick auf die Construction der verschiedenen Mäntel und Untergewänder. Jede vermögende Haushaltung zählte unter der Schaar der Sclaven einige, welche als Schneider das Anfertigen der für den Hausstand nöthigen Kleider zu besorgen hatten. Daß aber neben diesen Hausschneidern für die Anfertigung eines jeden für die männliche und weibliche Toilette nothwendigen Artikels noch besondere Innungen existirten, dafür sprechen außer andern Zeugnissen auch die Verse des Plautus in seiner Aulularia:

„Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter stehn;
Putzhändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut'
Und Schleierweber, Färber in Violett und Gelb;
Dann Aermelmacher, Specereienhändler auch.
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen stehn;
Dann sitzen Schuster- und Pantoffelmachervolk;
Es stehen Sohlenmacher, Malvenfärber da,
Haarlockenkräusler, Schneider. — Alle fordern Geld.“

Eines der wichtigsten Gewerbe neben der Färberei war die Walkerei, indem die alte Sitte, das Waschen der Kleidungsstücke selbst zu besorgen, bei den Frauen Roms nicht lange Bestand behalten hatte. Die vorherrschend weiße Tracht erforderte künstliche Mittel zu ihrer Reinigung, und für diese Hantierung hatten sich schon frühzeitig Walkerinnungen aufgethan, welche eben so wie die Tuchweber ein ausgebreitetes und blühendes Geschäft betrieben.

Der Römer ging, wie der Grieche, in der Regel unbedeckten Hauptes; gewährte doch in einzelnen Fällen die über das Haupt gezogene Toga hinreichenden Schutz. Aber es gab auch eine besondere Kopfbedeckung, den Pileus und den Petasus. Von dieser Kopfbedeckung machten nicht nur die unteren Volksklassen, die sich bei ihren Arbeiten dem Einfluß jeder Witterung aussetzen mußten, sondern auch Vornehme auf Reisen Gebrauch. Sie wurden eben so als Schutz gegen die blendenden Sonnenstrahlen bei Gelegenheit öffentlicher Schauspiele gebraucht. Eigenthümlich war bei den Römern die unter dem Namen Cuculus

oder Cucullio bekannte Capuze, welche, ähnlich der Mönchskutte oder den an unsern Männer- und Frauenmänteln befestigten Capuchons, hinten an der Paenula befestigt war und im Freien über den Kopf gezogen wurde.

Die Sitte, unbedeckten Hauptes zu erscheinen, beanspruchte aber natürlich eine besondere Pflege des Haares. In der frühern Zeit trugen die Römer langes Haupthaar und lange, Wangen und Kinn beschattende Bärte. Die ersten Barbiere kamen aus Sicilien nach Rom, und der jüngere Scipio Afrikanus soll der erste Römer gewesen sein, welcher sich täglich rasiren ließ; jedoch scheint die Mode, mit kurzgeschnittenem Haupthaar und rasirt einherzugehen, sich erst nach und nach und auch nur bei den Vornehmeren eingebürgert zu haben. Das Haupthaar wurde entweder wellenförmig getragen oder mit Hülfe eines Brenneisens in Löckchen gelegt. Wie in heutiger Zeit bei uns, fand auch zu Rom ein häufiger Wechsel der Haartrachten statt, und es gab gelegentlich Deren genug, die durch künstliche Mittel ihr Haar in die widernatürlichsten Lagen zu bringen verstanden. Eine der verbreitetsten Moden war die, das gekräuselte Haar stufenförmig abzutheilen, wie uns das z. B. durch den in Venedig befindlichen Kopf des M. Antonius veranschaulicht wird. Das Haar mit Goldstaub zu bestreuen, um demselben einen strahlenden Glanz zu geben, mag erst später und auch da nur ausnahmsweise vorgekommen sein. Ein bei Männern wie bei Frauen zu Anfange der Kaiserzeit allgemein geübter Gebrauch war das Tragen künstlicher Haartouren (capillamentum), von den Einen zur Bedeckung des kahlen Kopfes angewendet, von den Andern, um den mehr oder weniger noch vorhandenen Haarwuchs voller erscheinen zu lassen. Manche freilich verschmähten, wenn wir anders das nachstehende Epigramm Martials nicht für eine Uebertreibung halten wollen:

„Phöbus, du lügest geschickt mit Salben das falsche Gelocke,
Und das gemalte Haar decket den glatzigen Kopf.
Niemals thut es dir noth, dein Haupt zu vertrauen dem Scheerer:
Besser vermag dich, traun, Phöbus, zu scheeren — der Schwamm."

diese Perücken und suchten durch Bemalung der Glatze wenigstens auf die Entfernung hin dem Haupte den Schein eines natürlichen Haarwuchses zu verleihen.

Fast eben so wenig Mannigfaltigkeit wie die Kopfbedeckung der Männer bot die der Frauen dar. Wie von den Männern die Toga, wurde von den Frauen die Palla häufig über den Hinterkopf bis zum Scheitel emporgezogen. Des auf dem Scheitel befestigten Schleiers ward schon Erwähnung gethan. Mehr auf den Schutz des Kopfes, so wie auf Erhaltung des bereits geordneten Haares berechnet war die Mitra, ein haubenartig um den Kopf geknüpftes Tuch. Sie bedeckte jedoch den Kopf nur bis zur Mitte des Scheitels, während vorn das Haar in anmuthigen Wellenlinien gescheitelt wurde. Kleidsamer war die netzförmige aus Goldfäden gebildete Kopfbedeckung.

Wie in den ersten Jahrhunderten der Republik in allen Theilen der Tracht Einfachheit und Züchtigkeit sich kund gab, so war auch namentlich die damalige Haartracht eine ungekünstelte und anmuthige. Gescheitelt oder ungescheitelt wurde das lange Haar in Wellenlinien nach hinten gekämmt und geflochten oder zusammen gedreht und kranzartig bald auf dem Scheitel, bald tief im Nacken mittelst Bänder und Spangen befestigt. Eben so beliebt war es, das Haar in langen Locken sich um den Kopf ringeln zu lassen oder das Stirnhaar in dichten Flechten mit dem Hinterhaar zu verbinden. Dem Geschmack der Damen blieb es natürlich überlassen, je nach der Form ihres Gesichts die eine oder die andere Frisur zu wählen, und es fehlte nicht an Anweisungen, sogar nicht an poetischen. So bei Ovid:

„Ein länglich Antlitz heischt auf bloßem Scheitel
Gespaltnes Haar, wie Laodamia es trug.
Dem runden Angesichte steht es wohl,
Wenn auf der Stirne sich das Haar in Knoten windet,
Die Ohren aber bloß und offen läßt;
Die Eine lass' es sich um beide Schultern wehen,

Wie Sänger Phöbus steht, wenn er die Harfe schlägt;
Die Andre bind' es, wie die rüstige Diana,
Wenn sie das aufgeschreckte Wild verfolgt,
Im Nacken in einander.
Die kleidet's gut, wenn los das Haar herunterweht;
Die Andre muß es sich in Fesseln schlingen;
Und Diese wirft es in ein Netz."

Derartige Vorschriften waren aber hauptsächlich wohl für jugendliche Schönen berechnet, während die verheiratheten Frauen, in den Zeiten der strengeren Sitte wenigstens, das Haar in ein hohes, von Binden gehaltenes und umwundenes Toupé, Tutulus genannt, auf dem Wirbel des Kopfes thurmartig anordneten. Mit dem Verlassen der alten Sitte und mit der immer mehr um sich greifenden Putz- und Gefallsucht der Römerinnen verschwand auch das ungekünstelte und schöne Haarcostüm und machte oft den abenteuerlichsten, gleichviel ob aus eigenen oder aus fremden Haaren aufgethürmten Frisuren Platz, wie solche u. A. Juvenal in folgenden Worten schildert:

„. . . Sie bebauet Stockwerk auf Stockwerk
Sich den Kopf und erhöht ihn durch Bindenbalken zum Thurme."

Und Ovid behauptet, „daß man eben so wenig die verschiedenen in Rom üblichen Haartrachten zählen könne, als die Eicheln einer astreichen Eiche, als die Bienen auf dem Hybla, als das Wild auf den Alpen; daß man die verschiedenen Lagen der Haare nicht in eine Zahl zusammenzufassen vermöge, und daß jeder Tag ein neues Ornat des weiblichen Hauptes erzeuge."

Selbst die bildende Kunst verschmähte es nicht, jene barocken Haaraufsätze in allen ihren Einzelnheiten bei den Portraitstatuen nachzubilden und dem Wechsel der Moden dadurch gerecht zu werden, daß sie den Büsten einen Kopfputz von Marmor aufstülpte, welcher abgenommen und, je nach der herrschenden Mode, durch einen andern ersetzt werden konnte. Es bestand ferner früh schon bei den Römerinnen die Unsitte, ihr Haar zu färben. Besonders beliebt war es, dem Haare eine röthlich-gelbe Färbung zu geben. Bei den römischen Damen war eine Vorliebe für die blonden Haare der germanischen Frauen entstanden. Das blonde Haar wurde ein förmlicher Handelsartikel, und aus ihm wurden die Perücken verfertigt, mit welchen die Römerinnen ihre eigenen Haare bedeckten.

Duftende Salben wurden von Frauen und eitlen Männern gebraucht, und Cicero bezeichnet namentlich die von Salben glänzenden Genossen des Catilina als eine demoralisirte Gesellschaft in Rom. In seinem Buche über Kosmetik zählt der kaiserliche Leibarzt Kriton fünfundzwanzig Haarpomaden und Essenzen auf, Beweis genug, bis zu welchem Grade des Raffinements es die Römer in Bezug auf Bereitung von Schönheitsmitteln gebracht hatten.

Bänder und Nadeln dienten zur Befestigung und zugleich zur Schmückung des Haares. Perlen und Edelsteine zierten diese Bänder, nicht selten vertraten Reifen von Golddraht oder Blech dieselben. Auch Schnüre von Perlen wurden in das Haar geflochten, und aus der Fülle dieses Schmuckes schimmerte die goldene, nicht selten mit Edelsteinen besetzte Stephano hervor. Zur Vervollständigung des weiblichen Haarputzes haben wir noch den unstreitig anmuthigsten Schmuck der Kränze hinzuzufügen. Was die Nadeln betrifft, deren Zweck Martial in folgenden Worten bezeichnet:

„Daß die gesalbeten Haare das seidne Gewand nicht beflecken,
Hält den gewundenen Zopf sichrer die Nadel dir fest, —"

so haben die Ausgrabungen zu Herculanum eine große Menge metallner und elfenbeinerner zu Tage gefördert. Eben so auch sind daselbst Kämme aus Bronze, Buchsbaumholz und Elfenbein gefunden worden.

Die Sandale der Griechen entsprach der römischen Solea. Sie war die Fußbekleidung im Hause, sowohl bei Männern, als bei Frauen, so wie überhaupt da im Privatleben, wo nicht die ceremonielle Tracht der Toga auch eine an-

dere Beschuhung vorschrieb. Bei Tische pflegte man die Sohlen abzulegen. Zeigte der Römer sich im Schmuck der Toga, so trug er den unserm hohen Frauenschuh ähnlichen Calceus. Auf Bildwerken erblicken wir ihn an den Füßen von Männern und Frauen, und mag wohl nur in der Farbe und Feinheit des Leders ein Unterschied gewesen sein. Wie aber die Toga und Tunica durch die oben genannten Abzeichen als ausschließliche Amtstracht gewisser Klassen von Beamten sich characterisirt, erstreckte sich diese Uniform, wenn dieser Ausdruck für die Verhältnisse der alten Welt schon angewendet werden darf, auch bis auf die Fußbekleidung. Calcei, von Leder bereitet, welche mit vier bis auf die Waden hinaufreichenden Schnürriemen am Fuße befestigt und mit einer halbmondförmigen, wahrscheinlich auf dem Fußblatte aufgehefteten Verzierung von Elfenbein geschmückt waren, gehörten zu dieser Amtstracht. Eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit als bei diesem Schuhwerk zeigt sich jedoch bei den von künstlich verschlungenem Riemwerk gehaltenen Sandalen, so wie bei der vom Spann an aufwärts geschnürten und bis zu den Waden reichenden strumpfartigen Fußbekleidung. Diese zeichnet sich besonders an den im kriegerischen Costüm dargestellten Kaiserstatuen durch ihre Eleganz aus, indem die obern, den Waden sich anschließenden Ränder ringsum mit Zeug oder Leder garnirt sind, auf welchen Thierköpfe, vorzugsweise häufig die Kopfhaut des Löwen, wahrscheinlich getriebene Arbeit, angebracht sind. Auf den historischen Monumenten der Kaiserzeit erblicken wir sämmtliche römische Legionare mit bis zur Hälfte der Waden reichenden Strümpfen bekleidet und über denselben ein Riemengeflecht, welches den Hacken, die Fußplatte, mit Ausschluß der Zehen, und das Bein bis einige Zoll oberhalb der Knöchel umschließt.

Beinkleider waren ursprünglich nur bei den Barbaren gebräuchlich, wurden aber von denjenigen römischen Soldaten adoptirt, welche in ihren Kämpfen mit den nordischen Körperschaften sich längere Zeit dem rauheren Klima aussetzen mußten.

Sowohl in Pompeji wie an andern Orten, namentlich in Gräbern, sind Schmucksachen mancherlei Art aufgefunden worden. Um den Nacken wurden Halsbänder und bis auf den Busen herabreichende Halsketten von Gold, mit Edelsteinen und Perlen besetzt, getragen. Ersterer Klasse gehört ein in Pompeji gefundenes, sich durch seine kunstvolle Arbeit auszeichnendes Halsband an, das aus einem elastischen, ungemein fein gearbeiteten Geflecht aus Golddraht gebildet ist und dessen Enden mittelst eines, auf seiner Platte mit Fröschen verzierten Schlosses verbunden sind. Nicht minder bemerkenswerth ist eine andern Orts gefundene goldene Halskette, an welcher mittelst dreißig kleiner Ringe fünfzig Instrumente en miniature befestigt sind — Sicheln, Messer der verschiedensten Art, Scheeren, Schlüssel, Gartengeräthschaften u. s. w. Die längeren, mehrfach um den Hals geschlungenen Ketten dienten nicht selten dazu, eine kleine Kapsel (bulla) zu tragen. Knaben aus edlen Geschlechtern, so wie in späterer Zeit den aus gültiger Ehe entsprossenen Kindern Freigelassener wurde diese Bulla umgehängt. Dieselbe schloß ein Amulet gegen Krankheiten, Zauber und bösen Blick ein und wurde anfangs eben nur von Knaben bis zum angehenden Jünglingsalter getragen, um diese Zeit aber den Laren geweiht. Später pflegten auch Erwachsene, namentlich die römischen Triumphatoren, diese Bulla als Mittel gegen böse Anfechtungen zu tragen.

Armbänder in Schlangenform und auch in Ringform erblicken wir häufig an den Armen der Frauen auf antiken Bildwerken. In der frühesten Zeit trugen auch Männer derartige Armbänder. Zur Kaiserzeit kamen sie wieder auf und wurden als Ehrengeschenke für bewiesene Tapferkeit verliehen.

Zum Schmuck des Ohres waren Ohrgehänge im Gebrauch. Gold war der gebräuchliche Stoff, aus dem sie verfertigt wurden. Daneben erscheinen Ohrgehänge von Perlen und Edelsteinen, welche mittelst feiner Drahthäkchen an den Ohrläppchen befestigt wurden. „Zwei Perlen neben einander und eine dritte oben darüber machen jetzt“ — so klagt

ein Zeitgenosse — „ein einziges Ohrgehänge aus. Die rasenden Thörinnen glauben vermuthlich, ihre Männer wären noch nicht geplagt genug, wenn sie nicht in jedem Ohre zwei oder drei Erbschaftsmassen zu hängen hätten.“ — Eben so war es Mode, eine einzige große Perle am Ohr zu tragen. Die weißen, der Farbe des Alauns ähnlichen Perlen waren die geschätztesten, und ihre Größe, Rundung und Glätte bestimmten den Werth, welcher für sie gezahlt wurde. So beschenkte Caesar die Mutter des Brutus mit einer Perle, welche sechs Millionen Sesterzien gekostet hatte.

Ein gleicher Luxus wurde mit den Ringen getrieben, in welche geschliffene Edelsteine oder geschnittene Steine eingelassen waren. Die Einfachheit der ältern Zeit characterisirt sich auch hier wiederum dadurch, daß man damals nur einen einfachen eisernen Siegelring trug. Ursprünglich galt das Recht, einen goldnen Ring zu tragen, nur als ein Insigne der Senatoren und derjenigen Magistrate, welche ihnen an Rang gleichstanden, später jedoch auch als das der Ritter, und noch später wurde der goldne Ring von Bürgern und Freigelassenen getragen.

Spiegel von Glas waren den Römern unbekannt; statt ihrer bediente man sich polirter Metallspiegel von runder oder ovaler Form. Der an ihnen, ähnlich wie bei unsern Rasirspiegeln, angebrachte Griff diente einmal dazu, das Geräth vor dem sich Spiegelnden emporzuhalten, dann dasselbe, wenn es nicht gebraucht wurde, an der Wand aufzuhängen. Für die Aufbewahrung kostbarer Spiegel bediente man sich besonderer Behälter. Wie bei allen Geräthen, wurde auch bei diesem auf die Ornamentirung des Griffes eine ungemeine Sorgfalt verwendet, außerdem bot die Rückseite der Scheibe, wie auch ihr äußerer Rand, hinlänglich Raum, Darstellungen mancherlei Art anzubringen. Anfangs wurden die Spiegel aus einer Composition von Zinn und Kupfer hergestellt, später aber aus feinem Silber verfertigt. Schon zu Anfange der Kaiserzeit wurde die Rückseite sogar vergoldet, indem man behauptete, daß der Spiegel dadurch das Bild treuer wiedergäbe. Welche Summen für die Anschaffung so kostbarer Spiegel von den römischen Damen verschwendet wurden, geht aus der Bemerkung eines Zeitgenossen hervor: „Ein einziger Spiegel heutiger Zeit kostet mehr, als in alten Zeiten die Mitgift betrug, welche der Staat den Töchtern armer Feldherrn zu geben pflegte.“ —

Schließlich seien noch einige Worte über die Toilettengeheimnisse der Römerinnen hinzugefügt. Das wüste Leben der Frauen, für welches die Damen des kaiserlichen Hofes in den meisten Fällen tonangebend waren, ließ seine Spur schon frühzeitig auf dem Antlitz der Römerinnen zurück, und Lucians Worte, in denen er seine Zeitgenossinnen schildert, mögen eben nicht übertrieben sein: „Sollte Jemand diese Dame in dem Augenblicke sehen können, wie sie sich endlich aus ihrem Morgenschlafe erhebt, so würde er sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchem beim ersten Ausgange am Morgen zusammenzutreffen man im gemeinen Leben für eine sehr schlechte Vorbedeutung zu halten pflegt.“ Beim Schlafengehen wurde zur Erhaltung des feinen Teints eine Larve, aus Brotteig und Eselsmilch bereitet, auf das Gesicht gelegt. Die Nacht über verhärtete der Teig zu einer förmlichen Kruste, die dann am Morgen mit warmer Eselsmilch aufgeweicht und entfernt wurde. Tags über wurden Abwaschungen des Gesichts mit frischer Eselsmilch wiederholt vorgenommen.

Ein nicht minder entwickeltes Raffinement fand auch in der Bemalung des Gesichts mittelst kostbarer mit Speichel angerührter Schminken statt. Nicht allein, daß die Augenbrauen und Wimpern schwarz gefärbt oder durch künstlich gemalte ersetzt wurden, pflegten die Damen sogar das Durchschimmern der Adern an den Schläfen mit aufgetragenen Strichen einer zarten blauen Farbe anzudeuten. Die Kunst, falsche Zähne und Gebisse aus Elfenbein und mit Golddraht verbunden einzusetzen, war schon zur Zeit, als die Zwölftafelgesetze gegeben wurden, den Römern bekannt. In jenen Gesetzen war verboten, den Todten Gold mit

ins Grab zu geben, mit Ausnahme jedoch des zum Einsetzen falscher Zähne nöthigen Goldes. Alle diese Toilettenkünste der Frauen der Kaiserzeit geißelt Martial in folgendem Epigramm:

„Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidnes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf,
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: Ich liebe dich! sagen.
Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebt kein Mann!"

Eine Bildsäule des Augustus.*

Im Frühjahr 1863 wurde in Rom an einem Ort, der jetzt Porta prima heißt, eine Marmorstatue gefunden, welche den glänzendsten und nach allen Seiten hin lehrreichsten römischen Entdeckungen beizuzählen ist. Der Fundort ist bedeutsam und konnte große Erwartungen rege machen. Hier hatte Augustus Gemahlin Livia eine Villa erbaut, die Villa der Caesaren genannt, von deren Pracht die Ueberreste wenigstens noch Andeutungen geben. Einst hatte ein Adler ihr eine weiße Henne, die einen Lorbeerzweig im Schnabel trug, in den Schooß geworfen. Auf die Weisung der Auguren wurde in jener Villa eine Hühnerzucht angelegt und der Zweig eingepflanzt. Beide gediehen vortrefflich, und mit dem Lorbeer schmückte Augustus sich bei seinen Triumphen.

Eine Statue des Augustus an diesem Ort gefunden, läßt nichts Geringes erwarten, und das Kunstwerk, jetzt restaurirt, rechtfertigt diese Voraussetzung. Eine wunderbar gute Erhaltung trägt zu dem günstigsten Eindruck bei und erhöht den Werth der Statue nicht wenig.

Augustus ist in der Blüthe des kräftigen Mannesalters als Imperator ruhig stehend aufgefaßt. Fest mit dem rechten Fuße auftretend, steht er vor uns, die Rechte mit einem Gestus erhoben, welcher einer versammelten Menge Ruhe gebietet, die Linke hält ein Scepter. Der Kopf, ein wenig nach rechts gewandt, zeigt die ruhigen, schönen, kalten Züge, welche Niebuhr so unheimlich waren, daß er erklärte, in einem Zimmer mit einer Büste des Augustus nicht ruhig arbeiten zu können. Ueber der Tunica hat er einen mit getriebener Arbeit reich verzierten Harnisch angelegt, der Mantel ist von beiden Seiten her über den linken Arm geworfen, so daß er nur den mittleren Theil des Körpers bedeckt; die Füße sind unbeschuht, das Haupt entblößt. Zur Rechten steht neben ihm aufgerichtet ein Delphin, auf welchem ein Amor reitet, als Beiwerk nachlässiger behandelt. In der Statue selbst ist die Hand eines Meisters unverkennbar. Der Faltenwurf ist reich ohne Ueberladung und frei, der Panzer giebt mit einem raffinirten Realismus in allem Detail die feine ciselirte Arbeit wieder. Der Kopf ist ein characteristisch-lebendiges Portrait; die Haare sind einfach, aber wirkungsvoll behandelt, die Knochen der Augenbrauen scharf markirt, die Augen selbst tiefliegend, die Pupille nicht allein mit dem Meißel, sondern auch durch Farbe hervorgehoben — Augustus hatte ein leuchtendes Auge und einen scharfen Blick, auf dessen Wirkung er sich etwas zu Gute that.

Was die Statue auf den ersten Blick merkwürdig macht, das ist die durchgängige Anwendung der allenthalben deutlich erhaltenen Farben. Dadurch wird sie ein besonders lehrreiches Beispiel der

* Nach Otto Jahn (Grenzboten 1868, Nr. 3).

polychromen Sculptur nur, wenn es auch, um die Thatsache festzustellen, keiner Belege mehr bedarf, ein sehr willkommenes.

So sicher jedoch nun auch das Factum der polychromen Sculptur im Allgemeinen erwiesen ist, so wenig sind wir über das System derselben unterrichtet.

Die Tunica des Augustus ist carmoisinroth, der Mantel purpurroth, die Franzen des Harnisches sind gelb. An den nackten Körpertheilen sind keine Farbenspuren bemerkbar, mit Ausnahme der Pupille durch gelbliche Farbe. Auch das Haar läßt keine Farbe erkennen. Mit besonderer Sorgfalt aber sind die Reliefverzierungen des Harnisches, dessen Grundfläche farblos geblieben ist, colorirt. Die Schulterblätter sind jedes mit einer Sphinx verziert, unter welcher an einer Rosette ein Ring befestigt ist.

Die Darstellung auf dem Brustharnisch sondert sich in drei Reihen. Zuoberst ragt aus blauem Gewoge die Gestalt des Himmelsgottes hervor, der mit beiden ausgestreckten Händen ein purpurfarbiges Gewand, das sich im Bogen über seinem Haupte wölbt, gefaßt hält. Darunter lenkt der Sonnengott im langen Gewande auf carmoisinrothem Wagen ein feuriges Viergespann; vor ihm schwebt eine weibliche Gestalt mit ausgebreiteten blauen Flügeln, ein Gießgefäß in der Linken; sie trägt auf ihrem Rücken eine weibliche Gestalt mit bogenförmig wallendem Schleier und einer großen Fackel in der Linken — die Göttinnen des Morgenthaues und der Morgenröthe. Entsprechend diesen Luftgottheiten ist unten die Erdgöttin gelagert, einen Aehrenkranz im blonden Haar; neben ihr sproßt Getreide und Mohn empor; mit der Rechten stützt sie ein gefülltes Fruchthorn auf; links ihr zur Seite sitzen, an ihren Busen geschmiegt, zwei kleine Kinder. Etwas oberhalb werden an beiden Seiten Apollo und Diana sichtbar: Apollo im carmoisinrothen Mantel, die Leier in der Linken, reitend auf einem Greifen mit blauen Flügeln; die blondgelockte Diana mit carmoisinfarbigem Gewand, mit Köcher und Fackel, wird von einem braunrothen Hirsch getragen. In der Mitte steht ein römischer Feldherr im blau und roth gefärbten Harnisch, carmoisinrother Tunica und purpurnem Mantel, mit blauem Helm, neben sich einen Wolf. In der Linken hält er das Schwert, die Rechte streckt er gegen einen bärtigen Krieger aus, mit Bogen und Köcher an der Seite, in carmoisinrother Tunica und blauen Hosen, der ein römisches Feldzeichen mit blau gemalten Insignien mit beiden Händen in die Höhe hält. Auf jeder Seite sitzt eine Gestalt mit dem deutlich ausgesprochenen Ausdruck der Niedergeschlagenheit und Trauer. Der Barbar rechts mit langen, rothblonden Locken, im purpurnen Mantel, hält in der Rechten eine große Kriegstrompete, welche in einen Drachenkopf ausgeht, in der Linken eine leere Schwertscheide, neben ihm liegt der Obertheil eines Feldzeichens mit einem Eber. Die Figur links ist ebenfalls blond gelockt; sie ist mit einem blauen Mantel, mit einer Aermel-Tunica, enganschließenden Hosen und Stiefeln bekleidet und hält in der Rechten das abgenommene Schwert. Dahinter ist in dem Seitenstück des Harnisches ein Tropäum angebracht, an welchem außer Helm, Harnisch und Beinschienen eine Trompete mit Drachenkopf aufgehängt ist.

Sechstes Buch.

Die nächsten Nachfolger des Augustus.

Inhalt:

Gladiatoren.

Tiberius. Caligula. Claudius.*

Mit Tiberius, dem Stiefsohn des Augustus, beginnt die Reihe jener sieben schlechten Regenten, welche in den nach Augustus' Tode folgenden 55 Jahren über Rom herrschten.

Tiberius Caesar (14 bis 37 n. Chr.) war 56 Jahr alt, als er zur Regierung gelangte. Schon in seiner frühen Jugend verrieth er eine entschiedene Neigung zur Grausamkeit; einer seiner Lehrer nannte ihn einen mit Blut durchkneteten Lehm.

Tiberius war ungewöhnlich groß und stark. Seine Gelenke waren so stark, daß er mit seinem Finger einen Apfel zu durchbohren, ja den Kopf eines Menschen schon dadurch zu verwunden vermochte, daß er mit dem Finger dagegen schnellte. Das Gesicht war ebenmäßig und von weißer Farbe, das Auge aber etwas zu groß. Wie ein Raubthier, vermochte er im Finstern zu sehen. Den Göttern versagte er Ehre und Anbetung; das Schicksal, äußerte er, bestimme und ordne

* Nach Robert Springer, Allgemeine Weltgeschichte.

Alles. Beim Gewitter trug er einen Lorbeerkranz, da auch er den Glauben seiner Zeit theilte, daß man sich dadurch vor dem Blitze schütze.

Als ihm die Herrschaft angeboten ward, hielt er es für klüglich, sich erst längere Zeit von seinen Freunden und vom Senat bitten zu lassen. Endlich verstand er sich dazu, erklärte aber, er wolle die Bürde nur so lange tragen, bis der Senat es billig fände, seinem Alter Ruhe zu gönnen. Diese Haltung entsprang einzig und allein aus der Furcht vor seinem Neffen Germanicus, der an der Spitze einer starken Macht stand und von seinen Legionen außerordentlich verehrt ward. Nachdem er aber erkannt hatte, daß er von Germanicus nichts Uebles zu befürchten habe, übernahm er die Regierungsgeschäfte und zeigte, so lange Jener noch lebte, eine große Mäßigung, erheuchelte sogar Tugenden. Er schlug den Imperatorentitel und den Zunamen „Vater des Vaterlandes“ aus und nannte sich selten Augustus. Schmähungen nahm er gelassen hin und erklärte dem Senat, als dieser ein gerichtliches Verfahren gegen die Verläumder forderte: in einem freien Staate müsse Sprache und Gesinnung frei sein. Allmählig suchte er sein Ansehen zu gebrauchen, indem er Verordnungen des Senats aufhob. In Bezug hinauf die Finanzen des Staates erwies er sich als das Gegentheil von einem Verschwender. Er ließ weder Prachtgebäude aufführen, noch Schauspiele abhalten. Sein Geiz und seine Geldgier führten ihn allgemach zu den ärgsten Gewaltthätigkeiten. Den reichen Augur Cnäus Lentulus brachte er durch Drohungen dahin, daß er ihn zu seinem alleinigen Erben einsetzte. Das genügte ihm aber noch nicht. Er wußte nun den Unglücklichen in dem Maße zu ängstigen, daß derselbe sich tödtete. Gegen vornehme Ausländer ließ er lügnerische Beschuldigungen erheben, nur um einen Vorwand zu haben, ihr Vermögen mit Beschlag belegen zu lassen. Der König der Parther, Vonones, der sich nach Antiochien geflüchtet hatte, ward auf seinen Befehl der Schätze beraubt und danach getödtet.

Immer unverhüllter trat seine böse Gesinnung zu Tage. Die Volksversammlungen verbot er gänzlich und übertrug ihre Macht dem Senat, den er jedoch von seinem Willen vollständig abhängig zu machen wußte.

Aber immer noch lebte sein Neffe Germanicus, dem Heer und Volk fortgesetzt zugethan blieben. Unruhen, die im fernen Morgenlande, in Parthien und Armenien, ausgebrochen waren, gaben dem Tyrannen erwünschten Anlaß, den Gefürchteten aus Rom zu entfernen. Er sandte den Neffen nach dem Heerde des Aufstandes. Dem heuchlerischen Piso, den er zum Statthalter von Syrien ernannte, befahl er heimlich, den Neffen zu beaufsichtigen. Bald darauf starb Germanicus in der Ferne eines plötzlichen Todes, und allgemein hielt man dafür, Piso habe ihn vergiftet. Als Agrippina, die Gemahlin des jungen Fürsten, mit der Aschenurne zu Brundusium landete, wurde sie von dem zuströmenden Volke unter Wehklagen nach Rom geleitet. Piso sah sich vom Kaiser verlassen und der Untersuchung des Senats preisgegeben. Da kam die Nachricht, er habe sich entleibt; vielfach ward geglaubt, der Kaiser habe ihn, um sich vor seinen Aussagen zu sichern, heimlich ermorden lassen.

Nun trat Tiberius mit der stärksten Despotie auf. Um seiner Grausamkeit Genüge zu thun, mußten ihm die sogenannten Majestätsverbrechen behülflich sein. Man dehnte sie auf alle möglichen Thaten und Reden wider die Person des Fürsten aus. Die Anklagen mehrten sich mit jedem Tage schon um deswillen, weil Angeberei Reichthum und Ansehen brachten.

Täglich wurden Bluturtheile gesprochen, selbst an Festtagen fanden Hinrichtungen statt. Verwandten, auch den nächsten, ward Aeußerung des Schmerzes und Trauerns verboten. Und was Alles ward bestraft! Der hatte in der Nähe der Bildsäule des Augustus einen Sclaven geschlagen, Der an derselben Stelle die Kleider gewechselt, Der einen Ring mit dem Bilde des Kaisers mit ins Bad genommen! Ein Dichter wurde bestraft, weil in seinem Trauerspiele eine

Person den Agamemnon schmähte, ein Geschichtsschreiber, weil er Brutus und Cassius die letzten Römer genannt hatte. Es kam vor, daß Leute, die vor Gericht gefordert wurden, auch wenn sie sich vollkommen unschuldig fühlten, aus Furcht Gift nahmen oder sich verstümmelten.

Während Rom in beständigem Schrecken lebte und selbst befreundete Menschen von Mißtrauen gegen einander ergriffen wurden, ergab sich der Tyrann den schnödesten Lüsten hin. Um seinen unnatürlichen Begierden ungestört fröhnen zu können, bezog er ein Landgut auf der anmuthigen Insel Capreä (Capri). Von hier aus regierte er schriftlich durch den knechtisch gesinnten Senat. Den Augen der Oeffentlichkeit entzogen, hing er hier den ärgsten Lastern nach.

Zu dieser schimpflichen Zurückgezogenheit hatte ihm sein Günstling Aelius Sejanus, der Oberst der Leibwache war, den Rath ertheilt. Durch diesen Mann beabsichtigte Tiberius auch die Söhne des Germanicus dem Verderben zu weihen. Des Sejanus Bosheit ging aber weiter noch, als Tiberius anfangs ahnte; nicht Jene nur, auch Tiberius sollte beseitigt werden. Er verrieth sich jedoch, und Tiberius ließ ihn nebst seiner ganzen Familie hinrichten.

Solche Vorgänge machten ihn noch mißtrauischer und grausamer. Er vertiefte sich in dem Maße in sein blutiges Treiben, daß er einen Gastfreund aus Rhodus, den er geladen hatte, irrthümlich für einen gerichtlich Vorgeladenen hielt und den Befehl gab, ihn zu foltern. Als er seinen Irrthum wahrnahm, ließ er den Unglücklichen tödten, damit er das erlittene Unrecht nicht ausbreiten möchte. Auf der Insel Capreä befand sich eine besondere Marterstelle, von wo die Verurtheilten, nachdem man sie auf gräßliche Weise gequält hatte, ins Meer gestürzt wurden; unten harrten auf Fahrzeugen Henkersknechte, die die verstümmelten Glieder Jener vollends zerschlugen. Bisweilen regten sich Scorpionen in seinem Gewissen. „Was ich euch," — schrieb er an den Senat — „Väter des Staates, in dieser Lage schreiben soll, oder wie ich euch schreiben soll, wenn ich dies weiß, so mögen die Götter mich noch unglücklicher machen, als ich mich täglich fühle." Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, welch bitterer Haß auf ihm lastete. Artabanus, der König der Parther, rieth ihm in einem Schreiben, sich dem allgemeinen Hasse der Bürger durch einen freiwilligen Tod zu entziehen.

Als die Nachricht von dem Tode seines Neffen Germanicus eingegangen war, hatte er Bedauern geheuchelt und, um die Welt noch mehr zu täuschen, die beiden ältesten Söhne des Germanicus, Drusus und Nero, dem Senat empfohlen. Als er jedoch hinterher vernahm, daß man ihnen öffentliche Ehrenbezeugungen zu Theil werden ließ, erklärte er sie für Feinde des Vaterlandes. Nero wurde durch einen ihm zugesandten Henker, der ihm Stricke und Folterwerkzeuge zeigte, in einen solchen Schrecken gesetzt, daß er sich selbst entleibte. Drusus wurde dem Hungertode geweiht. Er verschlang Wolle aus seinem Kissen, starb aber am neunten Tage der Qual. In eben so furchtbarer Weise endete die Mutter Beider, Agrippina. Als sie vernommen hatte, wie es ihren Söhnen ergangen sei, beschloß sie, keine Speise mehr zu sich zu nehmen. Ihre Peiniger schlugen ihr ein Auge aus und stopften ihr gewaltsam Speise in den Mund. Sie widerstand, so viel sie es vermochte, und so erreichte sie endlich das traurige Ziel, an Entkräftung zu sterben. Tiberius besudelte darauf ihr Andenken in schimpflicher Weise, indem er schmachvolle Lügen über sie verbreiten ließ.

Im 78. Jahre seines Lebens ereilte der Tod den Tyrannen. Nach Einigen ist er von Cajus vergiftet worden, Andere erzählen, man habe auf den Schwerkranken Kissen geworfen und ihn erstickt.

In seinem Testamente hatte Tiberius seine Enkel Cajus und Tiberius als gleichberechtigte Erben eingesetzt. Der Senat erklärte aber das Testament für ungültig und ernannte Cajus Cäsar (Caligula) zum Alleinherrn. Dieser regierte 37—41 n. Chr. Er war der noch übrig gebliebene Sohn des allgemein verehrten Germanicus und der Liebling der Soldaten, weil er im Feldlager unter ihnen aufgewachsen war. Letztere hatten ihm den Beinamen Caligula (Stiefelchen) gegeben.

Das römische Volk ehrte in ihm das Andenken seines geliebten Vaters und erwies ihm seine Theilnahme als dem einzig Uebriggebliebenen eines grausam vernichteten Geschlechtes. Während er die Leiche des Tiberius in Trauerkleidern begleitete, rief man dem kommenden Herrscher freudig zu: „Unser Stern, unser Täubchen, unser Zögling!" Wie groß die Hoffnung und die Freude des Volkes war, geht u. A. daraus hervor, daß man 160,000 Opferthiere schlachtete.

Kaum waren die Einsetzungsfeierlichkeiten beendet, so begab sich Caligula nach Pantataria und Pontia zu den Gräbern seiner Mutter und seiner Brüder. Mit seinen eigenen Händen sammelte er die Asche der geliebten Todten, fuhr mit derselben den Tiber hinauf nach Rom und ließ sie in feierlichem Zuge in dem Grabmale des Augustus auf dem Marsfelde beisetzen. Alle Verurtheilten und Verwiesenen setzte er wieder in ihre Rechte ein; die Anklageschriften, welche die Sache seiner Mutter und seiner Brüder betrafen, ließ er auf dem Markte verbrennen, indem er betheuerte, nichts davon gelesen zu haben.

Theatralische Spiele veranstaltete er häufig, sogar des Nachts bei allgemeiner Beleuchtung der Stadt. Aber nicht nur zu erlustigen suchte er das Volk, sondern er förderte auch mancherlei heilsame Einrichtungen. Plötzlich aber begann er sich den tollsten Ausschweifungen zu ergeben. Man bringt diese Umwandlung mit einer Krankheit in Verbindung, die, wie behauptet wird, ihm den Verstand geraubt habe. Die beiden Männer, denen er zuerst seine Erhebung auf den Thron zu verdanken hatte, Tiberius Gemellus und Macro, ließ er hinrichten. Seine Großmutter Antonia behandelte er in so unwürdiger Weise, daß der Gram darüber sie tödtete. Mit seinen eigenen Schwestern begann er Unzucht zu treiben. Eine derselben, Livia, entführte er ihrem Manne und zeigte sie öffentlich als seine rechtmäßige Gemahlin. Nach ihrem Tode erklärte er sie für eine Gottheit, ordnete eine allgemeine Landestrauer an und schwur bei ihrem Namen. Alles, was er jetzt that, war entweder verrückt oder grausam oder beides zugleich. Die Senatspersonen mußten neben seinem Wagen herlaufen und bei Tafel neben ihm stehen; viele ließ er tödten. Die Consuln hatten vergessen, seinen Geburtstag öffentlich bekannt zu machen; dafür entsetzte er sie ihrer Würde. Seinen Quästor, den er einer Verschwörung beschuldigte, ließ er mit Ruthen peitschen. Um bei theatralischen Spielen Streitigkeiten zu veranstalten, ließ er heimlich Freibillets unter das gemeine Volk vertheilen, ehe noch die Ritter sich eingefunden hatten. Bei einer solchen Gelegenheit sandte er einmal eine Schaar mit Knütteln unter die Lärmenden, wobei im Gedränge gegen zwanzig Personen umkamen.

Als das Fleisch zur Fütterung der wilden Thiere, die zu den Vorstellungen im Circus gebraucht wurden, zu hoch im Preise stand, befahl er, eine Zahl von Verbrechern den Bestien vorzuwerfen. Viele angesehene Römer wurden von ihm gezwungen, als Gladiatoren aufzutreten oder mit wilden Thieren zu kämpfen. Menschen, denen weder er noch ein Anderer eine Schuld nachzuweisen wußte, wurden auf sein Geheiß gebrandmarkt, zu den Bergwerken verurtheilt, in der Mitte des Leibes durchsägt. Einen Aufseher der Fechterspiele ließ er mehrere Tage vor seinen Augen mit Ketten peitschen und ihn erst tödten, als ihm der Geruch der faulenden Wunden des Unglücklichen zuwider ward. Ein Schauspieldichter wurde wegen eines Scherzes im Amphitheater verbrannt. Als ein römischer Ritter, der auf seinen Befehl den wilden Thieren vorgeworfen worden war, vor Entsetzen einen lauten Schrei ausstieß, befahl er, ihn mit eisernen Haken zurückzuziehen. Schon meinte man, in ihm rege sich zum ersten Male seit langer Zeit eine Empfindung von Mitleid. Da befahl er, Jenem die Zunge auszureißen, und ihn dann wieder den Thieren vorzuwerfen. Es geschah, und der Unglückliche erduldete nun stumm den grausenhaften Tod. Einem Prätor, der wegen andauernder Krankheit um Verlängerung seines Urlaubs bat, antwortete er: da ihm die Nieswurz nichts geholfen habe, werde ihm ein — Aderlaß dienlich sein. Der Mann

wurde sogleich hingerichtet. Auf mehreren Inseln befanden sich viele von ihm Verbannte. Da fiel ihm ein: diese möchten wohl täglich seinen Tod von den Göttern erflehen. Sogleich ordnete er Henker ab, die sämmtliche Verbannte tödten mußten.

Oft äußerte er, er liebe nichts so sehr, als seine Gefühllosigkeit. Fertigte er eine Liste für Hinrichtungen an, so pflegte er zu sagen, er bringe seine Rechnung ins Reine. Seine beliebtesten Wahlsprüche lauteten: „Bedenket, daß mir Alles und gegen Alles erlaubt ist!" und „Wenn sie mich nur fürchten, so mögen sie mich immer hassen!" und endlich: „Möchte doch das römische Volk nur einen einzigen Hals haben!" —

Er beklagte es, daß in seiner Zeit keine allgemeinen Unglücksfälle vorkämen; die Regierung des Augustus sei durch die Niederlage des Varus, die des Tiberius durch den Einsturz eines Theaters merkwürdig geworden — unter seiner Regierung käme nicht einmal eine Pest, eine bedeutende Feuersbrunst oder ein Erdbeben vor! —

Selbst bei seinen Spielen und Gastmählern durfte es nicht an Scenen der Grausamkeit fehlen. Oftmals, wenn er frühstückte oder zu Abend aß, ließ er Verurtheilte herbeiführen und vor seinen Augen köpfen. Bei der Einweihung einer Brücke hatte er die Einrichtung treffen lassen, daß alle Zuschauer vom Ufer ins Meer stürzten. Viele ertranken. Einen Gladiator, mit dem er sich im Fechten übte, und der freiwillig hinfiel, durchbohrte er und schmückte sich dann wie ein Sieger mit einem Palmzweige. Einst stand er bei der Bildsäule des Jupiter und fragte scherzend den Schauspieler Apelles, ob er den Gott oder ihn für größer hielte. Apelles zögerte mit der Antwort. Da ließ er ihn wundpeitschen, und als Apelles dabei in Klagen ausbrach, lobte er seine wohlklingende Stimme.

Selbst die Bildsäulen blieben nicht von seiner Bosheit verschont. Die Statuen der berühmten Männer, welche Augustus nach dem Marsfelde versetzt hatte, ließ er sämmtlich zerstören und verbot, ohne seine Genehmigung irgend ein Bildwerk anfertigen zu lassen. Auch die Gedichte des Homer beabsichtigte er zu vertilgen, indem er sich auf Plato berief, der keinen Dichter in seinem Staate dulden wollte. Die Werke des Virgilius und Livius erklärte er für ungelehrt und weitschweifig. Neidisch, wie auf geistige Vorzüge, war er es auch auf körperliche. Den Jünglingen, die sich durch schönes Haupthaar auszeichneten, ließ er das Hinterhaupt kahl scheeren; einen gewissen Proculus, einen jungen Mann von blühender Schönheit, nöthigte er zum Kampf mit gerüsteten Fechtern und ließ ihn, als er zwei Mal gesiegt hatte, mit Lumpen behängt, durch die Straßen führen und dann tödten. Als das Volk einem Fechter lebhaften Beifall zu erkennen gab, rief er zornig, es sei für ein weltbeherrschendes Volk unwürdig, einem Fechter mehr Ehre zu erweisen, als dem anwesenden Fürsten.

Endlich erklärte er sich für einen Gott, verkleidete sich bald als Bacchus, bald als Juno oder Diana und nahm Opfer entgegen. Den Bildnissen der Gottheiten ließ er die Köpfe abnehmen und ihnen neue aufsetzen, die seine Züge trugen. Seinen Palast erweiterte er bis über den Tempel des Castor und Pollux hinaus, errichtete für sich einen Thron inmitten der Götterbilder und ließ sich als Jupiter anbeten. Dem capitolinischen Jupiter rief er mehrmals drohend zu: „Zeige du deine Stärke über mich, oder ich zeige sie über dich!" Als Gott stellte er sich an die Spitze eines Priester-Collegiums, in welches er auch sein Pferd aufnahm, das an seiner Tafel gespeist ward, und dem er ein eigenes prächtiges Haus errichten ließ.

Seine Schwelgerei und Ueppigkeit übertraf Alles, was sich nur denken ließ. Er badete sich in warmen Salben und schlürfte die kostbarsten in Essig aufgelösten Perlen. Die Küsten von Campanien befuhr er in mit Edelsteinen geschmückten Galeeren, auf welchen Badehäuser, Speisesäle und Obstgärten angelegt waren. Um die prächtigsten Paläste zu erbauen, ließ er Felsen abtragen, Berge ebnen und Dämme in das Meer legen. Durch solche Unternehmungen, die bei Todesstrafe auf das Schnellste aus-

geführt werden mußten, verschwendete er einmal in einem Jahre 2700 Millionen Sestertien (143 Millionen Thaler).

Unaufhörlich erfand er neue Abgaben. Selbst Lastträger und liederliche Dirnen mußten ihren Gewinn mit ihm theilen. Von jeder vor Gericht streitigen Summe nahm er einen Theil für sich in Anspruch. Am Neujahrstage stand er im Vorhofe des Palastes, nahm die Geldgeschenke des gemeinen Volkes in Empfang, ließ dieselben dann in seinem Zimmer aufschütten und wälzte sich darauf.

Auch nach Kriegsruhm dürstete das Ungeheuer. Einst beschloß er, einen Feldzug gegen die Deutschen auszuführen, ließ in aller Eile die Legionen und Hilfstruppen zusammenkommen und trat seinen Zug an. Da es aber an jeder Gelegenheit zum Kampfe fehlte, mußten einige Deutsche von seiner Leibwache über den Rhein setzen und sich jenseits verbergen. Darauf eilte er mit prätorianischen Reitern hinüber, nahm die Versteckten gefangen und kehrte, als Sieger geschmückt, bei Fackelschein in das Lager zurück. Ein anderes Mal ließ er das Heer an der Meeresküste, Britannien gegenüber, in Schlachtordnung aufstellen und alle Arten von Kriegsmaschinen aufführen. Dann befahl er den Soldaten, Muscheln aufzulesen und ihre Helme und Kleider damit zu füllen. Diese Muscheln nannte er die vom Meere erbeuteten Waffen, die dem Capitol geweiht werden müßten. Zum Andenken an diesen seinen „Sieg" ließ er einen hohen Leuchtthurm bauen und überhäufte die Soldaten mit Geldgeschenken. Dann nahm er einen Triumph in Anspruch. Einer Zahl von Galliern wurden die Haare gelb gefärbt, und sie traten im Siegesgepränge als gefangene Germanen auf.

Caligula war von schönem Wuchs, hatte aber einen zu langen Hals und zu magere Schenkel; seine Augen und Schläfen waren hohl, die Stirn breit, das Haar dünn. Frühzeitig wurde ihm der Scheitel kahl. Seine häßlichen Züge entstellte er absichtlich noch mehr. Er hatte einen unruhigen Schlaf, der des Nachts nur drei Stunden währte und durch häßliche Traumbilder gestört ward.

Es fehlte nicht an Verschwörungen gegen das Leben dieses Wahnsinnigen; mehrere derselben wurden aber entdeckt. Endlich übernahm es Cassius Chärea, der Oberste der Leibwache, ihn umzubringen. Als Caligula zum Mittagsmahl ging und unterwegs in einer Grotte stehen blieb, um einem Spiele von Knaben zuzuschauen, fiel ihn Chärea von hinten an und gab ihm einen Hieb in den Nacken, worauf ihm ein anderer Verschworener die Brust durchstach. Er starb, 29 Jahr alt, nachdem er beinahe vier Jahre regiert hatte. Auch seine Gattin und Tochter wurden getödtet.

Nach dem Tode des Verhaßten wußte der Senat nicht gleich einen Stellvertreter zu ernennen. Einige Senatoren stellten den Antrag, die Republik wieder einzuführen.

Durch einen unvorhergesehenen Umstand wurde die Lage der Sache plötzlich verändert. Die Wache nämlich, welche den Palast durchsuchte, fand in einem Winkel den einfältigen Claudius, den einzigen Erben des caesarischen Hauses. Sie hoben den Zitternden auf einen Sessel, trugen ihn nach dem Prätorium und riefen ihn zum Kaiser aus. Claudius zögerte anfangs, die Würde anzunehmen, wurde aber von dem anwesenden jüdischen Könige Agrippa dazu überredet. Nun versprach er den Soldaten ein bedeutendes Geschenk, worauf ihm diese den Eid der Treue leisteten. Er war der erste Kaiser, der den Soldaten den Thron zu verdanken hatte. (41—54.) Der Senat, eingeschüchtert durch den Vorgang, verstand sich nun auch zur Eidesleistung.

Claudius war der jüngste Sohn des älteren Drusus und der Antonia, der Schwestertochter des Augustus. In frühester Jugend schwächlich und krank, wurde er Weibern und Sclaven zur Erziehung überlassen. Seine eigene Mutter nannte ihn eine menschliche Mißgeburt, die von der Natur angefangen, aber nicht vollendet worden sei. Am Hofe des Augustus war der schüchterne Schwächling stets ein Gegenstand des Gespöttes gewesen. Er hatte sich daher auch aller öffentlichen Geschäfte enthalten und als Privatmann gelebt.

Auf den Thron gelangt, überließ Claudius sich auf Kosten seiner wenigen geistigen Kräfte der Schwelgerei, während seine Weiber und Bedienten die Regierungsgeschäfte besorgten. Sittenlos, wie er, war seine Gemahlin Messalina. Sie führte einen so unzüchtigen Lebenswandel, daß ihr Name später als Schandwort galt. Ein jeder Mann, dem sie ihre unlautre Neigung zuwandte, und der diese nicht entsprechend erwiederte, war des Todes.

In Britannien wütheten zu jener Zeit innere Fehden, und es wurden von einer Partei jenes Landes die Römer um Beistand angerufen. Da ging der Prätor Aulus Plautius, der nachherige Kaiser Vespasian, mit einem Heere hinüber und gewann den Römern einen festen Standpunkt auf der Insel; die Hauptstadt und die Insel Vectis (Wight) wurden dem Feinde abgenommen. Claudius folgte dem siegreichen Feldherrn. An dem Siege hatte er keinen Theil, aber den Triumph nahm er bei der Rückkehr für sich in Anspruch; seinem Sohne gab er den Beinamen Britannicus.

Messalina, die um diese Zeit den schönen Silius für sich gewonnen hatte, betheiligte sich an einer Verschwörung gegen ihren Gemahl. Er empfing zur rechten Zeit Kunde davon und vernahm zugleich, daß sich Messalina mit Silius vermählt habe. Zur äußersten Wuth entflammt, befahl Claudius, das treulose Weib zu tödten. Vergebens sandte sie ihre Kinder als Bittende an Claudius. Als ihr das Todesurtheil überbracht wurde, fehlte es ihr an Muth, sich selbst zu entleiben. Da hieb ein Soldat sie nieder.

Nie, hatte Claudius gelobt, wolle er sich wieder vermählen! Doch es währte nicht lange, so hatte das ränkevolle Hofgesinde den Schwächling dahin zu bringen gewußt, daß er einer Frau die Hand reichte, die nicht besser war, als jenes blutschänderische Weib. Es war seine Nichte Agrippina. Diese war vorher an Domitius Ahenobarbus verheirathet gewesen und hatte demselben einen Sohn, den späteren Kaiser Nero, geboren. Glich sie der früheren Kaiserin in Bezug auf Unzüchtigkeit, so übertraf sie dieselbe an Habsucht und Ehrgeiz. Ihrem Sohne Nero den Weg auf den Thron zu bahnen, war ihr vornehmster Gedanke. Nachdem sie eine Reihe von Leuten aus dem Wege geräumt hatte, war ihr Plan so weit gereift, daß Nero der Schwiegersohn des Claudius und von ihm adoptirt wurde.

Endlich regte sich doch das Gewissen in dem alten Kaiser, und er wandte sich wieder seinem eigenen Sohne Britannicus zu. Nun griff Agrippina zum letzten bereit gehaltenen Mittel. Mit Hülfe der berüchtigten Giftmischerin Locusta wurde dem Kaiser ein Gericht giftiger Pilze bereitet. Als dieses nicht schnell genug wirkte, stieß ihm sein Arzt Xenophon eine in Gift getauchte Feder in den Hals.

Agrippina suchte den Tod ihres Gemahls so lange als möglich zu verheimlichen; in verstellter Betrübniß hielt sie den Britannicus mit ihren Armen umschlossen, während Nero sich von der wachthabenden Cohorte nach dem Prätorium führen ließ. Hier wußte er die Soldaten durch Versprechungen zu bewegen, daß sie ihn zum Kaiser ausriefen, und der Senat bestätigte die Wahl, da Britannicus sich nicht zeigte.

Die römischen Christen des apostolischen Zeitalters.*

Um die Zeit, in der Julius Caesar zur höchsten Macht emporstieg, hatte ein eigenthümlicher Drang die Völker ergriffen, eine geheimnißvolle Ahnung, unbestimmt, unerklärbar, und erst kommenden Geschlechtern offenbar. Rom, welches die

* Nach Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom.

verschiedenen Nationalitäten vernichtet hatte oder in ihrer Vernichtung begriffen war, empfand die beginnende Auflösung der eigenen nationalen Eigenthümlichkeit, welche dem Rückschlag der besiegten Welt unterlag.

Rom wie Judäa erwartete den weltlichen Herrscher. In Rom vernahm man eine Wunderstimme, die Natur gebäre dem Volke einen König. Der Messias Israels war der Wiederhersteller des Thrones Davids. Der tiefliegende Grund der Ahnungen war ebenso unbegriffen, wie der wahre Sinn der Prophezeiungen: Rom machte einen Menschen zum Gott, Israel verkannte die Stunde der Erfüllung. Aber die Gemüther waren und blieben erregt, und inmitten, wie in Folge der Verirrungen war der Boden vorbereitet für den göttlichen Samen, welcher aufschießen sollte, während alles Menschenwerk, auch das mächtigste, wie es von Caesar und Augustus ausging, keine Befriedigung gewährte, keine Lösung brachte, keine Zukunft hatte.

Als der römische Senat — so erzählt die mittelalterliche Legende — dem Kaiser Octavianus Augustus göttliche Ehre erweisen wollte, befragte er die Sibylle um ihren Rath. Sie aber erwiederte: ein König ist geboren, dessen Macht Aller Macht überstrahlen wird! — Und der Himmel öffnete sich in einem goldenen Kreise, und es erschien eine Jungfrau von herrlicher Schönheit, ein gleich schönes Kind auf ihrem Schooße haltend, während eine Stimme vernommen ward, die da sprach: Dies ist der Altar des Sohnes Gottes! — Dies ereignete sich auf dem Capitol, wo der Kaiser eine Wohnung hatte. Augustus lehnte die göttlichen Ehren ab und ließ einen Altar errichten, den er der ihm in einem Gesicht gezeigten Göttin widmete.

So weit die Legende. Wie dieselbe sich auf Augustus bezieht, berief eine ungleich ältere Tradition sich auf Tiberius' Zeugniß. Tertullianus berichtet, der Imperator, betroffen von dem von Pontius Pilatus erstatteten Bericht über Jesu Proceß und Kreuzigung, habe von dem Senate göttliche Ehre für den Begründer der neuen Lehre verlangt und auf dessen Weigerung jedenfalls den Bekennern dieser Lehre Schutz zugesagt wider ihre Ankläger.

Der Polytheismus sah sich gerade in dem Moment, wo sein Sieg gesichert schien, mit dem Untergange bedroht. Augustus hatte die Tempel wieder aufgerichtet und die äußere Würde des Götterdienstes gemehrt; er hatte den Nationalcultus mit neuer Majestät umgeben; er und sein nächster Nachfolger hatten diesen Cultus aufrecht zu erhalten gesucht, indem sie dem Eindringen fremder Lehre Schranken setzten. Sie hatten nur äußerliche Heilighaltung erzielt. Die philosophischen Schulen einerseits, andrerseits die sinnlichen und zugleich geheimnißvollen orientalischen Mythen hatten die Staatsreligion untergraben, deren Orakel verstummt, von deren Mysterien der Schleier abgezogen war. Zu Tiberius' Zeit hatten — so ward erzählt — Seefahrer an Bord eines zwischen den griechischen Inseln segelnden Schiffes eine Stimme vernommen, die da rief: der große Pan sei todt. Der Cultus der personificirten und vergötterten Naturkräfte machte der Religion des einigen schöpferischen Gottes Platz.

Claudius, so berichtet Suetonius, vertrieb die Juden aus Rom, weil sie auf Anstiften des Chrestus fortwährende Unruhen veranlaßten. Der Name war die griechische Form des Namens des Messias. Er war mit diesem gleichbedeutend, aber er beschränkte sich zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, für die Juden die Zeit der ungeduldigsten Messias-Erwartung, keinesweges auf den Heiland, nach welchem zuerst in Antiochien die Anhänger der neuen Lehre Christen geheißen wurden. Es handelte sich hier noch um eine Volks- und Religionsgenossenschaft, welche anfangs wenigstens dem Aeußern nach Eins, bald in zwei von einander sehr verschiedene Hälften zerfallen sollte. Die gute Botschaft, das Evangelium, hatte sich bald unter den im Abendlande weilenden Juden verbreitet. Es war die Botschaft, daß der erwartete Erlöser, dessen Ankunft das ganze, überall zerstreute und doch eng zusammenhaltende Volk in fieberhafter Ungeduld erwartete, erschienen sei, daß er Jahre lang unter diesem Volke gelebt,

gewandert, gelehrt habe, daß er, zum Tode geführt, vom Tode wieder erstanden sei und in seiner Lehre fortlebe und fortwirke unter immer zahlreicher werdenden Gläubigen. Römische Zeugnisse bestätigten die aus dem Morgenlande herüber gekommene Sage. Man wußte, daß ein Christus unter Tiberius' Regierung von dem Landpfleger Pontius Pilatus zum Tode verurtheilt worden war. Römische Fremdlinge waren unter den Männern aller Nationen gewesen, welche am Pfingsttage in Jerusalem die Galiläer, des heiligen Geistes voll, reden hörten von den großen Thaten Gottes. Pontius Pilatus, wenige Jahre nach diesen Ereignissen aus Palästina zurückberufen, war in Rom gewesen, ehe er ins Exil nach Vienna ging, wo er starb: man hatte aus seinem Munde die Bestätigung der Kunde über den räthselhaften Mann erhalten können, den er einen Gerechten genannt hatte, und an dessen Blut er keine Schuld haben wollte, als er wegen anderer Dinge in seinem Gewissen beunruhigt, aus Furcht vor jüdischer Anklage das Urtheil des Sanhedrin vollziehen ließ. Man hatte von ihm, von seinen Nachfolgern Kunde erlangen können von der Ausbreitung der neuen Lehre, von den dadurch entstandenen Kämpfen in der Synagoge.

Diese Kämpfe sollten bald in Rom selbst beginnen. Roms jüdische Gemeinde zählte, wie alle andern, manche Tempelpilger. Sie brachten die neue Lehre mit, und gewiß gab es bald Christgläubige unter ihnen. Sie blieben lange noch mit der Synagoge vereint, aber wie die Synagoge sich in strengere und laxere Parteien schied, so mußten die Glaubensunterschiede zwischen dem alten und dem neuen Bunde immer schroffer hervortreten. Der Anschluß vieler Nichtjuden an die christlichen Lehrsätze konnte den Bruch nur erweitern, wie er denn in Palästina selbst zu den Zerwürfnissen Anlaß gab, die in den ersten Zeiten den Frieden der Kirche störten.

Die Verfolgung unter Claudius, welche Juden und Christen zugleich betraf, und deren die Apostelgeschichte in dem Bericht von Paulus' Aufenthalt in Corinth, in dem Hause des aus Rom verwiesenen Juden Aquilas, Erwähnung thut, scheint eine vorübergehende gewesen zu sein. Bald sind die Vertriebenen wieder in Rom, und bis zu dem neronischen Brande ist von Maßregeln gegen sie nicht mehr die Rede. Nach größter Wahrscheinlichkeit bereits in Claudius' Zeit erscheint, von Corinth kommend, in Rom der Apostel, welchen der Herr zum Felsen seiner Kirche erwählt hatte, welchem er übergeben hatte die Schlüssel des Himmelreichs. Schon das erste Sendschreiben des römischen Bischofs Clemens an die Corinther, wahrscheinlich unter Domitian, wenn nicht früher verfaßt, stellte den Zeugentod Petrus und Paulus zusammen, auf welchen, mit Bezug auf Babylon, d. i. Rom, die Apokalypse anspielt. Von dem heiligen Irenäus an, dessen Lehrer Polykarpus zu den Füßen des Apostels Johannes gesessen, und welchem somit die Geschichte der Jünger des Herrn durch mündliche Mittheilung bekannt war, ist die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom bezeugt worden. Der bloße Umstand, daß keine andere Stadt, keine andere Kirche sich rühmt, den ersten der Apostel in seinen späteren Jahren, in Leben und Tod zu den Ihrigen gezählt zu haben, daß Roms Kirche sich ungeachtet des langen Aufenthalts und des glorreichen Wirkens des Apostels Paulus von Anbeginn an Petrus' Namen festgehalten und in ihm ihren Begründer erkannt hat, ist ein Beweis der Wahrheit, so sehr auch die Einzelheiten seines römischen Aufenthalts der bloßen, immer aber an bestimmte Oertlichkeiten geknüpften Ueberlieferung angehören mögen. Die Annahme, daß Petrus und Paulus zwei Mal in Rom waren, wird durch manche Umstände begünstigt. Der erste Aufenthalt dürfte dann in die Zeit nach der durch Herodes Agrippa im Jahre 44 erlittenen Verfolgung fallen, aus welcher der Apostel so wunderbar befreit ward. „Und er ging weg und begab sich an einen andern Ort.“ Die kurze Angabe der Apostelgeschichte deutet nicht an, wohin der Gerettete sich wandte. Aber die darauf folgenden Worte und die Bestrafung, welche der ergrimmte König über die Wächter verhängte, legt hinrei-

chendes Zeugniß ab, daß Petrus nicht in dem Reiche seines Bedrängers weilen konnte. Die Sage von Simon Magus' Zusammentreffen mit dem Apostel in Rom, wie Eusebius von Caesarea sie in seiner Kirchengeschichte hat, eine Sage, die unabhängig ist von der gleicherweise sehr alten Erzählung von dem Sturz des Samariers, gehört in diesen ersten Aufenthalt, welchen die Tradition als den Anfang des Bischofsamtes festhält. Daß der Magus in Judäa von dem Apostel gedemüthigt, sich nach Rom gewandt habe, in der Absicht, die alten Künste auf neuem Boden zu versuchen, hat nichts Unwahrscheinliches. Durch Herodes Agrippa's bald darauf erfolgten Tod fiel der nächste zwingende Grund von Petrus' Abwesenheit aus Palästina weg, und so mag er dahin zurückgekehrt sein und auf Wanderungen, die ihn, wie andere Apostel, weithin zur Verkündigung des Evangeliums führten, nördliche Gegenden, Antiochia, ja die Pontusländer besucht haben.

Ueber den Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Rom fehlt uns ein bestimmter Anhalt. Daß Petrus in Rom war, als Paulus dort gefangen anlangte, ist nicht anzunehmen, indem die Sendschreiben des Letzteren, in welchen er den Gefährten des Petrus Marcus nennt, des Mitapostels nirgends gedenken. Wahrscheinlich zog während Paulus' Reisen im Abendlande die wachsende Gefahr der christlichen Gemeinde Petrus wieder nach Rom. Das Sendschreiben an die namentlich im römischen Orient zerstreuten Christen mit seinen Mahnungen zum Gehorsam gegen die menschliche Ordnung, gegen den König als Oberherrscher, gegen die von ihm gesandten Statthalter, mit den Mahnungen zum guten Wandel unter den Heiden, welche Christi Anhänger als Uebelthäter verlästern, zur Reinigung der Seelen im Gehorsam der Liebe, zu ungeheuchelter Bruderliebe, mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit der Stärkung durch die Kraft des Glaubens in einer Zeit der Betrübniß durch mancherlei Anfechtungen, dies Sendschreiben, welches an einzelne kleinasiatische Gemeinden gerichtet, für die Gesammtheit bestimmt ist, gehört augenscheinlich den Tagen der beginnenden Bedrängniß an. Die miterwähnte Gemeinde in Babylon, mit deren Grüßen er schließt, ist die römische, zufolge einer bald vielgebrauchten Bezeichnung; in Rom war Marcus, auch Silvanus, dessen Petrus sich bei schriftlicher Abfassung wohl in ähnlicher Weise bediente, wie Paulus es mehrfach that.

Zuerst soll der Apostel im transtiberischen Viertel gewohnt haben, in der Nähe des Hauses, dessen Stelle nachmals die Kirche der heiligen Cäcilia einnahm. Dann zog er, heißt es, nach dem Vicus Patricius [in der esquilinischen Region, wo ein Senator Pudens ihn in seinem Hause jahrelang beherbergte. Böte die zwischen Viminal und Esquilin liegende Kirche Sta. Pudenziana auch nicht das künstlerische Interesse, welches ihr ungeachtet aller Erneuerungen geblieben ist, so wäre sie als der Ort, welchen die uralte Tradition einstimmig dem Gründer der römischen Kirche zur Wohnung anweist, ehrfurchtsvoller Betrachtung werth. Die Acta der heil. Praxedis, welche den Namen des Pastor, des Bruders Pius' I., tragen, und die Lebensbeschreibung dieses Letzteren erzählen, daß er, der um das Jahr 142 den römischen Stuhl einnahm, auf Bitten der gedachten Heiligen die im Vicus Patricius gelegenen Thermen des Novatus ihrer Schwester, der h. Pudenziana zu Ehren zu einer Kirche weihte und dort viele Bekenner des Glaubens taufte. Praxedis aber, Pudenziana und Novatus sollen von jenem Pudens stammen, dessen Grüße der h. Paulus am Schluß des zweiten Briefes an Timotheus seinem Mitstreiter sendet. Beträchtliche Mauerreste nebst einer großen Treppe, welche auf dem hier am Bergabhange abschüssigen Boden von dem untern Theil des Vicus Patricius, der heutigen Via di Sta. Pudenziana und Urbana, nach dem obern geführt haben muß, Bauwerke der flavischen oder antoninischen Epoche, weisen bei der Kirche auf die alte Beschaffenheit des Ortes hin. Während die christliche Ueberlieferung in dem als Capelle verwendeten linken Schiff den Altar des h. Petrus und den Brunnen zeigt, welcher das Blut zahlreicher Blutzeugen gesammelt haben soll, ist die, wie

es scheint, ursprüngliche Kirche in ihrem Haupttheile noch unversehrt erhalten und diente, heut theilweise verschüttet, vielleicht noch Jahrhunderte lang dem Cultus.

Nicht unter den Armen und Niedriggebornen allein verbreitete sich in Rom das Christenthum. Die Geschichte der Familie des Pudentes gehört ausschließlich der christlichen Tradition an, welche die Martyreracten vielfach ausgeschmückt hat. Aber Tacitus berichtet von einem Vorgang, der nur mit dem ersten Auftreten der neuen Lehre in der Hauptstadt in Verbindung gebracht werden kann, obgleich der Name dieser Lehre verschwiegen ist.

„Pomponia Graecina," so erzählt er in der Geschichte der neronischen Mißregierung, „eine hochstehende Frau, die Gemahlin des Plautius, welcher aus Britannien heimkehrend den Triumph erlangt hatte[1], wurde als fremden Aberglaubens schuldig verklagt und dem Urtheilsspruch ihres Gatten überantwortet. Nach alter Sitte hielt dieser in Gegenwart der Angehörigen Gericht über Ruf und Leben der Gattin und erklärte sie für schuldlos. Pomponia gelangte zu hohem Alter und lebte in steter Betrübniß. Nach dem Tode Julia's, der Tochter des Drusus, eines der Opfer Messalinens, trug sie vierzig Jahre lang stets das Trauergewand, war in keiner Stimmung als in der des trüben Ernstes. Unter Claudius zog ihr dies keine Ahndung zu, später gereichte es ihr zum Ruhme."

Der „fremde Aberglaube" ist offenbar das Christenthum, die vierzig in trübem Ernst verbrachten Jahre verkünden jene Stimmung, die sich in unheilvoller Zeit der Anhänger des neuen Glaubens bemächtigte und ihnen, wie wir sehen werden, als ein Widerspruch gegen die Anforderungen des Staates an die Bürger zum Verbrechen gemacht wurde. So ist Pomponia Graecina, die nach Tacitus' Erzählung im Jahre 58 vor Gericht gestellt wurde, und bis zu den Zeiten Domitians, zum Jahre 83, lebte, so daß ihre Annahme der christlichen Glaubenslehre in die allerfrüheften Anfänge der römischen Gemeinde gehört, die erste in der langen Reihe der Matronen, welche, zum Theil unter traditionellen Namen, die ihre Einfügung in die Geschichte der Geschlechter erschweren, in den Annalen des Ursprungs und der Ausbreitung des Christenthums im Abendlande glänzen.

Die Gemeinde bestand und blühete, als Der, welchen Jesus aus der Schaar der Verfolger erwählt hatte zum Vorkämpfer für seine Sache, in Rom erschien. Längst war Paulus in Beziehung zur römischen Kirche getreten. Als auch dieser Kirche die Mißhelligkeiten, welche Juden- und Heidenchristen trennten, gefährlich zu werden drohten, richtete er von Corinth aus jenen Brief an sie, welcher sie mahnen sollte, wie Juden und Heiden vor ihrer Berufung beide nur durch die Gnade und um der Verdienste Christi willen gerechtfertigt werden, nicht aber durch das Verdienst ihrer Werke, während er ihnen zugleich ihre Pflichten gegen sich selber, gegen ihre Nächsten, gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit einschärfte und sie aufforderte, jedem zu entrichten, was sie ihm schuldig seien, Steuer, dem die Steuer gebührt, Furcht, dem Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt. Derselbe Brief schildert die sittliche Versunkenheit des Heidenthums, das sie umgab, in all ihrer Nacktheit und Schmach. „Dieweil sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als Gott, noch ihm gedankt, sondern sind in ihrem Dichten übel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Die sich weise dünkten, sind zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild des vergänglichen Menschen und der Vögel, der Vierfüßer und der Schlangen. Darum hat Gott sie dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, so daß sie ihre eigenen Leiber schänden, sie, die Gottes Wahrheit verwandelt haben in Lüge und haben das Geschöpf geehrt und ihm gedient mehr als dem Schöpfer, der da gelobt ist in Ewigkeit." Schon als der Apostel diesen Brief schrieb, verkündigte er die Absicht, auf seiner Reise nach Spanien Rom zu besuchen, von dessen Gemeinde er sagt, man rede von ihrem Glauben in aller Welt. Vorher

ging er durch Macedonien nach Asien zurück und nach Jerusalem, wo die Juden aus Asien den Aufstand gegen ihn erregten, weil er wider das Gesetz, wider das Volk und wider den Tempel rede aller Orten, so daß die ganze Stadt bewegt ward durch den Zulauf des Volkes und nur römische Gefangenschaft ihn vor dem Tode rettete. Nichts fruchtete seine Verantwortung vor dem Volk und vor dem Rathe. So wurde er erst zu dem Landpfleger Felix geführt, der ihn zwei Jahre lang in der Küstenstadt Caesarea gefangen hielt, dann um das Jahr 60 zu Felix' Nachfolger Porcius Festus. Auf dessen Wunsch geschah es, daß Herodes Agrippa der Jüngere ihn vernahm, welcher mit seiner Schwester Berenice zum Besuch bei dem neuen Landpfleger in Caesarea eingetroffen war. Der Sohn des Freundes Caligulas und Claudius war seinem Oheim Herodes im Jahr 48 als König von Chalcis am Anti-Libanon nachgefolgt, eine Herrschaft, die er später mit der vormaligen Tetrarchie seines Großohms Philippus, den nördlichen Strichen Palästina's, vertauschte, welche durch einige benachbarte Landestheile vergrößert wurde. Auch die Würde des Opferkönigs war auf diesen Urenkel Herodes' des Großen übergegangen. Vor ihm hielt Paulus die Rede, an deren Ende der Römer ihm sagte, er rase; der schriftgelehrte jüdische König aber sprach: es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ werde. — Als römischer Bürger hatte der Apostel die Berufung an den Kaiser ergriffen, und so wurde er als Gefangener nach Rom eingeschifft.

In Puteoli stieg er an's Land. Christliche Brüder empfingen ihn dort: christliche Brüder aus Rom kamen ihm auf der appischen Straße entgegen, als er im Forum Appii, in Tres Tabernae, rastete. Wer heut den Weg daherzieht durch die pontinischen Sümpfe, auf allen Seiten die theils mit Waldung bedeckte, theils in üppige Weide verwandelte, theils als schlammiges, schilfbewachsenes Gewässer starrende Niederung, im Süden die scharfgeschnittene Kuppe des Vorgebirges der Circe über diese lautlose Gegend hinwegragend, längs ihrem Saum die prächtige Kette der Volskerberge mit ihren vielen eingenisteten Ortschaften — wie sollte der nicht des Apostels gedenken, welcher von den Centurionen bewacht, aber von Gläubigen umringt, Gott dankend und in Zuversicht sich Rom nähert? Hier wurde er dem Oberbefehlshaber überantwortet, vielleicht dem Präfecten des Prätorium Afranius Burrus. Er ward untergebracht in einer wahrscheinlich in der unmittelbaren Nähe des Wachtpostens des kaiserlichen Palastes gelegenen Miethswohnung, eine Kette tragend und einem Kriegsknecht anvertraut, der seiner hütete, dabei war ihm aber gestattet, mit den Leuten seines Volkes zu verkehren und mit Allen, die ihn sehen wollten.

Die Ueberlieferung verlegt seine Wohnung und die seines Gefährten, des h. Lucas, nach der Stelle, wo später die Kirche Sta Maria in via lata erbaut ward, und das Oratorium, zu welchem man aus der Vorhalle der Kirche hinabsteigt, mit Mauern von Travertinquadern, die einst wohl einen Theil des Bogenganges der Septa bildeten, wird als der Ort verehrt, wo die Apostelgeschichte und das dritte Evangelium geschrieben sein sollen. In einer römischen Wohnung predigte Paulus zahlreichen Juden das Reich Gottes; Diese glaubten, Jene wandten sich ab, und sie haderten mit einander wegen des Vernommenen. Hier schrieb er den Brief an die Philipper, in deren Stadt er einst mit Silas in den Kerker geworfen, aber wunderbar befreit worden war, und eine Gemeinde gegründet hatte, die ihm während seiner römischen Gefangenschaft Unterstützung sandte. Auch der Brief an die Colosser, welcher den überspannten Ritualforderungen und gnostischen Spitzfindigkeiten Einzelner entgegentritt, jener an Philemon, vielleicht der Hebräerbrief, gehören der ersten Gefangenschaft an, welche zwei Jahre währte. Wahrscheinlich waren es die Jahre 61 bis 63. Eine Kirche im Rione der Regola, nicht fern vom Tiber, bewahrte lange den Namen der Schule des h. Paulus von der Tradition, die ihn dort lehren ließ.

Daß der Apostel während dieser Zeit mit Seneca bekannt ward, gewinnt Wahrscheinlichkeit durch die auffallende Harmonie vieler Ansichten des Philosophen

mit der christlichen Lehre. Daß in dem kaiserlichen Hause Gläubige waren, ergiebt sich aus dem Schlusse des Philipperbriefes. Die meisten der in den Sendschreiben vorkommenden Namen sind griechisch, und der Glaube hat sich ohne Zweifel weit früher unter den Orientalen verbreitet als unter den eigentlichen Römern, denn die römischen Namen selbst deuten nicht immer mit Gewißheit auf römischen Ursprung. Sind auch die meisten Namen fremde, so schließt dies die Anwesenheit von Christen in Claudius' und Nero's nächster Umgebung nicht aus. Seneca aber, abgesehen von seinem Eifer philosophischer Forschung, mochte schon durch seinen Bruder M. Annaeus Novatus, nach seinem Adoptivvater Junius Gallion genannt, auf den gelehrten und beredten Juden von Tarsus aufmerksam gemacht worden sein, dessen Lehre die Synagogen und Städte Syriens, Kleinasiens, Griechenlands in Bewegung setzte. Denn Gallion war Proconsul in Achaia, als um das Jahr 54 die Juden von Corinth den Apostel vor seinen Richterstuhl führten, von welchem der Römer ihn wie seinen Ankläger wegsandte, weil er nicht Urtheil sprechen wollte in einer Sache, die ihre Lehre und ihr Gesetz betraf. Wenn somit die historischen Facta der Annahme persönlicher Beziehungen zwischen dem Apostel und dem Philosophen nicht widersprechen, so verleiht die Uebereinstimmung namentlich in moralischen und politischen Tendenzen dieser Annahme zwiefaches Gewicht. Der Einfluß des Christenthums auf die römische Philosophie bei seinem frühesten Erscheinen auf römischem Boden, dessen Vorhandensein alle Berichte selbst durch erdichtete Documente nachzuweisen suchten, ist auch in neuester Zeit wieder vielfach übertrieben und dadurch das Gebiet der antiken Philosophie willkürlich beschränkt worden. Aber dieser Einfluß kann doch nicht geleugnet werden. Nicht etwa der Drang zum Monotheismus, schon aus bloßer Uebersättigung an dem polytheistischen Wirrwarr, weist auf solche Einwirkung hin, denn für eine Reinigung des Gottesbegriffs durch Annahme der Einheit wirkten die griechischen philosophischen Systeme schon in der republikanischen Zeit. Wohl aber kommen hier ethische Lehrsätze in Betracht. Die Spuren einer Kenntniß der christlichen Lehre sind bei Seneca so deutlich, daß man wohl begreift, wie manche der Kirchenväter in Seneca einen dem Christenthum nahestehenden, mehr als halbgewonnenen Geist wahrnehmen konnten. Denn Seneca war es, der die heidnische Weisheit Roms nicht nur am meisten vergeistigte, sondern auch durch dieselbe den Bessern seiner Zeit Muth zur Entsagung einflößte, aus derselben nach allen seinen Irrungen selbst Muth und Trost und Beruhigung schöpfte, der Alle, Knechte, Freigelassene, Könige, zur Freiheit durch die Tugend berief, der Alle für sündhaft hielt wider das Gesetz, der schrieb, man solle so denken, als schlösse die Menschenbrust einen Zeugen ein, der das Bestreben nach dem Göttlichen für wahren Gottesdienst erklärte und diesen Dienst in des Menschen frommem und rechtem Willen sah. Wer weiß, ob dieser Mann in seinen letzten Stunden zu der Einsicht gelangt, daß er als Erzieher, als Moralist und Staatsmann ein Gebäude ohne Fundament aufgeführt hatte, welches ihn in seinem Einsturz erschlug, nachdem er alle moralische Qualen erduldet hatte, die aus der unseligen Stellung hervorgingen, in welche er durch seine Nachgiebigkeit gegen Tendenzen und Handlungen, die sein Bewußtsein verdammte, gerathen war — wer weiß, ob dieser Mann sich nicht mehr denn je der Wahrheit zugewandt hat, als er sich des Widerspruchs zwischen seinem innern bessern Sein und den Bedingungen seiner äußern Lebenspraxis längst und vollständig im schmerzlichen Rückblick bewußt geworden war! —

So trat das Christenthum in Rom auf: so wirkte alsbald nach seinem Erscheinen seine Lehre auf die heidnische Welt. Die persönliche Berührung mit ihm war nicht nöthig zu diesem Einfluß; sein Schatten genügte wie der Schatten des Apostels in Jerusalem die auf den Platz getragenen Kranken heilte. Die christliche Lehre verbarg sich nicht, in Rom so wenig vor der höchsten Gewalt wie in Jerusalem und Caesarea vor Hohepriester, König und Landpfleger. Paulus sprach vor Herodes Agrippa: „Der Kö-

nig weiß dies, zu dem ich zuversichtlich rede. Nichts davon, erachte ich, ist ihm verborgen, denn nichts von allem diesem ist im Winkel geschehen." Und an die Philipper schrieb er: „Meine Bande sind offenbar geworden in Christo im ganzen Prätorium und bei allen anderen, und viele Brüder in dem Herrn haben aus meinen Banden Zuversicht gewonnen, daß sie kühner das Wort reden ohne Scheu." Das Christenthum lehrte nichts, was sich zu verbergen brauchte. Es schrieb vor, zu wandeln mit Demuth und Liebe. „Sündiget nicht, die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorn. Jede Bitterkeit und Zorn und Groll und Zänkerei und Lästerung sei ferne von euch sammt aller Bosheit. Seid gegen einander milde und herzlich, verzeihet einer dem andern." Es ermahnte die Knechte, ihren leiblichen Herrn gehorsam zu sein in Furcht und Zittern, nicht allein den guten, sondern auch den schlimmen; die Armen, des Reichen Gut zu achten und der ihnen bestimmten Gabe zu harren; die Bürger, große wie kleine, der Obrigkeit unterthan zu sein, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Zugleich aber ermahnte er die Herren, das Dräuen gegen die Knechte zu lassen, weil auch der Herr im Himmel sei, bei dem kein Ansehen der Person gelte; die Reichen, zu bedenken, daß es nicht recht ist, sich zu Richtern aufzuwerfen und bösen Unterschied zu machen; die Fürsten, sich zu erinnern, daß Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit ihnen noth thue.

Das Christenthum fürchtete nicht und verbarg sich nicht. Schon in dem Römerbriefe hatte Paulus geschrieben: „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber angebrochen." Unter den Armen und Demüthigen war es emporgekommen: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, heißt es im ersten Sendschreiben an die Corinther; nun zog es Weise, Gewaltige, Edle an. Wie aber konnte eine Lehre, die so offenbar war, die das bürgerliche Gesetz und die politische Verfassung des Römerreichs so bereitwillig anerkannte und deren Befolgung einprägte, einen Sturm gegen sich heraufbeschwören, wie die neronische Verfolgung war?

Die Frage ist auf verschiedene Weise, doch nie ganz genügend beantwortet worden. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie eine Gemeinde, die sich erst seit einigen Jahren gebildet hatte, die sich der den bisherigen römischen Grundsätzen entsprechenden allgemeinen Toleranz erfreute und von dem römischen Gesetz, dem Fundament des Weltfriedens des Reiches, gegen den wild verfolgungssüchtigen Pharisäismus geschützt worden war, vor der unendlichen Majorität des Heidenthums aber kaum bemerkt verschwand — wie diese Gemeinde in der kurzen Frist von zwei bis drei Jahren, von Paulus' Ankunft bis zum Brande, Gegenstand eines solchen allgemeinen Hasses und Abscheues werden konnte, wie Tacitus ihn beschreibt. Es reicht nicht aus, anzunehmen, daß Tacitus' und Suetonius' Farben der Palette späterer Zeit entnommen sind, daß die Christen der trajanischen Epoche Gegenstand des Verdachts, Argwohns, Hasses der die Gefahr ahnenden Staatsreligion, den Historikern vorschwebten, als sie die neronischen Gräuel schildern.

Das Räthsel löst sich, wenn man sich die erste Verfolgung als gegen Juden und Christen gerichtet denkt. Juden und Christen bildeten für das Reich und sein Recht Eine Genossenschaft. Beide galten als Bekenner des Judaismus, beide beteten denselben Gott an, beide besuchten noch dieselben Versammlungsorte. „Ihr Männer, meine Brüder," sprach Paulus zu den „Angesehensten der Juden", die in Rom bei ihm zusammenkamen. Das Christenthum war — in den Augen der Römer — nur eine Secte des Judenthums. So hatten die Römer es immer angesehen. „Da es eine Streitfrage ist über Lehre und Namen und euer Gesetz, möget ihr selber zusehen: darüber will ich nicht Richter sein." So hatte Gallion zu Paulus' Anklägern gesprochen. „Die Anklage betrifft Streitfragen ihres Gesetzes" hatte Claudius Lysias an den Landpfleger Felix geschrieben. „Der Mann ist Rädelsführer der Secte der Nazarener" lautete Tertullus Klage gegen Paulus. „Es waren Streitreden, die sie führten über ihre Glaubenslehren .... über die ich nicht zu erkennen wußte," hatte Porcius Festus zu Herodes Agrippa

geredet. Die von dem römischen Gesetz gewährte Duldung des Judenthums schloß das Christenthum ein. In gleichem Maße aber betrafen Unterdrückungs- und Strafmaßregeln Christen wie Juden. Die Juden, die des Messias harrten und in ihrer leidenschaftlichen Ungeduld mit einander hadernd tumultirten, die Christen, die verkündeten, der Messias sei schon auf Erden erschienen und habe das Reich Gottes gegründet, und dadurch Mißhelligkeit unter den Juden erregten und sich schon von der Synagoge schieden, sie waren für die Masse der Römer dieselben. Und als nun Nero, in seiner wahnsinnigen Wuth aber zugleich in seinem Bestreben, dem Murren des Volks ein Ende zu machen, indem er ihm eine andere Richtung gab, nach Opfern griff, fand er diese unter den unruhigen Orientalen. Aus der Erzählung des Tacitus, so behutsam man sie gebrauchen muß, geht hervor, daß diese Opfer in zwei Klassen zu theilen sind. Die zuerst Angeklagten klagten ihrerseits Andere an. Der Haß der Juden gegen die Bekenner des neuen Glaubens, in denen sie Abtrünnige von der Synagoge sahen, ein Haß, der in der hartnäckigen von Palästina nach Rom reichenden Verfolgung Paulus' durch die pharisäischen Eiferer sich in seiner Persönlichkeit darstellt, mochte beide in dasselbe Schicksal verwickeln. Schon in Thessalonien, bei des Apostels erster Anwesenheit auf griechischem Boden, war der Ruf erschollen: „Diese, die den Erdkreis erregen, sind auch hierher gekommen. Sie thun wider des Kaisers Gebot und sagen, ein Anderer sei König, Jesus." — Die römischen Historiker sprachen in denselben Ausdrücken von Juden und Christen, indem sie des auf sie geworfenen Hasses erwähnen.

Paulus war, so scheint es, nicht in Rom, als die neronische Verfolgung begann. In keinem der späteren Sendschreiben liest man eine Anspielung auf dieselbe. Darf man nach den Namen in den Columbarien claudischer Freigelassenen urtheilen, so scheinen manche der vom Apostel Genannten nicht den Märtyrertod gestorben zu sein. Seine nahe Befreiung aus der Gefangenschaft deutet Paulus in dem Philipperbriefe an, klarer in dem Schreiben an Philemon, an dessen Schlusse er ihn bittet, ihm eine Herberge zu bereiten, indem er hoffte, daß er durch das Gebet der Gemeinde in seinem Hause ihnen geschenkt werde. Die zweijährige Gefangenschaft muß im Jahr vor dem Brande zu Ende gewesen sein. So nehmen wenigstens Diejenigen an, welche überhaupt für eine zwiefache Gefangenschaft sich aussprechen, statt die Begebenheiten näher an einander zu reihen und den Apostel in Rom verweilen zu lassen, wo die neronische Verfolgung ihn erreicht hätte. Wahrscheinlich besuchte er nochmals Griechenland und Kleinasien und machte eine bereits beabsichtigte Reise nach Spanien, bevor er, nochmals gefangen, inmitten der zunehmenden Aufregung, in Rom den Tod des Blutzeugen starb. Diesen Tod erwartete er, als er den zweiten Brief an Timotheus schrieb, des Evangeliums wegen gefesselt wie ein Verbrecher, von Manchen verlassen und übel behandelt. „Ich werde schon geopfert und die Zeit meines Hinganges ist gekommen. Ich habe den guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten Der Herr wird mich erlösen von allem Uebel und aushelfen zu seinem himmlischen Reiche."

Nicht Paulus allein ward diese Erlösung zu Theil: auch Petrus' Lebensende war herangenaht. Der Auferstandene hatte einst am See von Genezareth zu Simon Petrus gesprochen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hinwolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken und ein Anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst." „Das Wort", fügt der Evangelist hinzu, „der es hörte, „sollte deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde." „Ich weiß", schrieb der Apostel in seinem zweiten Briefe, „daß ich meine Hütte bald ablegen muß, wie mir unser Herr Jesus Christus eröffnet hat. Ich will aber mich mühen, daß ihr allenthalben habet nach meinem Abschied solches im Gedächtniß zu halten."

Nero.*

Nero läßt Rom anzünden.

Ihm, dem mittelsten der auf Augustus folgenden schlechten Kaiser, widmen wir einen besonderen Abschnitt.

Der Senat hatte der durch die Soldaten ausgerufenen Wahl zugestimmt, weil er sich von dem durch den berühmten Seneca und den sittlich strengen Präfecten Burrus erzogenen Nero ein mildes Regiment versprach, das dieser auch in einer Rede vor den Vätern in Aussicht stellte. Dieser Erwartung entsprachen die ersten fünf Regierungsjahre Nero's, in denen er lediglich bestätigte, was seine früheren Erzieher ihm in Bezug auf die

* Nach H. Ruckgaber, Universalgeschichte, mit einem Zusatze aus J. J. J. Döllinger, Christenthum und Kirche, und W. Pütz, Histor. Darstellungen.

Leitung der Landesangelegenheit verschlugen, um für sich dem Vergnügen nachzugehen. Wie hätte aber eine Agrippina jenen Männern für immer eine so bedeutende Stellung zu gönnen vermocht! Hatte sie doch ihrem Sohn hauptsächlich deswegen durch blutige Thaten zum Throne verholfen, um über ihn und durch ihn zu herrschen und ihre Leidenschaften ungestört zu befriedigen. Als sie ihr Ziel nicht erreichte, wollte sie sich wenigstens durch strenge mütterliche Beaufsichtigung des Privatlebens ihres Sohnes entschädigen. Das hofmeisternde Wesen der Mutter aber behagte dem Sohne nicht und machte ihn gegen sie nur widerspenstig. Da drohete sie, den wirklichen und rechtmäßigen Erben des Thrones zum Kaiser zu erheben. Dies brachte Nero zu dem Entschlusse, Britannicus aus dem Wege zu räumen. Die Giftmischerin Locusta, die bei dem Morde des Claudius thätig gewesen war, mußte Jenem ein schnell wirkendes Gift bereiten, das ihm bei der Tafel beigebracht wurde und seinen Tod auch sofort bewirkte. Nero fröhnte nun ungescheuter noch seinen Lüsten, durchschwärmte Nachts mit seinen Genossen die Straßen und schlechten Häuser Roms und verübte niedre Schandthaten aller Art. Bessere Empfindungen, die sich gelegentlich in ihm regten, wurden von den tollen Gesellen, denen er sich ergeben hatte, jedesmal wieder hinweg gespottet. Noch aber litt der Staat nicht unter den Ausschweifungen des jungen Kaisers, da tüchtige Männer die Verwaltung immer noch in der Hand hielten.

Eine andere Frau sollte nun den nächsten Anstoß zu vielem Unheil für Nero und das Land abgeben. Es war Poppäa Sabina, die Gemahlin des römischen Ritters Rufus Crispinus. Dieses in allen Buhlkünsten bewanderte Weib verlockte den Lustgenossen Nero's, den nachmaligen Kaiser Otho, daß er sie nach erfolgter Scheidung von ihrem Manne heirathete, um durch ihn einen Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen, ja ihre Wünsche gingen dahin, die Gemahlin Nero's zu werden. Da sie aber der Meinung war, das letztere Ziel nicht erreichen zu können, so lange Agrippina lebte, so setzte sie alle Mittel in Bewegung, bis sie den Kaiser zu dem gräßlichen Entschlusse des Muttermordes brachte. Bei Gelegenheit eines Festes, das Nero in Bajä feierte, führte er seine Mutter anscheinend voll kindlicher Ergebenheit auf ein für sie geschmücktes Fahrzeug, welches so gebaut war, daß es durch einen auf einer bestimmten Stelle ausgeführten Druck auseinanderfallen mußte. Voll ängstlicher Erwartung harrete er der Todesbotschaft. Da erschien einer seiner Vertrauten und brachte ihm die Nachricht, daß das Schiff zwar auseinandergegangen sei, die Mutter sich aber durch Schwimmen gerettet habe. Er befahl nun, die Mutter niederzuhauen und erließ ein Schreiben an den Senat, in dem er sagte, seine Mutter habe gegen ihn einen Meuchelmord versucht, und als dieser fehlgeschlagen, sich aus Wuth und Verzweiflung selbst entleibt. Vom Senat wurden Dankgebete in den Tempeln angeordnet, und der Kaiser zog, von der Bevölkerung jubelnd begrüßt, in Rom ein.

Nun, auch der belästigenden Beaufsichtigung der Mutter baar, gab sich Nero der rücksichtslosesten Befriedigung seiner Liebhabereien hin. Zu diesen gehörte das Wagenlenken und das Citherspiel mit Gesang. Rom sah nun seinen Herrscher in einem eigens dazu erbauten Circus auftreten. Als Dichter trug er ohne Kampf über alle Sänger den Sieg davon, weil keiner für würdig genug befunden wurde, sich mit dem Kaiser zu messen. Ebenso wurde er bei den von ihm gestifteten Neronien, Festspielen, als Sieger der Beredtsamkeit ausgerufen. Burrus und Seneca boten zwar Alles auf, um den Kaiser vor Selbstentwürdigung zu bewahren, vermochten es aber nur zu bewirken, daß er nicht in öffentlichen Theatern auftrat. Als endlich Burrus gestorben war (ob an Gift oder eines natürlichen Todes, ist ungewiß), und mit dem Tode desselben auch Seneca's Einfluß auf Nero sein Ende erreicht hatte, sanken auch die letzten Schranken für denselben, und er reifte nunmehr zum vollendeten Wüthrich heran.

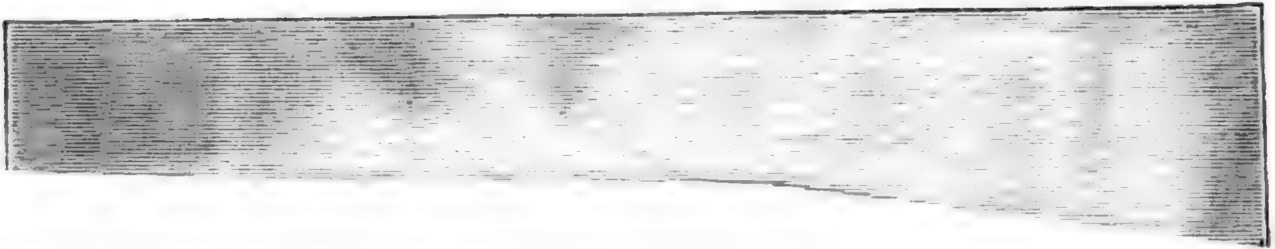
Die Buhlerin Poppäa hatte ihr Ziel erreicht: Nero sandte seiner edlen Gemahlin Octavia den Scheidebrief und

heirathete Jene. Doch Poppäa begnügte sich damit noch nicht. Sie setzte so gräuliche Verleumdungen ihrer kaiserlichen Vorgängerin in Scene, daß Nero diese verbannte, ja sie kurz darauf tödten ließ. Wieder ordnete der Senat Dankgebete in den Tempeln an, das Volk aber, das an die verbreiteten Verleumdungen nicht glaubte, bejammerte in der Stille den Tod der edlen, erst zwanzigjährigen Frau.

Nun gerieth Nero auf den Gedanken, die Hauptstadt, deren enge und krumme Straßen ihm zuwider waren, niederbrennen zu lassen, um auf ihren Trümmern eine schönere zu bauen und nach seinem Namen „Neronia“ zu benennen. Eine ungeheure Feuersbrunst, die am 19. Juli des Jahres 64 ausbrach, legte in sechs Tagen und sieben Nächten von den vierzehn Quartieren Roms drei in Asche und zerstörte sieben zum größeren Theile. Während das entsetzte Volk in die Grabstätten flüchtete, schauete Nero von einem Thurme dem Brande zu, war entzückt über die schauerliche Pracht der Flammen und sang dazu unter Begleitung der Cither ein Gedicht, welches er selber verfertigt hatte: die „Eroberung Troja's“ benannt. Nach dem Brande durfte der Schutt nur durch seine Leute weggeräumt werden, damit ihm keine Gelegenheit zu Raub und Plünderung entginge.

Da man den Kaiser allgemein für den Anstifter des Brandes hielt, sah dieser sich nach Personen um, denen er die Schuld des Frevels zuschieben könne. Daß er auf die Christen verfiel, geschah wahrscheinlich unter jüdischem Einfluß. Denn er war von jüdischen Magiern und Wahrsagern umgeben, die ihm nachher auch, an die Messiaserwartung anknüpfend, einredeten, daß er nach erfolgtem Sturze Beherrscher von Jerusalem werden und von dort aus zu seiner frühern Macht gelangen würde. Zuerst wurden Einige ergriffen, die sich als Christen bekannten, und auf ihre, ohne Zweifel durch die Folter erpreßten Angaben hin bemächtigte man sich einer großen Menge Anderer, welche nun hingerichtet wurden. Theils kreuzigte man sie, theils ließ man sie in Thierfelle eingenäht von Hunden zerfleischen, oder sie wurden in Gewändern, welche in brennbare Stoffe eingetaucht waren, Nachts als Fackeln in den kaiserlichen Gärten verbrannt. Von Rom aus verbreitete sich die Verfolgung wahrscheinlich auch in einzelne Provinzen, denn nachdem einmal die Hinrichtungen um des Brandes willen begonnen hatten, wurden, wie Tacitus sagt, Andere, ohne der Brandstiftung schuldig zu sein, ums Leben gebracht, weil sie durch den auf ihnen lastenden Haß todeswürdig erschienen.

Unter Nero entstand auch das umfangreichste Bauwerk in Rom, von dem uns Guhl und Koner Folgendes berichten: Aus einer fast an Wahnsinn grenzenden Baulust hervorgegangen, vereinigte dies auf dem Palatin belegene, aber von dort durch Uebergangsbauten auch auf andre Hügel, wie z. B. auf den Esquilin, sich erstreckende „goldene Haus Nero's“, wenn man es anders nicht vielmehr als eine Stadt zu bezeichnen hat, Alles, was überhaupt zu den Bedürfnissen oder Reizen des öffentlichen und Privatlebens bisher ersonnen war. Nero stattete diese gewaltigen Anlagen zugleich mit einem so unerhörten Luxus aus, daß die späteren Kaiser darin nur ein vermessenes und frevelhaftes Beginnen zu erkennen vermochten, und das in seiner Vereinigung der mannigfachsten Bauten vielleicht nie wieder erreichte Denkmal künstlerischer Tyrannenlaune vom Erdboden vertilgen ließen. Denn nicht nur, daß Felder und Weinberge, Waldungen und Seen in dem Umfange des Palastes lagen, die Beschreibung der Baulichkeiten (der Vorhof war mit dreifachen Säulenhallen umgeben und umschloß den 120 Fuß hohen Bronzekoloß des Kaisers selbst) und der dabei verwendeten Materialien, wie Gold, Elfenbein, Perlen und Edelsteine, sowie die Fülle der aus vielen Orten Griechenlands gewaltsam herbeigeführten Kunstwerke, scheint über allen und jeden Maßstab der Veranschaulichung, geschweige denn der Restauration, hinauszugehen. Zu bemerken ist, daß der palatinische Hügel, welcher wenigstens den Haupttheil des goldenen Hauses trug, auch späterhin Sitz der kaiserlichen Residenz geblieben ist, und daß zahlreiche Trümmer auf demselben der Phantasie reichen Anlaß bieten, sich die, wenn auch nicht so über-



Nero als Schauspieler.

heirathete Jene. Doch Poppäa begnügte sich damit noch nicht. Sie setzte so gräuliche Verleumdungen ihrer kaiserlichen Vorgängerin in Scene, daß Nero diese verbannte, ja sie kurz darauf [illegible]
Wieder ordnete [illegible]

taucht waren, Nachts als Fackeln in den kaiserlichen Gärten verbrannt. Von Rom aus verbreitete sich die Verfolgung wahrscheinlich auch in [illegible]

Nero als Schauspieler.

triebenen, doch immer äußerst prachtvollen Wohnungen der folgenden Kaiser zu vergegenwärtigen.

Um seine Kassen zu füllen, organisirte Nero ein Raubsystem über das Land. Die Folge der maßlosen Plünderungen war die Pisonische Verschwörung. Sie wurde entdeckt, und es erfolgten viele Todesurtheile. Unter den Verurtheilten befand sich auch Seneca, obgleich nicht erwiesen war, daß er mit Piso gemeinsame Sache gemacht habe. Es fielen auch der Dichter Lucanus und eine große Zahl edler und angesehener Männer.

Endlich führte Nero einen längst gehegten Entschluß aus: er ging mit seiner Schaar von 5000 abgerichteten Claqueurs, bestehend aus Rittern und Plebejern, nach Griechenland. In allen griechischen Städten, welche Kampfspiele hatten, rang er als Wettfahrer, Cither- und Schauspieler um Kränze und trug natürlich stets den Sieg davon. Ueberall wurde er mit dem Ruf begrüßt: „Nero, pythischer, olympischer All-Sieger!“ — Zum Dank verkündete Nero auf den isthmischen Spielen den Griechen die Freiheit. Auch suchte er durch großartige Bauten sich in Hellas zu verewigen. So sehr er sich aber einerseits dankbar gegen die kunstsinnigen Griechen zeigte, so arg mißhandelte er sie andrerseits, indem er Griechenland ohne Schonung ausplündern, viele reiche Leute hinrichten und deren Erben fortjagen ließ.

Inzwischen schlug der Proprätor Julius Vindex den Römern, die ihm einstimmig beipflichteten, den Statthalter von Spanien, Sulpicius Galba, zum Kaiser vor, als welcher derselbe auch sogleich vom Heere ausgerufen wurde.

Nero kehrte nach Rom zurück, nach Aufhebung verschiedener Pläne, denen gemäß er bald den Senat ermorden, bald aufs Neue Rom anzünden, bald nach Alexandrien fliehen wollte, um sich dort durch seine Kunst zu ernähren. Endlich hatte er beschlossen, in Rom zu bleiben und den Kampf seinen Führern zu überlassen. Als er aber vernahm, daß auch diese von ihm abgefallen seien, begriff er, daß seine Herrlichkeit ihr Ende erreicht habe. Er floh aus der Stadt, die ihn verfluchte. Mit verhülltem Haupte auf einem Pferde sitzend, jagte er einem Gute des Freigelassenen Phaon zu. Unterweges erschreckte ihn Erdbeben und Gewitter, auch vernahm er das Geschrei der empörten Soldaten aus dem nahen Lager. Nachgesandte Reiter fanden ihn an einer hinteren Mauer des Landgutes. Als man in ihn drang, sich der ihm bevorstehenden Beschimpfung durch freiwilligen Tod zu entziehen, rief er weinend: „Welch' ein Künstler stirbt in mir!“ Mit Hülfe seines Geheimschreibers stieß er sich einen Dolch in die Kehle. Seine hervortretenden starren Augen flößten den Herzutretenden noch Entsetzen ein.

Seneca, der Philosoph, und sein Ende.*

Des Burrus Tod brach Seneca's Einfluß, weil das Streben der Redlichen an Kraft eingebüßt hatte, als der eine, sozusagen Anführer derselben, todt war, und Nero sich zu den Schlechten hinneigte. Diese griffen Seneca mit mancherlei Beschuldigungen an, als ob er sein großes, den Privatstand überschreitendes Vermögen noch vergrößere, die Volksgunst auf sich lenke, auch durch die Anmuth seiner Gärten, die Pracht seiner Landhäuser den Fürsten gleichsam überbiete. Ferner warf man ihm vor, er maße sich allein den Ruhm der Beredtsamkeit an und schreibe häufiger Gedichte, seit Nero Liebhaberei dafür gefaßt habe. Unverhohlen sich ärgernd über Nero's Ergötzungen, verkleinere er dessen Stärke im Rosselenken und bespöttele seine Stimme, so oft er singe. Wie lange solle Nichts im Gemeinwesen ruhmwürdig sein, wovon nicht Er als Erfinder gelte? Wahrlich,

* Nach Gerlachs Tacitus.

Nero's Kindheit sei zu Ende, die Jugendkraft vorhanden; möge er denn sich des Lehrmeisters entledigen; treffliche Muster zur Bildung habe er genug an seinen Ahnen.

Aber Seneca, nicht unkundig seiner Beschuldiger, die ihm von solchen entdeckt wurden, denen noch das Gute am Herzen lag, und weil der Caesar seinem Umgange immer mehr auswich, bat um gelegene Zeit zu einer Unterredung und hub, als er sie erlangt hatte, also an: Vierzehn Jahre sind es, Caesar! seit ich deiner aufkeimenden Jugend zugesellt ward, und acht Jahre, seit du die Herrschaft führst. In dieser Zwischenzeit hast du mit so viel Ehren und Gütern mich überhäuft, daß meinem Glücke nichts fehlt, als dessen Mäßigung. Große Beispiele will ich anführen, nicht aus meinem Stande, sondern aus dem deinigen. Dein Urahnherr Augustus gestattete dem Marcus Agrippa einen stillen Wohnort in Mitylene, dem Cajus Mäcenas in der Stadt selbst gleichsam eine ausländische Ruhestätte. Der Eine derselben, sein Kriegsgenosse, der Andere, zu Rom noch mehr von Geschäften bedrängt, hatten zwar reichliche, doch ihren ungemeinen Verdiensten angemessene Belohnungen erhalten. Welch' andern Dienst konnt' ich dir darbringen, als meine Studien, sozusagen im Schatten auferzogen, auf welche dadurch ein Glanz fiel, daß sie deine jugendlichen Versuche leiteten. Schon damit bin ich reichlich belohnt. Du hingegen überschüttest mich mit unendlicher Gunst, mit unermeßlichem Reichthum, so daß ich oftmals bei mir selbst überlege: bin ich's, aus dem Ritterstand, aus einer Provinzstadt entsprossen, der den Ersten des Staates beigezählt werde? Unter Adeligen, die eine Reihe preiswürdiger Ahnen zählen, hab' ich, ein Neuling, mich so emporgeschwungen? Wo ist mein voriger Sinn, der mit so Mäßigem sich begnügte? Legt er solche Gärten an, wandelt er in diesen Prachthäusern nahe der Stadt, in diesen weiten Ländereien umher und schwelgt in reichlichen Einkünften? Nur eine Entschuldigung kommt mir zu Statten, daß ich deinen Wohlthaten nicht widerstehen durfte. — Doch wir haben Beide das Maß erfüllt; du gabst, soviel ein Fürst dem Freunde gewähren kann; ich empfing, soviel ein Freund vom Fürsten annehmen darf. Das Weitere mehrt nur den Neid. Zwar liegt dieser, wie alles Sterbliche, unter deiner Würde; aber auf mir lastet er, ich bedarf der Hülfe. Gleichwie ich im Felddienst oder auf der Reise ermüdet mir eine Stütze erbäte, so ruf' ich auf meinem Lebenswege als Greis, auch den leichtesten Beschwerden nicht mehr gewachsen, weil ich meine Reichthümer nicht ferner zu ertragen vermag, deinen Schutz an. Laß meine Habe durch deine Procuratoren verwalten, schlage sie zu deinem Vermögen. Nicht in Dürftigkeit will ich mich stürzen, aber hinlegen den Glanz, der mich blendet, und die Zeit, die ich von Besorgung meiner Gärten und Landhäuser erübrige, werd' ich auf meinen Geist verwenden. Du besitzest Jugendkraft und so viele Jahre hindurch eigene Anschauung im Lenken des Staatsruders; wir älteren Freunde können dir Ruhe gewährleisten. Auch das wird dir zum Ruhme gereichen, daß du Solche zum höchsten Gipfel erhobst, die sich in den Mittelstand zu schicken wissen.

Hierauf erwiederte Nero ungefähr Folgendes:

Daß ich auf deine überdachte Rede sogleich entgegne, schon das hab' ich dir zu danken, da du mich gelehrt hast, nicht blos vorbereitet, sondern auf der Stelle mich auszusprechen. Mein Urahn Augustus vergönnte dem Agrippa und Mäcenas nach ihren Anstrengungen den Ruhestand, aber er befand sich grade in dem Alter, daß sein Ansehen Alles, was und wie er's ihnen gewährt hatte, rechtfertigen konnte; dennoch entzog er Beiden die einmal gemachten Schenkungen nicht. Wohl hatten sie solche in Krieg und Gefahren verdient, denn unter diesen verfloß des Augustus Jugend. Auch mir wärst du mit Schwert und Arm beigestanden, hätt' ich die Waffen zu führen gehabt. Aber, wie die vorhandene Lage erheischte, hast du mit Einsicht, Rath und Belehrung meine Kindheit, dann meine Jugend ausgebildet. Deine Wohlthaten gegen mich werden dauern, so lange ich das Leben friste; was du von mir

haft, Gärten, Einkünfte, Landsitze, ist dem Zufall ausgesetzt; mag dieses auch viel scheinen, so haben Manche, die dir an Talenten keineswegs gleichkommen, mehr besessen. Ich schäme mich, Freigelassene anzuführen, die man in größerem Reichthum erblickt; ja es macht mich erröthen, daß du, der Erste in meiner Liebe, noch nicht Alle an Glücksgütern übertriffst. — Jedoch auch dein Alter ist noch rüstig, der Besitzthümer und ihres Genusses fähig. Ich trete erst die Laufbahn als Herrscher an; ausgenommen, du wolltest dich geringer achten als den Vitellius mit seinem dreimaligen Consulat, oder geringer als Claudius. Freilich so viel, als dem Volusius seine langjährige Sparsamkeit erwarb, kann meine Freigebigkeit gegen dich nicht aufbringen. Wenn ich etwa auf der Jugend schlüpfriger Bahn abirre, so rufe du mich zurück und lenke die durch deine Beihülfe gehobene Kraft nur desto eifriger. Nicht von deiner Mäßigung, wenn du dein Geld zurückgiebst; nicht von deinem Ruhestand, wenn du den Fürsten verlässest, sondern von meiner Kargheit, von meiner gefürchteten Grausamkeit wird die allgemeine Stimme sprechen. Und wenn auch etwa noch deine Genügsamkeit gepriesen würde, so wär' es doch dem weisen Manne nicht geziemend, durch das, was dem Freunde üble Nachreden bereitet, sich Ruhm zu erwerben.

Damit verband Nero Umarmungen und Küsse, von Natur dazu geschaffen und durch Gewohnheit eingeübt, den Haß unter trügerischen Liebkosungen zu verhüllen.

Seneca, wie die Unterredungen mit den Herrschern alle endigen, stattet seinen Dank ab, doch die Lebensart seines vorigen Glanzes ändert er, weist die Schaar der Aufwartenden ab, meidet das Geleit, kommt selten zur Stadt, als ob bedeutende Krankheit oder philosophische Studien ihn zu Hause festhielten. — — — — Es folgt Annäus Seneca's Tod, dem Fürsten der erfreulichste, nicht weil er ihn der Verschwörung überwiesen erfunden hatte, sondern um mit dem Eisen zu wüthen, da es mit Gift nicht gelungen war. Natalis allein hatte nämlich nur so viel ausgesagt, er sei zu dem kranken Seneca geschickt worden, ihn zu besuchen und sich zu beklagen, warum er den Piso nicht vor sich lasse; besser wäre, wenn sie in traulichem Zusammenkommen die Freundschaft unterhalten würden, und Seneca habe geantwortet: Mündliche Gespräche und häufige Unterredungen würden Keinem von Beiden frommen; übrigens beruhe sein eigenes Heil auf Piso's ungestörter Wohlfahrt. — Gavius Silvanus, Tribun einer prätorischen Cohorte, wird befehligt, dieses an Seneca zu hinterbringen und ihn zu fragen, ob er des Natalis Aussagen und seine Antwort anerkenne. Zufällig oder vorsätzlich war er auf diesen Tag aus Campanien zurückgekommen, und hatte beim vierten Meilenstein auf seinem Landhaus vor der Stadt verweilt. Dahin kam gleich am Abend der Tribun und umstellte die Villa mit Soldatenposten; dann richtete er ihm, während er mit seiner Gemahlin Pompeja Paullina und zwei Freunden speiste, des Fürsten Auftrag aus. — Seneca erwiederte: Natalis sei ihm zugeschickt worden und habe sich in Piso's Namen beschwert, daß er seinen Besuch ausschlage, und er habe zur Entschuldigung seinen Gesundheitszustand und seine Liebe zur Ruhe angegeben. Warum er die Wohlfahrt eines Privatmannes der eigenen Erhaltung vorziehen sollte, dafür habe er keinen Grund gehabt: zu Schmeichelei sei sein Charakter nicht geeignet; das sei Niemandem besser als Nero bekannt, der von Seite Seneca's häufiger Freimuth als Unterwürfigkeit erfahren habe. Als der Tribun dieses in Gegenwart der Poppäa und des Tigellinus, die des blutgierigen Fürsten vertrauteste Rathgeber waren, hinterbrachte, fragte er, ob Seneca zum freiwilligen Tode sich anschicke? Da bezeugte der Tribun: kein Zeichen von Zaghaftigkeit, nichts Niedergeschlagenes in Worten oder Mienen hab' er bemerkt. Nun erhielt er Befehl, umzukehren und ihm den Tod anzusagen. Fabius Rusticus meldet, er sei nicht auf dem Wege, wo er gekommen, umgekehrt, sondern habe einen Umweg zum Präfecten Fävius genommen, Nero's Befehl eröffnet und gefragt, ob er Folge leisten solle, und dieser habe ihn zur Vollziehung ermahnt. Unselige Feigheit von allen Seiten;

denn auch Silvanus war unter den Verschwornen und mehrte die Frevelthaten, die zu rächen er beigestimmt hatte. Doch ersparte er sich die Anzeige und den Anblick. Er schickt zu Seneca einen der Centurionen, ihm den unausweichlichen Tod anzukündigen. — Unerschrocken verlangt dieser die testamentlichen Schreibtafeln, und da der Centurio sie verweigert, erklärt er, zu seinen Freunden gewandt: Da man ihm wehre, ihren Verdiensten Dank zu zollen, so hinterlasse er ihnen das Eine, was er noch habe, j doch das Schönste, das Bild seines Lebens; wenn sie dessen eingedenk blieben, würden sie den Ruhm edlen Strebens und dann auch standhafter Freundestreue davon tragen. Zugleich ermuntert er die Weinenden, bald durch Zureden, bald ernstlicher im Tone der Zurechtweisung, sich aufzuraffen, fragend: Wo die Lehren der Weisheit seien? Wo die so viele Jahre lang durchdachten Grundsätze gegen einbrechendes Verhängniß? Wem sei Nero's Grausamkeit unbekannt gewesen? Nichts Anderes sei übrig geblieben, als mit dem Mutter- und Brudermord auch des Erziehers und Lehrers Tod zu gesellen. — Nachdem er dieses und Aehnliches zu Allen insgemein gesprochen, umarmt er die Gattin und, bei aller anwohnenden Standhaftigkeit etwas bewegt, bittet und fleht er, daß sie den Schmerz mäßige, nicht immerfort ihn nähre, sondern im Anschauen seines der Tugend geweiheten Lebens die Sehnsucht nach dem Gatten durch edle Trostgründe aushalte. Sie dagegen beharrt darauf, auch sie habe sich dem Tode geweiht, und verlangt eines Mörders Hand. Seneca, diesen Ruhm ihr nicht mißgönnend, zugleich besorgend, die einzig Geliebte möchte der Mißhandlung anheimfallen, sprach hierauf: Die Linderungsmittel deines Schicksals habe ich dir gezeigt; du ziehst des Todes Ehre vor; ich wehre dir nicht die schöne That. Die Beharrlichkeit in muthvollem Scheiden sei bei uns Beiden gleich, ruhmwürdiger sei dein Ende. Nach diesem öffnen sie gleichzeitig mit Einem Eisen die Armadern. Weil bei Seneca's greisem, durch spärliche Nahrung abgezehrten Körper das Blut nur langsam abfloß, zerschnitt er auch die Adern an Schenkeln und Knieen. Von heftigen Qualen erschöpft, beredet er die Gattin, um nicht durch seinen Schmerz ihren Muth zu brechen und selbst durch den Anblick ihres Leidens in Ungeduld zu versinken, in ein anderes Gemach zu gehen. Und da auch im letzten Augenblicke seine Beredtsamkeit ihm zu Gebote stand, ließ er seine Schreiber rufen und gab ihnen Mehreres an, was, als mit seinen eigenen Worten bekannt gemacht, ich nicht in anderer Form anführen will.

Nero indessen, der keinen persönlichen Haß gegen Paullina empfand, befiehlt aus Furcht vor gesteigertem Grimm über seine Grausamkeit, ihren Tod zu hindern. Auf Zureden der Soldaten verbinden die Sclaven und Freigelassenen ihre Arme, hemmen das Blut; ob ohne ihr Bewußtsein, ist ungewiß. Denn, wie die Menge gern das Schlimmere voraussetzt, glaubten Manche, so lange sie Nero's Unversöhnlichkeit gefürchtet, habe sie den Ruhm gesucht, mit dem Gatten vereint zu sterben; hernach, als mildere Aussicht sich darbot, habe die Süßigkeit des Lebens obgesiegt. Sie lebte dann noch wenige Jahre in lieblicher Erinnerung an den Gemahl, so leichenblaß an Gesicht und Gliedmaßen, daß man deutlich sah, es sei viele Lebenskraft ihr entzogen worden. — Seneca inzwischen, bei fortwährender Zögerung und Langsamkeit des Todes, bittet den Statius Annäus, seinen längst als treu bewährten Freund und geschickten Arzt, das von früher her bereitete Gift, womit die durch öffentlichen Spruch verurtheilten Athener hingerichtet wurden, hervorzulangen. Vergebens verschlang er den dargebotenen Trank, weil schon die Glieder kalt und der Körper der Wirkung des Giftes unzugänglich war. Endlich stieg er in eine Wanne warmen Wassers, die nächsten der Sclaven besprengend mit dem Wort: Er weihe diese Spende dem Jupiter Befreier. Dann senkte er sich in's Bad und starb von dessen Dunst. Sein Leichnam ward ohne alle Feierlichkeit verbrannt. So hatte er es schriftlich verordnet zur Zeit, als er, noch überreich und übermächtig, schon auf sein Ende Bedacht nahm.

Wirkung der Despotie.*

Die Geisteswerke der Römer kurz vor der gegenwärtigen Zeit erscheinen nur als die letzten Strebungen des republikanischen Geistes, welcher vom Staate und Volke, dem sie angehören, losgerissen, sich in das freie Reich der Gedanken und der Wissenschaft geflüchtet, um hier ein Denkmal früherer Herrlichkeit zu gründen. Eine Geistesrichtung also, welche aus der Vergangenheit hervorgegangen, gegenüber den schleichenden Künsten der Despotie, rasch der Vollendung zustrebt, konnte unter den Einflüssen der neuern Zeit nicht weiter die bisherige Bahn verfolgen, sondern mußte gelähmt, gehemmt, erdrückt, in ganz verschiedener Weise sich entwickeln, um unter den neuen Verhältnissen noch anerkannt zu werden. Daher ist der Uebergang zur Alleinherrschaft allerdings entscheidend, zunächst weniger durch die neue Form des Staats, als durch die geistige Erschlaffung, welche der Despotie den Weg gebahnt. Es bildet sich ein entschiedener Gegensatz zwischen der neuern Literatur, welche der Herrscher Gunst gefördert und öfters noch mit ihrem Haß verfolgt, und den Geisteswerken des alten Roms, welche die vollendete Blüthe der Republik gesehen und mit deren Fall geendet. Diese Thatsache, von Tacitus im innersten Bewußtsein seiner Seele anerkannt, sollte nun den Markstein bilden, um die Gedankenwelt des römischen Volkes in ihren Gegensätzen zu begreifen.

Auf der einen Seite der freie Staat in voller Jugendkraft und reicher Thatenfülle, gegründet auf Bürgertugend, Einfachheit und Sittenstrenge, erstarkt und gestählt durch die stete Wiederkehr der innern Kämpfe, welche das Ringen nach vollem Recht und gleicher Ehre, gegenüber der Gewalt, dem Trotz, dem Uebermuth erzeugt. Dort ein alterndes Geschlecht und die öde Grabesstille eines Volkes, das sich verblutet hat unter der Geißel einer finstern, argwöhnischen, zügellosen Despotie, welche das kalte, ausgestorbene Herz durch materielle Größe und das Ungeheure zu sättigen trachtet, welche für die Liebe zu dem ewigen Recht thierische Genüsse bietet, welche statt des lebendigen Wogens frischer Menschenkräfte das finstre Todtenreich des Mechanismus pflanzt.

Daß dieser Gegensatz im Leben des Staats und Volks auch in der Wissenschaft sich würde geltend machen, darüber kann bei dem kein Zweifel sein, welcher die Einheit der Bestrebungen des menschlichen Geistes in allen Richtungen des Lebens zu begreifen fähig ist. Wenn die Wissenschaft und Kunst ihrem wahren Wesen nach die schönste Blüthe des Menschengeistes ist, so kann sie auch da nur in ihrer ganzen Herrlichkeit sich offenbaren, wo die Entwicklung des ganzen Lebens am vollkommensten erscheint, wo die Kräfte am freiesten sich bewegen, wo durch allseitige Bewegung und Belebung eben jene Geisteshöhe gewonnen wird, welche den Adel der menschlichen Natur verkündet. Daß nur die Römer nicht in gleichem Maße wie die Hellenen das Gebiet der Wissenschaft ergründet und die Kunst gepflegt, ist eine vielfach ausgesprochene, öfters falsch gedeutete Behauptung. Aber mag immerhin die Wahrheit unbestritten sein, daß die Entwicklung alles geistigen und künstlerischen Strebens bei den Hellenen einzig war, so wird nicht minder sich beweisen lassen, daß die Umgestaltung der römischen Republik zur Weltherrschaft der Literatur des Volks einen Character aufgedrückt, dessen Einfluß selbst die spätere hellenische Literatur sich nicht entziehen konnte, so daß von nun an die beiden Völker geistig immer mehr verwandt und, durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die Barbaren fest verbunden, sich gleichmäßig fortentwickeln und bewegen. Stand in den Zeiten der Republik die Pflege der Wissenschaft durchaus der Sorge für's gemeine Wesen nach, und war in dem mühe- und arbeitsvollen Leben der römischen Bürger nur wenigen

* Nach F. D. Gerlach, Historische Studien.

Begünstigten die Beschäftigung damit gestattet, so hatte sich unter Augustus die Wissenschaft recht eigentlich vom Staate losgerissen und war aus den Trümmern des Freistaats wie ein wucherndes Unkraut emporgeschossen.

Früher hatte sich die Kunst im Sonnenlichte des öffentlichen Lebens frei, kräftig und gesund entfaltet, fortan mußten die vielfach angeregten Geisteskräfte den niedrigen Absichten gemeinen Ehrgeizes, thörichter Eitelkeit, schnöder Habsucht dienstbar werden und aus der Ueppigkeit sinnlichen Lebensgenusses ihre Nahrung saugen. So ward Wissenschaft und Kunst, sonst im Dienst des Staats, der Religion, und eine Zierde der höher stehenden Geschlechter, ein leeres Spiel des Müssiggangs, eine Dienerin der Sinnenlust, ein einträgliches Gewerbe. Hatte das republikanische Leben in starrer Abgeschlossenheit sich in sich selbst bewegt und mit einer gewissen Sprödigkeit alle fremdartigen Elemente von sich fern gehalten, so daß selbst die Einwirkung der stammverwandten Hellenen, mit argwöhnischer Aufmerksamkeit verfolgt, nur langsam sich geltend machen konnte, so mußte der Mittelpunkt einer Weltmonarchie den verschiedenartigsten Einflüssen sich öffnen, und die Provinzen, durch den eisernen Arm Roms in ihrer eigenthümlichen Entwickelung gelähmt, übten jetzt das Vergeltungsrecht, indem von den äußersten Grenzen des Reichs eine Menge der widersprechendsten Richtungen in die Hauptstadt strömten, so daß die Auflösung aller eigenthümlichen Volkssitte die nothwendige Folge war. Diese Verallgemeinerung und Erweiterung der Wissenschaft auf einer Seite, so wie das Herabsteigen zu den Künsten des Luxus auf der andern Seite konnte nicht anders als zerstörend auf wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit wirken. Denn wo Kunst und Wissenschaft nicht blos Empfänglichkeit der Menge für alle rein menschlichen Bestrebungen in Anspruch nehmen, sondern ihre vielfachen Mitwirkungen erheischen, da wird die ideale Höhe des wissenschaftlichen Gedankens aufgegeben. Die Wirklichkeit mit ihrer Schwerkraft macht sich geltend, die Innerlichkeit und Tiefe muß der Masse weichen, die Forderungen der Außenwelt gebieten, und allem Herrlichen drängt immer mehr ein fremder Stoff sich an.

Aber den tiefsten Einfluß auf die Wissenschaft äußerte die Despotie durch die Sitten. Erschlaffung im Allgemeinen, Zügellosigkeit Einzelner hatte die Despotie begründet, welche von dieser Basis aus neue Netze und Fesseln für die Freiheit schmiedete. Mochte sie mit eiserner Zuchtruthe das Verbrechen strafen, sie, selber ein Erzeugniß des Verbrechens, streute die reiche Saat des Bösen aus.

Wo die Gewaltherrschaft noch nicht durch langen Druck zur Gewohnheit geworden, wo die Freiheit noch ein Gegenstand der Hoffnung und des Wunsches ist, da ist Geisteshöhe und Sittlichkeit gefürchtet und gehaßt. Wohl mochte das Zeitalter die stillen Tugenden der Entsagung und Genügsamkeit bewahren, welche im Hause waltend Alles trägt und Alles duldet, wo aber mit Sittenreinheit sich Hochsinn und Thatkraft eint, da fühlt Bewunderung selbst ein entartetes Geschlecht, da zittert der Räuber der Gewalt selbst auf dem Throne, und tausend Feinde erheben sich gegen eine geistige Macht, welche, wo sie nur erscheint, als eine laute Anklage des Zeitalters angesehen wird.

Daher war das Streben der römischen Despotie nothwendig dahin gerichtet, daß Geisteskraft und Sittlichkeit im Preise sanken, und dieser Sieg ward ohne Anstrengung errungen. Denn, wie der große Geschichtsschreiber sagt, die Trefflichsten waren entweder im Bürgerkriege gefallen, oder hatten geächtet und zerstreut fern von der Heimath ihren Tod gefunden; die Uebrigen wurden durch äußere Ehre, Glanz und Reichthum um so mehr erhoben, je mehr sie zur Knechtschaft sich geneigt; dazu kam die stumpfsinnige Trägheit der Masse, die Habsucht des Kriegsvolks, welches für höhern Sold des Bürgerthums vergaß, endlich das allgemeine Gefühl der Hoffnungslosigkeit, welches auch die Besten lähmte und jede große That im Keime erstickte.

Alles dieses konnte wohl die Sehnsucht nach einem bessern Zustande nicht vernichten, noch den Glauben an das Höhere ganz zerstören, aber das freudige

Vertrauen auf die eigene Kraft wich aus der Brust der Menschen, und nur in unnatürlicher Uebertreibung und in den schroffsten Gegensätzen mochte noch die Macht der Wahrheit und persönlicher Ueberzeugung sich geltend machen.

Plinius Secundus der Naturforscher.*

Wie zur Zeit der Republik Varro alle Merkwürdigkeiten, welche Italiens Völkerschaften in ihrem geschichtlichen, bürgerlichen und religiösen Leben aufzuweisen hatten, in einem umfassenden Sammelwerke zusammenstellte, so hat in der Kaiserzeit, wo Alles, was an die historische und politische Vergangenheit erinnerte, in den Hintergrund gedrängt ward, der gelehrte Vielwisser C. Plinius Secundus aus Novumcomum im cisalpinischen Gallien mit unermüdlichem Fleiße Alles zusammengetragen, was das Alterthum über die Natur im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Theilen und Erscheinungen und über ihre Beziehungen zum Menschen erforscht und aufgezeichnet hatte. Trotz der ehrenvollen Militär- und Staatsämter, die Plinius unter Claudius als Reiterführer in Germanien und weiterhin als Procurator in Spanien und als Befehlshaber der Flotte mit dem Rufe der größten Unbescholtenheit und Tüchtigkeit verwaltete, fand seine unermüdliche Thätigkeit dennoch Muße zu den ausgedehntesten Studien, bis er beim Ausbruche des Vesuvs als Märtyrer der Wißbegierde seinen Tod fand. Die früheren Schriften, geschichtlichen, militärischen und rhetorischen Inhalts, deren sein Neffe (Plinius Secundus der Jüngere) Erwähnung thut, sind untergegangen; dagegen hat er in der noch erhaltenen Naturgeschichte oder „Encyclopädie der Naturwissenschaften", der Arbeit seines reiferen Alters, der Nachwelt ein Riesenwerk hinterlassen, das in 37 Büchern sowohl die Naturgeschichte in ihren drei Reichen, als die Heilkunde, Astronomie, Geographie und Kunstgeschichte behandelt, und zu dem er nach seiner eigenen Angabe das Material aus mehr als zweitausend Schriftstellern zusammengetragen hat. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit Lesen und Excerpiren; selbst die Zeit des Essens und Badens benutzte er zu seinen Studien. Am zuverläßigsten ist die Pflanzenkunde. Wie er das Werk mit der Bemerkung einleitet, daß die Welt und der Himmel, in dessen Umfassung Alles lebt, die ewige, unermeßliche, unerzeugte und unvergängliche Gottheit sei, so schließt er es mit der Anrufung an die Natur, die Mutter aller Dinge, die er unter allen Quiriten am höchsten gefeiert habe.

Ist auch das unermeßliche naturwissenschaftliche Werk des Plinius nicht in allen Theilen gleich zuverläßig und weniger die Arbeit eines gelehrten Forschers als eines begeisterten Liebhabers der Wissenschaften, der von dem Satze ausgeht, „daß die Natur Alles mit Absicht und zwar zum Nutzen der Menschen erschaffen habe," ist auch sein Stil ungleichartig, so ist doch das Buch durch den Reichthum von Angaben über alle Zweige des Wissens für die allgemeine Menschenbildung von höchster Bedeutung. Der Neffe sagt, „es sei mannigfach wie die Natur selbst," und Alexander von Humboldt fällt über dasselbe folgendes Urtheil: „Ein Erzeugniß des unwiderstehlichen Hanges zu allumfassendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt, ist die Naturgeschichte des ältern Plinius, schon ihrer Form wegen, an individuellen Naturschilderungen arm; überall aber, wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken von Kräften im Weltall, auf den wohlgeordneten Kosmos (Naturae majestas) gerichtet ist, kann eine wahre, aus dem Innern quellende Begeisterung nicht verkannt werden."

* Nach G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte.

Trotz des Mangels an wissenschaftlichem Ordnungssinn und der mißgeglückten Form „ziehen doch der reflectirende Geist des Mannes, sein sittlicher Ernst und die edle Begeisterung für die Herrlichkeit der Natur und ihr großartiges Wirken an, womit er beim Unglück seiner Zeit und im Hinblick auf die Eitelkeiten des Menschengeschlechts sich beruhigt und tröstet." Darum war auch sein Ansehn durch das ganze Mittelalter hindurch sehr hoch, ein Ansehen, das sich auch auf den „Polyhistor" C. Jul. Solinus erstreckte, der eine größtentheils physische Länderbeschreibung aus den Büchern des Plinius zusammengestellt hat.

In einer ausgeführten Characteristik äußert sich Humboldt über die Weltbeschreibung des Plinius in folgender Weise: „Im ganzen Alterthum ist nichts Aehnliches versucht worden; und wenn das Werk auch während seiner Ausführung in eine Art von Encyclopädie der Natur und Kunst ausartete, so ist doch nicht zu leugnen, daß trotz des Mangels eines innern Zusammenhanges der Theile das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung darbietet. Die Historia naturalis des Plinius begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Processe des Luftkreises, die Oberflächengestaltung der Erde, alles Tellurische, von der Pflanzendecke und den Weichgewürmen des Oceans an bis hinauf zu dem Menschengeschlechte. Dieses ist betrachtet nach Verschiedenheit seiner geistigen Anlagen, wie in der Verherrlichung derselben zu den edelsten Blüthen der bildenden Künste. Ich nenne die Elemente des allgemeinen Naturwissens, welche in dem großen Werke fast ungeordnet vertheilt liegen. „Der Weg, den ich wandle," sagt Plinius mit edler Zuversicht, „ist unbetreten; keiner unter uns, keiner unter den Griechen hat unternommen, das Ganze der Natur zu behandeln. Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, so ist es doch etwas Schönes und Glänzendes, dergleichen versucht zu haben." — Es schwebte dem geistreichen Manne ein eigenes großes Bild vor; aber, durch Einzelheiten zerstreut, bei mangelnder lebendiger Selbstanschauung der Natur, hat er dies Bild nicht festzuhalten gewußt. Die Ausführung ist unvollkommen geblieben. Man erkennt in dem Verfasser einen vielbeschäftigten vornehmen Mann, der sich gern seiner Schlaflosigkeit und nächtlichen Arbeit rühmte, aber als Statthalter in Spanien und Oberaufseher der Flotte in Unteritalien gewiß nur zu oft seinen wenig gebildeten Untergebenen das lockere Gewebe einer endlosen Compilation anvertraute. — Mit pantheistischen Betrachtungen anhebend, steigt Plinius aus den Himmelsräumen zum Irdischen herab. Wie er die Nothwendigkeit anerkennt, der Natur Kräfte und Herrlichkeit als ein großes und zusammenwirkendes Ganzes darzustellen, so unterscheidet er auch im Eingange des dritten Buches generelle und specielle Erdkunde; aber dieser Unterschied wird bald wieder vernachlässigt, wenn er sich in die dürre Nomenclatur von Ländern, Bergen und Flüssen versenkt. Den größten Theil der Bücher 8—17, 33 und 34, 36 und 37 füllen Verzeichnisse aus den drei Reichen der Natur aus. Manches, das dem Plinius zum Vorwurf gemacht worden ist, verdient sogar lobend hervorgehoben zu werden. Es ist erfreulich, daß er oft und immer mit Vorliebe an den Einfluß erinnert, welchen die Natur auf die Gesittung und geistige Entwickelung der Menschheit ausgeübt hat. Nur die Anknüpfungspunkte sind selten glücklich gewählt. Der Stil des Plinius hat mehr Geist und Leben als eigentliche Größe; er ist selten malerisch. Man fühlt, daß der Verfasser seine Eindrücke nicht aus der freien Natur, sondern aus Büchern geschöpft hat. Eine ernste, trübe Färbung ist über das Ganze ausgegossen. In diese sentimentale Stimmung ist Bitterkeit gemischt, so oft die Zustände des Menschengeschlechts und seine Bestimmung berührt werden. Fast wie in Cicero, doch in minderer Einfachheit der Diction, wird dann als aufrichtend und tröstend geschildert der Blick in das große Weltganze der Natur. Die Historia naturalis ist das größte literarische Denkmal, welches dem Mittelalter vererbt wurde."

Spiele.*

Cultushandlungen waren seit den frühesten Zeiten mit öffentlichen Schauspielen verknüpft. Zur Abwehr des göttlichen Zornes, vorzüglich bei verheerenden Krankheiten, vor ausbrechenden Kriegen, vor Beginn von Schlachten wurden gewisse Spiele veranstaltet. Zunächst wurde öffentlich gelobt, daß sie stattfinden sollten. Früher waren mit Ausführung derselben die Consuln, später die Aedilen betraut. Die Mittel dazu gab der Staat wenigstens zum Theil. Da weiterhin bei dem immer mehr um sich greifenden Aufwand, den die Spiele verursachten, die aus Staatsmitteln gegebenen Summen immer weniger ausreichten, so mußten die Aedilen, so wie diejenigen Beamten, denen die Aufführung von circensischen Spielen zustand, das Fehlende hinzuthun. Nur bei öffentlichen, von Privatpersonen aus eigenen Mitteln veranstalteten Spielen war das Fordern und Entgegennehmen eines Eintrittsgeldes gestattet. Früher wurden die Spiele nur zu Ehren der Gottheit veranstaltet, seit Caesars Zeit aber auch zur Ehre des Staatsoberhauptes. Zur Kaiserzeit hatte sich die Zahl der jährlich wiederholten, so wie der einmalig gefeierten Spiele neben den schon aus den Zeiten der Republik bestehenden ungemein vermehrt. Man begann für die Gesundheit des Staatsoberhauptes Spiele zu veranstalten, den Geburtstag des Kaisers, den Tag seines Regierungsantritts, die Entbindung der Kaiserin, die Gedächtnißtage verstorbener Personen der Herrscherfamilie zu feiern; glückliche Ereignisse im Kreise der kaiserlichen Familie boten dem Kaiser Gelegenheit, durch Freigebigkeit sich das Volk geneigt zu machen, dem Volke, seine Servilität gegen den Machthaber zu zeigen. Die Ausrüstung der den meisten Aufwand erfordernden Spiele behielten sich die Kaiser selbst vor.

Schon zur Zeit der Könige wurden Wagen- und Pferderennen veranstaltet; ihnen gesellten sich später scenische Aufführungen hinzu. Eine dritte Gattung waren Gladiatorenkämpfe, welche, anfänglich nur von einzelnen Privaten gegeben, erst später als gleichberechtigt in die Reihe der Spiele eintraten.

Die Natur der Spiele bedingte verschiedene Localitäten. Für die Wagen- und Pferderennen war der Circus, für die Gladiatorenspiele und Thierhetzen das Amphitheater, für die scenischen Darstellungen das Theater bestimmt.

Die Ruinen der Rennbahnen und die schriftlichen Ueberlieferungen über dieselben setzen uns in den Stand, ein Bild der Baulichkeit und der Festspiele zu entwerfen.

Wir gedenken speciell des Circus Maximus. Schritt man durch den für den Festzug bestimmten Haupteingang, zu dessen beiden Seiten die Schranken zur Aufnahme der für den Wettlauf bestimmten Wagen sich befanden, so erblickte man in der Mitte der Bahn die Spina mit je drei Meta in Gestalt kegelförmiger Säulen an ihren Enden. Der Raum auf der Spina zwischen diesen Meten war mit Säulen, kleinen Heiligthümern, Götterbildern und einem Mastbaum geschmückt. An Stelle des Mastbaums ließ Augustus einen ägyptischen Obelisk aufstellen. Außerdem befanden sich hier auf einem hohen Unterbau sieben wasserspeiende Delphine. Endlich war hier neben den Schranken ein Altar angebracht, auf welchem sieben eiförmig gestaltete Körper lagen, ohne Zweifel eine symbolische Beziehung auf die Geburt der Rossebändiger par excellence, des Castor und des Pollux. Nach jedesmaliger Vollendung der für jedes einzelne Rennen festgesetzten sieben Umläufe wurde eines dieser Eier von seinem Postament genommen, um den Zuschauern die Zahl der geschehenen Umläufe anzuzeigen. Auf beiden Seiten des Haupteinganges befanden sich je vier durch Gitter geschlossene Carceres: je drei ke-

* Nach E. Guhl und W. Koner, Das Leben der Griechen und Römer.

gelförmig gestaltete Maten ruhen auf zwei halbkreisförmigen Basen. Die Stelle der Spina vertreten hier zwei große mit einer Brüstung von gebrannten Ziegeln versehene Bassins, deren jedes durch sieben wasserspeiende Delphine gespeist wird. Zwischen beiden Bassins erhebt sich ein Obelisk und auf zwei quer durch dieselben laufenden Pfahlreihen sind jene vorhin erwähnten Ova aufgestellt.

Man benutzte leichte, zweirädrige Wagen. Während bei den Griechen die Wagenlenker unbekleidet waren, trugen die römischen (auriga, agitator) eine kurze Tunica, welche um den Oberkörper festgeschnürt war, um das Flattern derselben zu verhüten; ein gekrümmtes Messer steckte in dieser Umgürtung, damit der Wagenlenker sich desselben beim Durchgehen der Pferde zum Zerschneiden der Leinen bedienen konnte; ebenso waren häufig die Oberschenkel mit Binden umwickelt oder Arme und Beine mit einem netzartigen Tricot bekleidet. Eine lederartige Kappe bedeckte den Kopf des Lenkers. Gewöhnlich fuhr man mit Bigen oder Quadrigen, seltener mit Trigen; inschriftlich erwähnt wird jedoch auch eines Siegers mit sieben neben einander laufenden Pferden. Bei der Biga gingen beide Pferde unter dem Joche, bei der Quadriga waren nur die beiden Deichselpferde zusammengejocht. Wie die geschickten Wagenlenker, eben so lohnte rauschender Applaus auch die tüchtigsten Rennpferde. Die vorzüglichsten Pferde lieferten Sicilien, Spanien, Afrika und Cappadocien; sorgsam wurden die Pferde, die zum Wettlauf zugelassen wurden, nach Stammbaum, Alter und Namen registrirt. Viel kam auf die Tüchtigkeit des Handpferdes zur Linken an, indem ihm die Aufgabe zufiel, in richtiger Wendung um die Meta das Nebenpferd oder die übrigen Pferde im Zuge zu erhalten. Ein zu Viel in Bezug auf den zu machenden Bogen brachte Zeitverlust, ein zu Wenig unmittelbare Gefahr. Stieß der Wagen gegen die Meta, so war sein Umsturz oder seine Zertrümmerung die Folge, und Eines und das Andere brachte den Rosselenker in die größte Gefahr.

Den Anfang des Rennens bezeichnete der Ordner der Festlichkeit damit, daß er von seinem über dem Hauptportal angebrachten Sitze ein weißes Tuch in die Bahn warf. Auf den Eckthürmen befanden sich Musikbanden, welche, wie es bei unsern Wettrennen geschieht, die Pausen mit ihren musikalischen Leistungen ausfüllten. Die ablaufenden Gespanne stellten sich vor den auf der rechten Seite des Eingangsportals befindlichen Schranken auf, durchfuhren die Bahn auf der rechten Seite der Spina, lenkten bei den an ihrem Ende stehenden Meten auf die Bahn zur Linken und durchmaßen, wenn nicht ein Hinderungsfall eintrat, auf diese Art sieben Mal die Bahn. Nach dem letzten Umlauf verließen sie den Circus durch die auf der linken Seite liegenden Schranken. Gewöhnlich rannten gleichzeitig vier Gespanne, und es wurde derjenige als Sieger begrüßt, welcher nach dem letzten Umlauf zuerst an dem vor dem Eingange auf dem Boden bezeichneten Male anlangte.

Zur Zeit der Republik war die Zahl der an einem Tage veranstalteten Rennen gewöhnlich vier, zur Kaiserzeit stieg sie bis vierundzwanzig. Natürlich füllten diese Rennen den ganzen Tag aus. Rechnet man die Länge des Circus Maximus auf drei Stadien, welche bei jedem Rennen also vierzehn Mal durchmessen werden mußten, so ergiebt die Gesammtlänge der zu durchlaufenden Bahn eine Strecke von 25,176 rheinl. Fuß oder fast $1^1/_{12}$ geogr. Meilen. Mit Einschluß aller Vorbereitungen, der Beseitigung von Hindernissen, welche etwa durch die Zertrümmerung von Wagen eintraten, der kleineren zwischen je sechs Rennen gemachten Pausen, kam auf jedes Rennen etwa die Zeit von 25 Minuten.

Schon zur Zeit der Republik hatten sich zwei Parteien gebildet, deren jede zwei von den auftretenden Gespannen stellte, und die ihre Lenker durch weiße und rothe Tunicen kennzeichneten. Nach diesen Farben nannten sich diese beiden Parteien die factio albata und russata. Die sich bis zum Wahnsinn steigernde Lust an den Circusspielen rief zu Anfange der Kaiserzeit noch zwei neue

Parteien, die grüne und die blaue, später noch eine fünfte und sechste, die goldene und purpurne, ins Leben.

Die für die Rennen bestimmten Wagenlenker, theils Sclaven, theils Freigelassene, hatten eine tüchtige Schule durchzumachen, in welcher sie mit der Dressur der Pferde und dem Wagenlenken vertraut gemacht wurden. Als Belohnung wurden den Siegern Palmzweige, silberne Kränze und kostbare Gewänder zu Theil.

Wettrennen zu Pferde, wie sie in Griechenland stattfanden, scheinen nicht üblich gewesen zu sein; dagegen traten Reiter mit zwei Pferden auf, welche im vollen Laufe sich von einem Pferde auf das andere schwangen, ein von den numidischen Reitern erlerntes Kunststück.

Eben so wie das Wettfahren wurden auch die bei den Circusspielen veranstalteten Faust- und Ringkämpfe in späterer Zeit nur von eingeschulten Athleten ausgeführt. Nur ausnahmsweise, nur einem höhern Machtspruch folgend, trat die adlige römische Jugend zur Kaiserzeit in diesen Wettkämpfen auf. Es gab jedoch auch Schaustellungen im Circus, an welchen sich der römische Adel ausschließlich betheiligte.

In der Regel wurden die Spiele mit einer circensischen Pompa eröffnet. In feierlichem Aufzuge, voran eine Bande von Musikern, fuhr der mit der Ausführung der Spiele beauftragte Magistrat im Festschmuck eines heimkehrenden Triumphators, bekleidet mit der Tunica Palmata und der Purpurtoga, das elfenbeinerne mit dem Adler gezierte Scepter in der Hand haltend, auf einem Triumphwagen einher. Ueber seinem Haupte hielt ein Diener einen goldenen und mit Edelsteinen verzierten Kranz, eine Schaar weißgekleideter Clienten umgab den Wagen. Götterbilder, auf Bahren oder Thronen getragen oder auf Wagen gefahren, welche von ihren Priesterschaften und Collegien begleitet wurden, folgten nach. Zu diesen Götterbildern kamen zur Kaiserzeit noch die Standbilder der regierenden Herrscher oder hervorragenden Mitglieder des Herrscherhauses, wie auch derjenigen, zu deren Andenken das Circusspiel gestiftet war. Diese glänzende Procession bewegte sich vom Capitol über das Forum, den Vicus Tuscus, das Velabrum und das Forum Boarium, zog darauf durch das obenerwähnte Hauptportal in den Circus ein, empfangen durch Aufstehen, Händeklatschen und Zuruf der bereits versammelten Zuschauermenge. Nach einem Umgange im Circus begaben sich die Theilnehmer des Festzuges auf ihre Plätze, und das Rennen nahm seinen Anfang.

Hatten die oben geschilderten Wagenrennen zur Erbauung des Circus die Veranlassung gegeben, so bedingte die Natur der zweiten Gattung von Spielen, der Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen, andere Localitäten, in welchen einmal den Kämpfenden hinlänglich Raum für ihre in Angriff und Verfolgung bestehenden Gefechte, dann aber auch den Zuschauern die Möglichkeit geboten war, von ihren Plätzen aus genau jeder einzelnen Bewegung im Kampfspiel folgen zu können. Als die diesen beiden Zwecken am meisten entsprechende Form erschien die Anordnung der Sitzplätze um eine elliptisch gestaltete Arena, und so entstanden die Amphitheater.

Brot und Spiele waren es allein, welche den zügellosen, stets müssigen Pöbel Rom's zu fesseln, welche die gebildeteren Schichten der Bevölkerung von der Politik fern zu halten vermochten: sie bildeten den Zauberstab, mit welchem die Machthaber die gegen sie sich aufthürmenden Wetterwolken beschworen. Die unblutigen circensischen Spiele genügten aber nicht zur Sättigung der maßlosen Schaulust; eine andere Gattung von Spielen mußte gefunden werden, welche durch den steten Wechsel, durch Grausenhaftigkeit eine neue Anziehungskraft auf die Massen ausübte.

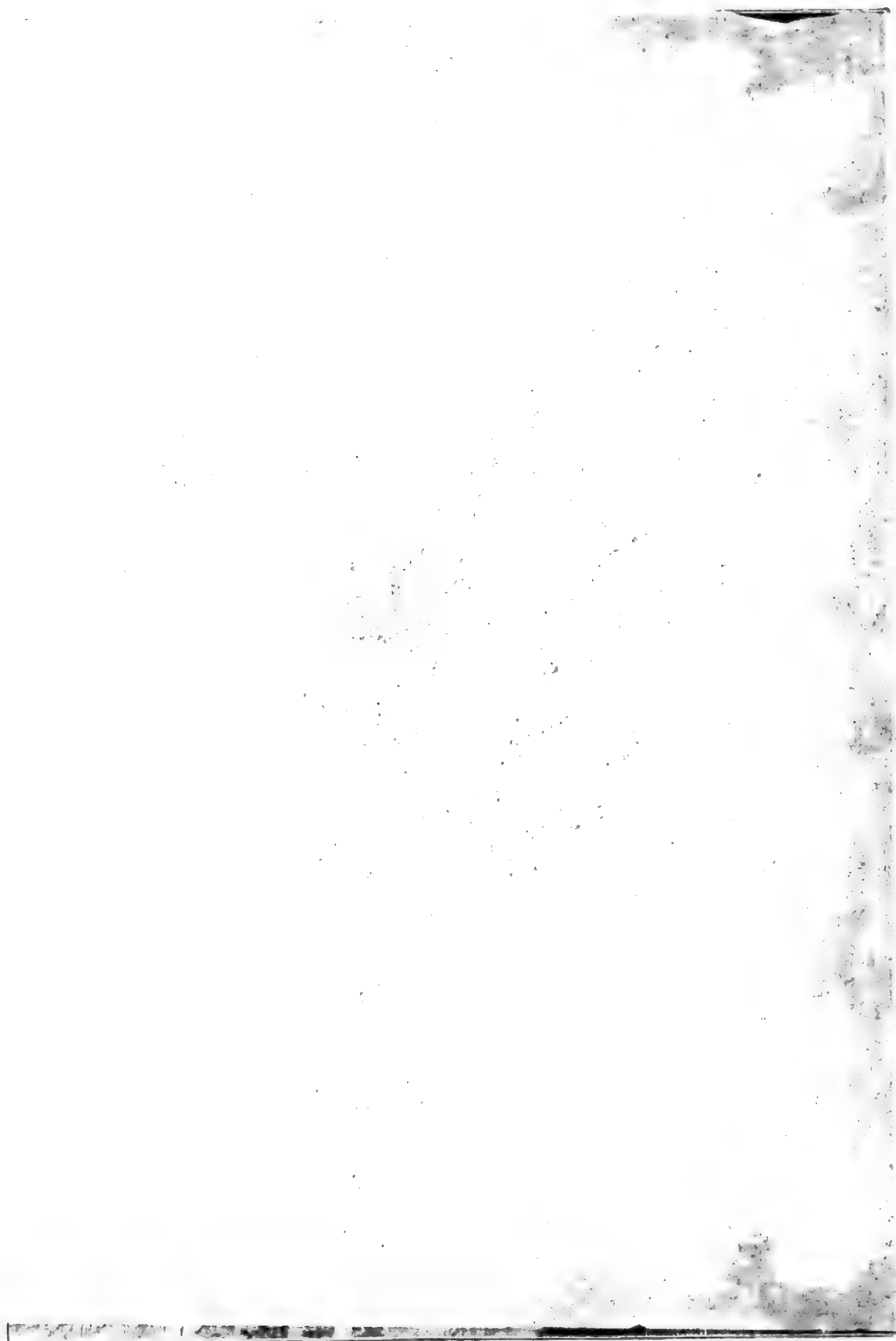
Zur Erreichung dieses Zweckes boten die Gladiatorenkämpfe die beste Gelegenheit. Früh schon trat hier Rom als Lehrmeisterin für Athen auf. Dem feineren Gefühl für Gesittung, von welchem das griechische Volksleben durchzogen ward, widerstrebte anfangs die Einführung der Gladiatorenkämpfe, und ein Demonax konnte daher den Athenern, als sie über die Einführung dieser Kampfspiele berietheu, zurufen, den Altar der Barmherzigkeit zuvor umzustoßen,

ehe sie einem so unmoralischen Brauch in Athen Eingang gewährten. Als aber nach der Unterjochung Griechenlands römische Sitten und Gebräuche auch von den inzwischen demoralisirten Griechen aufgenommen wurden, verbreitete sich auch unter der griechischen Bevölkerung die Vorliebe für diese unmenschlichen Schauspiele. Nach Rom scheinen die Gladiatorenkämpfe von den Etruskern übertragen worden zu sein, bei denen derartige mit scharfen Waffen geführte Kämpfe einen Theil der Leichenspiele bildeten, welche an die Stelle jener uralten, zur Sühne und zum Andenken der Dahingeschiedenen vollzogenen Menschenopfer getreten waren. Dem kriegerischen Sinne der Römer entsprach es, die Scenen der blutigen Kämpfe, in welchen die Republik groß geworden war, auch daheim im kleineren Maßstabe durch Gladiatorenkämpfe sich zu vergegenwärtigen. Schwerlich aber konnte ein solches Spiel mit Menschenleben, der Anblick klaffender Todeswunden und die vom Blute der Sclaven und Miethlinge getränkte Arena dazu beitragen, die junge Generation mit dem blutigen Würfelspiel wirklicher Schlachten vertraut zu machen und den Muth gegen die Todesgefahr zu stählen. Dort war es der kriegerische Ehrgeiz, der Ruhm des Vaterlandes, für welche der freie Römer seine Brust den feindlichen Geschossen darbot, hier aber die von einflußreichen Persönlichkeiten schlau benutzte Schaulust der großen Masse, welche das Volk zu Zuschauern von Mordscenen machten, die vielleicht eine Gleichgültigkeit gegen den Tod auf dem Schlachtfelde einflößen konnten, jedenfalls aber jede Regung eines feineren Gefühls ersticken mußten. Die eigentliche Ausbildung des Instituts der Gladiatoren fällt in die letzte Zeit der Republik. Gladiatorenschulen bildeten sich damals in Rom und andern Städten des römischen Reiches und wurden einerseits der Heerd, von dem aus jene massenhaften Erhebungen ausgingen, in denen die geächtete Klasse der Sclaven mehr als einmal den Bestand des römischen Staates bedrohte, andererseits die Pflanzschule für eine Masse nichtsnutziger Subjecte, welche zur Ausübung jeglicher Schandthat sich stets bereit fanden. Zwar sollte durch die von Cicero eingebrachte lex Tullia der überhand nehmenden Feier dieser Schauspiele Einhalt gethan werden, jedoch wurzelte dieses Gesetz weniger in dem Abscheu vor den Kämpfen selbst, als in dem Wunsche, den Umtrieben des Ehrgeizes gewisse Schranken zu setzen. Zu bald kam das Gesetz in Vergessenheit, und die Kaiserzeit ist überreich an jenen blutigen Schaustellungen. Augustus verordnete, daß Gladiatorenkämpfe nur zwei Mal im Jahre und nur mit 120 Kämpfern stattfinden sollten, eine Beschränkung, die schon Caligula wieder aufhob. Nicht paarweise, sondern massenweise ließ dieser Kaiser von den Gladiatoren förmliche Treffen aufführen. Selbst 26 Ritter, welche ihr Vermögen durchgebracht hatten, zwang er zum ehrlosen Kampf in der Arena. Von den Gladiatorenkämpfen unter Claudius, Nero und Domitian haben die alten Autoren hinlänglich viele, den Blutdurst dieser Kaiser characterisirende Züge aufbewahrt. Es kamen in der Kaiserzeit Kämpfe in der Arena vor, in denen zehntausend Gladiatoren auftraten.

Nach ihrer Ausbildung in den Fechterschulen wurden die Gladiatoren vermiethet oder verkauft. Sclaven, Kriegsgefangene und Verbrecher wurden in die familia gladiatorum aufgenommen, und selbst freie Römer, welche ihr Vermögen vergeudet hatten, scheueten sich nicht, obgleich Infamie an dem Gladiator haftete, in die Fechterschulen einzutreten.

Der angehende Gladiator, der eine auf die Herausbildung der Muskeln besonders berechnete Kost empfing, wurde zuerst durch Fechtübungen gegen einen Pfahl für die öffentliche Schaustellung vorbereitet. Hatte derselbe sein erstes öffentliches Debüt bestanden, so erhielt ein oblonges, elfenbeinernes Täfelchen als Abzeichen, auf welchem sein Name, so wie der erste Tag seines Kampfes verzeichnet stand.

Die Bewaffnung der Gladiatoren war eine andere als die der Legionäre. Der Helm erinnert an die Helme des Mittelalters. Wir geben von einem noch jetzt vorhandenen Helm folgende Schilderung:



ehe sie einem so unmoralischen Brauch in Athen Eingang gewährten.

licher Schandthat sich stets bereit fanden.

folgende Schilderung:

Christen im Circus.

Digitized by Google

Ueber dem Scheitel erhebt sich ein massiver, mit Bildwerken geschmückter Kamm; zum Schutz der Stirn und des Nackens ist derselbe mit einer breiten Krempe umgeben, während ein aus vier Platten bestehendes Visir vorn angebracht ist; die oberen beiden Platten sind, um das Durchsehen zu ermöglichen, siebartig durchbrochen, die unteren sind massiv und mit getriebener Arbeit versehen. Der Helm gab mithin dem Haupte einen starken Schutz vor Hieb und Stich. Aehnlich waren die meisten Helme der Gladiatoren gearbeitet. Der Schild war entweder viereckig, oval oder kreisrund, er unterschied sich von dem der Legionäre durch Leichtigkeit und Zierlichkeit der Form.

Je nach den verschiedenen Klassen der Gladiatoren war auch die Beschienung der Beine eine verschiedene. Bildsäulen geben uns Anhaltepunkte. Bei einigen Gladiatoren waren die Oberschenkel mit Riemen umwickelt, während die Unterschenkel in Schienen steckten; bei andern ist nur das rechte oder das linke Bein beschient oder steckt in ledernen mit Zierrathen besetzten Gamaschen.

Die Angriffswaffen der Gladiatoren bestanden in der Lanze, dem geraden oder gekrümmten Dolchmesser und dem römischen Schwerte. Statt des Schwertes führten sie aber auch bisweilen ein Stich- oder Korbrappier. Die Brust war unbedeckt, und nur der Leib wurde durch ein kurzes, vom Gürtel festgehaltenes und bis zu den Knien herabhängendes Gewand verhüllt.

Eine während der Kaiserzeit häufig auftretende Klasse von Gladiatoren waren die Secutores, welche in den Retiarii ihre Gegenkämpfer hatten. In kurzer Tunica, ohne Helm und nur mit einem Dreizack und dem Dolchmesser versehen, führten Letztere außerdem ein großes Netz, mit welchem sie den mit Helm, Schild und Schwert bewaffneten Secutor durch einen geschickten Wurf zu umstricken suchten, worauf sie ihn mit dem Dreizack angriffen. Von einem solchen Kampfe, welcher von je fünf Gegnern geführt ward, erzählt Sueton im Leben des Caligula. Die Retiarii unterlagen; als sie aber auf Befehl des Kaisers getödtet werden sollten, ergriff einer derselben plötzlich den Dreizack und tödtete sämmtliche Secutores. Den Retiarii in Schutz- und Angriffswaffen verwandt, waren die Laquearii. Die Schlinge, welche sie dem Gegner überwarfen, um ihn zu Boden zu reißen, glich dem Lasso der Indianer Amerika's.

Auch zu Roß und zu Wagen kämpfend traten die Gladiatoren in der Arena auf.

Die Ankündigung zu einem öffentlichen Gladiatorenkampfe geschah entweder durch libelli, welche zur Kenntnißnahme des Publikums in die Umgegend versendet wurden, oder in Form unserer Maueranschläge (programmata). In diesen Ankündigungen wurde die Zahl der auftretenden Fechterpaare, die Namen der ausgezeichneten Gladiatoren, so wie die Art der Kämpfe bekannt gemacht. Paarweise, in feierlichem Aufzuge, begaben sich am Tage der Vorstellung die Gladiatoren in die Arena, die Waffen wurden geprüft, und es begann als Einleitung zu dem nachfolgenden blutigen Schauspiele eine Art Vorspiel mit stumpfen Waffen. Der Ton des Schlachthorns verkündete darauf den Beginn des blutigen Waffenganges. Hoc habet! war der Ruf, wenn einer der Gladiatoren so verwundet war, daß er sich kampfunfähig fühlte. Er ließ die Waffen zu Boden fallen und wandte sich, indem er den Zeigefinger ausstreckte, um Gnade bittend an das Volk. Zur Zeit der Kaiser stand allein diesen das Begnadigungsrecht zu. Erhoben die Zuschauer die geballte Faust, so galt das als Begnadigungszeichen, wogegen die ausgestreckte Hand für den Sieger das Zeichen war, den unterlegenen Gegner zu tödten. Ein Gladiator, der sich feig gezeigt, durfte auf Begnadigung nicht rechnen. Es ward ihm allenfalls gestattet, die Waffe wieder zu ergreifen und den Kampf von Neuem zu beginnen. Bisweilen wurde sine remissione, d. h. ohne Pardon gefochten. Empfing der Gladiator das stumpfe Rapier als Siegespreis, so war damit seine Befreiung vom Gladiatorendienst ausgesprochen; er trat dann in die Reihe der Sclaven und erst die Verleihung des scharfen Rapiers machte ihn zum Freien.

Ein nicht minder blutiges Schauspiel

des Amphitheaters war die Thierhetze. Auch die Thierkämpfer (bestiarii, venatores) wurden in Schulen für die Thierhetze förmlich eingeübt, oder man sandte Kriegsgefangene oder zum Tode verurtheilte Verbrecher — bisweilen in großer Zahl — in die Arena. Wurden in diesen Thierkämpfen Jagdwild oder gezähmte reißende Thiere wohlgeübten und bewaffneten Bestiarien gegenüber gestellt, so mochte das Schauspiel wohl mehr den Character einer Jagd oder einer Thierbändiger-Production an sich tragen. Grauenerregend aber gestaltete es sich, wenn ungezähmte reißende Thiere, die obendrein noch durch Hunger, Feuer und Stacheln zur höchsten Wuth gereizt worden waren, auf schlecht bewaffnete oder gar auf völlig waffenlose Menschen losgelassen wurden. Um derartige Schauspiele möglichst interessant zu machen, wurden die verschiedenartigsten und seltensten reißenden Thiere aus den entferntesten Theilen des Reiches herbeigeschafft. Bisweilen hetzte man auch nur die zur Wuth gereizten Thiere auf einander. Pompejus veranstaltete einen Thierkampf von fünfhundert Löwen; in den Thierhetzen, welche Augustus aufführen ließ, wurden gegen fünfhundert afrikanische Raubthiere getödtet. Caligula ließ vierhundert Bären und eine ebenso große Zahl anderer reißender Thiere sich gegenseitig zerfleischen. Und wie große Massen unglücklicher Menschen wurden in diesen Schauspielen hingeopfert!

Der dritte Zweck, welchem wenigstens einige der Amphitheater gedient haben, war die Aufführung von Naumachien oder Seegefechten. Durch Röhrenleitung und Canäle mit Schleusen konnte die Arena unter Wasser gesetzt werden, oder es wurden besondere Bassins zur Aufführung von Seegefechten gegraben. Eines solchen Seegefechts ist oben in dem Leben Caesars Erwähnung gethan. Augustus erbaute eine steinerne Naumachia in der Nähe des Tiber, auf welcher von dreißig Schiffen eine Seeschlacht zwischen Persern und Athenern aufgeführt wurde. Nero benutzte das Amphitheater zur Aufführung von Seegefechten. Von den noch erhaltenen Naumachien zeigt das zu Capua am deutlichsten die Vorrichtungen, deren man sich bediente, um die Arena unter Wasser zu setzen. Die größte aber von allen Naumachien war die von Claudius auf dem Fuciner See gegebene. Hundert vollständig armirte Kriegsschiffe, mit 19,000 Mann besetzt, rückten auf das Signal, welches ein aus der Mitte des Sees auftauchender silberglänzender Triton mit der einer Seemuschel an Gestalt gleichenden Trompete gab, gegen einander, und daß es sich keineswegs um ein Scheingefecht handelte, bezeugt die Zahl der Umgekommenen, die sich auf Hunderte belief.

Kleine scenische Darstellungen aus der Geschichte und Sage wurden mit haarsträubender Naturwahrheit aufgeführt. Unglückliche mußten sich dazu hergeben, den Mucius Scävola, wie er seine Hand im Feuer verkohlen läßt, darzustellen, den Hercules auf dem brennenden Scheiterhaufen, den Räuber Laureolus, wie er ans Kreuz genagelt und von Thieren zerfleischt wird, den Orpheus, wie er von Bacchantinnen gemißhandelt wird. Daneben wurden frivole Scenen, in ein mythologisches Gewand gehüllt, dargestellt, und Zwerge und Frauen traten als Klopffechter in der Arena auf. Kurz es wurde Alles aufgeboten, das Volk in einem ununterbrochenen Sinnentaumel zu erhalten.

Dies waren die Vergnügungen, dies die leichten Zerstreunungengen, wie der strenge Sittenrichter Seneca sie bezeichnet, denen alle Schichten der Bevölkerung sich am Ende der Republik und während der Kaiserzeit willig hingaben.

Fügen wir hier noch Einiges über die dramatischen Aufführungen hinzu. Anfänglich wurde für die Aufführung scenischer Spiele eine hölzerne, am Fuße einer sanft aufsteigenden Fläche liegende Bühne aufgeschlagen. Von dieser schiefen Bühne aus schauete das Publicum, und ohne daß in Bezug auf Einnahme von Plätzen ein Rangunterschied gemacht wurde, der Darstellung zu. Die erste Sonderung unter den Zuschauenden trat im Anfange des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ein, indem der der Bühne zunächst liegende Raum für die Senatoren durch Schranken abgegrenzt wurde. War nun auch in der nächstfolgenden Zeit

die Sitte aufgekommen, sich Sessel in das Theater nachtragen zu lassen, so erhielt sich doch die oben bezeichnete Einrichtung so lange, bis nach der Unterwerfung Griechenlands das erste vollständige, mit terrassenförmig im Halbkreis aufsteigenden Sitzreihen construirte Theater errichtet wurde, in welchem den Senatoren der unmittelbar vor der Bühne gelegene Raum überwiesen wurde. Bald darauf folgte eine weitere Sonderung der Sitze nach den Rangverhältnissen der Zuschauer. Die den Senatoren zunächst liegenden vierzehn Sitzreihen wurden für die Ritter bestimmt, die Priestercollegien behielten ihre besondern Ehrenplätze, höher hinauf wurden den Frauen Sitze eingeräumt, das gemeine Volk aber auf den obersten Raum zurückgedrängt. Sämmtliche im Jahrhundert v. Chr. in Rom aufgeführten Theater waren noch aus Holz erbaut und wurden nach ihrem jedesmaligen Gebrauch wieder abgerissen. Das erste steinerne Theater errichtete Pompejus; unter Augustus wurden zwei steinerne Theater erbaut. Alle übrigen Theater zu Rom, deren die Kaiserzeit Erwähnung thut, waren von Holz construirt und wurden nach Beendigung der Darstellung, für die man sie errichtet hatte, wieder abgerissen.

Der Hauptvorhang senkte sich nicht, wie in unsern Theatern, sondern erhob sich aus der Tiefe, der Zwischenvorhang dagegen hatte die Form einer Gardine, deren beide Theile nach rechts und links zusammen und aus einander geschoben wurden.

Die Zunft der Schauspieler bestand mit wenigen Ausnahmen aus Sclaven und Freigelassenen. Prachtvolle schleppende Gewänder und der hohe Schuh (Cothurn) gehörten zum Costüm der Tragöden, Kleider nach dem Schnitt des Alltagslebens, aber von möglichst grellen Farben, sowie der niedrige Schuh zu dem des Komöden. Stets wurde die Maske getragen. Wie die Gladiatoren waren die Schauspieler mit der Infamie belastet. Bereits in der letzten Zeit der Republik war die Pantomime als darstellender Tanz aufgetreten; in der Kaiserzeit erreichte diese Art Kunstleistung einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit. Der Stoff war vorzugsweise aus der Mythen- und Heroenzeit entlehnt, und während die Schauspieler den Inhalt durch Geberdenspiel darstellten, trug ein Chor unter Flötenspiel das der Rolle entsprechende Canticum vor

Siebentes Buch.

Von Galba bis zum Ausgange der Flavier.

Inhalt:

Köpfe alter Römer.

Galba. Otho. Vitellius.*

In dem Zeitraume vom 9. Juni 68, dem Todestage Nero's, bis zur Ermordung des Vitellius, am 20. December des folgenden Jahres, sah das Reich vier Kaiser auf gewaltsamem Wege gestürzt oder erhoben. Die einzige That des altersschwachen Galba, die von heilsamen Folgen hätte sein können, die Adoption des wackern Piso, trug die gewünschten Früchte nicht, da der sparsame Greis den Fehler beging, in dem Augenblicke mit einer zwar mißbräuchlichen, aber bereits nothwendig gewordenen Geldspende zu kargen, wo durch den Aufruhr der germanischen Legionen die Grundpfeiler seines Thrones wankten, und wo es aller Schmiegsamkeit und Energie zugleich bedurft hätte, um dem vom Norden drohenden Uebel mit Erfolg begegnen zu können. Er fiel und mit ihm sein Caesar von vier Tagen, während schon von verschiedenen Seiten zwei gleich ruchlose Hände nach dem ihm entsinkenden Diadem ausgestreckt waren.

Die nähere Hand des Otho, des frühern Gemahls der Poppäa Sabina und des Genossen von Nero's Belustigungen, den Ehrgeiz und verzweifelte Verhältnisse zugleich aufstachelten, erfaßte und behauptete es drei Monate lang, vom 15. Januar bis zum 16. April 69. Seine übergroße Nachsicht gegen Willkür und

* Nach A. Imhof, T. Flavius Domitianus, und Pütz, Historische Darstellungen und Characteristiken.

Zuchtlosigkeit der Truppen, denen er Thron und Reich verdankte, sollte ihm wenig helfen. Obschon ihm der Senat und die meisten der Heere in Italien und in den Provinzen gehuldigt hatten, blieben doch die Legionen am Rhein ihrem am 2. Januar gewählten Imperator Vitellius treu, und dieser sandte, während er selbst langsam nachrückte, seine beiden tüchtigen Feldherren, Fabius Valens und Caecina Alienus, nach Italien vorauf, dem eifrig rüstenden Otho entgegen, der mit plötzlicher Energie sein bisheriges üppiges Leben aufgegeben hatte. Otho opferte, obschon anfangs in mehreren Treffen glücklich, nach der durch die Schuld unerfahrener Feldherrn verlorenen Schlacht bei Bedriacum ohne Noth Herrschaft und Leben, denn noch war der Muth der Seinigen ungebrochen, und die ihm treu ergebene Donau-Armee eilte bereits über Aquileja zu seiner Unterstützung herbei.

Träge zog unterdeß Vitellius, von unendlichem Troß gefolgt, und alle Stationen seines Marsches durch Acte der Völlerei und Grausamkeit bezeichnend, durch Frankreich und Ober-Italien heran, und noch war er nicht in Rom angelangt, als sich von einer andern Seite her die Vorboten einer neuen, ungeahnten Gefahr vernehmlich machten.

In Palästina war Vespasianus seit dem Winter von 67 bis 68 mit Glück beschäftigt gewesen, die empörten Juden zu unterwerfen, und sowohl sein Feldherrntalent, als auch seine persönliche Tapferkeit, sein einfaches und leutseliges Wesen hatten ihm eine außerordentliche Beliebtheit bei dem gemeinen Soldaten nicht blos seines Heeres verschafft. Schnell schloß sich ihm der ganze Orient an, und als sein Unterfeldherr Mucianus nach dem Abendlande zog, erklärten sich auf seinem Wege auch die Truppen verschiedener Ländergebiete für Vespasian. Bei Bedriacum ward zum zweiten Male das Schicksal des Reiches entschieden. Das Heer des Vitellius wurde geschlagen. Vitellius, der inzwischen zu Rom der Ruhe und den Tafelgenüssen gefröhnt hatte, legte auf die Kunde von der Niederlage seines Heeres die Herrschaft freiwillig nieder, was bisher im römischen Staate ohne Beispiel war.

Zerstörung des jüdischen Reiches.*

Während im Abendlande die Germanen ihre jungen Freiheitsflügel übten, um die Welt von der Römerherrschaft zu befreien, ging das römische Reich seinem Untergange entgegen. Mehrmals hatten die Juden sich schon gegen die römische Oberherrschaft aufgelehnt, doch war jeder Erhebung ein härteres Loos der Knechtschaft gefolgt. Dem äußern Verfall ging der innere voran. Eine der herrschenden Parteien hing dem römischen Heidenthum und dem mit demselben damals verbundenen Lasterleben an, eine andere, die anfänglich berechtigten nationalen Bestrebungen nachhing, trat in Verbindung mit den schlechtesten Elementen des Landes. Endlich entlud sich der Empörungsstoff, zunächst veranlaßt durch Bedrükkungen, geübt durch den Landpfleger Gessius Florus, eine Creatur Nero's, in den Erschütterungen eines Krieges der Juden gegen die Römer, welcher durch den Haß und Ingrimm, mit dem er von beiden Seiten geführt wurde, an Furchtbarkeit seines Gleichen in der Geschichte nicht hat.

Als Florus sich durch seine Habsucht verleiten ließ, seine Hand sogar nach dem Tempelschatz auszustrecken, begann die Partei der Zeloten in Jerusalem, die der römischen Oberherrschaft stets am meisten widerstrebt hatte, den Tempelberg

* Nach H. Dittmar, Die Geschichte der Welt, und J. Salvador, Geschichte der Römerherrschaft in Judäa.

zu verschanzen. Den vernünftigen Vorstellungen des jüdischen Königs Agrippa II. gelang es zwar noch einmal, den Sturm zu beschwichtigen und die Juden zum Versprechen der Rückkehr in den Gehorsam des Kaisers zu vermögen; als er sie aber auch ermahnte, dem Florus, als dessen Stellvertreter, zu gehorchen, brach ihre Wuth aufs Neue los, und selbst der wohlgesinnte Agrippa mußte Jerusalem verlassen und sich in sein kleines Königreich Ituräa zurückziehen.

Nach diesem Vorspiel begann der erste Act des Hauptkampfes, der mit der Vertreibung aller Römer aus dem Lande schloß. Die christliche Gemeinde in Jerusalem sah sich genöthigt, die Stadt zu verlassen.

Schroff standen sich die beiden Hauptparteien in Jerusalem gegenüber: die der Zeloten (Eiferer) und die der Gemäßigten. Letzteren sandte Agrippa 3000 Mann zum Schutz. Die Zeloten zogen Räuberbanden als Hilfstruppen herbei und drangen in die von den Gemäßigten besetzte Oberstadt ein, wo sie den Palast Agrippa's und den Palast des Hohenpriesters sammt den Schulurkunden verbrannten. Die Truppen des Königs und der Gemäßigten erhielten freien Abzug; die Römer wurden in drei starken Thürmen, in die sie sich geworfen hatten, belagert, bis man auch ihnen durch einen eidlichen Vertrag freien Abzug zusicherte, sie aber nachher doch sämmtlich niederstieß. Ueber diese Unthat trauerte der bessere Theil des Volkes, weil sie das unvermeidliche Strafgericht Gottes herauszufordern schien. Dasselbe trat auch zum Theil sogleich ein; nicht nur im jüdischen Lande, sondern auch außerhalb desselben entflammte sich der Haß der Heiden gegen die Juden in hohem Maße, und es fielen u. A. in Cäsaria 20,000, in Alexandria sogar 50,000 Juden unter dem Racheschwerte.

Der syrische Statthalter Cestius Gallus zog gegen Jerusalem, um den Aufstand zu dämpfen. Seine Kämpfe waren aber ohne Erfolg, er mußte sich endlich zurückziehen und starb nicht lange darauf (wie Tacitus annimmt) aus Kummer über seine Niederlage.

So gewannen die Zeloten Zeit, den Aufstand besser noch zu organisiren und namentlich in Jerusalem eine völlige Schreckensherrschaft einzuführen, der sich viele Gemäßigte und Friedlichgesinnte durch die Flucht entzogen.

Um diese Zeit lebte noch Nero. Er übertrug die Führung des Krieges gegen die Juden dem ausgezeichneten Feldherrn Titus Flavius Vespasianus, den derselbe, begleitet von zwei trefflichen Unterfeldherrn, dem Trajan und seinem eigenen Sohne Titus, im Jahre 67 eröffnete. Das Heer war voll Begierde, die den römischen Waffen zugefügte Schmach zu rächen. Auf dem Wege wurde das Heer durch die Belagerung der Bergveste Jotapata, die von Flavius Josephus, dem nachmaligen Geschichtsschreiber dieses ganzen Krieges, heldenmüthig vertheidigt ward, zwei Monate lang aufgehalten. Durch Verrath fiel der Platz in ihre Gewalt, 40,000 Juden büßten ihren Widerstand mit dem Tode, Josephus gerieth in römische Gefangenschaft.

Inzwischen stieg in Jerusalem die Wildheit der Parteien: die Zeloten wütheten gegen die Gemäßigten mit Raub und Mord, bis diese sich endlich unter der Leitung des gutgesinnten Hohenpriesters Ananus zum Widerstande gegen sie ermannten. Schon hatten Letztere die Tempelschätze erkämpft, als theils ihre Scheu, den Tempel mit Blut zu beflecken, theils Verrätherei sie ihren Gegnern preisgab. In einer mit Erdbeben verbundenen Gewitternacht ließen die Zeloten einen Heerhaufen von 20,000 wilden Idumäern durch die Thore des Tempels und der Stadt ein und richteten unter den Gemäßigten ein solches Blutbad an, daß 12,000 derselben, darunter Ananus und viele andere der Würdigsten und Edelsten, unter grausamen Martern getödtet wurden. Selbst die Idumäer, enttäuscht und mit Abscheu vor diesen Gräueln erfüllt, verließen das bluttriefende Jerusalem, indeß die Zeloten fortfuhren, gegen die noch übrigen ihnen verhaßten Gemäßigten zu wüthen und alle menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen zu treten. „Die Todten lagen (schreibt Josephus) haufenweise in den Straßen umher; die, welche einen Verwandten bestatteten, traf die gleiche

Strafe wie die Ueberläufer, nämlich der Tod; kein menschliches Gefühl war so erstickt, als das Mitleid; von den Lebenden trugen die Frevler ihren Zorn auf die Todten, von den Todten auf die Lebenden über." Die vorgeblichen „Eiferer um das heilige Nationalrecht" trieben ihre Ruchlosigkeit bis zur Verachtung des prophetischen Worts und zur Entweihung des Tempels. „Ueppigkeit, Wollust und Grausamkeit knüpften bei ihnen, wie bei den Heiden, gegen die sie eiferten, den schamlosesten Bund. Von der Leidenschaft bis zum Wahnsinn erhitzt, durchzogen sie tanzend die Straßen und durchbohrten, wer ihnen aufstieß."

Unter solchen Umständen überließ Vespasian die Empörer zunächst ihrer eigenen Zwietracht und verfolgte auch im ganzen folgenden Jahre den Plan, erst das übrige Land vollständig zu unterwerfen und so der Hauptstadt die Mittel zum Widerstande abzuschneiden. Als seine Unterfeldherren Peräa eingenommen, Jericho und andere Plätze besetzt und einen verheerenden Zug nach Idumäa gemacht hatten, und er nun mit der Hauptmacht nach dem Brennpunkte des Aufstandes vorzurücken im Begriff stand, kam ihm die Kunde von dem Tode Nero's zu. In Folge dessen beschloß er bis auf Weiteres eine abwartende Stellung zu nehmen. Als nun bald darauf ihm die Legionen die Kaiserwürde anboten, übertrug er seinem, ihm an Feldherrntalent gleichen, an Sittengröße überlegenen Sohne Titus die Fortführung des Krieges, während er selbst seiner höheren Bestimmung entgegen ging.

Sogleich brach Titus gegen Jerusalem auf, und bald vernahmen die Bewohner der Gottesstadt, die zu einem einzigen Kriegslager geworden war, daß der gewaltige Feind sich nahe.

Verhältnißmäßig war keine Hauptstadt eines Volkes so stark befestigt, als Jerusalem. Die Erbauer hatten die Massen von Steinen und Felsen, die man überall in der Umgegend fand, aufs Angemessenste zu benutzen gesucht. Das Vertheidigungssystem beruhte im Allgemeinen darauf, daß man die Stadt schachtelartig abtheilte und auf diese Weise aus einem festen Platze mehrere an- und ineinander liegende machte, woraus sich denn ergab, daß die Belagerung dem Titus außerordentliche Arbeiten in Aussicht stellte. Die also befestigte Stadt lag auf der höchsten, am schwierigsten zugänglichen Ebene der Berge oder Hügel von Judäa, ungefähr 2200 Fuß über dem Meeresspiegel. Wer von der Seite des mittelländischen Meeres dahin gelangen will, hat viel auf- und abwärts zu steigen, enge Thäler und lange Pässe zu durchschreiten. Endlich kommt man über einen unfruchtbaren Berg von röthlicher Färbung und gelangt auf einen sehr steilen, zwischen hohen Felsen sich hinzwängenden Bergpfad. Zu Ende dieses Bergjoches befindet man sich auf der Hochebene von Jerusalem; das Auge erblickt anfangs nichts als eine Wüste von verbrannten Felsstücken. Zu welcher Stunde des Tages es sei, mit Ausnahme der Regenzeit, schüttet der Himmel daselbst, wie im ganzen Oriente, Ströme von Licht herab und verursacht zauberische Effecte. Die klare Durchsichtigkeit der Luft hebt alle Entfernungen auf, und man fühlt die Versuchung, gleichsam mit der Hand nach den hohen Bergen Arabiens hinzugreifen, die fern im Lande Moab, jenseits des todten Meeres gelegen sind. Das Firmament hat die köstliche, aber monotone Färbung des tiefsten Dunkelblau, das Auge wie Seele in eine unergründliche Tiefe zu verlocken scheint, und neben welchem das gewöhnliche Azur unserer Himmelsstriche bleich, krankhaft, wie mit einem Schleier überzogen erscheint. Nach einer Stunde Wanderung durch die unter den Füßen fortrollenden Steine der Hochebene geht der Boden etwas niederwärts, und unvermuthet liegt Jerusalem vor den erstaunten Blicken. Eine seltsame, ehrfurchtsvolle Stimmung ergreift die Seele: welcher Form des Cultus man angehöre, ob man Christ, Jude, Mohamedaner sei, oder sich bloß als Freund der Philosophie, der Poesie, der Geschichte gebe, steigen alle Erinnerungen der Kindheit, alle ersten Lehren, die man im Schooße der Familie erhalten, wie ein wunderbares Gemälde vor uns auf, durchschlungen von dem Angedenken an alle großen

Namen und an die größten Tage der Geschichte der Menschheit.

Vergleicht man die zeitgenossischen Nachrichten mit den biblischen Traditionen und den Modellen der Häuser, welche heut zu Tage vornehmen Personen in Afrika und Asien gehören, so bekommt man eine ziemlich genaue Idee von der Anlage dieser Paläste in Jerusalem, welche im Fall einer Belagerung von ganz besonderem Vortheile waren. Vier große Mauern bildeten ein Quadrat oder Rechteck, das häufig an den vier Ecken mit Thürmen versehen war; im Innern befand sich ein Hof oder Garten mit mehr oder minder schönen Anlagen; um diesen Hof gingen Säulen, Gallerien oder Arcaden; oben waren auf der einen Seite über denselben die Zimmer der Männer, auf der andern die Wohnungen der Weiber. Ueber diesen Wohnungen befand sich eine Terrasse von einem Geländer umgeben, welche während der heißen Jahreszeit und zwar in den Abend- und Nachtstunden zum Spazierengehen und zur Abkühlung benutzt wurde und, im Fall man genöthigt war, sich zu vertheidigen, in einen Wall umgewandelt werden konnte. Die äußere Mauer des Palastes, welchen Herodes I. auf dem Berge Zion erbaut hatte, und der sich zur Zeit in dem Besitze Simons, eines Sohnes des Jovas, befand, trug starke Thürme. Der Hof war umschlossen von Säulenreihen. In jedem der großen Säle hatten über hundert jener Polsterkissen Platz, deren sich die Alten bei ihren Mahlzeiten bedienten. Teppiche und Vorhänge glänzten von Gold und Silber.

Der Tempel, den Herodes I. an die Stelle des alten zu einer Art Sühne für seine Thron-Usurpation erneuert hatte, erhob sich auf einem 40 Ellen hohen und oben 400 Geviert-Ellen weiten Grundfelsen in einer Pracht und Erhabenheit, daß er als ein wahres Wunderwerk der Kunst angestaunt wurde. Terrassenförmig stieg der Gesammtbau in drei Abstufungen empor. Die erste Terrasse, 500 Ellen lang und eben so breit, bildete den Vorhof der Heiden, der auf drei Seiten mit doppelten, 25 Ellen breiten Säulenhallen, auf der vierten Seite mit der dreifachen Halle Salomon's (einem Ueberrest des ersten Tempels) umgeben war. Das Material der je aus einem Stück bestehenden 25 Ellen hohen Säulen war weißer Marmor; der Boden hatte ein kunstreiches Pflaster von buntfarbigen Steinen. In diesen Vorhof führten fünf Thore, von denen eines, das östliche, wegen seiner prächtigen Säulen aus korinthischem, goldflammendem Erz „das schöne" hieß; er wurde von den Juden zum Marktverkehr für die Bedürfnisse der Tempelbesucher entweiht. (Matth. 21, 12. 13.) — Vier Stufen aufwärts schloß ihn ein drei Ellen hohes, mit Säulen unterbrochenes Gitter von der höher liegenden zweiten Terrasse, dem Vorhof der Weiber, ab, zu welchem vierzehn weitere Stufen führten. Letzterer enthielt dreizehn eherne Gefäße für die Gaben der Tempelbesucher. Seinen Namen hatte er daher, weil die Weiber hier durchmußten, um sich nach den obern Gallerien zu begeben, von wo herab sie an dem Gottesdienste Theil nahmen. Weitere fünfzehn Stufen höher, auf der dritten Terrasse, lag der dritte Vorhof, der 187 Ellen lang und 135 Ellen breit, den eigentlichen Tempel umgab und mit Säulengängen und Zellen umschlossen war. In denselben führten acht Thore, von welchen das gegen Morgen liegende Hauptthor 50 Ellen hoch und von korinthischem Erz war. Dieser Vorhof hatte zwei Abtheilungen, deren äußere der Vorhof der Männer (d. i. derer, die ihre Opfer darbrachten, so wie auch derer, die das Volk bei gewissen Feierlichkeiten vertraten), — die innere, den Tempel zunächst umschließende Abtheilung aber der Vorhof der Priester und Leviten war, worin jene opferten und beteten, diese sangen und spielten; er enthielt den fünfzehn Ellen hohen und fünfzig Ellen langen und breiten Brandopferaltar. Zwölf Ellen höher über diesem Vorhofe gelangte man auf Stufen und durch ein Gitterwerk zum eigentlichen Tempelhaus, das von Marmor sich einhundert Ellen in die Höhe, Breite und Länge erhob und auf der Seite des Einganges zwei Seitenvorsprünge hatte. Er war, gleich dem salomonischen, eingetheilt in die Vorhalle, in das Heilige

und das Allerheiligste. In die hundert Ellen hohe Vorhalle führte ein siebenzig Ellen hohes und fünfundzwanzig Ellen breites Thor ohne Thür (als Sinnbild des unverschlossenen Himmels) mit vergoldetem Giebel und herabhängenden mannslangen Trauben (dem Sinnbilde geistigen Segens). Aus dieser Vorhalle führten mehrere breite goldene Thüren, vor denen inwendig prächtige, glänzend farbige Vorhänge waren, in das Heilige, in welchem sich der goldene, siebenarmige Leuchter, der Schaubrottisch und der Räucheraltar befanden. Das durch einen Prachtvorhang verdeckte, zwanzig Ellen lange Allerheiligste war leer, weil die Bundeslade, dieser symbolische Gottesthron, längst verloren gegangen war. Der vierzig Ellen hohe Oberstock des Tempelhauses, so wie auch die an den äußern Seitenfronten angebrachten Nebenbauten enthielten Gemächer für die Priester und viele Kammern für die mannigfaltigen Tempel- und Opfergeräthe. Das vergoldete Tempeldach war ringsum mit langen eisernen Stäben besetzt, welche vergoldete Spitzen hatten. Ueberhaupt war das ganze Tempelhaus nicht nur innen vergoldet, sondern auch außen mit Goldplatten bedeckt und glänzte in den Strahlen der Sonne wie ein Feuermeer. Die mit langen weißen Marmoradern bekleideten Tempel- und Vorhofsmauern gaben dem Tempel aus der Ferne das Ansehen eines Schneeberges. „Meister, siehe, welch ein Bau ist das!" hatten die Jünger zu Jesu gesagt, in der Meinung, solch ein Bau könne wohl nie der Vernichtung anheimfallen, und er hatte geantwortet: „Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde!" —

Der das Strafgericht über Jerusalem vollführen sollte — Titus — zog eben herzu. Nicht weit von der Stadt, bei dem Flecken, der zum Andenken an den König Saul, der daselbst geboren war, Gaba Saul genannt ward, schlug er sein Lager auf. Mit 600 Reitern näherte er sich der Stadt, um die Werke zu betrachten, aber es fehlte nicht viel, so wäre der erste Tag der Belagerung der letzte von Titus Leben gewesen. Als die Reiterschaar sich durch die Gärten, Hecken und Gräben, die zu den östlichen Vorstädten gehörten, Bahn gemacht hatten, öffneten die Juden eines der nördlichen Thore, und eine Abtheilung stürzte sich hinaus, die römische Reiterei abzuschneiden. Titus sah sich plötzlich in der Gefahr, in die Gewalt der Feinde zu gerathen, aber seine Geistesgegenwart, sein Muth und die Tüchtigkeit seines Pferdes retteten ihn. Die Seinen um sich schaarend, brach er durch die Feinde und kam unversehrt in das Lager zurück.

In der Stadt hatten auch in letzterer Zeit die Kämpfe der Parteien immer noch viel Blut gekostet; selbst in dem Tempel floß oftmals das Blut stromweis und mischte sich mit dem Blute der Opfer. Jetzt gelang es der List des Johannes von Giscala, eine Vereinigung der Getheilten herbei zu führen, die zu einem Widerstande führte, der in der Geschichte seines Gleichen sucht.

Nach vergeblicher Aufforderung zur Uebergabe begann Titus die Bestürmung und eroberte binnen vierzehn Tagen die äußerste Mauer, binnen fünf Tagen die zweite Mauer. Es kamen von Seiten der Römer große hölzerne Thürme von mehreren Stockwerken in Verwendung, welche so bedeckt waren, daß sie den auf sie geschleuderten Steinen, Wurfgeschossen und brennbaren Stoffen zu widerstehen vermochten. In einer Abtheilung dieser Thürme waren Bogenschützen aufgestellt, in einer anderen befanden sich die Schleudermaschinen. Wir kennen die Wirkungen dieser Maschinen ganz genau, aber ihr Mechanismus ist für uns fast ganz verloren. Mit Hülfe von Tauen, Winden, Gewichten, Hebeln verstand man eine furchtbare Schleuder zu Stande zu bringen. Einige dieser Maschinen warfen Spieße, Pfeile, mit spitzen eisernen Köpfen versehene oder ganz brennende Balken, andere setzten Steine von außerordentlicher Schwere und Dicke und ein wahres Kartätschenfeuer von kleinen Steinen und Bleistücken in Bewegung.

Nach Wegnahme der zweiten Mauer machten die Juden einen so heftigen Ausfall, daß die Römer durch die Bresche hinter die zweite Mauer zurückweichen mußten, und es wurde dieselbe erst nach

drei Tagen des hitzigsten Kampfes wieder erobert. Titus ließ die Juden durch Josephus zur Uebergabe auffordern. Letzterer beschwor sie, um des Tempels willen, welchen Titus gern schonen wollte, der Milde Gehör zu geben; aber er ward von den Zeloten als ein der Sache des Volkes Ungetreuer verhöhnt und mit Stein- und Pfeilwürfen verfolgt. In der Stadt wüthete bereits der Hunger. Die entzweiten Parteien hatten einander ihre reichlich gefüllten Magazine durch Feuer zerstört, und nun waren obendrein noch Tausende, die zur Passahfeier herbeigekommen waren, gezwungen, in der Stadt zu bleiben. Häuser der Besitzenden wurden von Rotten überfallen und ausgeplündert. Um der gräßlichen Noth zu entgehen, liefen Viele zu den Römern über, und Titus schonte sie, während er die Gefangenen kreuzigen ließ. Die rohen Syrer und Araber, denen zu Ohren gekommen war, daß manche Ueberläufer Goldstücke verschluckt hätten, schnitten aus Habgier einer großen Zahl die Bäuche auf, bis Titus, darüber empört, diesem Frevel Schranken setzte.

Während der ersten Zeit der Belagerung und der Pest erwies man noch den Todten die gebräuchlichen Ehrenbezeugungen; es wurden die Särge durch die Thore, welche nach den Thälern zu lagen, hinausgetragen. Innerhalb zehn Wochen soll die Zahl derselben auf 150,000 gestiegen sein. Jetzt war man, trotzdem die Todesfälle sich unglaublich häuften, die Innehaltung des gebräuchlichen Verfahrens demnach um so nothwendiger erschien, gezwungen, die Leichen in der Stadt zu behalten. Sie wurden in einzelnen Häusern aufgespeichert und deren Thüren darauf dicht verschlossen. Zuletzt endlich blieben die Körper ohne Weiteres auf den Straßen liegen, oder man warf sie über die Wälle. Mehrere Male mußten die Mannschaften, welche Ausfälle gegen die Römer auszuführen hatten, über Haufen von Leichen derjenigen hinwegsteigen, welche der furchtbaren Krankheit erlegen waren. Es bedurfte nichts Geringeres, als die Gewißheit einer ewigen Sclaverei, welche die Besiegten erwartete, um der Gräßlichkeit eines solchen Anblickes und der Aussicht auf dasselbe Schicksal Trotz zu bieten. Besonders aber müssen wir dabei auch noch den schrecklichen Eid in Betracht ziehen, welchen die Juden geleistet hatten: so lange sie noch im Stande seien, ein Schwert zu halten, sich den Römern nicht ergeben zu wollen.

Am 1. Juli des Jahres 70 n. Chr. begann der letzte Act des Kampfes: die dritte Mauer wurde durchbrochen, die Burg Antonia durch Ueberrumpelung erobert und bis auf einen einzigen Thurm geschleift. Noch einmal bot Titus Verzeihung an: die wenigen Gemäßigten nahmen dieselbe an und erhielten einen Zufluchtsort; die Zeloten verwarfen sie und machten durch Aufpflanzung der Wurfgeschosse auf die heiligen Thore den Tempel selbst zu einer Festung, den Tempelberg zu einem Todtenfeld. Vergebens bot Titus Alles auf, den Prachtbau dennoch zu retten. Sie selbst legten die erste zerstörende Hand an und vernichteten die nordöstlichen Säulenhallen, um den Römern das Eindringen von der Burg Antonia her unmöglich zu machen.

Fanatiker hörten nicht auf, die Phantasie des Volkes zu erhitzen. Einige versicherten, in dem Augenblicke, wo die Zerstörung am sichersten erscheinen würde, werde Jehovah, welcher das alte Volk so oft gerettet habe, den Stolz der Feinde in Rauch aufgehen lassen. Andere Prediger dagegen verkündeten nur Mißgeschick und weinten im Voraus heiße Thränen über die neue bevorstehende Wittwenschaft Jerusalems. Endlich zogen auf allen Straßen der Stadt, an allen Enden des Tempels Männer umher, die mit hohlem Antlitz, in Sack und Asche gehüllt, über ihre schon farblosen Lippen theils Freiheitspsalmen, theils Litaneien für Sterbende oder Todte ertönen ließen.

Zu welcher Höhe die Noth gestiegen war, geht aus einer That hervor, die Maria, Eleazar's Tochter, beging. Täglich waren Räuber in ihr Haus gekommen und hatten ihr genommen, was sie vorfanden; vergebens hatte sie diese angefleht, sie lieber zu tödten: da nahm sie in der Raserei ihren jungen Sohn, tödtete ihn, briet ihn, verzehrte die Hälfte und zeigte den Wiederkehrenden den Ueberrest, worauf diese entsetzt davon flohen.

Titus in Jerusalem.

Digitized by Google

drei Tagen des hitzigsten Kampfes wieder erobert. Titus ließ die Juden durch Josephus zur Uebergabe auffordern. Letzterer beschwor sie, um des Tempels willen,

Schicksal Trotz zu bieten. Besonders aber müssen wir dabei auch noch den schrecklichen Eid in Betracht ziehen, welchen die Juden geleistet hatten: so lange sie

Titus in Jerusalem.

Digitized by Google

Plinius und Vespasianus.

Digitized by Google

Wuth der Angreifer über den unerhörten Widerstand und Verzweiflung der Angegriffenen rangen mit einander. Mitten im schrecklichsten Getümmel warf ein Römer am Fuß der zweiten Tempelmauer durch eine Oeffnung, welche das goldene Fenster hieß, einen Feuerbrand, dessen umhersprühende Funken das dürre Cedernholz ergriffen, womit die Neubauten des Tempels bekleidet waren, und bald standen diese in Feuer. Vergebens rief Titus, der Zerstörung Einhalt zu thun: der Befehl zum Löschen ward aus Schadenfreude und Plünderungssucht nicht befolgt; das Feuer ergriff auch den Tempel, und unter dem Geprassel der Flammen und dem Gedröhne des Einsturzes, unter dem Raub- und Mordgewühl der Kämpfenden und dem Wehklagen und Gestöhne der Sterbenden, unter den Verwünschungen und Todtengesängen der Priester und dem wüthenden Jauchzen der Sieger sank das Heiligthum in Trümmer und Asche.

Als der „Greuel der Verwüstung" vollendet war, wurde Titus von den römischen Soldaten zum Imperator ausgerufen, der römische Adler auf das östliche Thor gepflanzt und vor demselben in heidnischer Weise geopfert.

Jetzt erst baten die noch übrigen, in der Stadt und Königsburg Versteckten um freien Abzug; aber die Gnadenzeit war abgelaufen, Titus ließ die Stadt niederbrennen und unter stürmendem Vordringen Alle niederhauen, die sich noch vertheidigten; nur die Wehrlosen wurden geschont. Die beiden Parteihäupter Simon und Johannes von Giscala, die in den Wasserleitungen eine Zuflucht gesucht hatten, wurden gefangen genommen und späterhin zu Rom im Triumph aufgeführt, worauf dann jener hingerichtet wurde und dieser im Gefängnisse starb.

Am 8. September hielt Titus seinen Einzug in die in rauchenden Trümmern daliegende Stadt. Er brach in die Worte aus: „Wahrhaftig, mit Gott haben wir gesiegt! Gott hat die Juden aus diesen Bollwerken vertrieben: denn was hätten Menschenhände und Brechwerkzeuge gegen diese Steinmassen vermocht?"

Diese zweite Zerstörung Jerusalems geschah 1200 Jahre nach seiner Gründung und 650 Jahre nach seiner ersten Zerstörung.

Trotz der Zerstörungen, die das Feuer bewirkte, war die Beute doch unermeßlich. Stadt und Tempelstätte wurden, mit Ausnahme eines Theils der westlichen Mauer und ihrer drei herodianischen Thürme, der Erde gleich gemacht. „Sie werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen!"

Die Zahl der während der Belagerung durch Feuer, Schwert, Pest und Hunger Getödteten wird auf 1,400,000, die der Gefangenen auf 97,000 angegeben, von welchen letzteren ein Theil in die Sclaverei verkauft, ein andrer Theil zum Kampf mit Gladiatoren und wilden Thieren bestimmt wurde. Noch zwei Jahre währten die Todeszuckungen des zertretenen Volkes, und erst mit dem Fall der drei letzten Festungen Herodion, Macharus und Massada war die Eroberung des Landes vollendet. Von nun an hörte die Selbstständigkeit des jüdischen Volkes auf, und es begann seine Zerstreuung in alle Welt und unter alle Nationen.

Vespasianus und Titus.*

An Vespasianus, der, während sein Sohn Titus Jerusalem eroberte und dem Bestande des jüdischen Reiches überhaupt ein Ende machte, den römischen Herrscherthron bestieg, erhielt das römische Volk endlich wieder einen guten Kaiser. Aus der unberühmten Familie der Flavier stammend, hatte er sein Aufsteigen bis zum Feldherrn nur seiner Tüchtigkeit zu danken. Seine Lebensbahn hatte ihn frei erhalten von der in den höheren Ständen herrschenden Entartung, ihn

* Nach C. Wernicke, Geschichte des Alterthums, Tacitus Werke, Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte.

schmückten Einfachheit der Lebensweise, sittliche Unbescholtenheit, Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit.

Sofort nach der Uebernahme der Regierung schaffte er die abscheulichen Klagen wegen Majestätsverbrechen ab, die über so viele Familien schon so namenloses Unglück gebracht hatten. Der unsinnigen Schwelgerei gegenüber wirkte er durch das von ihm gegebene Beispiel der Mäßigkeit. Dem Senat, dessen Ansehen wie das des Ritterstandes er dadurch erhöhte, daß er unwürdige Mitglieder aus beiden entfernte, und sie durch die angesehensten Männer aus Italien und den Provinzen ergänzte, gab er die Rechte zurück, die ihm seit Tiberius entzogen waren; die gesunkene Mannszucht im Heere stellte er mit weiser Strenge wieder her. Das Einzige, was man gegen ihn vorbrachte, war zu große Liebe zum Gelde, die aber nur Sparsamkeit gewesen zu sein scheint, welche letztere ja nöthig war, da seine Vorgänger unglaublich hohe Summen vergeudet hatten. Fand er doch bei seinem Regierungsantritte den Staat mit einer Summe von zweitausend Millionen Thalern belastet! — Seine Sparsamkeit hinderte ihn jedoch nicht, Rom mit prächtigen Gebäuden zu schmücken. Der großartigste, von ihm ausgeführte Bau war der des Amphitheaters. Außerdem beförderte er Kunst und Wissenschaft durch Besoldung griechischer und römischer Rhetoren und Unterstützung von Künstlern. Plinius der Naturforscher stand bei ihm in hohen Ehren, und war oft an seinem Hofe. Wahrsager und Sterndeuter dagegen verbannte er.

Auch nach außen hin war seine Regierung glücklich. Ein schöner Tag muß es für ihn gewesen sein, als sein Sohn Titus nach Unterwerfung der Juden triumphirend in Rom einzog. Das Andenken jenes Triumphzuges, bei welchem auch die heiligen Tempelgefäße aufgeführt wurden, ist bis heut erhalten durch einen prächtigen marmornen Triumphbogen, der mit schönen Basreliefs geschmückt ist, welche Darstellungen jüdischer Religionsgebräuche und der Tempelgefäße enthalten.

Im elften Jahre seiner Regierung erkrankte Vespasianus zum ersten Mal in seinem Leben. Er ließ sich jedoch dadurch von der Sorge für seine Regierungsgeschäfte nicht abhalten und empfing sogar liegend Gesandtschaften. Als er sein Ende nahe fühlte, sprang er plötzlich von seinem Lager auf, und mit den Worten: „Ein Imperator muß stehend sterben," sank er leblos zusammen (79). Er hatte das siebenzigste Lebensjahr erreicht.

Ihm folgte im Herrscheramte sein Sohn Titus. Auch diejenigen, die ihm Vertrauen noch nicht schenkten, wurden bald eines Bessern belehrt. Er war die Milde und Leutseligkeit selbst. Allen war er zugänglich. Niemand, sagte er, müsse vom Kaiser traurig hinweggehen; den Tag, an welchem er nicht irgend eine Wohlthat ausgeübt habe, halte er für einen verlorenen. Das dankbare Volk nannte ihn deshalb „die Wonne des Menschengeschlechts." Rom genoß unter ihm die vollständigste Ruhe, aber das Land wurde von furchtbaren Unglücksfällen heimgesucht.

Im Jahre 79, am 24. August, erfolgte ein grauenhafter Ausbruch des Vesuv. Der jüngere Plinius, dessen Oheim, der gelehrte Naturforscher Plinius, bei dem schrecklichen Ereignisse, durch welches die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiae untergingen, seinen Tod fand, hat dasselbe in zwei Briefen an den Geschichtsschreiber Tacitus meisterhaft geschildert.

Mein Oheim, schreibt Plinius, befand sich zu Misenum, wo er die Flotte in Person befehligte. Am 23. August, ungefähr Ein Uhr sagt ihm meine Mutter, es lasse sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt sehen. Er hatte sich gesonnt, kalt gebadet, sodann liegend gespeist und studirte jetzt. Er fordert seine Schuhe und besteigt eine Anhöhe, von welcher man die wunderbare Erscheinung sehr gut beobachten konnte.

Die Wolke erhob sich — aus welchem Berg, konnte man von Weitem nicht unterscheiden, daß es der Vesuv gewesen, erfuhr man erst nachher — in einer Gestalt, welche mit nichts zu vergleichen war, als mit einem Baume und zwar einer Pinie. Sie schien in einem sehr langen Stamm in die Höhe zu

steigen und sich in einige Zweige auszudehnen: ich glaube, weil sie, anfänglich durch den frischen Druck in die Höhe getrieben, als jener nachließ, oder durch ihre eigene Schwerkraft, sich in die Breite ergoß. Sie war hin und wieder weiß, an manchen Stellen schmutzig und gefleckt, je nachdem sie Erde oder Steine mit sich führte.

Ihm als einem gelehrten Mann schien diese Erscheinung wichtig und näherer Beachtung werth. Er läßt ein leichtes Schiff ausrüsten und stellt mir frei, ihn zu begleiten. Ich antwortete, ich wolle lieber studiren; überdies hatte er selbst mir zufälligerweise Etwas zu schreiben aufgetragen. Eben trat er aus dem Haus, als er ein Schreiben aus Retina empfängt, in welchem die dortige Schiffsmannschaft, durch die drohende Gefahr erschreckt, — der Ort lag am Fuße des Berges, und man konnte nur zu Schiffe entkommen, — ihn bat, sie aus so großer Noth zu erretten. Er änderte nun seinen Plan, und was er als Gelehrter begonnen, vollzieht er als Held.

Er läßt die Kriegsschiffe unter Segel gehen und begiebt sich an Bord, um nicht blos Retina, sondern unzähligen Menschen, — denn die Küste war ihrer angenehmen Lage wegen sehr bevölkert — Hülfe zu bringen. Er eilt dahin, von wo Andere fliehen, und steuert gerades Wegs der Gefahr zu, so furchtlos, daß er alle Begebenheiten und Gestaltungen der Unglücksscene, wie er sie wahrnahm, dictirte und aufzeichnen ließ.

Schon fiel Asche auf die Fahrzeuge, heißer und dichter, je näher man kam; nun auch Bimssteine, und schwarze ausgebrannte, vom Feuer geborstene Steine. Jetzt machten eine plötzliche Untiefe und der Auswurf des Berges die Küste unzugänglich. Er besann sich einen Augenblick, ob er zurücksegeln sollte, bald aber sagte er zu dem Steuermann, der ihm dieses anrieth: Mit dem Tapfern ist das Glück, fahre zu! — Dies war zu Stabiae an der entgegengesetzten Seite der Bai, welche das Meer in dem sich allmählig umschwingenden Ufer bildet. Ungeachtet dort die Gefahr noch nicht sehr nahe, war sie doch vor Augen, und falls sie wuchs, nahe genug; er hatte daher sein Gepäck an Bord bringen lassen, zur Flucht entschlossen, sobald sich der widrige Wind gelegt hätte. Sobald mein Oheim, dem dieser Wind sehr günstig war, gelandet hat, umarmt, tröstet, ermuntert er den Zitternden und läßt sich, die Verzagtheit desselben durch seine Zuversicht zu beschwichtigen, ins Bad bringen; nach dem Bad legt er sich zu Tisch und speist mit Heiterkeit, wenigstens, was eben so groß ist, mit heiterer Miene.

Inzwischen leuchteten aus dem Vesuv an mehreren Orten breite Flammen und hohe Feuersäulen hervor, deren Glanz und Helle durch die Finsterniß der Nacht erhöht wurde.

Mein Oheim behauptete, um der Furcht zu begegnen, es seien Landhäuser, welche, von den Bewohnern in Schrecken verlassen und dem Feuer preisgegeben, jetzt in der Einsamkeit brennten. Hierauf legte er sich zur Ruhe und schlief wirklich fest ein; denn die Leute vor der Thür hörten ihn Athem holen, da er wegen seines starken Körpers immer schwer und laut respirirte. Jetzt aber wurde die Vorhalle, aus welcher man in das Zimmer trat, mit Asche und Bimsstein so hoch angefüllt, daß er bei längerem Verweilen nicht mehr aus dem Schlafgemach hätte kommen können. Man weckte ihn, er steht auf und begiebt sich zu Pomponianus und den Andern, die gewacht hatten. Sie berathschlagen gemeinschaftlich, ob sie im Hause bleiben oder ins Freie gehen wollen. Denn die Gebäude wankten durch die wiederholten heftigen Erdstöße und schienen aus ihrem Grund gehoben, bald hierher, bald dorthin sich zu bewegen oder gerückt zu werden. Dagegen scheuete man im Freien den Fall der, wenn auch leichten und lockern, Bimsstein. Bei Vergleichung der Gefahr wählte man jedoch das Letztere. In meinem Oheim siegte ein Vernunftgrund über den andern; bei den Uebrigen eine Furcht über die andere. Sie legen Kissen auf den Kopf und binden sie mit Tüchern fest: dieses diente zum Schutz gegen den Steinregen. Schon war es anderwärts Tag, dort war es Nacht, schwärzer und finstrer als alle Nächte: doch erhellten sie dieselbe durch

viele Fackeln und Lichter aller Art. Man beschloß, ans Ufer zu gehen und in der Nähe zu sehen, ob man sich aufs Meer wagen könne; dieses blieb aber wild und ungestüm. Hier legte mein Oheim sich auf ein hingebreitetes Tuch und forderte und trank mehrmals Wasser. Bald trieben die Flammen und der ihnen vorangehende Schwefelgeruch die Andern in die Flucht; ihn bewogen sie, aufzustehen. Gestützt auf zwei Sclaven erhob er sich, sank aber sogleich nieder, erstickt, wie ich glaube, durch den dicken Dampf, und weil sich die Luftröhre verschloß, welche bei ihm, von Natur schwach und eng, an häufigen Krämpfen litt. Als es Tag wurde, der dritte von dem gerechnet, den er zuletzt gesehen, fand man seinen Körper unversehrt, unverletzt und bedeckt, so wie er bekleidet war, einem Schlafenden ähnlicher, als einem Todten.

In dem nachfolgenden Briefe fährt der jüngere Plinius also fort:

Nachdem mein Oheim von uns gegangen war, brachte ich die übrige Zeit des Tages mit Studiren zu. Das Erdbeben, welches man schon seit mehreren Tagen gespürt, hatte uns als ein in Campanien gewöhnliches Ereigniß nicht sehr beunruhigt. In jener Nacht jedoch wurde es so stark, daß Alles nicht nur zu wanken, sondern dem Einsturz zu drohen schien. Meine Mutter eilte in mein Schlafzimmer. Ich war eben im Begriff aufzustehen, um sie zu wecken. Wir setzten uns auf den Hof, welcher in mäßigem Zwischenraum die Häuser vom nahen Meere trennte. Ich weiß nicht, soll ich's Unerschrockenheit oder Gedankenlosigkeit nennen, denn ich war damals erst achtzehn Jahre alt: — genug, ich lasse mir die Geschichte des Titus Livius geben, lese, als ob ich ganz in meiner Muse wäre, und setze auch die angefangenen Auszüge fort. Plötzlich erscheint ein Freund meines Oheims, der kürzlich zu ihm aus Spanien gekommen war, schilt, als er mich und die Mutter sitzend und mich sogar lesend findet, sie wegen ihrer Geduld, mich wegen meiner Sorglosigkeit. Ich aber las nicht weniger eifrig fort.

Es war schon die erste Stunde des Tages (sechs Uhr Morgens) und noch war es nicht hell, der Himmel ganz trübe. Da die umliegenden Gebäude heftig schwankten, so erschien die Gefahr des Einsturzes selbst in dem beschränkten offnen Raum groß und unvermeidlich. Jetzt erst beschlossen wir, die Stadt zu verlassen. Die erschrockene Menge, welche thut, was sie Andere thun sieht, und was in der Angst für Klugheit gilt, folgt schaarenweise und drängt und stößt uns vorwärts. Als wir die Gebäude hinter uns hatten, machten wir Halt. Aber auch hier neue Wunder, neue Schrecken. Die Wagen, welche wir hatten hinausfahren lassen, wurden auf ganz ebenem Boden hin- und hergerüttelt und blieben selbst dann nicht auf der Stelle, wenn Steine untergelegt wurden. Es war, als ob das Meer sich selbst verschlänge, durch die Erderschütterung wie auf sich selbst zurückgeworfen würde. Wenigstens sahen wir das Ufer vorgerückt und viele auf dem trockenen Strand zurückgebliebene Seethiere.

Auf der entgegengesetzten Seite zerborst eine schreckliche schwarze Wolke, schoß und schleuderte schlangenförmige Feuermassen um sich her, und entlud sich in länglichen Flammengestalten, die wie Blitze aussahen, aber größer waren. Jetzt wurde der Freund aus Spanien heftiger und dringender: wenn dein Bruder, wenn dein Oheim, sagt er, noch am Leben ist, so will er euch gerettet wissen, und ist er gestorben, so hat er zuverlässig gewünscht, daß ihr ihn überlebt: was verzögert ihr also eure Flucht! Wir entgegneten, daß wir es nicht über uns gewinnen könnten, für unsere Rettung zu sorgen, so lange wir über die seine in Ungewißheit seien. — Er verweilt nun nicht länger, stürzt fort und entreißt sich im schnellen Laufe der Gefahr. Bald darauf läßt sich jene Wolke auf die Erde herab und bedeckt die See. Sie hatte Capreä umgeben und verhüllt; auch das Vorgebirge von Misenum entzog sich unsern Blicken. Jetzt ermahnte, bat und befahl die Mutter, zu fliehen, so gut ich könnte. Ich sei jung und werde leicht entkommen: sie, durch Alter und Kränklichkeit niedergedrückt, wolle gern sterben, wenn sie nur nicht Schuld an meinem Tode sei. Ich erwiederte,

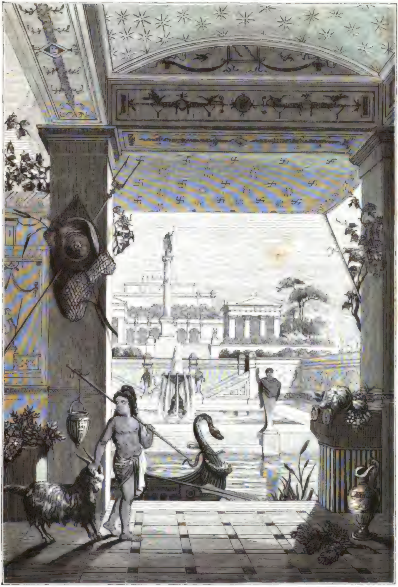
Straße im alten Pompeji.

viele Fackeln und Lichter aller Art. Man

Tages (sechs Uhr Morgens) und noch

war es nicht hell, der Himmel ganz

an meinem Tode sei. Ich erwiederte,



Straße im alten Pompeji.

Digitized by Google

daß ich mich ohne sie nicht retten würde, ergreife ihre Hand und zwinge sie, schneller zu gehen; sie folgt ungern, unter Klagen, daß sie mich aufhalte.

Schon fällt Asche auf uns, doch nicht in großer Menge. Ich sehe zurück. Ein dichter Dampf ist in unserm Rücken, wie ein auf die Erde gegossener Strom. Beugen wir ein wenig aus, sagte ich, so lange wir noch sehen, damit wir nicht auf der Straße umhergeworfen und in der Finsterniß von der Menge niedergetreten werden. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als es finster wurde, und zwar nicht wie in einer mondlosen und wolkigen Nacht, sondern wie wenn in verschlossenen Orten das Licht ausgelöscht wird. Nun hörte man Weiber heulen, Kinder wimmern, Männer schreien; die Einen riefen ihre Eltern, die Andern ihre Kinder oder ihre Gatten; Einige bejammerten ihr eigenes Geschick, Andere das der Ihrigen; Manche wünschten sich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele fleheten die Götter an, Andere behaupteten, es gebe keine Götter mehr, es sei die letzte und ewige Nacht der Welt gekommen. Auch fehlte es nicht an Solchen, welche die wirkliche Gefahr durch erdichtete oder erlogene Schreckensbotschaften vergrößerten. Einige erzählten, zu Misenum stehe ein Theil der Häuser in Flammen, ein anderer sei zusammengestürzt. Alles falsch, und doch glaubte man Alles.

Es wurde wieder ein wenig helle, was uns aber nicht wie der Tag, sondern als ein Zeichen des herannahenden Feuers vorkam, doch blieb es in der Entfernung: die Finsterniß kam wieder und mit ihr ein so heftiger und dichter Guß von Asche, daß wir oft aufstehen und sie abschütteln mußten, um nicht zugedeckt und von ihrer Last erdrückt zu werden.

Ich könnte mich rühmen, daß mir in dieser großen Gefahr nicht ein Seufzer, nicht ein unmännlicher Laut entfahren sei, wenn ich nicht in dem Gedanken, daß ich mit der Welt und die Welt mit mir untergehe, den unglücklichen, aber großen Trost für meinen Tod gefunden hätte.

Endlich löste sich die dichte Finsterniß in eine Art Rauch oder Nebel auf; es wurde wirklich Tag, sogar die Sonne kam zum Vorschein, aber ganz trübe, wie bei einer Sonnenfinsterniß. Alle Gegenstände zeigten sich dem noch ungewissen Blick verändert und mit Asche wie mit einem hohen Schnee bedeckt. Wir kehrten nach Misenum zurück.

So weit der jüngere Plinius.

Fast siebenzehn Jahrhunderte lang kannte man nicht einmal die Stätte, wo die genannten untergegangenen Orte gestanden hatten. Die erste Spur fand man im Jahre 1711 bei Grabung eines Brunnens auf dem Gute des Prinzen Emanuel von Lothringen.

Die bisher aufgedeckten Theile von Pompeji betragen ungefähr ein Drittheil des Gesammtumfanges der Stadt. Darunter befindet sich der wichtigste Theil derselben, das Haupt-Forum, welches einen länglich viereckigen Platz bildet, mit einer dorischen Säulenhalle umfaßt und mit einer Anzahl verhältnißmäßig bedeutender öffentlicher Gebäude, Tempel, Basiliken und verschiedener anderer Hallen, umgeben. An einer andern Stelle der Stadt liegt das Theater; neben diesem ein kleinerer, odeonartiger Theaterbau, daneben befinden sich wiederum mehrere Tempel und Hallen. Weiter ab liegt das Amphitheater. Ferner hat man eine Bäder-Anlage aufgegraben. Vor der Stadt, an der Straße, die nach Herculanum führt, liegen, wie es die antike Sitte war, die Grabmonumente neben einander, auch sind dort bereits Villen aufgedeckt worden, unter ihnen eine des Cicero. Die Wohnhäuser der Stadt sind zumeist nur klein, jedoch im Innern fast durchgängig sehr behaglich eingerichtet. Sogar in den Häusern der Handwerker hatten die Zimmer Mosaikfußböden, und die Wände waren mit schönen, noch durchaus wohl erhaltenen Malereien geschmückt. Ihr Licht erhielten die Zimmer zumeist durch die offene Thür. Besonders wichtig war auch die Auffindung einer Menge von Candelabern, Lampen, Vasen und Geräthschaften aller Art von Bronce und gebranntem Thon; die Schönheit ihrer Formen hat veredelnd auf den neuern Kunstgeschmack eingewirkt. Im Jahre 1828 fand man fünf gläserne Becher mit durchaus schön erhaltenen

Oliven, 1831 das herrlichste aller antiken Mosaikgemälde, die „Alexanderschlacht", 1840 einen prächtigen, mit Bildwerken geschmückten Brunnen und eine bemalte Bildsäule der Diana. So hat das Unheil uns ein Stück alten Lebens fast unversehrt erhalten. Die Ausgrabungen werden eifrig fortgesetzt. Pompeji zählte etwa 40,000 Einwohner. Bis jetzt hat man in der Stadt gegen hundert Gerippe gefunden. Die meisten Einwohner mögen sich wohl rechtzeitig durch die Flucht gerettet haben.

Außer diesem Unglück wurde Rom während der Regierung des Titus noch von einer dreitägigen Feuersbrunst und mehrfach von verheerenden Seuchen heimgesucht. Groß erwies sich Titus auch als Helfer und Tröster. Unter diejenigen, die sich bei dem Ausbruche des Vesuv gerettet hatten, ließ er die Güter und Habe derer vertheilen, die, ohne Kinder zu hinterlassen, dabei ihren Tod gefunden hatten; reichlich gab er aus eigenem Vermögen.

Leider war seine Regierung nur von kurzer Dauer (von 79 bis 81). Zur Einweihung der prächtigen Bäder, die er zum Vergnügen und zur Erholung des Volkes erbauen ließ, und des von seinem Vater erbauten Amphitheaters veranstaltete er dem Volke hundert Tage lang herrliche Schauspiele. Gleich nach Beendigung derselben wurde er von einem hitzigen Fieber ergriffen, welches seinem Leben ein Ende machte. Die Trauer über seinen Tod war allgemein.

Ihm folgte in der Regierung sein ihm in allen Stücken unähnlicher Bruder Flavius Domitianus.

Plinius Secundus der Jüngere.*

Er zählte beim Tode seines Oheims (s. S. 294) achtzehn Jahre. Nachdem er sich unter Quintilian in der Beredsamkeit geübt und seinen Geist an philosophischen Studien gebildet hatte, widmete er sich den öffentlichen Geschäften unter Domitian. Der Tod dieses Kaisers war der Anfang seines Glücks. Nicht nur, daß er der Lebensgefahr entging, in welche ihn ein berüchtigter Angeber gestürzt; er erwarb sich bald nachher die Gunst des Kaisers Trajan, der ihm das Consulat und zwei Jahre später die Verwaltung der Provinz Bythien übertrug. Plinius war ein edler, mit ..... Gütern des Lebens und der Bildung reichlich ausgestatteter Mann, der sich von der herrschenden Zeitverderbniß freihielt und seine Verhältnisse und seine Stellung benutzte, um nach Kräften Gutes zu bewirken und Böses zu verhüten, und der die Gefühle des Mitleids und der Humanität selbst auf die unfreien Volksklassen seiner Landgüter ausdehnte, der aber an Freimuth, Characterfestigkeit und altrömischer Gesinnung hinter seinem Freunde Tacitus sehr zurückstand. „Das Glück begünstigte ihn in größter Fülle," bemerkt Bernhardy, „ausgebreitete Verbindungen mit den angesehensten Männern, erwünschte Freunde, denen er oft und gern nützlich war, ansehnliches Vermögen mit trefflichen Besitzungen, eine heitere Ehe, zuletzt ein ungetrübtes, genußreiches Leben, Alles traf zusammen, um in ihm einen feinen Weltmann ohne Harm und Blick für die Schäden der Zeit durchzubilden." Dem Cicero nacheifernd, verwandte er seine heitere, genußreiche Muße auf die Abfassung von Briefen, deren Feinheit und Zierlichkeit in Sprache, Ton und Wendungen einen hohen Begriff von der geselligen Bildung und der geistreichen Unterhaltung der Zeit geben und zu den besten literarischen Denkmälern gerechnet werden können, die aber auch durch die Künstlichkeit, die gezierte Eleganz und höfische Gesinnung den Beweis liefern, daß die Zeit freier Geistesschöpfungen und männlicher Gedanken vorüber war.

Eine Vergleichung der Briefe des Pli-

* Nach G. Weber, Weltgeschichte.

nius mit denen seines Vorbildes Cicero, den er ängstlich nachahmt, zeigt deutlich, wie sehr die Zeitbildung und die Anschauungen der Menschen bereits den monarchischen Character angenommen, wo die gesellschaftliche Stellung und Rangverschiedenheit der Einzelnen aus dem Ton und der Anrede in den an sie gerichteten Briefen sich erkennen lassen, wo ein Einziger gebietet und alle Uebrigen als „Unterthanen“ den Anordnungen sich fügen, wo conventionelle Glätte und Abgeschliffenheit Natur und Wahrheit verdrängt haben und seine geistreiche Conversation als Zeichen echter Bildung und Humanität galt. Nur in einer Schwäche treffen beide Schriftsteller zusammen — in der Eitelkeit und in der naiven Selbstgefälligkeit, womit sie dieselbe an den Tag legen. Diese Selbstverherrlichung tritt in tausend Kundgebungen bei Plinius hervor und schwächt den Eindruck seiner Werke.

Die Epistel des Plinius sind von ihm selbst in zehn Bücher getheilt worden, wovon das letzte Buch die Briefe, Berichte und Anfragen des Verfassers an Trajan und die Antworten seines kaiserlichen Herrn enthält. Giebt uns dieses ein Bild von der damaligen Staatsverwaltung, von der unabhängigen Stellung der Beamten, von der monarchischen Allgewalt, so enthalten die neun andern an Freunde und Bekannte gerichteten Bücher einen Schatz von Nachrichten über das häusliche und öffentliche Leben des damaligen Roms, über den Zustand der Rechtspflege, der Verwaltung und der Wissenschaft, Characterschilderungen ausgezeichneter Männer, Beschreibungen von Gegenden, Landhäusern und Naturereignissen, Erzählungen von Anecdoten aus den gesellschaftlichen Kreisen. „Durch die strenge Durchsicht und Feile sind mehrere Briefe wahre Musterbriefe geworden; manche können als Muster einer eigenthümlichen, feinen und eleganten Schreibart gelten; ein großer Theil zeichnet sich nicht nur durch die treffendsten Bemerkungen über Menschen und Sitten der damaligen Zeit, sondern auch durch den Ausdruck des wohlwollendsten Gemüths, edler Gesinnung, hoher Sittenreinheit aus, und sichern darum ihrem Verfasser den Ruhm eines der bessern und edleren Schriftsteller des Alterthums.“

Auch in der Beredsamkeit nahm Plinius eine glänzende Stelle ein; doch besitzen wir von ihm nur noch die Lobrede (Panegyricus) auf Trajan, die er vor dem Senat zum Dank für das ihm verliehene Consulat gehalten und später überarbeitet und erweitert hat, eine Schrift, welche die gerügten Fehler der Briefe, die übertriebene Künstlichkeit des Stils und der Form, das Haschen nach witzigen und pikanten Gegensätzen, geistreichen Wendungen und wohlklingenden Ausdrücken und Redefiguren, in erhöhtem Maße besitzt und damit noch rhetorische Breite in Schilderungen und malerischen Ausführungen und hofmännische Schmeichelei verbindet.

Plinius giebt in einem Briefe zu verstehen, daß er in der „Dankrede“ eine Art Regentenspiegel habe aufstellen wollen, und „Lehren, wie ein Fürst sein soll, ist zwar ein schönes, aber schwieriges, fast stolzes Unternehmen. Allein den besten Fürsten loben und dadurch seinen Nachfolgern, gleichsam wie von einer Höhe herab, das Licht zeigen, dem sie folgen sollen, das ist nützlich und dabei nicht anmaßend.“ Solche Lob- und Dankreden wurden von der Zeit an immer häufiger und darin alle Schwächen und Fehler des Plinius ohne seine Vorzüge nachgeahmt. Sie wurden bei Jahresfesten und andern feierlichen Gelegenheiten von irgend einem angesehenen Rhetor in Gegenwart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten. Was sich von niedriger Schmeichelei denken läßt, wurde von diesen Panegyrikern auf die Person des Kaisers gehäuft.

Flavius Domitianus.*

Dem edelgesinnten Titus folgte der Bruder desselben, Flavius Domitianus. Während der Regierung seines Vaters, der ihn nicht leiden mochte und ihn zu keinen Geschäften heranzog, lebte er zurückgezogen auf seiner Villa bei Alba, wo er seinen Ausschweifungen nachhing, oder schlechte Gedichte machte. Mit seinem Bruder Titus lebte er in gespanntem Verhältnisse; es wurde sogar behauptet, er habe ihm nach dem Leben getrachtet, er habe dessen Tod durch Gift herbeigeführt. Zur Regierung gekommen, erwarb er sich anfangs durch strenge Handhabung des Rechts und durch Freigebigkeit die Gunst des Volks und der Soldaten, erschöpfte aber durch übermäßige Bauten und Spiele die Schatzkammer. Mehr und mehr begann seine eigentliche Natur hervorzutreten. Um Geld zu gewinnen, erneuerte er die Gerichte über Majestätsverbrechen, und zog die Güter der Verurtheilten, ein auch drückte er die Provinzen mit neuen Abgaben. Mehrere entdeckte Verschwörungen machten den von Natur schon furchtsamen Kaiser argwöhnisch und grausam. Den Statthaltern befahl er, seinen Befehlen die Formel hinzuzufügen: Dominus et Deus noster hoc fieri jubet: Unser Herr und Gott befiehlt, daß es geschehe. Er war der erste Kaiser, der sich Dominus, d. h. Herr in Bezug auf seine Sclaven, nennen ließ. Daß er sich im Anfange seiner Regierung täglich eine Stunde lang einsam in seinem Gemach mit Fangen und Tödten der Fliegen beschäftigt habe, wird von Suetonius berichtet. Aus Argwohn rief er im Jahre 86 den tapfern Agrippa aus Britannien zurück; dieser hielt es für gerathen, sich vom öffentlichen Leben ganz zurückzuziehen.

Aus Eitelkeit, um auch als Feldherr zu glänzen, unternahm Domitian selbst einen Feldzug gegen die Chatten. Er verheerte einen Theil ihres Landes und legte sich bei der Rückkehr den Namen Germanicus bei. Zur Feier seines Triumphes hatte er Menschen gekauft, die er als gefangene Chatten vorführte. Einen eben so schimpflichen Ausgang hatte der Krieg gegen die Dacier, die in dem heutigen Ungarn wohnten. Sie hatten im Jahre 86 einen Einfall in römisches Gebiet gemacht. Domitian ging zwar nach Mösien, blieb aber unthätig, während seine Legaten unglücklich fochten. Er erkaufte von den Barbaren den Frieden um einen jährlichen Tribut. Dessen ungeachtet feierte er bei der Rückkehr nach Rom einen Triumph und nannte sich Dacicus.

Gegen die Juden, welche an den kaiserlichen Privatschatz eine Kopfsteuer zu zahlen hatten und sich der Zahlung zu entziehen suchten, verfuhr er mit Strenge und besteuerte auch „diejenigen, welche, ohne Jude zu sein, ein jüdisches Leben führten" — worunter die Christen gemeint waren. Er schonte selbst seines Vetters Flavius Clemens nicht, den er, als der Hinneigung zur Lehre Jesu überwiesen, hinrichten ließ. Auf seinen Befehl wurde der Evangelist Johannes auf die im ägäischen Meere gelegene Insel Patmos verwiesen.

Endlich entstand unter seinen nächsten Untergebenen eine Verschwörung gegen ihn, der sogar auch seine Gemahlin zustimmte. Ein Zufall beschleunigte den Ausbruch derselben. Einer seiner Diener fand unter seinem Kopfkissen eine Liste, auf der eine Zahl von Personen verzeichnet waren, die dem Tode überantwortet werden sollten. Obenan standen: die Kaiserin Domitilla und die Anführer der Leibgarde. Der Diener händigte die Liste den Verschworenen ein, und diese beschlossen, sofort zur That zu schreiten. Am 18. September 96 wurde auf Domitian, als ihm einer der Verschworenen eine angebliche Anzeige einer Verschwörung zum Lesen übergeben hatte, ein Anfall ausgeführt und er darauf nach heftiger Gegenwehr ermordet.

Das Volk verhielt sich theilnahmlos bei der Kunde von dem Tode des Ty-

* Nach Fr. Fiedler, Geschichte der Römer.

rannen, das Heer vernahm die Kunde mit Unwillen, mit Freude dagegen der Senat, von dem alsbald der Befehl ausging, Domitians Namen auf allen Denkmälern auszutilgen.

Mahlzeiten.*

Was zunächst die Tageszeiten betrifft, in welchen die Römer Speise zu sich zu nehmen pflegten, so bildeten mit Salz gewürztes Brot, Trauben, Oliven, Käse, Milch und Eier den Morgenimbiß, welcher, je nach der Zeit des Aufstehens sich richtend, bald früher, bald später genossen wurde. Ihm folgte etwa um unsere Mittagszeit — nach der römischen Zeiteintheilung um die sechste Stunde — das Prandium, welches aus compacteren warmen, so wie aus kalten Speisen bestand. Die Hauptmahlzeit fiel um die neunte Stunde, also etwa in die Mitte zwischen Mittag und Sonnenuntergang. Zu den Hauptnahrungsmitteln des gemeinen Mannes gehörte der aus Dinkel bereitete Mehlbrei (plus), welcher die Stelle des Brotes vertrat. Dazu kamen grüne Gemüse und Hülsenfrüchte, während Fleischspeisen weniger gegessen wurden. Die Einrichtung der Küche in älterer Zeit entsprach der übrigen Einfachheit der Sitten; damals nahmen, wie Plinius bemerkt, die Sclaven in Gemeinschaft ihrer Herren ihre Speisen ein. Erheischten festliche Gelegenheiten einen besondern Aufwand, so gab es auf dem Victualienmarkte Köche die Menge, welche ihre Dienste anboten.

Erst mit dem durch die Eroberungen in Griechenland und Asien beginnenden Verfall der Sitten trat in den Häusern der Reichen in Bezug auf die Auswahl und Zahl der Speisen eine wesentliche Veränderung ein. Die einfachen Mahlzeiten genügten immer weniger, und mehr und mehr ward es Sitte, sich eigene Köche zu halten. Sie gehörten insgesammt dem Stande der Sclaven an. Eben so wurden Sclaven mit der Besorgung des für die Haushaltung nöthigen Gebäcks betraut, und es hatten dieselben ihre Kunst zugleich auch in den verschiedenen Zweigen der Conditorei zu zeigen. Es wurden hohe Summen für geschickte Köche und Bäcker bezahlt.

Von den Seefischen lieferte die große Seebarbe für den Tisch der Reichen eines der theuersten und begehrtesten Gerichte. Es wird erwähnt, daß Feinschmeckern ein solcher Fisch von vier Pfunden Gewicht eintausend, ein sechspfündiger sechstausend Sestertien und sofort im steigenden Verhältniß zu seiner Größe noch höher zu stehen kam. Von andern Fischen, die eben so geschätzt wurden, erwähnen wir die Muraena, eine Art Meeraal. Unter den Schalthieren waren die eßbare Purpurmuschel, der Meerigel, Schnecken, vor allen die Auster besonders beliebt; Plinius bezeichnet die Auster als die Krone aller Gerichte. Um nun Fische und Schalthiere bezeichneter Art stets vorräthig zu haben, legten die Römer Bassins an, welche, je nach der Art der Thiere, für die man sie bestimmt hatte, aus einem Flusse oder aus dem Meere gespeist wurden, zu welchem Zweck die Anlage oft außerordentlich kostspieliger Canäle nothwendig war. Der Schwelger Lucullus ließ, um eines seiner Bassins mit Meerwasser zu tränken, einen Berg durchstechen. Die Muränen in den Bassins hatten sich einer besonders zärtlichen Pflege und Aufmerksamkeit zu erfreuen, ja es war längere Zeit unter den vornehmen Müssiggängern Mode, sich mit ihrer Züchtung und Zähmung zu beschäftigen. Plinius erzählt, daß der Redner Hortensius über den Tod einer seiner Lieblingsmuränen Thränen vergoß; Antia, die Gemahlin des Drusus, schmückte eine Muräne mit köstlichen Ohrgehängen. Die Erfindung der Austern-

* Nach Guhl und Koner, Das Leben der Griechen und Römer.

bassins ward dem Sergius Orata, die der Schneckenbehälter dem Fulvius Lupinus zugeschrieben. Die Schnecken wurden mit einem Brei, der aus Mehl und Most bereitet ward, gefüttert. Wie Fische und Schnecken wurden auch verschiedene Arten von Vögeln in besonderen Räumen gehalten, außer dem gewöhnlichen Geflügel Fasanen, Pfauen und die damals schon sehr beliebten Krammetsvögel. Seitdem Hortensius die Pfauen aus Samos nach Rom gebracht und seinen Gästen den ersten Pfauenbraten vorgesetzt hatte, wurden diese Vögel außerordentlich beliebt. Pfauen und die aus Vorderasien eingeführten Fasanen wurden auf den Besitzungen der Reichen in ganzen Heerden gezüchtigt. Viel höher stieg noch die Zahl der selbstgezogenen Krammetsvögel.

Von den Vierfüßlern war besonders der Hase für die Tafel beliebt, zu dessen Zucht man gleichfalls besondere Einfriedigungen anlegte. Auch Kaninchenbraten zählte zu den leckern Gerichten. Auf den Belarischen Inseln kamen die Kaninchen in so großer Zahl vor, daß sie zu verschiedenen Zeiten die Ernten vollständig verwüsteten und sich die Bewohner gezwungen sahen, beim kaiserlichen Hofe um militairische Hülfe gegen die Landplage einzukommen. Ferner waren Böckchen beliebt, deren beste Arten Amboccia lieferte, ebenso wilde und zahme Schweine, von denen Plinius sagt, daß, während man von jedem andern Thiere nur einzelne Theile zur Nahrung gebrauchen könne, sie fast fünfzigerlei Stoffe zu Leckerbissen lieferten. Als die schmackhaftesten Theile des Schweinefleisches galten Euter und Leber. Würste wurden allgemein gegessen, Wurstverkäufer durchstrichen mit tragbaren Blechöfen die Straßen.

Unter den Gemüsearten nennen wir den Salat, so wie für die Tafeln der Reichen den grünen und braunen Kohl, während der gewöhnliche Kohl, die Kichererbsen, die Bohnen und die Linsen die Hauptnahrungsmittel der Aermeren waren. In den Gärten wurden die verschiedensten einheimischen und fremden Obstarten gezogen: Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten, Pfirsiche, Granatäpfel, Feigen, Nüsse, Kastanien, Weintrauben und Oliven. Auf der Tafel durften Früchte nicht fehlen. Dagegen gab es zu Plinius' Zeiten Apfelsinen, Pomeranzen und Citronen noch nicht in Italien. Viel später erst kamen die Pomeranze und Citrone durch die Araber nach Italien, noch später aber die Apfelsine aus China. Weizen und Gerste waren in Italien heimisch, hingegen fehlten die nordischen Kornarten, Hafer und Roggen. Eben so wenig waren zu jener Zeit Reis und Mais in Italien bekannt.

Vorzugsweise war es nur die Coena, die auf den Nachmittag fallende Mahlzeit, auf die das Raffinement der Koch- und Backkunst und der ausschweifende Luxus im Arrangement der Speisen sich concentrirte. Die Mahlzeit bestand aus mehreren Abtheilungen, deren erste, die Vorkost, aus Gerichten zusammengesetzt war, welche auf die Eßlust anregend wirken sollten, wie Schaalthiere und leichte Fischspeisen. Dazu genoß man, gleichsam um den leeren Magen für die nachfolgenden hitzigen Weine vorzubereiten, eine Mischung von Honig und Wein oder Honig und Most. Nun folgte die eigentliche Coena. Die Speisen wurden in Gängen aufgetragen, deren jeder, mochte derselbe auch aus noch so viel gleichzeitig auf einem Tafelaufsatz aufgetragenen Schüsseln bestehen, prima, altera und tercia coena genannt wurde. Den Schluß bildete der Nachtisch, bei welchem allerlei Backwerk, Confect, sowie getrocknetes und frisches Obst umhergereicht wurde. Macrobius hat uns einen Küchenzettel für eine coena pontificalis aufbewahrt, mit welcher — es geschah dies in der mittleren Zeit der Republik — Lentulus den Antritt seines Priesteramtes feierte, und wir theilen ihn in Folgendem mit: Die Vorkost bestand aus zwei Gängen, deren ersteren See-Igel, frische Austern, pelorische Gienmuscheln, Lazarusklappen, Weindrosseln, Spargel mit Henne, Austern und Gienmuscheln durcheinander, schwarze und weiße Meertulpen bildeten. Der zweite Gang bestand aus Lazarusklappen, süßen Gienmuscheln, Meernesseln, Feigenschnepfen, Gebäck von Reh- und Schweinswildpret, Hühnerpasteten, wiederum Feigenschnepfen und Stachel- und Purpurschnecken. Bei der darauf folgenden eigentlichen Coena

wurden den Gästen Schweinseuter, wilder Schweinskopf, ein besonderes Gericht von Schweinseuter, wilde Enten, Hasenbraten, gebratene Hühner und Mehlspeise vorgesetzt. Eines Nachtisches wird nicht Erwähnung gethan.

Einen interessanten Einblick in das Leben jener Zeit bietet die uns überkommene Schilderung eines Gastmahls, welches Trimalchio gab, ein aus dem niedrigsten Sclavenstande stammender Mann, der zu unermeßlichem Vermögen gekommen war, dem aber inmitten seiner Reichthümer die gemeinen Sitten seines frühern Standes anklebten. Der Gastgeber, eine lachenerregende Figur, der sein geschorenes Haupt zu einem Theile mit einem scharlachnen Tuche umwickelt hatte, während ihm von unter dem Halse eine mit Purpurstreifen, Franzen und Troddeln geschmückte Serviette herabhing und seine Finger und Arme mit Ringen und Spangen überladen waren, ließ sich erst, als schon der erste Theil der Mahlzeit in vollem Gange war, hereintragen und nahm, gänzlich der feineren Sitte entgegen, den ersten Platz an der Tafel ein. Eucolpius, einer der Gäste, schildert nun den Verlauf der Mahlzeit in folgender Weise: „Jetzt wurde eine sehr reichliche Vorkost aufgetragen, denn Alle lagen schon an den Plätzen. Auf dem Speisebrette stand ein Esel von corinthischem Erz mit zwei Säcken, worin er auf der einen Seite weiße, auf der andern schwarze Oliven hatte. Ferner trug der Esel zwei Schüsseln mit ausgeschälten Haselnüssen, die mit Honig und Mohn übergossen waren. Auf den Rändern der Schüsseln stand ihr Silbergewicht und der Name des Gastgebers. Außerdem waren siedende Würste auf einem silbernen Roste und unter dem Roste syrische Pflaumen mit Granatäpfelkernen. . . Zu gleicher Zeit wurde ein Speisebrett mit einem Korbe hereingebracht, worin eine hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln saß, als ob sie brütete. Unter Musik traten Sclaven hinzu, fingen an das Nest der Henne zu durchsuchen und brachten Pfaueneier hervor, die sie den Gästen reichten. Der Gastgeber Trimalchio sagte nun: „Freunde, ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen, und ich fürchte wahrhaftig, sie sind schon bebrütet, doch wollen wir versuchen, ob sie sich noch ausschlürfen lassen.“ Wir bekamen Löffel, deren einer nicht weniger als ein halbes Pfund wog, und durchstießen die Eier, die äußerlich das Ansehen hatten, als beständen sie aus Mehlteig. Nach Oeffnung des Eies hatte ich in der That Lust, dasselbe wegzuwerfen, denn es wurde mir ein Anblick, wie der ist, den ein bebrütetes Ei bietet; als ich aber einen der Gäste sagen hörte: dahinter muß etwas stecken! lüftete ich die Schale weiter und fand eine mit gepfeffertem Eidotter umgebene gebratene Schnepfe. Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen wurden die Vorkostaufsätze von einem singenden Chor weggeräumt. In dem Getümmel fiel ein silberner Teller zur Erde. Als ihn ein Sclave aufhob, empfing er von Trimalchio eine Ohrfeige mit der Weisung, ihn wieder hinzuwerfen. Ein Kammersclave kam mit einem Besen und kehrte den silbernen Teller mit anderem Kehricht aus. Nun erschienen zwei äthiopische Sclaven mit langen Haaren; sie trugen kleine Schläuche, ähnlich denjenigen, aus denen der Boden des Amphitheaters besprengt wird. Aus diesen Schläuchen ward uns Wein zum Waschen auf die Hände gesprengt, Wasser reichte uns Niemand. Dann wurden gläserne, sorgfältig vergypste Flaschen herzugebracht, an deren Hälsen Etiquetten hingen mit der Inschrift: Opinianischer hundertjähriger Falerner. — Darauf erschien eine Tracht von Speisen, deren Größe unserer Erwartung gar nicht entsprach, deren Neuheit jedoch unsere Augen auf sich zog. Auf einem runden Speisebrette waren nämlich die zwölf Zeichen des Thierkreises ringsum vertheilt und über jegliches hatte der Anrichter eine Speise von entsprechendem Stoff gesetzt: über den Widder Widdererbsen, über den Stier ein Stück Rindfleisch, über den Krebs einen Kreis von Krebsen, über den Löwen eine afrikanische Feige, über den Schützen einen Hasen ꝛc. In der Mitte lag auf einem Streifchen Rasen eine Honigwabe; ein ägyptischer Sclave trug in einem silbernen Backofen Brot herum. Ohne uns besonders gereizt dazu zu fühlen, schickten wir uns doch an, zuzulangen. Aber siehe, vier

Sclaven, nach der Musik tanzend, eilten herbei und hoben den oberen Theil des Aufsatzes ab, worauf wir darunter auf einem zweiten Speisebrette Geflügel, Saueuter und einen Hasen erblickten, der in der Mitte mit Flügeln geschmückt war, so daß er wie ein Pegasus aussah. Wir bemerkten auch auf den Ecken des Speisebretts vier Marsyasse, aus deren Bäuchen gepfefferte Caviarsauce sich über die Fische ergoß, die in einem künstlich angebrachten Teiche schwammen... Darauf traten Diener ein und legten Teppiche ringsum auf den Boden. Auf den Teppichen waren Bilder der Jagd eingestickt. Wir wußten noch nicht, was wir davon denken sollten, als außerhalb des Speisesaals sich ein gewaltiges Geschrei erhob, und siehe da, es kamen spartanische Hunde herein und fingen an um den Tisch herum zu laufen. Es ward nun ein Speisebrett herein getragen, auf dem ein Wildschwein von der ersten Größe lag; an seinen mächtigen Hauern hingen zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen, von denen der eine mit Datteln, der andere mit thebanischen Nüssen gefüllt war. Kleine Ferkel aus Kuchenteig, die rings herum lagen, als hingen sie an den Zitzen, gaben zu erkennen, daß es eine Saumutter sei, und zwar waren jene zum Einstecken und Mitnehmen bestimmt. Uebrigens kam zum Tranchiren des Schweines nicht der Zerleger, der das Geflügel zerlegt hatte, sondern ein großer bärtiger Kerl mit gewaltigen Jägerbinden und mit einem groben Jagdrocke. Mit einem Jagdmesser schnitt er die Seite des Schweines auf, und aus dieser Wunde flogen Drosseln heraus. Vogelfänger mit Leimruthen, welche bei der Hand waren, fingen sie sogleich.... Nachdem die Tische unter Musik gereinigt waren, wurden drei weiße und mit Bändern und Schellen behangene Schweine in den Speisesaal geführt. Trimalchio fragte: „Welches von diesen wollet ihr sogleich als Speise auf dem Tische sehen?“ Ohne unsere Wahl abzuwarten, hieß er ihn das ältere schlachten. Der Koch führte also seinen lebenden Braten nach der Küche, und kaum hatte Trimalchio ein kurzes Gespräch mit uns geführt, so kam das Speisebrett mit einem ungeheuren Schwein auf den Tisch. Da betrachtete es der Wirth immer genauer und sagte endlich: „Wie, das Schwein ist ja nicht ausgeweidet!“ — Der Koch nahm darauf das Messer und machte mit furchtsamer Hand einige Schnitte in den Bauch des Schweines. Dieser erweiterte sich sehr bald durch die von innen andrängende Wucht, und heraus stürzten Würste und Carbonaden.... Plötzlich fing die Decke an zu krachen, und der ganze Speisesaal erzitterte. Bestürzt sprang ich auf, aber siehe da, das Getäfel der Decke schiebt sich auseinander, und es senkt sich ein ungeheurer Reifen von einem Weinfasse herab, an welchem rings herum goldene Kränze und alabasterne Salbenfläschchen hängen. Während man uns diese Dinge zum Mitnehmen einstecken heißt, blicken wir auf den Tisch, und da stand schon wieder ein Aufsatz mit Kuchen, in der Mitte ein vom Bäcker gebackener Priapus, der in seinem sehr umfangreichen Schooße Weintrauben und Obst von verschiedenen Arten hatte. Begierig strecken wir die Hände danach aus, und sogleich stellt ein neuer Scherz die allgemeine Fröhlichkeit wieder her. Denn die Kuchen wie sämmtliches Obst und die Weintrauben ließen bei ihrer geringsten Berührung Saffran fließen, der sich bis dicht an uns verbreitete.... Hierauf folgten einige Leckerbissen, die mich noch in der Erinnerung entzücken. Statt Drosseln wurden gemästete Hennen herumgegeben, Jedem eine, und Gänseeier. Trimalchio forderte uns auf, davon zu essen, mit dem Beifügen, aus den Hennen seien die Knochen herausgenommen. Nach einiger Zeit befahl der Gastgeber, den Nachtisch zu bringen. Die Sclaven nahmen alle Tische weg und brachten andere, auf den Fußboden aber streuten sie Sägespäne, die mit Saffran und Mennig gefärbt waren, und, was ich noch nie gesehen hatte, Pulver vom Ziegelsteine. Der Nachtisch wurde hereingebracht: Drosseln mit Kraftmehl, Rosinen und Nüssen gefüllt; darauf folgten Granatäpfel, die ringsum mit Stacheln besteckt waren, so daß sie wie Igel aussahen. Das hätten wir uns noch gefallen lassen, wenn uns nicht durch ein anderes Gericht fast der Appetit benommen worden wäre. Denn da, wie wir glaub-

ten, eine gemästete Gans und um sie herum Fische und Vögel von allen Arten aufgesetzt worden waren, sagte Trimalchio: „Alles das hat mein Koch aus Schweinefleisch gemacht. Es kann keinen preiswürdigeren Menschen geben: verlangt man's, so macht er aus einer Saugebärmutter einen Fisch, aus Speck eine Taube, aus Ochsenfüßen eine Henne“. . . . Nun traten zwei Sclaven herein, die sich mit einander zu zanken schienen. Sie trugen thönerne Krüge. Bestürzt über die Unverschämtheit der Trunkenen sahen wir genauer hin und bemerkten, daß aus den zerbrochenen Bäuchen der Thonkrüge Austern und Kammmuscheln herausfielen, die ein dritter Sclave auffing und in einer Schüssel herumtrug. Zugleich brachte der Koch zischende Schnecken auf einem silbernen Rost. Was jetzt kommt, schäme ich mich fast zu erzählen: unerhörter Weise brachten nämlich Knaben mit langen Haaren Salbe in einem großen silbernen Becken und salbten die Füße der Daliegenden, nachdem sie vorher die Schenkel mit Kränzen umwunden hatten. Dann wurde von derselben Salbe auch etwas in das Weingefäß und in die Lampen gegossen.“

Wie bei den griechischen Gelagen wurde auch bei den römischen der Wein mit Wasser vermischt getrunken. Unvermischten Wein zu trinken, galt als ein Zeichen der Völlerei. Uebrigens stand es im Belieben jedes Trinkers, die Grade der Mischung zu bestimmen; die Ausführung geschah von jugendlichen Sclaven, und je nach der Jahreszeit ward Schneewasser oder heißes Wasser dem Wein hinzugefügt. Während der Coena trank man im Ganzen nur mäßig, häufig aber folgte derselben ein Trinkgelage nach. Mit bekränztem Haupt und Unterkörper lagerten sich die Trinkgenossen nach dem Abtragen der Speisen um den Tisch; ein König des Gelages ward durch Würfelwurf erwählt. Man trank die Gesundheit der Anwesenden oder seine eigene mit den Worten: bene vobis, bene mihi, und die Zahl der Cyathi, welche man auf das Wohl der Geliebten leerte, pflegte sich nach der Zahl der Buchstaben, die ihr Name enthielt, zu richten; so bei Martial:

„Sechs auf der Naevia Wohl, sieben Glas der Justina getrunken,
Fünf nur Lycas, und vier Lyda, und Ida nur drei.
Jegliche Freundin bezeichne die Zahl der entkorkten Falerner;
Will denn keine sich nah'n, sei mir, o Schlummer, gegrüßt.“

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß diese oft bis zum anbrechenden Tage sich ausdehnenden Trinkgelage mitunter in die tollsten Orgien ausarteten und das Ende derselben, wie Cicero sich über die vom Verres veranstalteten ausdrückt, dem Ausgange eines Treffens glich, wo die Einen gleich tödtlich Verwundeten hinweggetragen, Andre bewußtlos auf dem Schlachtfelde liegen blieben, so daß man eher das Schlachtfeld von Cannä vor sich zu haben glaubte, als das Gastmahl eines Prätor.

Außer dem Trinken gab es noch andere Unterhaltungen, welche zur Erheiterung der Gelage beitrugen. Wetten wurden gemacht, Hazardspiele mannigfacher Art, namentlich das allgemein beliebte, aber streng verbotene Würfelspiel um Geld, heimlich hier betrieben. Gestattet war, außer dem Würfelspiele ohne Geld, das Brettspiel, bei dem es vorzüglich auf Ueberlegung und Geschicklichkeit ankam. Eine andere Unterhaltung hatte Augustus bei seinen Gastmählern eingeführt, indem er versiegelte Loose zu gleichen Preisen an seine Gäste vertheilte, auf welche dieselben theils unbedeutende Gegenstände, theils werthvolle, wie Bilder griechischer Meister, gewannen. Vornehme Wüstlinge boten ihren Gästen auch dadurch eine Unterhaltung, daß sie durch Histrionen und Mimen beiderlei Geschlechts frivole scenische Darstellungen und Tänze aufführen ließen.

Leibeigene und Sclaven.*

Die Ansichten der Römer über die Rechtmäßigkeit der Sclaverei waren nur insoweit von denen der Griechen abweichend, als man bei ihnen die Naturwidrigkeit des Verhältnisses eigentlich nicht leugnete. So lautet die in die Digesten aufgenommene Definition des Rechtsgelehrten Florentinus: „Sclaverei ist eine völkerrechtliche Bestimmung, durch welche Jemand gegen die Natur einer fremden Gewalt unterworfen wird." Und der Jurist Theophilos setzte hinzu: „Die Natur hat alle frei geschaffen, die Sclaverei ist eine Erfindung des Krieges." Seneca sagt: „Wenn man glaubt, daß die Sclaverei den ganzen Menschen umfasse, so irrt man; der bessere Theil desselben ist ausgenommen. Die Leiber sind den Herren unterthänig und verschrieben; der Geist ist frei und ungebunden, so daß er nicht einmal von dem ihn umschließenden Gefängniß zurückgehalten werden kann, Ungeheures zu vollführen und sich zum Begleiter der Himmlischen emporzuschwingen." Dessenungeachtet ist auch der freisinnige Seneca weit davon entfernt, an der Nothwendigkeit der Sclaverei zu zweifeln. Das Festhalten des Römers am abstracten Rechte ließ ihn überhaupt zu keinem Scrupel hierüber kommen, und der harte und rauhe Guß seiner eigenwilligen Natur brachte den Unterworfenen eine gemessenere und mürrischere Behandlung als in Hellas.

Was den Ursprung der Sclaverei betrifft, so haben dieselben sie gewiß mit Recht von der Kriegsgefangenschaft hergeleitet, durch die der Feind selbst, wie jede andre erbeutete Sache in den Besitz des Siegers kam. Gewöhnlich wurden nun aber die Gefangenen von der übrigen Beute, die dem Heere anheim fiel, gesondert und für Rechnung des Staatsschatzes verkauft. Sie trugen bei der Versteigerung im Lager einen Kranz auf dem Haupte, zum Zeichen, daß der Staat für ihre etwaigen Fehler nicht hafte. Nur zuweilen geschah es, daß den Soldaten ein Theil der Kriegsgefangenen als Belohnung zuertheilt wurde. In gewissen Fällen geriethen in Rom auch Freigeborene in die Sclaverei. Wer sich der allgemeinen Schätzung entzog, um der Besteuerung und dem Kriegsdienste zu entgehen, wer sich zur Recrutirung nicht stellte oder im Felde die Fahne verließ, wurde vom Staate in die Sclaverei verkauft. Dagegen erfolgte in zwei anderen Fällen wohl der Verlust der Freiheit, nicht aber eigentliche Sclaverei, da der Betroffene nicht alle Rechtsfähigkeit verlor. Der Vater konnte vermöge seiner hausherrlichen Gewalt den eigenen Sohn verkaufen, und noch die Zwölftafelgesetze bestimmten, daß erst nach dreimaliger Wiederholung dieser Barbarei der Sohn von der väterlichen Herrschaft frei sein sollte. Aber auch der Schuldner gerieth nach fruchtlosem Verlaufe aller ihm gestellten Fristen in die Knechtschaft des Gläubigers, und diese Sitte bestand der Hochhaltung des einmal gegebenen Wortes gemäß und bei der vorherrschenden Richtung auf Erwerb gesetzlich noch in der Kaiserzeit. Auch die Religion konnte eine Ursache zum Verlust der Freiheit abgeben, so wie z. B. unter Diocletian die Christen niedern Standes den Genuß ihrer Freiheit verloren. Natürlich hatten auch Alle, die von einer Sclavin geboren, das Schicksal ihrer Mutter. Die im Hause gebornen Sclaven kannten alle Verhältnisse desselben und eigneten sich deshalb am besten zur nächsten Bedienung der Herrschaft; sie genossen aber auch eine größere Freiheit, nahmen sich viel heraus, und man sah ihnen ihre sprichwörtlich gewordene Dreistigkeit, ihre muthwilligen Späße nach, da man mit ihnen aufgewachsen war. In der älteren Zeit reichten in Rom die im Kriege mit benachbarten Völkern gemachten Gefangenen wohl vollkommen aus. Zur nächsten Bedienung wurde vielleicht ein einziger Sclave gebraucht; wenigstens scheint da-

* Nach H. Göll, Kulturbilder aus Hellas und Rom.

rauf die alte Benennung der Sclaven nach dem Namen des Herrn, z. B. Bursche des Marcus, des Lucius u. s. w. hinzudeuten. M. Curius, der Besieger des Pyrrhus, hatte nur zwei Reitknechte im Lager; M. Portius Cato, der Wächter altrömischer Sitte, nahm als Consul nicht mehr als drei Sclaven mit nach Spanien. Juvenal sagt in der Beschreibung eines Mittagsmahls nach altem Stile: „Geringe Becher, für wenig Dreier gekauft, wird dir ein ungeschniegelter, aber vor der Kälte gesicherter Bursche darreichen. Es sind keine Sclaven aus Phrygien da, Niemand vom Sclavenhändler um hohen Preis gefeilscht. Alle Sclaven sind leicht gekleidet, die Haare geschoren und schlicht und heute des Gastmahls wegen gescheitelt.“ Obgleich ferner die Herren dieselbe rechtliche Macht, wie die späteren Generationen in den Händen hatten, scheint doch in alter Zeit eine größere Milde in der Behandlung und ein vertrauliches Verhältniß zwischen Knechten und Gebietern bestanden zu haben. Die Sclaven aßen in Gesellschaft der Herren, jedoch auf besondern Bänkchen zu den Füßen des Speisesophas, mit welchem Platze sich überhaupt Leute niedrigen Standes und die Kinder begnügen mußten. Der Censor strafte sogar den Bürger, der seine Sclaven schlecht behandelte, mit einem Verweise. „Man behandelte“, erzählt Plutarch in der Lebensbeschreibung Coriolans, „zu jener Zeit die Sclaven mit vieler Mäßigkeit, indem man dadurch, daß man mitarbeitete und gemeinschaftlich mit ihnen aß, sie mehr an sich heranzog und gewöhnte.“ Daß Cato ein solches Verfahren geübt habe, berichtet Plutarch; dagegen weist er aber auch darauf hin, daß Cato in seiner Schrift über den Ackerbau den Rath ertheile, eben so wie fehlerhaftes Vieh, alte Wägen, altes Eisen, alte Ochsen, auch alte und kränkliche Sclaven zu verkaufen. „Ich für meine Person“, fügt Plutarch hinzu, „würde nicht einmal einen Ochsen, den ich zur Bestellung meines Feldes gebraucht hätte, wegen seines Alters wegschaffen oder verkaufen, viel weniger einen alten Knecht aus meinem Hause, als aus seiner Heimath, und aus meiner Kost und meinen Diensten, daran er gewohnt gewesen ist, verjagen und um eines geringen Gewinnes willen verkaufen, zumal er dem Käufer eben so unnütz als dem Verkäufer sein würde.“ Auf einen humaneren Umgang mit den Sclaven weist endlich auch Seneca hin, indem er schreibt: „Jene Sclaven, die nicht nur in Gegenwart ihrer Herren sprachen, sondern auch sich mit denselben selbst unterhielten, deren Mund nicht zugenäht wurde, waren auch bereit, für den Herrn ihre Brust darzubieten, die drohende Gefahr auf ihr Haupt zu lenken. Bei den Gastmählern redeten sie; aber auf der Folter verstanden sie zu schweigen.“

Mit der Vergrößerung des römischen Gebietes und dem Steigen des Luxus wuchs das Bedürfniß nach Sclaven, und es wurden bisweilen Unmassen von Kriegsgefangenen nach Italien geschleppt. So brachte Regulus eine Anzahl Sclaven aus Afrika, die dem fünften Theil der damaligen Bürgerschaft gleich gekommen sein soll, und im Lager des Lucullus kaufte man die Gefangenen zu vier Drachmen. Großgriechenland, Gallien, Spanien, Illyrien, Afrika und Vorderasien lieferten Contingente, und da das Geschäft für Wucherer äußerst verlockend war, so entwickelte sich bald ein Sclavenhandel, der den griechischen weit an Ausdehnung übertraf. Außer Delos traten nun Tanais und Byzanz unter den Bezugsquellen des Menschenhandels in erste Reihe. Jenes, eine Pflanzstadt von Milet, lag am Ausflusse des Don und tauschte gegen Wein und Kleiderstoffe von den Nomaden des Innern, besonders von den am caspischen Meere wohnenden Dahern Sclaven und Pelzwerk ein; Byzanz, die lüderlichste Stadt des Alterthums, deren Einwohner die Häuser sammt den Frauen an Fremde vermietheten und ihre Wohnung in den Kneipen nahmen, und deren Milizen einst in Kriegsgefahr nur dadurch zum Wachtdienst gebracht werden konnten, daß man Garküchen und Schenken auf der Stadtmauer etablirte, war der Hauptstapelplatz aller pontischen Sclaven, die schon damals für die schönsten galten. Die von Strabon erwähnte Menschenräuberei der wilden Zichen und Heniochen in der Nähe des Kaukasus wurde von manchen Städten des schwar-

zen Meeres unterstützt, die ihnen ihre Häfen öffneten und den Raub abkauften. Wie in Griechenland waren auch in Rom die Neger besonders geschätzt. Sie blieben aber immer nur eine Art Rarität, und Martial stellt sie mit Meerkatzen, sprechenden Elstern, Schooßhündchen und andern Liebhabereien auf eine Linie.

Die Sclavenhändler standen wegen ihrer Betrügereien im schlechtesten Rufe. Sie stellten ihre Waare mit weißgefärbten Füßen auf einem Gerüste oder einer steinernen Erhöhung aus und ließen sie durch den Herold versteigern. Am Halse trugen die Feilgebotenen eine Tafel mit Angabe ihrer Vorzüge und etwaigen körperlichen Fehler. Wollte der Verkäufer Garantie für Letztere gewähren, so trug der Sclave einen Hut; im entgegengesetzten Falle aber schützte ein specielles Edict den Käufer vor Betrug. Auch die moralischen Fehler und üblen Angewohnheiten kamen dabei in Betracht, und wenn der Sclavenhändler einen Dieb, einen Läufling, einen Spieler für einen unbescholtenen Menschen, oder einen verschmitzten, in allen Sclavenkniffen bewanderten Burschen für einen Neuling ausgegeben hatte, so mußte er ihn wieder nehmen. „Die Sclavenhändler", sagt Seneca, „verstecken durch irgend einen Aufputz alles Mißfällige. Daher ist den Käufern jeder Schmuck verdächtig. Mag man daher einen Schenkel oder einen Arm umwickelt sehen, man läßt ihn entblößen und sich den Körper selbst zeigen. Siehst du jenen Prinzen aus Sarmatien, mit einem Kopfschmucke geziert? Wenn du ihn taxiren willst und genau wissen, was er werth ist, so löse ihm die Fürstenbinde! Viel Uebles ist unter ihr verborgen!" — Einen drolligen Vorgang auf dem Sclavenmarkte schildert Martial: „Ein Herold bot einst ein Mädchen zum Verkauf aus, das nicht in gutem Rufe stand. Als er nun trotz des geringen Preises lange keinen Käufer gefunden hatte, verfiel er auf die List, das Mädchen zu küssen, um den Anwesenden dessen Sittsamkeit durch das Sträuben kund zu thun, das sie seiner Zudringlichkeit entgegensetzte. Allein ein Mann, der eben noch 600 Sesterzen (38 Thaler) geben wollte, zog sein Gebot sofort zurück! Ueberhaupt wurden die besseren und schöneren Exemplare nicht auf dem Markt versteigert, sondern in den Buden der Sclavenhändler. Natürlich wurden für diese Sclaven auch die theuersten Preise gezahlt. Im Allgemeinen scheint übrigens die Taxe der Sclaven in Rom etwas höher gestanden zu haben als in Athen.

Horaz läßt einen Sclavenhändler für einen gewandten, fehlerlosen Sclaven, der ein wenig Griechisch verstand und keine üble Stimme hatte, 8000 Sesterzen (580 Thaler) verlangen. Für schöne oder gelehrte Sclaven zahlte man enorme Summen von 100,000 Sesterzen (7248 Thaler), ja, das Doppelte kommt nicht selten vor. Der reiche Calvisius Sabinus, ein Zeitgenosse Seneca's, hatte ein schwaches Gedächtniß und verwechselte immer die bekanntesten Namen der Vorzeit. Da er aber den Schein der Gelehrsamkeit um sich verbreiten wollte, so kaufte er sich einen Sclaven, der den Homer, einen zweiten, der den Hesiod, neun Andere, welche die lyrischen Dichter auswendig wußten. Er zahlte für einen jeden dieser Sclaven 100,000 Sesterzen, blos um die Gäste durch seine Souffleure in Verlegenheit zu setzen! Der habsüchtige Crassus ließ seine Sclaven sorgfältig unterrichten, um sie dann mit großem Vortheil zu verkaufen.

Die Zahl der Sclaven war schon gegen Ende der Republik unglaublich gestiegen, und wie in Athen erforderte der Anstand für jeden größeren Haushalt eine bestimmte Anzahl. Während noch der jüngere Scipio Africanus nur fünf Sclaven auf seine Feldzüge mitnahm, wird es dem Prätor Tillius von Horaz vorgeworfen, daß ihm auf der großen Tour von Rom nach Tivoli nur dieselbe Zahl von Dienern folgte. Cato, der Jüngere, hatte in seinem Gefolge stets fünfzehn Sclaven und zwei Freigelassene. Horaz erzählt von dem wunderlichen und unbeständigen Virtuosen Tigellius, daß er zuweilen 200, zuweilen nur 10 Sclaven gehabt habe und scheint mit letzterer Zahl ein Minimum für seine Zeit zu bezeichnen. In der folgenden Zeit stieg aber der Luxus dermaßen, daß man von Heerden, Heeren, Nationen und Legionen von Sclaven reden konnte. Demetrius,

ein Freigelassener des Pompejus, zählte nach Seneca täglich die Menge seiner Sclaven, wie Pompejus seine Soldaten. Ein gewisser Claudius Isidorus, der unter Augustus starb, hinterließ 4116 Sclaven, obwohl er in den Bürgerkriegen viel eingebüßt hatte. Der Usurpator Proculus konnte 2000 Sclaven aus seinem Hause bewaffnen. In Petrons Roman wird diese Maßlosigkeit an dem reichen Emporkömmling Trimalchio persiflirt. Da antwortet ein Sclave auf Befragen, daß er zur vierzigsten Decurie gehöre, ein anderer behauptet, daß nicht der zehnte Theil der Sclaven Trimalchio's ihren Herrn kännten, und in einem statistischen Tagesbericht, den sich Trimalchio von seinem Buchhalter vorlesen läßt, heißt es gar: „Am 27. Juni sind auf dem Landgute bei Cumä 30 Knaben und 40 Mädchen geboren worden." — Die Eintheilung in Decurien wurde durch die große Menge nöthig, und Columella empfiehlt sie beim Ackerbau besonders der leichteren Beaufsichtigung wegen. Es waren aber auch in den größeren Häusern besondere Stillegebieter (silentiarii) und Namennenner (nomenclatores), deren Gedächtniß die Namen aller Sclaven festhalten mußte.

Trotz der ungeheuren Menge war aber doch das Verhältniß der Freien zu den Unfreien der Hauptstadt selbst ein viel günstigeres als in Athen. Es herrschte in Rom unter der niedern städtischen Bevölkerung eine viel größere Armuth als in Athen, und man kann getrost behaupten, daß 700,000 Freie gar nicht an Sclavenhalten denken konnten. Nun überwog aber allerdings die Zahl der Sclaven, so daß man auf $1^1/_2$ Million Einwohner 800,000 Sclaven rechnen kann. Man wird sich deshalb nicht wundern, daß der schon vor Seneca gemachte Vorschlag, die Sclaven durch eine besondere Kleidung zu kennzeichnen, nicht durchging. „Man sah ein", sagt der Philosoph, „welche Gefahr drohte, wenn unsere Sclaven anfingen, sich und uns zu zählen." Alexander Severus, der überhaupt für das Uniformirungswesen schwärmte, kam auf den Gedanken zurück, ließ sich aber durch die Vorstellungen der Rechtsgelehrten Ulpian und Paulus, die mehr auf die wahrscheinliche Vermehrung der Zänkereien und thätlichen Beleidigungen hinwiesen, abhalten.

Die römischen Sclaven trugen, wie die griechischen, nicht das die Arme am Arbeiten hindernde Obergewand, sondern einen groben, kurzen, ärmellosen Rock, den auch die ärmeren Freien trugen. Was die Namen der Sclaven betrifft, so entlehnten die Römer dieselben ebenfalls zum Theil von der Heimath, oder mit grausamer Ironie von alten Königen und Helden. Lieblingssclaven benannte man zarter nach Edelsteinen und Blumen: Smaragd, Beryll, Hyacinth, Narciß. Mit römischen Namen, die überhaupt nicht wie in Hellas etwas Zufälliges, Wechselndes, sondern Zeichen des freien Mannes waren, blieb man sehr zurückhaltend; am häufigsten erscheint darunter „Statius". Domitian ließ einen vornehmen Mann hinrichten, weil er zweien seiner Sclaven die Namen Mago und Hannibal gegeben hatte! Es scheint also damals eine Art von Namencensur bestanden zu haben.

Nachdem die Dienerschaft den Platz an dem Tische des Herrn hatte räumen müssen, erhielt sie monatlich, in manchen Häusern auch täglich, ein Deputat an Weizen, Oliven, Oel, Essig, Wein, Fischlake und Salz. Man rechnete jährlich ungefähr 9 preußische Scheffel Weizen auf die Person, was einen Werth von etwa 13 Thalern ausmachte. Der Wein, dessen Portionen Cato genau nach den verschiedenen Jahreszeiten vorschreibt, war natürlich nur Trester. Die Oellieferung betrug monatlich ein halbes Quart, die des Salzes jährlich zwei Metzen. Rechnet man die Kleider (eine Tunica und einen Mantel), die blos alle zwei Jahr gegeben wurden, hinzu, so werden die Unterhaltungskosten eines Sclaven nicht viel über 24 Thaler jährlich betragen haben, wogegen ein freier Tagelöhner zu Cicero's Zeit sich täglich $4^1/_2$ Sgr., also jährlich mit Abrechnung der Feiertage vielleicht 50 Thaler verdienen konnte.

Die größere Hälfte der Sclaven wurde zur Bewirthschaftung der Ländereien und großen Güter verwendet, und da wir die agrarischen Verhältnisse Italiens genauer kennen, als die Attika's, so ist es inte-

ressant, zu sehen, wie die Sclaverei, verbunden mit den großen Gütercomplexen, in nationalökonomischer Hinsicht hier dem Lande eben so viel geschadet hat, wie den kürzlich erst als solche aufgehobenen Sclavenstaaten des heutigen Amerika. In Folge der unaufhörli1en Eroberungskriege konnte es gar nicht anders kommen, als daß die freie Bevölkerung Italiens nicht nur abnehmen, sondern auch dem friedlichen Ackerbau entfremdet werden mußte. Schon Tiberius Gracchus fand in Etrurien das Land wüste liegend und Hirten und Ackerleute aus Sclaven und Barbaren bestehend. Das unselige System der Militair-Colonien vollendete das Aussterben des freien Bauernstandes. Sulla's und Caesars Legionen und die verwilderten Veteranen der letzten Triumvirn vertrieben die Eigenthümer gerade der schönsten und fruchtbarsten Gegenden. Selten aber wird aus einem alten Soldaten ein fleißiger Landmann. Jene Krieger waren überhaupt ein lockres, ausschweifendes Leben gewöhnt und blieben deshalb selten im langen Besitze des erworbenen Ruheplatzes. Zwar hatte Caesar den Colonisten verboten, ihre Ländereien in den ersten zwanzig Jahren zu veräußern, aber schon Cassius brachte dies Hinderniß in Wegfall; reiche Speculanten legten ihr Geld in den zusammengekauften kleinen Gütern an, um die Hände ihrer sich fortgesetzt mehrenden Sclaven vortheilhaft zu beschäftigen, und verdrängten sogar oft ihre ärmeren Nachbarn mit Gewalt, wenn ihnen deren Besitzungen recht gelegen waren. So verschwand allmählich der kleine Grundbesitz. Aber auch der Boden erfuhr nun eine andre Benutzung, die den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht entsprach. Der reiche Mann entzog auf seinem Besitzthum, dessen Grenzen oft ganze Landschaften umschlossen, den Acker dem Getreidebau, indem er oft den fruchtbarsten Raum für seine Landhäuser, Gärten, Haine und Fischteiche brauchte. Auch der Speculant vernachlässigte die Getreide-Speculation, die zu Columella's Zeit kaum vier Procent Gewinn abwarf, und legte sich auf Viehzucht, Wein- und Oelbau. So findet man denn gegen das Ende der Republik die ungeheuren Sclavenmassen der römischen Schwelger in den Oel- und Weinpflanzungen abtheilungsweise unter ihren Aufsehern, zudem noch großentheils gefesselt, arbeiten, und Caesar drang nicht einmal hinsichtlich der Hirten mit der Bestimmung durch, daß wenigstens der dritte Theil derselben aus Freien bestehen solle. Anstatt der zahlreichen Weiler und Gehöfte glücklicher Bürger, die früher die Landschaft belebt hatte, erblickte man jetzt in angemessenen Entfernungen die verrufenen Herbergen der Leibeigenen. Die Bevölkerung derselben sollten eigentlich die des Entlaufens verdächtigen und die wegen irgend welcher Vergehung aus der Stadt hierher verwiesenen Sclaven bilden. Allein wiewohl Columella die große Küche der Villa den Sclaven als gewöhnlichen Aufenthaltsort anweist und die günstige Lage für ihre Zellen bestimmt, so kann man doch annehmen, daß in der That wegen Mangel an Platz und aus Furcht die Mehrzahl der Sclaven in jenen halb unter der Erde liegenden, mit recht hohen Fensterchen versehenen Bagnos eingepfercht wurden und dort alle in Fesseln lagen. Deshalb heißt bei Plautus die familia rustica ein „eisernes Geschlecht" (ähnlich unserm Ausdruck „Geschlossene Gesellschaft"). Deshalb sagt Martial: Du glaubst vielleicht, daß ich mir aus dem Grunde Reichthum wünsche, weshalb der große Hause und der ungebildete Schwarm ihn erstrebt: damit die satinische Scholle meine Hacken abnütze und mein tiscischer Acker von unzähligen Fesseln klirre. — An der Spitze der Verwaltung des Gutes stand ein Inspector, ebenfalls ein Sclave, welcher Kenner des Landbaues war, ihm zur Seite auf größeren Gütern ein besonderer Rechnungsführer.

Während diese Bewirthschaftung des Landes sich über Mittel- und Unteritalien bis nach Sicilien erstreckte, blieben die gallischen Bewohner der Pogegenden weniger davon berührt, weil die Besitzer der dortigen Güter, wie auch der jüngere Plinius, nur Kleinpächter und freie Arbeiter hielten. Die schlimmen Folgen des Vorhandenseins der großen Gütercomplexe und der Sclaverei entgingen schon den Alten nicht. Sie sahen, daß die Kraft des Landes verschwand, während

nur die wenigen Sclavenhalter sich bereicherten, und daß auch das Zurückgehen des Landbaues mit der ungenügenden Arbeitskraft und Arbeitslust der Sclaven zusammenhing. Der ältere Plinius spricht es an verschiedenen Stellen unumwunden aus; „die Sclavengüter“, sagt er, „haben Italien zu Grunde gerichtet und beinahe auch schon die Provinzen.“ — „Wir wundern uns, daß jetzt die Kraftanstrengungen der Züchtlinge geringer sind, als die der ehemaligen Feldherren. Es taugt gar nichts, daß die Fluren von den Sclaven bearbeitet werden, und eben so wenig taugt Alles, was durch solche verzweifelte Menschen geschieht.“ Selbst die Landstraßen wurden zuweilen durch die Sclavenhalter unsicher gemacht, indem die habsüchtigsten unter ihnen harmlose Wanderer, einerlei, ob Sclaven oder Freie, aufgreifen und unter ihre Sclaven stecken ließen. Der Kaiser Augustus nahm deshalb eine Revision der Arbeitshäuser vor, und Tiberius sah sich zur Wiederholung dieser Maßregel gezwungen, weil abermals nicht blos Reisende, sondern auch solche mit Gewalt zurückgehalten wurden, die aus Furcht vor der Recrutirung sich in die Sclavenherbergen geflüchtet hatten. Hadrian hob endlich die Bagnos ganz auf. Dennoch gelang es nie vollständig, diese schändlichen Anstalten zu unterdrücken, und die Regierung ließ selbst die Arbeitshäuser der Staatssclaven noch fortbestehen.

Unter denjenigen Sclaven, welche das Vertrauen ihres Herrn besaßen und in Folge dessen die Oberaufsicht über einzelne Theile des Hauswesens führten, auch allein das Recht hatten, sich einen Vicarius oder stellvertretenden Sclaven zu kaufen, war der Procurator, als der eigentliche Vermögensverwalter, der vornehmste. Unter ihm standen die Kassirer und der Proviantmeister. Eine angesehenere Stelle nahm ferner der Haushofmeister ein, unter dessen Aufsicht das ganze Inventar des Palastes stand. Es folgten dann die eigentlichen Kammerdiener, die auch die Besucher anzumelden hatten, wobei der Portier nicht zu vergessen ist, der, bereits mit dem Rohrstock bewaffnet, die Zudringlichen abwehrte, aber auch in vielen Häusern wie ein Hund an der Kette lag.

Bei Ausgängen nahm man gewöhnlich ein Gefolge von vielen Sclaven mit. Einige gingen hinterdrein und trugen allerhand Bedürfnisse, da es zum guten Ton gehörte, sich auch der leichtesten Mühe zu überheben, weshalb selbst den Kindern die Schulsachen von einem Sclaven in der Kapsel nachgetragen wurden. Andere Sclaven bildeten mit den Clienten und Parasiten des Hauses den Vortrab und suchten durch Geschrei und Rippenstöße den Weg frei zu halten. Ammianus Marcellinus erzählt von seiner Zeit, daß die Reichen mit fünfzig Begleitern die Bäder zu besuchen pflegten! Um die Mitte des ersten Jahrhunderts hatte man auch bereits Läufer und numidische Vorreiter vor dem Wagen. In der Stadt vertrat die Stelle des Wagens die Sänfte, welche anfangs nur Kranken oder Frauen neben der kaiserlichen Familie vorbehalten, seit der Regierung des Kaisers Claudius allgemein in Gebrauch gekommen war. Auf das mit Baldachin und Vorhängen versehene Ruhebett hingegossen, schwebten nun die Herren der Welt, von sechs bis acht stämmigen Sclaven in rother Livree getragen, über den Häuptern der ärmeren Sterblichen dahin. „Ihr“, sagt Lucian zu den Römern, „die ihr die Menschen wie Zugthiere gebraucht, laßt sie auf ihrem Nacken die Sänfte wie Wagen schleppen. Ihr selbst aber liegt üppig darauf und lenkt von da aus die Menschen, als wären es Maulesel.“ Als die Sänfte allgemein Mode geworden war, behielten sich Kaiser und Consul den Gebrauch des Tragsessels vor, der unserer heutigen Sänfte mehr entsprach, als die damals in Gebrauch stehende.

Erwähnt seien ferner für die häuslichen Dienste noch die mancherlei Handwerker, die alle nöthigen Arbeiten besorgten und dem freien Handwerkerstand Erwerb und Achtung raubten, die musikalische Hauscapelle, Gaukler, Tänzerinnen, Gladiatoren u. s. w., ferner die Gelehrten, Aerzte, Vorleser, Bücherabschreiber und Pädagogen, und vorzüglich der zum Tafelluxus gehörige Schwarm von Köchen und Aufwärtern aller Art. „Sieh unsere Küchen an“, schreibt Se-

neca, „und die zwischen so vielen Feuern umherlaufenden Köche; sollte man glauben, daß es ein einziger Magen sei, für den mit solchem Tumulte Speisen bereitet werden? Wenn sich endlich jene vorerwähnten Zärtlinge zur Tafel gelagert haben, so steht ein großer Haufen Sclaven umher; auf ein Zeichen springen sie, um aufzutragen, auseinander; Einer zerlegt kostbares Geflügel, ein Anderer, wie ein Weib ausgeputzt, reicht den Wein; ein Dritter sammelt niedergebückt die Speiseüberreste der Trunkenen. Gute Götter! wie viele Leute setzt der eine Magen in Bewegung!"

Die Zahl der Sclavinnen, welche des Winks der Gebieterin gewärtig waren, überstieg die bei den Athenern gewöhnliche ebenfalls bedeutend. Von den Launen der Herrinnen hatte die ganze Dienerschaft oft mehr zu leiden, als von der Strenge des Hausherrn. Martial und Ovid enthalten Schilderungen weiblicher Grausamkeit. Am besten aber characterisirt eine weibliche Tyrannin Juvenal: „Wenn sich die Herrin geärgert hat, ist die Spinnmeisterin verloren, die Garderobiers bringen nie die rechten Kleider, der Sänftenträger kommt zu spät; auf dem Einen zerbrechen die Ruthen, den Andern röthet die Peitsche, den Dritten die Knute; manche Frauen zahlen den Folterknechten ein bestimmtes Jahrgeld. Sie läßt zuschlagen und schmückt sich dabei das Antlitz; sie giebt ihren Freundinnen Audienz oder betrachtet die breite Goldstickerei ihres Gewandes, und dabei regnet es Schläge; sie überliest die langen Zeilen des langen Ausgabejournals; die Schläge fallen fort und fort, bis endlich die Schlagenden ermüden, und ein donnerndes Hinaus! erschallt." — Dann schildert Juvenal die Leiden des unglücklichen Geschöpfes, das die schwere Aufgabe hatte, das Haar der Gebieterin zu frisiren und mit bloßen Schultern und zerrauftem Haar vor ihr steht: „Warum ist diese Locke höher als die andre? ruft die Dame unwillig, und sofort straft der Ochsenziemer das Verbrechen." Bezeichnend genug ist auch das Zwiegespräch zwischen Frau und Mann bei demselben Dichter: „Laß für den Sclaven ein Kreuz errichten!" — „Durch welches Verbrechen hat er die Todesstrafe verdient? Wer ist Zeuge davon? Wer hat ihn angezeigt? Merk wohl! Kein Zaudern über eines Menschen Tod ist zu lange!" — „O Thor! Also ist wohl der Sclave ein Mensch? Er mag nichts gethan haben; gut! Aber ich will es; ich befehle es, und mein Wille ist Grund genug!" — Leider liegt in den letzten Worten mehr als ein Beweis für die tyrannische Willkür mancher Herren; sie enthalten zugleich die römische, vom Gesetz bestätigte Ansicht über das unbeschränkte Recht des Herrn gegen Leib und Leben des Leibeigenen. Während in Athen die eigenmächtige Tödtung der Sclaven verboten war, konnte in Rom der Herr seinen Sclaven strafen, martern und quälen; er konnte ihn nach Belieben tödten, ohne Rechenschaft geben zu müssen. Dieses strenge Recht scheint nur in älterer Zeit weniger zur Ausübung gekommen zu sein, als in späterer und wurde überhaupt in verschiedenen Familien verschieden geübt; es gab aber doch zu jeder Zeit grausamen Charactern Gelegenheit, ihre böse Lust zu stillen. Noch zu Cicero's Zeit ließen Privatleute ihre Sclaven nicht nur unmenschlich foltern, sondern auch hinrichten. Der alte Cato z. B. ließ es sich nicht nehmen, einen eines größeren Verbrechens überwiesenen Sclaven im Beisein der Andern vor seinen Augen am Leben strafen zu lassen, so wie er auch nach aufgehobener Festtafel eigenhändig diejenigen auspeitschte, welche in der Aufwartung etwas versehen oder die Speisen nicht wohl zubereitet hatten. Mehrere Schriftsteller erzählen von der Grausamkeit eines Vedius Pollio, der zu August's Zeit lebte. Als der Kaiser einst bei ihm speiste, zerbrach ein Sclave ein kostbares Krystallgefäß. Vedius befahl, denselben sofort den Muränen seines Fischteichs vorzuwerfen. Der Schuldige stürzte dem Kaiser zu Füßen und bat nur eine andere Todesart. Augustus befreite ihn, ließ alles Krystallgeschirr des Hauses zerbrechen und befahl, den Fischteich zuzuschütten.

Auch das petronische Gesetz, das dem Herrn das Recht nahm, seinen Sclaven ohne Entscheidung der Obrigkeit zum Kampf mit den wilden Thieren hinzu-

geben, scheint unter Augustus' Regierung erlassen worden zu sein. Schon die Flucht zur Bildsäule des Kaisers, ja sogar das Emporhalten einer Münze mit dem kaiserlichen Bildniß gewährte dem Sclaven vorläufige Rettung, und über zu grausame Behandlung konnten jetzt die Sclaven ihre Beschwerden beim Stadtpräfecten einbringen. Dagegen kam es auch vor, daß der Kaiser verbrecherische Subjecte nach zuvor angestellter Untersuchung ihren Herren zur Vollziehung der Todesstrafe auslieferte. Unter Claudius trieben Viele ihre Härte gegen die Sclaven so weit, daß sie Kranke oder Gebrechliche ohne Weiteres aus dem Hause stießen oder auf der Tiberinsel, auf der das Tempelhospital Aeskulaps stand, aussetzten. Der Kaiser verfügte deshalb, daß die Ausgesetzten, wenn sie gesund würden, nicht wieder in die Gewalt der Herren zurückfallen, sondern frei sein sollten. Als Mörder sollte aber behandelt werden, wer seinen Sclaven lieber tödten als aussetzen würde. Hadrian fand es für nöthig, das petronische Gesetz wieder in Erinnerung zu bringen und stellte auch ein Strafexempel auf, indem er eine vornehme Frau, die ihre Mägde wegen geringer Vergehungen arg gemißhandelt hatte, in die Verbannung schickte. Später ward von Antoninus verordnet, daß gegen Jemanden, der seinen Sclaven tödtete, nicht anders verfahren werden sollte, als gegen den Mörder eines fremden Sclaven, und befahl, daß die Sklaven, welche sich wegen schlechter Nahrung und unerträglicher Behandlung in ein Heiligthum flüchten würden, nicht mit Gewalt zurückgebracht, sondern, wenn sich ihre Klagen gegründet erwiesen, von dem Herrn verkauft werden sollten. Schon diese sich wiederholenden Einschärfungen erregen ein gerechtes Mißtrauen gegen den Schutz, welchen die kaiserlichen Bestimmungen überhaupt gewährt haben. Juvenals Schilderungen lassen kaum eine Beschränkung der herrschaftlichen Willkür ahnen, und Ammianus berichtet über die Römer des vierten Jahrhunderts nichts Besseres. Freilich muß man bei allem Abscheu vor dieser Herabwürdigung der menschlichen Natur bedenken, daß die zahllosen und demoralisirten Sclavenschwärme nur durch die größte Strenge im Zaume gehalten werden konnten. „Unsere Vorfahren", spricht bei Tacitus ein Senator, „mißtrauten den Characteren der Sclaven, auch wenn dieselben auf ihren Gütern oder in denselben Häusern geboren waren und die Zuneigung des Herrn erlangt hatten. Nachdem wir aber Nationen in unserm Gesinde besitzen, die verschiedene Gebräuche, ausländische Religionen oder gar keine haben, kann man dieses Chaos nur durch Furcht bändigen." Es wäre widerlich, die verschiedenen Arten der Peitschen und der Marterwerkzeuge zu zergliedern, die außer den bereits berührten in Anwendung kamen. Da nach römischen Gesetzen Jedermann einem fremden Sclaven ungestraft Faustschläge geben konnte, so nimmt es nicht Wunder, wenn in den Lustspielen die Sclaven über gewöhnliche Schläge ihren Scherz treiben und dieselben als etwas Alltägliches nicht sehr zu fürchten scheinen. Der Herr schärft darum oft die Prügelstrafe, indem er den Sclaven an den Händen aufhängen und die Füße mit Gewichten beschweren läßt. Die Brandmarkung war für Diebe und Flüchtlinge gewöhnlich, und auch in Rom suchte man später die Stelle durch Schönpflästerchen zu verbergen. Ja es gab zu Martials Zeit zwei Aerzte, welche die Brandmäler zu vertilgen verstanden. Um das Entlaufen zu verhindern, trugen auch viele Sclaven eiserne Halsbänder mit Inschriften, wie z. B.: „Halte mich fest, wenn ich fliehe, und bringe mich zurück zu N. N." Durch Maueranschläge, durch Sclavenhäscher, die aus der Aufspürung und Ergreifung der Flüchtlinge ein eigenes Gewerbe machten, und durch das strengste Gebot der Sclavenhehlerei wurde der Herr unterstützt. Noch zu Plinius Zeit glaubte man endlich, daß eine von den vestalischen Jungfrauen ausgesprochene Bannformel die entlaufenen Sclaven „festmachen" könne, vorausgesetzt freilich, — daß sie die Stadt noch nicht verlassen hätten! Noch sei hier eines eigenthümlichen Züchtigungsmittels, der furca gedacht, eines gabelförmigen Holzblockes, aus zwei Schenkeln bestehend, welcher den Verbrechern auf die Schultern gelegt und an welchen die Arme festgebunden wurden.

Bei so harter Behandlung bildeten die wenigen Tage der im December gefeierten Saturnalien den einzigen Zeitpunkt im Jahre, wo die Sclaven sich als Menschen fühlen konnten. Alle ihre Arbeiten ruhten dann; sie trugen die Toga und den Hut, das Symbol der Freiheit. Sie saßen mit ihren Herren wie in alter, besserer Zeit zu Tische und ließen sich von ihnen bedienen; es herrschte, wie ein griechischer Schriftsteller sich bezeichnend ausdrückt, „ein Waffenstillstand im ewigen Kriege zwischen Gebietern und Sclaven." Auch die Redefreiheit, die ihnen dann zustand, wurde gegen harte Herren oft redlich benutzt. Sonst hatte es freilich bei dieser geringfügigen Rache nicht immer sein Bewenden. Ein Blick auf die römische Geschichte zeigt, daß es zuweilen nur eines geringen Anstoßes und eines energischen Characters bedurfte, um Tausende der Unglücklichen zum Verzweiflungskampfe gegen ihre Unterdrücker anzustacheln. Zweimal wure das blühende Sicilien durch Sclavenaufstände heimgesucht. Der syrische Sclave Eunus, der zuerst die Kerker der Ackersclaven sprengte und durch Gaukelei und Wahrsagerei seinen abergläubischen Genossen so imponirte, daß sie ihn zum König wählten, unterlag erst nach dreijährigem Widerstande und vielen Siegen im Jahre 131 v. Chr. den römischen Legionen. 20,000 Kreuzigungen sollten damals Schrecken und Gehorsam verbreiten. Aber kaum zwanzig Jahre später erregten die Vorspiegelungen, welche den Sclaven ein geldsüchtiger Statthalter machte, um sich die Herren zu reicherem Tribute zu verpflichten, einen zweiten schrecklichen Krieg, der erst nach fünfjährigem Kampfe in Blut erstickt werden konnte. Endlich brachen auch im Jahre 72 v. Chr. die italischen Sclaven ihre Ketten, nachdem 64 Fechtersclaven, aus einer Caserne in Capua entwischt, die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatten. Der kühne Thracier Spartacus stellte sich an ihre Spitze, und erst nach außerordentlichen Anstrengungen gelang es den römischen Legionen, die Empörer niederzuwerfen (s. S. 133).

Zuweilen kam es auch vor, daß das Sclavengesinde eines Hauses gewaltsam seiner Erbitterung gegen ungerechte Herren Luft machte, und dann hatten diese das Aeußerste zu fürchten. Ein schreckliches Beispiel solcher Rache erzählt der jüngere Plinius aus seiner Zeit. Largius Macedo, ein stolzer und gestrenger Herr, (obwohl sein Vater selbst Sclave gewesen war) befand sich eben auf seiner Villa im Bade, als die Sclaven über ihn herfielen und ihm durch Würgen, Stoßen und Schlagen die Besinnung raubten. Dann warfen sie ihn auf den heißen Estrich der Dampfbadstube, um zu sehen, ob er wirklich todt wäre. Aber der Gemißhandelte erholte sich wieder und lebte noch so lange, um wenigstens, wie Plinius sagt, „den Trost der Rache" zu genießen. Das volle Maß dieser Rache war schon von alter Zeit her vom Gesetz bestimmt und bestand in der barbarischen Maßregel, daß alle Sclaven, welche sich zur Zeit des Mordes ihres Herrn mit diesem unter einem Dache befunden hatten, ohne Ausnahme getödtet wurden. Man wollte dadurch alle Sclaven aus Furcht vor dem eigenen Schicksale veranlassen, Alles aufzubieten, um eine solche That zu verhindern. Auch Plinius fügt ängstlich seiner grausigen Erzählung die Worte bei: „Du siehst, wie vielen Gefahren, Mißhandlungen, Verhöhnungen wir ausgesetzt sind. Und es kann sich Niemand deshalb für sicher dünken, weil er Milde und Nachsicht übt. Denn die Herren fallen nicht einem Urtheilsspruche, sondern dem Verbrechen zum Opfer."

Augustus erneuerte die früheren gesetzlichen Bestimmungen, bestrafte aber beim Morde des abscheulichen Hostius Quadra die schuldigen Sclaven nicht. Unter Nero aber erlebte Rom eine unmenschliche Anwendung des kurz vorher auch auf die testamentarisch freigelassenen Diener ausgedehnten Gesetzes. Der Stadtpräfect Pedanius Secundus war von einem seiner Sclaven ermordet worden. Der Senat verurtheilte die 400 Sclaven des Ermordeten alle zum Tode, und als das Mitleid mit so vielen anerkannt Unschuldigen den drohenden Unwillen der Volksmassen erregte, ließ der Kaiser die zur Richtstätte führenden Straßen militärisch besetzen, und dem esquilinischen Felde, auf dem die Gebeine der Verbrecher und Sclaven bleichten, entging keines der vielen Opfer.

Auf der andern Seite fehlte es nicht an Beispielen der treuesten Anhänglichkeit und hochherzigsten Aufopferung von Seiten solcher Sclaven, die eine bessere Behandlung erfuhren. Seneca und Valerius haben viele solcher Fälle gesammelt, und auch aus Grabinschriften läßt sich erkennen, daß in mancher Familie Herren und Sclaven ein enges Pietätsverhältniß verknüpfte. Doch mögen die humanen Grundsätze eines Seneca und Plinius wenig verbreitet gewesen sein. „Mit Vergnügen habe ich vernommen," schreibt Seneca an Lucilius, „daß du auf einem vertraulichen Fuße mit einem Sclaven stehst. So ziemt es sich für deine Klugheit, deine Bildung. . . . Ich lache über Alle, die es für eine Schande ansehen, mit ihren Sclaven zusammen zu speisen. Freilich werde ich nicht alle Sclaven zu Tische ziehen, sondern nur die würdigsten, aber nicht ihrer Verrichtung, sondern ihren Sitten nach. Laß dich lieber von deinen Sclaven verehren und lieben, als fürchten." Und Plinius sagt in einem Briefe: „Die Krankheiten meiner Leute, von denen einige der Tod in der Blüthe ihres Alters hingerafft, haben mich auf's Tiefste gerührt. Zwei Trostgründe habe ich, die zwar für einen so großen Schmerz zu schwach, aber doch Trostgründe sind. Der eine ist die Bereitwilligkeit, womit ich ihnen die Freiheit geschenkt, denn es dünket mich, daß ich diejenigen nicht zu bald verloren, die ich frei verloren habe. Der andere ist die Erlaubniß, die ich meinen Sclaven gebe, eine Art von Testament zu machen, das ich gesetzmäßig aufrecht erhalte. Sie verordnen und bitten mich um das, was ihnen gefällt, und ich vollziehe ihre Anordnungen wie Befehle. Sie vertheilen, schenken, hinterlassen, wenn es nur nicht außer dem Hause geschieht. Denn den Sclaven ist das Haus gleichsam Vaterland und Heimath."

Wie in Attika, gab es auch im römischen Staate öffentliche Sclaven. Dieser Sclavenstand entsprang zu einem Theile aus Kriegsgefangenen, die der Staat seinem Dienste reservirte. So wurden im Jahre 210 v. Chr. nach der Eroberung Neucarthagos 2000 Handwerker zu Staatssclaven gemacht, und da zu derselben Zeit die Einwohner Calabriens zu Hannibal gehalten hatten, so erklärte man sie ebenfalls später für Sclaven des römischen Volkes, und sie mußten die Dienste der Büttel und Boten bei den Provinzialmagistraten verrichten. Andererseits kaufte sich auch der Staat zuweilen Sclaven, oder es gingen Privatsclaven durch Erbschaft an den Staat über. Augustus schenkte z. B. die von Agrippa geerbten Sclaven den Wasserleitungen des Staates. Die niedern Diener der Magistrate standen sich besser als die Sclaven der Privatleute; sie konnten sich Vermögen erwerben, erhielten ein Deputat zu ihrem Unterhalte, hatten freie Wohnung und konnten von Hadrians Zeit an über die Hälfte ihres Besitzes testamentarische Verfügung treffen. Viel übler dagegen war die Lage derjenigen Staatssclaven, die bei Bergwerken, Wegebauten, Steinbrüchen, Cloaken und Bädern angestellt waren. Kaiser Trajan bezeichnet in einem Briefe die Arbeiten dieser Leute als „nicht weit von Strafe entfernt."

Durch die gesetzmäßige, feierliche Freilassung vor dem Richter, dem Censor oder durch Testament wurde der Sclave sofort zum Range eines freien Bürgers erhoben, in den vollen Genuß der Rechte traten aber erst seine Kinder ein. Der neue Freigelassene, der nun den Familien- und Vornamen seines Freilassers dem seinigen vorsetzte, ließ sich das Haupt scheeren, trug einen Hut oder eine weiße wollene Binde, um die Veränderung seines Standes kund zu thun. Wie in Hellas blieb er aber zur Ehrerbietung und zu mancherlei Verpflichtungen gegen seine frühere Herrschaft verbunden, und da in der Kaiserzeit dieses Pietätsverhältniß sich bedeutend lockerte, und bittere Klagen über das Benehmen von Freigelassenen einliefen, so wurden verschiedene Verordnungen erlassen, in Folge deren Verbannung, körperliche Züchtigung und selbst Wiedereintritt in die Sclaverei als Strafen jener Ungehörigkeiten erfolgte. Die Freigelassenen wurden in der Kaiserzeit aus verschiedenen Ursachen immer zahlreicher. Oft erwarb sich der Sclave durch Schandthaten den Preis der Freiheit, oft wurde er auch zur Be-

lohnung für seine Verschwiegenheit vom verbrecherischen Herrn freigelassen. Sogar die Habsucht kam gelegentlich mit ins Spiel, indem der Freigelassene sich verpflichten mußte, seinen Antheil an den armen Bürgern zufallenden Getreide-Rationen und andern Spenden seinem Herrn abzutreten. Die meisten Freilassungen hatten aber ihren Grund in der Eitelkeit der Vornehmen, die nicht selten in ihrem Testamente allen Sclaven die Freiheit schenkten, um das Gepränge ihres Leichenzuges durch möglichst viele Zeugen ihrer Großmuth zu vermehren. So kam es, daß Augustus sich gezwungen sah, gegen diese Vermehrung der Bürger durch schlechte Subjecte aller Art einzuschreiten. Ein Gesetz bestimmte daher, daß alle Sclaven, die entehrende Strafen erlitten hätten, des Bürgerrechts unfähig seien, ein anderes, daß nur ein gewisser Theil der Sclaven vom Testator freigelassen werden könnte, und überhaupt nie mehr als hundert. Der Kaiser erachtete diese Verordnung für so wichtig, daß er ihre Aufrechthaltung seinem Nachfolger dringend empfahl.

Cornelius Tacitus.*

Wenn Seneca und die beiden Plinius in Schriften und Leben die monarchische Zeit mit ihren Vorzügen und Fehlern abspiegeln, so ist der größte römische Historiker Cornelius Tacitus an Character und Gesinnung, an Bildung und Lebensanschauungen der alten Zeit und den untergegangenen Geschlechtern des Freistaats verwandt, und ragt wie die letzte starke Säule eines zertrümmerten Bauwerkes in die anders geartete und anders gesinnte Kaiserzeit hinein. Er ist wahrscheinlich zu Interamna (Terni) im südlichen Umbrien um das Jahr 52 n. Chr. geboren und, wie es scheint, unter Hadrian gestorben. Nachdem er unter Vespasian einige obrigkeitliche Aemter bekleidet und sich dann der Schreckensherrschaft Domitians durch Schweigen und Zurückhaltung entzogen, wandte er sich unter Trajan in vorgerückten Jahren der Geschichtsschreibung zu.

Wahrscheinlich noch unter der Regierung Nerva's verfaßte Tacitus die treffliche Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola, des Eroberers von Großbritanien, der als ein echter Römer der guten alten Zeit geschildert wird, welcher „ein helles Licht im Dunkel der traurigsten Entartung“, mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem römischen Nationalcharacter treu blieb. In das folgende Jahr fällt die Abfassung der kleinen Schrift „Germania“, worin der Geschichtsschreiber die natürliche Beschaffenheit des deutschen Landes, die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner und die verschiedenen Volksstämme darstellte, wahrscheinlich zumeist nach ältern Aufzeichnungen und mündlichen Berichten. Die Schrift ist eine „ethnographische Idylle“, worin der Verfasser in klarer, aber lockerer Composition das vollständige Bild einer großartigen Volksweise mit Unbefangenheit und warmem persönlichen Interesse, wenn auch vom Standpunkt eines Römers, entwirft, zugleich in der unverkennbaren Absicht, der einheimischen Verfeinerung und Sittenlosigkeit ein „kräftiges Naturleben“ entgegen zu stellen, die Schattenbilder römischer Verderbniß durch den Lichtglanz germanischer Volkstugend um so mehr hervortreten zu lassen, ein wahrhaft „goldenes Buch“ für die Kunde der germanischen Vorzeit. Mögen auch manche Mißverständnisse und Irrthümer sich eingeschlichen haben, mag auch manche Lücke sich fühlbar machen, so ist das Werkchen doch eine reine und reichhaltige Quelle der Erkenntniß des germanischen Wesens und Seins, die Grundwurzel des geschichtlichen Lebensbaumes des deutschen Volkes.

In den ersten Regierungsjahren Tra-

* Nach Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte.

jans begann sodann Tacitus das Hauptwerk „Historien", seine eigene Zeitgeschichte von Galba bis auf den Tod Domitians, wahrscheinlich in vierzehn Büchern, wovon aber nur vier ganz und vom fünften ein Theil erhalten sind, „ein in sich abgeschlossenes und in seinem Beginn dramatisch verlaufendes Ganze", an welches er in seinem Alter die Geschichte der Zeit unter und nach Nerva anzureihen gedachte. Aber da nach Beendigung der Geschichtsbücher Trajan noch am Leben war, und es nicht passend scheinen mochte, jetzt schon Hand an dessen Geschichte zu legen, so wählte Tacitus das den Historien vorangehende halbe Jahrhundert seit Augusts Tode zur Behandlung. So entstand sein letztes Werk, die „Annalen" oder „Jahrbücher", eine aus den besten Quellen und den öffentlichen Tagesblättern (Acta) und Urkunden kritisch bearbeitete Uebersicht der innern und auswärtigen Begebenheiten vom Jahre 14 bis 68 n. Chr. in 16 Büchern, wovon aber in der Mitte ein großer Theil und die zweite Hälfte des 16. Buches verloren gegangen ist.

Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und zeichnet die bodenlose Entartung und das entsetzliche Sittenverderbniß mit dem bittern Unwillen, den eine edle Natur bei dem tiefen Verfall der Nation empfindet. „Er gehörte zu den wenigen edlen Menschen seiner Zeit; er glaubte an die Würde der menschlichen Natur und war von Bewunderung für die bessern alten Zeiten erfüllt, in denen jeder Einzelne nur so viel galt, als er werth war, in welchen der Bürger, von edlem Selbstgefühl gehoben, sich seiner Bedeutung im Staate bewußt war, und durch Verdienste den Beifall seiner Mitbürger zu erlangen strebte." Dieses Ideal der alten Zeit und ihre Freiheit tief im Herzen tragend und mit Sehnsucht auf sie zurückblickend, hegt er doch keine Hoffnung, daß die Republik wieder erstehen könne, und zeigt keinen Weg, zu derselben zu gelangen; vielmehr fügt er sich mit stiller Ergebung in die bestehenden Zustände und preist die Einhaltung der überlieferten Sitte und dessen, was mit der eigenen Ehre vereinbar ist, und die aus verständiger Einsicht in das Mögliche hervorgehende Mäßigung als die einzige zeitgemäße practische Tugend. Oft äußert er Ansichten, welche den Lehren der Epicuräer nahe kommen: „Ich stehe im Zweifel, ob in den menschlichen Dingen das Schicksal und eine unabänderliche Nothwendigkeit oder der Zufall walte. Man findet nämlich, daß die Weisesten des Alterthums und ihre Nachfolger hierüber ungleich denken, und daß Viele die Meinung hegen, unser Entstehen, unser Verschwinden, die Menschen überhaupt seien den Göttern gleichgültig, daher so häufig Jammer auf Seite der Guten, Wohlfahrt auf Seite der Schlechten. Dagegen glauben Andere, es walte zwar ein Schicksal in den Ereignissen, aber nicht durch die unstäten Gestirne, sondern vermöge der ursprünglichen Verkettung natürlicher Ursachen; jedoch schreiben sie uns die freie Wahl im Handeln zu; ist diese getroffen, so habe sie ihre unausweichlichen Folgen; Glück oder Unglück sei nicht, was der Pöbel dafür ansehe; Viele, die mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, seien glückselig, die Meisten mitten im Ueberflusse höchst elend, wofern jene ein hartes Geschick standhaft ertragen, diese von ihrem Glücke einen verkehrten Gebrauch machen. Uebrigens lassen sich die meisten Sterblichen nicht nehmen, daß bei der Geburt Jedem die Zukunft vorherbestimmt sei; freilich erfolge Manches gegen die Voraussage, doch nur durch Betrug unwissender Wahrsager." — Der Anblick, wie die Macht des Einzelnwillens mit fatalistischer Unwiderstehlichkeit um sich greift, allmählig Alles an sich zieht, und wie das Edelste, wenn es sich ihm in den Weg stellt, zu Boden geworfen und zermalmt wird, während derjenige, der tausend Mal den Tod verdient hätte, trotz aller seiner Verworfenheit spät oder nie von der Rache ereilt wird, dieser Anblick macht den Geschichtsschreiber nicht selten irre an der göttlichen Gerechtigkeit; und wenn er in tiefer Nacht mit sehnsüchtigem Verlangen nach einer Götterhand sucht, die ihn ans Licht leite und keine findet, so wird

es verzeihlich scheinen, wenn die Verzweiflung ihm trübe Gedanken eingiebt. Mit ergreifender Tiefe und Menschenkenntniß zeichnet Tacitus die innersten Regungen entarteter Gemüther, die Schlechtigkeiten, die Ränke und das ganze, von Ehrsucht, Neid, Begierden und Leidenschaften aller Art erregte und bewegte Treiben eines überbildeten, sittenlosen und schwelgerischen Hofes; er schildert mit Trübsinn und Verzweiflung die Lasterhaftigkeit und Gemeinheit des ganzen Geschlechts, kehrt die geheimsten Falten des Seelenlebens, die innerste Natur des Handelnden zu Tage, um aus ihrem Character die Motive ihrer Thaten zu entnehmen und zerreißt den Schleier der Heuchelei und Verstellung, der die wahren Triebfedern verhüllt; in zweifelhaften Fällen ist er mehr geneigt, unlautere Beweggründe anzunehmen, dabei ist er aber nicht blind gegen menschliche Größe und Tugend. Der Heldensinn eines Drusus, Germanicus, Armin, die weibliche Würde einer Thusnelda und Agrippina, die Seelengröße eines Thrasea Pätus, Helvidius Priscus und Seneca finden bei ihm verdiente Anerkennung; ja es thut seinem, für Freiheit, Vaterland und Menschenwürde erglühenden Herzen wohl, solche Größen als glänzende Sterne in der allgemeinen Dunkelheit leuchten zu lassen. Denn sein Streben ging dahin: „den erschlafften, weichen Gemüthern einer entarteten Zeit die verlorne Federkraft wieder zu geben und gleichgestimmte Seelen gegen den Druck der Umstände zu stählen.“ — Seine Ausdrucksweise und Darstellung ist trotz der kernigen, gedankenreichen Kürze, der veralteten, oft poetisch gesteigerten Sprache und dem abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbau nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Berechnung, nicht ohne rednerischen Vortrag. Den mit großer Genauigkeit erforschten Thatbestand ohne persönliche Eingenommenheit für oder wider mit der größten Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit darstellend, giebt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Antheil seines Gemüthes kund. Und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch, voll schmerzlicher Wehmuth über all das Unglück, das er zu schildern hat, voll Trauer über den Verlust einer theuern Vergangenheit, voll Sehnsucht nach einer schönern Zeit und voll trüber Gefühle über die eigene Vereinsamung unter einem verderbten Geschlecht. Dieser Grundton seiner Werke ist wieder ein Ausfluß seiner Gemüthsstimmung, der Mäßigung und leidenschaftslosen Ergebung. Während er das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des alten Chors, der mit ernsten Worten der Mahnung, Warnung und Belehrung die Handlungen und Schicksale der tragischen Helden begleitet

Achtes Buch.

Die glücklichsten Zeiten des römischen Reiches.

Trajanssäule.

Inhalt:

Größe des Reiches.*

Es seien nun die Länder aufgeführt, welche zu jener Zeit unter römischer Herrschaft vereint waren, jetzt aber unabhängige und — zu einem Theile wenigstens — einander feindliche Staaten bilden.

Spanien, das westliche Ende des Reiches, Europas und der alten Welt, hat in allen Jahrhunderten unwandelbar dieselben natürlichen Grenzen beibehalten: Pyrenäen, Mittelmeer, atlantischer Ocean. Diese große Halbinsel, jetzt so ungleich unter zwei Fürstenhäuser getheilt, war von Augustus in drei Provinzen geschieden worden: Lusitania, Baetica, Tarraconensis. Das heutige Portugal war das Land der kriegerischen Lusitaner. Die Grenzen von Granada und Andalusien entsprechen jenen des alten Baetica. Der Ueberrest von Spanien waren sämmtlich Bestandtheile der dritten und beträchtlichsten der römischen Provinzen, welche nach dem Namen der Hauptstadt die Provinz von Tarragona hieß. Von den eingeborenen Barbaren waren die Celtiberen die mächtigsten, die Cantabrier und Asturier die hartnäckigsten. Auf die Stärke ihrer Berge vertrauend, unterwarfen sie sich den römischen Waffen zuletzt, schüttelten sie später das Joch der Araber zuerst ab.

* Nach Gibbon, Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Weltreichs.

Das alte Gallien, welches das ganze Land zwischen Pyrenäen, Alpen, Rhein und Ocean begriff, war größer als das heutige Frankreich. Zu den Besitzungen dieser mächtigen Monarchie aber muß man sich das Herzogthum Savoyen, die schweizerischen Cantone und das Land im Norden weit über den Rhein hinaus hinzudenken. Als Augustus den von Caesar eroberten Ländern Gesetze gab, führte er in Gallien eine Eintheilung ein, welche eben so wohl dem Marsche der Legionen, als dem Laufe der Flüsse, wie den wesentlichen Nationalunterschieden eines Landes entsprach, das früher gegen hundert unabhängige Staaten umfaßte. Die Küsten des Mittelmeeres empfingen ihren Provinznamen von der Colonie Narbonnensis. Die Statthalterschaft Aquitanien erstreckte sich von den Pyrenäen bis zur Loire. Das Land zwischen der Loire und Seine hieß das celtische Gallien, nahm aber bald von der berühmten Colonie Lugdunum einen neuen Namen an. Belgien, das jenseits der Seine lag, hatte in noch älteren Zeiten nur den Rhein zur Grenze gehabt; aber etwas vor Caesar hatten die Deutschen, ihre überlegene Tapferkeit mißbrauchend, einen beträchtlichen Theil des belgischen Gebiets in Besitz genommen. Die römischen Eroberer ergriffen gierig eine so schmeichelhafte Gelegenheit und ertheilten der gallischen Rheingrenze von Basel bis Leyden den tönenden Namen Ober- und Niederdeutschland. Mithin gab es unter den Antoninen sechs Provinzen Galliens: Narbonnensis, Aquitanien, das celtische Gallien oder Lugdunensis, Belgien und die beiden Germanien.

Betrachten wir hiernach die römische Provinz in Britanien. Sie begriff zu dieser Zeit ganz England, Wales und das schottische Niederland, bis zu den Meerengen von Dunbarton und Edinburg in sich.

Die europäischen Provinzen Roms waren durch den Rhein und die Donau gedeckt. Die Donau sammelt auf ihrem dreizehnhundert Meilen langen, größtentheils südöstlichen Laufe den Tribut von sechszig schiffbaren Flüssen und ergießt sich zuletzt durch sechs Mündungen in das schwarze Meer, welches für einen solchen Zuwachs von Wasser kaum groß genug zu sein scheint. Die Donauprovinzen erhielten bald die allgemeine Benennung Illyricum, oder die illyrische Grenze, und galten für die kriegerischesten des Reiches; sie verdienen jedoch unter den Namen Rhätien, Noricum, Pannonien, Dalmatien, Dacien, Moesien, Thracien, Macedonien, Griechenland besondere Beachtung.

Die Provinz Rhätien, welche bald der Name der Vindelicier verdrängte, dehnte sich vom Gipfel der Alpen bis an die Ufer der Donau und vom Ursprunge dieses Stromes bis zu seiner Vereinigung mit dem Inn aus. Der größte Theil des flachen Landes ist jetzt dem bayerischen Fürstenstamme unterthan, die Schweizer sind sicher in ihren Bergen, und Tyrol bildet eine der Provinzen des Hauses Oesterreich.

Die große Länderstrecke, welche zwischen dem Inn, der Donau und Save eingeschlossen ist, und Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Niederungarn und Slavonien in sich begreift, war den Alten unter dem Namen Noricum und Pannonien bekannt. Die wilden Einwohner waren in ihrem ursprünglichen Zustande der Unabhängigkeit enge mit einander verbunden. Unter der römischen Regierung waren sie häufig vereint; heut bilden sie den Mittelpunkt der österreichischen Macht. Alle Provinzen Oesterreichs, mit Ausnahme Böhmens, Mährens, der nördlichen Hälfte des Erzherzogthums Oesterreich und eines Theiles Ungarns zwischen Donau und Theiß lagen innerhalb der Grenzen des römischen Reichs.

Dalmatien, welchem Lande eigentlicher der Name Illyrien gebührt, war ein langer, aber schmaler Landstrich zwischen der Save und dem adriatischen Meere. Der beste Theil der Küste führt noch jetzt den alten Namen. Das Binnenland hat den Namen Kroatien und Bosnien angenommen.

Nach Aufnahme der Save erhielt die Donau, wenigstens bei den Grichen, den Namen Ister. Einst trennte sie Moesien von Dacien, welches letztere eine Eroberung Trajans und eine einzige Provinz jenseits der Donau war.

Der Name Rumelien, welcher von den Türken noch immer den ausgedehnten Ländern Thracien, Macedonien und Griechenland gegeben wird, bewahrt das Andenken an den Zustand derselben unter dem römischen Reiche. Zur Zeit der Antonine hatten die kriegerischen Gegenden Thraciens, von den Bergen Hämus und Rhodope bis zum Bosporus und Hellespont, die Form einer Provinz angenommen. Trotz dem Wechsel der Herren und der Religion ist das neue Rom, welches Constantin an dem Gestade des Bosporus gegründet hat (Constantinopel), seitdem stets die Hauptstadt einer großen Monarchie geblieben. Das Königreich Macedonien, das unter Alexander Asien Gesetze gab, zog wesentlichere Vortheile aus der Politik Philipps und seines großen Sohnes und dehnte sich mit den von ihm abhängigen Ländern Epirus und Thessalien von dem ägeischen bis an das jonische Meer aus. Denkt man über den Ruhm von Theben und Argos, von Sparta und Athen nach, so kann man sich kaum überreden, daß die unsterblichen Republiken des alten Griechenlands sich in eine einzige Provinz des römischen Reiches verloren haben sollten, welche wegen des überwiegenden Einflusses des achäischen Bundes gewöhnlich die Provinz Achaja genannt wurde.

Das war der Zustand Europas unter den römischen Kaisern. Die asiatischen Provinzen, die vorübergehenden Eroberungen Trajans nicht ausgenommen, sind jetzt sämmtlich in die Grenzen des türkischen Reiches eingeschlossen. Statt jedoch den willkürlichen Eintheilungen des Despotismus zu folgen, wird es für uns sicherer und zugleich angenehmer sein, bei den unauslöschlicheren Characteren der Natur zu verweilen. Den Namen Kleinasien erhielt nicht mit Unrecht die Halbinsel, welche, zwischen das schwarze und das Mittelmeer eingeengt, sich vom Euphrat gegen Europa vorstreckt. Der ausgedehnteste und blühendste District westlich vom Berge Taurus und dem Flusse Halys wurde von den Römern ausschließlich mit dem Namen Asien beehrt. Der Machtsprengel dieser Provinz erstreckte sich über die alten Monarchien Troja, Lydien und Phrygien, über die Küstenländer der Pamphylier, Lycier, Carier und über die griechischen Colonien von Jonien, welche dem Ruhm ihres Mutterlandes in den Künsten, wenn gleich nicht in den Waffen, gleichkamen. Die Königreiche Bithynien und Pontus umfaßten den nördlichen Theil der Halbinsel von Constantinopel bis Trapezunt, und auf ihrer andern Seite erstreckte sich die Provinz Cilicien bis zu den syrischen Gebirgen. Das Innere, durch den Fluß Halys vom Asien der Römer und durch den Euphrat von Armenien getrennt, hatte einst das unabhängige Königreich Capadocien gebildet. Hierher gehört auch, daß die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres, jenseits Trapezunt in Asien und jenseits der Donau in Europa, die Oberherrschaft der Kaiser anerkannten und von ihnen entweder zinspflichtige Fürsten oder Besatzungen annahmen. Budzak, die krimmische Tatarei, Circassien und Mingrelien sind die jetzigen Benennungen jener uncivilisirten Länder.

Unter den Nachfolgern Alexanders war Syrien der Sitz der Seleuciden, welche über Oberasien herrschten, bis die gelungene Empörung der Parther ihre Gebiete auf die Länder zwischen dem Euphrat und Mittelmeer beschränkte. Als Syrien den Römern unterthan wurde, bildete es die östliche Grenzprovinz des Reichs und kannte in ihrer größten Breite keine andern Schranken als die Gebirge von Capadocien im Norden und gegen Süden die Grenzen Aegyptens und das rothe Meer. Phönicien und Palästina standen bald unter der Hoheit von Syrien, bald waren sie davon getrennt. Unbedeutend in Bezug auf den Umfang, werden diese beiden Länder ewig in dem Gedächtniß der Menschheit leben; denn die übrige Welt empfing von ihnen die Religion und die Buchstabenschrift. Eine baum- und wasserlose Sandwüste besäumt die zweifelhaften Grenzen Syriens vom Euphrat bis an das rothe Meer. Das Wanderleben der Araber war die unzertrennliche Bedingung ihrer Unabhängigkeit: so wie sie es wagten, an irgend einem minder unwohnlichen Punkte eine feste Niederlassung zu gründen, wurden

sie in Kurzem Unterthanen des römischen Reiches.

Die Geographen des Alterthums waren oft im Zweifel, zu welchem Erdtheil sie Aegypten zählen sollten. Ptolemäus und Strabo nahmen, wie die neuern Geographen, die Landenge von Suez als die Grenze zwischen Asien und Afrika an. Seiner Lage nach bildet dies berühmte Königreich einen Theil der unermeßlichen Halbinsel Afrika: dagegen ist es nur von Asien aus zugänglich und hat den Umwälzungen dieses Welttheils fast in jeder Periode der Geschichte demüthig Gehorsam geleistet. Zur jetzigen Zeit saß ein römischer Präfect auf dem glänzenden Throne der Ptolemäer. Der Nil strömt abwärts durch das Land, über fünfhundert Meilen vom Wendekreis des Krebses bis zum mittelländischen Meer und bezeichnet auf jeder Seite den Umfang der Fruchtbarkeit und das Maß seiner Ueberschwemmungen. Cyrene, das gegen Westen längs der Küste lag, war ursprünglich eine Colonie der Griechen, wurde dann eine Provinz Aegyptens und verlor sich später in der Wüste von Barka.

Von Cyrene bis zum Ocean dehnt sich über zweihundert und fünfzig Meilen lang das Küstenland von Afrika aus, es ist aber dasselbe zwischen dem Mittelmeer und der Sahara oder Sandwüste bedeutend eingeengt. Die östliche Abtheilung wurde von den Römern als die besondere und eigentliche Provinz Afrika betrachtet. Bis zur Ankunft der phönicischen Colonie war dieses fruchtbare Land von den Lybiern, den rohesten aller Menschen bewohnt. Unter der unmittelbaren Oberherrschaft Carthago's wurde es der Mittelpunkt seines Handels und Reichs. Heut finden wir an der Stelle der einstigen mächtigen Republik Carthago die schwachen und ordnungslosen Staaten Tripolis und Tunis. Die Militärregierung von Algier unterdrückt das weite Numidien, wie es einst unter Massinissa und Jugurtha vereinigt gewesen. Zur Zeit des Augustus jedoch waren die Grenzen von Numidien enger gezogen, und wenigstens zwei Dritttheile dieses Landes mußten sich den Namen Mauritanien mit dem Epitheton Caesariensis gefallen lassen. Das echte Mauritanien oder das Land der Mohren, welches von der alten Stadt Tingi oder Tanger die Benennung Tingitania erhielt, gestaltete sich in späterer Zeit zu dem Königreiche Fez. Salle am Ocean wurde von den Römern als der äußerste Endpunkt ihrer Macht und fast ihrer Geographie bezeichnet. Noch kann man eine von ihnen gegründete Stadt in der Nähe von Mequinez finden, der Residenz des Barbaren, welchen wir uns herablassen Kaiser von Marocco zu nennen.

Nachdem wir die Rundschau des römischen Reichs beendet haben, ist es am Platze, zu bemerken, daß Afrika von Spanien durch eine nur zwei Meilen breite Meerenge, durch die der atlantische Ocean mit dem Mittelmeere in Verbindung steht, geschieden ist. Die bei den Alten so berühmten Säulen des Hercules waren zwei Berge, welche durch irgend einen Wuthkampf der Elemente von einander gerissen zu sein schienen: am Fuße des auf der europäischen Seite liegenden Berges droht jetzt die Festung Gibraltar. Der ganze Umfang des Mittelmeeres, alle seine Küsten und Inseln, waren in das römische Gebiet eingeschlossen.

Der Hinblick auf die Provinzen des alten römischen Reiches, aus deren zersplitterten Trümmern so viele mächtige Königreiche entstanden sind, könnte uns fast vermögen, den Alten ihre Eitelkeit und Unwissenheit zu verzeihen. Geblendet von der ausgebreiteten Herrschaft, der unwiderstehlichen Macht und der wirklichen oder erkünstelten Mäßigung der Kaiser, erlaubten sie sich, die im Genusse einer barbarischen Unabhängigkeit gelassenen Außenländer zu verachten und zuweilen zu vergessen; ja sie maßten sich allmählig das Recht an, die römische Monarchie mit dem Erdkreise zu verwechseln. Aber Gemüthsstimmung und Wissenschaft eines neuern Historikers machen ihm eine nüchterne und genaue Sprache zur Pflicht. Er wird einen richtigeren Begriff von der Größe Roms geben, wenn er anführt: daß das Reich sich von Antonins Wall und der nördli-

chen Grenze Daciens bis zum Berge Atlas und dem Wendekreise des Krebses und vom westlichen Ocean bis zum Euphrat in einer Länge von 650 und einer Breite von 430 deutschen Meilen ausdehnte.

Die glücklichste Zeit des römischen Reiches.*

Als Domitian (96 n. Chr.) ermordet worden war, ward die kaiserliche Macht dem Senator Marcus Coccejus Nerva anvertraut. Die Leibwache rief ihn zum Kaiser aus, der Senat bestätigte ihn.

Nerva war ein guter Mann, aber er war alt, weit über sechszig; er war von sanfter Gemüthsart, dabei aber keineswegs ohne Geistesstärke. Arge Uebel fand er vor. Zunächst ließ er es seine Sorge sein, die Hauptbeschwerden des Senats zu beseitigen. Sie waren aus der willkürlichen Anwendung des Gesetzes von Majestätsverbrechen oder Hochverrath und aus der Menge der Angeber entsprungen, die jeden guten Mann umgaben und seine Worte und Handlungen belauerten. Alle Processe, die wegen vermeinter Majestätsverbrechen angestellt waren, wurden niedergeschlagen. Den unschuldig Verbannten ward nicht nur freie Rückkehr gewährt, sondern sie erhielten auch ihre Güter wieder. Gegen falsche Angeber und falsche Zeugen wurde ein früher gegebenes Strafgesetz erneuert und verschärft. Nicht allein dies. Nerva verhinderte es auch, daß Männer, die unter der vorigen Regierung offenbar gefrevelt hatten, verfolgt wurden. Mit Recht hielt er völlige Amnestie für das einzige Mittel, in einem Staate, der durch persönliche Feindschaften der Großen zerrüttet war, die Ruhe wieder vollkommen herzustellen, und nicht ein Tadel, sondern ein Lob ist es, wenn ein Geschichtsforscher von ihm sagt: er beschützte die Guten, bestrafte aber die Bösen nicht. Nerva gab freiwillig das eidliche Versprechen, daß kein Senator jemals für irgend etwas mit dem Leben büßen sollte. Uns scheint das übertrieben, aber nach den gräuelvollen Domitianischen Zeiten war ein solches Verfahren weise. Bald kam für ihn der Anlaß, zu zeigen, ob ihm sein Eid heilig sei. Calpurnius Cassus stiftete eine Verschwörung gegen ihn. Genau von Allem unterrichtet, läßt Nerva die Verschworenen bei Gelegenheit eines Gladiatorengefechts neben sich setzen, fordert, wie es gebräuchlich war, die Fechter auf, ihm ihre Degen zu reichen, um deren Schärfe zu prüfen, und reicht darauf den Verschworenen die Degen mit den Worten hin: „Findet ihr sie scharf genug, so rathe ich euch, doch sogleich euer Vorhaben gegen mich auszuführen!“ — Nach geschehener Untersuchung begnügte er sich, die Schuldigen zu verbannen, jedoch nicht auf eine öde Insel, wie es unter den vorigen Kaisern üblich gewesen war, sondern nach dem nahen fruchtbaren Tarent.

Die Römer athmeten wieder auf, glaubten wieder frei zu sein. Der jüngere Plinius datirte von Nervas Regierungsantritt die Epoche der wiedergekommenen Freiheit, und Tacitus sagt, Nerva habe die bis dahin unvereinbaren Dinge, Fürstengewalt und Freiheit, mit einander verbunden.

Die Quellen des öffentlichen Wohles flossen nun wieder ungehindert. Gute Gesetze wurden gegeben, die Lasten des Volkes vermindert, gemeinnützige Anstalten begründet.

Er litt nicht, daß ihm zu Ehren goldene und silberne Statuen, wie es die despotischen Kaiser verlangt und dadurch mancher Stadt, manchem Orte eine beschwerliche Ausgabe verursacht hatten, errichtet wurden. Dagegen verwandte er ansehnliche Summen zum Ankauf von Ländereien, um diese unter arme Familien zu vertheilen, es wurden ferner Summen von ihm angewiesen, die Kin-

* Nach Hegewisch, Ueber die glücklichste Epoche in der römischen Geschichte, mit Zusätzen aus Schlosser und Kriegk, Weltgeschichte.

der der Armen in ganz Italien zu unterhalten, Städte und Provinzen, die Unglücksfälle erlitten, empfingen reichliche Unterstützungen.

Um Mittel für solche Zwecke zu gewinnen, wurden viele bisher übliche Ausgaben gestrichen oder bedeutend verringert. Er verminderte den Aufwand bei Festen und Schauspielen, der von einigen der vorigen Kaiser aufs Höchste getrieben war. Im Nothfalle, wenn es an Gelde gebrach, verkaufte er kostbare Möbel und Juwelen; er verkaufte Grundstücke, die ihm schon in seinem Privatstande gehört hatten.

Nervas Alter und Schwächlichkeit konnten keine lange Dauer seiner Regierung erwarten lassen. Er dachte selbst daran, dem Lande einen Nachfolger zu erwählen. Bei der Wahl desselben sah er nicht auf Verwandtschaft, sondern einzig und allein auf persönliches Verdienst. Er wählte den Trajan, einen gebornen Spanier, dessen aus Rom stammende Vorfahren sich in den Zeiten des ersten Scipio in Spanien niedergelassen hatten. Marcus Ulpius Trajanus, der das Commando über die Armee am Unterrhein führte, hatte schon graues Haar, doch war er erst etwas über vierzig Jahre, war gesund und stark und von einer Gesichtsbildung, die eben so sehr auf Erhabenheit, als auf Milde der Gesinnung hindeutete. Trajan, der eine solche Erhebung weder erwartet noch gewünscht hatte, befand sich gerade zu Cöln, als Nerva ihn öffentlich zu seinem Nachfolger erklärte. Bald darauf, 98 n. Chr., starb Nerva.

Die Armee, an deren Spitze Trajan stand, war die vorzüglichste des römischen Heeres, der Führer außerordentlich beliebt. Viele glaubten, er werde nun ohne Weiteres an der Spitze seiner Legionen seinen Marsch auf Rom antreten, um von dem Throne Besitz zu nehmen. Er wartete aber ruhig ab, was der Senat beschließen würde. Erst als dieser der Willensmeinung Nervas zugestimmt und Trajan davon Kunde empfangen hatte, kam er. Er hielt seinen Einzug zu Fuß. Blos die ihm vorgehenden Lictoren und einige ihm folgende Truppen machten es bemerklich, daß er der Kaiser war. Der Glanz des Thrones blendete ihn nicht; er blieb, wie er im Privatstande, wie er als Feldherr gewesen war: freundlich, umgänglich, und alles dies ohne Affectation. Auch seine Gemahlin, Plotina, nahm Aller Herzen durch ihr natürlich-freundliches, von allem Stolze abgewandtes Betragen ein.

Als Kaiser lebte Trajan völlig auf dem Fuße eines Privatmannes. Er hatte Freunde; er besuchte sie, wie ein Freund den andern besucht; er wohnte gern ihren Gastmählern bei. Man mußte ihn lieben, denn man empfand, daß man von ihm geliebt wurde. Seine Freunde hatten bei ihm alle Freiheiten, ohne welche die Freundschaft zwangvoll ist: sie konnten kommen, bleiben, gehen, wie sie wollten. Täglich hatte er an seinem Tische eine, nicht nach Stand und Rang, sondern nach ihren persönlichen Eigenschaften gewählte Gesellschaft. Er liebte die Vergnügungen, aber die ungekünstelten, die prachtlosen, die man haben kann, wenn man will, ohne große Vorbereitungen. Gern machte er Lustfahrten auf dem Wasser, und mit nervigter Faust führte er Ruder und Steuer. Er liebte auch die Jagd, und zwar nicht um des Gewühles und Gepränges, sondern um der körperlichen Uebung willen, zu der sie Gelegenheit bietet.

Nerva hatte über den Eingang des kaiserlichen Palastes die Inschrift setzen lassen: Oeffentlicher Palast. Das war er auch unter Trajan. Alle Thüren standen alle Tage, alle Stunden, Jedem offen, der den Kaiser zu sprechen wünschte.

Die Römer, leicht erregbar, waren stets geneigt, ihre Empfindungen der Freude oder des Schmerzes, der Liebe oder des Hasses zu lautem Ausdruck gelangen zu lassen. Gelegentlich, wenn sie Trajan ansichtig wurden, riefen sie: „Glücklicher Römer! glücklicher Kaiser! bleib' doch lange so gut!“ — Es geschah, daß der also Gefeierte erröthete, daß Freudenthränen ihm aus den Augen rollten.

Trajans Gesinnungen wurden von Seiten des Senats aufs Vollkommenste erwiedert. Die Ueberzeugung von seinen redlichen Absichten, von der gänzlichen Abwesenheit aller despotischen Neigun-

gen in seiner Seele, von seiner ungeheuchelten Genügsamkeit mit dem Antheile an der höchsten Gewalt, den ihm die Verfassung gab, scheint beim Senat eben so allgemein als innig gewesen zu sein.

Zu den Formularen der Gebete, die zu gewissen Zeiten feierlich für den Kaiser ausgesprochen wurden, machte er den Zusatz, daß die Götter diese Gebete erhören möchten, so lange er den Staat zum allgemeinen Besten verwalten würde. Als er einen neuen Chef der Leibwache in sein Amt einsetzte und ihm mit den gebräuchlichen Feierlichkeiten den Degen überreichte, sagte er: „Nimm diesen Degen hin, um ihn für mich, wenn ich gut regiere, wenn ich aber schlecht regieren sollte, wider mich zu gebrauchen!“— Damit ging der Kaiser offenbar zu weit, denn solche Worte konnten auch zu verkehrter Anwendung veranlassen. Dagegen muß anerkannt werden, daß eine so unbehutsame Zuversicht, wie diese Worte sie verrathen, von edelster Gesinnung zeugt.

Wenn jährlich im Senat die großen Aemter, die Prätur, die Quästur, das Aedilenamt durch Wahlen besetzt wurden, hütete sich Trajan, irgend einen Candidaten zu empfehlen. Er gab seine Stimme als bloßer Senator. Eben so ging er in dieser seiner Eigenschaft als Senator nach jeder Wahl zu dem Gewählten hin, umarmte ihn, gemäß der damaligen Sitte, und wünschte ihm Glück. Der Kaiser Domitian war bei solchen Gelegenheiten sitzen geblieben und hatte dem Gewählten seine Hand zum Kusse hingereicht.

Ein früher schon gegebenes Gesetz, nach dem den Advokaten verboten war, Geschenke zu nehmen, wurde mit dem Zusatze erneuert, daß die Parteien, ehe sie vor Gericht zum Vortrage ihrer Sachen vorgelassen würden, schwören sollten, ihren Advocaten Geschenke weder gemacht noch in Aussicht gestellt zu haben. Erst nach gesprochenem Urtheil sollten sie ihnen ein Honorarium, das aber eine bestimmte Summe nicht übersteigen sollte, bezahlen dürfen. Von Trajan rührt das Wort her: Es ist besser, daß ein Verbrecher unbestraft bleibt, als daß ein Unschuldiger verurtheilt wird. — Er ordnete einen eigenen Prätor, der in Sachen der Unterthanen gegen den Fiscus entscheiden sollte. Der Prätor war Vorsitzer, die Mehrzahl der Beisitzer entschied, die Beisitzer wurden aber durch das Loos gewählt, und die Parteien konnten die Gewählten verwerfen, wenn sie dazu genügende Ursache hatten. Hiernach wird man folgende schöne Stelle des Plinius verstehen: „Jetzt kann man zu deinen Einnehmern (die Rede ist an den Kaiser gerichtet) mit Zuversicht sagen: ich will die Sache gerichtlich mit dir ausmachen! — Das Loos bestimmt den Richter, selbst wenn du Partei bist. — Und wir können den Richter, den uns das Loos geben will, verwerfen; wir können sagen: den wollen wir nicht, er ist zu furchtsam; er weiß nicht, daß er in diesen glücklichen Zeiten ein freimüthiger Mann selbst dem Kaiser zum Nachtheile sein darf; oder, er ist dem Kaiser zu sehr ergeben! — Und so gereicht es dir zum vorzüglichen Lobe, daß dein Fiscus seine Processe oft verliert.“ —

Die vorigen Kaiser hatten eine Menge prächtiger Paläste, Lustschlösser und Gärten hinterlassen. Ihre Besitzungen dieser Art hatten sich durch despotische Mittel beständig vermehrt. Jeder reiche, vornehme Römer mußte ihnen das Beste, was er von der Art besaß, vermachen, wenn er den Rest für seine Erben sichern wollte. Bedachte er den Kaiser nicht, so wurde sein Testament umgestoßen. Ein anderes abscheuliches Mittel, ihre Domainen zu vermehren, hatten die bösen Kaiser in den Confiscationen gefunden, wozu die vielen Criminalprocesse wegen vermeinter Majestätsverbrechen Anlaß gaben. Trajan war zu edel, seine Domänen auf die eine oder die andere der genannten Arten zu vergrößern. Ihm wurde sogar die Menge jener Lustschlösser, Paläste und Gärten zur Last. Die Erinnerung, wie sie erworben waren, mußte seinem Herzen unangenehm sein; er verkaufte einen Theil, einen andern Theil verschenkte er an seine Freunde.

Seinen bösen Vorgängern hatte man allenthalben noch bei ihrem Leben Tempel und Altäre errichten müssen, ebenso Statuen. Dem Trajan wurden weder Tempel

noch Altäre und nur wenig Statuen und diese nur von Bronze oder Stein errichtet. So verlangte er es. Indeß als man in der Hauptstadt nach den glücklichen Kriegen, die er geführt, Triumphbogen und andere Denkmäler ihm zu Ehren stiften wollte, willigte er ein. Einem frohen Volke etwas abschlagen, wodurch es seine freudige Dankbarkeit gegen denjenigen bezeugen wollte, den es als den Urheber seiner Glückseligkeit verehrte, wäre vielleicht eher Eigensinn als Bescheidenheit gewesen.

Durch guten Haushalt, nicht durch neue Auflagen, fand er Mittel, gemeinnützige Anstalten und kostbare Werke aufzuführen. Er liebte große Kunstwerke: schöne Gebäude, schöne Anlagen. Aber für sich, zu seinem Privatgebrauch, für sein persönliches Vergnügen ließ er weder bauen, noch Anlagen machen. Alles, was er in dieser Art unternahm, war dem öffentlichen Nutzen, der allgemeinen Bequemlichkeit, der Verschönerung der Hauptstadt und der Provinzen gewidmet. Er ließ den großen Circus, der verfallen war, so erweitert wieder aufführen, daß fünfzigtausend Zuschauer Platz darin hatten, und die Plätze waren für die Zuschauer, aus welchem Stande sie auch waren, gleich bequem.

Trajan ließ eine Heerstraße vom schwarzen Meere bis Gallien anlegen, er ließ ferner auf eigene Kosten den Hafen des jetzigen Civita Vecchia bauen, auch der Hafen von Ancona ist seine Schöpfung. Und zu der Straße durch die pontinischen Sümpfe, so wie zu der prächtigen Brücke über den Tajo bei Alcantara haben, den Inschriften zufolge, einige in der Nachbarschaft gelegene Städte die Kosten durch freiwillige Beiträge hergegeben. Dies macht dem Kaiser mindestens eben so viel Ehre, als wenn er selbst der Urheber dieser Werke gewesen wäre. Uebrigens war das ganze Reich voll von Werken, die er hervorgerufen hatte. Aber das Schönste ist, daß alle diese Werke nach den Zeugnissen von Schriftstellern, die nach dem Tode Trajans schrieben (auf die also der Verdacht unlauterer Lobrednerei nicht fallen kann) nicht vom Schweiße und Blute der Unterthanen aufgeführt worden.

Die nach dem Kaiser benannte trajanische Säule ist ihm zu Ehren von dem Senate und Volke errichtet worden.

Hören wir über dieselbe einen unserer vorzüglichsten Kunstkenner*), der sie vor wenigen Jahren sah: „Wenn man abwärts steigend von der Höhe, die den Quirinalischen Palast trägt, am Giardino Colonna vorbei durch das Gassengewirr die Senkung erreicht, welche den quirinalischen Hügel von dem des Capitoliums trennt, so starrt uns inmitten eines fünfzehn Fuß tief ausgegrabenen gewaltigen Eirunds aus einem Walde von Säulenstumpfen jene riesige trajanische Säule entgegen," die, einst das herrlichste aller römischen Fora, das Forum Trajans schmückte, und das colossale Bild „des besten der Kaiser Roms" auf ihrem Gipfel hoch in die Lüfte des Himmels emportrug. Nur ein kleines Stück ist durch Ausgrabungen bloßgelegt von diesem Prachtforum, das sich mit seiner riesigen Basilika, seinen Tempeln und Triumphbogen, Bibliotheken und Portiken, seinem Statuenschmuck, in dessen Mitte das weltberühmte Reiterstandbild des Kaisers von vergoldeter Bronce prangte, von der heutigen Kirche der Apostel bis gegen den Fuß des Capitolberges hin ausdehnte. Es war, wie die Säule, das Werk des Atheners Apollodorus, des genialsten Baumeisters und Bildhauers der ganzen Kaiserzeit; eine Schöpfung von unvergleichlicher Pracht und Schönheit selbst in der Stadt der Wunder solcher Kunst, und mit Ehrfurcht angestaunt noch in späten Jahrhunderten. Ein Augenzeuge, der zwei Jahrhunderte später den Einzug von Constantins Sohne in Rom (357 n. Chr.) beschreibt, der Historiker Ammianus Marcellinus, erzählt, daß der kaiserliche Prinz, nachdem er bereits die ehrfurchtgebietende Majestät des Capitols, die riesenhafte Größe des Colosseums, die Schönheit des Pompejustheaters und des Friedenstempels bewundert, doch bei dem Anblick des Trajansforums alles Gesehene weit übertroffen gefunden habe. „Von Staunen gebannt, weilte er bei diesem, wie ich meine, allerdings, so

* Adolf Stahr in seinem Werke: Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.

weit der Himmel reicht, einzigen Bau, der selbst Göttern bewundernde Zustimmung abnöthigen kann, und indem er Blick und Geist umherschweifen ließ über die harmonische Einheit dieser gigantischen Werke, gestand er, daß ihre Herrlichkeit weder zu beschreiben, noch je wieder von den Sterblichen zu erreichen sei." — Die Nothwendigkeit, diese Pracht zu überbieten oder ihr doch einen würdigen Mittelpunkt zu geben, führte den Künstler auf den Gedanken, der Huldigung des Senats und Volks, welche ihrem geliebten Beherrscher ein Denkmal seiner Thaten weihen wollten, dadurch Ausdruck zu verleihen, daß er diese Säule von weit über hundert Fuß Höhe als Piedestal der Ehrenstatue des Imperators emporthürmte. Schon in alter Zeit war es Sitte, Ehrenstatuen auf Säulen zu stellen. Aber die Säulen waren niedrig und die Statue blieb die Hauptsache. Das umgekehrte Verhältniß, wo die Säule selbst als Ehrensäule zur Hauptsache, die darauf gestellte Statue nur abschließende Spitze wurde, gehört der Kaiserzeit an, und vielleicht ist die Trajanssäule die erste, jedenfalls die ausgezeichnetste und berühmteste ihrer Gattung. Sie erhob sich in der Mitte eines viereckigen Hofes, welcher von der einen Seite von der Mauer der Basilika, auf den drei andern von einer Halle gebildet wurde, deren Säulenstümpfe zum Theil noch jetzt vorhanden sind. Apollodor wählte die dorische Säulenform, aber mit Hinzufügung vieles andern Schmucks. Durch die von Papst Sixtus V. begonnenen und später von Napoleon fortgesetzten Ausgrabungen ist jetzt das ganze Werk bis zum Fundamente den Blicken bloßgelegt. Auf einem siebzehn Fuß hohen, viereckigen Piedestal, dessen zehn Fuß hoher Würfel mit reichen Sculpturen geschmückt, und dessen im Innern befindliche Grabkammer seit Sixtus V. zugemauert ist, um der beschädigten Unterlage wieder größeren Halt zu geben, erhebt sich in einer Höhe von hundert Fuß bis zur obern Fläche des Capitäls die reliefgeschmückte, zwölf Fuß im Durchmesser haltende, oben bis auf zehn und einen halben Fuß im Durchmesser verjüngte Säule. Ein Eisengitter umschließt hoch oben statt des Gitters von vergoldeter Bronce das erneuerte, sechszehn Fuß hoch über dem Capitäl sich erhebende Fußgestell, welches jetzt statt der achtzehn Fuß hohen Broncestatue des Kaisers, von der im sechszehnten Jahrhundert noch der Kopf vorhanden war, das eherne Standbild des Apostels Paulus trägt. Die vierunddreißig Blöcke des schönsten weißen Marmors, von denen elf dem Piedestal, dreiundzwanzig dem Schaft der Säule gehören, sind nur hier und da durch eingehauene Löcher beschädigt; aber sie sind so genau auf einander gefügt, daß das Ganze den Eindruck macht, als wäre es aus einem Stück gebildet. Im Innern ist die Säule hohl, und eine Wendeltreppe von 185 Marmorstufen, erhellt durch 43 kleine Fenster, führt uns bis zur Höhe von 128 Fuß bis über dem Erdboden. Dies ganze ungeheure Werk ist nun vom Piedestal zur Höhe des Säulenknaufs mit Arbeiten der plastischen Kunst bedeckt, welche die ganze Geschichte eines großen Feldzuges in zahlreichen Reliefbildern vorführen. Der Würfel des Piedestals ist von allen vier Seiten mit Reliefs geschmückt, welche die verschiedenen kunstreich zu Trophäen zusammengestellten Schutz- und Trutzwaffen, Feldzeichen und Kriegsgeräthe der vom Kaiser besiegten Völkerschaften darstellen. Zwei schwebende Victorien im obern Felde, das kriegerische und siegreiche Rom, halten über dem Eingange die Weiheinschrift. Festons von Eichenlaub, an jeder der vier Ecken von dem römischen Adler gehalten, schmücken das Piedestal, und über demselben wie auf einem Altare ruht als unterer Säulenwulst ein colossaler Lorbeerkranz, aus dem sich die Triumphcolonne erhebt. Und nun breitet sich in den unübersehlichen Windungen des reliefgeschmückten Marmorbandes, welches den Schaft der Säule vom Fuß bis zum Gipfel spiralförmig umwindet, das wimmelnde Leben eines römischen Feldzuges vor uns aus, mit allen seinen mannigfaltigen Ereignissen und verschiedenartigen Scenen. Da sehen wir Vorrathsmagazine am Strom erbaut und durch Wachtposten geschützt. Brücken werden geschlagen, Heerhaufen zu Fuß und zu Roß ziehen dar-

über, der Kaiser voran; Schiffe landen mit allerlei Heerbedürfnissen, Lager werden aufgeschlagen und befestigt. Wir sehen den römischen Legionar in allen erdenklichen Situationen: bald Wache stehend in voller Rüstung, bald Holz fällend, Wasser holend und schanzend, bald marschirend in langem Zuge, bald um das Tribunal des Kaiserfeldherrn gedrängt, seiner Anrede lauschend. Schlachten werden geschlagen, Städte belagert, gestürmt, angezündet und geplündert; Verhandlungen werden gepflogen, Gefangene hingerichtet, an Andern Gnade geübt, Verwundete verbunden, wobei immer ein Soldat den Chirurg des andern macht. Vor Allem aber ist es der Kaiser, der immer und immer wieder, bald als Redner zu den Truppen, bald zum Kampfe ausziehend, Gefangene verhörend, Verhandlungen mit Abgesandten pflegend, Opfer vollziehend, Frauen und Kinder der Ueberwundenen beschützend u. s. w. vorkommt."

Trajan stiftete einen Fond zur Unterhaltung verwaister Kinder in Italien, der, nach unserm Gelde berechnet, nicht unter 900,000 Thaler betrug. Um das Andenken daran zu erhalten, ließ der Senat eine Denkmünze prägen. Sie ist noch vorhanden. In ihrem Gepräge zeigt sie eine weibliche Figur, die in der Rechten ein Füllhorn hält und mit der Linken einem Knaben einige Kornähren hinreicht, und die Inschrift lautet: Italiens Versorgung. Senat und Volk dem besten Fürsten.

Da für alle Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft mit Eifer und Einsicht gesorgt ward, können wir annehmen, daß das ganze Reich sich in guter Lage befand, mit Ausnahme einiger Provinzen, in denen Begebenheiten eintraten, die eine Zeit lang das öffentliche Wohl störten. Zu diesen Begebenheiten gehören die Kriege, die Trajan geführt hat. Ferner könnte gegen die Behauptung, daß jene Zeit eine glückliche für den römischen Staat gewesen sei, eingewendet werden: Dauerten denn nicht die theils unmenschlichen, theils sittenverderbenden Schauspiele, die so häufig zur Belustigung des vornehmen und geringen Pöbels gegeben wurden, die grausamen Gladiatorenkämpfe und die wollüstigen Pantomimen fort? — Wahr ist's, daß einmal bei Spielen und Lustbarkeiten, die 123 Tage währten, nicht weniger als 11,000 Gladiatoren auftraten und gegen 10,000 wilde Thiere getödtet wurden. Allein wir haben zu Trajans Entschuldigung in Anschlag zu bringen, daß es Zeiten giebt, in denen die Immoralität gewisser Sitten und Vergnügungen, weil sie seit Jahrhunderten hergebracht sind, von den Besten des Volks kaum geahnt wird, oder wo der Geschmack daran so allgemein und so mächtig herrschend ist, daß die besten und weisesten Menschen zu ihrer Abschaffung wenig vermögen.

Endlich könnte noch gesagt werden: Wurden nicht die Christen verfolgt? Wurde nicht die Ausbreitung der reinsten, der wohlthätigsten Religion durch gewaltsame Mittel gehindert? Antwort auf diese Fragen wird ein folgender Artikel geben.

Auf Trajan folgte Hadrian; er war ein Brudersohn Trajans. Obgleich sein Character von Eitelkeit und Neid nicht freizusprechen ist, obgleich er das Verdienst Anderer, wenn durch dasselbe seine Eitelkeit gekränkt ward, herabsetzte, war dennoch seine Regierung segensreich für das Land. Er strebte danach, dem Staate den Frieden zu erhalten, und es bewog ihn dazu keineswegs Abneigung gegen kriegerische Beschäftigung oder Hang zur Ruhe. Hatte er sich doch unter seinem Vorgänger als Feldherr in hohem Grade ausgezeichnet! Er ließ auch das Kriegswesen keineswegs in Verfall gerathen, vielmehr erhob er dasselbe auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit. Die Constitution, die er der Armee gab, erhielt sich bis auf Constantins Zeiten. War er bei einer Musterung oder in einem Lager, so begnügte er sich mit einer kriegerischen Mahlzeit, die bei den Römern blos in etwas Fleisch und Käse bestand und wobei das Getränk eine Mischung von Wasser und Essig war. Hadrian suchte den Frieden aus der Ueberzeugung zu erhalten, daß die immerwährenden Kriege, selbst wenn neue Eroberungen gemacht würden, dem Reiche mehr Schaden als Vortheil brächten.

Seinem Vorgänger war es gelungen, die Parther zu schlagen und jenseit des Euphrat fünf neue Provinzen zu erobern. Sie dem Reiche zu erhalten, war aber eine schwere Aufgabe. Trat das Kriegsglück auf die Seite der Parther, so waren Syrien und Kleinasien den Verheerungen derselben ausgesetzt. Hadrian urtheilte ganz richtig, daß die Parther nie die Römer ruhig in dem Besitz dieser Provinzen lassen würden. Er schloß daher gleich nach Trajans Tode einen Frieden mit den Parthern, worin er ihnen diese Provinzen wieder abtrat und zwar unter Bedingungen, bei denen allein ein beständiger Friede mit diesem Volke möglich war. In diesem Stücke waren Hadrians Grundsätze freilich den fast angebornen Vorurtheilen der Römer entgegen, nach welchen sie ein Versprechen der Götter zu haben glaubten, daß ihre Grenzen sich nie verengen sollten, welches sie in ihrer Weise so ausdrückten, „ihr Grenzgott (Terminus) zöge sich nie zurück.“ Daß Hadrian sich über dieses Vorurtheil hinwegsetzte, beweist große Selbstständigkeit des Characters.

Dieses friedliche System, dem Hadrian während seiner ganzen Regierung treu blieb, muß ihm von der Nachwelt um so höher angerechnet werden, als es ja auf der Hand liegt, daß er unmöglich darauf rechnen konnte, die Römer damit zu befriedigen. Diese träumten immer noch von Weltherrschaft und hielten diese für unvollendet, so lange ein unabhängiges Volk auf der Erde vorhanden war. Das Höchste, was der an der Spitze des Staates Stehende nach ihrer Meinung zu erstreben habe, war ein dem Siege über andere Völker folgender Triumph. Hadrian war der erste Kaiser, der freiwillig auf diese Ehre verzichtete.

Nur einmal wurde er genöthigt, seine Legionen ernsthaft zu gebrauchen, jedoch nicht gegen einen auswärtigen, sondern gegen einen innern Feind. Unter den Juden war — schon zu Lebzeiten Trajans — ein Aufstand ausgebrochen. Fünfzig Jahre waren verflossen, seitdem ihre Hauptstadt zerstört und fast die ganze Nation aus ihrem Vaterlande vertrieben worden war. Der für sie so schreckliche Ausgang jenes Krieges hatte sie anfangs in eine Art Betäubung versetzt, aus der sie nach und nach erwachten. Wenn sie jetzt mit ruhiger Besinnung um sich sahen, mußten sie sich überzeugen, daß es Raserei sein würde, sich von Neuem gegen die Römer zu erheben. Gegen alle vernünftige Berechnung wagten sie den verhängnißvollen Schritt. Der Aufstand begann in Cyrene und breitete sich über Aegypten und die Insel Cypern aus. Es geschah dies in der Zeit, in der Trajan zum zweiten Male gegen die Parther zu Felde gezogen war. Fürchterlich sollen die Grausamkeiten gewesen sein, die sie begingen, so lange sie sich des Erfolges für sicher hielten. Der Aufstand wurde damals nicht ohne Mühe gedämpft. Unter Hadrian nun brach er von Neuem aus. Hadrian hatte Jerusalem wieder aufbauen, aber zu Bewohnern der Stadt Colonisten aus Italien hinführen lassen. An der Stelle, auf welcher der Tempel der Juden gestanden hatte, erhob sich ein Jupiterstempel, und nun erschien auch noch eine Verfügung, die Stadt Aelia Capitolina zu benennen. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß Hadrian die Denkungsart der Juden nicht kannte; er würde sonst wahrscheinlich ein solches Verfahren vermieden haben. Die Wuth der Juden über die Schändung eines ihnen so heiligen Ortes war unbeschreiblich. Eine allgemeine Empörung erfolgte in Syrien unter Anführung eines gewissen Bar Cochba, der sich für den Messias soll ausgegeben haben. Bald war zu erkennen, daß außerordentlich kräftige Maßregeln nöthig sein würden, um zu verhindern, daß diese Empörung sich nicht über alle andern Provinzen, in denen die Juden zahlreich vorhanden waren, verbreitete; vor Allem mußte es darauf ankommen, sie in ihrem Heerde — in Syrien — zu unterdrücken. Erst nach dreijähriger Blutarbeit (135) war der Aufstand völlig gedämpft. Fünfzig feste Plätze, neunhundertfünfundachtzig Flecken und Dörfer, in welchen die Aufständischen sich, wie in den festen Plätzen, mit Hartnäckigkeit und Verzweiflung gewehrt hatten, lagen in Schutt und Asche. In den drei Jahren des Krieges sollen nicht weniger als fünfhundertachtzigtausend Juden um-

gekommen sein. Durch diesen grausamen Krieg wurde Judäa völlig in eine Wüste verwandelt. Dieses war der letzte Versuch der Juden, sich wieder in den Besitz von Judäa zu setzen und sich wieder zu dem Range eines selbstständigen Volkes zu erheben.

Von der Würdigkeit Hadrians zu regieren giebt seine Gesetzgebung und die Art, wie er als Oberrichter sein Amt verwaltete, den stärksten Beweis. Er saß oft selbst im Gericht, um zu entscheiden, aber trotzdem er in der Gesetzeskunde wohl bewandert war, wählte er immer die erfahrensten Rechtsgelehrten zu Beisitzern. Er hob das „Recht" auf, demzufolge die Sclaven eines Herrn, der ermordet worden war, wenn man den Thäter nicht herausbringen konnte, sämmtlich als Mitschuldige hingerichtet werden konnten. Nach einer von ihm gegebenen Verordnung sollte kein Sclave anders als auf obrigkeitliches Urtheil getödtet werden. Da er dafür hielt, daß ein so ehrwürdiger Gerichtshof, wie der Senat, sich in seinen Sprüchen nicht übereilen, noch parteiisch sprechen würde, gestattete er keine Appellation von dem Senat an den Kaiser. Bis dahin wurde das Vermögen verurtheilter Staatsverbrecher ganz confiscirt, Hadrian verordnete, daß der zwölfte Theil den Kindern belassen werden sollte. Und als ein Fall vorkam, daß ein Verbrecher viele Kinder hinterlassen hatte, sprach er ihnen das ganze Vermögen des Vaters zu. Ich will, sagte er in dem bezüglichen Rescripte, den Staat lieber mit Menschen als mit Geld bereichern. Reisen eines Fürsten können seinem Volke eben so schädlich als nützlich sein. Hadrians Reisen waren von letzterer Art. Allen Aufwand vermeidend, hinterließ er allenthalben Zeichen landesväterlicher Fürsorge. Er konnte nicht leiden, daß irgendwo öffentliche Anstalten, Gebäude, Brücken, Wasserleitungen, Häfen oder auch Kunstwerke, die nur zur Verschönerung einer Stadt oder eines Landes dienten, in Verfall geriethen. Er legte viele neue Werke an und ließ andere — z. B. den Tempel des olympischen Jupiters in Athen, der siebenhundert Jahre früher angefangen war — vollenden. Von einer schweren Krankheit befallen und dem Tode nahe, ernannte er den L. Commodus Verus zu seinem Nachfolger, und da dieser noch vor ihm selbst starb, den Antoninus, jedoch unter der Bedingung, daß dieser (Antoninus hatte keine Söhne) den Sohn des Commodus Verus, Lucius Verus, und einen andern Liebling des Kaisers, Marcus Aurelius, zwei Männer von ganz verschiedenem Character, als seine Nachfolger erkläre.

Antoninus erhielt den Beinamen Pius (der Fromme). Auch gegen ihn fanden Verschwörungen statt. Er übertrug die Untersuchung dem Senat, litt es aber nicht, daß man nach unbekannten Schuldigen forschte. Dem Sohne eines der Haupturheber ließ er die väterlichen Güter und blieb ihm fortgesetzt Beschützer. Einige kleine Unruhen in Grenzprovinzen, einige feindselige, aber bald niedergeworfene Versuche benachbarter Völker ausgenommen, genoß das Reich während der zwanzigjährigen Regierung Antonins eines beständigen Friedens. Eroberungskriege verabscheute er; er sagte, was einst Scipio gesagt hatte: er wolle lieber einen Bürger erhalten, als tausend Feinde erlegen!

Die Verfassung war ihm heilig. Sein Betragen gegen den Senat war so, wie er selbst es, wenn er blos Senator gewesen wäre, von dem Kaiser gewünscht hätte. Nie überschritt er die Grenzen, die seiner Macht durch das römische Staatsrecht vorgeschrieben waren. Wollte er gern Jemand ein Amt, eine Stelle verschaffen, so bewarb er sich darum auf constitutionsmäßigem Wege. Der Staatskasse kam er, wenn sie in Verlegenheit war, mit seinem Vermögen zu Hülfe. Er sagte, der Nießbrauch seines Vermögens gehöre, so lange er lebe, dem Staat; nur das Eigenthum davon sei er verpflichtet, seiner Tochter zu erhalten. Er zog die Pensionen ein, die an Personen ohne Verdienste oder berechtigte Ansprüche verliehen waren. Nichts sei niedriger und unverantwortlicher, äußerte er, als den Staat zu benagen (dies war sein Ausdruck), wenn man kein Verdienst um ihn habe.

Wie werth sein Andenken den Römern blieb, erhellt aus dem Umstande, daß die

folgenden Kaiser während eines Jahrhunderts sich den Namen Antonin beilegen ließen. Sie bildeten sich ein, schon durch diesen Namen die Liebe und Achtung zu erlangen, die sich Antonin durch seine persönlichen Eigenschaften und durch seine Regierung erworben hatte.

Ihm folgte — gemäß dem Abkommen — Marcus Aurelius und Lucius Verus. So hatten also zwei Kaiser den römischen Thron inne. Ein Glück war es für das Land, daß der ausschweifende Lucius Verus schon wenige Jahre darauf starb.

Marc Aurel war einer der besten Fürsten, die je auf dem Throne saßen. Schwerlich hat es viele Menschen gegeben, die die Moral so jung, so ernsthaft und mit so festem Vorsatz studirt hätten, sie in ihrem ganzen Leben anzuwenden, als Marc Aurel; schwerlich hat es viele Menschen gegeben, die vor dem innern Gesetzgeber des Menschen, man nenne ihn Gewissen oder Vernunft, so viel Ehrfurcht hatten, die beständig auf seine Aussprüche so aufmerksam waren, die sie so standhaft befolgten, die jede Bewegung, jede Neigung so vollkommen beherrschten, durch die sie von der Ausübung ihrer Pflichten konnten abgehalten werden, als er. Und nicht um gerühmt zu werden, handelte er so rechtschaffen. Er war innerlich so ganz, was er äußerlich schien, daß Hadrian, indem er auf seinen ursprünglichen Familiennamen (Verus) anspielte, von ihm zu sagen pflegte, er müßte eigentlich nicht Verus, sondern Verissimus heißen (Verus heißt wahr, wahrhaft; Verissimus der Wahrste, Wahrhafteste). Schwerlich hat es einen Menschen gegeben, dem die Ueberzeugung von einer Alles planmäßig leitenden Hand bei allen Begegnissen des Lebens so gegenwärtig war, und der sich ihrer Leitung so ruhig, so vertrauensvoll, so heiter hingab, als Marc Aurel. Schwerlich hat es einen Beurtheiler der Menschen gegeben, der auf die in dem persönlichen Character und in den äußeren Umständen eines Jeden gegründete Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Tugend so billige Rücksicht nahm, als es von ihm stets geschah. Hören wir ihn in einigen Stellen aus seinen hinterlassenen Schriften:

„Alles, was von der Gottheit herstammt, ist voller Plan. Selbst das, was wir Zufall nennen, ist Folge einer mit Voraussehung gemachten Verkettung. Aus ihr erfolgt Alles. Durch sie entsteht eine gewisse Nothwendigkeit, die aber zugleich das Beste des Ganzen ist. Du bist ein Theil desselben. In jedem Theile ist etwas Gutes, das, durch das Ganze hineingewirkt, zur Erhaltung des Ganzen zurückwirkt. Nicht blos die Bestandtheile, sondern auch die einzelnen Veränderungen der aus den Bestandtheilen zusammengesetzten Dinge wirken zur Erhaltung des Ganzen. An diesen Betrachtungen laß dir genügen; laß sie beständig dein Glaube sein. Laß damit deinen Durst nach Einsicht gestillt sein, damit du dem Tode nicht murrend, sondern innig zufrieden und von Herzen dankbar gegen die Gottheit entgegen gehest."

„Entweder ist die Welt ein zufälliges Gemisch, das sich ebenso zufällig wieder auflösen kann, oder sie ist ein nach Einem Plane durch Voraussehung geordnetes Ganze. Ist das Erste, wie kann ich wünschen, beständig in dem regellosen Gewühle zu bleiben? wie kann ich etwas Anderes verlangen, als nur bald wieder aufgelöst zu werden? und wie kann ich vor dieser Auflösung zittern? Sie kommt, ich mag thun, was ich will. Ist aber das Andere, so verehre ich den Anordner, ihm traue ich, auf ihn verlasse ich mich."

„Es ist etwas Grausames darin, den Menschen nicht erlauben zu wollen, daß sie demjenigen nachstreben, was ihnen als Bedürfniß oder Vortheil vorschwebt. Diese Grausamkeit begehst du gewissermaßen, wenn du über ihre Vergehungen zürnst. Denn was sind ihre Vergehungen anders, als Bestrebungen nach dem, was sie für Bedürfniß und Vortheil halten? Aber, sagst du, sie irren sich; es sind nicht wahre Bedürfnisse, nicht wahre Vortheile. Gut, belehre, überzeuge sie, ohne zu zürnen!" —

„Vertilge alle falsche Vorstellungen, die böse Gelüste erzeugen; vertilge sie dadurch, daß du beständig zu dir selbst sagst: es steht in meiner Macht, diese meine Seele von allem Laster, von allen Gelüsten, von allen unordentlichen Be-

wegungen frei zu erhalten. Ich will die wahre Beschaffenheit aller Dinge (wonach die Menschen streben) erforschen und dann jedes nach seinem wahren Werthe brauchen. Vergiß nie, daß dir diese Gewalt von der Natur gegeben ist."

„Bedenke, daß das menschliche Gemüth unbezwingbar ist, wenn es, in sich selbst zurückgezogen, bei einmal gefaßten Vorsätzen beharrt. Diese seine Unbezwingbarkeit findet statt, selbst wenn das Gemüth seine Vorsätze blos aus einem gewissen Eigensinn gefaßt hat; wie viel mehr muß sie ihm zukommen, wenn es seine Vorsätze auf vernünftige Ueberzeugungen gegründet hat? Wer dies nicht weiß, der hat es in der Kenntniß des Menschen nicht weit gebracht; wer es weiß, aber keine Anwendung davon macht, ist zu bedauern."

„Der Mensch besteht aus zwei Theilen, einem passiven und activen, oder dem Körper, aus der Urmaterie stammend, und dem Geiste, welcher aus der Urkraft oder der Weltseele, d. i. der Gottheit, seinen Ursprung hat. Der Körper ist Organ und Spiegel der Seele und fordert deshalb eben so wohl die treueste Sorge für seine Erhaltung, wie für seine Cultur. Die Seele ist ein Ausfluß aus der Weltseele, und mittelst ihrer steht der Mensch mit der Gottheit in der innigsten Verbindung, trägt er der Gottheit Ebenbild in und an sich, ist er ihr verwandt. Die Vernunft ist etwas Göttliches, der Gott in uns, dem wir, wie der Gottheit selbst, in höchstem Maße Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam und Vertrauen schuldig sind. Die Vernunft verkündet dem Menschen in seinem Bewußtsein das Gesetz, der Pflicht gemäß zu handeln. Dieses Bewußtsein aber ist mit dem Bewußtsein der Freiheit aufs innigste verbunden. Die Freiheit besteht darin, daß der Mensch Herr seiner Handlungen ist. Die vernünftige Seele allein soll ihn bestimmen und beherrschen, denn nur sie ist unabhängig, und sie kann, was sie will, weil sie nur Das will, was ihrer Natur gemäß ist, nämlich das Wahre und Gute. Es giebt kein wahrhaftes Gut, als die Tugend, — kein wirkliches Uebel, als die Sünde."

„Die Dauer des menschlichen Lebens ist ein Augenblick; das Wesen immer im Flusse; die Empfindung dunkel; das körperliche Gebäude der Fäulniß unterworfen; das Schicksal unerforschlich; der Ruf ein unüberlegter Schall; mit einem Worte: Alles, was den Körper angeht, ist ein Traum, ein Rauch, das Leben ein immerwährender Krieg und die Wanderung eines Fremdlings. Was kann ihn denn leiten? Eins allein. Die Philosophie. Es giebt nichts Elenderes, als einen Menschen, der Alles wie im Kreise durchwandert, gleichsam das Eingeweide der Erde zu durchforschen und, was in den Gemüthern seiner Nebenmenschen vorgeht, zu durchspähen sucht, ohne zu begreifen, daß es für ihn zureiche, mit dem Gott in ihm umzugehen und demselben würdig zu dienen. Dieser Gottesdienst aber besteht darin, daß man sich rein erhält von Leidenschaften, Eitelkeit und Widerwillen gegen die Führung der Gottheit und die Handlungen der Menschen. In jeder Morgenstunde sage dir vorher: Ich werde mit neugierigen, unbescheidenen, listigen, neidischen Menschen zusammentreffen. Alle diese Fehler aber entstehen aus Unkunde des Guten und Bösen. Ich jedoch kenne die Natur des Guten, daß es schön, die Natur des Bösen, daß es häßlich ist. Ich kenne die Natur des Fehlenden, daß sie mit der meinigen verwandt, nicht nur desselben Blutes und Samens, sondern auch derselben Vernunft und desselben göttlichen Funkens theilhaftig ist. Auch kann ich von Keinem Nachtheil leiden; denn Keiner kann mich etwas Entehrendem preisgeben. Eben so wenig kann ich Groll und Feindschaft gegen meinen Mitbruder hegen."

„All dein Thun und Denken sei so beschaffen, als sei es möglich, daß du in dem Augenblicke das Leben verlassen solltest. Thue Nichts ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl, Nichts ohne Ueberlegung, Nichts auf Antrieb der Leidenschaft. Bilde deine Urtheilskraft sorgfältig aus; denn auf dieser beruht es vorzüglich, daß der herrschende Geist von keiner Vorstellung eingenommen werde, die der Natur oder der Einrichtung eines vernünftigen Wesens widerspräche.

Befleißige dich der doppelten Fertigkeit: einmal nur das zu thun, was die königliche, gesetzgebende Vernunft mit Rücksicht auf Menschenwohl gebietet; dann, deine Meinung zu läutern, sobald sie Jemand berichtigt. Wer die gesellige Ordnung flieht, ist ein Ueberläufer; wer sein Geistesauge verschließt, ein Blinder; wer eines Andern bedarf, ein Bettler; wer die Ordnung der gemeinschaftlichen Natur verläßt, ein Abtrünniger; wer von der Vernunft abtrünnig wird, ein Hochverräther. Sei wie ein Fels, an dem sich stets die Wellen brechen; er aber steht und zähmt ringsum die Wuth der Gewässer."

„Der Beruf, den du dir gewählt hast, sei dir lieb. Den übrigen Theil deines Lebens wandle so, daß du den Göttern alle deine übrigen Angelegenheiten überläßest, dich zu Niemandes Tyrann aufwirfst, noch dich zu seinem Sclaven erniedrigst." — „Was dir nun auch immer widerfahren mag, es ist doch so gewöhnlich, so bekannt, wie die Rose im Frühling und die Frucht in der Erntezeit. Dahin gehören auch Krankheiten und Tod, Verleumdung und Nachstellung, und was sonst den Thoren erfreut und betrübt." — „Lebe in Gemeinschaft mit der Gottheit, indem du ihr ein Gemüth zeigst, welches mit seinem Loose zufrieden ist und gern thut, was ihrem Wollen gemäß ist." — „Nimmst du an Jemandes Unverschämtheit einen Anstoß, so frage dich selbst: Ist es auch möglich, daß es gar keine Unverschämte in der Welt gebe? Nein. — Verlange also nicht das Unmögliche! Eben dasselbe habe in Ansehung des Listigen, Unredlichen und jedes Fehlenden im Auge! Dann wirst du gegen jeden Einzelnen nachgiebiger sein. Auch hat es seinen Nutzen, wenn man sogleich bemerkt, welche Tugend uns die Natur in Absicht auf fremde Vergehen verliehen hat. So verlieh sie uns z. B. als Gegengift wider den Unverständigen die Sanftmuth, wider einen Andern ein anderes Mittel. Wenn der Ungebildete als ein Ungebildeter handelt, — was ist darin so Seltsames? Siehe doch zu, ob du dich nicht vielmehr selbst anklagen mußt, daß dir ein solches Verfahren unerwartet gewesen."

Diese Stellen werden genügen, um zu zeigen, daß die Bewunderung, die man seinen hinterlassenen moralischen und philosophischen Abhandlungen zollt, eine verdiente ist. Seine Ideen waren die natürliche Frucht seines Kopfes und Herzens. Güte oder Gutthätigkeit, das beständige Streben, Gutes zu wirken, war ihm das Ideal moralischer Vollkommenheit. Ihr weihete er einen Tempel auf dem Capitol. Es scheint, daß er die Verehrung der Gutthätigkeit nicht durch Autorität einführen, sondern blos durch Erbauung des ihr gewidmeten Tempels den Römern Anlaß geben wollte, über diese Tugend nachzudenken, sie als die vorzüglichste, die wesentlichste von allen anzuerkennen. Diese Vermuthung entspricht der Denkungsart Marc Aurels durchaus; denn seine Maxime war, das Gute, was in den Menschen ist, aus ihnen hervorzulocken, nicht ihnen zu befehlen, daß sie gut sein sollten.

Dieses seines moralischen Characters wegen wurde ihm später von dem römischen Volke der Beiname des Philosophen gegeben.

Daß einem Manne von solcher Denkungsart die Verfassung in allen Stücken heilig war, bedarf kaum einer Versicherung. Er versäumte keine Senatssitzung und verließ sie nicht eher, als bis sie von dem vorsitzenden Consul mit der gebräuchlichen Formel geschlossen worden war. Auf seine Empfehlung wurden vom Senat eine Reihe vortrefflicher Gesetze gegeben. In Rechtssachen war schnelle Entscheidung in seinen Augen kein lobenswürdiges, vielmehr ein unverantwortliches Verfahren. Wurde an ihn appellirt, so arbeitete er oft mehrere Tage, um sich von Allem, worauf es ankam, auf das Vollkommenste zu unterrichten. Eine ebenso gewissenhafte Beschäftigung mit der Sache forderte er von jedem Richter. Er strafte selten und wählte gelinde, aber zur Besserung der Menschen führende Strafen. Einem Prätor, der sein Amt nachlässig verwaltete, ließ er zwar Amt und Titel, untersagte ihm aber die Verwaltung; diese übertrug er einem Andern: eine Strafe,

die das Ehrgefühl des Mannes schärfen mußte, statt daß es durch entehrende Absetzung völlig wäre abgestumpft worden. Wir müssen, sagte er, durch die Strafen das Gute, das in einem Menschen oft verborgen liegt, hervorzulocken suchen. Daß ein Kaiser von solchen Gesinnungen die Lasten des Volkes nicht vermehrte, daß er Steuern gern erließ, wo sie den Unterthanen drückend waren, daß er gern half, wo ein Ort oder eine Landschaft Unglücksfälle erlitt, bedarf kaum gesagt zu werden.

Die gewöhnlichen Schauspiele zu Rom hätte er lieber abgeschafft. Aber er hielt es für hart und gewagt, die Römer, die seit Jahrhunderten an diese Vergnügungen gewöhnt waren, durch Aufhebung derselben zu betrüben und vielleicht zu strafbaren Vergehungen zu reizen. Sogar mochte er sie nicht einmal durch seine Abwesenheit von denselben, wenn er in Rom war, kränken, obgleich er selbst keinen Geschmack daran fand. Oft sah man ihn, wenn er unter den Zuschauern saß, mit einem Buche oder einer Schreibtafel in der Hand; oder er gab Leuten Gehör, die ihm etwas vorzutragen hatten. Aber er nahm auf eine allmählige Einschränkung des Aufwandes bei diesen Belustigungen und auf ihre möglichste Unschädlichmachung Bedacht. Das Gehalt der Schauspieler setzte er herab, die Gladiatoren durften nur mit stumpfen Klingen fechten.

Mußten nicht unter einem solchen Kaiser glückliche Zeiten sein? Doch es traten auch Unglücksfälle für das Land ein, aber durch die Schuld des Schicksals. Marc Aurel mußte, wider seine Neigung, Krieg führen; zwar zum Theil in den entfernten morgenländischen Grenzen, so daß bei weitem die meisten Provinzen wenig davon litten. Zu einem andern Theile waren es gefährliche Kriege in der Nähe Italiens, des Sitzes der Regierung. Der erste Krieg wurde gegen die Parther geführt, die den König von Armenien, einen römischen Vasallen, zu unterjochen strebten. Dieser Krieg, den Marc Aurel durch einen seiner Feldherrn führen ließ, endete siegreich für die Römer. Vor seinem Abschluß noch begann der gefährliche Krieg gegen die Markomannen und eine Menge mit ihnen verbundener Völker. Diese Völker drangen in Italien ein und brachten den Römern anfangs große Niederlagen bei. Marc Aurel hielt es daher für seine Pflicht, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen. Nun brach gerade die Pest aus, eine der tödtlichsten, deren die Geschichte erwähnt. Nach drei Jahren ging Marc Aurel nach Rom zurück. Während seines Aufenthaltes in Rom erlitten die römischen Legionen bedeutende Niederlagen, und der Feind drang bis Aquileja vor. Marc Aurel eilte wieder zur Armee und blieb seiner Kränklichkeit unerachtet fünf Jahre bei ihr. Der bekannte wunderbare, ihm, wie er sagte, vom Himmel verliehene Sieg verschaffte ihm, wenigstens mit einem Theile der feindlichen Völker, einen vortheilhaften Frieden. Sein Hauptquartier war eine Zeit lang zu Vindobona, dem heutigen Wien. Hier schrieb er einen Theil seiner bekannten Betrachtungen über sich selbst an sich selbst. Hier wurde er von einer unheilbaren Krankheit befallen, die seinem arbeitsamen, tugendhaften und nützlichen Leben ein Ende machte (180).

Damit ist die in diesem Capitel bezeichnete glückliche Zeit für Rom, die mit dem Kaiser Nerva oder mit dem Jahre 96 nach Christi Geburt beginnt, zu Ende. Die Dauer dieser Zeit beträgt vierundachtzig Jahre. Mit Marc Aurels Tode verschwand das Glück der Römer und kam nie wieder.

Lage der Christen unter den Antoninen.*

Um diese richtig würdigen zu können, ist zunächst auf gewisse Vorgänge und Zeitverhältnisse hinzuweisen.

Im Jahre 166 brachten die syrischen Truppen bei ihrer Rückkehr aus den versumpften Ebenen Mesopotamiens eine ansteckende Krankheit mit, welche Italien entvölkerte. Der orientalische Volksglaube fand den Anlaß zu dieser Krankheit in den Grausamkeiten, welche die römischen Heere in dem letzten Kriege verübt hatten, in welchem unter Anderm der Königspalast in Ktesiphon dem Boden gleich gemacht worden war. Als in der Seleucea, welche, wie es hieß, verrätherisch überfallen, hunderttausend ihrer Bewohner morden sah, die barbarischen Sieger den Tempel Apollo's plünderten, soll aus einem dem Gotte geweihten, von einem Krieger erbrochenen goldenen Kästchen der Pesthauch aufgestiegen sein, den des Avidius Cassius Heer in seine Winterquartiere einschleppte und, wohin es zog, mitnahm. Die Hungersnoth, welche zweimal unter Marc Aurels Regierung Italien heimsuchte und das damit zusammengende allgemeine Elend bahnten der Seuche den Weg. Wie in allen solchen Fällen, steigerten Verdacht, Beschuldigungen, Aberglaube, Betrug das Uebel. In Rom sanken Tausende ins Grab, nicht blos von der ärmeren Klasse, sondern auch aus den höchsten Ständen. Die wildesten Phantasien fanden Glauben unter der geängstigten Masse, die Prophezeiungen des Weltunterganges durch Feuer verbreiteten sich damals wie in andern Zeiten der Aufregung und Noth.

Der Imperator, welchen seine philosophischen Forschungen und Neigungen dem nationalen Gottesdienste, dessen Haupt er ebenso wie das des Staates war, nicht untreu machten, wandte sich an alle Culte und Ceremonien, das Volk zu beruhigen und das Uebel zu beschwören. Aber das Uebel war unerbittlich. Die Zahl der Todten war zu groß und die Natur der Krankheit zu gefährlich, um die gewohnten Gebräuche bei den Beerdigungen zuzulassen: man lud die Leichen auf Karren und Wagen, die sie zu den Begräbnißplätzen brachten. Hohen wie Niedrigen wurde die Beerdigung auf öffentliche Kosten zu Theil, vielleicht eben so wohl eine polizeiliche Maßregel, wie ein Ausfluß des Wohlthätigkeitssinnes.

Von Rom und Italien aus verbreitete sich die Seuche westwärts: von Persiens Grenzen, sagen gleichzeitige Historiker, gelangte das Uebel bis nach Gallien und dem Rhein. Die Legionen wurden decimirt. Am ärgsten war's im Standlager zu Aquileja in den Jahren 167—168, als Quaden und Markomannen bald vorrückend, bald wieder über die Donau zurückgehend, selbst Italien anzugreifen Miene machten, und der Mangel an Soldaten so drängte, daß man selbst Sclaven in das Heer einstellte. Der berühmteste der griechisch-römischen Aerzte, Claudius Galenus von Pergamus, kämpfte vergeblich gegen diese Krankheit an, welche sich jahrelang im Abendlande herumschleppte.

Die Folgen der antoninischen Pest, wie man die Seuche zu nennen pflegt, welche unter Marc Aurel das Land entvölkerte, sind weit ernster und dauernder gewesen, als sie es selbst bei den verheerendsten Erscheinungen solcher Art zu sein pflegen. Man wird dadurch zu dem Schlusse berechtigt, daß wir hier nur eines der Momente vor uns haben, welche ziemlich gleichzeitig und mehr oder minder sichtbar die Epoche des Verfalls der alten Welt herbeiführten und einleiteten.

Wenn in einem Zeitpunkt, wo der Glanz und die Macht des Römerreiches am höchsten erschienen, plötzlich verschiedenartige Merkmale solchen Verfalls zum Vorschein kommen, so darf man annehmen, daß die eigentlichen Ursachen viel

* Nach Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom, mit einem Zusatze aus E. Zeller, Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts.

weiter rückwärts liegen. Die Abnahme der italischen Bevölkerung war schon in den letzten Zeiten der Republik bemerklich. Wenn Augustus' Regierung dieser Tendenz Einhalt gethan zu haben schien, so war es eben so wenig von Dauer, wie die Verbesserung der trajanischen Zeit. Der Einfluß der Sclaverei konnte nur das Uebel mehren, indem die Sclaverei auf Familie und Staat, Arbeit und Production gleich vernichtend einwirkte. Die großen Geschlechter starben mit erschreckender Schnelligkeit aus, die ihnen nachfolgenden Familien aus dem Mittelstande vermochten unter gleichen Bedingungen und unter dem Einfluß eines entnervenden Luxus keinen festen Fuß zu fassen, das eigentliche Volk aber bot immer weniger die kräftigen Elemente dar, in denen die römische Macht beruht hatte. Es war vergebens, daß mehrere Imperatoren durch ihre Alimentationsdecrete der freien Bevölkerung aufzuhelfen, den verderblichen Wirkungen der Sclaverei wenigstens in einer Richtung entgegenzuarbeiten suchten. Es war vergebens, daß man das römische Bürgerrecht immer weiter ausdehnte: die römischen Bürger reichten immer weniger hin, die Legionen vollständig zu erhalten. Von den Provinzialen war man auf Barbaren, von den besoldeten Barbaren auf gekaufte Sclaven übergegangen, auf Gladiatoren und Banditen, um die Lücken zu füllen. Während die Bevölkerung abnahm, verlor der Grundbesitz an Werth. Das neue Verhältniß, in welches von Marc Aurel an die barbarischen Völker zum Reiche traten, konnte nicht ohne die bedenklichsten Folgen bleiben. Daß ganze Stämme wandernder Barbaren unter ihren angestammten Häuptlingen in Dacien, Moesien, Pannonien, im römischen Germanien sich ansiedelten, Soldaten und Colonen lieferten, mochte, wenn man den Stand der ursprünglichen Bewohner in Anschlag bringt, bedenklich sein, aber ein an sich geringeres Minderverhältniß veranlassen, als in Italien selbst. Die verderblichen Folgen wurden hier dadurch nur momentan beseitigt, daß die Empörung solcher Colonen im Ravennatischen Anlaß bot, sich dieser Reste wieder zu entledigen. Gegen die fortdauernde Verarmung des echt römischen Blutes, wovon das Schwinden des echt römischen Geistes unzertrennbar war, war das Eindringen fremder, in sich selber verschiedenartiger Elemente begreiflicher Weise kein Mittel.

Die Fortschritte der Civilisation waren lange schon mit der immensen Ausdehnung materieller Macht nicht in Harmonie geblieben, so daß, da Stillstand in der moralischen Welt und im Staatsleben unmöglich ist, diese Civilisation aber ihren Höhenpunkt erreicht hatte, ein Rückschritt die Folge sein mußte. Dieser Rückschritt war so ein geistiger wie materieller. Es war ein geistiger, indem so die Productionskraft abnahm, wie die Form verdarb. Die gesammte literarische Bildung wie die Sprache dieser Zeit legen dafür trauriges Zeugniß ab. Der Rückschritt war, selbst von der Hauptstadt abgesehen, ein materieller, indem die Bedeutung der großen Provinzialstädte zugleich mit ihrer Unabhängigkeit, ihrem individuellen Leben, ihren politischen Interessen und der Selbstständigkeit ihrer Bürger sank, das freie örtliche Leben und Treiben, in welchem großentheils das Geheimniß der Blüthe und des Zusammenhaltens der Provinzen mit dem Centrum lag, unter einer nicht kräftigeren, aber drückender werdenden Verwaltung abnahm, dem Elend des gemeinen Volkes nur durch künstliche und den späteren Ruin in sich schließende Mittel gesteuert werden konnte, Arbeitslosigkeit einriß, der Handel an Einträglichkeit verlor, die Masse der in Circulation befindlichen edlen Metalle sich minderte, indem damals wie heut das Morgenland einen ansehnlichen Theil derselben absorbirte, ohne wirklichen Ersatz zu leisten.

Faßt man diese verschiedenen Erscheinungen zusammen, so begreift man, daß die unter Marc Aurels Regierung über das Römerreich hereinbrechenden Unglücksfälle, Pest, Erdbeben, Mißwachs, Hungersnoth, Feuersbrünste, verheerende Kriege, — ein Complex von Uebeln, der einmal eine solche Erschöpfung des Schatzes nach sich zog, daß alle Kostbarkeiten aus Hadrians Nachlaß meistbietend auf dem Trajansforum verkauft wurden —

um so tiefern Eindruck machen mußten, je geringer die Lebens- und Widerstandsfähigkeit der geistigen wie der materiellen Kräfte sich erwies. Es liegt in der Natur der Dinge, daß unter solchen Umständen der Menschengeist, eine Rückkehr in sein Inneres versuchend, sich den religiösen Anschauungen und Gefühlen zuwandte. Die Wirkungen legten indeß nur zu deutlich an den Tag, worin die Schwäche des Polytheismus bestand. Die Wiederbelebung des traditionellen Cultus, an welchem namentlich in Rom die Masse festhielt, indem er mit Geschichte und Erinnerung von Stadt zu Staat, mit den Gewohnheiten und der Verfassung der Familien enge verwachsen war, darf nicht Wunder nehmen. Als es sich darum handelte, die durch die Anarchie der Bürgerkriege geschlagenen Wunden zu heilen, hatte Augustus zu demselben Mittel gegriffen. Das Privatleben wie das Staatsleben hing mit dem Cultus zusammen. Aber dieser Cultus, obgleich er immer noch auf den Character eines nationalen Anspruch machte, war mit den verschiedenartigsten fremdländischen Elementen, mit dem ärgsten Trug orientalischen Aberglaubens, mit dem Sinnenreiz entnervender Mysterien vermengt. Dies war noch nicht Alles. Seit mehreren Menschenaltern war der Götterglaube mit seinem Olymp, seinen Orakeln, seinen Hekatomben Gegenstand der Angriffe der Philosophie, der spiritualistischen wie der materialistischen; er war Zielscheibe des Spottes der Satyre, Spielzeug der Poesie, so daß ein Seneca sagen konnte, der Götterdienst habe mehr mit der Sitte als mit der Religion zu schaffen. Immer verschiedenartiger war die Bevölkerung des Olymp geworden. „Woher," sagt Lucian, „sind diese Atys, Corybas, Sabazius mitten unter uns gefallen? Wer ist dieser modische Mithras mit seinem Tiarenkopfputz? Er kann kein Griechisch und versteht nicht, was der ihm ausgebrachte Toast bedeutet. Scythen und Geten, da sie sahen, wie leicht es ist, Götter zu schaffen, haben ihren Zamolxis ins Register eingeschwärzt, einen Sclaven, von dessen Hiersein Niemand den Grund angeben kann. Und du, großer Jupiter, was sagst du zu den Widderhörnern, mit denen man deine Stirn geschmückt hat?" So griff die heidnische Satyre die heidnische Göttergesellschaft an.

Diesen rein negativen Tendenzen gegenüber mußte aber in einer geistig begabten Zeit der positive Glaubens- und Wissensdrang sich Bahn zu brechen suchen, und der Zug ins Ueberirdische, das eifrige Ringen nach dem Klarmachen des Begriffs der Gottheit führte zu jenem Versuch der Einigung des Polytheismus mit der Lehre von dem einen Gott, deren Entwickelung wir in dem späteren Neoplatonismus kennen lernen.

Diese tieferen Regungen vermochten jedoch nur theilweise durchzudringen, und sie steigerten noch die eingerissene Verwirrung. Inmitten des religiösen Kosmopolitismus, der längst zu den römischen Traditionen gehörte, blühten Astrologie, Magie, Prophezeiungen, Traumdeutungen, Mysticismus und Mysterien aller Art neben den Lehren der Stoiker und Platoniker, neben Apulejus und Lucian.

Eine solche Zeit und solche Tendenzen mußte das Christenthum bekämpfen. Wir sahen, aus welchen Gründen die Christenverfolgungen früher hervorgingen. Wir gewahrten eben so den Eindruck, welchen die christliche Apologetik auf Hadrians Gemüth machte. Unter Antoninus war Friede gewesen. Flavius Justinus, der in Flavia Neapolis, dem alten Sichem, geborene Heide, welcher Christ geworden, den neuen Glauben im Philosophenmantel lehrte, hatte an den Imperator die Vertheidigung dieser Lehre gerichtet, worin er deren sittliche und politische Lauterkeit nachwies, ihren göttlichen Grund erläuterte, den Anlaß der Verfolgungen dem Haß und dämonischen Treiben beimaß. Er war stolz auf den Einfluß des christlichen Geistes außerhalb christlicher Sphären. „Wir könnten," sprach er zu den Imperatoren, „viele von den Eurigen nennen, die ihrer Gewaltthätigkeit und Willkür entsagt haben, seit sie die Geduld und Seelenstärke der Christen kennen gelernt, mit denen geschäftlicher Verkehr sie in Verbindung gebracht hat." In Momenten, wo die Ruhelosigkeit der Juden und ihre ge-

wohnten Beschuldigungen den Christen hätten gefährlich werden können, hatte Antoninus das inquisitorische Verfahren gegen dieselben in Glaubenssachen durch Sendschreiben an die griechischen Städte untersagt. Unter Marc Aurel haben die Christen gelitten in den östlichen wie in den westlichen Provinzen, in Rom selbst. Eine Christenverfolgung in dem Sinne, den man gewöhnlich diesem Ausdruck beilegt, war es nicht. Wir haben dagegen christliche Zeugnisse, namentlich dasjenige Tertullians, der zwei Decennien nach Marc Aurels Tode in seiner Apologie den römischen Magistraten das Verfahren ihrer guten Imperatoren vorhielt. „Blättert nach in euren Annalen und ihr werdet finden, daß die Herrscher, die wider uns gewüthet haben, solche sind, deren Verfolgung zur Ehre gereicht. Hinwieder nennt mir unter den Herrschern, welche das göttliche und menschliche Gesetz gekannt haben, einen einzigen, der die Christen verfolgt hat. Wir können selbst Einen bezeichnen, der sich zu ihrem Beschützer gemacht hat, den weisen Marc Aurel. Wenn er die Edicte gegen die Christen nicht ausdrücklich aufhob, so setzte er sie doch außer Kraft, indem er selbst scharfe Strafen über die Ankläger verhängte. Was sind denn Gesetze, die nur durch gottlose, ungerechte, verruchte, grausame, wahnsinnige Herrscher zur Ausführung gebracht, aber weder durch einen Antonin, noch durch Verus bestätigt worden sind?“ Die traurigen Thatsachen aber, denen wir unter Marc Aurels Herrschaft begegnen, können den klaren Worten des Zeitgenossen, zum Theil der Opfer gegenüber, durch diese Zeugnisse eben so wenig in Abrede gestellt werden, wie die Maßregeln unter Trajan. Wie sehr das Bewußtsein der Verfolgten sich gegen die Annahme sträubte, daß ein Herrscher wie Marc Aurel solche Maßregeln verordnen oder gutheißen könnte, erkennen wir bei vielen Anlässen. „Hier steht ein Mann,“ so sprach ein Römer zum Stadtpräfecten, „der weder des Ehebruchs, noch des Mordes, noch der Schändung, noch des Diebstahls, noch irgend eines Verbrechens angeklagt ist, und den verdammst du, weil er bekennt, daß er ein Christ ist? Ein solches Urtheil paßt nicht zu den Zeiten eines Imperators Pius und seines Sohnes, des Philosophen Caesar, noch zum römischen Senat.“ — Die Erklärung genügt nicht, daß jene Facta ferne von dem Imperator und ohne sein Geheiß vorgekommen. Wir werden sehen, daß die Angeklagten an ihn, an seine sprichwörtliche Gerechtigkeit und Milde appellirten. Ein Herrscher, dessen Lauterkeit des Wollens und sittliche Anschauungen, wie seine ganze Gefühlsrichtung ihn dem Christenthum so nahe brachten, wurde zu dessen Gegner, indem er sich einer Strömung der Zeit nicht zu entziehen vermochte, die mit seinem innersten Wesen im Widerspruch war. Das öffentliche Unglück und das viele durch ihn nicht verschuldete Elend, welches während seiner Regierung über das Reich hereinbrach, veranlaßte eine Reaction des Heidenthums; diese Reaction des Heidenthums wandte sich gegen das Christenthum, dessen Grundsätze doch schon so sehr in die heidnische Welt einzudringen begonnen hatten. Bei dem wiedererwachenden Bedürfniß positiven Glaubens nahm der Polytheismus, der sich längst auf allen Seiten bedroht gesehen hatte, alle zum Theil außer ihm liegende Kräfte zusammen, um sich auf Tradition, Formenwesen, Geschichte, Politik selbst zu stützen, und Marc Aurel, der so hoch über seiner Mythologie stand, die sein Verstand verneinte, wurde zu ihrem Werkzeug. Die Reaction fand statt in einem Moment, wo die Ausbreitung des stufenweise umgewandelten römischen Rechtes über die civilisirte Welt durch Ausgleichung der nationalen wie Rechtsunterschiede den Boden für den Glauben bereitete, welchem das Menschengeschlecht eins war in seinem göttlichen Ursprunge, wo der Verkehr des Individuums mit Gott und die Sehnsucht nach der Gottgemeinschaft durch den Geist des Gebetes im heidnischen Bewußtsein immer mehr an die Stelle eines nationalen Zusammenhanges mit der Gottheit trat, wo der Unterschied zwischen einer moralischen Religion und einem Ceremoniensystem immer klarer ward — in einem Moment somit, wo das Fundament, auf welchem das Princip

der im Namen der Staatsreligion hervortretenden Reaction beruhte, mit jedem Tage unsicherer wurde.

Als Grund der Christenverfolgungen unter den guten Kaisern giebt Zeller Folgendes an: Damals sahen die Christen im römischen Weltreich nur eine widergöttliche Macht, von der sie hofften und wünschten, daß der Tag nicht fern sei, an dem Christus vom Himmel herabfahrend ihr ein Ende mit Schrecken bereiten werde. Daß der Staat jemals ein christlicher werden könne, dieser Gedanke lag den ältesten Christen eben so fern, wie ihren heidnischen Gegnern. Ein Christ, sagten sie, könne kein römischer Kaiser, und ein Kaiser könne kein Christ sein. Das Staatswesen war so innig mit der Staatsreligion verwachsen, daß kein Römer beide von einander trennen konnte, und eben so wenig die Christen. Darum suchten sie sich z. B. dem Kriegsdienste zu entziehen, sie vermieden die obrigkeitlichen Aemter, sie entzogen ihre Rechtssachen womöglich den öffentlichen Gerichten und weigerten sich, für das Wohl der Kaiser zu opfern und ihren Bildern Verehrung zu erweisen. Kein Wunder, daß sie als eine Rotte staatsgefährlicher Neuerer erschienen, und daß, abgesehen von Nero und Domitian, deren Christenverfolgungen keine eigentlich politischen Gründe hatten, es nicht die schlechtesten Kaiser waren, unter denen die Christen zu leiden hatten. Die schlafferen und gegen den Staatszweck gleichgültigeren Naturen konnten das Christenthum dulden; wer den altrömischen Staat aufrecht erhalten wollte, mußte Stellung gegen dasselbe nehmen. Auch als Philosoph konnte Marc Aurel keine bessere Meinung von den Christen haben. So sehr die stoische Philosophie über dem Volksglauben hinaus war, so wollte sie diesen doch keineswegs antasten. Durch allegorische Deutung suchte sie den ungereimtesten Mythen einen Sinn abzugewinnen und die Lehrsätze ihrer Physik, die Vorschriften ihrer Moral in ihnen wiederzufinden. Eben so wußten sie den Cultus durch künstliche Theorien in eine scheinbare Uebereinstimmung mit ihrem System zu bringen. So wurden die Stoiker trotz ihres inneren Gegensatzes zur Volksreligion doch nach Außen die eifrigsten Vertheidiger derselben.

Um die Zeit, in der diese traurigen Vorfälle sich ereigneten, hatte das Christenthum in seinem Innern Kämpfe durchzumachen, die den äußeren an Bedeutung nicht nur nicht nachstanden, sondern dieselben in dem Maße überragten, wie die Entwickelung einer Lehre ihrer Stellung in der Gesellschaft vorausgeht. Der Gnosticismus, dessen Ursprung in die apostolische Zeit hineinreicht, der aber erst im zweiten Jahrhundert als weitverzweigtes System größere Verbreitung erlangte, suchte als Religionsphilosophie zwischen Glauben und Vernunft zu vermitteln. Er deutete das Verhältniß der Gottheit zur Materie und das Erlösungswerk im Zusammenhang mit orientalischen, namentlich persischen Glaubenslehren, in näherem Anschluß hier an die alttestamentliche Lehre, dort an das Christenthum. Während dessen ging eine dritte gnostische Secte mit überwiegend heidnischen Elementen in den späteren Manichäismus über. Gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts war Rom Hauptschauplatz der Thätigkeit gnostischer Lehrer geworden. So der um das Jahr 140 von Alexandria hierher gelangte Valentinus, in welchem sich jüdische mit heidnischen Ansichten und mit platonischer Philosophie vereinigten, wie, wenig später, der aus dem Pontuslande stammende Marcion, der, die paulinische Lehre auf die Spitze stellend, der ganzen übrigen christlichen Tradition entgegen trat; sie stifteten in Rom Schulen, von denen die des letzteren längere Dauer hatte. Das positive und historische Christenthum überwand den durch sein Hinüberspielen in alle Religionen und Philosophensysteme sich abschwächenden Gnosticismus, dessen speculative Tendenzen Viele anzogen, ohne in die Massen recht eindringen zu können, dessen Gegensätze zum Judenthume aber dem Christenthume eben so zu Gute kamen, wie seine philosophische Methode. Es war namentlich der unter Marc Aurel im Jahre 177 in Rom anwesende Irenäus, der Schüler eines Apostelschülers, der durch seinen festen Anschluß an die christliche Tradition den Sieg sicherte,

der im Abendlande entschieden ward. Das Christenthum hatte während dessen frei und offen gewirkt. Es vertraute auf seine Kraft und bekannte sie laut. Es giebt, sagte der h. Justinus, keinen Winkel der Erde, selbst nicht inmitten der Barbaren, wo man nicht zu dem Gekreuzigten betet. Wir sind erst von gestern, sprach Tertullian, und schon füllen wir euer Reich, eure Städte, eure Collegien, eure Lager, eure Tribus, Palast, Senat und Forum. Nur eure Tempel lassen wir euch allein. Ohne zu den Waffen zu greifen, könnten wir euch bekämpfen, indem wir uns von euch trennten. Ihr würdet erschrecken über eure Einsamkeit. Das Christenthum war muthig an die Imperatoren herangetreten. Als der Präfect von Rom Q. Lollius Urbicus Bürger verurtheilte, weil sie Christen waren, und das Volk, durch Redner und Philosophen, unter Andern durch einen Cyniker Namens Crescenz, aufgeregt, gegen sie schrie; als die römischen Machthaber in Kleinasien, dem Buchstaben wie dem Geist der Verordnung Hadrians und Antoninus' zuwiderhandelnd, gegen die Christen einschritten, erhob Justinus nochmals seine Stimme. „Was sich in Rom vor Urbicus ereignet, was in den Provinzen vor den Magistraten vorfällt, diese ungerechten Handlungen nöthigen mich, zu euch zu reden, ihr Römer, die ihr meinesgleichen und meine Brüder seid, obgleich ihr im Glanz eurer Würden es nicht wissen und nicht wollen möget. Wer jetzt eines Vergehens angeklagt wird durch einen Nachbar, Vater, Sohn, Bruder, Freund, Mann oder Frau, wälzt die Schuld auf die Christen und will unsern Tod. Er findet Beistand bei den schlimmsten Geistern, die unsere Feinde sind, er findet Richter, die solcher Sclavengeister Sclaven und Anbeter sind . . . Ich habe mehrmals mit Bosheit und Unwissenheit gestritten: ich bin bereit, nochmals mit ihnen zu streiten. Aber man rufe uns nicht zu: Sterbet Alle, gebet zu eurem Gott, gebet euch den Tod, nach dem ihr euch sehnet — machet nur, daß wir nichts mehr mit euch zu schaffen haben! Wir werden uns nicht den Tod geben, aber vor den Richter geführt, werden wir offen unsern Glauben bekennen. Stürzten wir uns in den Tod, so würden wir Gottes Beschlüssen zuwiderhandeln. Aber vor dem Richter werden wir den Glauben nicht verleugnen, denn wir haben uns dessen nicht zu schämen, und wir halten die Lüge für sündhaft, die Wahrheit für gottgefällig." „Diese Schrift", so schließt er, „ist für die Oeffentlichkeit bestimmt — Alle sollen wissen, was sie von uns zu denken haben, Alle sollen umgewandelt werden. In den Augen der Verständigen steht unsere Lehre, weit entfernt, tadelhaft zu sein, über aller Philosophie, um so viel mehr steht sie über den modernen Secten und den Epikuräern, welche ihre Schriften öffentlich vorlesen lassen dürfen. Jetzt schweigen wir, denn wir haben das Unsere gethan, und wir bitten Gott, alle Sünder und alle Menschen zur Kenntniß der Wahrheit zu rufen. Möget ihr, in Uebereinstimmung mit Frömmigkeit und Philosophie, mit Billigkeit eine Sache beurtheilen, die im Grunde eure Sache ist."

Melito, Bischof von Sardes, wandte sich mit gleichem Freimuth an den Imperator selbst. Man ersieht aus seiner Vertheidigungsschrift, wie tief der Friede der Kirche gewesen; man ersieht ebenso aus derselben, wie fest noch immer das Vertrauen zu Marc Aurels Gerechtigkeit war. „Was nie geschehen, geschieht. Kraft eurer Edicte werden die Gläubigen in Asien verfolgt. Trifft uns diese Verfolgung auf deinen Befehl, so ist Alles gut. Man kann in deinem Namen ungerecht sein, nicht aber auf deinen Befehl, denn du liebst die Gerechtigkeit. Wir empfangen dann den Tod mit Freuden als Lohn und bitten dich nur um Eines, die Angeklagten selber zu richten und zu entscheiden, ob sie den Tod verdienen oder würdig sind, dem Leben und der Sicherheit wiedergegeben zu werden. Ist hingegen ein so auffallender und unerhörter Befehl, der selbst gegen Barbaren und Feinde ungerecht wäre, nicht von deiner Autorität ausgegangen, so bitten wir um so mehr um deinen Schutz wider solches Treiben. Unser Glaube ist unter Augustus geboren, groß geworden mit dem Reich und seinem Ruhm.

Nero und Domitian allein, schlimmem Rath folgend, haben ihn verfolgt: daher der Haß, der sich einer blinden Menge bemächtigt hat. Aber deine frommen Vorgänger haben den Fehler dieser Fürsten wieder gut gemacht. Mehr denn einmal haben ihre Edicte Solche gehemmt, die gegen uns Uebles sannen. Um so größer ist unser Vertrauen zu dir, der du wie sie über diese Dinge denkst und sie an Menschlichkeit und Philosophie übertriffst, daß du erfüllen werdest, um was wir dich bitten."

So sprachen die Christen in Rom wie in den Provinzen. Aber in Rom wurde Justinus von dem Stadtpräfecten Junius Rusticus mit vier Jüngern und einer Frau gefangen genommen. An Justinus wandte sich der Präfect zuerst und suchte ihn zu überreden, sich den Edicten des Kaisers gehorsam zu zeigen und den Göttern zu opfern. Justinus beruft sich auf seine Religion, die ihm das verbiete. Eben will der Präfect auf diese Rede ihm Antwort geben, da bemerkt er, daß Justinus den Philosophenmantel trägt, und dies veranlaßt ihn, zu fragen, in welcher Wissenschaft er denn bewandert sei. Justinus sagt, er habe versucht, alle Arten der Wissenschaften zu erlernen, habe aber in keiner Befriedigung gefunden, bis ihm dies in der christlichen Religion gelungen wäre, so sehr sie auch verachtet würde. „Elender," rief darauf der Präfect im Zorn, „so also bist du von dieser Religion eingenommen?" — „Das bin ich, ich folge den Christen, und ihre Religion ist die rechte." — „Was ist ihre Lehre?" — „Wir glauben an Einen Gott, den Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren und bekennen, daß unser Herr Jesus Christus der Sohn Gottes ist, der vor Zeiten von den Propheten vorher verkündigt, einst als Richter des menschlichen Geschlechts erscheinen wird. Ich bin viel zu gering, etwas Würdiges von seiner unendlichen Gottheit zu sagen, das thaten vor Jahrhunderten schon die Propheten." — „Wo kommen die Christen gewöhnlich zusammen?" — „Der Gott der Christen ist unsichtbar, an keinen besondern Ort gebunden und kann also überall angebetet werden von seinen Gläubigen." — Jetzt wandte sich Rusticus zu den übrigen Angeklagten und vernahm von ihnen, daß auch sie Christen und meist schon von ihren Eltern im Christenthum erzogen wären. Nachdem er nun wußte, wie es mit diesen stand, redete er wieder Justinus an. „Höre du," sprach er, „der du beredt zu sein scheinest und die wahre Wissenschaft zu besitzen wähnest, bist du überzeugt, in den Himmel zu kommen, wenn ich dich geißle von Kopf zu Fuße?" — „Ich hoffe es." — „Meinest du also in der That dort eine Belohnung zu empfangen?" — „Das meine ich nicht nur, sondern ich bin dessen vollkommen gewiß." — Nun will Rusticus ihn und seine Gefährten zwingen, zu opfern und droht mit Qualen der Folter, wenn sie sich noch länger weigern. Das Gefühl Aller spricht Justinus aus, indem er freudig erwiedert: „Das gehört ja zu unseren heißesten Wünschen, um unsers Herrn Jesu Christi willen zu leiden und selig zu werden." — Die Uebrigen bestätigten das und sagten: „Mache deine Sache geschwind, wir sind Christen und werden den Götzen in keinem Falle opfern." Lob- und Danklieder singend, wurden darauf die muthigen Bekenner nach dem Richtplatz geführt, erst gegeißelt und dann enthauptet. Es geschah dies am 1. Juni 167 oder 168; Justinus hatte das Alter von 64 Jahren erreicht.

Es waren Marc Aurels erste Regierungsjahre, jene, in denen er die Gewalt mit L. Verus theilte, welche diesen Vorgang sahen. Dann trat Friede ein.

Es heißt, die Rettung des Imperators und des Heeres im Kriege wider die germanischen Nationen, im Moment der höchsten, durch Feinde und Wassermangel drohenden Gefahr durch das Gebet der christlichen Krieger einer der östlichen Legionen, der Fulminata, bewirkt, habe den Maßregeln wider die Christen Einhalt gethan. Heidnische Historiker und Dichter erwähnen der Thatsache ebenso wie christliche, und eines der Reliefs der Antoninensäule stellt den Jupiter pluvius dar, wie er seine Geschosse gegen die Feinde schleudert, während er die Römer durch Regen erquickt. Wenn aber einerseits die göttliche Wohlthat

durch die heidnische Ansicht theils der Frömmigkeit des Imperators, theils ägyptischer Magie beigemessen wird, hat andererseits eine christliche Tradition den Beinamen der zwölften Legion, der melitenischen, mit Unrecht von diesem Ereigniß hergeleitet. Denn diese Legion, welche sich einst unter Vespasian bei der Belagerung Jerusalems ausgezeichnet, dann Standquartiere am obern Euphrat bezogen hatte, wo das Christenthum bei ihr Eingang fand, führte den Namen der Fulminata.

Polykarpus.*

Polykarpus, Bischof der christlichen Gemeinde zu Smyrna, starb ein Jahr später als Justinus, dessen Ende eben geschildert wurde. Er war ein Schüler des Apostels Johannes gewesen und pflegte mit besonderer Freude zu erzählen, was er von denen, die den Herrn selbst gesehen, gehört hatte. Der damalige Statthalter in Kleinasien, Statius Quadratus, scheint kein persönlicher Feind der Christen gewesen zu sein; aber das heidnische Volk, dem sich der schlechteste Theil des jüdischen Volkes anschloß, wüthete gegen dieselben. Der Proconsul gab gewiß nur ungern der tobenden Wuth und den Forderungen des strengen Gesetzes nach. Unter den größten Martern, welche nicht selten das Mitleid umstehender Heiden erregten, bewiesen die Christen große Ruhe und Gelassenheit. „Sie zeigten uns," sagt die Gemeine in einem noch erhaltenen Rundschreiben, „daß sie unter ihren Martern von ihrem Leibe abwesend waren, oder vielmehr, daß der Herr ihnen beistand und mit ihnen umging, und an Christi Gnade sich haltend, verachteten sie die Leiden der Welt." Unter Anderen wurde über einen gewissen Germanicus das Urtheil ausgesprochen, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Eine Menge des Volkes strömte herzu, das gräßliche Schauspiel mit anzusehen. Noch im Amphitheater, im Angesichte der wilden Thiere, versuchte der Proconsul den Verurtheilten zu retten; er bat ihn, sich über sich selbst zu erbarmen und von der Verehrung Christi abzustehen. Allein statt aller Antwort riß Jener eine der wilden Bestien an sich und reizte sie, um nur desto schneller den Tod zu finden. Da schrie die Menge: „Tödtet die Gottlosen! schaffet den Polykarpus herbei!" —

Es offenbarte sich hier auch der Unterschied zwischen dem verfliegenden Rausche der Schwärmerei, welcher die Gefahr sehnlichst herbeiwünscht, eifrig aufsucht, aber im Augenblicke des Todes kleinmüthig verzagt, und der wahren Gottergebenheit, welche auf den Ruf Gottes harret und dann von ihm Kraft und Beistand erwartet. So hatte ein Mann aus Phrygien, Namens Quintus, sich freiwillig dem Tribunal des Proconsuls gestellt und erklärt, daß er ein Christ sei. Jetzt, als er des Germanicus blutige Leiche sah, ward seine Seele von Entsetzen ergriffen, und er ließ sich dazu bewegen, den Göttern zu opfern und Christum zu verfluchen. „Darum", schrieb später die Gemeinde zu Smyrna, „loben wir Diejenigen nicht, welche sich selbst zum Märtyrertode anbieten; denn so lehrt das Evangelium nicht." —

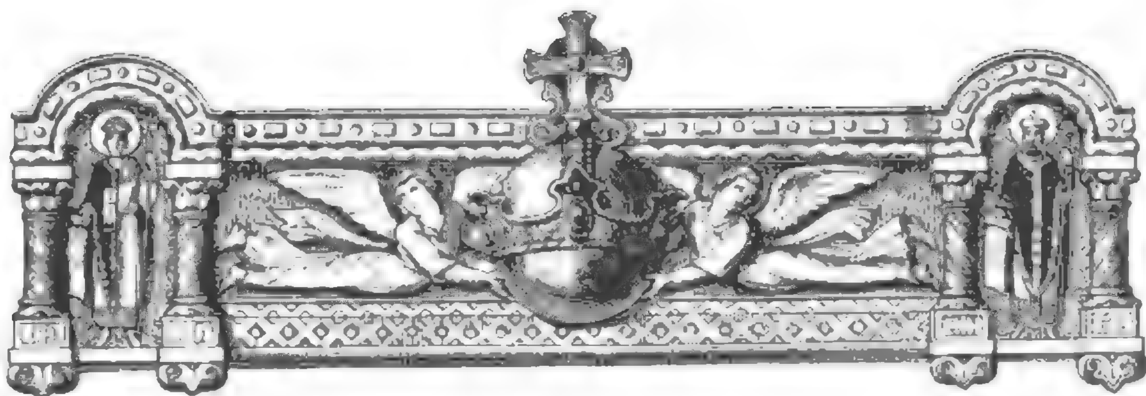
Anders handelte der neunzigjährige Bischof Polykarpus. Als er das Geschrei des Volkes vernahm, äußerte er zwar, in der Stadt bleiben zu wollen, doch ließ er sich durch das inständige Bitten seiner Gemeinde bewegen, nach einem nahegelegenen Landsitze sich zu flüchten. Drei Tage vor seiner Gefangennahme sagte er den Freunden, die ihn begleitet hatten, ihm habe es in der Nacht geschienen, als brenne sein Kopfkissen, und er fügte hinzu: „Man wird mich lebendig verbrennen!" — Als man vernahm, daß Häscher und Soldaten in der Nähe seien, führten die Freunde den

* Nach Jubae, Geschichte der christlichen Kirche.

frommen Bischof nach einem andern Landsitze. Kaum war dies geschehen, so durchsuchten die Häscher seinen ersten Aufenthaltsort. Sie zwangen die anwesenden Diener durch Folterqualen, den Zufluchtsort des Bischofs anzugeben. Als sie dort bemerkt wurden, ward Polykarpus gebeten, sich von dem platten Dache des Hauses nach dem des nächsten Hauses zu retten, was ohne Schwierigkeit ausgeführt werden könne. Das wollte er nicht, und er sprach: „Des Herrn Wille geschehe!“ Dann stieg er hinab zu den Häschern und Soldaten und redete freundlich mit ihnen. Der Anblick des Greises bewegte sie zu Mitleid, und sie äußerten: „Ist es wohl der Mühe werth, einen so alten Mann aufzusuchen?“ Er bat sie, ihm nur eine Stunde noch zum ruhigen Gebet zu gönnen und ordnet an, daß ihnen Speise und Trank vorgesetzt werde. Die Soldaten nöthigten ihn endlich, ihnen zu folgen. Er ward auf einen Esel gesetzt und der Stadt zugeführt. Unterweges begegnete ihm zu Wagen der Polizeiaufseher Herodes. Er nahm den greisen Bischof zu sich in den Wagen, in welchem sich auch noch sein Vater befand. Von Beiden wurde Polykarp freundlich zugeredet, bei dem Namen des Kaisers zu schwören und den Göttern zu opfern. Polykarp schwieg zuerst, da sie aber fortfuhren, in ihn zu dringen, sprach er ruhig: „Ich werde nicht thun, was ihr mir rathet.“ Als sie erkannten, daß er nicht zu gewinnen sei, überhäuften sie ihn mit Schmähreden und stießen ihn darauf zum Wagen hinaus, wobei er im Fallen sich ein Schienbein verrenkte. Unter großen Schmerzen, doch ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, begab er sich nun, umgeben von den Soldaten, in das Richthaus. „Bist du Polykarpus?“ fragt ihn der Richter. Er bejahet es. Da drang Jener in ihn: „Schwöre, fluche Christo, so spreche ich dich frei!“ — Der Greis antwortete: „Sechsundachtzig Jahre bin ich in seinem Dienste, und er hat mir nur Gutes erwiesen; wie soll ich meinen König lästern, der mich selig gemacht hat!“ — Lebhafter noch ward der Proconsul in seinem Andringen. Da sprach Polykarpus: „Wenn du es für möglich hältst, daß ich bei dem Schutzgotte des Kaisers schwören werde, und dich stellst, als wüßtest du nicht, wer ich bin, so vernimm es hier im Angesichte Aller: ich bin ein Christ. Willst du aber die Beschaffenheit der christlichen Religion kennen lernen, so bestimme mir eine Zeit und höre mich an.“ Der Proconsul, der den Greis gern gerettet hätte, sagte: „Beruhige das Volk!“ — Polykarp entgegnete: „Dir war ich Rechenschaft abzulegen schuldig, denn unsere Religion lehrt uns, der Obrigkeit zu gehorchen, so weit es unser Gewissen erlaubt. Aber vor Diesen da werde ich mich nicht vertheidigen!“ — Da spricht der Proconsul entrüstet: „Ich habe wilde Thiere — ihnen werde ich dich vorwerfen, wenn du nicht nachgiebst!“ — „Laß sie kommen!“ entgegnet Polykarpus. — „Verachtest du die wilden Thiere, so soll, falls du dich nicht eines Bessern besinnst, das Feuer dich verzehren!“ — „Du drohest mir mit einem Feuer, das nur kurze Zeit brennt; aber du weißt nichts von dem ewigen Feuer des zukünftigen Gerichts! Doch zögerst du? Thue, was dir gefällt.“ — Jetzt rief auf Befehl des Proconsuls der Herold öffentlich aus: „Polykarp bekennt, daß er ein Christ ist!“ — Damit war sein Todesurtheil gesprochen.

Ein wirres Geschrei der Menge erhob sich; einzelne Stimmen hörte man rufen: „Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Feind unserer Götter!“ — Viele begehrten nun, Philippus, der Vorsteher der Kampfspiele, solle einen Löwen gegen den Greis loslassen. Philippus aber weigerte sich, dies zu thun, indem er hinzufügte, es sei die Zeit der Schauspiele mit den wilden Thieren vorüber. Hierauf begehrte die Menge, daß der Christenführer dem Feuertode überantwortet werde. Nachdem nun der Proconsul, der dem Sturm nicht zu widerstehen wagte, seine Zustimmung zu der Forderung ausgesprochen hatte, eilten Heiden und Juden in die nächsten Werkstätten und Bäder, trugen Holz herbei, und es ward sogleich ein Scheiterhaufen aufgerichtet. Ruhigen Sinnes legte Polykarp sein Oberkleid ab und zog seine

Schuhe aus. Als man sich anschickte, ihn an den Pfahl anzunageln, sagte er: „Es ist nicht vonnöthen! Der mir bisher Kraft gab, wird mir auch Kraft verleihen, das Feuer auszuhalten!“ — Man begnügte sich, ihn anzubinden. Ehe die Flamme emporloderte, betete er: „Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß von dir empfangen haben, Gott der Engel und der ganzen Schöpfung, des ganzen Menschengeschlechts, ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, Theil zu nehmen an der Zahl deiner Zeugen, an dem Kelche Christi zur Auferstehung des Leibes und der Seele in der unvergänglichen Kraft des heiligen Geistes. Amen.“ Die aufsteigenden Flammen waren stark genug, dem Greise die Glieder zu versengen, zu schwach aber, um ihn alsbald zu tödten. Da schritt der Henker auf einen Wink des Proconsuls hinzu und tödtete den Gepeinigten mit dem Schwerte. Nun drängten sich eine Zahl von Anhängern des Bischofs hinzu und schickten sich an, seinen Leichnam vom Scheiterhaufen herab zu ziehen. Sie wurden zurückgewiesen. Darauf ward der Leichnam mitten ins Feuer gelegt und verbrannt; die übrig gebliebenen Gebeine aber durften die Christen sammeln. Noch elf Christen wurden hingerichtet. In Polykarp erkannte die Gemeinde das Wahre eines evangelischen Märtyrerthums. „Er drängte sich“ — so schrieb die Gemeinde — „nicht zum Märtyrerthum, sondern er wartete, bis er überantwortet wurde, wie auch unser Herr, auf daß wir ihm auch darin nachfolgen sollten, indem wir dabei nicht blos auf das, was zu unserm Heile dient, sondern auch auf das, was dem Nächsten förderlich ist, sehen; denn also geziemt es der echten Bruderliebe.“ Auch für das irdische Wohl der Gemeinde wirkte der Tod des frommen Hirten. Nachdem er als Opfer der Volkswuth preisgegeben worden war, hatte sich dieselbe so weit abgekühlt, daß der Statthalter es wagen durfte, von weiteren Untersuchungen und Bestrafungen abzusehen.



Neuntes Buch.

Von der Zeit der Prätorianer bis Julianus.

Inhalt:

Commodus.*

Auf den trefflichen Marc Aurelian folgte dessen Sohn Lucius Commodus. Der glückliche Jüngling brauchte, als er den Thron bestieg, weder Mitbewerber zu besiegen noch Feinde zu bestrafen. In einer so ruhigen und erhabenen Stellung wäre es gewiß nur natürlich gewesen, wenn er den milden Ruhm seiner fünf Vorgänger dem schmachvollen Schicksale Nero's und Domitians vorgezogen hätte.

Indessen war Commodus nicht als Tiger mit unersättlichem Durste nach Menschenblut geboren. Die Natur hatte ihn mehr schwach als ruchlos geschaffen. Verstandesblödigkeit und Schüchternheit machten ihn zum Sclaven seiner Umgebungen, und diese verdarben allmählig sein Herz.

Nach seines Vaters Tode sah sich Commodus mit dem Oberbefehle über ein großes Heer und der Leitung eines schwierigen Krieges gegen die Quaden und Marcomannen überbürdet. Die speichelleckerischen und ausschweifenden Jünglinge, welche Marc Aurel verbannt hatte, gewannen bald wieder ihre vorige Stellung und ihren alten Einfluß auf den neuen Kaiser. Sie übertrieben die Beschwerlichkeiten und Gefahren eines Feldzugs in den wilden Ländern jenseits der Donau und überredeten den trägen

* Nach Gibbons Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches.

Fürsten, daß der Schrecken seines Namens und die Waffen seiner Unterfeldherrn hinreichen würden, um die Ueberwindung der entmuthigten Barbaren zu vollenden, oder ihnen vortheilhaftere Bedingungen, als jede Eroberung sein könne, aufzulegen. Mit Schlauheit benutzten sie seinen Hang zu sinnlichen Freuden und verglichen die Ruhe, den Glanz und die verfeinerten Vergnügungen Roms mit dem Tumulte eines pannonischen Lagers, welches weder Muße noch Stoff für ein üppiges Leben gäbe. Commodus schenkte diesem Rathe Gehör; aber es verging allmählig der Sommer, und sein Triumphzug in Rom wurde bis zum Herbst verschoben. Seine anmuthige Gestalt, sein einnehmendes Betragen und die Tugenden, die man bei ihm voraussetzt, gewannen ihm die öffentliche Gunst; der ehrenvolle Friede, welchen er kürzlich den Barbaren bewilligt hatte, verbreitete allgemeine Freude; seine Ungeduld, Rom wieder zu sehen, schrieb man der Sehnsucht nach dem Vaterlande zu, und Manches in seinem Verhalten, was Bedenken hätte erregen können, wurde an einem Fürsten, der erst neunzehn Jahre zählte, nur schwach verdammt.

Während der drei ersten Jahre seiner Regierung wurden die Formen, ja selbst der Geist der vorigen Regierung von jenen treuen Räthen aufrecht erhalten, denen Aurelian seinen Sohn empfohlen hatte, und vor deren Weisheit und Redlichkeit Commodus noch immer wider seinen Willen Achtung empfand. Der junge Fürst und seine ausschweifenden Günstlinge schwelgten in aller Ungebundenheit der souveränen Macht: aber seine Hände waren noch von keinem Blute befleckt, ja er hatte sogar einen Edelmuth der Gesinnung bewiesen, welcher zur festen Tugend hätte reifen können. Ein unglückseliges Ereigniß entschied seinen schwankenden Character.

Als der Kaiser eines Abends durch einen finstern und engen Porticus des Amphitheaters nach seinem Palaste zurückkehrte, stürzte ein Meuchelmörder mit gezogenem Schwerte gegen ihn und rief laut: „Dies sendet der Senat!" — Die Drohung hinderte die That; der Meuchelmörder wurde von den Leibwachen ergriffen und entdeckte ohne Verzug die Verschwörung. Dieselbe war nicht im Senate, sondern innerhalb der Mauern des Palastes angezettelt worden. Lucilla, des Kaisers Schwester und Lucius Verus' Wittwe, des zweiten Ranges überdrüssig und auf die regierende Kaiserin eifersüchtig, hatte den Mörder gegen das Leben ihres Bruders bewaffnet. Ihrem zweiten Gemahle, Claudius Pompejanus, einem Senator von ausgezeichnetem Verdienste und unerschütterlicher Treue, hatte sie zwar nicht gewagt, diesen schwarzen Anschlag mitzutheilen: aber unter der Schaar ihrer Liebhaber fand sie Menschen von zerrüttetem Vermögen und wildem Ehrgeize, welche bereit waren, sowohl ihren gewaltsamen, wie ihren zärtlichen Leidenschaften zu fröhnen. Die Strenge der Gerechtigkeit traf die Verschworenen, und die ruchlose Fürstin wurde zunächst mit Verbannung, dann mit dem Tode bestraft.

Aber die Worte des Meuchelmörders sanken tief in Commodus' Seele und hinterließen einen unauslöschlichen Eindruck der Furcht und des Hasses gegen den ganzen Körper des Senats. Diejenigen, welche er bisher als zudringliche Minister gescheut hatte, beargwohnte er von jetzt ab als geheime Feinde. Die Angeber, eine Brut von Menschen, welche unter den vorigen Regierungen keine Aufmunterung gefunden hatte, ja beinahe erloschen war, wurden in dem Augenblicke wieder furchtbar, als sie entdeckten, der Kaiser wünsche im Senate Abfall und Verrath zu finden. Diese Versammlung, welche Aurelian stets als den hohen Rath der Nation betrachtet hatte, bestand aus den ausgezeichnetsten Männern, und Auszeichnung jeglicher Art wurde bald als ein Verbrechen ausgelegt. Der Besitz von Reichthum spornte den Fleiß der Angeber, strenge Tugend galt als stiller Tadel der Ausschweifungen des Kaisers, wichtige Leistungen deuteten auf gefährliche Ueberlegenheit des Verdienstes, und die Freundschaft des Vaters sicherte den Haß des Sohnes. Verdacht kam der Ueberführung, Stellung vor Gericht der Verdammung gleich. Die Hinrichtung eines einflußreichen Senators brachte

allen denjenigen, von denen man als möglich voraussetzte, daß sie ihn beklagten, oder daß sie ihn rächen möchten, den Tod, und nachdem Commodus einmal Menschenblut gekostet hatte, wurde er gleich unzugänglich für Mitleid wie für Reue.

Keines dieser unschuldigen Opfer der Tyrannei ward tiefer beklagt, als die beiden Brüder aus dem Hause Quintilian, Maximus und Condianus, deren brüderliche Liebe ihre Namen der Vergessenheit entrissen und ihr Andenken der Nachwelt theuer gemacht hat. Stets waren ihre Studien und Beschäftigungen, ihre Bestrebungen und Vergnügungen gemeinsam. Im Genusse eines großen Vermögens, ließen sie nie den Gedanken eines gesonderten Interesses aufkommen; es sind noch Bruchstücke einer Abhandlung vorhanden, welche sie mit einander verfaßt haben, und man pflegte zu sagen, daß in allen Handlungen des Lebens ihre beiden Leiber nur von einer einzigen Seele belebt wären. Die beiden Antonine erhoben Beide in demselben Jahre zu Consuln, und Aurelian vertraute später ihrer vereinten Obsorge die Civilverwaltung von Griechenland und ein großes militärisches Commando, in welchem sie einen entscheidenden Sieg über die Deutschen erfochten. Commodus Grausamkeit war insofern mit Milde gepaart, als er sie auch im Tode vereinte.

Nachdem der Tyrann das edelste Blut des Senats vergossen hatte, kehrte er endlich seine Wuth gegen das Hauptwerkzeug seiner Grausamkeit. Während Commodus in Blut und Ueppigkeit versunken war, überließ er die Verwaltung dem ehrgeizigen und knechtisch gesinnten Perennis, welcher seine Stellung durch den Mord seines Vorgängers erhalten hatte. Durch Erpressung und die verwirkten Glücksgüter der seiner Habsucht geopferten Großen hatte er einen unermeßlichen Schatz aufgehäuft. Die prätorianische Leibwache war seinem unmittelbaren Befehle untergeben, und sein Sohn, der bereits Beweise von militärischen Talenten geliefert hatte, stand an der Spitze der illyrischen Legionen. Perennis strebte nach der obersten Gewalt, oder was in den Augen des Commodus diesem Verbrechen gleichkam, er würde fähig gewesen sein, danach zu streben, wenn man ihm nicht zuvorgekommen wäre, ihn überrascht und hingerichtet hätte.

Der Nachfolger des Perennis, Cleander mit Namen, war ein Phrygier von Geburt, gehörte mithin einem Volke an, über dessen eigensinnige und knechtische Gemüthsart nur Schläge Macht haben. Er war aus seinem Vaterlande als Sclave nach Rom gesendet worden. Als Sclave auch trat er in den kaiserlichen Palast, machte sich den Leidenschaften seines Gebieters nützlich und stieg bald zur erhabensten Stellung empor, die ein Unterthan erreichen kann. Sein Einfluß auf Commodus war viel größer, als jener seines Vorgängers: denn es fehlte Cleander jede Fähigkeit oder Tugend, welche dem Kaiser Neid oder Mißtrauen einflößen konnte. Habsucht war die herrschende Leidenschaft seiner Seele und der große Grundsatz seiner Verwaltung. Der Rang eines Consuls, eines Patriciers, eines Senators wurde öffentlich verkauft, und derjenige würde als ein Mißvergnügter betrachtet worden sein, der sich geweigert hätte, diese leeren, fast schimpflichen Würden mit dem größten Theile seines Vermögens zu erkaufen.

Auf diese und ähnliche Weise häufte Cleander in einem Zeitraum von drei Jahren größere Reichthümer auf, als je ein Freigelassener besessen hatte. Commodus zeigte sich mit den prachtvollen Geschenken, welche der schlaue Höfling in den günstigsten Augenblicken zu seinen Füßen niederlegte, vollkommen zufrieden. Um den öffentlichen Haß abzulenken, bauete Cleander unter dem Namen des Kaisers Bäder, Säulengänge und Gymnasien zum Gebrauche des Volkes. Er schmeichelte sich, daß die Römer durch diese anscheinende Freigebigkeit geblendet und hingehalten, von den blutigen Schauspielen, welche täglich stattfanden, weniger ergriffen werden, daß sie den Tod Byrhus', eines Senators, dessen große Verdienste der verstorbene Kaiser durch die Hand einer seiner Töchter geehrt hatte, vergessen, und die Hinrichtung des Arrius Antoninus, des letzten Repräsentanten des Namens und der Tugenden der

Antonine, verzeihen würden. Jener hatte es mit größerer Redlichkeit als Klugheit versucht, seinem kaiserlichen Schwager über den Character Cleanders die Augen zu öffnen. Diesem brachte eine gerechte Sentenz, welche er, als Proconsul von Asien, gegen eine nichtswürdige Creatur des Günstlings hatte ergehen lassen, den Tod. Nach Perennis' Falle hatte der schreckliche Commodus für eine Zeit den Anschein der Rückkehr zur Tugend angenommen. Er widerrief die verhaßten Maßregeln jenes Mannes und gab seinen verderblichen Rathschlägen alle Irrthümer seiner unerfahrenen Jugend Schuld. Aber diese Reue währte nur dreißig Tage, und unter Cleanders Tyrannei wünschte man sich oft Perennis' Verwaltung zurück.

Pest und Hungersnoth vollendeten das Maß des Unglücks der Römer. Jene konnte nur dem gerechten Zorne der Götter zugeschrieben werden; diese jedoch wurde als unmittelbare Wirkung eines durch die Reichthümer und die Macht Cleanders unterstützten Kornmonopols betrachtet. Nachdem das allgemeine Mißvergnügen geraume Zeit auf gegenseitiges Ohrenraunen beschränkt gewesen war, brach es endlich in vollem Ernste los. Das Volk verließ seinen Lieblingszeitvertreib, um das süßere Vergnügen der Rache zu kosten, strömte schaarenweise nach einem Palaste in den Vorstädten, einem der abgelegenen Lustsitze des Kaisers, und verlangte mit tobendem Geschrei das Haupt des öffentlichen Feindes. Cleander, welcher die prätorianische Leibwache befehligte, gebot einer Abtheilung Reiterei, aufzusitzen und die aufrührerische Menge zu vertreiben. Das Volk floh in wilder Unordnung nach der Stadt, Viele wurden getödtet: als aber die Reiterei in die Straßen eindrang, that ein Regen von Steinen und Pfeilen von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser jeder weiteren Verfolgung Einhalt. Die Leibwache zu Fuße, längst auf die Vorrechte und den Uebermuth der prätorianischen Reiterei eifersüchtig, trat auf die Seite des Volkes. Der Tumult verwandelte sich in ein regelmäßiges Gefecht, und es stand ein allgemeines Gemetzel zu befürchten. Die Prätorianer mußten zuletzt der überlegenen Anzahl weichen, und der Strom der Volkswuth kehrte mit verdoppelter Gewalt gegen die Thore des Palastes zurück, worin Commodus aufgelöst in Ueppigkeit lag und allein von dem Bürgerkriege nichts wußte. Er würde in dieser trägen Sicherheit umgekommen sein, wenn nicht zwei Frauen, Fadilla und Marcia, es gewagt hätten, ihn in seiner Ruhe zu stören. In Thränen gebadet und mit aufgelösten Haaren warfen sie sich ihm zu Füßen und enthüllten mit der ganzen eindringlichen Beredsamkeit der Furcht dem erschreckten Kaiser die Verbrechen seines Günstlings, die Wuth des Volkes und das Verderben, welches in wenig Minuten seinen Palast und ihn selbst zu verschlingen drohte. Commodus fuhr empor aus seinen Wonneträumen und befahl, dem Volke das Haupt Cleanders hinauszuwerfen. Dies ersehnte Schauspiel stillte sogleich den Tumult, und Marc Aurels Sohn hätte noch jetzt die Liebe und das Vertrauen seiner Unterthanen wieder gewinnen können.

Aber jedes Gefühl der Tugend und Menschlichkeit war in seiner Seele erloschen. Während er die Zügel des Reiches unwürdigen Günstlingen überließ, hatte die souveräne Gewalt für ihn nur insofern Werth, als sie ihn in den Stand setzte, seine sinnlichen Begierden mit unbegrenzter Zügellosigkeit zu befriedigen. Er brachte seine Zeit in einem Serail von dreihundert schönen Frauen und eben so vielen Jünglingen von jedem Range und aus jeder Provinz zu, und wo die Künste der Verführung nicht ausreichten, da nahm er seine Zuflucht zur Gewalt. Die Zwischenräume seines schamlosen Treibens waren mit dem niedrigsten Zeitvertreibe ausgefüllt. Der Einfluß eines verfeinerten Zeitalters und die Mühewaltung der sorgfältigsten Erziehung waren nie im Stande gewesen, seiner rohen und thierischen Seele auch nur den geringsten Anstoß von Wissen zu geben, und er war der erste aller römischen Kaiser, welchem es gänzlich an allem Sinn für intellectuelle Vergnügungen fehlte. Selbst Nero zeichnete sich in den eleganten Künsten der Musik und Poesie aus, oder gab es wenigstens vor.

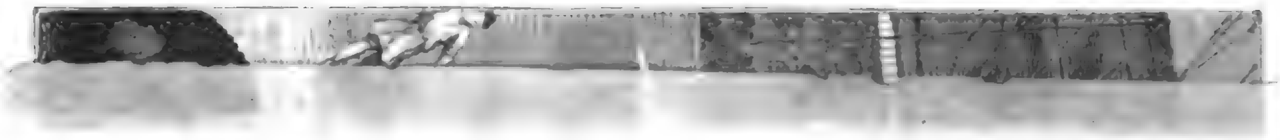
Gladiatoren im Circus.

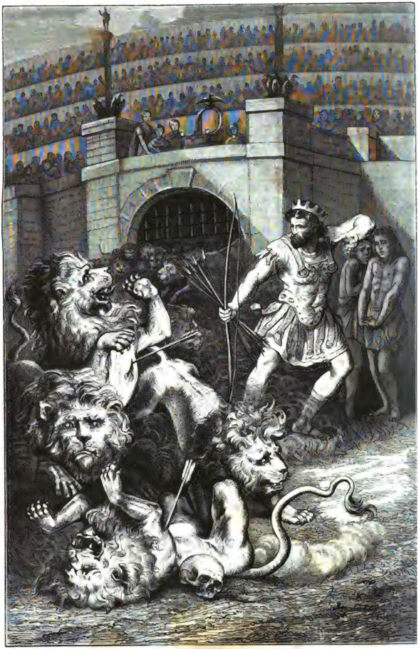
X. Commodus im Circus.

Google

X. Commodus im Circus.

Digitized by Google





L. Commodus im Circus.

Digitized by Google

Aber Commodus zeigte von Kindheit an Abscheu gegen alles Geistige und Edle und liebte nur die Unterhaltungen des Pöbels: die Spiele des Circus, die Kämpfe der Gladiatoren, die Jagd wilder Thiere. Die Meister in jedem Fache des Wissens, welche Marc Aurel für seinen Sohn berufen hatte, wurden mit Unaufmerksamkeit und Widerwillen angehört: während die Mohren und Parther, welche ihn mit dem Bogen schießen und den Wurfspieß schleudern lehrten, einen Schüler fanden, dem sein eigener Fleiß Wonne verursachte, und der an Sicherheit des Auges und Gewandtheit der Hand bald seinem geschicktesten Lehrer gleichkam.

Die knechtische Schaar, deren Glück von den Lastern ihres Gebieters abhing, zollte diesem unedlen Treiben ungemessenen Beifall. Die treulose Stimme der Schmeichelei erinnerte ihn, daß durch Thaten ähnlicher Art, durch das Ueberwältigen des nemäischen Löwen und das Fällen des erymantischen Ebers der griechische Hercules einen Platz unter den Göttern und unsterblichen Ruhm unter den Menschen gewonnen habe. Man vergaß nur, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß in den ersten Jahrhunderten der Gesellschaft, wo die wilden Thiere den Menschen oft den Besitz des uncultivirten Landes streitig machen, glückliche Kriege gegen dieselben eben so unschuldige als nützliche Heldenthaten sind. Aber in dem civilisirten Zustande des römischen Reiches hatten sich die reißenden Thiere längst vor dem Antlitze des Menschen und aus der Nachbarschaft volkreicher Städte zurückgezogen. Sie in ihren einsamen Schlupfwinkeln aufzugreifen und nach Rom zu schaffen, um dort im Pomp von der Hand des Kaisers getödtet zu werden, war ein für den Fürsten eben so lächerliches, als für das Volk lästiges Treiben. Mit diesem Unterschiede nicht bekannt, erfaßte Commodus gierig die glorreiche Aehnlichkeit und nannte sich (wie wir noch auf seinen Münzen lesen) den römischen Hercules. Die Keule und Bärenhaut prangten zur Seite des Thrones neben den Insignien der souveränen Würde, und es wurden Standbilder errichtet, in welchen Commodus in dem Character und mit den Attributen jenes Gottes vorgestellt wurde, mit dessen Stärke und Gewandtheit er im täglichen Laufe seiner grausamen Erlustigungen zu wetteifern strebte.

Durch diese Schmeicheleien, welche in ihm allmählig jedes angeborne Gefühl von Scham erstickten, geblendet, beschloß er, vor den Augen des römischen Volks jene Kunst zu zeigen, welche er bis jetzt auf die Mauern seiner Paläste und die Anwesenheit einiger wenigen Günstlinge beschränkt hatte. Am festgesetzten Tage zogen die verschiedenen Motive der Schmeichelei, Furcht und Neugierde eine unzählbare Menschenmenge in das Amphitheater, und allgemeiner Beifall wurde der ungewöhnlichen Geschicklichkeit des kaiserlichen Schützen gespendet. Er mochte auf Kopf oder Herz eines Thieres zielen, war die Wunde gleich sicher und tödtlich. Mit Pfeilen, deren Ende wie ein Halbmond gestaltet war, hemmte er oft den schnellen Lauf und zerschnitt den langen, beinigen Hals des Straußes. Ein Panther wurde losgelassen, und der Bogenschütze wartete, bis er auf den zitternden Uebelthäter losstürzte. In demselben Augenblicke flog der Pfeil und der Mann blieb unverletzt. Die Käfige des Amphitheaters spieen hundert Löwen auf einmal aus: hundert Pfeile von Commodus' unfehlbarer Hand streckten sie todt nieder, während sie durch die Arena rasten. Weder der ungeheure Umfang des Elephanten noch die schuppige Haut des Rhinoceros konnte sie gegen seinen Schuß schützen. Aethiopien und Indien hatten ihre seltensten Producte geliefert, und Thiere wurden im Amphitheater getödtet, welche bis jetzt blos in den Darstellungen der Kunst gesehen worden waren. Aber trotz aller dieser Großthaten waren die sichersten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um den römischen Hercules vor dem verzweifelten Sprunge irgend einer wilden Bestie zu schützen.

Selbst der unterste Pöbel fühlte Scham und Entrüstung, als er seinen Kaiser als Gladiator in die Schranken treten und Ruhm in einem Gewerbe suchen sah, welches die römischen Gesetze und Sitten mit dem Makel der Ehrlosigkeit

gebrandmarkt hatten. In dem Einzelkampfe gegen Gladiatoren trat er siebenhundert und fünfunddreißig Male auf. Diese glorreichen Thaten wurden in den Urkunden des Reiches sorgfältig verzeichnet, und damit ja zur vollsten Schande auch kein einziger Umstand fehle, bezog er aus dem Fond der Gladiatoren einen so ausschweifenden Sold, daß dadurch eine neue und höchst schmachvolle Besteuerung des römischen Volkes aufkam. Wie leicht zu vermuthen, blieb der Herr der Welt in den Gefechten stets glücklich: im Amphitheater waren zwar seine Siege selten blutig; aber wenn er seine Kunst in der Schule der Gladiatoren oder in seinem Palast übte, wurden seine unglücklichen Gegner oft mit einer tödtlichen Wunde von Commodus' Hand beehrt und mußten ihre Schmeichelei mit ihrem Blute besiegeln.

Commodus hatte nun den Gipfel der Schande und Ruchlosigkeit erreicht. Trotz des Beifallsjubels eines schmeichlerischen Hofes war er doch nicht im Stande, sich zu verbergen, daß er die Verachtung und den Haß jedes einsichtsvollen und tugendhaften Mannes im Reiche verdient habe. Sein wildes Gemüth wurde durch das Bewußtsein dieses Hasses, Neid gegen jede Art von Verdienst, gerechte Furcht vor Gefahr und durch die Gewohnheit des Mordens, die Folge seiner täglichen Vergnügungen, immer mehr gereizt und erbittert. Die Geschichte hat eine lange Liste von Senataren von consularischem Range aufbewahrt, die seinem Argwohn geopfert wurden, welcher mit besonderer Sorgfalt jene Personen, die das Unglück hatten, mit dem Haupte der Antonine auch noch so entfernt verwandt zu sein, heraussuchte, ja selbst Werkzeuge seiner Verbrechen und Vergnügungen nicht schonte.

Seine Grausamkeit wurde zuletzt ihm selbst verderblich. Ungestraft hatte er das edelste Blut Roms vergossen: aber er ging unter, sowie ihn seine eigenen Hausgenossen zu fürchten begannen. Marcia, eine Geliebte von ihm, die er gerade besonders bevorzugt hatte, und Lätus, der Präfect der prätorianischen Leibwache, durch das Schicksal ihrer Gefährten aufgeschreckt, beschlossen, den Tyrannen zu tödten. Marcia ergriff die Gelegenheit, ihrem kaiserlichen Liebhaber einen Becher Wein zu credenzen, nachdem er sich mit der Jagd wilder Thiere ermüdet hatte. Commodus begab sich zur Ruhe; während er aber unter den Wirkungen von Gift und Trunkenheit besinnungslos dalag, trat ein junger starker Mann, seines Gewerbes ein Ringer, an sein Lager, und brach ihm das Genick. Es geschah dies im Jahre 192 n. Chr.

Weiterer Verfall des Reiches unter den Prätorianern.*

Unter den Prätorianern, d. i. der kaiserlichen Leibgarde, die fast den ganzen Zeitraum des dritten Jahrhunderts umfaßt, nahm die Schwächung und der Verfall des Reiches fortgesetzt seinen Fortgang.

Dem gemordeten Commodus folgte auf dem Herrscherthron Pertinax, der sich als Stadtpräfect die Liebe des Volkes erworben hatte. Nur mit Widerstreben nahm er das ihm angebotene Diadem an. Die Soldaten haßten ihn, weil er ihrer Mordlust Beschäftigung nicht gab. Es entstand ein Aufruhr, den Pertinax durch sein Ansehen zu dämpfen hoffte. Als er jedoch den Empörern entgegentrat, sprang einer aus den Reihen hervor und durchbohrte ihn mit dem Ausruf: „Das sendet dir die Leibwache!“ Seine Regierung hatte nur 87 Tage gewährt.

Nach dieser Schandthat eilten die Soldaten in ihre Kaserne und setzten sich in Vertheidigungszustand, da sie einen Angriff des Volkes fürchteten. Als Letzteres nicht geschah, boten sie von der

* Nach L. Steger, Allgemeine Weltgeschichte, und Anderen.

Mauer herab die Kaiserwürde zu Kauf aus. Didius Julianus, ein Senator, ließ sich von seiner Gemahlin bereden, sich als Käufer zu melden. Er bot jedem Prätorianer 250 Drachmen oder 1300 Thaler. Nun riefen ihn die Prätorianer zum Kaiser aus. „Damals“, sagt Herodian, „begann die Verderbniß der Sitten unter den Kriegern: sie lernten eine unersättliche und schändliche Habsucht und gewöhnten sich, die Ehrfurcht gegen ihre Obern hintenan zu setzen.“ Die Bürger verhehlten ihren Unwillen so wenig, daß nach dem neuen Kaiser, wenn er sich öffentlich sehen ließ, mit Steinen geworfen wurde. Die auswärtigen Legionen sprachen sich ebenfalls gegen ihn aus, und stellten ihm drei Kaiser auf einmal entgegen: die in Britannien den Spurius Albinus, die in Syrien den Pescennius Niger, die in Pannonien den Septimus Severus. Letzterer, ein rauher Kriegsmann, eilte an der Spitze seiner Legionen nach Rom, bemächtigte sich des Didius Niger und ließ ihn hinrichten. Dann zog er nach Asien gegen Pescinnus Niger und besiegte ihn. Letzterer verlor auf der Flucht sein Leben. Nun wandte er sich gegen Albinus, dem er bisher Freundschaft geheuchelt hatte. Albinus verlor die Schlacht und gab sich darauf selbst den Tod.

Nachdem Severus auf diese Weise zum unbestreitbaren Besitz des Thrones gelangt war, traf er mancherlei weise Verwaltungsmaßregeln, enthielt sich aber auch der Erpressungen nicht, und ließ durch die Nachsicht, die er seinen Söhnen und seinen Günstlingen gewährte, viel Böses geschehen. Krieg war und blieb seine Lieblingsbeschäftigung. Im Jahre 198 kämpfte er mit Glück gegen die Parther, Mangel an Nahrungsmitteln und daraus entstehende Seuchen zwangen ihn jedoch, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben. Im Jahre 209 begab er sich nach Britannien. In den hier stattfindenden Kämpfen schonte er sich so wenig, daß er in eine tödtliche Krankheit verfiel, der er (211) erlag. Seinen Söhnen Geta und Caracalla gab er auf dem Sterbebette die Lehre: „Bereichert die Soldaten, alle übrigen Menschen achtet für Nichts!“

Es gelangte nun Caracalla zur kaiserlichen Macht, nachdem derselbe seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter ermordet und in der Caserne der Garde jedem Prätorianer ein Geschenk von 2500 Drachmen (566 Thaler) zugesagt hatte. In Rom wüthete er gegen alle wirklichen und vermeintlichen Anhänger seines Bruders so arg, daß ihn endlich das eigene Gewissen von der Mordstätte vertrieb. Ueber 20,000 Menschen hatte er hinrichten lassen. Eine Zeit lang zog er unstät mit den Soldaten an den Grenzen umher. Dann kam ihm der Gedanke, daß er der römische Alexander sei, und nun gedachte er die Welt bis zum Ganges zu unterwerfen und zog nach Asien, wo er auf der trojanischen Ebene bei dem Grabe Achills dieselben Spiele feierte, die diesem dort zu Ehren von den Griechen gefeiert worden waren. Von dort begab er sich nach Aegypten. Hier offenbarte sich in greller Weise, worin er sich von dem großen Alexander unterschied. Dieser hatte Alexandrien gegründet und zu einer Stätte des Reichthums gemacht, Caracalla gab die blühende Stadt seinen Soldaten preis. Als ihn auch von hier sein böses Gewissen fortgetrieben hatte, begann er einen Krieg mit den Parthern. Da ward er von Marcius, dem Obersten seiner Leibwache, ermordet.

Marcius, der den Krieg mit den Parthern sogleich abbrach, gewann die Anhänglichkeit des Heeres. Die Schwester seiner Mutter, Mäsa, nahm dies wahr. Sie stellte dem Heere ihren Enkel Bastianus als den rechten Sohn des Caracalla vor, für ihn die Herrschermacht erheischend. Bastianus war zum Tempeldienste des syrischen Sonnengottes Heliogabal erzogen worden, weshalb ihm selbst dieser Name später gegeben ward. Der größte Theil des Heeres fiel dem vierzehnjährigen Knaben zu, es kam zur Schlacht zwischen den beiden Heerlagern; die Partei des Marcinus ward geschlagen, er hingerichtet.

Unerhörte Dinge haben wir über einzelne Kaiser zu berichten gehabt, Heliogabal schien seine schlechten Vorgänger in Begehung von Schandthaten noch überbieten zu wollen. Im Frühjahre des

nächsten Jahres hielt er, angethan mit der Kleidung eines phönicischen Priesters, seinen Einzug in Rom. Sein Hauptstreben war von Anfang an darauf gerichtet, den Sonnengott als oberste Gottheit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Im feierlichen Zuge geleitete er den schwarzen Stein, der seit alten Zeiten im Tempel zu Emesa als Heliogabal angebetet worden war, nach Rom, dessen Hauptstraße am Empfangstage mit Goldsand bestreut wurde. Nun galt es, dem großen Gotte eine würdige Lebensgefährtin zu geben, und es ward nach langen Verhandlungen im Priester-Rathe dazu die Göttin Luna erkoren, deren Bild aus Afrika herbeigeholt und dem schwarzen Steine mit Aufbietung der kostspieligsten Feierlichkeiten angetraut. Heliogabals Verschwendung war von unsinnigster Art. Kleider und Betten waren mit Edelsteinen und Perlen besetzt, Waffen, Wagen und andere Geräthschaften mit Gold beschlagen. Gelegentlich die prächtigsten Kleider zu zerschneiden oder reich beladene Schiffe zu versenken, betrachtete er als Zeichen königlicher Gesinnung. In Bezug auf Tafelfreuden war er bestrebt, alles bisher Dagewesene zu überbieten. Es kamen Gerichte auf seine Tafel, die von Kameelsfersen, Hahnenkämmen, Pfauen- und Nachtigallzungen, den Bärten der seltenen Meerbarben, dem Gehirn der Flamingo's angerichtet waren. Seine Abendtafel durfte nie unter dreißig Pfund Silber kosten. An der Decke seines Speisesaales waren Maschinen angebracht, mittelst deren seine Gäste mit Blumen überschüttet wurden. Gelegentlich gewährte es ihm Vergnügen, Gäste unter der Blumenlast zu begraben, daß sie erstickten. Auch pflegte er Loose bei Tafel ziehen zu lassen, nach denen der Eine zehn Kameele, der Andere zehn Fliegen oder eben so viele Bären oder Fledermäuse oder Pfunde Gold oder Salatköpfe u. s. w. erhielt. Mit derartigen Verrücktheiten gingen die gröbsten Ausschweifungen Hand in Hand. Durch frühzeitiges Lasterleben geschwächt, fand Heliogabal bald nur noch in den unnatürlichsten Genüssen eine Befriedigung, und er trieb seine Schamlosigkeit in Gemeinschaft von Liebhaberinnen so öffentlich, daß sogar den entarteten Römern die Schamröthe auf die Wangen getrieben wurde. Die Erfindung neuer unnatürlicher Genüsse galt unter ihm als hohes Verdienst, das entsprechend belohnt ward. Ein Tänzer ward Präfect von Rom, ein Kutscher Oberst der Leibwache, ein Barbier Präfect der Lebensmittel. Mäsa, die ihm zum Throne verholfen hatte, begann zu fürchten, daß seine Herrschaft mit Schrecken enden und daß sie selbst dann in seinen Sturz mit hineingerissen werden würde. Sie wußte ihn zu bereden, daß er ihren jüngeren Enkel Alexander Severus an Kindesstatt annahm und ihn damit als seinen künftigen Nachfolger dem Volke anzeigte. Seit Hadrian war es Sitte geworden, einen Nachfolger zu erwählen. Der Kaiser führte den Titel Augustus, während sein künftiger Nachfolger Caesar hieß. Da Heliogabal bemerkte, daß die Herzen des Volkes sich dem jungen Alexander, der eine gute Erziehung erhielt, zuwandten, beschloß er, ihn gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Ein Mordversuch schlug fehl. Da machte er Anstalt, seinen jungen Vetter der Cäsarwürde zu entkleiden. Die Geduld der Bevölkerung und der Soldaten war aber damit erschöpft. Es brach ein Aufstand aus, der Kaiser ward erschlagen, sein Leichnam entkleidet durch die Straßen geschleift und in die Tiber geworfen (222).

Alexander Severus zählte dreizehn Jahre, als er zur Herrschaft über Rom gelangte. Während der ersten Zeit führte seine Mutter in Gemeinschaft mit einem Staatsrathe von sechszehn Senatoren die Verwaltung. Es wurden mancherlei heilsame Gesetze gegeben, aber die Geldgier der Mutter und der unkriegerische Sinn des jungen Kaisers bewirkten, daß dieser bei den Soldaten unbeliebt ward. Es kam zu Unruhen, bei denen der gelehrte Ulpian, der Vorsitzende des Staatsraths, vor den Augen des Kaisers erschlagen wurde. Alexander zog freilich später selbst in den Krieg, zeigte aber nicht die Fähigkeiten, die geeignet gewesen wären, seine Krieger für ihn zu begeistern. In Parthien waren große Veränderungen vor sich gegangen. Ardschin Bebekan, gemeinhin Artaxerxes I. genannt,

hatte an der Spitze seiner Landsleute, der eigentlichen Perser, das Herrschergeschlecht der Arsaciden gestürzt und war der Stifter des neupersischen Reiches geworden. Für Rom wurde diese Umwälzung verhängnißvoll, denn die Sassaniden (wie man die neuen Könige nach dem Vater des Artaxerxes, Sassan, nennt), die sich für die Nachfolger der alten persischen Herrscher hielten, strebten dahin, die sämmtlichen asiatischen Provinzen Roms wieder mit ihrem Reiche zu vereinigen. Dadurch entstand eine Reihe von Kriegen, und Rom gerieth oft in schwere Bedrängniß. Für das Morgenland ist die durch Artaxerxes bewirkte Umwälzung namentlich um deswillen wichtig, weil dieser Herrscher die alte Lehre Zoroasters, die unter den Arsaciden durch fremdartige Zusätze entstellt worden war, in möglichster Reinheit wieder herstellte. Aus Allem, was die Geschichte über Artaxerxes berichtet, geht hervor, daß er ein wahrhaft großer Mann war.

Der erste Krieg gegen die Sassaniden unter Alexander Severus wurde nicht unglücklich geführt. Nach einem Einfall in Medien, bei dem Severus die Perser durch große Verheerungen schreckte, konnte das Heer zwei Jahre in Antiochien verweilen, ohne daß es in dieser Zeit zu ernstlichen Kämpfen gekommen wäre. Mit diesem Kriegslorbeer begnügte sich Severus. Als im Jahre 234 die Völkerschaften an der Donau unruhig wurden, schickte er seinen Feldherrn Maximus dahin, einen rohen Menschen, der sich durch Körperkraft und wilde Tapferkeit auszeichnete und sich vom gemeinen Krieger bis zum Feldherrn emporgearbeitet hatte. Dieser Mann gefiel den Soldaten besser, als der gebildete Severus. Zu spät erschien er beim Heere, begleitet von seiner Mutter, die, von Herrschsucht getrieben, ihn fortgesetzt noch bevormundete und dadurch das Ihrige beitrug, sein Ansehen beim Heere zu untergraben. „Nieder mit dem Weiberregiment!" ward der allgemeine Ruf. Als Maximus eines Morgens unter den Kriegern erschien, warfen sie ihm einen Purpurmantel um, begrüßten ihn als Kaiser und verlangten von ihm, gegen Severus geführt zu werden, der sich im Lager zu Sicila (Bretzenheim bei Mainz) befand. Es geschah. Severus, von dem Anzuge Jener benachrichtigt, bat seine Krieger flehentlich, für ihn zu kämpfen. Als er aber sahe, daß sie zu den Empörern übergingen, wankte er zitternd in sein Zelt und er-

Marmorbüste des Alexander Severus, aufgefunden in Trastevere zu Rom.

wartete in den Armen seiner Mutter unter Klagen und Vorwürfen seine Mörder. Die Krieger drangen in das Zelt und erschlugen ihn, die Mutter und sämmtliche Hofbeamte (235).

Maximinius, der als Thracier den Beinamen Thrax führt, fand als Kaiser großen Widerstand bei Senat und Volk. Man verachtete ihn wegen seiner Herkunft und Unwissenheit; außerdem erregte es Widerwillen, daß er die früher für Schauspiele und Thierhetzen verschwendeten Summen für das Heer verwandte. Auf seine Soldaten sich stützend und mit glücklichen Kriegen in Deutschland beschäftigt, kümmerte Maximinius um den Haß des Volkes sich wenig, bis der Senat, der zwei seiner Mitglieder, die beiden Gordiane, bei einem Aufstande in Afrika unterstützt und sich dadurch blosgestellt hatte, ganz Italien in Aufruhr brachte. Noch nie hatten sich Bürger und Soldaten so feindselig gegenüber gestanden, wie in diesem Kriege. Für die vom Senat ernannten Kaiser Maximus, Balbinus und Gordian III. stritten die Bürger, für Maximinius die Soldaten. Die verzweifelte Maßregel der Bürger, mit ihrer Habe das platte Land zu räumen und in die Städte zu flüchten, entschied den Kampf, denn die Soldaten wurden dadurch förmlich ausgehungert und kamen endlich dahin, daß sie vor Aquileja den Kaiser erschlugen, um nur aus der Stadt Lebensmittel zu erhalten (238). Die Soldaten erkannten nun, obwohl ungern, die Kaiser des Senats an, erregten aber bald einen Aufstand, ermordeten den Maximus und den Balbinus und ließen nur den Gordian auf dem Thron.

Gordian war ohne männliche Festigkeit, doch regierte der Oberst der Leibwache, Misitheus, für ihn gut und kräftig, und es herrschte sechs Jahre lang eine ziemliche Ruhe, die blos durch Grenzkriege unterbrochen wurde. Misitheus kämpfte gegen die beiden damaligen Reichsfeinde, gegen Deutsche und Perser, einige Zeit lang mit Glück. Auf einem neuen Feldzuge gegen die Perser, die unter ihrem König Sapor Syrien angegriffen hatten, starb er, und es trat an seine Stelle der Araber Philippus, dessen Vater Anführer einer räuberischen Horde gewesen war. Philippus wußte die Anhänglichkeit des Heeres in einem solchen Grade zu gewinnen, daß er es wagen durfte, die Fahne der Empörung gegen den Kaiser zu erheben. Er nahm ihn gefangen, und ließ ihn hinrichten (244).

Unter der Herrschaft dieses Arabers feierte Rom sein tausendjähriges Jubiläum. Ununterbrochen drei Tage und drei Nächte lang wurden im Circus Spiele aufgeführt, und es erschienen daselbst 32 Elephanten, 10 Elenthiere, 10 Tiger, 60 Löwen, 30 Leoparden, 10 Hyänen, 10 Giraffen, 20 Waldesel, 40 wilde Pferde, ein Flußpferd, ein Rhinoceros und noch viele andere Thiere. Der schimpfliche Friede, den Philippus von dem Perserkönig Sapor durch die Abtretung von Mesopotamien und Armenien erkaufte, erregte große Unzufriedenheit unter den Soldaten und dem Volke, und als darauf sein Feldherr und Vertrauter Decius in Mösien glücklich kämpfte, glaubte das Heer in diesem einen würdigeren Herrscher zu erblicken und rief ihn zum Kaiser aus. Es kam nun zur Schlacht zwischen den beiden Kaisern. Philippus wurde geschlagen und getödtet (249).

Decius hegte den unter den damaligen Verhältnissen allerdings unausführbaren Plan, die alten guten Sitten wieder herzustellen, und es würde sein edles Streben wenigstens einigen Erfolg gewonnen haben, wenn er nicht in schwere Kriege verwickelt worden wäre. Die Gothen überschwemmten Dacien und gingen von hier aus über die Donau. Es gelang dem Kaiser, sie von allen Seiten einzuschließen. Ihr Anerbieten, sich friedlich zurück zu ziehen, nahm Decius nicht an, sondern lieferte ihnen eine Schlacht, in der das Glück für sie entschied, er selbst den Tod fand (251).

Gallus, der auf Decius folgte, wurde nach kurz dauernder Herrschaft von Aemilian erschlagen, den nach einem noch kürzeren Zeitraum der Herrschaft ebenfalls das Geschick ereilte, ermordet zu werden. Valerian faßte jetzt die Zügel mit fester Hand, doch eben in dieser Zeit fanden von allen Seiten die furcht-

barsten Angriffe auf das römische Reich statt, denen selbst der kräftigste Kaiser nicht würde haben widerstehen können. Der Völkerbund der Franken griff am Niederrhein an, der der Alemannen am Oberrhein. Die Gothen beunruhigten die ganze Grenze der Niederdonau und des schwarzen Meeres und gingen, nachdem sie sich durch die Eroberung der Krimm in den Besitz von Schiffen gesetzt hatten, sogar nach Griechenland und Kleinasien über. Es fehlte wenig, und sie hätten es in dem letzteren Lande vermocht, den Persern die Hand zu bieten, da diese gleichzeitig unter ihrem Könige Sapor in Syrien eindrangen, wo der Kaiser Valerian in ihre Gefangenschaft gerieth, in der er lange Zeit Bitteres zu erdulden hatte.

Fast scheint es, als habe Gallienus, Valerians Sohn, sich des Unglücks, das seinen Vater betroffen hatte, da ihm dasselbe zum Throne verhalf, gefreut, wenigstens unternahm er nichts zur Befreiung des Vaters. Ebenso gleichgültig verhielt er sich auch gegen vielfache Gefährdungen des Reiches; er achtete es für nichts, daß die schönsten Provinzen verloren gingen, in anderen Empörungen auf Empörungen folgten.

Man nennt die Zeit des Gallienus gewöhnlich die der dreißig Tyrannen, indem man sie in Vergleich stellt mit einem ebenso benannten Abschnitte der griechischen Geschichte. Doch haben beide Zeitabschnitte durchaus keine Aehnlichkeit. Da, wie bemerkt, Gallienus sich um die entfernten Provinzen des Reiches nicht kümmerte, traten in denselben Gegenkaiser auf, deren Gesammtzahl sich jedoch nicht auf dreißig, sondern nur auf neunzehn belief. Eine Zahl derselben, von ihren Legionen gezwungen, den Purpur anzulegen, trugen denselben nur mit Trauer, da sie ihr endliches Schicksal — einen gewaltsamen Tod — voraussahen. Unter ihnen zeichnete sich Odenathus von Palmyra aus, der mit dem bis dahin siegreichen Perserkönig Sapor in Kampf gerieth. Dieser persische Fürst, der den gefangenen Kaiser Valerian gefesselt mit sich umherschleppte und sich seines Rückens als Fußbank beim Besteigen seines Rosses bediente, hatte sich in seinem beispiellosen Stolze von Odenathus beleidigt geglaubt. Odenathus sandte an ihn mehrere Kameelladungen der kostbarsten und seltensten Waaren als Geschenk. Sapor ließ Alles in den Euphrat werfen. „Wer ist dieser Odenathus," rief er aus, „der die schamlose Dreistigkeit hat, an seinen Herrn zu schreiben? Hegt er Hoffnung auf Milderung seiner Strafe, so möge er sich mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Stufen unseres Thrones niederwerfen. Zögert er damit, so soll alsbald Vernichtung ihn, sein Haus und sein Land treffen!" — Odenathus schlug die Perser zurück und unterwarf Syrien wieder dem Römerreiche. Nach seinem Tode machte sich seine kluge und mildgesinnte Gemahlin Zenobia zur selbstständigen Herrscherin des palmyrischen Reiches.

Nach und nach erst ermannte sich Gallienus, und es gelang ihm, einen Gegenkaiser nach dem andern zu besiegen, die abgefallenen Provinzen demnach dem Reiche wieder einzuverleiben. Von welcher Gesinnung er erfüllt war, zeigt folgendes Schreiben, das er nach der Besiegung des Gegenkaisers Ingenuus an einen seiner Feldherrn richtete. „Es ist nicht genug," heißt es in demselben, „daß du diejenigen ausrottest, welche gegen mich in Waffen erschienen sind. Das männliche Geschlecht jedes Alters muß weggetilgt werden, vorausgesetzt, daß du bei Hinrichtung der Greise und Kinder es so anzustellen vermagst, daß unser Ruf nicht leidet. Laß Jeden tödten, der gegen mich, den Sohn des Valerian, den Bruder so vieler Fürsten, ein Wort hat fallen lassen, oder auch nur einen feindlichen Gedanken hegte. Gedenke, daß Ingenuus die Frechheit hatte, sich zum Kaiser gegen mich erheben zu lassen; zerfleische, tödte, haue in Stücken! Ich schreibe mit eigener Hand und wünsche dir meine Gefühle einzuflößen."

Gallienus wurde endlich (268) von seinen Soldaten umgebracht, und es folgte ihm sein Unterfeldherr Claudius, der bei dem Morde seines Vorgängers wahrscheinlich nicht unbetheiligt war. Claudius, ein tapferer Mann, herrschte zwei Jahre und bestätigte sterbend die Kaiser-

wahl des Heeres, die auf Domitius Aurelian gefallen war.

Domitius Aurelian war glücklich in seinen Kämpfen; ihm gelang es, in Asien die tapfere und kluge Königin Zenobia, die außer Palmyra noch Aegypten, Syrien und einen Theil von Vorderasien inne hatte, in Europa den Gegenkaiser Tetricus, der Gallien, Britanien und Spanien beherrschte, zu besiegen. Dacien dagegen gab er freiwillig auf, da er erkannte, daß dieses Land gegen die Deutschen doch nicht zu halten sei.

Im Jahre 275 wurde Aurelian auf Anstiften seines Geheimschreibers, der sich wegen begangener Unterschleife von einer Untersuchung bedroht sah, ermordet.

Sein Nachfolger war Marcus Claudius Tacitus, ein Abkömmling des berühmten Geschichtsforschers. Tacitus, ein vortrefflicher Mann, vermochte seines hohen Alters wegen nicht viel zu wirken. Seine Herrschaft währte nur sechs Monate. Auf einem Zuge gegen die Alanen starb er in Folge der Anstrengungen und der Sorgen, die ihm die Zuchtlosigkeit des Heeres verursachte. Von einzelnen Geschichtsschreibern wird berichtet, er sei von seinen Soldaten erschlagen worden, weil er eine Bestrafung wegen eines Mordes angeordnet habe. Sein Bruder Florianus bemächtigte sich der Herrschaft, aber gleichzeitig rief ein Theil des Heeres den Feldherrn M. Aurelius Probus zum Imperator aus. Probus zog gegen Florianus, damit das Waffenglück entscheide. Da kam die Nachricht, Florianus sei von seinen Soldaten erschlagen worden.

Probus, nunmehr im alleinigen Besitze der Herrschaft, machte sich um das Reich sehr verdient. Durch ihn, der alle Kriege persönlich führte, wurden die Reichsfeinde von den Grenzen zurückgetrieben. Er habe, wird erzählt, nachdem es ihm gelungen sei, die Deutschen aus Gallien zu verdrängen, den Plan gehegt, Germanien zu einer römischen Provinz zu machen; wahrscheinlich ist dies nur von dem südlichen Theile Germaniens zu verstehen, den er durch eine Mauer sicherte. Diese Befestigung, von der sich bis zum heutigen Tage Spuren erhalten haben, und die im Volke noch unter dem Namen Teufelsmauer bekannt ist, zog sich von Neustadt und Regensburg an der Donau über Berge und Thäler, Flüsse und Moräste bis Wimpfen am Neckar, und hatte eine Länge von beinahe achtzig Meilen. So staunenswerth dieses Bauwerk auch ist, es erwies sich doch fast gänzlich nutzlos, denn eine so ausgedehnte Befestigung ließ sich, da sie nicht gleichzeitig überall in genügender Stärke besetzt werden konnte, nicht vertheidigen, und die Deutschen brachen bald an vielen Stellen durch. Ein schöneres Geschenk für Deutschland war der Weinbau, den Probus am Rhein einführte.

Probus beschäftigte seine Krieger eben in Ungarn, wo der Weinbau durch ihn ebenfalls eingeführt worden war, mit nützlichen Arbeiten, als die Soldaten, die schon früher einmal Neigung zur Empörung verrathen hatten, im Zorn über diese Plackereien, wie sie ihre Beschäftigungen nannten, einen Aufstand machten und den Kaiser erschlugen (282). Carus, der von ihnen gewählt wurde, und seine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Cäsaren ernannte, stritt mit Glück gegen die Deutschen und gegen die Perser. Schon hatte er die Hauptstadt der Perser, Ktesiphon, erreicht, als er während eines furchtbaren Gewitters den Tod fand. Einige Geschichtsschreiber sagen, er sei vom Blitz erschlagen, andere, er sei von seinen Soldaten ermordet worden. Seine Söhne blieben nur kurze Zeit im Besitze der Herrschaft. Numerianus starb im folgenden Jahre, gegen Carinus empörte sich Diocletian, der Oberst der kaiserlichen Wache. Carinus wurde erschlagen, Diocletian zum Kaiser ausgerufen.

Zenobia.*

Der Königin Zenobia von Palmyra, die nach dem Tode ihres Gemahls die Zügel der Regierung in die Hand genommen hatte, wurde oben (S. 353) schon Erwähnung gethan. Sie beherrschte außer Palmyra auch noch Aegypten, Syrien und einen Theil von Vorderasien.

Dieses bedeutende Reich dem römischen Staate zurück zu gewinnen, war Domitius Aurelian gegen sie ausgezogen. Alle Urtheile aus jener Zeit über die Königin stimmen darin überein, daß sie eine seltene körperliche Schönheit war. Doch mögen ihre dunklen, geistsprühenden Augen, ihre perlenartigen Zähne, ihre klangreiche Stimme, ihr majestätischer Anstand, wenn sie behelmt und im purpurnen, mit Edelsteinen besetzten Gewande in die Versammlung der Großen ihres Reiches trat, dieser neuen Semiramis nicht allein die Anerkennung verschafft haben. Ihre geistigen Eigenschaften, ihr Muth, den sie schon auf den von dem Gemahl angeordneten Löwenjagden erprobte, ihre Strenge und Milde, ihre Sparsamkeit und Freigebigkeit, ihre gelehrten Kenntnisse in Sprachen, in Philosophie, in den Landesgeschichten, deren sie mehrere in Auszüge brachte, ihr züchtiges Wesen werden selbst von ihren Feinden gerühmt. Sie nannte sich Königin des Morgenlandes und umgab sich mit orientalischem Prunk, doch war sie der Verweichlichung fremd; sie ritt häufig, marschirte auch meilenweit mit ihren Kriegern zu Fuße.

Es war im Jahre 273, als Aurelian seinen Zug gegen die Königin unternahm. In Kleinasien fielen die Vormauern des Palmyrenischen Reiches, die Städte Ancyra und Tyana, durch Verrath oder Waffengewalt. Zenobia erwartete den Feind vor Antiochia. Aurelian rückte herzu und die Heere stellten sich in Schlachtordnung gegen einander. Eine List verhalf dem Kaiser zum Siege. Seine Reiterei mußte eine verstellte Flucht ergreifen, und als die in Stahl gepanzerten Reiter der Königin vom Verfolgen müde waren, nahm das römische Fußvolk und die römische Reiterei sie in die Mitte. Die Königin zog sich nach Antiochien zurück und begab sich von dort nach Emesa. In der Nähe dieser Stadt kam es zu einer zweiten Schlacht. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Königin, als der zu große Ungestüm der palmyrischen Reiterei, der sie zu weit fortriß, Alles verdarb. Es entstand im Heere der Königin eine große Lücke, Aurelian wußte diesen Umstand für sich auszubeuten, und nach kurzer Zeit war er Herr des mit Leichen besäeten Schlachtfeldes. Zenobia, zwei Mal geschlagen, war dennoch nicht muthlos. Sie sammelte ihre zerstreuten Krieger und zog, verfolgt von dem Feinde, in ihre Hauptstadt Palmyra.

Die Hauptstadt war mit außerordentlich festen Mauern umgeben, auf denen zahllose Wurfgeschosse des Feindes harrten. Die Belagerung begann, Wochen, ausgefüllt von blutigen Kämpfen, vergingen, und immer noch war für Aurelian keine Aussicht vorhanden, Herr der Stadt zu werden. Da sandte Aurelian folgende Aufforderung an die Königin: „Aurelian, Beherrscher der römischen Welt, Wiedereroberer des Orients, an Zenobia und ihre übrigen Kriegsgenossen. Ihr hättet von selbst thun sollen, was zu thun ich euch jetzt befehle. Ergebt euch, und ich sichere euch euer Leben. Du sollst, Zenobia, mit den Deinen da leben, wo ich dich nach Vernehmen des Senats hinweisen werde. Edelsteine, Gold, Silber, Seide, Pferde, Kameele lieferst du dem römischen Staatsschatze aus. Die Palmyrer behalten ihre Rechte.“ Darauf antwortete die Königin: „Zenobia, die Königin des Orients, dem Augustus Aurelian. Niemand außer dir hat ein solches in einem Briefe verlangt, denn im Kriege wird Alles durch Tapferkeit entschieden. Ich soll mich ergeben! Weißt du nicht, daß die Königin Kleopatra lieber untergehen als in der Lage

* Nach K. W. Böttiger, Die Weltgeschichte in Biographien.

leben wollte, die man ihr anbot? Wir haben die Hülfe der Perser zu erwarten; Araber und Armenier sind für uns. Schon wurde dein Heer von syrischen Räuberbanden geschlagen; wie, wenn erst die gehoffte Hülfe kommt? Dann wird dein Stolz hinsinken, mit dem du mir jetzt Ergebung anbefiehlst, als hättest du schon überall gesiegt!" —

Aurelians Lage war längere Zeit eine sehr schwierige. Herzurückende Feinde aus der Ferne, eine drohende Hungersnoth, vor sich die riesigen Mauerwerke und hinter ihnen eine starke und mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfende Besatzung! Die Kraft seines ganzen Heeres zusammenfassend, schritt er zu einem neuen Sturm. Er gelang, die Stadt fiel in die Gewalt der Römer. Der Königin, der jetzt nur noch die Hoffnung auf die Perser blieb, hatte in dem entscheidenden Augenblicke die Stadt verlassen. Auf der flüchtigsten Dromedarstute eilte sie dahin, ward aber von römischen Reitern eingeholt und gefangen vor Aurelian geführt. „Wie konntest du es wagen," redete er sie an, „die römischen Kaiser zu verspotten?" — „Gallienus und Seinesgleichen," antwortete sie, „konnten mir nicht als Kaiser gelten; dich aber erkenne ich als Kaiser an, da du zu siegen verstehst." Es wurden der Königin Fesseln angelegt. Aurelian empfand nur mäßige Freude, weil er sich sagte, daß man in Rom seinen Sieg über ein Weib nicht hoch anschlagen würde. Bald empfing er auch Nachrichten aus der Heimath, die dieser Annahme entsprachen. „Ich habe dies gehört," schrieb er darauf dem Senate, „aber man würde eher mich loben, wenn man diese Frau kennte, wie klugen Raths, wie beständig in ihren Planen, wie streng gegen ihre Soldaten, wie abschreckend, und wie sie jedes am rechten Platze ist. Nur ihr Werk war es, daß ihr Gemahl den Sapor schlug und bis nach Ktesiphon gelangte. Sie stand bei Orientalen und Aegyptern in solchem Ansehen, daß weder die Einen noch die Andern sich auflehnten."

Gegen die Palmyrener hatte sich Aurelian gnädig erwiesen. Er befand sich bereits wieder in Europa, als er die Nachricht empfing, daß die Palmyrener unter Anführung eines Verwandten der Zenobia die römische Besatzung niedergehauen und sich wieder als unabhängig erklärt hatten. Sogleich kehrte er nach Asien zurück, zerstörte nun die große und herrliche Stadt Palmyra und ließ die Bevölkerung niederhauen.

Inzwischen war auch ein Aufstand in Aegypten ausgebrochen. Aurelian unterdrückte auch diesen. Dann begab er sich nach Italien zurück und hielt in Rom seinen Triumphzug.

Diesen Zug eröffneten zwanzig Elephanten, zweihundert gezähmte libysche und palästinische wilde Thiere, vier Tiger und eine Zahl von Giraffen und Elenthieren. Hierauf folgten achthundert Paar Gladiatoren, dann gefangene vornehme Gothen, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Vandalen, ebenso die Vornehmsten der Palmyrener und Aegypter, alle mit gebundenen Händen. Dann kam die Königin Zenobia (mit ihren Söhnen), geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, aber auch mit goldenen Ketten an Händen und Füßen. Das eine Ende einer ihr um den Hals geschlungenen goldenen Kette hielt ein vorangehender persischer Possenreißer. Die Königin blieb erschöpft von der Last ihres Schmuckes oft stehen, um Odem zu schöpfen. Ihr folgte — wie zum Hohne — der kostbare Wagen, auf welchem sie einst in Rom siegreich einzuziehen gehofft hatte, dann der ihres Gemahls, beide Wagen mit Gold, Silber und Edelsteinen reich geschmückt; dann ein anderer, gleichfalls prächtiger Wagen, welchen der König von Persien dem Kaiser zum Geschenk gemacht hatte, endlich der einem Gothenfürsten abgenommene Wagen, der mit vier zahmen Hirschen bespannt war. Auf diesem Wagen fuhr Aurelian nach dem Capitol, wo er die Hirsche, die er sammt dem Wagen dem Jupiter geweiht hatte, opfern ließ. Das Heer mit seinen Fahnen, Senat und Volk schlossen sich an.

Der Königin Zenobia ward von Aurelian das Leben geschenkt, das nach einer Demüthigung, wie zu tragen ihr dieselbe auferlegt worden war, für sie wohl nur noch wenig Reiz gehabt haben mag. Sie erhielt zu Tibur ein Gut, welches

Diocletian und das Druidenweib.

Digitized by Google

leben wollte, die man ihr anbot? Wir | unter Aufführung eines Verwandten der

Nachricht empfing, daß die Palmyrener | Sie erhielt zu Tibur ein Gut, welches

Diocletian und das Druidenweib.

Digitized by Google

noch in späten Zeiten mit dem Namen Zenobia benannt ward. Hier wohnte sie mit ihren Kindern nach Art römischer Matronen; ihre Nachkommen wurden dem römischen Adel zugezählt.

Diocletian.*

Aurelius Valerius Diocletianus, aus Dioclea in Dalmatien gebürtig, war als gemeiner Kriegsknecht in das römische Heer eingetreten. Außerordentliche Tüchtigkeit hob ihn von Stufe zu Stufe. Aus der ersten Zeit seines Kriegerlebens berichtet die Sage Folgendes: Er saß zu Leodium (Lüttich) in einer Schenke, als ein Druidenweib von den Kriegern, die Glaube oder Muthwille getrieben hatte, sich von ihr weissagen zu lassen, Gaben einforderte. Diocletian reichte ihr einen Pfennig. Sie schalt ihn einen geizigen Filz, worauf er lachend entgegnete: „Wenn ich Kaiser sein werde, will ich deine Kunst nach Gebühr belohnen!“ Da sah ihn das Weib eine Weile starr an und sagte dann: „Was du sagest, wird geschehen, wenn du einen Eber erlegst!“ — Dies spornte mehr noch des tüchtigen Mannes Willen. Unter Probus finden wir ihn schon mit der Verwaltung von Mösien betraut. Als er Aper (Eber) erschlagen hatte, trat die Erfüllung der Verheißung ein.

Diocletian, von dem Heere auf den Kaiserthron berufen, fand ein Reich vor, von außen vielfach bedroht, im Innern krankend. Der Hinblick auf die Uebel entmuthigte ihn aber nicht, sondern regte ihn zu um so größerer Willenskräftigkeit an. Die Perser gefährdeten die Ostgrenze, nubische Stämme bedrohten Aegypten; in Gallien war ein wilder Aufruhr der Bauern ausgebrochen; Belgien wurde von den Franken und Sachsen heimgesucht, Schwaben von den Marcomannen. Im Innern herrschte Unbefriedigtheit, Verwirrung.

Durch ein doppeltes Mittel suchte Diocletian gesicherte Zustände zu begründen: indem er die höchste Gewalt theilte, und indem er durch Einführung eines orientalischen Hofceremoniells den Kaiser durch eine tiefere Kluft vom Volke schied. Mit der Theilung verband er eine feste Ordnung der Thronfolge; durch die orientalische Hofsitte beabsichtigte er, die kaiserliche Macht gleichsam als den ruhenden Mittelpunkt, als die Vorsehung des Reichs — erhaben über den Regionen, in denen die niedern Interessen und Leidenschaften sich befehden — hinzustellen. Dieses letztere Mittel war freilich von sehr äußerlicher Art. Die römische Welt sah überdies die neueingeführten Formen, die persische Perlenbinde, die Eunuchen, die kniefällige Begrüßung, die der Kaiser verlangte, ohne besondere Aufregung, da dem Wesen nach jene bürgerlich-militärische Alleingewalt, wie sie in bescheidenen Formen von Augustus geübt worden war, doch längst einem vollendeteren Despotismus Platz gemacht hatte. Von größerer Bedeutung aber war die zweite jener Regierungsmaßregeln. Der Kaiser hatte es als eine Nothwendigkeit erkannt, an den Landesgrenzen Befehlshaber mit ausgedehnter Machtbefugniß zu haben, und so ernannte er zunächst seinen Kriegsgefährten Maximian erst zum Caesar, dann zum Augustus, sechs Jahre später zwei Caesaren, den Galerius, den er sich selbst zuordnete, und den Constantius Chrorus, den er dem Augustus Maximian zuwies.

Damit war das neue System vollendet. Maximian residirte gewöhnlich zu Mailand, zu Trier oder Arles, Diocletian, um den östlichen Grenzen näher zu sein, zu Nicomedien in Bithynien. Thracien, Aegypten, den Osten behielt Diocletian sich vor, Maximian erhielt Italien und Afrika. Die gefährlichen Grenzprovinzen wurden den Caesaren zugetheilt, die Donauprovinzen dem Galerius, Gallien,

* Nach O. Jäger, Geschichte der Römer.

Spanien und Britannien dem Constantius. Indem zugleich die Regierenden sich unter einander verschwägerten, und die Nachfolge in einer bestimmten Ordnung geregelt wurde, hoffte man einem Grundschaden des Reiches abgeholfen zu haben.

Es kann nicht verkannt werden, daß Diocletian mit Glück und Einsicht die äußere Ordnung des Reiches wiederhergestellte. Allein die wahren Ursachen des Verfalles lagen tiefer und waren schon zu mächtig geworden, als daß der mächtigste Wille sie wirksam zu unterdrücken vermocht hätte.

Für die Christen nahte eine Zeit neuer Trübsal. Länger als vierzig Jahre lang hatten die Mächtigen der Welt die christliche Kirche sich unbehindert ausbreiten lassen. Innerhalb derselben war in dieser Zeit eine große Veränderung vor sich gegangen. Früher hatten sich derselben meist nur Arme, Mühselige und Beladene, angeschlossen; nun aber waren auch viele Vornehme ihr zugetreten. Während sich früher die Christen in armseligen Räumen versammelt hatten, feierten sie ihre Gottesdienste jetzt in stattlichen, zum Theil prächtigen Gebäuden. Lange hatte die Weisheit Diocletians dem Andringen des Galerius widerstanden, der strenge und blutige Maßregeln gegen die unaufhörlich wachsende Menge der Christen begehrte. Galerius mochte ihm, der, wo es sich um die Anerkennung seines kaiserlichen Ansehens handelte, äußerst reizbar war, vorstellen, wie gefährlich für das Reich dieser Staat im Staate sei, den die Christen bildeten, indem sie, von ihren Oberen, den Bischöfen, durch eigene Gesetze regiert, den Göttern und den Einrichtungen des Reiches offen widersagten. Endlich meinte Diocletian dem Unwesen, als welches sich ihm die christliche Religion darstellte, entgegen treten zu müssen. So begann unter ihm die letzte allgemeine Verfolgung der Christen. Sie wurde im Jahre 303 mit der Zerstörung der großen Kirche zu Nicomedien, der kaiserlichen Residenzstadt, eröffnet. Dieser gewaltsamen That folgten eine Reihe von Edicten, deren Strenge sich bei dem Widerstande, den sie fanden, bis zur blutigsten Grausamkeit steigerte. Auslieferung der heiligen Schriften, welche man öffentlich verbrannte, Wegnahme des Eigenthums der Kirche, mit dessen Vertheilung man die Habsucht zur Verfolgung reizte, Unfähigkeitserklärung der Christen zur Uebernahme von Staatsämtern, Festsetzung, daß christliche Sclaven auf Freilassung nicht Anspruch zu machen hätten, Stellung der Christen außerhalb des Schutzes der Staatsgesetze — dies war der Inhalt des ersten Edicts, mit welchem Diocletian zunächst in seinem unmittelbarsten Machtgebiet einen Versuch zu machen beabsichtigte. Durch den Widerstand, den er fand, besonders aber durch einen zweimaligen Brand in seinem Palaste, dessen Anstiftung man den Christen fälschlicher Weise aufbürdete, gereizt, verfügte der Kaiser in einem folgenden Edicte die Verhaftung aller christlichen Priester; ein drittes ermächtigte die Beamten zu jeder Art von Strenge gegen die Priester; ein viertes dehnte die Ermächtigung auf alle Christen aus und drohte Denen schwere Strafe, welche Christen zu schützen oder zu retten suchen würden. Haß und Rachsucht kühlten sich nun in dem Blute vieler Opfer, die Wuth der Verfolgung erschöpfte sich in Erfindung qualvoller Todesarten. Doch milderte hier die Zahl und Macht der Christen, dort die Menschlichkeit einzelner Statthalter die Heimsuchung. In den Provinzen des Constantius wurde das Gesetz so gelinde ausgelegt und gehandhabt, als es nur immer möglich war, und daß auch diese Verfolgung, obgleich jene Edicte auch nach Diocletian noch eine Zeit lang in einzelnen Theilen des Reiches nachwirkten, ihres Zwecks völlig verfehlten, liegt in der Natur der Sache. Viele waren allerdings nicht stark genug, den angedrohten Strafen zu widerstehen. Sie lieferten die heiligen Schriften aus und fügten sich auch außerdem den kaiserlichen Befehlen; Andere wußten sich ohne Beschwerung ihres Gewissens zu verbergen; noch Andere drängten sich dem Märtyrertode sogar entgegen. Diocletian erreichte Nichts, als daß er durch den Tod einiger Tausend unschuldiger Unterthanen sein eigenes Gedächtniß befleckte. Galerius selbst, der Anstifter des Unheils, mußte kurz vor seinem Tode durch ein

Toleranzedict die grausame Maßregel zurücknehmen.

Im Jahre 305 legte Diocletian seine Würde freiwillig nieder, und seiner Entsagung folgte, gemäß einer früheren Verabredung, auch die des Maximians. Die beiden Caesaren rückten nun in die Stellen der früheren Herrscher ein. Diocletian zog sich nach Salona in sein Heimathland Dalmatien zurück. In einem prachtvollen Palast, den er sich bauete, in den Gärten, die er anlegte, suchte er Ruhe und Erholung von den Mühen zweier Jahrzehnte kaiserlicher Machtherrlichkeit. So wohl gefiel es ihm hier, daß, als Maximian ihn aufforderte, die Zügel der Gewalt wieder zu ergreifen, er demselben antwortete: „Anders würdest du sprechen, Maximius, sähest du das Gemüse, das ich mit eigener Hand gepflanzt habe!“ — Vergönnt war es ihm, sich in der Einsamkeit des Gedankens zu erfreuen, daß er im Verlaufe eines Jahrhunderts längere Zeit, als irgend ein Kaiser, den Thron inne gehabt habe, und daß er ihm habe freiwillig entsagen können. Aber die Heilmittel, mit denen er dem Reiche hatte aufhelfen wollen, erwiesen sich als wenig durchgreifend. „Wir leben in einer Zeit,“ hatte schon dreihundert Jahre früher ein Geschichtsschreiber gesagt, in der wir weder unsere Uebel, noch ihre Heilmittel zu ertragen vermögen.“ Jetzt war dies eine Wahrheit geworden. Der orientalische Character des Hofes, die Hintansetzung der Stadt Rom, die Theilung der kaiserlichen Gewalt, die Verfolgung der Christen fügten den schon wirkenden Ursachen zum Verfalle des Reiches einige neue und raschwirkende hinzu: in dem schwerkranken Organismus des römischen Staates erzeugten die Heilmittel neue Krankheiten und beschleunigten die Auflösung, welche sie verhüten sollten.

Constantin der Große.*

Constantins Vater schon war dem Christenthum günstig gesinnt. Dem Einflusse jenes wurde er jedoch früh entzogen, indem er als Jüngling lange am Hofe des Diocletian und des Galerius zubringen mußte. Noch als Kaiser brachte er im Jahre 308 in Gallien glänzende Weihopfer, als er die unerwartete Kunde empfing, daß die Franken, gegen die er eben auszuziehen gedachte, ihre Rüstungen eingestellt hätten; aber vom Jahre 312 an sehen wir ihn als einen entschiedenen Freund der christlichen Kirche handeln. Der Sage nach hat ein wunderbarer Vorgang in Constantin diese Umwandlung hervorgebracht. Als Constantin — also lautet die Sage — an der Spitze seines Heeres gegen den Usurpator Maxentius zog, wandte er sich in brünstigem Gebete an Gott, daß er sich ihm offenbaren und ihm den Sieg verleihen möge. Da sei ihm am Himmel das Zeichen des Kreuzes erschienen mit der Einschrift: hoc vince, durch dieses siege! Dies habe ihn und seine Krieger in Erstaunen gesetzt. In der Nacht darauf sei ihm Christus im Traume erschienen, dasselbe Kreuz in der Hand tragend, das Constantin Tag's zuvor am Himmel gesehen, und darauf sei von dem Herrn an ihn der Befehl ergangen, von dem Kreuz ein Bild machen zu lassen, und es gegen seine Feinde zu gebrauchen, dann werde er siegen. Dies sei geschehen, und die solchergestalt gebildete Fahne (Labarum) habe ihn stets zum Siege geführt. Also die Sage. — Dreißig Auserwählten seines Heeres wurde eine Fahne anvertraut, und von ihnen abwechselnd in den Schlachten getragen. Stange und Querholz, beides mit Goldblech überzogen, bildeten ein Kreuz. An der Spitze befand sich eine Krone von Gold und Edelsteinen, welche die beiden in einander geschlungenen griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus in sich schloß.

* Nach Judae, Geschichte der christlichen Kirche, W. Wägner, Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreichs der Römer, und des Herausgebers Kaiser Friedrich I.

Constantin erscheint ein Himmelszeichen.

Wo ein Theil des Heeres wankte, schickte er dies Feldzeichen hin, welches die Krieger mit ihrem Leben zu vertheidigen gelobt hatten, und alsbald drangen, von neuem Muthe beseelt, die Soldaten siegreich vor. Im Kampfe mit Maxentius errang Constantin den Sieg, und nun erklärte er sich öffentlich für das Christenthum. Als er in Rom eingezogen war, ließ er seine Bildsäule, eine Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes in der Hand tragend, auf dem Forum aufstellen. Bald erschien ein Edict, worin es Jedem unbedingt freigestellt ward, sich zu derjenigen Religion zu bekennen, die ihm als die richtige erscheine. Im Morgenlande war inzwischen Galerius II. gestorben, und Licinius hatte 313 den Thron bestiegen. Bald kam es auch zwischen ihm und Constantin zum Kriege. Der Aus-

Digitized by Google

gang desselben war gleichsam der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, denn Licinius hatte erklärt, von der Entscheidung des Kampfes solle es abhängen, ob das Christenthum oder das Heidenthum die wahre Religion sei. Licinius fiel 323 durch eine mörderische Hand, und nun ward Constantin Alleinherrscher über das römische Reich.

Ohne Zweifel war Constantins Verhalten gegen die Christen das Ergebniß politischer Erwägungen. Die Christen bildeten in ihrer Verzweigung bereits eine bedeutende Macht im Staate, und er hatte sich die Frage vorzulegen, ob es staatsklug gehandelt sei, dieser Macht feindlich entgegen zu treten, oder mit ihr ein Bündniß zu schließen. Letzteres war von ihm erwählt worden. Er fand aber die Kirche in sich zerspalten, durch Parteiungen zerrissen, die sich eben so hartnäckig bekämpften, als die Gewalthaber auf dem Felde der Politik. Außer andern Streitigkeiten war besonders ein erbitterter Kampf über das Mysterium von der Dreieinigkeit (Trinität) entbrannt. Der Presbyter Arius in Alexandrien behauptete, die drei Personen des göttlichen Wesens müßten in einer gewissen Abstufung unter einander stehen; der Vater, der den Sohn gezeuget habe, sei früher gewesen und darum höherer Natur. Der Bischof Alexander suchte ihn eines Besseren zu belehren, indem er ihm vorstellte, diese Lehre führe bei consequenter Folgerung auf die Existenz von drei Göttern, und er stieß ihn, als er beharrte, aus der kirchlichen Gemeinschaft. Arius erhob laut seine Stimme gegen diesen Gewaltact, und sie hallte durch das ganze Reich. Ueberall nahm man für und wider ihn Partei; besonders traten Eusebius von Nicomedien und Eusebius von Cäsarea, so wie der größte Theil der orientalischen Geistlichkeit auf seine Seite. Constantin erließ an die Urheber der Spaltung ein ernstes Schreiben, das von richtiger Einsicht zeugt. Der ganze Streit über etwas Unerklärliches, sagte er, sei nutzlos; der Bischof habe jene Frage nicht aufwerfen, der Presbyter sie nicht beantworten sollen, beide sollten den Frieden wieder herstellen. Die Ermahnung erreichte jedoch nicht ihren löblichen Zweck; die Zwietracht währte fort, ja sie führte in Alexandrien und anderen Städten sogar zu blutigen Auftritten. Da berief der Kaiser eine allgemeine oder ökumenische Versammlung (die erste der Christenheit) nach der Stadt Nicäa in Bithynien.

Im kaiserlichen Palast zu Nicäa versammelten sich im Jahre 325 dreihundert Kirchenhäupter und stritten unter dem Vorsitze des Kaisers über unerklärbare Dinge. Die Gemäßigten wünschten die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses, welches jene Frage unberührt ließ. Sie drangen um so weniger durch, als es den Gegnern des Arius gelungen war, den Kaiser für ihre Ansicht zu gewinnen. Dies entschied. Der Widerspruch Vieler verstummte vor der kaiserlichen Autorität, und mit überwiegender Mehrheit ward erklärt, der Glaube Alexanders sei der allein richtige oder orthodoxe: Vater, Sohn und Geist, die drei Personen der Gottheit, seien gleichen Wesens, die Auslegung des Arius müsse als ketzerisch verdammt werden. Drohungen des Kaisers brachten noch eine Zahl von Bischöfen zum Nachgeben, nur zwei weigerten sich beharrlich, das Bekenntniß zu unterschreiben, und sie wurden mit Arius des Landes verwiesen.

Der Friede war jedoch damit nicht errungen. Die Bischöfe hatten in ihrer Mehrheit ja einzig und allein aus Furcht vor des Kaisers Zorn gegen Arius gestimmt, der nun zum Irrlehrer gestempelt und seines Amtes entsetzt worden war. Fünf Monate nach dem Schlusse des Concils starb Alexander, und es wurde ihm Athanasius zu seinem Nachfolger ernannt. Die Anhänger des Arius aber ruheten nicht; es gelang ihnen, sich bei Hofe Anhang zu verschaffen, und selbst den Kaiser für sich zu stimmen. Seine bei ihm vielvermögende Schwester Constantia stand nicht nur mit dem gemäßigten Eusebius von Caesarea in enger Verbindung, sondern sie hatte auch zu ihrem geistlichen Führer einen Presbyter, der es heimlich mit den Arianern hielt, und der sie nach und nach davon zu überzeugen wußte, daß man den Arius auf dem Concil zu Nicäa ungerecht ver-

dammt habe. Bei ihrem Tode nun, im Jahre 327, bat sie ihren kaiserlichen Bruder flehentlich, dem Arius Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Constantin wurde dadurch für die Arianer günstiger gestimmt, und er erließ eine Aufforderung an Arius, an den Hof zu kommen, indem er ihn zugleich seiner Gnade versicherte und die Absicht aussprach, ihn wieder in sein Amt einzusetzen. Nachdem Arius der Aufforderung nachgekommen war, stellte Constantin in einem Schreiben das Verlangen an Athanasius, den Arius wieder in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. Seine Bemühungen waren vergebens. Athanasius erklärte ihm, daß seine Hirtenpflicht es ihm nicht erlaube, Irrlehrer in der Kirche zu dulden. Die Folge war, daß Athanasius in die Verbannung nach Trier geschickt ward. Arius kehrte nach Alexandrien zurück und ward von seiner Gemeinde mit Freuden empfangen. Es sollte nun aber auch die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft förmlichst und feierlichst erfolgen. Daher ward Arius wieder nach Constantinopel berufen, und der dortige Bischof Alexander erhielt von Constantin den Befehl, den Act der Aufnahme zu vollziehen. Alexander, ein Anhänger der Athanasischen Partei, gerieth darüber in große Bestürzung. Der folgende Tag war zur Aufnahme des Verhaßten bestimmt. Alexander begab sich, begleitet von einer Anzahl Priester und Laien, zur Kirche, warf sich vor dem Altar zur Erde nieder und betete zu Gott, er möchte ihn, wenn Arius Recht hätte, aus dem irdischen Leben abrufen, wäre aber der Glaube, den er bekenne, der rechte, so möchte er den Arius, den Urheber so vieler Uebel, sterben lassen. Und siehe, Arius starb an dem Abende dieses Tages eines plötzlichen Todes, so daß der arianischen Partei dadurch der Triumph entrissen ward, ihr Haupt durch kaiserlichen Machtspruch wieder in der Gemeinschaft der Kirche zu sehen. Der plötzliche Tod des Arius unter den Umständen, unter denen er erfolgte, legte den Verdacht einer Vergiftung nahe. Auf beiden Seiten Arglist, Unterdrückung, Hoffahrt, nicht die Liebe, die sanftmüthig ist und von Herzen demüthig. —

Der kirchliche Streit zog sich durch die ganze Regierung Constantins hin und währte noch unter seinen Nachfolgern fort. Constantin war lange Zeit hindurch keineswegs ein entschiedener Anhänger der neuen Lehre. Er blieb Pontifex maximus, duldete heidnische Opfer, erbaute sogar in dem von ihm gegründeten Constantinopel neben den christlichen Kirchen auch Tempel und Altäre zu Ehren der heidnischen Gottheiten. Wie wenig sein Gemüth von der Lehre des Weltheilands durchdrungen war, zeigen viele seiner Thaten. Sein ältester Sohn, der heldenmüthige Crispus, des Volkes Stolz und Hoffnung, erregte seine Eifersucht. Der Jüngling, der seinen Werth fühlte, sah sich zurückgesetzt und verbarg darüber seinen Unmuth nicht. Da waren schnell dienstfertige Leute zur Hand, die Oel in die Flammen gossen und Beschuldigungen vorbrachten. Unter ihnen war es die Kaiserin Fausta, die den Gatten zu einer schrecklichen That trieb. Der Vater ließ den Sohn gefangen setzen, und sein Haupt fiel unter dem Beile. Das gleiche Loos traf bald darauf den elfjährigen Sohn des Licinius und der Constantia. Noch aber lebte eine Frau, die zu dem grausamen Morde nicht schwieg. Es war Helena, die greise Mutter des Kaisers, die ein Opfer forderte für das vergossene Blut. Der Kaiser widerstand nicht der mütterlichen Stimme; er gab Befehl, seine Gattin Fausta und einige ihrer Helfer hinzurichten. Das war der Mann, unter dessen Vorsitz, gegen die wirkliche Ueberzeugung der Mehrheit der Kirchenfürsten, das Athanasische Glaubensbekenntniß zu Stande gekommen war! —

Die fast achtzigjährige Helena suchte für ihren Schmerz noch andern Trost. Jerusalem hatte in den Augen der Welt wieder eine höhere Bedeutung erhalten. Dorthin begab sich Helena und ließ es sich aufs Höchste angelegen sein, die Stellen, auf denen die Hauptbegebenheiten der christlichen Geschichte stattgefunden hatten, zu erforschen und sie durch Bauwerke auszuzeichnen. Obgleich Jerusalem bis auf den Grund zerstört worden und die Pflugschaar über die Stätte gegangen war, so ließen sich doch

— Fels und Berg waren unvertilgbare Merkzeichen! — einzelne historisch wichtige Orte mit Sicherheit auffinden.

Helena's Eifer regte die Bewohnerschaft des neuen Jerusalems zu weiteren Forschungen an, und da sie mit Schätzen beladen gekommen war, und sie auch für jeden ihr willkommenen Nachweis reichlich spendete, so konnte es nicht fehlen, daß sie bei ihrer Leichtgläubigkeit von betrügerischen Menschen vielfach getäuscht ward. Es blieb nicht bei dem Feststellen gewisser, geschichtlich denkwürdiger Orte. Suchen und angebliches Finden richtete sich auch auf Anderes. So kaufte Helena u. A. die Treppe, auf welcher Christus zum Verhöre hinaufstieg, den Pfeiler, an den er gebunden worden, ja sogar den Stein, auf dem der Hahn stand, den Petrus, nachdem er den Herrn verleugnet, hatte krähen hören! —

Es entstand auf diese Art zu jener Zeit in Jerusalem die erste Reliquienabrik.

Auch das Kreuz Christi, an dem er dreihundert Jahre früher gestorben war, fand sich. — Die Finder mögen gut bezahlt worden sein. Später hieß es, der Kaiserin sei im Traume die Stelle kund gethan worden, auf der das Kreuz sich befunden habe. Große und kleine Splitter des Kreuzes wurden alsbald durch ganz Europa verbreitet. Auf den Hinweis, daß sich aus sämmtlichen Splittern eine Unzahl von Kreuzen zusammensetzen ließen, fand sich die Antwort: das Kreuz, von dem die Splitter entnommen waren, habe sich durch ein Wunder immer und immer wieder erneuert. —

Aus Bethlehem brachte man der Kaiserin die Krippe herbei, in der, wie man behauptete, das Jesuskind einst gelegen habe. Noch wird sie in der Kirche von Santa Maria Maggiore zu Rom jährlich einmal den Gläubigen gezeigt. Auch der Tisch, an dem Jesus mit den Jüngern das letzte Abendmahl gehalten, ward gefunden. Heutigen Tages noch ist er in der Kirche des heiligen Johannes zu Rom zu sehen.

Bald begann man an Reliquien mehr zu glauben, als an den Heiland selbst. Sie behüteten vor körperlichen Fährnissen, verhalfen auf das Sicherste zur Seligkeit. Wer von dem Gewande eines Heiligen kleine Theilchen abschabte und sie in reines Wasser that, der vermochte mit diesem Wasser jede Krankheit zu heilen. Half es nicht, so hatte es dem Kranken an dem rechten Glauben gefehlt.

In Gemeinschaft ihres Sohnes ließ Helena die heiligen Orte in und um Jerusalem mit kirchlichen Baudenkmalen ausschmücken. Ueber dem Grabe des Heilandes erhob sich ein marmorner Tempel, neben demselben die prachtvolle Kirche der Auferstehung. Außerdem wurden an vielen andern heiligen Stätten Kirchen und Capellen erbaut. Dies erweckte bald in der Nähe und Ferne die Sehnsucht, die heilige Stadt zu sehen und regte die Pilgerfahrten an, die sich durch die folgenden Jahrhunderte hinzogen und zu einem Theile Anlaß zu den Kreuzzügen wurden.

Seinen förmlichen Eintritt in die christliche Gemeinschaft durch den Taufact schob Constantin bis zu den letzten Tagen seines Lebens auf. Er sah in dieser heiligen Handlung ein magisches Tilgungsmittel aller seiner Sünden und wollte dies auf sich erst in Anwendung bringen, wenn es ihm unmöglich sei, neue Sünden zu begehen. Als er (337) sich rüstete zu einem Kriege gegen den Perserkönig Schapur II., erkrankte er schwer und fühlte die Annäherung seines Todes. Da empfing er das Sacrament aus der Hand des Bischofs Eusebius und starb wenige Tage darauf.

Der Gründung einer neuen Hauptstadt des Reiches und der Grundlegung einer neuen Regierungsform durch Constantin möge ein neuer Abschnitt gewidmet sein.

Gründung von Constantinopel.*

Bau der Stadt.

Zum unbestreitbaren Besitze der Macht gelangt, beschloß Constantin, dem Reiche eine neue Hauptstadt zu geben. Italien, das Land der Caesaren, wurde mit kalter Gleichgültigkeit von einem Fürsten betrachtet, welcher in der Nachbarschaft der Donau geboren, an dem Hofe und in dem Heere von Asien erzogen und von den Legionen Britanniens mit dem Purpur bekleidet worden war.

Bei der Wahl einer vortheilhaften Lage zog Constantin die Grenzen von Europa und Asien vor, um mit mächtigem Arm die Barbaren, welche zwischen der Donau und dem Don wohnten, im Zaume zu halten und mit eifersüchtigem Auge das Benehmen des persischen Monarchen zu bewachen. Während seines Krieges gegen Licinius hatte er hinreichende Gelegenheit gehabt, die unvergleichliche Lage von Byzanz zu betrachten, wie stark sie von der Natur gegen einen feindlichen Angriff beschützt sei, während sie von allen Seiten den Wohlthaten des Handelsverkehrs geöffnet war.

Wenn man Byzanz nach dem Umfange überblickt, den es mit dem berühmten Namen Constantinopel erlangt hat, kann man sich die kaiserliche Stadt unter der Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks vorstellen. Die östliche Seite wird von den Wogen des thracischen Bosporus bespült. Die nördliche Seite der Stadt ist durch den Hafen begrenzt und die südliche wird von dem Marmorameer benetzt. Die Basis des Dreiecks liegt nach Westen und bildet das Ende des Festlandes von Europa.

Die bewunderungswürdige Gestalt und Eintheilung des umliegenden Landes und Wassers läßt sich ohne eine umständliche Beschreibung nicht genügend verstehen. Der gewundene Kanal, durch welchen die Gewässer des Schwarzen Meeres in schnellem und ununterbrochenen Laufe nach dem Mittelmeer strömen, erhielt die Benennung Bosporus, ein in der Geschichte nicht minder als in den Fabeln des Alterthums berühmter Name. Eine Menge von Weihaltären, welche längs seinem steilen und waldigen Ufer im Ueberflusse verstreut sind, bethätigen die Ungeschicklichkeit, die Furcht und die Frömmigkeit der griechischen Seefahrer, die nach dem Beispiel der Argonauten die Gefahren des unwirthlichen Pontus Euxinus (Schwarzes Meer) kennen lernten. An diesen Gestaden bewahrte die Sage lange das Andenken der Harpyen, der Scheusale mit Flügeln, Vogelkrallen und blassen Mädchenangesichtern, die den Palast des Phineus schändeten. Die Meerenge des Bosporus endet mit den cianeischen Felsen, welche nach der Beschreibung der Dichter einst auf dem Antlitze der Gewässer schwammen und von den Göttern bestimmt waren, den Eingang des Euxinus gegen die Augen profaner Neugierde zu bewahren.

Die neuen Schlösser von Europa und Asien sind auf den Grundlagen der zwei berühmten Tempel des Serapis und des Jupiter Urius erbaut. Die alten Schlösser, Werke der griechischen Kaiser, beherrschen den engsten Theil des Kanals an einer Stelle, wo die entgegengesetzten sich bis zu einer Entfernung von fünfhundert Schritten vordrängen. Die Festungen wurden von Mohamed II., als er die Belagerung von Constantinopel unternahm, zerstört und dann wieder aufgebaut und stärker als je befestigt; aber der türkische Belagerer wußte wahrscheinlich nicht, daß nahe an zweitausend Jahre vor seiner Regierung Darius denselben Punkt gewählt hatte, um die zwei Erdtheile durch eine Brücke zu verbinden. In geringer Entfernung von den alten Schlössern gewahrt man die kleine Stadt Chrysopolis oder Scutari, welche fast als die asiatische Vorstadt von Constantinopel betrachtet werden kann.

* Nach Gibbon, Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches.

Der Hafen von Constantinopel, welcher als ein Arm des Bosporus betrachtet werden kann, erhielt schon in alten Zeiten den Namen des goldenen Hornes. Die Krümmung, welche er beschreibt, kann mit dem Geweih eines Hirsches, richtiger noch mit dem eines Rindes verglichen werden. Das Beiwort golden deutet auf die Reichthümer, welche jeder Wind aus den fernsten Ländern in den sichern und geräumigen Hafen von Constantinopel sandte. Der Eingang ist gegen fünfhundert Ellen breit, und eine starke Kette konnte erforderlichen Falles darüber gespannt werden, um Hafen und Stadt gegen den Angriff einer feindlichen Flotte zu schützen.

Zwischen dem Bosporus und dem Hellespont schließen die auf jeder Seite zurückweichenden Gestade von Europa und Asien das Meer von Marmora ein, welches die Alten Propontis benannten. Diejenigen, welche westwärts durch die Wellen dieses Meeres segeln, können zu gleicher Zeit die Hochlande von Thracien und Bithynien entdecken und verlieren den erhabenen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Olympus nie aus den Augen.

Der engste Theil des Hellespont befindet sich nördlich von den alten türkischen Schlössern zwischen den Städten Sestus und Abydus. Hier wagte es der kühne Leander, die Fluth um seiner Geliebten willen zu durchschwimmen; hier war es auch und zwar an einem Ort, wo die Entfernung zwischen den gegenüber liegenden Ufern fünfhundert Schritte nicht übersteigt, wo Xerxes eine Schiffbrücke bauete, um hundertsiebenzig Myriaden Barbaren nach Europa überzuführen. Ein in so engen Grenzen zusammen gedrängtes Meer scheint den seltsamen Namen breit, welchen Homer dem Hellespont ertheilt hat, nur schlecht zu verdienen. Aber unsere Begriffe von Größe sind bezüglicher Natur; der Reisende und besonders der Dichter, welcher längs des Hellespont segelt, den Krümmungen des Stromes folgt und die ländliche Scenerie betrachtet, welche auf allen Seiten die Aussicht hemmt, verlor unmerklich die Erinnerung an ein Meer, und seine Phantasie malte ihm diese berühmte Meerenge mit allen Eigenschaften eines mächtigen Stromes, der schnellen Laufes mitten durch ein waldiges Binnenland schießt und sich durch eine weite Mündung in das ägeische Meer oder den Archipelagus ergießt. Das alte Troja, auf einer Höhe am Fuße des Berges Ida thronend, überschaute die Mündung des Hellespont, welcher durch den Tribut jener berühmten Flüsse Simois und Scamander kaum einen Zuwachs von Wasser erhielt. Das griechische Lager dehnte sich vom sigäischen bis rhäteischen Vorgebirge aus, und die Flanken des Heeres wurden von jenen tapferen Anführern bewacht, welche unter Agamemnons Fahnen fochten. Das erste der Vorgebirge war von Achilles mit seinen unbesieglichen Myrmidonen besetzt, und der kühne Ajax schlug seine Gezelte auf dem andern auf. Nachdem Ajax als Opfer seines gekränkten Stolzes und des Undanks der Griechen gefallen war, wurde sein Grabmal auf dem Flecke errichtet, wo er die Flotte gegen die Wuth Jupiters und Hectors vertheidigt hatte, und die Bürger der emporblühenden Stadt Rhäteum feierten sein Andenken mit göttlichen Ehren.

Bevor Constantin der Lage von Byzanz den verdienten Vorzug gab, hatte er den Gedanken gehabt, den Sitz des Reiches an diesem berühmten Orte zu errichten, von woher die Römer ihren fabelhaften Ursprung leiteten. Die ausgedehnte Ebene, welche unter dem alten Troja sich gegen das rhäteische Vorgebirge und das Grab des Achilles ausdehnt, wurde zuerst für seine neue Hauptstadt gewählt, und obschon das Unternehmen bald liegen blieb, zogen doch die stattlichen Ueberreste unvollendeter Mauern und Thürme die Aufmerksamkeit aller Derjenigen auf sich, welche durch den Hellespont segelten.

Nunmehr sind wir im Stande, die vortheilhafte Lage von Constantinopel, welche von der Natur zum Mittelpunkte und zur Hauptstadt eines großen Reiches geschaffen zu sein scheint, besser zu würdigen. Unter dem einundvierzigsten Breitengrade gelegen, beherrschte die kaiserliche Stadt von ihren sieben Hügeln die gegenüberliegenden Gestade von Eu-

ropa und Asien; das Klima war gesund und gemäßigt, der Boden fruchtbar, der Hafen sicher und geräumig, und der Zugang von jeder Seite des Festlandes von leichter Vertheidigung. Der Bosporus und der Hellespont können als die zwei Thore von Constantinopel betrachtet werden, und der Fürst, der diese wichtigen Zugänge besaß, vermochte sie stets einem Feinde zur See zu schließen und sie dagegen den Handelsflotten zu öffnen. Wenn die Thore des Bosporus und des Hellespont geschlossen waren, erfreute sich die Hauptstadt innerhalb ihres geräumigen Umfanges doch aller Producte, welche die Bedürfnisse oder den Luxus ihrer zahlreichen Einwohner befriedigen konnten. Die Küsten von Thracien und Bithynien bieten noch jetzt einen reichen Anblick von Weinbergen, Gärten und ergiebigen Ernten; und das Marmormeer war stets wegen seines unerschöpflichen Vorraths der seltensten Fische berühmt, welche zu regelmäßig eintretenden Zeiten ohne Kunst und fast ohne Mühe gefangen werden. Und wie belebt war der Handel! Welche rohe Waaren immer in den Forsten von Deutschland und Scythien bis zu den Quellen des Thanais gesammelt wurden, was die Kunst Europas und Asiens fertigte, das Korn Aegyptens und die Specereien und Edelsteine des fernsten Indiens, das Alles wurde durch die wechselnden Winde in den Hafen von Constantinopel gebracht, das mehrere Jahrhunderte hindurch den Handel des alten Aegyptens an sich zog.

Büste Constantins.

Die Aussicht auf Schönheit, Sicherheit und Reichthum, an einem einzigen Orte vereint, genügte, um die Wahl Constantinopels zu rechtfertigen. Da man aber in jenen Zeiten eine anständige Mischung von Wunder und Fabel für geeignet hielt, um über den Ursprung einer großen Stadt eine geziemende Majestät zu verbreiten, wünschte der Kaiser seinen Entschluß nicht so sehr den unsichern Rathschlägen der menschlichen Politik als den untrüglichen und ewigen Rathschlüssen Gottes zuzuschreiben. In einem seiner Gesetze trug er Sorge, daß die Nachwelt erfahre, er habe aus Gehorsam gegen die Befehle Gottes den ewigen Grundstein Constantinopels gelegt, und obschon er sich nicht herabließ auszusprechen, auf welche Art die göttliche Inspiration seiner Seele mitgetheilt wurde, hat doch der Scharfsinn späterer Schriftsteller, die das nächtliche Gesicht beschreiben, welches Constantin hatte, als er innerhalb der Mauern von Byzanz schlief, reichlich diesen durch sein bescheidenes Stillschweigen entstandenen Mangel ergänzt. Der Schutzgeist der Stadt, eine ehrwürdige Matrone, welche der Last der Jahre und Schwächen erlag, verwandelte sich plötzlich in eine blühende Jungfrau, die er eigenhändig mit allen Symbolen kaiserlicher Größe schmückte. Der Monarch erwachte, deutete das Omen und gehorchte ohne Zögern dem Willen des Himmels. Der Tag der Gründung einer Stadt wurde von den Römern mit allen den Ceremonien gefeiert, wie ein hochherziger Wahnglaube sie vorschrieb.

Zu Fuße, eine Lanze in der Hand, führte der Kaiser in Person den Zug an, und bezeichnete die Linie, welche die Grenze der künftigen Stadt werden sollte.

Der Gebieter der römischen Welt, welcher den stolzen Gedanken gefaßt hatte, dem Ruhm seiner Regierung ein ewiges Denkmal zu setzen, konnte bei der Ausführung dieses großen Werkes den Reichthum, die Arbeit von gehorchenden Millionen und Alles in Anspruch nehmen, was unter ihnen von Kunstgeist noch übrig war. Aus der Aufwendung von sechszehn Millionen Thalern für den Bau von Mauern, Säulengängen und Wasserleitungen kann man einigermaßen auf die Summen schließen, die mit kaiserlicher Freigebigkeit auf die Gründung der Stadt bestimmt wurden. Die Waldungen, welche die Gestade des Euxinus beschatteten, und die berühmten weißen Marmorbrüche auf der Insel Prokennesus lieferten einen unerschöpflichen Vorrath von Baumaterialien, die mittelst kurzer Wasserfahrt nach dem Hafen von Byzanz geschafft werden konnten. Eine Menge Arbeiter und Künstler suchten den Schluß des Werkes mit unerschöpflicher Thätigkeit zu beschleunigen; aber Constantin machte trotz seiner Ungeduld die Entdeckung, daß bei dem gesunkenen Zustande der Künste sowohl die Geschicklichkeit als die Zahl seiner Architecten in einem sehr ungleichen Verhältniß zur Größe seiner Unternehmung stand. Die Vorstände der fernsten Provinzen erhielten daher Befehl, Schulen zu errichten, Professoren zu ernennen und durch die Hoffnung auf Belohnung eine hinreichende Anzahl talentvoller Jünglinge zum Studium und zur Ausübung der Baukunst anzuspornen. Die Gebäude der neuen Stadt wurden durch solche Künstler aufgeführt, wie sie die Regierung Constantins schaffen konnte; aber ihren Schmuck erhielten sie von den Händen der berühmten Meister aus dem Jahrhundert des Perikles und Alexander. Das Genie eines Phidias und Lysippus wieder zu erwecken, ging in der That über die Macht eines römischen Kaisers; aber die unsterblichen Werke, welche sie der Nachwelt hinterlassen hatten, waren ohne Vertheidigung der räuberischen Eitelkeit eines Despoten bloßgestellt. Auf seinen Befehl wurden die Städte von Griechenland und Asien ihrer werthvollsten Zierden beraubt. Die Trophäen denkwürdiger Kriege, die Gegenstände religiöser Verehrung, die vollendetsten Statuen der Götter und Helden, der Weisen und Dichter der alten Zeit trugen zum glänzenden Triumphe von Constantinopel bei und gaben dem Geschichtsschreiber Cedrenus Gelegenheit, mit einigem Enthusiasmus zu bemerken, daß Nichts zu mangeln scheine, außer die Seelen jener berühmten Männer, welche die bewunderungswürdigen Denkmäler vorstellen sollten.

Während der Belagerung von Byzanz hatte Constantin sein Zelt auf der herrschenden Höhe des zweiten Berges aufgeschlagen. Um das Andenken seines Sieges zu verewigen, wählte er dieselbe vortheilhafte Lage für das Hauptforum, welches von elliptischer Gestalt gewesen zu sein scheint. Die zwei gegenüberstehenden Eingänge bildeten Triumphbogen, die Portiken, die es umgaben, waren mit Statuen geschmückt, und im Mittelpunkte des Forums stand eine hohe Säule, deren verstümmeltes Bruchstück jetzt durch die Benennung des „verbrannten Pfeilers“ entwürdigt wird. Diese Säule war auf einem zwanzig Fuß hohen Fußgestelle von weißem Marmor errichtet und bestand aus zehn Porphyrstücken, von denen jedes ungefähr zehn Fuß in der Höhe und gegen dreißig im Umkreise maß. Auf dem Gipfel der, vom Boden an gerechnet, etwa hundertundzwanzig Fuß hohen Säule stand die colossale Statue des Apollo. Sie war von Erz, war aus Athen oder einer phrygischen Stadt überbracht worden und galt für ein Werk des Phidias. In dem Werke war der Gott des Tages oder, nach einer späteren Auslegung, der Kaiser Constantin selbst mit einem Scepter in der rechten, mit einer Weltkugel in der linken Hand und mit einer auf dem Haupte glänzenden Strahlenkrone dargestellt. Der Circus oder Hippodrom war ein stattliches, ungefähr vierhundert Schritte langes und hundert breites Gebäude. Der Raum zwischen den zwei metae

oder Zielen war mit Statuen und Obelisken ausgefüllt, und man gewahrte daselbst noch ein sehr merkwürdiges Bruchstück des Alterthums, die Leiber von drei Schlangen, welche zu einem ehernen Pfeiler zusammengeringelt sind. Ihre drei Häupter hatten einst den goldenen Dreifuß getragen, welcher von den siegreichen Griechen nach der Niederlage des Xerxes dem delphischen Apollo geweiht worden war. Die Schönheit des Hippodromes ist seitdem lange von den rohen Händen der türkischen Eroberer zerstört worden; aber unter der synonymen Benennung Atmeidan dient er noch jetzt zum Uebungsplatze für Pferde. Von dem Throne, von welchem die Kaiser die circensischen Spiele zu betrachten pflegten, führt eine Wendeltreppe nach dem Palaste, einem herrlichen Gebäude, das der kaiserlichen Residenz zu Rom kaum nachstand, und mit den dazu gehörigen Höfen, Gärten und Portiken eine beträchtliche Grundfläche am Gestade des Propontis einnahm. Besonders hervorzuheben sind noch die Bäder, welche von Constantin mit hohen Säulen, verschiedenfarbigem Marmor und mit mehr als sechszig Statuen von Erz geschmückt worden waren. Eine Beschreibung, welche etwa hundert Jahre nach der Gründung der Stadt verfaßt wurde, zählt ein Capitol oder eine Hochschule, einen Circus, zwei Theater, acht öffentliche und hundertdreiundfünfzig Privatbäder, zweiundfünfzig Portiken, fünf Kornmagazine, acht Aquäducte oder Wasserleitungen, eine geräumige Halle zu den Versammlungen des Senates oder der Gerichtshöfe, vierzehn Kirchen, vierzehn Paläste und viertausend dreihundertachtundachtzig Häuser, welche durch Umfang oder Schönheit vor der Menge plebejischer Wohnhäuser ausgezeichnet zu werden verdienten.

Viele reiche Senatoren Roms und der östlichen Provinzen wurden wahrscheinlich von Constantin eingeladen, den glücklichen Platz, den er zu seiner eigenen Residenz gewählt hatte, als ihr Vaterland zu adoptiren. Die Einladungen eines Gebieters sind von Befehlen kaum zu unterscheiden, und die Freigebigkeit des Kaisers erwarb bereitwilligen und freudigen Gehorsam. Er schenkte seinen Günstlingen die Paläste, welche er in den verschiedenen Vierteln der Stadt gebaut hatte, und wies ihnen Ländereien und Gehalte zur Aufrechthaltung ihrer Würde an. Am Einweihungstage der Stadt verlieh ein Edict, das in eine Marmorsäule eingegraben wurde, der Stadt den Titel des zweiten oder neuen Roms. Der Name Constantinopel trug jedoch über diese ehrenvolle Benennung den Sieg davon.

Rom fiel, sagt F. Adler*), Constantinopel blühete auf und wurde neunhundert Jahre lang der merkantile Knotenpunkt zwischen Morgenland und Abendland. Seiner Handelsbedeutung entspricht auch der culturliche Einfluß auf das westliche und südliche Europa. Denn in seinen Mauern wurden nicht nur die literarischen Schätze des Alterthums gerettet, sondern auch antike Technik und Industrie im lebendigen Flusse erhalten. Auf seinen Märkten trafen die asiatischen Handelsmänner mit den europäischen Kaufleuten zusammen. Von hier aus wurden „die starren Verhältnisse des deutschen Ackerbauthums“ durch den Donauhandel gelockert; von hier aus die Machtstellung italischer Stadtstaaten, wie Venedig, Pisa und Genua, begründet.

Neue Regierungsform.

An die Gründung einer neuen Hauptstadt knüpft sich ganz natürlich die Einführung einer neuen Form der Civil- und Militärverwaltung. Eine genaue Uebersicht des verwickelten Systems der Politik, welches Diocletian eingeführt, Constantin verbessert und seine unmittelbaren Nachfolger vervollständigt haben, wird nicht nur als interessantes Gemälde eines großen Reiches unterhalten, sondern auch zur Erläuterung der geheimen Ursachen seines verhältnißmäßig schnellen Verfalles dienen.

Der männliche Stolz der Römer, zufrieden mit dem wirklichen Besitze der Macht, hatte der Eitelkeit des Ostens die Formen und Ceremonien prunkender Größe überlassen. So wie sie aber sogar den Schein jener Tugenden verloren, welche ihrer alten Freiheit entstammten,

* F. Adler, die Weltstädte in der Baukunst.

wurde die Einfachheit der römischen Sitten allmählig durch den staatlichen Pomp der asiatischen Höfe verdorben. Die Auszeichnungen persönlichen Verdienstes und Einflusses wurden durch den Despotismus der Kaiser abgeschafft, welche an der Stelle derselben eine strenge Unterordnung des Ranges und Amtes einführten, von den titulirten Sclaven, die auf den Stufen des Thrones saßen, bis zu den untersten Werkzeugen willkürlicher Gewalt. Diese Schaaren knechtischer Abhänglinge hatten ein Interesse, die bestehende Regierung zu vertheidigen, weil sie fürchten mußten, daß eine Revolution ihre Hoffnungen vernichte und sie um den Lohn ihrer Dienste bringe. In dieser göttlichen Hierarchie (denn so wurde sie häufig genannt) war jeder Rang mit der umständlichsten Genauigkeit bestimmt und dessen Würde in einer Vielfältigkeit von kleinen und feierlichen Ceremonien entwickelt, die ein völliges Studium zur Erlernung forderten, und deren Vernachlässigung als Gottesfrevel betrachtet wurde. Die vornehmsten Beamten des Reiches wurden sogar vom Souveräne selbst mit den trügerischen Titeln: Eure Aufrichtigkeit, Eure Gravität, Eure Excellenz, Eure Eminenz, Eure erhabene und wunderbare Größe, Eure durchlauchtige und herrliche Hoheit begrüßt. Ihre Amtspatente waren durch Abzeichen verziert, welche Beschaffenheit und hohe Würde am besten zu erläutern geeignet waren: Standbild oder Portrait der regierenden Kaiser; ein Triumphwagen; das Buch der Verordnungen, welches auf einem mit reichen Teppichen belegten und von vier Wachskerzen erleuchteten Tische stand. Einige dieser Amtszeichen waren auch im Audienzsaale aufgestellt, während andere ihrem pomphaften Zuge vorangetragen wurden, so oft sie öffentlich erschienen. Ein philosophischer Beobachter hätte das Gebäude der römischen Regierung für ein glänzendes Theater halten können, angefüllt mit Schauspielern jedes Ranges und Grades, welche die Sprache ihres ursprünglichen Meisters wiederholten und die Leidenschaften desselben nachahmten.

Alle Beamten von hinreichender Wichtigkeit waren genau in drei Klassen getheilt. 1) Die Erlauchten. 2) Die Spectabiles oder Hochachtbaren. 3) Die Clarissimi, welche man durch sehr Ehrenwerthe übersetzen kann.

So lange die römischen Consuln die ersten Beamten des Staates waren, leiteten sie ihr Recht auf Macht von der Wahl des Volkes ab. So lange die Kaiser sich herabließen, die Knechtschaft zu verschleiern, welche sie auflegten, wurden die Consuln fortwährend durch die wirkliche oder scheinbare Abstimmung des Senates ernannt. In einem Schreiben, welches der Kaiser an die erwählten Consuln erließ, wurde erklärt, daß sie durch seine alleinige Obmacht ernannt worden wären. Ihre Namen und Bildnisse, auf vergoldete Tafeln von Elfenbein eingegraben, wurden durch das Reich als Geschenke für die Provinzen, die Städte, die Obrigkeiten, den Senat und das Volk verbreitet. Ihre feierliche Einsetzung geschah am Orte der Residenz. Am Morgen des 1. Januar nahmen die Consuln die Insignien ihrer Würde an. Ihr Anzug bestand aus einem mit Seide und Gold gestickten, zuweilen mit köstlichen Edelsteinen geschmückten Purpurgewande. Das öffentliche Fest dauerte mehrere Tage hindurch. In den beiden Hauptstädten kosteten die Spiele des Theaters, des Circus und des Amphitheaters, die zu Ehren jenes Ereignisses gefeiert wurden, beinahe eine halbe Million Thaler. Nach diesen Festlichkeiten stand es den Consuln frei, sich in den Schatten des Priatlebens zurückzuziehen und während des Ueberrestes des Jahres die ungestörte Betrachtung ihrer eigenen Größe zu genießen. Auf ihre Fähigkeiten kam es wenig an, und ihre Namen dienten nur als gesetzliches Datum des Jahres, in welchem sie den Stuhl des Marius und des Cicero eingenommen hatten.

Als Constantin den Thron bestieg, waren nur noch wenige Patriciergeschlechter vorhanden, deren Ahnen einst die Ersten der Republik gewesen waren. Er rief den Titel Patricier wieder ins Leben, aber als eine persönliche, nicht als eine erbliche Auszeichnung.

Das Schicksal der prätorianischen Prä-

fecten war wesentlich von jenem der Consuln und Patricier verschieden. Letztere sahen ihre alte Größe in einem leeren Titel verdunsten. Erstere hoben sich stufenweise aus einer sehr geringfügigen Stellung und wurden mit der Civil- und Militärverwaltung der römischen Welt bekleidet. Der Ehrgeiz der prätorianischen Präfecten, den Gebietern, denen sie dienten, stets furchtbar, zuweilen verderblich, wurde durch die Stärke der prätorianischen Schaaren unterstützt: nachdem jedoch diese hochmüthigen Truppen von Diocletian geschwächt und von Constantin unterdrückt waren, fiel es leicht, die prätorianischen Präfecten, welche den Sturz derselben überlebten, zur Stellung nützlicher und gehorsamer Minister herab zu nöthigen. Zuletzt wurden sie sogar aller militärischen Würde entkleidet, und es wurde ihnen die Verwaltung der Provinzen übertragen.

Diejenigen, welche in der kaiserlichen Hierarchie durch den Titel hochachtbar ausgezeichnet waren, bildeten ein Mittelglied zwischen den erlauchten Präfecten und den ehrenwerthen Obrigkeiten der Provinzen. Die Civilverwaltung des Reiches war in dreizehn Diöcesen eingetheilt, von denen jede einem mächtigen Königreiche gleich kam.

So wie der Geist der Eifersucht und des Prunkes im Rathe des Kaisers vorherrschte, schritten sie mit emsiger Sorgfalt zur Theilung der Wesenheit und zur Vervielfältigung der Titel. Die unermeßlichen Länder, welche die römischen Eroberer unter derselben einfachen Form der Verwaltung vereint hatten, wurden allmählig in kleine Bruchstücke zerbröckelt, bis endlich das ganze Reich in hundertsechszehn Provinzen getheilt war, von denen jede eine kostspielige und glänzende Verwaltung erschwingen mußte.

Alle bürgerlichen Obrigkeiten waren dem Stande der Rechtsgelehrten entnommen. Die Anfangsgründe der Rechtsgelehrsamkeit wurden in allen beträchtlichen Städten des Reiches gelehrt; die berühmteste Schule jedoch war die von Berytus an den Küsten von Phönicien und blühte über drei Jahrhunderte. Nach einem fünfjährigen Unterrichte zerstreuten sich die Zöglinge in die Provinzen, um Glück und Ehrenstellen zu suchen; auch konnte es ihnen an einem unerschöpflichen Reichthume an Geschäften in einem Reiche nicht fehlen, welches bereits durch Vielfältigkeit der Gesetze, Kunstgriffe und Laster verdorben war. Mit der hohen Wissenschaft der Rechtsgelehrsamkeit ward ein schmutziges Gewerbe getrieben. Es geschah vielfach, daß Rechtsgelehrte sich Zutritt in die Familien verschafften, um Zwistigkeiten zu entflammen, Processe anzufachen und dadurch sich selbst oder ihren Collegen eine einträgliche Ernte zu bereiten. Andere behaupteten die Würde von Gesetzeslehrern, indem sie einen reichen Clienten mit Spitzfindigkeiten, um die einfachste Thatsache zu verwirren, und mit Rechtsgründen versahen, um die ungerechtesten Ansprüche zu beschönigen. Die schimmernde und populäre Klasse bestand aus Advocaten, welche das Forum mit dem Geräusche ihrer schwülstigen und geschwätzigen Rhetorik erfüllten. Unbekümmert um guten Ruf und Gerechtigkeit, werden sie größtentheils als unwissende und räuberische Rechtsverdreher beschrieben, welche ihre Clienten durch ein Irrgewinde von Unkosten, Verzögerungen und Täuschungen führten, aus dem sie nach einer langwierigen Reihe von Jahren endlich entlassen wurden, nachdem ihre Geduld und ihre Glücksgüter beinahe erschöpft waren.

Außer den Obrigkeiten und Feldherrn verlieh der Kaiser den Rang der Erlauchten sieben seiner unmittelbaren Diener, denen er seine Sicherheit, seine Beschlüsse oder seine Schätze anvertraute. Die Geheimgemächer des Palastes standen unter Aufsicht eines Lieblingseunuchen, welcher in der Sprache jener Zeit der praepositus oder Präfect des geheiligten Schlafgemaches hieß. Die Kaiser späterer Zeit, welche für ihre Unterthanen unsichtbar und ihren Feinden verächtlich waren, erhoben die Präfecten ihres Schlafgemaches weit über die Häupter aller übrigen Minister des Palastes. Der außerordentliche Titel eines Grafen der geheiligten Geschenke wurde dem Generaldirector der öffentlichen Einkünfte vielleicht in der Absicht ertheilt, um einzuschärfen, daß jede Bezahlung ein Ausfluß der freiwilligen Güte des Monarchen

wäre. Außer dem öffentlichen Einkommen, welches ein unumschränkter Monarch nach Willkür erheben konnte, besaßen die Kaiser auch in ihrer Eigenschaft als reiche Bürger sehr ausgedehnte Ländereien, welche von dem Grafen oder Schatzmeister der Privatdomainen verwaltet wurden. Der beträchtlichste Theil derselben floß aus der unreinen Quelle der Confiscation und Verwirkung. Die kaiserlichen Ländereien waren durch die Provinzen von Mauritanien bis Britanien verbreitet; der reiche und fruchtbare Boden von Cappadocien jedoch verlockte den Monarchen, in dieser Provinz die schönsten Besitzungen zu erwerben, und entweder Constantin oder seine Nachfolger benutzten die Gelegenheit, ihre Habsucht durch Religionseifer zu rechtfertigen. Sie unterdrückten den reichen Tempel von Comana und verwendeten zu ihrem Privatvortheile die geweihten, von sechstausend Unterthanen oder Sclaven der Göttin und ihrer Diener bewohnten Ländereien. Das Beste waren jedoch nicht die werthvollen Einwohner, wohl aber brachten die Ebenen vom Fuße des Berges Argäus bis zu den Ufern des Sarus eine edle Zucht von Pferden hervor, welche in der alten Welt vor allen andern wegen ihrer majestätischen Gestalt und unvergleichlichen Schnelligkeit berühmt waren. Diese geheiligten, zum Dienste des Palastes und der kaiserlichen Spiele bestimmten Thiere wurden von den Gesetzen vor der Entweihung durch einen gemeinen Besitzer geschützt.

Die auserlesenen Schaaren Reiterei und Fußvolks, welche die Person des Kaisers bewachten, standen unter dem unmittelbaren Befehle der zwei Grafen der Haustruppen. Die Gesammtzahl derselben betrug dreitausendfünfhundert Mann; im Osten wurde dieser ehrenvolle Dienst fast nur Armeniern übertragen. So oft sie sich bei öffentlichen Feierlichkeiten in den Höfen und Säulengängen des Palastes aufstellten, entfaltete ihr hoher Wuchs, die tiefe Stille und Ordnung und ihre von Gold und Silber glänzenden Waffen einen der römischen Majestät nicht unwürdigen Pomp. Von ihnen wurden zwei Schaaren zu Pferde und zu Fuß ausgewählt, welche Protectoren hießen, deren vortheilhafte Stellung die Hoffnung und Belohnung der verdienstvollsten Krieger war. Sie bezogen die Wache in den innersten Gemächern und wurden gelegentlich in die Provinzen gesendet, um mit Schnelligkeit und Kraft die Befehle ihres Gebieters zu vollziehen.

Der beständige Verkehr zwischen dem Hofe und den Provinzen wurde durch den Bau von Straßen und die Einrichtung der Posten erleichtert. Aber diese wohlthätigen Einrichtungen waren nebenbei mit einem verderblichen und unerträglichen Mißbrauche verknüpft. Gegen dreihundert Agenten oder Boten, welche dem obersten Kanzelleidirector untergeben waren, wurden verwendet, um die Namen der jährlichen Consuln und die Edicte oder Siege der Kaiser zu verkünden. Unmerklich nahmen sie sich die Freiheit heraus, was sie immer über das Benehmen der Obrigkeiten oder der Privatpersonen bemerken konnten, zu berichten, und wurden bald als die Augen des Monarchen und als die Geißel des Volkes betrachtet. Unter dem begünstigenden Einflusse einer schwachen Regierung vervielfältigten sie sich zur unglaublichen Anzahl von zehntausend, verachteten die milden, obschon häufigen Ermahnungen der Gesetze und übten durch die gewinnreiche Verwaltung der Posten einen räuberischen und unverschämten Druck aus. Diese amtlichen Spione, welche fortwährend mit dem Palaste in Verkehr standen, wurden durch Gunstbezeugungen und Belohnungen aufgemuntert, den Fortgang jedes hochverrätherischen Planes, von dem kaum bemerkbaren Zeichen des Mißvergnügens bis zum offenen Aufruhr, auf das Sorgfältigste zu bewachen. Ihre gewissenlose und verbrecherische Verletzung der Wahrheit und Gerechtigkeit wurde durch die geheiligte Maske des Pflichteifers bedeckt, und so konnten sie in voller Sicherheit ihre vergifteten Pfeile nach der Brust des Schuldigen oder Unschuldigen versenden, welcher ihre Rache herausgefordert oder sich geweigert hatte, ihr Stillschweigen zu erkaufen. Ein treuer Unterthan, aus Syrien vielleicht oder Britanien, war der Gefahr oder wenigstens der Furcht ausgesetzt, in Ketten

nach Mailand oder Constantinopel geschleppt zu werden, um Leben und Vermögen gegen die boshafte Beschuldigung dieser bevorrechteten Angeber zu vertheidigen. Die gewöhnliche Verwaltung wurde durch solche Methoden, die nur die äußerste Nothwendigkeit beschönigen kann, geführt, und Mangel an Beweisen emsig durch die Anwendung der Folter ersetzt.

Das trügerische und gefährliche Verfahren mit der peinlichen Frage, wie sie emphatisch genannt wird, wurde durch die Jurisprudenz der Römer mehr zugelassen als gebilligt. Sie wendeten diese blutdürstige Art des Verhörs lediglich gegen Sclaven an, deren Leiden von diesen stolzen Republikanern nur selten in der Wagschale der Menschlichkeit und Gerechtigkeit gewogen wurde; aber nie hätten sie eingewilligt, die geheiligte Person eines Bürgers zu verletzen, bevor sie nicht die klarsten Beweise seiner Schuld besaßen. Die Annalen der Tyrannei von Tiberius bis Domitian erzählen umständlich die Hinrichtung unschuldiger Opfer; so lange aber auch nur die schwächste Erinnerung von Nationalfreiheit und Ehre lebendig blieb, waren die letzten Stunden eines Römers wenigstens vor der Gefahr schmählicher Folterung sicher. Das Verfahren der Statthalter der Provinzen richtete sich indessen nicht nach dem Ger chtsgebrauche von Rom. Die Fügsamkeit der Provinzbewohner ermuthigte die Statthalter, eine ihrem eigenen Ermessen überlassene Gewalt gegen Landstreicher oder plebejische Verbrecher, um ein Geständniß ihrer Schuld zu erzwingen, die Folter anzuwenden, sich zuzueignen und vielleicht zu mißbrauchen, bis sie unmerklich so weit gingen, daß sie allen Rangunterschied verwischten und die Vorrechte römischer Bürger hintenansetzten. Ausgenommen waren alle Personen von erlauchtem oder ehrenwerthem Range, Bischöfe und ihre Priester, Ausüber freier Künste, Soldaten und ihre Familien, Municipalbeamte, ihre Nachkommen bis in das dritte Glied und Kinder unter dem Alter der Mannbarkeit. Aber es wurde in die neue Gerichtspflege des Reichs der sehr verderbliche Grundsatz eingeführt, daß im Falle des Hochverraths, welcher jedes Vergehen in sich schloß, das die Spitzfindigkeit der Rechtsgelehrten aus einer feindlichen Absicht gegen den Kaiser oder den Staat abzuleiten vermochte, alle Privilegien schwanden und alle Stände zu derselben schimpflichen Gleichheit herabgebracht waren. Da die Sicherheit des Kaisers anerkanntermaßen jeder Rücksicht der Gerechtigkeit oder Menschlichkeit voranging, waren Würde des Alters und Zartheit der Jugend auf gleiche Weise den grausamsten Martern ausgesetzt, und die Angst vor boshafter Angeberei, welche sie zu Mitschuldigen oder auch nur Zeugen eines vielleicht eingebildeten Verbrechens wählen mochte, hing beständig über den Häuptern der vornehmsten Bürger der römischen Welt.

Wie schrecklich jedoch auch diese Uebel sein mochten, waren sie doch auf die kleinere Anzahl römischer Bürger beschränkt. Aber die dunklen Millionen eines großen Reiches haben viel weniger von der Grausamkeit als von der Habsucht ihrer Gebieter zu fürchten, und ihr niederes Glück wird hauptsächlich durch die Schwere übertriebener Steuern in Anspruch genommen, welche nur leise den Reichen drücken, aber mit beschleunigtem Gewichte auf die geringeren und ärmeren Klassen der Gesellschaft niedersinken. Ohne die verschiedenen Zölle und Abgaben auf Waaren, welche unmerklich durch die scheinbare Wahl des Käufers bezahlt werden, aufzuheben, zog die Politik Constantins und seiner Nachfolger eine einfache und directe Art der Besteuerung vor. Name und Zweck der Indictionen werden von dem regelmäßigen Gange der römischen Steuern abgeleitet. Der Kaiser unterschrieb eigenhändig und mit Purpurdinte das feierliche Edict oder die Indiction, welche in der Hauptstadt jeder Diöcese während zwei Monaten angeheftet blieb.

Ein durch Stolz erhabenes oder durch Mißvergnügen erbittertes Volk ist selten im Stande, seine Lage richtig zu würdigen. Die Unterthanen Constantins waren unfähig, die Abnahme der Talente und männlichen Tugenden einzusehen, wodurch sie so tief unter die Würde ihrer Altvordern gesunken waren; wohl aber konnten sie die Wuth der Tyrannei,

die Erschlaffung der Disciplin und die Zunahme der Abgaben beklagen. Der unparteiische Geschichtsschreiber erkennt zwar die Gerechtigkeit ihrer Klagen an, bemerkt aber nichts desto weniger einige günstige Umstände, die zur Erleichterung des Elends ihrer Lage mitwirkten. Der drohende Sturm der Barbaren, welche so bald die Grundsäulen der römischen Größe einstürzten, wurde an den Grenzen noch stets zurückgehalten oder wenigstens aufgeschoben.

Julianus Apostata (der Abtrünnige).*

Kurz vor seinem Tode hatte Constantin der Große eine Theilung des Reiches unter seine Söhne und Neffen angeordnet. Der älteste Sohn Constantin empfing die Präfectur jenseits der Alpen und des Rheins, der zweite, Constantius, Asien und Aegypten, dem dritten, Constans, wurde ungeachtet seiner Minderjährigkeit Italien und Afrika zugetheilt. Von den beiden Brudersöhnen erhielt der eine, Dalmatius, Thracien, Macedonien, Illyricum und Achaia, der andere, Hannibalian, erhielt Armenien, Pontus und die Umlande. Constantin der Große kannte den Sinn der Seinen, und meinte durch diese Maßregel verderblichen Ausbrüchen der Herrschsucht und Eifersucht zuvorzukommen. Der unheilvolle Geist, der in seinem Geschlechte lebte, führte dennoch bald nach seinem Tode zu blutigen Thaten. Von Constantius aufgewiegelt, erhoben sich die Truppen gegen jene beiden Vettern; sie wurden getödtet, außerdem zwei Brüder Constantins des Großen und noch fünf andere nahe Verwandte. Mit diesem Blutbade begann die Regierung der Söhne Constantins, welche nun das Reich von Neuem mit einander theilten, so daß Constantius den Orient, Constantinopel und Thracien, Constans die illyrischen und italienischen Provinzen, Constantin die gallische Präfectur erhielt. Keiner von ihnen besaß die zum Herrschen nöthigen Eigenschaften. Ehrgeiz und Herrschsucht aber trieben sie zu innern Kriegen. Constantin forderte als Vergrößerung seines Antheils die Provinz Afrika, brach in Italien ein, wurde aber bei Aquileja ermordet. Gegen den schwachen und seiner Laster wegen verachteten Constans, den nunmehrigen Herrn von zwei Dritteln des römischen Reiches, erhoben sich zwei Usurpatoren: Magnentius und Vetranio. Constans ward auf der Flucht von den Soldaten erschlagen. Constantius lag, als dies geschah, im Felde gegen den persischen König Sapor. Er brach den Krieg mit den Persern sogleich ab und es gelang ihm, die Truppen des Vetranio für sich zu gewinnen. Hierauf zog er gegen Magnentius zu Felde und besiegte ihn. Damit war Constantius alleiniger Herr des römischen Reiches geworden.

Außer ihm waren aus dem regierenden Herrschergeschlechte nur noch Gallus und Flavius Julianus übrig, zwei Söhne des Julius Constantius, eines Bruders Constantins des Großen. In strenger Aufsicht gehalten, hatten sie einen großen Theil ihrer Jugend in einem einsam gelegenen capadocischen Bergschlosse verlebt. Den älteren dieser Brüder, Gallus, erhob Constantius zum Caesar, vermählte ihm seine Schwester Constantia und übertrug ihm die Verwaltung des Morgenlandes. Gallus, der sich zur Führung der Geschäfte vollständig untüchtig erwies, ward jedoch nach kurzer Zeit auf Befehl des Kaisers hingerichtet.

Dem Bruder des Gallus, Julian, weissagte man ein gleiches Geschick. Aber Constantius bedurfte der Stütze und Hilfe in Regierungsgeschäften. Im Osten drohten die Perser von Neuem, an der Donau die Sarmaten, Gallien war von Franken und Alemannen überschwemmt. Daher trugen diesmal die Vorstellungen der Kaiserin Eusebia, welche dem schönen

* Nach Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte.

und hochbegabten Jünglinge Julian geneigt war, über das Mißtrauen ihres Gemahls und die Einflüsterungen des Geschmeißes der Eunuchen den Sieg davon. Julian, der zur Zeit seinen Studien in Athen oblag, ward an den Hof des Kaisers berufen, mit Helena, einer Schwester des Kaisers, vermählt, zum Caesar ernannt und mit der Verwaltung des Abendlandes betraut. Julian, von früher Jugend an von dem Streben nach hohen und edlen Dingen erfüllt, zeigte bald, was ein starker und gewandter Geist unter schwierigen Umständen zu leisten vermag. Kaum aus der Studierstube getreten, zwangen ihm die Umstände das Schwert in die Hand, und bald war er der Schrecken der kriegerischen Alamannen und Franken. Jene schlug er in der blutigen Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) und nahm ihren König gefangen; die Franken zwang er zum Frieden; drei Mal trug er die römischen Waffen über den Rhein und drang bis zum Taunus in Deutschland ein. Es gelang ihm, in den Truppen wieder einen bessern Geist zu erwecken; auch auf dem Gebiete der bürgerlichen Verwaltung leistete er Tüchtiges.

Diese Erfolge Julians erweckten in Constantius Neid und Furcht, und die Höflinge säumten nicht, seine unlautern Empfindungen gegen den Vetter zu nähren. Plötzlich empfing Julian, der sich damals zu Lutetia Parisiorum (Paris) befand, den Befehl, einen großen Theil seiner Soldaten nach dem Morgenlande zu senden. Erbittert darüber, riefen die Soldaten den Caesar Julian zum Augustus aus. Julian widerstrebte, nicht zum Schein, sondern in Wirklichkeit, bis Bitten, ja Drohungen ihn dahin brachten, die Annahme der angebotenen Würde zuzusagen. Die Lage für ihn war derart, daß er nur zu wählen hatte zwischen Diadem und Untergang. Er ließ nun dem Kaiser durch eine Botschaft Aufklärung über das Geschehene zugehen und bot ihm einen billigen Vergleich an. Taub gegen alle Vorstellungen, forderte Constantius unbedingte Unterwerfung und nun brach Julian an der Spitze seines Heeres nach dem Morgenlande auf, damit die Waffen entschieden. In Naissus überraschte ihn die Kunde, daß Constantius auf dem Zuge gegen ihn plötzlich gestorben sei. Nun war Julian unbestrittener Herr des römischen Reiches.

Kurz, aber bedeutungs- und verhängnißvoll war Julians Regierung. Julian unterschied sich von seinem verstorbenen Vetter eben so sehr in seinen Neigungen und in seiner Regierungsweise, als er ihn in Eigenschaften des Geistes überragte. Er war mäßig, keusch, ein entschiedener Feind alles Prunkes und jeder Art von Weichlichkeit. Den größeren Theil der zahlreichen müßigen Hofdienerschaft entließ er sogleich, den gemeingefährlichen Günstlingen des Constantius ward gerechter Lohn für ihre Unthaten. In Ausübung seiner Arbeiten auf den Gebieten der Verwaltung war er unermüdlich; nicht selten mußten Räthe und Schreiber einander ablösen, während er auf dem Platze aushielt. Um nicht als unbedingter Alleinherrscher zu scheinen, verlieh er dem Senate in Constantinopel die Rechte des römischen, ja er nahm selbst in den Reihen der Senatoren seinen Platz. Indeß war er auch nicht frei von Eitelkeit und Uebertreibung. Das Strafgericht, das er über verbrecherische Diener der vorigen Regierung ergehen ließ, traf auch zugleich Unschuldige. Seine Verachtung äußeren Schmukkes ging in Cynismus über.

Doch würden Julians große Regententugenden, seine tüchtige Verwaltung und Rechtspflege Treffliches gewirkt haben, wenn er nicht in der verkehrten Richtung befangen gewesen wäre, das Heidenthum wieder über das Christenthum zu erheben. Julian war in seiner Jugend von Geistlichen umgeben gewesen, die es sich hatten auf das Eifrigste angelegen sein lassen, ihn zu einem Christen zu erziehen und die Einflüsse des Heidenthums von ihm abzuwehren. Ihre Absicht war gut, nicht so ihre Methode. Der Zwang wurde ihm zur Last, das Uebermaß des Lehrstoffes machte ihm denselben zuwider, die Absperrung von dem geistigen Leben der Vergangenheit seines Volkes erweckte die Sehnsucht nach Kenntnißnahme desselben in ihm. Er ward ein eifriger Freund der römischen, mehr noch der griechischen Literatur. In Athen kam er

mit Anhängern der neuplatonischen Schule in Berührung, diese waren bemüht, dem Polytheismus wieder Glanz und Ansehn zu verschaffen. Die neuplatonische Philosophie sagte der Geistesrichtung Julians, der an der Demüth, wie das Christenthum sie predigte, ebenso wenig Gefallen fand, wie an den innerhalb der Christen entstandenen gehässigen Streitigkeiten, ungemein zu; in jener Philosophie fand er reichen Stoff für seine feurige Phantasie, fand er Mysterien, die nicht wie die christlichen, seiner Speculation Grenzen setzten, sondern durch symbolische Deutung seinen Geist und sein Gemüth beschäftigten; der Hinblick auf die Heroen der Vergangenheit feuerte ihn zu kühnen Thaten an, es wurde der Wahn in ihm rege, daß er von den Göttern auf die Erde gesandt sei, ihr Reich wieder aufzurichten. Bald genug belebten sich weithin durch das Reich die Hoffnungen aller Heidnischgesinnten. Wegen seines Abfalles vom Christenthum wurde Julian von den christlichen Schriftstellern der Abtrünnige (apostata) genannt. Er wollte jedoch den heidnischen Cultus nicht einfach wieder erwecken, vielmehr sollte er in gereinigter Gestalt auferstehen, namentlich durch würdige Priester vertreten werden. Das priesterliche Amt galt ihm als ein wahrhaft heiliges, und diese Heiligkeit sollte schon durch den Wandel der Priester ihren entsprechenden Ausdruck finden. Er selbst unterzog sich mit Ernst und Eifer den Pflichten des oberpriesterlichen Amtes. Um ihn dadurch zu heben, nahm er in den heidnischen Cultus viele Einrichtungen der christlichen Kirche herüber, Armenpflege, Bußübung u. s. w., auch veranlaßte er es, daß mit der öffentlichen Gottesverehrung religiöse Unterweisung verbunden ward, was dem Polytheismus bis dahin ganz fremd gewesen war. Aber gegen den Aberglauben und dessen Gaukeleien trat er nicht auf; vielmehr war er, der eifrige Philosoph, selbst in abergläubischen Anschauungen dermaßen befangen, daß er z. B. in den Eingeweiden der Opferthiere eifrig nach der Zukunft spähete.

Verfolgungen und gewaltsame Bekehrungen waren zwar dem Kaiser nach seinen philosophischen Anschauungen zuwider; aber er that ihnen auch nicht Einhalt und strafte nicht, als mehrfach die Heiden ihrem lang verhaltenen Grimme gegen die Christen Luft machten. Die Waffen, die er gegen das Christenthum in Bewegung setzte, waren Ausschluß der Christen aus den Staatsämtern und von dem Rechte, als Lehrer der Rhetorik aufzutreten, Verachtung und Spott jeder Art. Die jüdische Religion zog er ihres äußeren Cultus wegen der christlichen vor; er traf sogar Anordnungen, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Erderschütterungen und Feuerausbrüche aus den alten Tempelgewölben erschreckten jedoch die Arbeiter; das angefangene Werk blieb liegen und ward nicht wieder aufgenommen. Alle seine eifrigen Bestrebungen zu Gunsten des Heidenthums hatten nur geringe Erfolge, und diese schwanden nach seinem Tode wie Schaum dahin.

Zu Julians Lieblingsplänen gehörte ein Krieg gegen die Perser. Die Bahnen Alexanders des Großen zu wandeln und durchzuführen, was Der gewollt, beschäftigte seine Einbildungskraft und seine Ruhmbegierde. Im Jahre 362 überschritt er an der Spitze eines gewaltigen Heeres die Grenzen Persiens. Alles war wohl überlegt; dennoch schlug das Unternehmen fehl. Nachdem er ein feindliches Heer am Tigris geschlagen und diesen Fluß überschritten hatte, schickte er sich an, da er Ktesiphon nicht zu erobern vermochte, tiefer in das Land zu dringen; er verbrannte seine mit großen Vorräthen versehene Flotte auf dem Tigris, als überflüssig. Bald aber zeigte es sich, wie sehr er derselben bedurft hätte. Die Einwohner verwüsteten das Land weit und breit, und nun zwang ihn Mangel an Lebensmitteln zum Rückmarsche. Ein starkes persisches Heer erschien, und es kam zu einer sehr blutigen Schlacht. Julian blieb zwar Sieger, aber sein Heer hatte außerordentliche Verluste erlitten, er mußte seinen Rückmarsch fortsetzen, verfolgt und unaufhörlich angegriffen von dem erbitterten Feinde. Jeder Tag vermehrte die Noth des römischen Heeres. Bei dem Dorfe Phrygia ließ Julian

von seinem Muthe sich verleiten, einem zurückgeschlagenen und flüchtigen Heerhaufen der Perser selbst nachzusetzen, obschon er ohne Rüstung war. Es kam zu einem neuen Gefecht, in dem Julian durch einen Speerwurf tödtlich verwundet ward. Er starb im noch nicht vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahre, nachdem seine Regierung nur ein Jahr und acht Monate gedauert hatte.

Zehntes Buch.

Bis zum Untergange des abendländischen Reiches.

Inhalt:

Theodosius. Theilung des römischen Reiches.
Luxus im alten Rom.
Völkerwanderung.
Ulfilas.
Alarich.
Attila.
Sieg des Christenthums.
Bauwerke.
Untergang des abendländischen Reiches.

Theodosius. Theilung des römischen Reiches.*

Valens war von den Gothen in der Ebene von Adrianopel aufs Haupt geschlagen worden, er selbst hatte nach der Schlacht seinen Tod gefunden. Die Sieger überschwemmten Thracien und Macedonien bis zum adriatischen und ägäischen Meere. Der Eindruck dieser Schlacht und ihrer nächsten Folgen war von

* Nach K. F. Becker, Weltgeschichte.

großer Bedeutung; der Glaube an die Macht Roms hatte einen mächtigen Stoß erlitten.

Gratianus, der Nachfolger des Valens, erkannte, daß seine Kraft nicht hinreichend sei, den Osten zu schützen; er beschloß, dem Reiche einen Mitregenten zu geben, und es fiel seine Wahl (379) auf den Spanier Theodosius; diesem übertrug er die Regierung der Osthälfte des Reiches.

Theodosius hatte in seinem Vaterlande als Privatmann in völliger Zurückgezogenheit gelebt. Das Geschick, von dem sein Vater (dieser hieß auch Theodosius) ereilt worden war, mochte ihn bisher von dem öffentlichen Leben zurückgehalten haben. Tüchtigen Geistes, wie der Sohn, hatte der Vater lange Zeit dem Reiche als Feldherr treffliche Dienste geleistet. Sein Lohn war der, daß er auf haltlose Verläumdungen hin zu Carthago enthauptet ward. Dennoch entzog sich der jüngere Theodosius dem Rufe nicht, der jetzt an ihn erging.

Theodosius rechtfertigte das Zutrauen, das Gratianus in ihn setzte, vollkommen, und wie ihn als Menschen viele Tugenden zierten, zeigte es sich auch bald, daß er staatsmännische Tugenden besaß. Es gelang ihm durch Klugheit und Milde, die Gothen zur Ruhe zu bringen und zur Ansiedelung zu bewegen. Vierzigtausend Gothen nahm er in Kriegsdienste, und gerade die von ihnen gebildeten Legionen wurden in den folgenden Kriegen seine vorzüglichste Stütze.

Gratianus, der in Trier residirte, verscherzte sich durch sein müßiges, schwelgerisches Leben das Zutrauen seiner Krieger. Sie riefen den Feldherrn Maximus gegen ihn als Kaiser auf. Gratian begab sich auf die Flucht und fiel bei Lyon durch Meuchelmord. Maximus beanspruchte die Präfectur über Gallien, wogegen Theodosius zur Zeit nichts Erfolg Versprechendes zu unternehmen im Stande war. Aber er verlangte, daß dem Bruder des getödteten Gratianus, dem jungen Valentinian, Italien, Illyrien und Afrika verblieben. Maximus erklärte sich damit einverstanden, drang aber bald darauf feindlich in Italien ein. Valentinian floh mit seiner Mutter und seiner Schwester Galla zu Theodosius. Dieser, von der Schönheit Galla's ergriffen, begehrte und gewann die Hand derselben, und nun sagte er seinem Schwager Valentinian seine Hülfe zu. Er zog gegen Maximus, besiegte ihn und ließ ihn hinrichten. Danach übergab er seinem jungen Schwager die Regierung des Abendlandes und kehrte nach dem Osten zurück. Ueber Valentinian II. maßte sich sein Oberfeldherr, der Franke Arbogast, eine völlige Herrschaft an. Valentinian, des immer stärker werdenden Zwanges müde, enthob Jenen seines Amtes. Dafür wurde Valentinian ermordet, und Arbogast kam jetzt im Besitze der Herrschaft. Den Thron wagte er jedoch nicht zu besteigen, sondern gab das Diadem dem Befehlshaber der Hofdienerschaft Eugenius.

Aber schon rüstete sich Theodosius, um den Tod seines Schwagers an den Urhebern desselben zu rächen. Arbogast zog aus Deutschland große Soldschaaren herbei, auf Seiten des Theodosius standen die Gothen Gainas und Alarich und der Vandale Stilicho. Bei Aquileja kam es zu einer blutigen Schlacht. Theodosius gewann den Sieg, Arbogast tödtete sich selbst auf der Flucht, Eugenius, der in Gefangenschaft gerieth, ward hingerichtet.

Schon vier Monate nach diesem Siege, der ihn zum Alleinherrscher über das römische Reich gemacht hatte, starb Theodosius (395). Seinen Anordnungen zufolge erhielt sein älterer, achtzehnjähriger Sohn Arcadius die Präfectur des Ostens, das Uebrige der jüngere, elfjährige Honorius. Es war nicht die Absicht des Theodosius, dadurch eine scharfe, immerwährende Trennung der östlichen und der westlichen Hälfte des römischen Reiches zu veranlassen; „formell wie materiell sollte das römische Reich noch immer eine Einheit bilden, die Reichsgesetze wurden noch immer im Namen beider Kaiser gegeben, das Consulat wurde jährlich von Rom und von Constantinopel aus besetzt, so daß die eine Stelle ein Abendländer, die andere ein Morgenländer einnahm."

Allein die wirkliche Trennung bildete sich von da ab von selbst; zumal da gleich vom Anfange an eine tiefe Feindschaft zwischen den leitenden Staatsmännern beider Höfe eintrat. Der Hof von Constantinopel ward mehr und mehr zu einem orientalischen; die Sprache der Einwohner, die griechische, ward auch zur amtlichen, und es erhob sich auf diese Art eine Scheidewand zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande.

Von nun an gab es ein abendländisches (weströmisches) und ein morgenländisches (oströmisches) Kaiserreich.

Während das Erstere seinem baldigen Untergange entgegen ging, bestand das morgenländische byzantinische Reich unter mannigfachen Veränderungen noch über tausend Jahre (bis 1453).

Was unter Theodosius dem Großen für das Christenthum geschah, soll weiter unten berichtet werden.

Luxus im alten Rom.*

Die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Christus war unstreitig der Zeitraum des größten Luxus in Rom und Italien, und zwar nicht jenes öffentlichen Luxus, der sich mit den Künsten verbindet und ihre Erzeugnisse mit Gold und Marmor bedeckt, sondern des Luxus der Einzelnen, der ein unzertrennlicher Begleiter der vorübergehenden Laune und des schlechten Geschmacks ist, der in dem moralischen Verfall entsteht und üppig gedeiht, wie reichgefärbte, aber giftige Pflanzen im faulenden Sumpfe. Die Schönheit der Form verschwindet unter der Masse von Verzierungen, die einfache Majestät macht prahlerischer Ueberladung Platz; die Harmonie der Farben weicht der schreiendsten Farbenverschwendung.

Seit der Gründung Constantinopels brachten — mehr als es früher geschehen — asiatische Griechen die Anschauungen, Ideen und Phantasien ihres Vaterlandes hinüber nach Rom, wo diese einen so fruchtbaren Boden fanden, daß sie sich nur zu üppig entwickelten und das Letzte, was von dem einfachen Urväter-Hausrath übrig war, verdrängten.

Die zeitgenössischen Aufzeichnungen ermangeln nicht, dem, der die dunkelen Schachte dieses Zeitraumes durchwandeln will, eine hellleuchtende Fackel vorzutragen. Wir erwählen uns in Folgendem keinen geringeren Führer, als den heiligen Kirchenvater Hieronymus, und an seiner Hand wollen wir einige Bilder, gleich alten, durch Jahrhunderte unter weißer Kalktünche versteckten Fresken, unsern Lesern vorführen.

Wer die Sitten des vierten Jahrhunderts studiren will, der muß vor Allem die klassischen Erinnerungen abschwören, die er an den Namen Rom knüpft. Die patricischen Familien hatten die größte Veränderung erfahren; es blieb nichts als der Name. Das Volk hingegen war unverändert geblieben; noch immer streckte es die gierige Hand dem entgegen, der sie füllen wollte; aber Brot genügte ihm nicht mehr; man mußte Oel, Wein und Speck hinzufügen, wenn man es still und ruhig erhalten wollte; noch immer lief es öffentlichen Spielen und Schaustellungen nach, wie zu Caesars Zeit, und hatte sich eine Einnahmequelle geschaffen an Schauspielern, die nicht ausgezischt und ausgepfiffen werden wollten: mit einem Worte, es war noch immer das feigste, ungeberdigste, trägste und gierigste Gesindel, unfähig, ein ehrliches Gewerbe zu treiben, den Tag über herum lungernd und raufend, und des Abends bei Würfelspiel das Wenige verspielend, was es erbettelt hatte.

Sehen wir uns auf einem andern Gebiete ein wenig um und betrachten wir einen Mann, auf den höchsten Stufen der gesellschaftlichen Rangordnung stehend, einen Senator. Unter Constantin war ein solcher Würdenträger kein Cincinnatus oder Cato, er war nicht einer von

* Nach der „Presse“.

jenen energischen und kühnen Schurken, welche das Ende der Republik beschleunigten und die öffentliche Freiheit und ihre eigene Ehre an den Meistbietenden verschacherten, wie Clodius und Catilina; er gehörte aber auch nicht zu jenen schamlosen Patriciern, welche, um ihre abgespannten Nerven mit neuen, nie gekosteten Genüssen zu reizen, in die Arena hinabstiegen, um hier in Kämpfen mit gemietheten Gladiatoren einen wohlfeilen Ruhm zu ernten; es war mit Einem Worte nichts Römisches an ihm, weder im guten, noch im schlechten Sinne. Seinesgleichen mußte man in Babylon und Assyrien suchen. Eine seidene Toga — jedes andere noch so feine Gewebe war für den entnervten Körper zu rauh — in langen weibischen Falten, durchsichtige Schleier, Fächer und Sonnenschirme bildeten seine äußere Ausstattung, ein Haufen von Eunuchen seine Umgebung. War er nicht im Circus oder im Bade, galt es nicht, ein neues Pferd zureiten zu sehen, so lag er in Kissen vergraben zu Hause, in geräumigen, kühlen, marmorgepflasterten und mosaikgeschmückten Sälen. Was das Studium betrifft, so flößte es ihm gerade so viel Furcht und Abscheu ein, als das schrecklichste Gift; nach dem Ausspruche des heiligen Gewährsmannes war die Bibliothek eines Patriciers dieser Zeit ebenso hermetisch verschlossen und respectirt, wie das Grab. Außer einzelnen Stellen des Juvenal „über die Sitten“ und einigen Anecdoten aus Suetonius „das Privatleben der Kaiser“ betreffend, blieb die ganze übrige Literatur für ihn ein Buch mit sieben Siegeln.

Wenn der Senator einen Besuch zu machen hat, so muß ganz Rom davon wissen. Er besteigt einen Wagen von übermäßiger Größe, damit ihn Jedermann nach Muße betrachten könne, und nachlässig in den weichen Polstern zurückgelehnt, spielt er mit einem Zipfel seines Kleides, um über dessen Feinheit und Kostbarkeit keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Die Pferde müssen außer der Last des Wagens noch eine Menge goldener Schabracken schleppen, und wenn sie ermatten, treibt der Kutscher sie mit goldener Ruthe zu neuer Anstrengung an. Die Dienerschaft, aus allen Ecken und Enden zusammenberufen, ist vollzählig um den Wagen ihres Herrn gereiht, keiner fehlt; Sclaven, Freigelassene, ja selbst „Sania, der Schalksnarr,“ Alle kommen sie auf den Ruf ihres Herrn. Der Majordomus, einen goldenen Stab in der Hand, zählt sie, ordnet und reiht sie ein nach ihren verschiedenen Leistungen, mit demselben würdevollen Ernste, wie ein Centurio seine Soldaten in Reihe und Glied commandirt. An der Spitze marschirt die Infanterie, die Schaar der gewöhnlichen Diener, hierauf folgen die feineren, die jungen Sclaven, reich und elegant gekleidet, dann kommen Verschnittene mit bleichen, ausdruckslosen Gesichtern, ängstlich nach den Mienen und Bewegungen des Herrn spähend; die Küchenbeamten schließen sich an in guter Ordnung und streng nach dem Range gruppirt, Köche, Küchenjungen, Brater u. s. w.; den Schluß bilden die Auskehrer und der ganze Anhang der niedrigsten Diener. Man würde gern vom Nachbar ein oder einige Dutzend Diener entlehnen, man würde alle Vorübergehenden anwerben, damit nur der Zug ja recht groß und auffallend sei. Wenn Alles in Ordnung, Alles in Bereitschaft ist, setzt sich die Spitze der Schaar in Bewegung; Menschen und Thiere des Zuges drängen und stoßen in unwiderstehlicher Eile vorwärts, manchen friedlichen Bürger über den Haufen rennend, und laut schallen auf dem Pflaster die Hufschläge der Pferde und die Tritte der Menschen. „Jedermann bleibt stehen,“ sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, Ammian Marcellinus, „betrachtet, fragt, und der befriedigt blickende Senator mag sich wohl denken: Bin ich nicht würdig des Namens meiner Vorfahren?“ —

Mit dem Abend beginnen endlose Festlichkeiten und Schmausereien, an denen ein ganzes Heer von Schwelgern und Schmarotzern Theil nimmt, und die Meere, Flüsse, Berge und Wälder der ganzen Welt scheinen in Contribution gesetzt. Bei jedem neuen Gericht werden die Rufe des Erstaunens, der Bewunderung laut. Man fragt nach dem Namen, dem Gewicht, dem Preis dieses unbekannten Fisches, jenes nie gesehenen Vogels.

Stammt jener aus dem Pontus Euxinus oder aus dem Ocean? Kommt dieser aus einer Oasis Aegyptens oder aus dem himmeltragenden Atlasgebirge? Diener mit Waage und Schreibtafel laufen geschäftig herbei und wiegen den Fisch, den Vogel, und verzeichnen sorgfältig die erhaltenen Zahlen, als handele es sich um ein wichtiges astronomisches Problem.

Die Mahlzeit ist, wenn sie auch übermäßig lange gedauert hat, schließlich doch zu Ende, die Stunde der Unterhaltung ist gekommen. Sclaven schleppen eine riesige hydraulische Orgel herbei, die, wie Marcellin berichtet, der an die sanfte Musik des Orients gewöhnt war, mit ihren furchtbaren Tönen die Ohren zerreißt. Nach der Musik kommen Tanz und pantomimische Darstellungen, von Tänzerinnen und berühmten Histrionen aufgeführt. Zur Zeit unseres Gewährsmannes gab es nicht weniger als dreitausend Tänzerinnen und Schauspieler in Rom.

Was konnten die Frauen sein neben und mit solchen Männern? Sie nahmen Theil an denselben Lastern mit der einzigen Beschränkung, die ihnen die Schwäche ihrer Natur auferlegte, und selbst diese Schranke schien mehr ihre Leidenschaften zu reizen, als sie aufzuhalten. Ihre Zeit war zwischen niedrigen Liebeshändeln, boshaftem Geklätsch und den Mühen und Sorgen ihrer Toilette getheilt. Die Künste des Toilettentisches, von dem oben (S. 348) schon berichtet ward, hatten ihre höchste Spitze erreicht. Ebenso verhielt es sich mit den Anzügen. Einer großen Beliebtheit erfreuten sich zur Zeit die seidenen Stoffe, mit künstlichen Figuren durchstickt; wahrscheinlich eine aus China und Indien nach Rom gekommene Mode. Man trug Vögel-, Vierfüßler- und Menschenbilder auf den Kleidern, ja sogar Bilder, die ganze Hochzeiten, Jagdscenen und mythologische Episoden darstellten. Diese Moden erregten den Zorn der christlichen Prediger, die darin nicht harmlose Erzeugnisse menschlicher Kunstfertigkeit erblickten, sondern Werke des Satans, der damit die Menschen zur Vielgötterei zurücklocke. Haben aber Predigten jemals gegen herrschende Moden etwas vermocht? Die Heiden schwärmten für die Abenteuer ihrer Götter und Göttinnen und trugen die Liebesgeschichten des Jupiter und der Venus, die Christinnen dagegen fromme und erbauliche Scenen aus dem alten und neuen Testamente auf den Kleidern. — So war die weltliche Gesellschaft beschaffen; kann man billiger Weise verlangen, daß der römische Clerus, in einer solchen Umgebung lebend, aus ihr hervorgegangen, die evangelischen Tugenden der Enthaltsamkeit, der Entsagung und der Armuth übe? Wir reden nicht von einzelnen Priestern, sondern von der großen Masse. Den Einfluß, den die Geistlichen auf die Frauen und die schwach gewordenen Greise übten, benutzten sie in so ausgedehntem Maße zu ihrem Vortheile, daß zwei Gesetze des katholischen Valentinians I. nothwendig waren, welche jede Schenkung unter Lebenden und jedes testamentarische Vermächtniß an Geistliche für null und nichtig erklärten. Der heilige Hieronymus äußerte sich bei dieser Gelegenheit: „Die Wagenlenker des Circus, Comödianten, öffentliche Mädchen, ja selbst heidnische Priester dürfen erben, aber ein christlicher Priester darf es nicht. Ich beklage mich nicht um der Kirche willen darüber, aber ich erröthe über Jene, welche ein solches Gesetz nöthig machten."

Verschiedene politische und religiöse Ursachen hatten die Ausnahmestellung des bischöflichen Sitzes zu Rom bewirkt. Seitdem die abendländischen Kaiser den palatinischen Hügel verlassen hatten, um in Cöln, Trier, Mailand zu wohnen, ward der Bischof die erste Person im Staate als Vertreter des christlichen Glaubens, dem heidnischen Senate gegenüber. Er verhandelte mit dem Senate bei feierlichen Gelegenheiten als Gleicher mit den Gleichen. In Constantinopel unter den Augen des Kaisers verlor sich der Bischof in dem Heere der Würdenträger, die den morgenländischen Hofstaat bildeten, und der Kaiser, der seit Constantin sich als der oberste Schirmherr der Kirche betrachtete, erlaubte sich manchen kühnen Eingriff auf das kirchliche, rein dogmatische Gebiet, dem zu wehren der Bischof keine Macht hatte.

Um den Rang und die Würde, welche die Gewalt der Thatsachen ihnen auferlegte, mit Ehren weiter zu behalten, meinten die Bischöfe der ewigen Stadt die Aeußerlichkeiten der römischen Behörden, mit denen sie sich verglichen, annehmen zu müssen. Verweichlichung und Hochmuth hielten mit dem steigenden Luxus gleichen Schritt, und der Sitz des Fischers konnte es bald an Pracht mit einem königlichen Throne aufnehmen. Natürlich war es, daß jeder Geistliche nach diesem beneidenswerthen Posten eben so gierig strebte, als ein Soldat nach dem Feldherrnstabe. Der wahrheitsliebende Heide Marcellin sagt darüber, als er einer Bischofswahl beigewohnt hatte, wo Blut in Strömen geflossen und das Pflaster der Kirche geröthet worden war: „Ich wundere mich gar nicht über diesen Ehrgeiz, der so weit getrieben wird, daß man sich bei der Wahl todt schlägt; weiß doch Jeder, den das glückliche Loos trifft, Bischof zu werden, daß er in der Gegenwart sowohl wie in der Zukunft glücklich und vergnügt leben kann; er hat einen schönen Wagen zu seiner Verfügung, die reichsten Kleider und eine Tafel, die an Kostbarkeit und Reichlichkeit sich mit der des Kaisers messen kann. Aber ich bin der Ansicht, daß sie sich ihres Gottes und seiner Lehre viel würdiger zeigen würden, wenn sie bescheiden, demüthig, gehorsam und arm wären."

Bezeichnend, welchen Werth die öffentliche Meinung dem Bischofssitze beilegte, ist die Aeußerung des Prätextatus, eines geistreichen und skeptischen Heiden, Hohenpriesters der Vesta und der Sonne: „Machet mich zum Bischof zu Rom, so werde ich augenblicklich Christ."

Man sieht, ein heidnischer Materialismus durchdrang und hüllte die ganze Gesellschaft, christlich oder heidnisch, wie der Nebel eine Landschaft ein, und der Hirt wandelte so gut in derselben Atmosphäre, wie seine Schafe. Man trug das Kreuz auf der Brust, Christus auf den Lippen, aber im Herzen war und blieb man Polytheist. Die Sitten und Gebräuche waren heidnisch, und die größere, schwerere Aufgabe blieb noch dem Christenthum zu thun übrig, in die Sitten einzubringen und sie umzugestalten. In diesen heidnischen Körper, den ein oberflächliches Christenthum nicht zu verwandeln vermochte, mußte eine Seele dringen, die den Umwandlungsproceß bewirkte. Und diese Seele, dieser Geist mußte sich erst unter dem Wogenschlage der Völkerwanderung stählen und kräftigen und sich eine neue Hülle aus dem Material der barbarischen Völker aufbauen, um seine welthistorische Sendung zu erfüllen.

Völkerwanderung.*

Die sogenannte Völkerwanderung erscheint uns nur deshalb als ein Ereigniß einzig in seiner Art, weil es in den hellen Mittag urkundlicher Geschichte fällt. Denn auch die Völker der alten Welt sind nicht wie Pflanzen aus dem heimischen Boden gewachsen; ihre ältesten Sagen weisen auf Einwanderung aus dem fernen Osten, der Wiege der Menschheit, zurück. So wurde zuerst der Süden Europas von den mannigfaltigen Stämmen bevölkert, die die Geschichte in Griechenland, Italien und der iberischen Halbinsel ansässig findet. Die Celten folgten ihnen und erfüllten die mittleren Länder, die Alpen und Norditalien, Süddeutschland, Gallien und Britannien. Noch im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. sehen wir ihren überfluthenden Völkerstrom, vielleicht durch die Iberier zurückgedrängt, sich in verheerenden Streifzügen über Rom und Griechenland ergießen. Die Germanen wurden damals durch sie noch zurückgehalten und nach dem Norden gedrängt. Der Zug der Cimbern und Teutonen aus dem Norden nach

* Nach M. A. v. Bethmann-Hollweg, Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung.

Illyrien, Gallien und Italien ist das erste Kennzeichen, daß ihre Sitze ihnen zu eng wurden, und seitdem finden wir die gesammte Nation in beständigem Vorrücken nach Süden und Westen begriffen, so daß im fünften Jahrhundert nach Chr. ihre Wanderung nicht beginnt, sondern zu ihrem Ziele kommt. Sarmatische und Finnische Stämme saßen hinter ihnen und rückten allmählig nach. Zwischen diese im Osten und die Celten im Westen mitten eingeschoben, ist das Geschick der Germanen bis auf den heutigen Tag durch diese Weltstellung bestimmt worden.

Ihr Vorrücken nach Süden und Westen erzeugte zunächst auf der ganzen Linie ihres Zusammenstoßes mit den Celten einen fortgesetzten Kampf, in welchem sie schon zu Caesars Zeiten die Uebermacht hatten. Die celtischen Stämme der Helvetier, die früher zwischen dem hercynischen Wald, Main und Rhein gesessen, die Bojer, die dem heutigen Böhmen den Namen gegeben, die Gothiner im fernen Osten, waren theils über Rhein und Donau hinübergedrängt, theils unterjocht. Ja, auf dem linken Rheinufer bis zur heutigen Sprachgrenze, den Ardennen und Vogesen, fand schon Caesar deutsche Völkerschaften inmitten der Gallier und Belgier seßhaft, zum Theil mit ihnen vermischt. Aus dem Innern waren es besonders die Sueven, die auf die Bewohner des rechten Rheinufers, Ubier, Usipier und Tenkterer, drückten, am Oberrhein unter Ariovist nach dem innern Gallien einbrachen.

Ohne Zweifel würden sie schon damals tiefer eingedrungen sein, und einen größeren Landstrich als die später von den Römern s. g. Germania prima und secunda germanisirt haben, wenn nicht die römische Herrschaft am linken Rhein- und rechten Donauufer ihre Bewegung im Großen und Ganzen für einige Jahrhunderte gehemmt hätte. Die Folge davon war einerseits ein heftigeres Drängen, mehr als ein vernichtender Kampf unter den einzelnen Völkern um den zu eng gewordenen heimischen Boden, andererseits eine stille und friedliche Einwanderung der überflüssigen Bevölkerung in die römischen Grenzländer unter verschiedenen Formen, bis der lange zurückgehaltene Völkerstrom im fünften Jahrhundert die römischen Linien durchbrach und sich über den ganzen Süden und Westen ergoß.

Ulfilas.*

Zur Zeit Attila's tritt unter den Gothen Ulfilas auf. Sein heimischer Name ist: Welfl (kleiner Wolf, in der griechischen Sprache Ulfilas). Wie auf den Flügeln des Sturmes die Keime der besten Früchte in die Weite getragen werden, so hatte auch Krieg und Beutesucht die ersten Samenkörner des Christenthums zu den Westgothen gebracht: römische, in die Gefangenschaft geschleppte Familien hatten die ersten Apostel unter ihnen abgegeben. Aus einer dieser Familien ging Ulfilas hervor. Geboren in Gothland, erzogen inmitten von Barbaren, unter den Augen eines christlichen und römischen Vaters, verband sich in seinem Herzen der Cultus des christlichen Roms mit einer hingebenden Liebe für sein neues Vaterland. Ueberdies knüpften ihn Bande persönlicher Dankbarkeit an die Römer: er vergaß niemals, daß ihn Constantin, als er ziemlich jung mit einer Mission der gothischen Könige nach Constantinopel beauftragt worden war, mit Theilnahme aufgenommen und, trotz seiner Jugend, zum Bischofe seiner Nation ernannt, und daß ihm der damals berühmte Eusebius von Nicomedien, der Caplan und Vertraute des Kaisers, die Hände aufgelegt hatte.

Nach seiner Rückkehr zu den Gothen widmete Ulfilas Leib und Seele der Be-

* Nach Amedée Thierry, Attila und seine Nachfolger.

kehrung seiner barbarischen Landsleute. Um seinen Predigten einen leichteren Eingang zu verschaffen und gleichzeitig mit den poetischen Sagen zu brechen, die zu den Gothen nur von ihren Nationalgöttern sprachen, nahm er sich vor, die Bibel in ihre Sprache zu übersetzen. Gleichwohl trug er Bedenken, aus dem alten Testamente die Bücher der Könige zu übersetzen, in denen die Kriege des jüdischen Volkes erzählt sind, denn er fürchtete, bei seiner Nation den Geschmack an Waffenthaten, der schon sehr stark hervortrat, dadurch zu steigern, und dachte, — so sagt ein Zeitgenosse, der uns diese Einzelheiten erzählt — daß die Gothen rücksichtlich der Schlachten eher eines Zügels als eines Sporns bedürften. Dieser Gedanke zeichnet uns mit einem einzigen Zuge den guten und ehrwürdigen Priester.

Sein Werk erhielt größere Bedeutsamkeit, als er zu hoffen gewagt hatte: es trat eine völlige Umgestaltung in den Sitten der Westgothen ein; seine Landsleute selbst gaben ihm den Titel des neuen Moses. Bruchstücke der Handschrift, wegen ihrer silbernen Lettern das silberne Buch genannt, befinden sich auf der Universität Upsala. Da diese Bibelübersetzung als das erste Werk der deutschen Literatur zu betrachten ist, möge hier als Probe der damaligen Sprachweise der Anfang des Vaterunsers folgen. Leicht wird ein Jeder die Verwandtschaft mit dem heutigen Deutsch erkennen:

Atta unsar, thu in himinam, weihna namo, quimai thiudnassus theins, wairthai wilja theins, swe in himinam ja anna airthai.

Alarich.*

Kurz nach dieser Zeit, im Jahre 395, nachdem Kaiser Theodosius das römische Reich getheilt und seine Söhne Honorius und Arcadius die Herrschaft über die Reichshälften angetreten hatten, herrschte über die Westgothen der tapfere und weise Alarich. Er wohnte im Reiche des griechischen Kaisers Arcadius, lieh ihm seinen tapfern Arm und schützte des Reiches Grenzen. Des Kaisers Bruder, Honorius, der im Abendlande herrschte, war ein Schwächling, der sich um die Regierung nicht bekümmerte. Die Zügel derselben befanden sich in den Händen eines edlen Vandalen, Stilicho. Es wäre Diesem ein Leichtes gewesen, sich selbst zum Kaiser des Abendlandes aufzuwerfen; doch er verschmähte es, sich Ansehn vor der Welt durch Untreue zu erwerben. Aber welcher Mann, der es redlich meint, zöge sich nicht eben durch seine Redlichkeit Feinde zu? So auch Stilicho. Die Hofschranzen beschlossen, den edlen deutschen Mann zu stürzen. Deshalb gaben sie Alarich, den sie zugleich zu verderben trachteten, den Rath, für sich und sein Volk ein wohnlicheres Landgebiet in den abendländischen Provinzen zu suchen. Alarich ging darauf ein und führte sein Volk über die Alpen nach Italien. Aber dort fand er einen kampfbereiten Feind. Stilicho hatte bereits aus Gallien und Britannien römische Legionen herbeigezogen, und es gelang ihm, die Gothen zu schlagen. Da aber Alarich immer noch ein gefährlicher Feind blieb, und es gerathen schien, die wilden Gothen so bald als möglich aus dem Herzen des Reiches zu entfernen, so ging Stilicho auf Unterhandlungen mit Alarich ein, die zu einem für diesen vortheilhaften Frieden führten. Ihm ward dafür, daß er zurückzugehen versprach, ein Jahrgehalt bewilligt.

Da lief die Kunde ein, daß Britannien und Gallien, entblößt von den römischen Besatzungen, durch benachbarte Barbaren überfallen worden seien. Diesen Umstand benutzten die Neider Stilicho's, diesen bei dem Kaiser Honorius

* Nach Chr. Oeser, Geschichte der Deutschen.

des Hochverraths zu bezichtigen. Er habe, ward gesagt, dem Feinde so gute Bedingungen zugestanden, weil er es mit ihm halte, und überdies Gallien und Britannien durch Entfernung der Besatzungen absichtlich preisgegeben. Ohne die Anklage einer genauen Prüfung zu unterziehen, ließ der Kaiser den edlen Stilicho, seinen Schwiegervater, hinrichten. Zugleich wurden eine große Zahl Deutscher, die sich in dem römischen Heere befanden, hingerichtet. Eine Zahl deutscher Krieger rettete sich zu Alarich, den sie beschworen, Rache zu nehmen für so schmachvoll vergossenes deutsches Blut. Nun zog Alarich noch einmal über die Alpen, und eroberte in kurzer Zeit das Land am Po, überall die römischen Schaaren niederwerfend. Honorius floh nach Ravenna. Inzwischen rückten die tapfern Gothen vor Rom und richteten sich zu einer Belagerung der Stadt ein. Da kamen römische Gesandte und begehrten mit Alarich in Verhandlung zu treten. Als man auf die Stärke des Römervolkes hinwies und hinzufügte, er möge den Kampf der Verzweiflung, zu dem es sich, falls es nicht jetzt noch zum Frieden käme, erheben würde, nicht gering anschlagen, erwiederte er lachend: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!“ Auf die Frage, was er verlange, antwortete er: „Alles Gold und Silber, das ihr in der Stadt habt, dazu alle Sclaven, die fremden Ursprungs sind.“ — „Wenn das, o König,“ sagten die Abgeordneten, „deine Forderungen sind, was willst du uns denn lassen?“ „Euer Leben!“ antwortete der stolze Eroberer. Durch fortgesetzte Verhandlungen ließ er sich indeß zu milderen Bedingungen bestimmen und zog ab. Aber durch Unredlichkeit in Bezug auf Erfüllung eingegangener Zusagen aufs Neue gereizt, erschien er wieder vor Rom und ließ sich auch nicht abhalten, die Hauptstadt zu erstürmen (410). Er begnügte sich mit einer Kriegssteuer, Kirchen, Paläste und das Grundeigenthum der Bürger wurden geschont: nur der rohe Haufe hatte im ersten Anlaufe sich der Raub- und Mordlust überlassen. Der Kaiser Honorius, zu dessen Lieblingsbeschäftigungen die Pflege von Hühnern gehörte, besaß ein Huhn, dem er den Namen Rom gegeben hatte. Als er nun unter seinem Hofgesinde plötzlich rufen hörte, Rom sei verloren, ward er aufs Höchste betrübt darüber, da er wähnte, es sei sein Lieblingshuhn gemeint. Da er aber sofort eines Besseren belehrt wurde, indem man ihm sein Huhn herzubrachte und hinzufügte, es sei die Hauptstadt des Reiches gemeint, lebte er wieder auf; war er persönlich doch hinter den Sümpfen von Ravenna vor jeder Gefahr gesichert!

Nach sechs Tagen brach Alarich von Rom auf, durchzog siegreich Unteritalien und traf Vorkehrungen, um nach Sicilien überzusetzen. Der Held folgte großen Entwürfen: nach der Eroberung Siciliens gedachte er nach Afrika überzusetzen. Da traf ihn in der Blüthe seiner Kraft — er zählte 34 Jahre — der Tod. Er erkrankte zu Cosenza am Busento und starb nach kurzem Krankenlager.

Der Schmerz seiner Krieger über sein Hinscheiden war groß und aufrichtig. Sie bereiteten dem Helden ein Grab, wie es seiner würdig war. Das Wasser des Busento wurde an einer Stelle abgelenkt, danach im Bette des Flusses die Gruft für Alarich gegraben. In seinem vollen Waffenschmucke, das Schwert in der Hand und einen Schatz zur Seite im Sarge liegend, wurde er eingesenkt, danach aber der Strom wieder in sein früheres Bett gelenkt und die Ausgrabung verschüttet. Keine Menschenseele hat später die Stätte erkundet, wo der Gothenheld von seiner Arbeit ruht.

Schön hat Platen Tod und Grab des Helden besungen:

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schaaren tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten sie ihn hier begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

— — —

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren.

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Vesuntowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Alarichs Schwager, Athaulf (Adolf), ein schöner und kühner Jüngling, wurde nun zum Könige erhoben. Nachdem er Placidia, die Stiefschwester des Kaisers, geheirathet hatte, verglich er sich mit diesem, verließ darauf Italien und zog nach Gallien und Spanien. Dort verdrängte er die Vandalen bis nach Afrika hinüber, wo diese das alte Carthago eroberten, und gründete dann das neue westgothische Reich. So sind denn die Spanier auch deutschen Ursprungs; von dem deutschen Character ist freilich in dem Strome der Zeit, der Gallier, Römer und Araber nach den gesegneten Fluren Spaniens führte, viel verloren gegangen.

Attila.*

In der Zeit des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung tritt der Name der Khoun, Houn oder Hunnen zuerst auf. Horden derselben bedeckten die beiden Abhänge der Uralkette und des Wolgathales. Ein Geograph dieser Epoche, Ptolomäus, meldet uns das Erscheinen einer Hunnenschaar unter den Slaven am Dniepr, und ein anderer Geograph zeigt uns die Hunnen zwischen dem caspischen Meere und dem Kaukasus gelagert, von wo aus sich ihre Räubereien bis nach Persien und Kleinasien hinein erstreckten. Es genügt für uns anzuführen, daß im vierten Jahrhundert die hunnische Bundesgenossenschaft sich dem Ural und dem caspischen Meere entlang wie eine lebende Mauer zwischen Asien und Europa ausdehnte, deren einer Flügel sich an die medischen Gebirge anlehnte, während der andere sich durch Sibirien hindurch an den wüsten Polargegenden verlief.

In solcher Lage lebten die Hunnen von der Jagd, vom Raube und von dem Ertrage ihrer Heerden. Der weiße Hunne plünderte die Züge der Kaufleute, die mit Indien Handel trieben; der schwarze Hunne machte Jagd auf Marder, Füchse und Bären in den Wäldern Sibiriens und trieb Handel mit Pelzwerk unter großen von Holz erbauten Hallen an der Wolga, welche von den Kaufleuten Persiens oder des römischen Reiches besucht wurden. Nur mit Furcht wagte man sich jedoch unter diese wilden Stämme, deren Häßlichkeit abschreckend war. Europa, das nichts dergleichen unter seinen Kindern hatte, sah sie mit ebenso großem Schrecken als Erstaunen ankommen.

Wir lassen hier einen Zeugen ihres ersten Erscheinens an der Donau sprechen, den Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, einen genauen und wißbegierigen Krieger, der unter seinem Zelte schrieb, und zuweilen mit einem seltenen Glück das Schauspiel, das sich vor seinen Augen entrollte, wiedergegeben hat. Wir bemerken jedoch, daß das Bild, welches er von den Hunnen entwirft, sich namentlich auf den westlichen Zweig derselben erstreckt.

„Die Hunnen" — so schreibt er — „übertreffen Alles, was man sich nur als noch barbarisch und wild vorstellen kann. Mit eisernen Werkzeugen durchfurchen sie die Backen ihrer neugeborenen Knaben, damit die Barthaare durch die Narben unterdrückt werden; auch haben sie bis zum Greisenalter ein glattes, nacktes Kinn. Ihr untersetzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnißmäßig großen Kopfe giebt ihnen ein monströses Ansehen: man

* Nach Amedée Thierry, Attila und seine Nachfolger, deutsch von E. Burghardt, Adolf Streckfuß, das deutsche Volk, und Jacob Venedey, Geschichte des deutschen Volkes.

könnte sie Thiere auf zwei Beinen, oder Abbilder jener schlecht zugehauenen Holzbilder nennen, mit denen man die Brückengeländer schmückt. Ueberhaupt sind sie Wesen, die mit einer menschlichen Gestalt versehen, im Zustande der Viehheit leben. Zur Zubereitung ihrer Speisen kennen sie weder Gewürz noch Feuer; Wurzeln von wilden Pflanzen und rohes Fleisch, das sie zwischen ihren hölzernen Sätteln und dem Rücken ihrer Pferde mürbe machen, bilden ihre Nahrung. Sie wissen nichts von dem Gebrauche des Pflugs; auch bewohnen sie weder Häuser noch Hütten, denn jede Mauereinschließung erscheint ihnen wie ein Grabmal, weshalb sie sich auch unter einem Dache nicht in Sicherheit glauben. Fortwährend durch Berge und Thäler schweifend, verändern sie unaufhörlich ihre Wohnsitze, oder vielmehr sie haben deren keine, und sind deshalb von Jugend auf an alle Uebel, an Frost, Hunger und Durst gewöhnt. Ihre Heerden folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, in denen ihre Familie eingeschlossen ist. Hier spinnen und nähen die Weiber die Kleider der Männer; hier bringen sie ihre Kinder zur Welt und erziehen sie bis zur Mannbarkeit. Fragt diese Leute, woher sie kommen, wo sie geboren sind, sie werden es euch nicht sagen können; sie wissen es nicht. Ihre Kleidung besteht in einem einzigen leinenen Unterkleid und in einem Mantel von an einander genähten Ratten- und Mäusefellen. Das Unterkleid ist von dunkler Farbe und verfault an ihrem Leibe; sie wechseln es nicht, wenn es nicht von ihnen abfällt. Ein platter Helm und Bockfelle, die um ihre haarigen Beine gerollt sind, vervollständigen ihren Anzug. Ihre Fußbekleidung, die ohne Form und Maß zugeschnitten ist, hindert sie so, daß sie nicht marschiren können, weshalb sie auch durchaus unfähig sind, als Fußgänger zu kämpfen, während man sagen könnte, daß sie auf ihren kleinen, häßlichen, aber unermüdlichen und blitzschnellen Pferden wie angenagelt sitzen. Zu Pferde bringen sie ihr Leben zu, bald rittlings, bald seitwärts sitzend wie die Frauen; hier halten sie ihre Versammlungen ab, kaufen ein und verkaufen, essen und trinken und schlafen selbst auf den Hals ihrer Pferde hingebeugt. In die Schlachten stürzen sie sich, auf den Antrieb ihrer verschiedenen Häuptlinge, ohne Ordnung und Plan, und werfen sich unter Ausstoßung eines fürchterlichen Geschrei's auf den Feind. Finden sie Widerstand, so zerstreuen sie sich, um jedoch mit dem nämlichen Ungestüm zurückzukehren, wobei sie Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnet, über den Haufen werfen und niederreiten. Indessen wissen sie weder einen festen Platz zu erstürmen, noch ein verschanztes Lager einzunehmen. Nichts gleicht der Gewandtheit, mit welcher sie in außerordentlichen Entfernungen ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile abschießen, die eben so hart und mörderisch wie eiserne sind. Im Handgemenge kämpfen sie mit einem Schwert, das sie in der einen Hand halten, und mit einem Strang, den sie in der andern führen und womit sie ihren Feind, während er ihre Hiebe zu pariren sucht, umwickeln. Die Hunnen sind unbeständig, treulos, unstät wie der Wind, ganz von der Wuth des Augenblickes fortgerissen. Eben so wenig wie die Thiere wissen sie, was ehrbar und anständig ist. Ihre Sprache ist undeutlich, verworren. Was ihre Religion anlangt, so haben sie keine, oder üben wenigstens keinen Cultus aus: ihre vorherrschende Leidenschaft ist Gier nach Gold. . . ."

Ueber die Abstammung der Hunnen erzählten die geschichtlichen Dichter der Gothen Folgendes: Zur Zeit ihres Königs Filimer seien die Frauen, die in dem Verdacht gestanden, Zauberinnen zu sein, verbannt und tief nach Scythien gejagt worden; dort seien diese verfluchten Frauen mit unreinen Geistern zusammengetroffen; sie hätten sich mit einander vermischt, und aus dieser Verbindung sei das scheußliche Volk der Hunnen entsprossen: „eine Art von Menschen, erzeugt im Morast, klein, hager, scheußlich anzusehen und nur durch die Gabe der Rede zum Menschengeschlecht gehörig."

Es war im Jahre 374, als die Masse der westlichen Hunnen, unter Anführung eines Häuptlings Namens Balamir, aufbrach und die Wolga überschritt. Sie

warf sich zunächst auf die Alanen, ein Hirtenvolk; diese widerstanden nur kurze Zeit, dann vereinigten sie sich, da sie sich zu schwach fühlten, nach dem uralten Gebrauche der asiatischen Nomaden, mit ihren Feinden.

Hunnen und Alanen durchschritten hierauf unter demselben Banner die Furth des Palus Mäotis und stürzten sich auf das Königreich Hermanerichs. Der an seinen Wunden leidende, mehr als hundertjährige Ostgothenkönig versuchte diesen „Wirbelstrom der Nationen“ aufzuhalten, ward aber zurückgedrängt. Er schritt noch einmal zum Angriff, aber er wurde auch diesmal geschlagen; seine Wunden brachen auf, und da er weder die Schmerzen noch die Schmach ertragen wollte, stieß er sich sein Schwert ins Herz. Die Ostgothen mußten sich unterwerfen.

Nun erwarteten die Westgothen angegriffen zu werden. Die gemeinsame Gefahr hätte sie, die Fürsten und die Stämme, vereinigen sollen: die gemeinsame Gefahr trennte sie. Alles war bei ihnen Gegenstand des Streites geworden: die Religion wie der Krieg, der Angriff wie die Vertheidigung, und diese Haltung rührte zunächst von der tiefgehenden Veränderung in den Sitten seit den letzten drei Viertheilen des Jahrhunderts her. Ein Theil hatte das Christenthum angenommen, der andere war eifrig dem Heidenthume ergeben geblieben, und während Athanarich die Christen im Namen des Nationalcultus grausam verfolgte, erklärten sich zwei andere Führer aus königlichem Geblüt, Fridighern und Alaviva, zu Beschützern derselben. So kam es, daß die Westgothen nur daran dachten, den Hunnen auszuweichen; ein Theil unter Athanarich zog nach Siebenbürgen; der andere Theil, der das Christenthum angenommen hatte, brach unter Führung der Fürsten Fridighern und Alvavia gen Süden auf und ließ den Kaiser Valens durch Abgesandte bitten, ihnen jenseits der Donau Platz zu friedlicher Ansiedelung anzuweisen. An der Donau machten die Westgothen Halt, die Antwort erwartend. Diese blieb lange aus und die Harrenden geriethen in eine schlimme Lage. Ihre Mundvorräthe erschöpften sich; bald machte der Hunger sich fühlbar. Unablässig ihre Augen von den römischen Linien nach den Ebenen des Nordens gerichtet, glaubten sie bald den Nachen zu erblicken, der ihre Abgeordneten zurückbrächte, bald am entgegengesetzten Horizonte die Reiterei der Hunnen erscheinen zu sehen, die mit ihrem gewohnten Ungestüm den weiten Raum durcheilte. Endlich ergriff sie Verzweiflung. Obgleich die durch Regen angeschwollene Donau um diese Zeit eine furchtbare Wassermasse mit sich führte, so unternahmen doch Viele, mit Gewalt über sie hinweg zu setzen. Ein Theil suchte schwimmend hindurch zu gelangen, ward aber von der Strömung hinabgetrieben; ein anderer bestieg ausgehöhlte Baumstämme, oder Flösse, die man mit langen Stangen zu lenken versuchte; waren sie aber nach unerhörten Anstrengungen über die Strombahn hinausgelangt, so schleuderten die römischen Balisten einen Hagel von Wurfgeschossen auf sie, und der Fluß trieb wirr durcheinander die Trümmer der Nachen und die Leichname mit sich fort.

Endlich kehrten die Abgeordneten vom kaiserlichen Hofe zurück und brachten die Zustimmung, wenn auch mit wenig erfreulichen Bedingungen. Die Frauen und Kinder, wenigstens die der Vornehmen, sollten zuerst über den Fluß gehen und in die Städte des Innern abgeschickt werden, um dort als Geißeln bewacht zu werden, darnach erst die Männer, und zwar nach vorhergegangener Ablegung der Waffen folgen. Alle Bedürfnisse, namentlich Lebensmittel, sollten ihnen nur gegen Zahlung gegeben werden. Jetzt war keine Wahl mehr: die Bedingungen wurden angenommen, und die römische Flotille trug die Schaaren hinüber. Römische Beamte, die den Auftrag hatten, die Ankommenden zu zählen, hielten, ermüdet, wie es heißt, oder erschreckt von der großen Anzahl, inne. Man ermittelte jedoch, daß die Zahl der waffenfähigen Männer ungefähr 200,000 betrug.

Am anderen Ufer entwickelte sich sofort ein trauriges und schmachvolles Schauspiel, wobei die römische Verwal-

tung, wie zum Vergnügen, die Eiterbeulen ihrer inneren Verderbniß zur Schau stellte. Sobald die Frauen, die jungen Mädchen und die Kinder abgetheilt waren, stürzten sich die römischen Vorgesetzten, Tribunen, Centurionen und Civilbeamten, auf sie, wie auf eine Beute, die ihnen anheimgefallen sei. „Jeder“, so schreibt ein Zeitgenosse, „nahm sich seinen Theil nach seinem Geschmack: der Eine eignete sich eine große, starke Frau, der Andere ein junges blondes Mädchen mit blauen Augen zu; die Kuppler waren auch da und machten Geschäfte für die Orte der Schmach. Man nahm schöne junge Knaben hinweg und führte sie in die Schande und in die Knechtschaft. Andere, Geringere, die das Land zu bebauen hatten, bemächtigten sich der starken Männer und sendeten sie als Hörige oder Colonisten auf ihre Besitzungen. Der ausdrückliche Befehl, die Waffen niederzulegen, ward nirgends befolgt; die römischen Beamten drückten für Geld die Augen zu, und der Gothe hätte in seinem wilden Stolze lieber Alles, was er besaß, sein Gold, sein Weib, sein Pelzwerk und die mit doppelten Franzen besetzte Decke, mit welcher er Staat machte, hingegeben; Viele blieben daher bewaffnet. Was die Lebensmittel betraf, die unter die Einwanderer vertheilt werden sollten, so waren sie durch die Betrügerei der Aufseher während des Transports verdorben; auch waren sie nicht in hinreichender Menge vorhanden. Man speculirte jetzt auf den Hunger der Fremdlinge; das Fleisch der unreinsten Thiere ließ man sich mit Gold aufwiegen. Für einen Sclaven tauschte man einen todten Hund. Es schien, als ob die in die Städte des Innern verpflanzten Frauen, durch den Luxus verblendet, sich ganz wohl in ihr Schicksal fänden.“

Beleidigungen und Ungerechtigkeiten ohne Zahl versetzten die Gothen endlich in die bitterste Wuth, namentlich nachdem Lupicinus ihren Fürsten Fridighern und Alvavia bei einem Gastmahle eine meuchlerische Schlinge gelegt hatte. Sie öffneten den Donauübergang andern barbarischen Schaaren, die ihnen gefolgt waren; auf heimliche Weise wurden die fehlenden Waffen angeschafft und die Plünderung begann. Eine römische Armee versuchte sie aufzuhalten; sie wurde bei Marcianopolis geschlagen; Fridighern hinderte seine Genossen, ihre Zeit bei der Einnahme fester Plätze zu verlieren, die sie doch nicht belagern konnten; sein Losungswort war: „Friede den Mauern!“ Allein die offenen Flecken sahen einen erbarmungslosen Krieg über sich hereinbrechen. Alles von den Römern auf die Gothen gehäufte Unrecht, alle Plünderungen, Schändungen und Meuchelmorde wurden jetzt hundertfach vergolten. Valens eilte nach Constantinopel, wo er fast vom Volke gesteinigt wurde. Als er die Stadt verließ, trat ihm ein Eremit entgegen und hielt ihn auf, um ihm zu fluchen und ihm seinen nahen Tod zu verkünden. Das Unglück verscheuchte in Valens' Geiste alle Nebelgebilde der Macht, und er ward wieder, wie in den Tagen seiner Jugend, ein tapferer und bis zur Unbesonnenheit verwegener Soldat. Mit einer in Auflösung begriffenen Armee, einigen frischen Truppen und einigen Neuangeworbenen unternahm er muthig, das Land von den siegreichen Schaaren zu säubern, oder bei versuchter Lösung dieser Aufgabe unterzugehen. In seinem Sehnen nach Kampf, oder in der Furcht, sich den Ruhm des Erfolges entrissen zu sehen, wollte er nicht erst die Ankunft seines Neffen Gratian, des abendländischen Kaisers, abwarten, der sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, um zu ihm zu stoßen; diese Hast führte ihn ins Verderben. Es mangelte den Römern an Lebensmitteln, und Fridighern, der dies wußte, zog sie in der Irre herum, um sie durch Hunger aufzureiben. Die Schlacht entspann sich endlich in einer Ebene zwischen Adrianopolis und der kleinen Stadt Nicäa am 9. August 378 und zog sich einen drückend heißen Tag hindurch. Um die Noth der Römer zu steigern, ließ Fridighern Feuer an das Gestrüpp anlegen, das auf ihrer Seite die Ebene bedeckte, und da die Feuersbrunst sich weiter und weiter verbreitete, so sah sich das römische Lager bald wie eingesperrt in einem Kreis von Flammen. Selbst Valens' Kühnheit verhinderte einen glücklichen Erfolg. Nachdem er, ohne Vor-

sichtsmaßregeln zu ergreifen, an der Spitze seiner Garden vorgerückt war, zog er die Legionen nach sich, die, von ihrer Reiterei getrennt, alsbald von den Gothen umzingelt wurden. Feine Rauchwolken verdunkelten den Himmel, und hinderten die Streitenden, ihre Feinde zu erblicken; die Pfeile wurden auf gut Glück abgeschossen; man suchte sich; man kam vom rechten Wege ab. Als die Spitzen der Heere auf einander trafen, hatte die Masse der Gothen, die immer in einer Richtung vordrangen, die Schlachtordnung der Legionen bereits durchbrochen. Inzwischen war es Nacht geworden, eine düstere, mondscheinlose Nacht. Valens, den seine Heerführer vergebens bestürmten, sich zurückzuziehen, kämpfte noch immer, als er auf einmal, von einem Pfeil durchbohrt, niederstürzte. Einige Soldaten hoben ihn auf und trugen ihn in eine Bauernhütte. Man verband noch seine Wunde, als eine Schaar gothischer Plünderer herbeikam, und da sie die Thür vertheidigt fand, Stroh und Reisbündel rings um die Hütte aufhäufte und anzündete. Valens kam in den Flammen um; zwei Drittel seines Heeres bedeckten die Ebene, und die Zeitgenossen konnten diesen Unglückstag mit Recht jenem von Cannä vergleichen. Im Besitz von Thracien und Macedonien, verheerten die Gothen diese Provinzen ganz nach Gefallen bis zum nächsten Jahre, wo Theodosius Besitz vom Morgenlande ergriff.

Wie ein Meer, wenn es seine Dämme durchbrochen, hervorstürzt und in einem Augenblicke die unvertheidigten Ebenen bedeckt, so war von den Horden Balamirs bald das ganze Land überschwemmt, welches die Flucht der Gothen freigelassen hatte. An dem weiten Strombett der Donau angelangt, blieben die Hunnen jedoch stehen und beunruhigten das römische Reich in keiner Weise; allein sie fuhren fort, gegen andere Völkerschaften Schlachten zu liefern. In ihrem Rücken duldeten sie keinen Feind: die Nation der Ostgothen hatte sich dem Joche gefügt; die alten Vasallen Hermanerichs gingen einer nach dem andern zu Balamir über; Athanarich allein hielt noch mit seinen treuen Genossen in den schroffsten Thälern der Carpathen Stand; allein selbst diese Tribus beschlossen, in ihren Engpässen umstellt und dem Hungertode nahe, dem Beispiele Fridigherns nachzufolgen, den sie so sehr getadelt hatten, und sich lieber den Römern zu ergeben, als das Haupt vor den Söhnen der Zauberinnen zu beugen. Wie groß sein inneres Widerstreben sein mochte, auch Athanarich entschloß sich dennoch dazu, und da die Römer sein Gesuch nicht zurückwiesen, so kamen die Gothen unvermuthet aus ihren Felsen heraus, gewannen das Ufer des Stromes und schifften sich über.

Für alle europäischen Nationen, civilisirte wie barbarische, war dies Eindringen der Hunnen mitten unter sie, dieses Vorschreiten des nomadischen Asiens nach Europa, von wichtigen Folgen. Sofort bekam Alles in der von ihnen besetzten Gegend ein anderes Ansehen: die ersten von den Gothen herrührenden Spuren der Cultur wurden aufgegeben; das seßhafte Leben verschwand; dagegen kehrte das Nomadenleben in seiner ganzen Rauhheit zurück, und der Landstrich, der von der untern Donau nach dem caspischen Meere das schwarze Meer entlang führt, war jetzt nur der Paß, durch welchen Horden und Heerden hindurch zogen. Der königliche Stamm der Hunnen setzte sich, wie eine wachsame Schildwache, die Alles, was jenseits passirte, zu belauschen hatte, an der Donau fest. Alljährlich wurde der Bretterpalast des Fürsten ein Stück gegen den mittleren Lauf des Flusses weitergerückt, und alljährlich mehrten sich durch Eingriffe gegen die weiter wohnenden Völkerschaften, indem die Hunnen ihre Grenzen immer weiter hinausschoben, ihre Berührungspunkte mit dem römischen Reiche.

Die römische Staatsklugheit hatte aber in den Hunnen einen neuen, kräftigen Barbarenstamm kennen gelernt und suchte ihn, wie alle andern, die in ihr Bereich kamen, zu benutzen. Dies scheint auch eine Zeit lang wenigstens zum Theil gelungen zu sein: neben und oft gegenüber den Franken finden wir jetzt große Hunnenschaaren im Dienste Roms. Endlich aber geschah mit ihnen, was auch mit den andern Barbaren geschehen war: sie

sahen, wie schön das römische Land, sie erkannten die Schwäche seiner Beherrscher und kamen dann folgerecht ebenso wie ihre Vorläufer auf den Gedanken, dieselbe zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten.

Die hunnischen Stämme hingen aber wenig zusammen, und dies war bisher der Vortheil Roms gewesen. Endlich trat der Fürst in ihrer Mitte auf, der die Kraft des ganzen Hunnenvolkes zusammen zu fassen wußte und eine Bewegung herbeiführte, von der Europa in seinen Grundfesten erschüttert ward.

Es war Attila. Im heutigen Ungarlande an der Donau erhob sich sein Palast. Nur aus festem, geglättetem und vertäfeltem Holze war des Königs Haus gebaut, aber griechische Baumeister hatten an demselben ihre ganze Kunst bewährt. Große Hallen und Höfe nahmen die Krieger auf, welche die Leibwache des Fürsten bildeten; kostbare Teppiche bedeckten Fußböden und Wände des Königshauses.

Der Name Attila oder Athel, der nichts Anderes als der alte Name der Wolga ist, hat mit einigem Grund vermuthen lassen, daß der Fürst das Lebenslicht an den Ufern dieses Flusses erblickt habe; jedenfalls wuchs er unter den Hunnen der Donau zum Manne heran; hier erlernte er den Krieg, und hier war es, wo er, frühzeitig in die Ereignisse der römischen Welt hineingezogen, den jungen Aetius (seinen nachmaligen großen Gegner), der um jene Zeit bei seinem Oheim Roua als Geißel lebte, kennen lernte. Wahrscheinlicherweise, und wie es in einer Art von Wechsel zwischen Barbarei und Civilisation zu geschehen pflegte, legte Attila seine erste Waffenprobe, wie es Aetius bei den Hunnen that, bei den Römern ab, indem er die Gebrechen ihrer Zustände studirte, wie der Jäger die Fährte eines Raubthiers studirt: die Schwäche des römischen und die Stärke des barbarischen Elements in den Heeren, die Unfähigkeit der Kaiser, die Verdorbenheit der Staatsmänner, den Mangel moralischer Spannkraft bei den Unterthanen, kurz Alles, was er später so wohl auszubeuten verstand, und was seiner Verwegenheit und seinem Genie als Hebel diente.

Die Geschichte hat uns ein Bild von Attila hinterlassen, nach welchem man sich diesen denkwürdigen Barbaren vorstellen kann. Untersetzt von Gestalt, breit in der Brust, hatte er einen starken Kopf, kleine, tiefliegende Augen, einen spärlichen Bart, eine eingedrückte Nase und eine fast schwarze Hautfarbe. Sein von Natur rückwärts geworfener Hals und seine immer unruhig und neugierig umherspähenden Blicke gaben seiner Haltung etwas Stolzes und Gebieterisches. „Das war", sagt Jornandes, „der Mann, dem die Vorsehung den Stempel aufgedrückt hatte, ein Mann, dazu geboren, die Völker in Schrecken zu setzen und die Erde zu erschüttern." Wurde er durch irgend etwas in Zorn versetzt, so zog sich sein Gesicht zusammen und seine Augen sprüheten Flammen; die Entschlossensten wagten nicht, den Ausbrüchen seines Zorns die Stirn zu bieten. Seine Worte, ja seine Thaten trugen das Gepräge einer gewissen auf den Effect berechneten Emphase: er drohte nur in furchtbaren Ausdrücken; wenn er zerstörte, so geschah es mehr, um zu vernichten, als um zu rauben; wenn er tödtete, so geschah es um Tausende von Leichnamen unbeerdigt Angesichts der Lebenden zurück zu lassen. Andererseits zeigte er sich mild gegen die, die sich zu unterwerfen verstanden, den Bitten zugänglich, großmüthig gegen seine Diener und seinen Unterhanen gegenüber als unbestechlicher Richter. Seine Kleidung war einfach, aber von großer Sauberkeit, seine Nahrung bestand in Fleisch ohne Gewürz, das man ihm in hölzernen Schüsseln auftrug; kurz seine mäßige Lebensweise stach gewaltig gegen den Luxus ab, den er um sich herum zu entfalten liebte. Neben dem Jähzorn eines Kalmücken besaß er auch deren thierische Leidenschaften: Trunksucht und Buhlsucht. Nach dem Ausdrucke des Jornandes „hatte er unzählige Frauen und seine Kinder bildeten fast ein Volk." Er bekannte sich zu keinem religiösen Glauben und übte keinen Cultus; nur befrug er Zauberer, welche immer bei ihm waren.

Dieser Mann, dessen Leben in Schlachten verrann, ging selten den Seinigen mit tapferem Beispiele voran; aber sein Kopf lenkte die Schlachten. In allen seinen Leidenschaften Asiate, stellte er den Krieg selbst hinter die Politik; denn den Berechnungen der Schlauheit und Hinterlist gab er den Vorrang und schätzte sie höher, als die Gewaltthätigkeit. Ausflüchte schaffen, zur rechten Zeit Unterhandlungen anknüpfen und die Einen mit den Andern verwickeln, wie die Maschen eines Netzes, in welchem sich der Feind endlich verfangen mußte, den Gegner unablässig durch Schreckschüsse in Athem zu erhalten und namentlich abwarten, das war seine größte Kunst. Der nichtigste Vorwand war ihm häufig am willkommensten, wenn man ihm nicht Genüge leisten konnte. In den Händen eines solchen Mannes sollten alsbald die Geschicke der Welt ruhen.

Nachdem alles Nöthige von ihm vorbereitet war, beschloß endlich Attila, seinen großen Eroberungszug zu unternehmen. Man möchte sagen, es existire in den Völkermassen ein politischer Instinct, der sie die Katastrophen der gesellschaftlichen Zustände vorempfinden läßt, wie ein Naturinstinct im Voraus allen Geschöpfen die Annäherung physischer Verheerungen ankündigt. Im Jahre 451 war für das römisch-abendländische Kaiserthum einer jener verhängnißvollen Zeitabschnitte, welche alle Welt mit Zittern erwartet, und deren Unglück so zu sagen mit einem Tage hereinbricht. Vorhersagungen, Wunder und außerordentliche Anzeichen, die gewissermaßen nothwendigen Beiläufer allgemeiner Befangenheit, fehlten auch in diesem Unglücksjahre nicht. Die Geschichte erzählt uns von unterirdischen Erschütterungen, welche im Jahre 450 Gallien und einen Theil von Spanien durchzitterten; der Mond verfinsterte sich beim Aufgehen, was als ein unheilvolles Vorzeichen betrachtet wurde; ein Komet von erschreckender Größe und Form erschien am Horizont nach Westen zu, während nach dem Nordpole hin der Himmel sich mehrere Tage hindurch mit Blutwolken umzog, in denen die aufgeregte Phantasie Geistergestalten, mit feurigen Lanzen bewaffnet, sah, die sich Gefechte lieferten. Das waren die Prophezeihungen des abergläubischen Haufens; die frommen Seelen suchten andere in der Religion. Der Bischof von Tongern, Servatius, ging nach Rom, die Apostel Petrus und Paulus in ihren Gräbern zu befragen, mit welchen Leiden der Zorn Gottes sein Land bedrohe. Es sei ihm, ward darauf erzählt, die Antwort geworden: Gallien werde den Hunnen preisgegeben werden, er aber werde, als Lohn seines Glaubens, in Rom sterben, ohne die Schrecken sehen zu müssen. Die politische Welt sah untrügliche Zeichen des Verfalls.

Einer immer dunkler werdenden Wetterwolke gleich zog Attila von Osten daher. Im römischen Reiche und Dienste aber lebte ein Mann, der dem großen Hunnenfürsten gewachsen war. Aetius, der Sohn eines Gothenfürsten und einer Römerin, stand an der Spitze des abendländischen Reiches. Er war, wie oben erzählt ward, selbst eine Zeit lang als Geißel am hunnischen Hofe gewesen. Dann aber hatte er sich an die Spitze der weströmischen Regierung hinauf zu ringen gewußt. Jetzt herrschte er in dem Namen eines Scheinkaisers, des Knaben Valentia II. Er kannte Attila, seine Art, sein Streben und sein Volk, durchschaute somit die ganze Gefahr, die über dem weströmischen Reiche schwebte, und suchte sie, gegenüber dem Gewaltbunde der von Attila zur Nachfolge gezwungenen Völker, durch einen andern Bund zu beschwören.

Dieser Gegenbund lag übrigens in der Natur der Dinge. Die Gothen und Franken waren schon seit Jahrhunderten die, wenn auch oft gefährliche, doch stets feste Grundstütze des römischen Reiches gewesen. Aetius wandte sich natürlich an sie und wußte sie bald auf seine Seite zu bringen, da sie, nach und nach zu festen Sitzen in reichen Ländern gelangt, selbst ebenso viel als die Römer von dem neuen Eroberer zu fürchten hatten. Zu ihnen gesellten sich noch überdies die in Gallien bereits ansässigen Burgunder, die ja kaum vor ein paar Jahrzehend von den Hunnen besiegt und weiter getrieben worden waren und so

recht wohl wußten, was sie von ihnen zu gewärtigen hatten.

Das weströmische Reich, so weit es noch bestand, die Westgothen, die batavischen und die Franken am Rhein und die Burgunder waren die naturgemäßen Verbündeten gegen Attila, Aetius aber die Seele dieses Bundes, der Geist, der denselben zum Bewußtsein bei den andern Bundesgenossen brachte und sie dann zusammenhielt. Wahrlich, kein kleines Werk in dieser zerrissenen Zeit! Er ist der Erretter Europas von einer Hunnenherrschaft gewesen.

Attila sah scharfen Blickes, wo die Gefahr für ihn lag und suchte vor Allem das Bündniß der Westgothen und Römer zu sprengen. An Beide schickte er Gesandte, um sie zu günstigen Sonderverträgen zu veranlassen. Aber Aetius wußte ebenso gut, wohin zunächst das Streben des Hunnenkönigs gehen werde, und ließ daher Valentinian II. an Theodorich, den König der Westgothen, Gesandte mit einer Botschaft schicken. Er schrieb an Theodorich: „Mit den Armen mißt Attila seinen Kreis, mit Trotz sättigt er den Uebermuth; Recht und Billigkeit nicht achtend, ist Attila der Feind alles Bestehenden. — Dies erwäge, weiser König des tapfersten Volkes, und gewiß, du wirst es nicht vergessen. Von dem Hunnen ist alles Unheil ausgegangen; er handelt mit Ernst und fördert sein Werk mit List. Kannst du seinen Uebermuth ungerächt ertragen? Du bist stark in Waffen, folge deinem Schmerz und stehe bei der allgemeinen Sache; du besitzest einen Theil des Reiches, da mußt du dem Reiche Hülfe leisten." — Der Gothenkönig antwortete: „Dein Wunsch ist erfüllt, Attila ist auch unser Feind, mag er stolz sein auf die Siege über mächtige Völker; die Gothen scheuen auch den Kampf mit Stolzen nicht." — Mit den batavischen Franken, den Rheinfranken, den Burgundern mögen ähnliche Verhandlungen stattgefunden haben.

Endlich rückte Attila heran; er kam in drei Heereszügen. Ein Zug traf zuerst auf die Burgunder und besiegte diese; der andere zog über den Rhein, drang bis Tungern gegen die Saalfranken vor und besiegte diese hier in einer mörderischen Schlacht, in der neunzigtausend Krieger den Tod fanden. Attila selbst rückte mit dem Hauptheer in der Mitte vor und kam bis Orleans, wo sich der Strom an der Festigkeit der Mauern der Stadt und der Tapferkeit ihrer Vertheidiger, wahrscheinlich unter Childerich, einem Frankenführer, brach. Die Stadt wurde zuletzt freilich eingenommen, aber während diese Belagerung Attila aufhielt, vereinigten sich die Heere der Gothen, der Römer und der Franken unter Theodorich und Aetius.

Dieser Umstand zwang Attila, sich bis Chalons an der Marne, wo er in der Ebene ein Schlachtfeld für seine Reiterschaaren zu finden hoffte, zurückzuziehen. Hier kam es (451) zu einer furchtbaren Völkerschlacht.

Die Heere standen einander gegenüber, der nächste Tag sollte die Entscheidung bringen. Attila verbrachte die Nacht in einer unbeschreiblichen Aufregung. Seine Krieger hatten in einem Gehölz einen Einsiedler ergriffen, der unter den Bauern das Geschäft eines Propheten betrieb. Attila kam auf den Gedanken, ihn zu befragen. „Du bist die Geisel Gottes," sagte der Eremit zu ihm, „und der Hammer, mit welchem die himmlische Vorsehung die Welt schlägt; aber Gott zerbricht, wenn's ihm beliebt, die Werkzeuge seiner Rache und läßt nach seinen Rathschlägen das Schwert aus einer Hand in die andere gehen. Wisse denn, daß du in deiner Schlacht gegen die Römer besiegt werden wirst!" — Diese muthvolle Antwort erzürnte den König der Hunnen nicht. Nachdem er den christlichen Propheten angehört, wollte er nun auch die Wahrsager seines Heeres vernehmen. Er ließ sie rufen, und nun begann eine seltsame, schreckliche Scene, von welcher die Geschichte, indem sie ihre Hauptzüge mittheilt, der Einbildungskraft die Sorge, sie zu vervollständigen, überläßt.

Man stelle sich vor: unter einem mitten auf der Ebene der Champagne aufgeschlagenen Tatarenzelte trifft bei düsterem Fackelscheine der gesammte Aberglaube von Nordeuropa und Asien zusammen: der ostgothische Priester, die Hände in die Eingeweide eines Opferthieres ge-

taucht, dessen Zuckungen er betrachtet; der alanische Priester, der auf einem weißen Tuche seine Zauberstäbchen herumwirft und aus ihren Verschlingungen prophetische Zeichen erblickt; der Zauberer der weißen Hunnen, der beim Tone der magischen Trommel die Geister der Verstorbenen citirt und sich mit der reißenden Schnelligkeit eines Rades um sich selbst dreht, bis er erschöpft, mit schäumendem Munde, in die Unbeweglichkeit der Starrsucht verfällt, und im Hintergrunde des Zeltes, auf seinen Fußschemel gehockt, Attila, die Krämpfe beobachtend und den leisesten Schrei dieses Dolmetschers der Hölle auffassend.

Uebel lautend waren für den Hunnenkönig die Offenbarungen der Priester und Zauberer. Die Hunnen, ward gesagt, würden besiegt, der feindliche Feldherr aber würde in der Schlacht getödtet werden. Als vom Tode des feindlichen Feldherrn die Rede war, machte ein freudiges Aufblitzen dem düstern Ernste auf dem Angesichte Attila's Platz. Er dachte an Aetius, und dieser war für ihn ja das große Hemmniß, das allen seinen Plänen in den Weg trat: er war es, der durch seine Gewandtheit die so wohl angelegten Plane Attila's, die Westgothen von den Römern zu trennen, vereitelt hatte.

Die Schlacht, die ihm nur Niederlage versprach, suchte Attila so spät am Tage als nur möglich zu beginnen, damit die Niederlage selbst nicht eine gänzliche würde, und die einbrechende Nacht neue Rathschläge und neuen Glückswechsel bringen könne. Erst in der neunten Stunde des Tages, um drei Uhr Nachmittags, ließ er sein Heer aus dem Lager aufbrechen. Er selbst stellte sich mit den im eigentlichen Sinne so bezeichneten Hunnen ins Mitteltreffen. Die Anordnungen, die er traf, verriethen seinen Plan ziemlich genau. Indem er seine tüchtigste Reiterei im Mittelpunkte der Schlachtordnung, seiner Wagenverschanzung am nächsten, concentrirte, wollte er augenscheinlich einen ungestümen Angriff auf das feindliche Lager versuchen, wodurch er gleichzeitig den Rückzug gegen das seinige sicherstellte. Aetius dagegen, der seine Hauptkraft auf die Flanken verlegte, wollte diese Bewegung benutzen, Attila wo möglich umzingeln und ihm den Rückzug, den er sich erhalten wollte, abschneiden.

Zwischen den beiden Heeren befand sich eine sich sanft abdachende Anhöhe, deren Besetzung als Beobachtungsposten von Vortheil sein konnte; die Hunnen sendeten einige Reiterhaufen dahin ab, während Aetius, der der Anhöhe viel näher war, eine Abtheilung westgothischer Reiterei dahin abgehen ließ; dieser kam auch zuerst auf dem Plateau an, griff die heranstürmenden Hunnen von oben herab an und warf sie ohne Mühe über den Haufen.

Dieses erste Mißgeschick erschien den Hunnen von schlechter Vorbedeutung, zumal sie schon von düstern Ahnungen eingenommen waren. Um ihren Muth anzufeuern, rief Attila die Häuptlinge zu sich und richtete eine feurige Ansprache an sie. Darauf hob die Schlacht an. Ein gräßliches Morden begann; bis tief in die Nacht hinein währte der Kampf. Ein kleines Gewässer, das das Schlachtfeld durchfloß, schwoll nach und nach durch die Blutströme dermaßen an, daß es die Leichname der Erschlagenen mit fortnahm; und doch war dies mit Blut erfüllte Wasser den Kriegern nicht zu ekelhaft, gierig daraus zu trinken, um ihren brennenden Durst zu löschen. 160,000 Krieger bedeckten am Abende mit ihren Leichen das Schlachtfeld; unter diesen befand sich auch die Leiche des tapferen Westgothenkönigs Theodorich. Thorismund, sein Sohn, führte nach ihm den Oberbefehl über die Gothen, und im tiefen Schmerz über den Fall des Vaters entfaltete er eine so glänzende Tapferkeit und wurde von den über den Tod des geliebten Königs erbitterten gothischen Kriegern so trefflich unterstützt, daß diesem Umstande zumeist die Niederlage der Hunnen zugeschrieben werden muß. Die Nacht endete den Kampf. Attila ließ hölzerne Sättel aufthürmen, um sich, wenn der Angriff etwa zur Nacht erfolgte und Alles verloren sei, freiwillig dem Flammentode zu weihen.

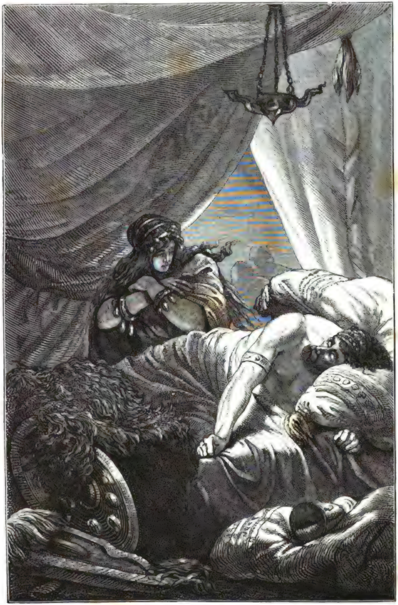
Thorismund und seine Westgothen gedachten auch zu neuem Kampfe zu schreiten, um den geschlagenen Feind vollends

Attila's Tod.

Digitized by Google

taucht, dessen Zuckungen er betrachtet; der alanische Priester, der auf einem weißen Tuche seine Zauberstäbchen herumwirft und aus ihren [illegible]

diese Bewegung benutzen, Attila wo möglich umzingeln und ihm den Rückzug, den er sich erhalten wollte, abschneiden.



Attila's Tod.

Digitized by Google

zu vernichten. Nun aber zeigte es sich, daß der schlaue Aetius nicht umsonst der Schule Roms entsprossen war. Er fürchtete, die Westgothen möchten, falls die Hunnenmacht gänzlich vernichtet würde, Rom aufs Neue gefährlich werden. Deshalb rieth er dem jungen Thorismund, ungesäumt heimzukehren, da ihm sonst die Brüder die Krone streitig machen könnten. Thorismund ließ sich dazu bestimmen, und so konnte sich denn Attila ungefährdet zurückziehen.

Im nächsten Jahre ging Attila nach Italien. Aber er fand hier, was früher und später auch Andere daselbst gefunden haben, feste Mauern um volkreiche Städte, danach bald Noth an Lebensmitteln und endlich ein ermattendes Klima mit vielerlei Krankheiten. Von Rom aus ward ihm der Bischof Leo I. der Große an der Spitze einer römischen Gesandtschaft bis Peschiera am Mincio entgegengeschickt. Leo beschwor ihn im Namen Gottes und des Kaisers, der Stadt Rom und des Landes zu schonen. Attila ließ sich in der That dazu bewegen, zurückzukehren. Nicht die Mahnung des ehrwürdigen Greises allein mochte dabei wirksam sein, sondern wohl ebenso sehr die bereits bezeichneten Umstände, wie nicht minder die Erinnerung an Alarichs Schicksal und die in ihm wach gewordene Besorgniß vor den Rüstungen des Kaisers Marcian im Osten. Wahrscheinlich empfing er auch reiche Geschenke.

In dem darauf folgenden Jahre starb Attila eines gewaltsamen Todes. Der Sage nach stieß ihm in der Nacht seiner Vermählung die schöne Burgunderin Ildeko den Rachestahl ins Herz. Er ward in einen goldenen Sarg gelegt, den ein silberner und danach ein eiserner umschloß. Die das Grab gemacht hatten, wurden getödtet, damit die Ruhestätte des Hunnenhelden nicht verrathen würde. Das Hunnenreich zerfiel bald darauf.

Aetius, der Retter Europas, fand schlechten Lohn, — wenn nicht verdiente Strafe für die Art, wie er Attila nach der Niederlage auf den catalaunischen Gefilden vor dem gänzlichen Untergange bewahrt hatte. Die feigen Höflinge, die Eunuchen Valentinians, konnten die Herrschaft eines Mannes nicht ertragen; sie hetzten den Knaben Valentinian gegen seinen Herrn und Meister, und so mordete dieser Kaiser mit eigener Hand seinen großen Wohlthäter und treuen Diener, den tüchtigsten Mann des Reiches, die festeste Stütze seiner Herrschaft.

Sieg des Christenthums.*

Mächtig war der Göttercultus noch in Rom, als schon siebzig Jahre seit der Constantinischen Schilderhebung für das Christenthum vergangen waren. Eine Reihe Inschriften aus der Zeit Gratians zeigt, wie die Aristokratie, wie namentlich Männer in den höchsten Stellungen gewissermaßen ihren Stolz darein setzten, ihre Anhänglichkeit an die Vielgötterei auszusprechen. Wenn aus nicht bekanntem Anlaß ein Mithrasheiligthum um die Jahre 376 — 377 durch den Stadtpräfecten Gracchus zerstört ward, so finden wir in derselben Zeit vornehme Männer als Priester desselben Dienstes, von welchem so zahlreiche Monumente erhalten sind. Noch unter Valentinian II. scheint eine Vestalin wegen verletzten Gelübdes mit dem Tode bestraft worden zu sein. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen das öffentliche Leben in seinen staatlichen Erscheinungen noch viel vom Wesen und den Attributen des Götterglaubens bewahrte.

Aber es sollte nicht lange mehr so bleiben. Zu den persönlichen Anlässen des unvermeidlichen Wechsels gesellten sich innere Gründe. Wäre selbst Theodosius, das leitende Element im Staate, eine andere Natur gewesen, die Natur

* Nach Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom, mit einem Zusatze von Leopold von Ranke, Geschichte der Päpste.

der christlichen Ueberzeugung hätte allein schon zur Entscheidung drängen müssen. Die Schutzrede des Symmachus für den alten Cultus bietet ein unwiderlegliches Zeugniß, daß das Heidenthum sich weder auf die priesterliche Tradition, noch auf die romanisirte griechische Philosophie, noch auf den orientalischen Mysterienglauben mehr stützen konnte, daß es aus einem Lehrsystem eine historische Erinnerung geworden sei, die nur noch Toleranz ansprach, weil ihren Anhängern das Geschick Roms mit ihr verbunden schien, und Viele mit ererbter Zuneigung an dem hingen, woran sie nicht mehr glaubten.

Theodosius vollendete und verbesserte Constantins Werk. Er sicherte zugleich den Sieg des Christenthums und der Orthodoxie. Im Jahre nach seiner Thronbesteigung empfing er die Taufe aus der Hand eines katholischen Bischofs, und wenige Monate darauf waren ohne Tumult und Blutvergießen alle Kirchen des Ostreichs vom Arianismus gesäubert. Das im Mai 381 in Constantinopel versammelte Concil bekräftigte und vollendete mittelst der Trinitätslehre die Beschlüsse von Nicäa.

Theodosius ging nun an die Vernichtung des Götterdienstes. Beim Antritt seiner Regierung hatte er ausgesprochen, er wolle bei seinen Unterthanen das alleinige Bekenntniß des Glaubens, welchen der Apostel Petrus den Römern überliefert habe. Im Jahre 385 wurden geschärfte Verbote der Wahrsagekünste erlassen und im Morgenlande der planmäßige Feldzug gegen die noch übrigen Tempel eröffnet, wobei unter Andern das prächtige Serapeum Alexandriens mit allen seinen Schätzen der Gelehrsamkeit unterging, und an manchen Orten zwischen fanatischen Zerstörern und verzweifelnden Heiden blutige Kämpfe entbrannten.

Nach dem Unterliegen des Maximus wurde auch im Abendlande mit dem Strafverfahren gegen den Götterdienst und Opfercult die Schließung seiner Heiligthümer eingeleitet, welche in einzelnen Fällen deren Zerstörung zur Folge hatte. In rascher Folge wurden die Maßregeln geschärft. Oeffentliche und häusliche Opfer, Eingeweideschau und Penatendienste in den Städten wie auf freiem Felde wurden von den Gerichten bestraft; auf Zukunftsdeutungen wurde die Todesstrafe gesetzt. Die Opferstätten, wenn Privatbesitz, fielen dem Staate anheim; Opfer auf fremdem Eigenthum wurden mit der Strafe von 25 Pfunden Goldes belegt. Schwere Geldbuße schreckte den nachsichtigen Richter.

So wurde gründlich aufgeräumt. Griechenlands alte Wettkämpfe hörten auf, während seine berühmten Götterbilder aus den Tempeln verschwanden, die sie so manche Jahrhunderte des Glanzes wie der Erniedrigung geschmückt hatten.

Roms Widerstand war aber auch dann noch nicht gänzlich besiegt. Im Gegentheil kräftigte er sich durch den Volksglauben, der mit dem Ende des vierten Jahrhunderts zugleich das Ende der Macht des Christenthums prophezeite. Dieser Widerstand ging wesentlich von senatorischen Familien aus, während die unteren Stände größtentheils christlich geworden waren. Im Senate gehörte die Mehrheit auch bereits diesem Glauben an: die heidnischen Geschlechter jedoch harrten aus, obgleich der Götterdienst aufgehört hatte. „Das goldstrahlende Capitol ist verödet," schrieb der h. Hieronymus; „Jupiters Tempel und Ceremonien sind gefallen; Ruß und Spinngewebe bedecken alle vormaligen Opferstätten, während an den halbverfallenen Bauten vorüber das Volk zu den Gräbern der Märtyrer eilt." Nachdem der öffentliche und Privatcultus aufgehört hatten, blieben jedoch die Anhänger des alten Glaubens persönlich unbelästigt, und selbst später noch begegnen wir manchen derselben in hohen Würden und einflußreichen Stellungen.

Wenn der kaiserliche Hof die letzten Götteranbeter in solcher Weise ruhig gewähren ließ, so führte er wenigstens in Rom eben so wenig gegen die Götterbilder Krieg. Es ist eine irrige Vorstellung, daß die Vernichtung der Bildsäulen unter den christlichen Kaisern begonnen habe. Solche Anschauung und Absicht lag Theodosius und seinen Nachfolgern ferne. Die Statuen, einst Gegenstand abgöttischer Verehrung, nun von

den Spuren des Aberglaubens gereinigt, wurden oder blieben zu künstlerischem Schmucke für Gebäude und Plätze bestimmt, und solche nur wurden weggeräumt, welche mit unerlaubtem Cultus enge zusammenhingen. Die Gesänge des Aurelius Prudentius legen Zeugniß ab, daß die Kunstwerke großer Bildhauer, der alte Schmuck der heiligen Stadt, fürder deren fleckenlose Zierde blieben, und der christliche Dichter läßt den Märtyrer Laurentius prophetisch diese Zeit schauen, in welcher die vom Blut gereinigten Marmore in unversehrtem Glanze strahlen, die Zeit, in der auf Geheiß eines dem wahren Gotte dienenden Herrschers die nicht mehr schädlichen Erzbilder der alten Idole in der Stadt leuchten würden, deren eherne und elfenbeinerne Tempelpforten geschlossen worden. Selbst die zum Schmuck der Götterbilder verwendeten Kostbarkeiten blieben diesen wenigstens zu einem Theile erhalten. Die Statue der Victoria blieb lange noch in der Curie stehen, aus welcher der Altar weggeräumt war; den goldstrahlenden Genius des römischen Volkes zählen die beiden ältesten Stadtbeschreibungen unter den Bildwerken des Forum auf; die vergoldete Herculesbildsäule der Aria maxima fand das fünfzehnte Jahrhundert unversehrt inmitten der Trümmer am Forum boarium. Eine Menge Statuen, einst Tempelbilder, wurden von den Stadtpräfecten mit Inschriften aufgestellt, und als Gabinius Vettius Probianus, dessen Präfectur in das Ende des vierten und den Anfang des fünften Jahrhunderts fällt, die mehrmals und zuletzt in Diocletians Zeit genannte Basilica Julia ausbessern ließ, schmückte er sie mit Statuen, die gewiß nicht damals erst gearbeitet waren. Noch in viel späteren Zeiten wurde damit fortgefahren, selbst nachdem das Weltreich untergegangen war. Wir lesen, daß in Odoakers Tagen ein Stadtpräfect eine durch den Brand während inneren Kampfes beschädigte Bildsäule der Minerva neu errichtete und eine von einem syrischen Rhetor und Bischof unter Justinians Regierung verfaßte Schilderung der Stadt zählt achtzig goldene und vierundsechszig elfenbeinerne Götterstatuen.

So wenig hatte man an die Vernichtung der alten Idole unter den christlichen Herrschern gedacht; so viele waren deren nach Bürgerkrieg und barbarischen Plünderungen noch übrig geblieben. Wenn Theodosius zur Herbeiführung und Sicherung des Sieges der Kirche herbe Mittel nicht scheute und nicht überall mit jener Mäßigung verfuhr, die wir in Rom an ihm bemerkten, so erkannte und ehrte er den Geist dieser Kirche auch in anderer, schönerer Weise, indem er sich am Weihnachtstage des Jahres 390 zu Mediolanum der öffentlichen Kirchenbuße unterwarf, welche der Bischof der Stadt, gegen Heiden furchtlos wie gegen sündige Christen, über ihn verhängt hatte. Wegen eines zu Thessalonich aus Anlaß der Circusspiele von dem erbitterten Pöbel an dem kaiserlichen Befehlshaber und einigen seiner Krieger begangenen Mordes hatten siebentausend Einwohner, auf des zornverblendeten Imperators Geheiß in der Rennbahn versammelt, den Tod gefunden. Zu spät hatte Theodosius einen Gegenbefehl erlassen. Da schrieb Ambrosius an den Kaiser: „In Thessalonica ist eine That begangen worden, die ohne Beispiel dasteht in der Geschichte. Ich habe sie nicht zu hindern vermocht, aber ich habe mich im Voraus über ihre Gräßlichkeit ausgesprochen, und dein zu später Widerruf deines ersten Befehls hat mir Recht gegeben. Eine Synode gallischer Bischöfe war versammelt, als die Kunde eintraf: keiner hat sie kaltblütig vernommen, keiner hat seine Seufzer unterdrückt. Keiner unter Ambrosius' Glaubensgenossen hatte Vergebung für deine That." — Dann erinnerte er ihn an Davids Beispiel, forderte ihn zur Reue auf, verkündete ihm, daß die Kirche ihm verschlossen bleiben müsse, bis er Buße gethan für das vergossene Blut. „Ich empfinde keinen Haß gegen dich," schrieb er, „aber Furcht erfüllt meine Seele, und ich würde es nicht wagen, das heilige Opfer darzubringen in deiner Gegenwart, das ungerecht vergossene Blut eines Einzigen würde mir's verbieten: könnte das Blut so vieler schuldloser Opfer es mir erlauben? Ich glaube es nicht; mit meiner Hand schreibe ich dir diese Worte, damit du allein sie

lesest." Und als der Imperator dennoch vor der Kirche erschien, trat Ambrosius ihm auf der Schwelle entgegen und verwehrte ihm den Eingang, indem er ihn nicht eher zur sacramentalen Gemeinschaft wieder zuließ, bis er Buße gethan und ein Gesetz erlassen, nach welchem die Todesstrafe nicht vor dem dreißigsten Tage vollstreckt werden sollte. Wie hier einen gehorsamen Sohn der Kirche, fand Ambrosius in Theodosius einen starken Beschützer des orthodoxen Glaubens, als es sich darum handelte, den im Morgenlande unter Valens wieder gekräftigten Arianismus zu vernichten.

Einmal noch mochte in Rom die zusammengeschmolzene heidnische Partei von der Rückkehr alter Zeiten träumen, als im Mai 392 nach Ermordung des einundzwanzigjährigen Valentinian Eugenius, die Creatur Arbogals, zu seinem Unglück auf den Cäsarenthron erhoben ward. Ein Mann antiker Bildung, zwar Christ, aber in vertrauten Beziehungen zu den Anhängern des alten Cultus, die auf ihn ihre Hoffnung setzten, wie er denn durch ihren Einfluß zur höchsten Würde emporstieg. Die Seele der Partei war jedoch nicht Eugenius selbst, sondern ein Mann, der zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte des Kampfes der beiden Religionen gehört.

Virus Nicomachus Flavianus — dieser ist's — entstammte einem reichen und vielvermögenden Geschlechte. Er war gleich berühmt durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine in hohen Aemtern an den Tag gelegte Geschäftskunde und Erfahrung. Zugleich wetteiferte er mit Symachi und andern Verkündern des Götterglaubens im Eifer für denselben, so daß einen Augenblick das Geschick des Heidenthums auf seinen Achseln zu ruhen schien, wie denn dies Heidenthum mit seiner Person zusammenbrach. Während seine Glaubensgenossen seine Kenntniß des Augurenwesens priesen, rühmten die Christen sein historisches und literarisches Wissen. Es zeugt für die von Gratian und Theodosius wenigstens im Abendlande geübte Duldung, daß sie durch religiöse Contraste unbeirrt diesem Manne höchstes Vertrauen schenkten und ihm die wichtigsten Aemter zuwiesen, die Verwaltung in Sicilien, die Quästur der kaiserlichen Aula, das Vicariat von Afrika, die Prätorialpräfectur von Italien und Illyricum. Unter den Ehrenstatuen des Trajansforum stand auch die seinige; ein zweites Ehrenmal errichtete Q. Fabius Memmius Symmachus, der Sohn dessen, der so oft genannt worden ist, dem Magistrat und Gelehrten, dessen Enkelin er zur Frau hatte, in den Gartenanlagen seiner Familie auf dem Caelius, wo man heut noch die Basis mit der Inschrift sieht. Von dem milderen Geiste des älteren Symmachus war sein ehrgeizig leidenschaftlicher Character weit verschieden. Die Gunst, deren er genoß, vermochte nicht, Flavianus an Theodosius zu fesseln. Durch Glaubenseifer verblendet, stellte er sich mit Arbogast an die Spitze der eugenianischen Partei.

Eugenius, obgleich durch die Anhänger des Heidenthums gehalten, wagte nicht, sich offen für sie zu erklären. Durch zwei römische Gesandtschaften um Herstellung des Victoriensaltar ersucht, ließ er es geschehen, ohne einen wirklichen Befehl zu ertheilen, und überwies die eingezogenen Tempeleinkünfte nicht den Tempeln selbst, sondern dem Flavianus und dessen Glaubensgenossen, nach ihrem Gutdünken darüber zu verfügen.

Die Vielgötterei errang noch einmal einen officiellen Sieg in Rom, ihr Haupt war Flavianus, nicht Eugenius. Dieser, welcher die Schwäche seiner Stellung bald erkannt zu haben scheint, bestrebte sich damals noch, zu einem Vergleich mit Theodosius zu gelangen, wie es einst nach Gratians Tod mit Maximus der Fall gewesen war, schrieb an Ambrosius, versuchte in die Kirche aufgenommen zu werden, die ihn jedoch zurückwies. Denn in einer Zeit, wo auch in Constantinopel die Sache des alten Glaubens immer noch hochstehende Vertheidiger fand, legte der Bischof von Mediolanum verdoppelte Standhaftigkeit und Wachsamkeit an den Tag. Seines eigenen Wortes eingedenk: es stehe dem Kaiser nicht an, die Freiheit der Rede zu verweigern, dem Priester nicht, seine Meinung zu verschweigen, stellte er dem aufgedrungenen Machthaber vor, er sei eben seiner Macht wegen und weil Keiner über ihm stehe,

Gott zwiefach unterthan. Es sei seine Pflicht gewesen, die Priester zu befragen, ehe seine Liberalität dem Anliegen der Heiden gewillfahrt habe.

Während Ambrosius den Usurpator floh, war Flavianus durch dessen halbe Maßregel nicht befriedigt. Er nahm die Sache in die eigene Hand, pflanzte, als der Bürgerkrieg zwischen Theodosius und Eugenius ausbrach, die Hercules-Insignien als Fahne des Heidenthums auf, drohte dem Mailänder Clerus, die Basilika in einen Stall zu verwandeln und die Priester in das Heer zu stecken, vertraute der Obhut des Jupiterbildes die Alpenpässe an und prophezeite aus den Opfern und Thiereingeweiden dem Eugenius Sieg wie den sichern Sturz des Christenthums.

Beim Untergange des Gegenkaisers scheint Nicomachus Flavianus freiwillig sich den Tod gegeben oder ihn in den feindlichen Reihen gesucht und gefunden zu haben. Seine Statuen in Rom wurden umgestürzt, sein Andenken unehrlich erklärt, nicht zur Vergeltung seines Christenhasses, sondern weil der Neid von Standesgenossen das Volk gegen die einflußreiche Familie aufhetzte. Theodosius aber, als er nach dem Siege in Rom verweilte, beklagte vor dem versammelten Senate Flavianus' Verlust, hochherzig sein Verschulden um seiner früheren Verdienste willen vergessend. Sein Nachfolger Honorius gab dem jüngeren Flavianus das väterliche Vermögen zurück und beförderte ihn zu hohen Würden, während Valentinian III. die Wiedererrichtung der Ehrenstatue durch ein Diplom verordnete, welches in unsern Tagen auf einer Marmorbasis des ulpischen Forums wieder aufgefunden, die letzte Kaiserdynastie ehrt, kurz vor den entsetzlichen Catastrophen Roms noch ein beredtes Zeugniß der Hoheit und Majestät des Imperium und der auch im Verfall noch imposanten Würde römischer Sitte und Lebensanschauungen.

So war der Triumph des Heidenthums nur ein letztes Aufblitzen, und im Spätsommer des Jahres 494 verschwand das Wahrzeichen des Götterglaubens auf immer aus dem Versammlungssaale des Senats. Theodosius aber dachte nicht daran, in der Stadt und auf dem Lande, wo dieser Glaube ungeachtet alles Abfalls und aller Niederlagen noch so tiefe Wurzeln hatte, den Gewissen Zwang anzuthun.

Wenige Monate darauf verlor das Reich den letzten Herrscher, der es ungetheilt gelenkt und unversehrt in eigener Person zum Siege geführt hatte. Am 17. Januar 395 verschied, nicht fünfzig Jahre alt, Theodosius zu Mediolanum, auch er mit Recht der Große genannt, wie er der letzte der Imperatoren im alten Sinne war, der letzte, der auf dem Throne den Character des Abendlandes repräsentirte und in seiner Lebensweise, in seiner Erscheinung, in seinem Verhältniß zu den Bürgern mehr an Augustus erinnerte, als an Diocletian und dessen Nachfolger. Wie er zu dem römischen Bisthum stand, ergiebt sich aus den Worten, die er an seinen Beschluß in Betreff des Festhaltens am nicäischen Glaubensbekenntniß hinzufügte, indem er es aussprach, daß der von Petrus den Römern überlieferte Glaube derjenige Glaube sei, welchen Damascus, ein Mann apostolischer Heiligkeit, bekenne, der Glaube an die einzige Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wie sie in gleicher Majestät und in einer heiligen Dreieinigkeit vereinigt sind. „Ich habe diesen Mann geliebt," sprach neben seiner Leiche der h. Ambrosius, der ihn nicht lange überleben sollte, — „ich habe ihn geliebt, weil er ernste Vorstellung der Schmeichelei vorzog. Er hat in der Versammlung der Gläubigen ein Verbrechen beweint, zu welchem trügerische Vorstellungen ihn getrieben hatten; er, der Kaiser, hat sich nicht gescheut vor öffentlicher Buße, und er hat nie aufgehört, seine Verirrung zu beklagen."

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Worte von L. von Ranke*). Das Heidenthum um jene Zeit, sagt er, glich einer eroberten Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Vertheidiger umgekommen sind. Aus den Catacomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo

* Geschichte der Päpste.

die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erhoben sich Heiligthümer zum Gedächtniß derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Cultus, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilica, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies noch etwas sehr Bezeichnendes. Die Apsis der Basilica enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Caesaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stelle derselben trat, wie wir es in so vielen Basiliken heut noch sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn; die localen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirges, in den Pässen durch die Thalschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener, vollständiger Sieg. Wie man auf den Münzen Constantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhob sich über dem gefallenen Heidenthume Name und Verehrung Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeiten gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbstständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion in seinem Schooße hervorgehen sehen, — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, das Bewußtsein in der Gemeinschaft in dem Einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwickelung seine eigene Nothwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst inne geworden; es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

Bauwerke.*

Es ist nicht zu leugnen, daß die Römer das Gebiet der Baukunst wenn auch nicht vertieft, so doch bedeutend erweitert haben. Den Angelegenheiten des Staates diente das Forum mit seiner großartigen Gestaltung, um das sich Tempel, Basiliken und andere öffentliche Gebäude oft in imposanter Weise gruppirten. Die leidenschaftliche Lust des römischen Volkes an Schaustellungen aller Art rief die meistens riesenhaften Anlagen der Theater, Circus, Amphitheater hervor, die in der Folge immer prächtiger und verschwenderischer ausgestattet wurden. Dem öffentlichen Vergnügen überhaupt waren die colossalen Gebäude der Thermen (ursprünglich warme Bäder) geweiht; sodann brachte die Sitte, ausgezeichneten Personen Denkmäler zu errichten, die prächtig geschmückten Triumphthore, die Ehrensäulen hervor, denen sich Grabmonumente aller Art anreihten. Die aus drei Erdtheilen zusammengeraubten Schätze der Reichen und Vornehmen ließen um die Wette Wohnhäuser und Villen emporwachsen, die einander an Glanz und Größe überboten. Geradezu unübertroffen stehen endlich die sogenannten Nützlichkeitsbauten da, mit welchen die Römer jeden ihrer Schritte bezeichneten, die Brücken und die Wasserleitungen, die oft in drei-, vierfachen Bogenstellungen ein tiefes Thal, einen breiten Strom überspannen, die Heerstraßen und Befestigungen aller Art, mit welchen sie wie mit einem Netze ihr weites Reich bedeckten.

* Nach Wilhelm Lübke, Geschichte der Architectur, C. G. Reklen, Geschichte der Handwerke und Gewerbe, F. Adler, Die Weltstädte in der Baukunst, und Ludwig Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms.

Den Höhenpunkt ihrer edelsten Blüthe erlebte die Architectur bei den Römern unter Augustus. Prachtvolle Tempel entstanden, darunter der des Quirinus, sodann das Pantheon und die großartigen Thermen des Agrippa, das Theater des Marcellus, das riesige Mausoleum (Grabdenkmal) des Augustus und viele andere Werke.

Jene Blüthe erhielt sich eine lange Zeit auf fast gleicher Höhe. Zur Zeit des Titus scheinen gewisse römische Eigenthümlichkeiten schärfer in den Vordergrund zu treten, wie denn auch an seinem Triumphbogen (70 n. Chr.) zuerst das römische Capitäl vorkommt. Characterisch für diese Epoche sind auch die Gebäude von Pompeji, an denen übrigens der dorische Stil vorwiegt. Auch das Colosseum, jenes riesige Amphitheater, verdankt dem Kaiser Titus seine Vollendung. Besonders zeichnete sich sodann Trajan durch seine Bauthätigkeit aus, und sein neues Forum galt lange als das herrlichste Denkmal Roms. Auch Hadrian war ein eifriger Gönner der Kunst. Aber es lag theils etwas bunt Vermischendes, theils etwas Prunksüchtiges in seiner Kunstliebe; der Luxus kostbarer Steinarten erreichte unter ihm einen besonders hohen Grad und zwar nicht ohne Nachtheil für die Würde der Architectur.

Vom Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. bis zur Mitte des vierten macht sich mehr und mehr ein unruhiges, unharmonisches Wesen in der Architectur geltend, und es ist, als durchzucke bereits ihren Körper das Gefühl der nahen Auflösung. Die Bekanntschaft mit den asiatischen Völkern wirkte namentlich mit, die Formen phantastischer und üppiger zu gestalten. Die Verzierungen werden gehäuft, die Glieder mehr und mehr in blos decorirender Weise angewandt. Das Pantheon und die Basilica des Constantin, sagt F. Adler, stellen Anfang und Ende der Baukunst von Rom in ihren eigentlichen Schöpfungen dar. Was dazwischen liegt, sind entweder umgeformte Wiederholungen, Schatten erhabener Gestalten, wie die meisten Tempel und Theater, oder ins Maßlose gesteigerte Ableitungen älterer Vorbilder. Nur in den Gräbern lebt noch ein Nachhall griechischer Einfachheit und Klarheit.

Rom zählte unter Augustus gegen 40,000 Häuser; dazu war die Umgebung meilenweit mit Tempeln, Landhäusern und andern Wohnhäusern übersäet. Diese ungeheure Stadt umgab Aurelian mit einer Ringmauer, die Probus vollendete, und die 381 Thürme, 6925 Brustwehren und 16 Hauptthore zählte. Von der Hauptstadt aber führten herrliche Kunststraßen nach allen Richtungen hin.

Wir vervollständigen das Bild Roms nach dem Werke von Friedländer. Was wir aus ihm in einem früheren Abschnitte (S. 192) vorführten, gilt auch zum Theil noch für das Rom der Kaiserzeit, nur daß in dieser Zeit Pracht und Großartigkeit überwiegend geworden war.

Alles in Allem gerechnet, muß gesagt werden: Rom war eine Stadt ohne Gleichen. Unter den öffentlichen Anlagen übertrafen die des Marsfeldes alle übrigen an Ausdehnung, während sie an Pracht und Großartigkeit keinen nachstanden. Den gewaltigen Eindruck der hier von Augustus hinterlassenen Marmorstadt hat Strabo geschildert.

Die weite, auf drei Seiten von der Mündung des Stromes umschlossene Ebene, deren ungeheure Fläche dem Gewühl der Wagen und Reiter und daneben einer unzähligen Menge Raum bot, die sich in Leibesübungen tummelte, ihr immer grüner Grasboden, die Prachtgebäude und Denkmäler ringsum, ein Labyrinth säulengetragener Hallen, Kuppeln, Giebeldächer, unterbrochen von dem Grün der Lusthaine und Baumgänge; als Begrenzung die Kuppen der jenseits über dem Flusse im Halbkreise aufsteigenden Hügel, deren Abhänge bis an die Ufer hinabreichten — das war ein Anblick, von dem man sich schwer trennen konnte, der die übrige Stadt wie einen Anhang erscheinen ließ. Betrat man aber die eigentliche Stadt und erblickte nun die Foren, eines neben dem andern ausgebreitet, von Säulengängen und Tempeln eingefaßt, und das Capitol mit seinen Bauwerken und den Palatin und die Colonade der Livia, so mochte man leicht das außerhalb Gesehene vergessen.

Was von dieser Herrlichkeit in den Bränden unter Nero und Titus verloren ging, ward wieder hergestellt oder ersetzt,

die alten Anlagen noch durch neue vermehrt. In dem halben Jahrhundert von Vespasian bis Hadrian erreichte Rom seinen höchsten Glanz, wenn auch unter den Antoninen und später noch Vieles zu seiner Verschönerung geschehen ist. Damals aber entstanden die Wunderwerke, die die spätesten Nachkommen nicht minder als die Zeitgenossen anstaunten, in gedrängter Reihenfolge. Ammian schilderte den Eindruck, den Rom auf den Kaiser Constantius machte, der es im Jahre 357 zum ersten Male sah, und nennt in dieser Schilderung fast ohne Ausnahme nur Bauten, die aus jener Zeit stammen. Als der Kaiser auf das Forum kam, die berühmte Stätte der alten Macht, war er stumm vor Bewunderung. Wohin auch seine Augen sich wandten, sah er sich von dem dichten Gedränge der Wunderwerke geblendet. Indem er sodann allmählig die einzelnen Theile der Stadt musterte, auf den Höhen der sieben Hügel, auf deren Abhängen und in der Ebene, meinte er immer das, was er zuerst gesehen, werde unter allem Uebrigen das Größte sein. Der Jupiterstempel auf dem tarpejischen Felsen strahlt wie Göttliches vor Menschlichem. Die Bäder sind in der Ausdehnung von Provinzen angelegt. Die Masse des Flavischen Amphitheaters, ein mächtiger Bau aus tiburtinischem Stein, ragt so hoch, daß der Blick kaum bis zur äußersten Höhe hinaufreicht. Der herrliche Rundbau des Pantheon mit prachtvoller hoher Ueberwölbung, die riesenhaften Ehrensäulen, zu deren Spitzen im Innern Treppen hinaufführen und welche die Bildsäulen früherer Herrscher tragen, der Tempel der Göttin Roma, das Forum des Friedens, das Theater des Pompejus, das Odeum, das Stadium, all diese Zierden der Stadt wetteifern an Schönheit, Pracht und Großartigkeit mit einander. Als er aber zum Forum Trajans gekommen war und diesen Bau erblickte, der unter dem ganzen Himmel nicht seines Gleichen hat, und wohl auch von den Göttern als wundervoll anerkannt werden würde, stand er wie betäubt, indem er seinen Geist durch die gigantischen Wölbungen hinstreifen ließ, die weder mit Worten beschrieben werden können, noch für Sterbliche zum zweiten Male erreichbar sind.

Aber es war nicht diese unvergleichliche Herrlichkeit der Bauten und Anlagen allein, die Rom zu einer Stadt der Wunder machte. Wer durch ihr endloses Gebiet wanderte, sah sich auf Schritt und Tritt von immer neuen Schauspielen gefesselt. Ueberall wurde der Blick von den Werken älterer und neuerer Kunst festgehalten, die in verwirrender unübersehlicher Fülle ganz Rom schmückten. Die Wände der Hallen und Tempel prangten im Farbenschmuck der Mauergemälde oder Bildtafeln, und ihre Räume so wie Straßen und Plätze waren von Erz- und Marmorbildern erfüllt. Noch im sechsten Jahrhundert, als wiederholte Stürme und Verwüstungen sie längst ihres glänzendsten und reichsten Schmukkes beraubt hatten, schien es, als ob noch ein zweites Volk von Statuen in ihren Mauern wohne.

Auf den die Stadt umgebenden Hügeln breiteten sich die kaiserlichen Gärten aus. Mehrere dieser schönen Anlagen standen dem Volke offen; überdies luden, namentlich im Marsfelde, Lorbeer- und Platanengänge zum Lustwandeln unter diesen Schattendächern ein.

Doch das größte unter allen Schauspielen Roms war seine Bevölkerung, jenes Menschengewühl, das sich täglich ohne Unterlaß durch die Straßen wälzte, gleich dem Strom eines stürzenden Wassers. Je mehr Rom der Mittelpunkt der Welt wurde, desto mehr strömten hier alle Nationen zusammen. Schon Cicero nannte Rom eine aus der Vereinigung der Völker gebildete Gemeinde. Aber eine eigentliche Masseneinwanderung aus der Provinz begann erst seit dem Untergange der Republik. Immer mehr ward Rom eine „gemeinsame Stadt“, ein „Versammlungsort des Erdkreises“, eine „Weltherberge“, und mit glücklich gewähltem Ausdruck hat es einer seiner griechischen Lobredner „ein Compendium der Welt“ genannt. Noch bunter ward das Gemisch durch die Menge der unaufhörlich ab- und zuströmenden Fremden, deren Zahl bei ungewöhnlichen Veranlassungen, wie namentlich großen Schauspielen, auch eine außerordentliche Höhe

erreichte, aber zu allen Zeiten in der Stadt sehr groß war, die — nach den Worten Seneca's — „für Tugenden wie für Laster die höchsten Preise zahlte", Glücksrittern und Betrügern aller Art das ergiebigste Feld bot und auf die stärksten menschlichen Neigungen eine unwiderstehliche Anziehungskraft übte. Hier schwirrten hundert Sprachen, hier drängten sich die Formen und Farben aller Racen, die Trachten aller Völker durcheinander. Mohrensclaven führten Elephanten aus den kaiserlichen Zwingern vorüber. Dort sprengte ein Trupp blonder Flamländer von der kaiserlichen Leibwache in glänzender Rüstung. Hier trugen Aegypter mit kahlgeschorenen Köpfen in linnenen Talaren die große Göttin Isis in Procession. Hinter einem griechischen Gelehrten ging ein junger Hindu mit Bücherrollen beladen. Orientalische Fürstensöhne in hohen Mützen und weiten, bunten Gewändern schritten mit ihrem Gefolge in schweigsamem Ernste durch die Menge, und tättowirte Wilde aus Britanien bestaunten die Wunder der neuen Welt, von denen sie sich umringt sahen. Zuweilen erregte ein ungewöhnlich fremdartig aussehender Zug, der sich durch die Straßen bewegte, die allgemeine Aufmerksamkeit, und man vernahm, dies seien Gesandte aus einem fernen Barbarenlande, von dem kaum der Name bekannt war, und sie seien gekommen, um dem Kaiser die Unterwerfung oder Bundesgenossenschaft ihres Volkes freiwillig anzubieten.

Die Zahl der Bevölkerung Roms läßt sich nur sehr ungefähr veranschlagen. Wenn sie auch großen Schwankungen unterworfen war, dürfte sie doch in der Zeit von August bis Trajan (mit Ausnahme von Zeiten, wo Seuche oder Bürgerkrieg wüthete) im Steigen begriffen gewesen sein und bis zu den großen Pesten unter Marc Aurel und Commodus nicht merklich abgenommen haben. Mit Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß sie in dieser Zeit meist zwischen ein und anderthalb Millionen schwankte und zuweilen vielleicht die letztere Summe noch überstieg.

Untergang des abendländischen Reiches.*

Das römische Reich hatte aus der Niederlage Attila's keinen Gewinn gezogen, es ging unrettbar seinem Untergange entgegen. Welch ein Lohn dem Aetius, dem Besieger Attila's, von dem verruchten Kaiser Valentinian zu Theil ward, ist oben erzählt worden. Bald darauf lockte der verächtliche Wollüstling die schöne und sittsame Gemahlin des Petronius Maximus, eines reichen und angesehenen Senators, durch List und falsche Vorspiegelungen in den Kaiserpalast und verletzte gewissenlos die Gesetze der Ehre und Gastfreundschaft. Der beleidigte Gatte, empört über die seiner Gattin und damit auch ihm angethane Schmach, gewann zwei Diener des vom Kaiser gemordeten Aetius, die sich sehnten, den Tod ihres Gebieters an dem Urheber zu rächen. Als sich nun eines Tages Valentinian an den Uebungen der Truppen auf dem Marsfelde ergötzte, stürzten die Verschworenen mit entblößten Waffen auf ihn ein und stießen ihn nieder. Zugleich fiel unter den Dolchen Jener Heraclius, der Günstling des Kaisers, der ihn zu dem Morde des Aetius aufgestachelt hatte. Niemand regte sich während oder nach der That zu Gunsten Valentinians, vielmehr wurde der so schwer gekränkte Senator Petronius Maximus zum Kaiser ausgerufen. Seine Gattin war bald nach der erlittenen Mißhandlung gestorben. Nun strebte Maximus, sei es aus Ehrsucht oder Rachgier, nach der Hand der kaiserlichen Wittwe Eudoxia. Diese aber verabscheute den Ehebund mit dem Mörder ihres Gemahls und entschloß sich, wie erzählt wird, die Vandalen zum Werkzeug ihrer Rache herbeizurufen. Geiserich, der die Verwirrung des Römerreiches während des Hunnen-

* Nach Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte.

krieges zur Ausdehnung seiner Herrschaft über die schöne und fruchtbare Nordküste Afrika's von Tanger bis Tripolis benutzt hatte, folgte mit Freuden dem Ruf, der ihn in den Stand setzte, seine Raubfahrt mit den gleißenden Namen von Ehre, Mitleid und Beschützung der Schwachen zu umhüllen. Er landete mit einem starken Geschwader an der Mündung des Tiber und zog, während Maximus auf der Flucht durch die Straßen Roms von der wüthenden Menge im Getümmel erschlagen und sein blutiger Leichnam den Wellen preisgegeben ward, ohne Hinderniß in die hülflose Weltstadt ein. Die Bitten des Bischofs Leo, der an der Spitze der Geistlichkeit dem Barbaren entgegenging, machten auf Geiserich nicht denselben Eindruck, wie auf den Hunnenkönig. Zwar versprach der Vandale Schonung der Kirchen, der Wohngebäude und der wehrlosen Einwohner, dagegen gestattete er seinen wilden Kriegern eine vierzehntägige Plünderung. Die Wuth, womit die Barbaren die unschätzbaren Werke des Alterthums raubten und zerschlugen, hat sich dem Gedächtniß der Menschen so tief eingeprägt, daß der Ausdruck „Vandalismus" seitdem als Bezeichnung roher Verstümmelung von Erzeugnissen der Kunst unter den Thaten des Frevels sich erhalten hat. Die ehernen Standbilder der Götter und Helden, die vergoldeten Ziegeln vom Dache des palatinischen Prachtgebäudes, die heiligen Gefäße, die einst die römischen Sieger aus dem Tempel von Jerusalem als Triumphstücke in die ewige Stadt entführt, der reiche Schmuck der christlichen Kirchen, die Verzierungen und der prachtvolle Hausrath von Gold und Silber, welchen der Luxus der Großen in den Palästen aufgehäuft, alles Schöne und Köstliche wurde von den räuberischen Händen der Vandalen auf die Schiffe getragen. Und nicht zufrieden mit dem todten Raube, schleppte Geiserich auch viele tausend Römer jedes Geschlechts und Alters, unter ihnen auch die Kaiserin Eudoxia, die ihrem „Befreier" in reichem Juwelenglanz entgegen gezogen war, und ihre beiden Töchter Eudoxia und Placidia, die letzten Nachkommen des großen Theodosius, auf die Flotte und kehrte dann, beladen mit Schätzen und Gefangenen, nach Afrikas Küste in seine wieder erstandene Hauptstadt Carthago zurück. Dort fanden die Unglücklichen Tröstung und Schutz bei dem Bischof Deogratias, der die goldenen und silbernen Gefäße der Kirche veräußerte, um ihnen die Freiheit zu erkaufen oder die Leiden der Gefangenschaft zu mildern. Auch Neapel, Nola, Capua und andere Städte Italiens fühlten „Carthago's Nemesis". Aber auf das stumpfe und feige Geschlecht der Römer machte dieser ungeheure Glückswechsel so wenig fruchtbringenden Eindruck, daß man bald nach dem Abzuge der Vandalen aller Vorstellungen Leo's ungeachtet „die Freuden des Circus in voller Lust genoß und im verschollenen Volksglauben Abwehr wider den äußern Feind suchte."

Geiserich hatte den ohnmächtigen Thron seinem Schicksale überlassen. Aber Rom besaß nicht mehr die Kraft, für sich selbst zu sorgen; es gerieth fortgesetzt mehr in Abhängigkeit von andern Mächten. Bald erhielt es seine Herrscher von Gallien, wo die Westgothen das entscheidende Wort führten, bald von dem byzantinischen Hofe, wo man die Autorität über Italien als legitime Erbschaft in Anspruch nahm.

Um die Zeit des Vandaleneinfalls lebte auf einem prachtvollen Landgute in der Nähe von Clermont ein gallischer Edelmann, Flavius Avitus, aus dem Stamme der Arverner, gleich ausgezeichnet in den Studien der Literatur und der Rechtswissenschaft, wie in den Waffen. Durch die entscheidende Fürsprache des Westgothenkönigs Theodorich II., dessen Gunst er sich erworben hatte, wurde er auf einer Versammlung zu Arles zum Augustus ausgerufen.

Aber dem neuen Kaiser brachte die Erhebung so wenig Glück als seinem Vorgänger. Während sein Gönner Theodorich in seinem Namen die Sueven in Spanien bekriegte, ihren gefangenen König Rechiarius dem Tode weihete und dem mit großer Härte behandelten Volke das Joch der Knechtschaft auflegte, wurde der Kaiser Avitus von Ricimer, dem eben so tapfern und schlauen als grausamen und treulosen Oberfeldherrn der

barbarischen Hülfsvölker Roms, der von väterlicher Seite ein Sueve, von mütterlicher ein Enkel des Westgothenkönigs Wallia, sich durch Vernichtung der vandalischen Flotte bei der Insel Corsica den Ehrennamen eines „Befreiers Italiens“ erworben hatte, seines Purpurs beraubt und Majorian, ein tapferer Kriegsmann im goldgelben Haarschmuck, von dem Prokopius sagt, daß er mild den Untergebenen und furchtbar den Feinden gewesen, an dessen Stelle erhoben. Avitus, von Ricimer zum Bischof von Placentia bestimmt, aber von dem ergrimmten Senate zum Tode verurtheilt, suchte sich durch heimliche Flucht zu retten, fand jedoch nur ein ehrenvolles Grab in der gallischen Heimath zu den Füßen seines Schutzheiligen Julianus.

Ist auch von der vierjährigen Regierung Majorians nur Weniges auf die Nachwelt gekommen, so geben die allein schon von ihm ausgehenden Gesetzreformen Zeugniß, daß er die tiefen Schäden, an denen der Staat litt, erkannt hatte und nur in den vereinigten Anstrengungen aller einsichtsvollen und patriotisch gesinnten Bürger einen Damm gegen den Ruin der Gesammtheit erblickte.

Mit nicht minderem Eifer war Majorian für die äußere Sicherheit des Reiches bedacht. An der Spitze eines beträchtlichen Heeres von einheimischen und barbarischen Streitern, welche letztere er aus den tapfersten Hülfsvölkern Attila's von der Niederdonau geworben, zog er selbst zu Fuß und in vollständiger Rüstung mitten im Winter über die Alpen nach Gallien, brachte den König Theodorich, nachdem er ihm bei Arles durch seine Waffen Achtung eingeflößt, zu einem Frieden und Bündniß, und drang dann über die Pyrenäen in Spanien ein, um einen mächtigen Streich gegen die Vandalen zu führen, deren flüchtige Geschwader schon seit Jahren die Küsten Italiens, Galliens und Spaniens mit Raubzügen heimgesucht hatten. In Kurzem konnte Majorian dreihundert Galeeren und kleinere Fahrzeuge aufstellen; und wie sehr Geiserich über diese kriegerischen Zurüstungen in Sorge war, beweisen die von seiner Seite mit Eifer betriebenen Friedensunterhandlungen. Bei dem tödtlichen Hasse, den die Bewohner Afrika's gegen den gewaltthätigen König, der sie in Armuth und Knechtschaft gestürzt, in ihrer Seele hegten, mußte er von einer Landung der Römer einen allgemeinen Aufstand im Lande fürchten. Majorian, voll Mißtrauen in die treulose Natur der Vandalen, hob die Unterhandlungen auf; aber so vorsichtig er die Schlingen der Arglist und des Truges zu zerreißen suchte, der schlaue Piratenkönig fand dennoch Mittel und Wege, die feilen und feigen Seelen einiger Unzufriedenen in des Kaisers Umgebung zum Verrath zu bewegen. Durch ihre geheimen Angaben geleitet, überraschte er die unbewachte Flotte in der Bucht von Carthagena (Neu-Carthago an der spanischen Küste) und vernichtete, indem er einen großen Theil der zur Ueberfahrt bereiten Schiffe verbrannte, versenkte oder entführte, mit einem Schlage die Rüstungen von drei Jahren. Ein Friede, unter unbekannten Bedingungen abgeschlossen, kann als Beweis dienen, daß Geiserich auch noch den überwundenen Kaiser ehrte und fürchtete. Aber für die zahlreichen Widersacher Majorians, die ihm wegen seiner durchgreifenden Reformen grollten, war der Unfall eine willkommene Veranlassung, ihn durch Verrath und Mord aus dem Wege zu schaffen. Auf dem Rückwege nach Rom ward er auf Anstiften Ricimers seines Purpurs beraubt und erschlagen.

Alle Gewalt lag nunmehr in den Händen Ricimers. Da aber die Herrschaft eines Barbaren die letzten Reste des römischen Nationalgefühls zu entzünden drohte, so überließ er den Kaisertitel dem Schwächling Libius Severus, der in der Dunkelheit des Privatlebens verblieb, während der Sueve in seinem Namen nach Laune und Willkür schaltete; und so wenig Geltung hatte dieser Scheinkaiser, daß sein Tod kaum bemerkt wurde, und Ricimer die Regierung zwei Jahre lang ohne alle Aenderung weiter führte, bis die schwierige Lage des Westreichs die Aufstellung eines neuen Kaisers rathsam erscheinen ließ.

Die Lage war diese. Seit dem Vertrage Geiserichs mit den Oströmern waren die unbeschützten Küsten der apenni-

nischen Halbinsel das ausschließliche Ziel seiner wilden Raubfahrten. Ricimer, ein kriegskundiger Mann, war nicht vermögend, mit den heimischen Streitkräften den durch Mauren, Numidier und afrikanische Römer verstärkten Vandalen und ihrem unternehmenden Könige auf die Dauer zu widerstehen. Er wendete sich daher als Bittender nach Constantinopel und ließ sich die Erhebung des byzantinischen Patriciers Anthemius, der wegen seiner Verdienste zum Eidam Marcians erhoben worden war, zum Kaiser des Abendlandes gefallen. Der wachsende Uebermuth Geiserichs, der im Namen seiner kaiserlichen Schwiegertochter Eudoxia sogar Ansprüche für sein eigenes Haus erhob, und die Ungnade Aspars, der als Arianer stets zu Gunsten seiner Glaubensgenossen gewirkt hatte, erleichterte das Bündniß zwischen dem westlichen und östlichen Römerreiche zu einer gemeinsamen Heerfahrt gegen den Nationalfeind. Um das Band noch fester zu knüpfen, vermählte der neue Kaiser Anthemius seine schöne Tochter mit Ricimer.

Der oströmische Kaiser Leo betrachtete Anthemius als seinen „geliebten Sohn, mit dem er das Regiment des Erdkreises getheilt habe", und nahm eine väterliche Obmacht in Anspruch. Das ganze Römerreich trat nun gegen den vandalischen Verwüster unter die Waffen. Während Marcellinus, mit Rom ausgesöhnt, die dalmatischen Schiffe auslaufen ließ und den räuberischen Feind von der Insel Sardinien vertrieb, und Heraclius, Statthalter von Aegypten, mit den Truppen jenes Landes, begleitet von Arabern zu Pferde und auf Kameelen durch die Wüste zog, um nach Bewältigung der Küstenstadt von Tripolis vor die Mauern von Carthago zu rücken; segelte eine Flotte von über tausend wohlbemannten Galeeren aus dem Hafen von Constantinopel der afrikanischen Küste zu. Aber der Oberbefehl lag in den Händen des Basiliskus, eines unfähigen oder treulosen Mannes, der für solche Ehre keine anderen Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er der Bruder der oströmischen Kaiserin Verina war. Der Anfang zwar versprach den besten Erfolg. Die gewaltige Armada legte sich in der Nähe von Carthago ans Land. Anstatt aber mit der gesammten Streitmacht ungesäumt auf die Hauptstadt loszurücken, ließ sich Basiliskus durch die Versicherung Geiserichs, daß er sich unterwerfen und Frieden halten wolle, täuschen und gewährte zur Aufstellung von Bedingungen einen Waffenstillstand von fünf Tagen. Diesen benutzte der schlaue und hinterlistige Vandale zu einem Ueberfall. Während in der Dunkelheit der Nacht eine Anzahl mit Brennstoffen gefüllter Fahrzeuge die vorderste Reihe der dichtgedrängten Schiffe in Flammen setzte, machte Geiserich von der andern Seite einen unerwarteten Angriff. Bald herrschte die furchtbarste Verwirrung unter der römischen Schiffsmannschaft, Feuer, Wasser und Schwert forderten unzählige Opfer. Basiliskus floh mit dem Rest der Flotte. In Constantinopel angekommen, barg er sein schuldvolles Haupt im Heiligthume der Sophienkirche, bis seine Schwester durch Thränen und Bitten bei dem entrüsteten Kaiser seine Begnadigung auswirkte. Heraclius kehrte durch die Wüste zurück, und Marcellinus wurde auf Sicilien von einem seiner Hauptleute, vielleicht auf Anstiften Ricimers, ermordet, der fähigste und furchtbarste unter Geiserichs Gegnern.

Nun war der Seeräuberkönig von Neuem Tyrann des Mittelmeeres und die Zuchtruthe der Inseln und Küstenländer, die er schonungsloser als je zuvor heimsuchte. Nicht zufrieden mit der Wiedereroberung von Sardinien und Tripolis, fügte er auch Sicilien seinen Besitzungen bei und schloß dann mit den Ostgothen an der Donau und den Westgothen in Südgallien ein Schutz- und Trutzbündniß, damit das morgenländische und abendländische Reich zu gleicher Zeit von drei Seiten angegriffen und seinem Untergange entgegengeführt würde. Gestärkt durch diesen Bund unternahmen die Westgothen, die schon unter Theodorich durch Erwerbung der wichtigen Stadt Narbonne und der Umgegend ihr Reich erweitert und abgerundet hatten, unter dem streitbaren König Eurich, dem Mörder und Nachfolger Theodorichs, Eroberungszüge in Gallien und Spanien. Im geheimen Einverständniß mit Arvandus,

dem Präfect des römischen Galliens, bekriegte Eurich den britischen Heerfürsten Riothimus und nöthigte ihn durch den Sieg bei Bourges, mit den Trümmern seines Heeres bei den Burgundern, Roms treuen Bundesgenossen, Zuflucht zu suchen.

Bei dieser inneren Auflösung fiel es dem unternehmenden Westgothenkönige gar nicht schwer, alles Land von der Loire bis zum Mittelmeere, von der Rhone bis an die Pyrenäen zu dem Tolosanischen Reiche zu vereinigen. Da endlich auch Auvergne trotz der heldenmüthigen Gegenwehr des Ecdicius (Decius) von Clermont, des hochherzigen Sohnes des früheren Kaisers Avitus, in die Gewalt der Westgothen gerieth, und im Norden und Osten die Franken und Allemannen, mit den südlichen Volksgenossen wetteifernd, ihre Grenzen ausdehnten, so blieb endlich in Gallien den Römern nur noch die Umgegend von Soissons (Sigdunum), welche der Statthalter Syagrius, des Aegidius Sohn, „aus dem allgemeinen Schiffbruch einstweilen rettete.“

Zu gleicher Zeit erlag auch in Spanien der letzte Rest der römischen Besitzungen den vereinten Angriffen der germanischen Völker, insbesondere der Westgothen. Der kühne Eurich zog an der Spitze eines zahlreichen Heeres über die Pyrenäen, unterwarf Saragossa und Pampeluna, besiegte in offener Feldschlacht den kriegerischen Adel der tarragonensischen Provinz, trug seine siegreichen Waffen bis in das Herz von Lusitanien und nöthigte die Sueven unter ihrem König Remismund, die Oberhoheit der Westgothen über Gallien anzuerkennen.

Nach neunzehnjähriger Regierung starb Eurich zu Arles (484) und hinterließ einen Sohn, der unter dem Namen Alarich II. den westgothischen Thron bestieg.

Während dieser Vorgänge war Rom und Italien der Schauplatz neuer Stürme und Wechselfälle geworden, die endlich den Untergang des Reiches herbeiführten. Das gute Einvernehmen Ricimers mit seinem Schwiegervater Anthemius war von kurzer Dauer. Der übermüthige Sueve verlegte seinen Sitz nach Mailand, wo er die Barbaren, je nach Umständen, herbeirufen oder zurücktreiben konnte, und nahm eine feindliche Haltung gegen Rom an. Die Versöhnungsversuche des h. Epiphanius, Bischofs von Pavia, „der klug wie die Schlangen war und ohne Falsch wie die Tauben,“ waren von geringer Wirkung. Endlich warf Ricimer die Treue gegen den griechischen Kaiser und seinen Schützling von sich und zog, unterstützt von burgundischen und suevischen Hülfsvölkern, vor die Thore Roms, um den Senator Olybrius, den Gemahl der Kaisertochter Placida, als Augustus einzusetzen. Im geheimen Einverständniß mit einer Zahl von Senatoren unternahm Ricimer die Eroberung der Stadt. Nach kurzem Widerstande wurde Rom erstürmt, der edle Kaiser aus dem Versteck gezogen und auf Befehl seines Schwiegersohnes getödtet, und darauf die Stadt der Wuth und Raubsucht der Soldaten preisgegeben. Mit dieser ehrlosen That schloß das blutbefleckte Leben Ricimers, den bald darauf eine bösartige Krankheit hinwegraffte. Einige Wochen später folgte ihm Olybrius, der mit Einwilligung des römischen Herrschers von ihm mit dem Purpur geschmückt worden war. Kurz vor seinem Tode hatte Ricimer den Heerbefehl seinem Neffen Gundobald, einem Fürsten der Burgunder, übertragen. Dieser erhob den Glycerius, einen tapfern Soldaten von unbekannter Herkunft, auf den machtlosen Thron, während der oströmische Hof Julius Nepos, den Neffen des tapfern Marcellinus, zum Augustus des Abendlandes ernannte. Nepos, mit einer Nichte der Kaiserin Verina vermählt, rückte vor die Thore Roms. Glycerius, schwach unterstützt, entsagte der Herrschaft und begnügte sich mit der gefahrloseren Würde eines Bischofs von Salona. Aber auch dem neuen Kaiser war nur eine kurze Regierung beschieden. Nachdem er den tapfern Ecdicius von Clermont nach Rom berufen, um ihn für sein rühmliches Verhalten mit dem Range eines Patriciers zu belohnen, und die Landschaft Auvergne den Westgothen, die schon thatsächlich im Besitze derselben waren, überlassen hatte, sah er sich durch den wüthenden Aufstand der barbarischen Bundestruppen unter dem Oberfeldherrn Orestes zur Flucht von Rom nach seinem dalmatischen Heimathlande genöthigt. Orestes, Sohn des

in Pannonien seßhaften Tantalus, war nach Attila's Tode in die Dienste Roms getreten und hatte durch die dort gesammelte Erfahrung und Kriegsübung den letzten Kaisern trefflichen Beistand geleistet, so daß ihn Julius Nepos selbst zum Patricier und Oberfeldherrn ernannt hatte; aber ehrgeizig und an Glückswechsel gewöhnt, strebte er, im Vertrauen auf die seinem Befehle untergebenen Hilfstruppen der Heruler, Scyren, Alanen, Turcilinger, Rugier u. A. nach der höchsten Gewalt. Während Nepos, verlassen vom oströmischen Hofe, nach Salona flüchtete (er fand dort später durch die Nachstellungen des Glycerius seinen Tod), zog Orestes als Sieger in die verlassene Hauptstadt Ravenna ein und schmückte daselbst seinen unmündigen Sohn Romulus Augustulus mit der macht- und ruhmlosen Kaiserkrone. Aber noch vor Verlauf eines Jahres machte Orestes die Erfahrung, „daß die Lehren des Meineides und Undanks, welche ein Empörer geben muß, gegen ihn selbst zurückspringen," und daß Herrscher von Italien nur die Wahl blieb, entweder der Sclave oder das Opfer der Barbarensöldner zu sein. Die fremden Truppen, die aus jeder Umwälzung Solderhöhung, Vorrechte und Vortheile aller Art zogen und darum an dem raschen Wechsel der Herrschaft Gefallen fanden, vereinigten sich nun zu der Forderung, Orestes solle ihnen zum Lohn für ihre Dienste den dritten Theil vom italischen Grund und Boden abtreten. Als der Oberfeldherr ihr trotziges Verlangen zurückwies, reizte Odoaker, wie es heißt, ein Sohn des Rugierfürsten Edeko, seine Waffengenossen zur Empörung, rückte an ihrer Spitze in die Stadt Pavia, hinter deren Mauern und Festungswerken Orestes Zuflucht gesucht, und ließ, während die rohen Kriegsleute die erstürmte Bischofsstadt mit Raub und wilden Gräuelthaten füllten, den gefangenen Patricier enthaupten. Sein Bruder Paulus wurde in einem Gefecht bei Ravenna getödtet, dem harmlosen Romulus Augustulus aber wies der Sieger einen Wohnsitz in Campanien und ein Gnadengehalt von 6000 Goldgulden an und machte dann, von den germanischen Kriegsvölkern als „König von Italien" begrüßt (476), dem weströmischen Reiche ein Ende.

Zeno, der Beherrscher des oströmischen Reiches, willfahrte nach einigen Bedenken den Bitten des römischen Senates, die Würde eines Augustus des römischen Reiches allein dem Beherrscher von Constantinopel vorzubehalten und den Odoaker im Range eines Patriciers zu bestätigen.

Nun herrschte Odoaker, der Sohn Ediko's, der einst neben Orestes im Feldlager des großen Hunnenkönigs in hohem Ansehn gestanden, als Patricier und Oberfeldherr über Italien, anfangs im Namen des Julius Nepos, dann nach dessen Ermordung (480) mit stillschweigender Einwilligung des byzantinischen Kaisers, in einer Stellung, die nur der Idee nach eine untergeordnete oder abhängige, in Wirklichkeit eine selbstständige war. Nach der Auflösung des Hunnenreichs war Odoaker einst als gemeiner Kriegsmann mit stolzen Hoffnungen in der Brust nach Italien gezogen, und hatte dann durch seine Tapferkeit und seine kriegerischen Talente einen ehrenvollen Rang in der aus deutschen Soldtruppen gebildeten Leibwache erlangt, bis ihn das Schicksal zum Vollstrecker eines großartigen, lange vorbereiteten Weltereignisses bestimmte.

Zehn Jahre später (486) erlag auch der letzte unabhängige Statthalter in Gallien, Syagrius in Soissons, dem Schwerte des Frankenkönigs Clovis (Chlodwig), worauf in Europa ein neuer durch Christenthum und Germanenthum begründeter Zustand eintrat.

So sank das römische Weltreich unter den Streichen germanischer Krieger. Alle Stämme haben bei der großen That der Zerstörung mitgewirkt, doch ohne Plan und Verabredung, gleichsam willenlos dem Geschick dienend. Aber die Erinnerung an den gemeinsamen großartigen Weltkampf gestaltete sich zu reichen Sagenkreisen, aus denen die deutschen Sänger aller Stämme ihre Stoffe holten, wie einst die griechischen aus dem Trojanerkriege.

Druck von Gerber & Seydel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google